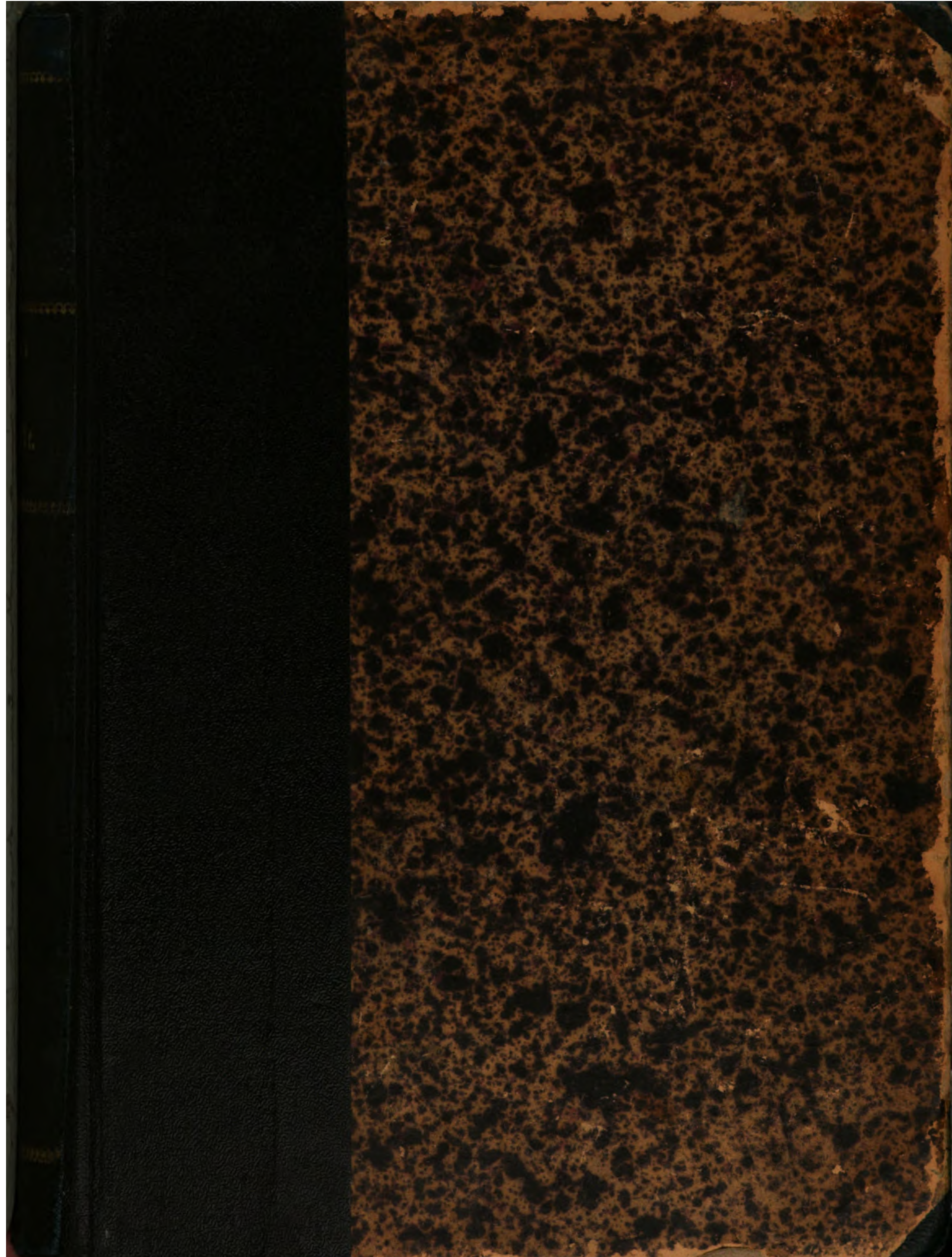



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Neunundachtzigster Band.

Oktober 1900 bis März 1901.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1901.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Fünfundvierzigster Jahrgang. Neunundachtzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

neunundachtzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

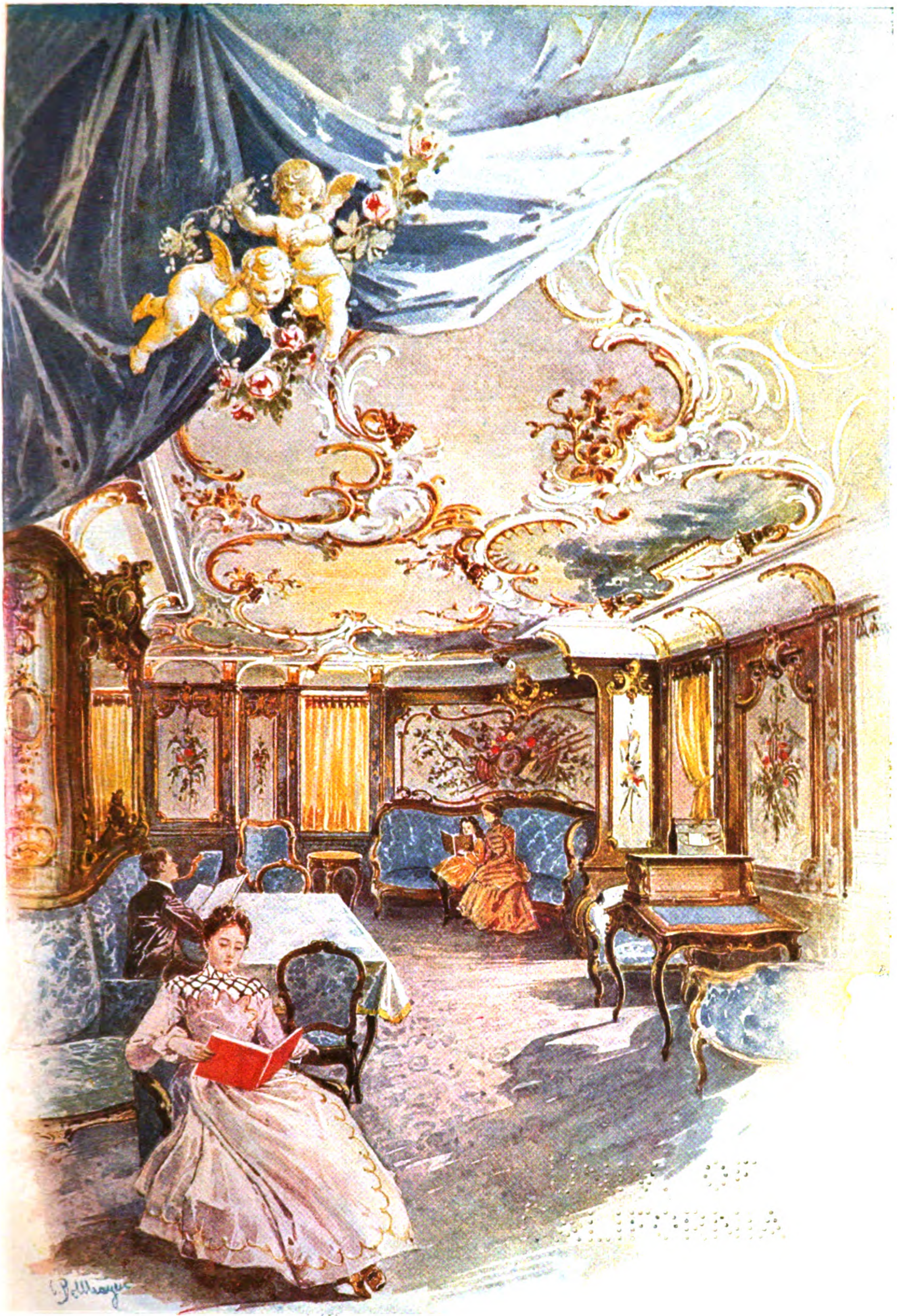
Beaulieu-Marconnay, Freiherr von, in Charlottenburg, 1, 253. — Bie, Oskar, in Berlin, 188. — Bojanowski, P. v., in Weimar, 515. — Borkowsky, E., in Naumburg, 651. — Brandt, M. von, in Wiesbaden, 631. — Clausen, Ernst, in Eisenach, 231. — Ebart, P. v., in Gotha, 771. — Egelhaaf, Gottlob, in Stuttgart, 78, 829. — Fischer, Adolf, in Berlin, 489. — Frapan, Ilse, in Zürich, 522. — Fred, W., in Wien, 668. — Glaue, Paul, in Berlin-Friedenau, 757. — Grabein, Paul, in Berlin, 380. — Haenel, Erich, in Dresden, 363. — Hagen, Luise, in Berlin, 697. — Hollaender, Felix, in Berlin, 26, 153, 309, 453, 601, 733. — Houben, Heinr. Hub., in Schöneberg, 391. — Jessen, Jarno, in Berlin, 101. — Jiriczek, Otto L., in Breslau, 428. — Johannsen, Johannes, in Berlin, 782. — Kohlrausch, Robert, in München, 543. — Köppen, Fedor v., in Leipzig, 216, 560. — Matschie, Paul, in Charlottenburg, 405. — Mayne, Harry, in Charlottenburg, 126. — Meyer, Johann Georg, in Steglitz, 420. — Ostwald, Hans, in Berlin, 797. — Rahlwes, Ferdinand, in Braunschweig, 295. — Schambach, Karl, in Frankfurt a. M., 835. — Schenck, Luise, in Friedrichroda, 658. — Schmidkunz, Hans, in Berlin, 715. — Schulze, Wilhelm, in Berlin, 135. — Stamper, Georg, in Berlin, 283. — Stock, Otto, in Greifswald, 570, 686. — Storck, Karl, in Berlin-Westend, 63. — Wenzel, Alfred, in Leipzig, 848. — Wilbrandt, Adolf, in Rostock, 85.

Inhalt
des neunundachtzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum neunundachtzigsten Bande.

Litterarische Rundschau:

Litterarische Rundschau:



Schnellpostdampfer „Kaiser Wilhelm der Große“: Damenzimmer I. Klasse.



Zweitausendsiebenhundert Meilen

unter der

Flagge des Norddeutschen Lloyd.

Von

Freiherr von Beaulieu-Marconnay.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war ein eisiger Dezember-Abend. Heulend pfiff der Wind durch die gewaltige Halle des Schlesischen Bahnhofes, in glitzernden Reflexen brach sich das weiß-bläuliche Licht der elektrischen Bogenlampen an den gefrorenen Scheiben der Glasbedachung, und wirbelnde Wolken weißen Schnees fegten mit dem Oststurm über die stahlglänzenden Schienenstränge herein.

Der Nacht-Schnellzug nach der russischen Grenze war diesen Abend trotz der ungastlichen Reisezeit stark besetzt, und nur mit großer Mühe war es dem vielgewandten Kurier des Monopolhotels gelungen, im Schlafwagen ein Halbcoupé für mich allein zu reservieren. Schon war das zweite Zeichen zur Abfahrt gegeben — da bemerkte ich, aus dem halb geöffneten Korridorfenster auf den Bahnsteig hinaussehend, wie noch ein Herr in großer Hast die breite Zugangstreppe heraufeilte und sofort auf den gerade vor ihm haltenden Schlafwagen zuging.

„Alles besetzt, mein Herr — leider nichts mehr frei!" tönte ihm die Stimme des Wagenführers mit gutmütiger Ironie entgegen.

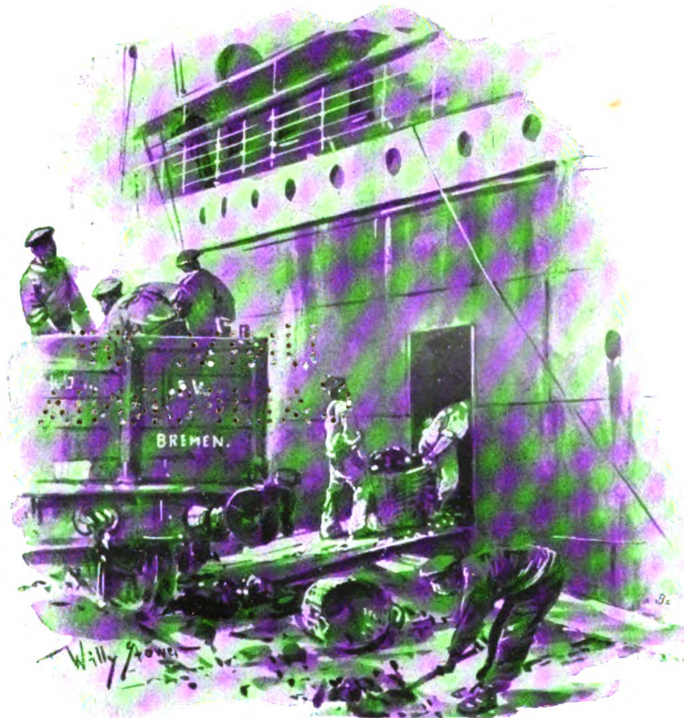
Über die sympathischen, ernsten Züge des verspäteten Reisenden huschte deutliche Enttäuschung. Mich dauerte der Mann in dem kalten Dezembersturm und der langen Nachtfahrt nach dem fernen Osten.

„Kommen Sie zu mir herein, bei mir ist noch ein Bett frei!" rief ich ihm zu. Ein dankerfüllter, freundlicher Blick traf mich —

rasch sprang der Fremde in die nächste noch offene Thür des D-Zuges, Handkoffer, Hutschachtel und Plaidtasche flogen mit kräftigem Schwunge hinterdrein, und langsam begann im gleichen Augenblick die gewaltige Schnellzugsmaschine, sich einhüllend in weißen Nebel zischenden Wasserdampfes, unseren Zug aus dem erleuchteten Bahnhof in die dunkle Winternacht hinauszuführen.

Während noch die Räder in dumpfen Schlägen über die Weichen und Herzstücke der einmündenden Anschlußgeleise hinwegrollten, wurde die Thür meines behaglich durchwärmten Abteils aufgeschoben, und aufatmend, mit dem Tuch über die feucht gewordene Stirn fahrend, erschien mein neuer Reisebegleiter in dem offenen Rahmen.

Eine hohe männliche Erscheinung mit blondem Haar, kurz geschnittenem, leicht ergrauendem Vollbart und blauen Augen — das ruhig-sichere Wesen, der Anzug, die weiche, schwarzlederne Aktentasche unter dem Arm erweckten den Eindruck eines höheren Regierungsbeamten oder größeren Kaufherrn.

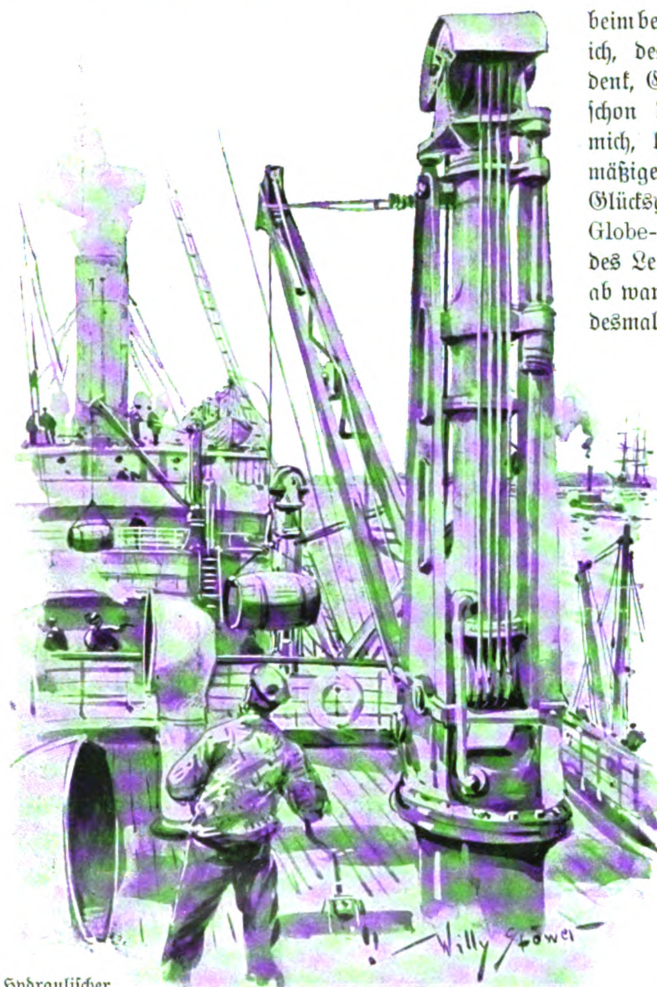


Kohlenübernahme.

„Das war Hilfe im letzten Augenblick — Dank, vielen herzlichen Dank für Ihre Güte — mein Name ist Leist — Direktor Leist vom Norddeutschen Lloyd!"

Der sonore, warme Klang der Stimme und die natürliche, vornehme Art meines unfreiwilligen Gastes paßten harmonisch in das Bild, und wir waren in wenigen Minuten gute Bekannte. Unser Reiseziel war das gleiche: Danzig, wohin jenen Geschäfte mit der altberühmten Werft von Schichau, mich selbst ein Besuch bei dem Chef des auf der Rückfahrt von Schweden auf Außenreede zu Anker liegenden deutschen Panzergeschwaders riefen. Das also war Leist, der langjährige, in deutschen, englischen und nordamerikanischen Häfen rühmlichst bekannte frühere Kapitän des ersten Schnelldampfers unter deutscher und Bremer Flagge: der „Elbe", deren glänzende Fahrten den Beginn einer neuen großen Epoche in der Geschichte des Norddeutschen Lloyd, ja der deutschen Seeschiffahrt überhaupt bedeuteten.

Mein Interesse für den durch freundliche Fügung des Schicksals mir zugeführten hanseatischen Reeder stieg immer mehr, je länger wir in dem traulich engen Raume, eingehüllt von dem köstlichen Aroma unübertrefflicher Lloyd-Importen, Rede und Gegenrede tauschten; vielerlei Berührungspunkte, gemeinsame Interessen und gemeinsame Bekannte, bauten in kurzer Frist die Brücke herzlicher gegenseitiger Annäherung, und als wir uns in früher Morgenstunde auf dem Bahnhof in Danzig bei klirrendem Froste trennten, schieden wir mit langem, warmem Händedruck, der Versicherung guter Freundschaft für alle Zukunft und dem festen Versprechen meinerseits, den nächsten länge-



Hydraulischer Ladekran in Thätigkeit.

beim befreundeten Bankherrn that ich, des alten Spruches eingedenk, Geld in meine Tasche, und schon der nächste Morgen sah mich, lange vor der fahrplanmäßigen Zeit, im behaglichen Glücksgefühl des ungebundensten Globe-Trotter auf dem Perron des Lehrter Bahnhofes auf und ab wandeln, im Vorbeigehen jedesmal mit liebevollem Blick meinen langen, flachen Kabinenkoffer vor dem Gepäckwagen betrachtend.

Und als es Abend geworden, saß ich denn wieder nach zehnmonatiger Trennung meinem lieben Reisegefährten vom Vorjahr gegenüber. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich ihn in seinem Direktionsgebäude auf der Papenstraße in Bremen aufgesucht; ohne bestimmten Reiseplan, wie ich gekommen, nur mit dem Vorsatz, mich in willigem Gehorsam der fürsorgenden Entscheidung meines schiffsgewaltigen Freundes zu fügen, empfing ich von ihm nach kurzem Sinnen die Segelordre:

ren Erholungsurlaub mit einem Besuche in Bremen zu eröffnen und mit einer Oceanfahrt unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd auszufüllen.

Das Jahr wechselte, der Sommer kam und ging. Von dem staubigen, glühenden Asphalt der Großstadt, von den Papierstößen, den Vorträgen und Sprechstunden der Bureaux flogen die Gedanken häufig und häufiger sehnsüchtig hinaus zur fernen, blauen Hochstraße der See, und als der Herbst seine bunten Farben als Scheidegruß über das Wipfelmeer des Tiergartens breitete, da hielt es mich nicht länger daheim.

Feierlich ward der Stellvertreter von mir belehnt mit Siegel, Brief und Pergament;

„Übermorgen, lieber Baron, Mittwoch früh mit der Flut geht unsere ‚Barbarossa‘ nach Australien hinaus. Wenn es Ihnen recht ist, werde ich sofort telegraphisch eine gute Kabine nach Italien für Sie reservieren.“

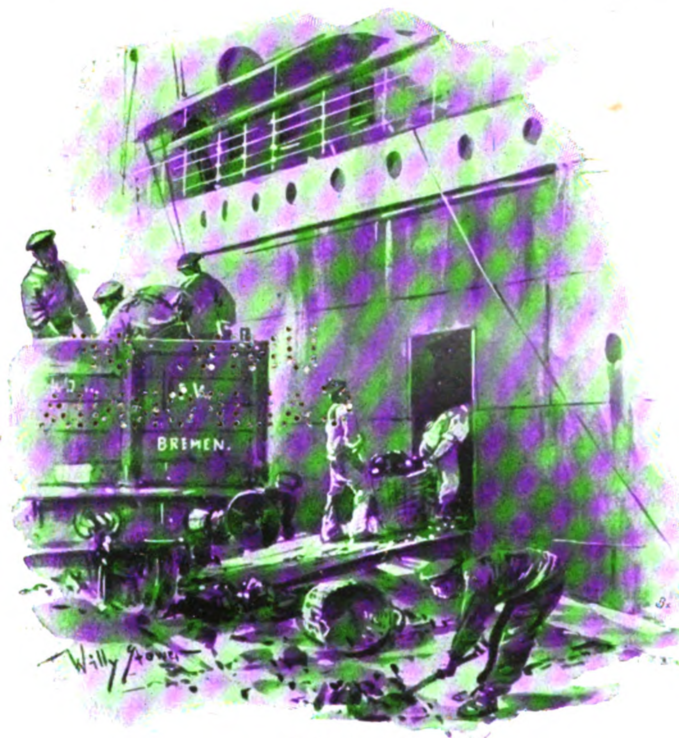
Dankbar, ohne zu zögern, schlug ich ein. Das war die beste Lösung, sowohl hinsichtlich des Reisezieles, als besonders des Umstandes, daß der Kapitän der „Barbarossa“ mein alter Freund und Landsmann Richter aus der oldenburgischen Heimat war.

Nun saßen wir wie damals, als der Tageslärm draußen erstorben, wieder behaglich beieinander; in traulichem Winkel der Weinstuben des berühmten „Alt=Bremer Hauses“ wob die Stunde ihren Zauber; auf schwe=

rasch sprang der Fremde in die nächste noch offene Thür des D-Zuges, Handkoffer, Hutschachtel und Plaidtasche flogen mit kräftigem Schwunge hinterdrein, und langsam begann im gleichen Augenblick die gewaltige Schnellzugsmaschine, sich einhüllend in weißen Nebel zischenden Wasserdampfes, unseren Zug aus dem erleuchteten Bahnhof in die dunkle Winternacht hinauszuführen.

Während noch die Räder in dumpfen Schlägen über die Weichen und Herzstücke der einmündenden Anschlußgeleise hinwegrollten, wurde die Thür meines behaglich durchwärmten Abteils aufgeschoben, und aufatmend, mit dem Tuch über die feucht gewordene Stirn fahrend, erschien mein neuer Reisebegleiter in dem offenen Rahmen.

Eine hohe männliche Erscheinung mit blondem Haar, kurz geschnittenem, leicht ergrauendem Vollbart und blauen Augen — das ruhig-sichere Wesen, der Anzug, die weiche, schwarzlederne Aktentasche unter dem Arm erweckten den Eindruck eines höheren Regierungsbeamten oder größeren Kaufherrn.

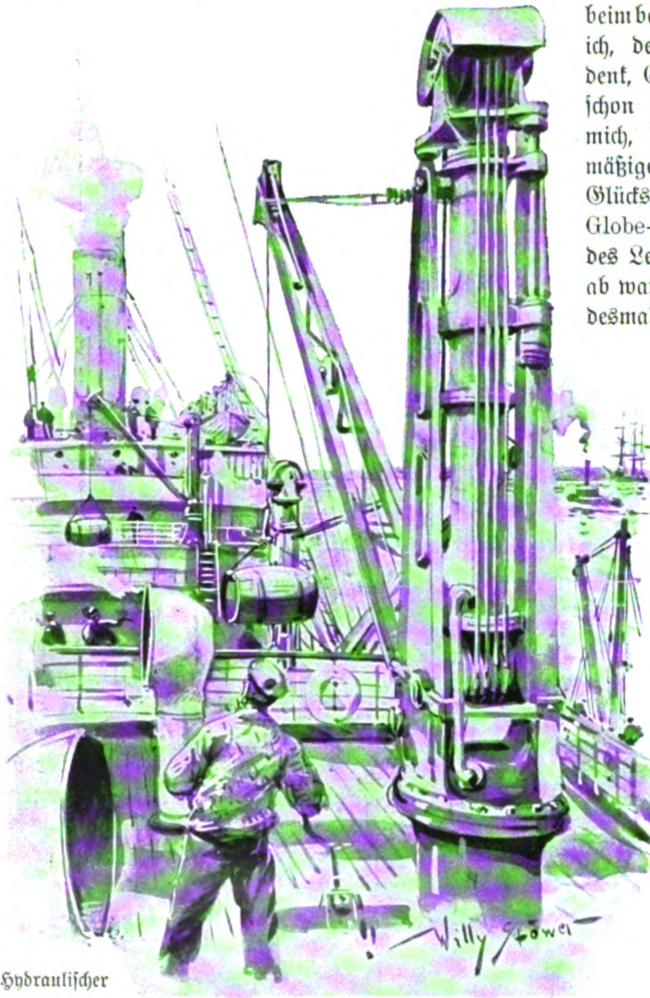


Kohlenübernahme.

„Das war Hilfe im letzten Augenblick — Dank, vielen herzlichen Dank für Ihre Güte — mein Name ist Leist — Direktor Leist vom Norddeutschen Lloyd!"

Der sonore, warme Klang der Stimme und die natürliche, vornehme Art meines unfreiwilligen Gastes paßten harmonisch in das Bild, und wir waren in wenigen Minuten gute Bekannte. Unser Reiseziel war das gleiche: Danzig, wohin jenen Geschäfte mit der altberühmten Werft von Schichau, mich selbst ein Besuch bei dem Chef des auf der Rückfahrt von Schweden auf Außenreede zu Anker liegenden deutschen Panzergeschwaders riefen. Das also war Leist, der langjährige, in deutschen, englischen und nordamerikanischen Häfen rühmlichst bekannte frühere Kapitän des ersten Schnelldampfers unter deutscher und Bremer Flagge: der „Elbe", deren glänzende Fahrten den Beginn einer neuen großen Epoche in der Geschichte des Norddeutschen Lloyd, ja der deutschen Seeschiffahrt überhaupt bedeuteten.

Mein Interesse für den durch freundliche Fügung des Schicksals mir zugeführten hanseatischen Reeder stieg immer mehr, je länger wir in dem traulich engen Raume, eingehüllt von dem köstlichen Aroma unübertrefflicher Lloyd-Importen, Rede und Gegenrede tauschten; vielerlei Berührungspunkte, gemeinsame Interessen und gemeinsame Bekannte, bauten in kurzer Frist die Brücke herzlicher gegenseitiger Annäherung, und als wir uns in früher Morgenstunde auf dem Bahnhof in Danzig bei klirrendem Froste trennten, schieden wir mit langem, warmem Händedruck, der Versicherung guter Freundschaft für alle Zukunft und dem festen Versprechen meinerseits, den nächsten länge-



Hydraulischer Ladekran in Thätigkeit.

ren Erholungsurlaub mit einem Besuche in Bremen zu eröffnen und mit einer Ocean-fahrt unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd auszufüllen.

Das Jahr wechselte, der Sommer kam und ging. Von dem staubigen, glühenden Asphalt der Großstadt, von den Papierstößen, den Vorträgen und Sprechstunden der Bureaux flogen die Gedanken häufig und häufiger sehnsüchtig hinaus zur fernen, blauen Hochstraße der See, und als der Herbst seine bunten Farben als Scheidegruß über das Wipfelmeer des Tiergartens breitete, da hielt es mich nicht länger daheim.

Feierlich ward der Stellvertreter von mir belehnt mit Siegel, Brief und Pergament; beim befreundeten Bankherrn that ich, des alten Spruches eingedenk, Geld in meine Tasche, und schon der nächste Morgen sah mich, lange vor der fahrplanmäßigen Zeit, im behaglichen Glücksgefühl des ungebundensten Globe-Trotter auf dem Perron des Lehrter Bahnhofes auf und ab wandeln, im Vorbeigehen jedesmal mit liebevollem Blick meinen langen, flachen Kabinenkoffer vor dem Gepäckwagen betrachtend.

Und als es Abend geworden, saß ich denn wieder nach zehnmonatiger Trennung meinem lieben Reisegefährten vom Vorjahr gegenüber. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich ihn in seinem Direktionsgebäude auf der Papenstraße in Bremen aufgesucht; ohne bestimmten Reiseplan, wie ich gekommen, nur mit dem Vorsatz, mich in willigem Gehorsam der fürsorgenden Entscheidung meines schiffsgewaltigen Freundes zu fügen, empfing ich von ihm nach kurzem Sinnen die Segelordre: „Übermorgen, lieber Baron, Mittwoch früh mit der Flut geht unsere ‚Barbarossa‘ nach Australien hinaus. Wenn es Ihnen recht ist, werde ich sofort telegraphisch eine gute Kabine nach Italien für Sie reservieren.“

Dankbar, ohne zu zögern, schlug ich ein. Das war die beste Lösung, sowohl hinsichtlich des Reisezieles, als besonders des Umstandes, daß der Kapitän der „Barbarossa“ mein alter Freund und Landsmann Richter aus der oldenburgischen Heimat war.

Nun saßen wir wie damals, als der Tageslärm draußen erstorben, wieder behaglich beieinander; in traulichem Winkel der Weinstuben des berühmten „Alt-Bremer Hauses“ wob die Stunde ihren Zauber; auf schwe-

rem, weißgescheuertem Eichentisch funkelte in altertümlich geschliffenem Krystall das braunrote Edelgewächs einer köstlichen 68er Traube von der Charente, und von dem vielhundertjährigen Gebälk stieg unhörbar auf leisen Sohlen die Geschichte althanseatischer Größe und Seefahrt zu dem alten und jungen Schiffer nieder, die dort unten im Lichtkreis der Ampel zueinander sprachen von dem ewigen Meer, von Bremer Schiffen und Bremer Flaggen, von heute und von einst.



Rein Schiff!

„Navigare necesse est, vivere non est necesse“ steht geschrieben über dem Portal des Hauses „Seefahrt“.

Mit ehrfürchtig heiliger Scheu las mein Auge wieder und wieder jene stolze, oft gehörte Devise aus der glorreichen Zeit der deutschen Hansa, wie ich am nächsten Morgen die Muße des letzten Tages auf vaterländischer Erde im Schauen und Genießen der großen Vergangenheit von Bremens Mauern auskostete. Im goldigen Licht der Oktobersonne zogen der Weser funkelnde Wellen mit leisem Rauschen unter den hohen Brückenbogen fernab dem Meere zu; an den alten Hafenmauern sprang hin und wieder die Welle in silbernem Tropfenfall sprühend empor, und der Mastenwald von Seglern und Dampfern verlieh diesem köstlichen Städtebild, diesen tiefen satten Tönen und scharf von dem blauen Himmel sich abhebenden Linien althanseatischer Türme, Giebel und Dächer einen harmonisch in die Gegenwart klingenden Reiz.

Einst und jetzt! Wie ähnlich und doch wie anders! Einst zogen aus diesem Bremer Hafen nicht nur gewaltige Flotten reicher Kauffahrer hinaus in alle Welt, sondern auch scharf bewehrte, kampfgerüstete Orlogsschiffe und hohe Koggen führten, die Bremer Türme im Wappen, Glück und Glanz dieser alten Hansafürstin von der Weser ruhmvoll in ferne Länder. Heute ist der Schwerpunkt der transoceanischen Bremer Schiffahrt seinem Element, der hohen See, näher gerückt; nicht fern der Mündung der Weser in die deutsche Bucht der Nordsee entstand Bremerhaven, und bedingt durch die Wasserverhältnisse des Stromes hat der weitaus größte Teil jener modernen Meeresriesen, welche unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd Kern und Stolz der Bremer Flotte bilden, Ausreise und Endziel der Fahrt hier in den gewaltigen Hafenbassins an der Unterweser.

Flußregulierungen und Verbesserungen mannigfacher Art haben zwar neuerdings wieder ermöglicht, daß auch Oceandampfer mittlerer Größe und geringeren Tiefganges bis nach Bremen selbst hinaufgehen können, und in immer häufigerem Wechsel grüßt den steinernen Roland, das altehrwürdige Wahrzeichen der Stadt, die Flagge im Großtopp



Ankunft der Passagiere.

seines Paten, welcher einer eigenen Fracht- und Auswandererlinie des Lloyd nach Nordamerika den Namen jenes riesigen Recken der Vorzeit gegeben — grüßt ihn die Flagge Brasiliens oder der La Plata-Staaten vom Vortopp der Lloyddampfer, die in der südamerikanischen Fahrt besonders durch ihren hüben und drüben sturmerprobten Genossen „Wittekind" berühmt sind, der den klangvollen Namen des schwertmächtigen Sachsenherzogs allezeit in Ehren über den Atlantik getragen.

Die gewaltigen Schnell- und Postdampfer aber, welche auf der New-Yorker Linie, sowie in den Reichslinien nach Ostasien und Australien die schwarz-weiß-roten Farben um den Erdball führen, haben ihre Anker- und Liegeplätze ohne Ausnahme an den Quaimauern der weiten Hafenbecken, welche am östlichen Ufer der Weser bei Geestemünde in stetig wachsender Zahl entstanden sind und weiter entstehen.

Am Spätnachmittage begeben wir uns nach dem Bahnhof; westlich des neuen großen Staatsbahnhofs-Gebäudes hat der Norddeutsche Lloyd einen eigenen umfangreichen Bau an den Schienensträngen errichtet, wo Frachtgüter und Gepäckstücke von langen Rampen den Güterwagen einverleibt werden. Ein Sonderzug, aus fensterreichen, bequemen Durchgangswagen gebildet, befördert die Passagiere erster und zweiter Klasse auf Kosten der Direktion hinaus nach ihrem Bestimmungsort. Zwischendecker und Auswanderer sind bereits um die Mittagszeit mit einem anderen gemischten Zuge, welcher auch Fracht und Güter expedierte, dem Ziele zugeführt.

Während wir noch in langsamer Fahrt zwischen den stillen Straßen der Vorstadt dahinrollen, wird mir ein Telegramm überreicht. Ich lese es und schnelle vor Freude fast von meinem Sitz: Mein Freund, der Hauptmann Wittich aus Hannover, fragt an, wohin ich fahre, und möchte sich gern noch irgendwo unterwegs anschließen.



Ankunft an Bord.

„Wo ist der Herr augenblicklich? in Hannover?“ fragte mich mein liebenswürdiger Coupégenosse, Direktor Hoffmann, dem ich den Inhalt der Depesche mitgeteilt hatte. Ich nickte. „O, das geht ja ganz ausgezeichnet — telegraphieren Sie ihm nachher sofort von Bremerhaven, er soll morgen oder übermorgen mit dem Schnellzug über Köln nach Antwerpen fahren. Wir sind mit der ‚Barbarossa‘ voraussichtlich Donnerstag-Vormittag dort und gehen erst Sonntag in der Frühe hinaus nach Southampton, so daß Ihr Freund also in aller Bequemlichkeit noch zurechtkommen könnte!“

Der Plan war ausgezeichnet. Julius und ich hatten uns seit einem Jahr nicht gesehen. Früher, als ich noch aktiv war, hatten wir acht Jahre lang die gleiche Nummer getragen und Freuden und Leiden des Dienstes und der Geselligkeit treulich miteinander geteilt; zu unseren liebsten Erinnerungen gehörte eine gemeinsame Sommerfahrt nach Norwegen. Unter welch seltsamen Umständen sollte ich bald an diese erinnert werden! —

Durch die flache Tiefebene, deren weite Flächen hier und da durch einen einsamen Bauernhof aus roten Ziegelsteinen, mit verwittertem und vermoostem Strohdach malerisch unterbrochen werden, führt uns der eilende Zug in einstündiger Fahrt unserem Ziele zu; durch das geöffnete Fenster weht herber und frischer die Brise herein, in der Ferne zeigen sich ragende Masten und Spieren — in weitem Bogen rundet der Schienenstrang das freundlich gelegene Städtchen Geestemünde und läuft in einer letzten Kurve an Bremerhaven vorbei direkt hinein in ein weitverzweigtes Geäst von Geleissträngen, die wie ein Spinnennetz rechts und links neben uns auftauchende, breite Hafenbecken und tiefe Docks des Norddeutschen Lloyds umklammern.

Wie mit einem Zauberschlage hat sich das Bild geändert! Ja, das ist die neue deutsche Hansa, in deren glänzendes Reich wir Einzug halten! Wohin das staunende Auge blickt: mächtige, riesige Dampfer, bei den meisten der Schiffskörper in schwarzem, bei einzelnen in leuchtend weißem Anstrich, charakteristisch bei sämtlichen überragt von den ockergelben Schornsteinen und Pfahlmasten, im Großtopp aller aber das leuchtende Zeichen der mächtigen Königin der See, in deren Dienst der gewaltige Seehandel der deutschen Nation seinen glorreichsten Triumph verkörpert sieht: Schlüssel und Anker, eichenumkränzt, blau in weißem Felde — die Flagge des Norddeutschen Lloyd!

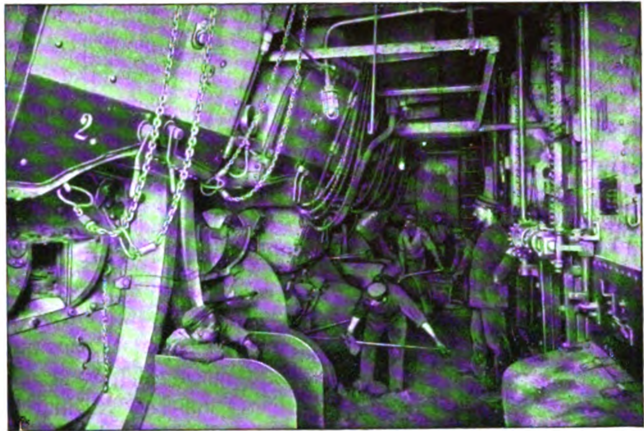
Hier vorn liegt, gestern heimgekehrt, der Reichspostdampfer „Stuttgart“; Hunderte von fleißigen Händen sind beschäftigt, seine Ladung von australischen Hölzern und ungeheuren Mengen australischer Wolle zu löschen. Hinter ihm liegt unter Dampf die „Dresden“, welche heute nacht nach Galveston hinausgehen will; dort drüben der elegannte weiße Dampfer im nächsten Bassin ist der „Prinz-Regent Luitpold“, welcher in acht Tagen einen 1200 Mann starken Ablösungstransport deutscher Marinemannschaften nach Tsintau mitnehmen wird. Ihm gegenüber, an der Quaimauer, hat der Schnelldampfer „Trave“ festgemacht, der am Sonnabend nach New-York fährt, und hier im neuen Kaiserhafen liegt vornan, unmittelbar gegenüber der mächtigen Lloydhalle, in die wir soeben einlaufen, der gewaltige Bau unseres Doppelschraubendampfers „Barbarossa“, drüben die schnellen atlantischen Riesenschiffe „Kaiser Wilhelm der Große“ und „Kaiserin Maria Theresia“.

Über das ganze imposante Hafenbild gießt das letzte aufflammende Rot der untergehenden Oktobersonne magische Reflexe; feiner grauer Nebel steigt drüben, jenseits der Weser aus den weiten Moorflächen Oldenburgs auf — in der Lloydhalle und in den langen, fensterreichen Aufbauten der Dampfer blitzen elektrische Glühlampen auf — von Minute zu Minute versinkt der Tag, und der eigenartige Zauber unserer Umgebung füllt unsere Sinne mit seltsamen frohen Träumen erwartungsreicher Spannung.

Inzwischen hat sich der Zug entleert; ein Dienstmann hat sich meines Handgepäcks bemächtigt und geleitet mich in die große Gepäckhalle, in welcher die einzelnen Kollis nochmals mit der Zettelmarke des Reisenden verglichen und alsdann sofort an Bord geschafft werden.

Im Gedränge wartend, fühle ich meinen Arm leicht berührt. Direktor Hoffmann, mein liebenswürdiger Reisegefährte von der

Centralleitung des Lloyd, und gleich mir im Begriff, eine Erholungsfahrt gen Italien anzutreten, steht vor mir und sagt mit freundlichem Lächeln: „Hören Sie, Herr Baron, verlieren Sie Ihre Zeit hier nicht umsonst, sondern benutzen Sie die halbe Stunde während dieses Trubels noch rasch dazu, um unsere neue Versuchsstation nebenan zu besichtigen. Ich gebe Ihnen einen Beamten mit, der alles erklären wird."



Im Heizraum.

Ich acceptiere gern und folge der Führung eines herbeigerufenen jungen Beamten, welcher als Elektrotechniker selbst im Betriebe der Schiffsmodell-Versuchsstation beschäftigt ist.

Als erste ihrer Art in Deutschland überhaupt ist diese wohl gegenwärtig die vollkommenste der Welt und dazu berufen, nicht nur ihrem Besitzer, dem Norddeutschen Lloyd, sondern dem gesamten deutschen Schiffbau die wertvollsten Dienste in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht zu leisten.

Eine mächtige Halle überdacht ein Bassin von 164 Meter Länge, 6 Meter Breite und etwas über 3 Meter Tiefe, welches mit sorgfältig gereinigtem und in Filteranlagen geklärtem Wasser aus den Hafenbecken gefüllt ist.

Behufs Messung und Feststellung der günstigsten Formen eines Schiffskörpers zur Überwindung des Wasserwiderstandes, der Stabilität unter den verschiedensten Verhältnissen und der erreichbaren Geschwindigkeit unter möglichst ökonomischem Kohlenverbrauch werden hier Modelle von Schiffskörpern aus Paraffin, durchschnittlich $4^1/_2$ bis 5 Meter lang, durch das Wasser geschleppt. Und zwar erfolgt das mittels eines kleinen, elektrisch angetriebenen Wagens, der über dem Wasserspiegel auf seitlichen Schienen rollt und eine Anzahl höchst sinnreich konstruierter Meßapparate trägt, welche die graphische Ablesung der festzustellenden Vergleichsziffern gestatten. Dem Konstrukteur, dessen Aufgabe es ist, für ein Schiff vorgeschriebenen Deplacements diejenige Form zu finden, welche den geringsten Widerstand und bei vorgeschriebener Fahrtleistung den geringsten Kohlenverbrauch ergiebt, bietet sich also in dieser Schleppversuchsstation ein wertvolles Hilfsmittel, um aus mehreren von ihm theoretisch errechneten Schiffsformen nunmehr durch direkten Vergleich der entsprechenden Einzelmodelle die für die Praxis brauchbarste Lösung herauszufinden.



Auf der Kommandobrücke.

Auf ganz ähnlichem Wege wird nach Feststellung der günstigsten Modellform sodann durch Versuch und Rechnung die für die Fort-

bewegung dieses Schiffskörpers erforderliche günstigste Schraube bestimmt.

Das Gebäude dieser Versuchsstelle enthält im übrigen neben dem schon beschriebenen Schleppbassin noch eine Anzahl von Räumen für die Zeichner, die Mechaniker und sonstigen Hilfsarbeiter, für elektrische Betriebseinrichtungen und Prüfungsstellen der Kontrollapparate.

Mit dem lebhaftesten Interesse hatte ich unter den sachkundigen Erläuterungen des jungen Technikers die ebenso eigenartige wie geistreiche Anlage dieses hochbedeutsamen schiffstechnischen Unternehmens studiert; aus der mir bewilligten halben Stunde war längst eine ganze geworden, und mit gelindem Schrecken sah ich, daß der Zeiger meiner Uhr bereits beinahe auf halb neun wies.

Mein gefälliger Führer ließ es sich nicht nehmen, mich persönlich wieder an die Quaimauer des neuen Kaiserhafens zu geleiten, wo in gewaltigen dunklen Umrissen, phantastisch aus tausend runden und viereckigen Fensteröffnungen von innen durchleuchtet, unsere „Barbarossa“ lag.

Die Passagiere einschließlich der Zwischendecker waren wohl sämtlich längst an Bord und heimisch eingerichtet in den Räumen, die nun für kürzere oder längere Zeit ihr Reich bilden sollten. An den beiden Schiffsenden, vor und hinter dem gewaltigen Mittschiffshause aber wurde eifriger als je an der Ladung gearbeitet; beim hellen Schein elektrischer Bogenlampen an Bord und am Ufer waren die Hebel- und Fangarme der hydraulischen Kräne in unablässiger Bewegung, welche zu je acht auf dem Vor- und Hinterschiff Last um Last vom Ufer mit spielender Leichtigkeit in die Höhe hoben, binnenbords überdrehten und durch den schier unersättlichen Schlund der schwarz gähnenden Ladeluken in die tiefen Räume des Schiffes hinunterrasseln ließen.



Am Steuerrad.

Scheinbar unberührt von dem Maschinengestöhn und den lärmenden Kommandorufen am Ladegeschirr liegt in vornehmer Ruhe der imposante mittlere Aufbau des zweistöckigen eisernen Deckshauses der Passagiere vor uns; über eine breite bequeme Laufbrücke begebe ich mich nunmehr endlich an Bord und zeige dem an der Reeling Wache stehenden Maat meine rote Passagierkarte, welche für meinen Namen auf Kabine Nr. 11 lautet.

Jan Maat winkt einem vorbeieilenden Steward. „Zeigen Sie dem Herrn nach seiner Kammer.“

Vom Oberdeck, auf dem wir standen, geleitet uns der flinke Ganymed in seinem schmucken Anzug



Los die Leinen!

Kabine ist ja eigentlich zur Aufnahme von zwei Bewohnern eingerichtet, wenn ich auch den Vorzug habe, auf der Fahrt bis nach Genua der alleinige Inhaber dieses Raumes zu sein — und gegenüber der Thür stehen zwei Mahagoniwaschtische sinnreicher raumersparender Konstruktion mit hochklappbarem selbstthätigem Abflußbecken, daneben ein Kleiderschrank. Bei Tage spenden zwei große runde Fenster aus dickem Spiegelglas in schwerem Messingrand Licht und Luft, jetzt hat ein Fingerdruck auf den Schalthebel neben dem Bett zwei elektrische Glühlampen entzündet.

„Die Herrschaften befinden sich schon seit acht Uhr unten im I. Salon, wo Thee und eine warme Abendkarte serviert wird — darf ich den Herrn hinunterführen?"

Mit fliegendem Stift werfe ich das bewußte Telegramm an Freund Wittich aufs Papier, überweise es dem Steward zur Weiterbeförderung an den noch an Bord weilenden Postboten und steige dann hinunter in den Speisesaal.

An der buntverglasten doppelflügeligen Eingangsthür des Speisesaals kommt mir der geschmeidige Obersteward bereits mit eleganter Verbeugung entgegen. Mit der Grandezza eines Haushofmeisters aus fürstlichem Schlosse geleitet er mich an die nächste der beiden mächtigen Längstafeln. „Darf ich bitten, hier oben den ersten Platz rechts einzunehmen? Hier vorn am Kopfende sitzt neben Ihnen der Herr Kapitän, er hat schon zweimal nach dem Herrn Baron gefragt."

In meiner näheren Umgebung sind vorläufig alle Plätze noch frei; am unteren Ende meiner Tafel, dem Platze des Kapitäns gegenüber, sitzt in lebhafter Unterhaltung mit zwei älteren Damen ein jüngerer Herr mit kleinem blondem Schnurrbart und seeluft-gebräuntem Teint, zwei tiefrote Schmisse

eine eiserne Treppe empor auf das untere Promenadendeck und von hier über eine zweite auf das darüber befindliche obere, wo sich auf der rechten Seite die gesuchte Kabine befindet.

Diese Kabinen auf dem oberen Promenadendeck gelten nach Lage, Größe und Ausstattung als die besten und werden mit Recht von den Seereisenden bevorzugt. Sie sind nicht unmittelbar vom Deck aus zugänglich, sondern die Thüren je zweier sich gegenüberliegenden Zimmer münden auf einen schmalen Quergang, der nach außenbords durch eine besondere Eingangsthür geschlossen werden kann. Nr. 11 ist ein freundlicher, für Bordverhältnisse hoher Raum in einfachen, hellen Farben; rechts an der Außenwand nach Deck zu befindet sich ein bequemes breites Sofa, zur Linken sind übereinander hinter seidenen Vorhängen, die in Ringen auf dicker blinkender Messingstange laufen, die beiden Betten angebracht — denn jede

auf der linken Wange verraten den zünftigen Akademiker — richtig, der hinter mir meiner Befehle gewärtige Steward flüstert mir halblaut ins Ohr: „Unser Schiffsarzt, Herr Dr. Thalfeld!“ Fröhliches Lachen und aufgefangene Brocken der angeregten Unterhaltung verraten mir, daß unser junger Äskulap seinen Nachbarinnen eine scherzhafte Episode von seinen photographischen Reiseerfolgen aus New-York auftischt.

Die zweite Längstafel links neben uns ist heute abend vollständig leer. An den sechs kürzeren Quertafeln, die zu je dreien an den Bordseiten des Salons stehen, haben sich überall Gruppen von Reisenden gebildet, die zum Teil offenbar noch von Verwandten oder Freunden hierher begleitet sind. Vorwiegend scheint heitere Stimmung zu herrschen; Reisezeit und Reiseziel bringen es mit sich, daß diejenigen Passagiere I. Klasse, welche geschäftliche oder Berufspflichten nach der fernen Südsee führen, der Zeitersparnis halber meist erst in einem italienischen Hafen an Bord des Australienfahrers kommen; von der Weser nach dem Mittelmeer weist die Liste der I. Kajüte in überwiegendem Maße Vergnügungsreisende und Erholungsbedürftige auf, welche die köstlich erfrischende Seefahrt nach der Levante der nervenermüdenden langen Bahnfahrt von Nord nach Süd vorzuziehen wissen.

So spiegeln denn die Gesichter der Tafelnden an den Tischen hüben und drüben auch heute nirgends etwas von jenem sentimentalen Weltschmerz und Abschiedskummer, wie er den typischen Deckscenen der Auswandererschiffe wohl eignet — fröhliches Lachen und heitere Scherzreden schwirren durch den Raum, häufiger unterbrochen durch den Knall der Champagnerpfropfen.

Und mit der Stimmung der Gäste harmoniert auch ihre ganze Umgebung. Leuchtende, lichte Farben in Weiß und Elfenbein, durch schmale, goldene Leisten geteilte Felder lassen Wände und Decken des imposanten Raumes festlich und hoch erscheinen; über seiner Mitte steigt durch zwei Stockwerke der höher belegenen Decks der gewaltige viereckige Lichtschacht empor, in buntenglischer Verglasung nach oben geschlossen, an seinen Wandungen reich geschmückt durch eingelassene Gemälde aus der Sagenwelt Barbarossas, in den gerundeten Ecken belebt durch allegorische Schnitzereien und getriebene Bronzeornamente von Meisterhand. Die Formen der Innenarchitektur in gefälligem Queen-Anne-Stil schmiegen sich organisch den Konstruktionslinien des Schiffes an; die Wandflächen zwischen den großen viereckigen Fenstern, jetzt abends durch Rolljalousien aus Teakholz verschlossen, werden reizvoll unterbrochen durch eingelassene farbige Delftplatten mit malerischen Burgen und Schlössern des Staufengeschlechts. Sessel, Wanddiwans und Teppiche zeigen in wohlthuendem Gegensatz einen tiefen braunroten Lederton, der in den lichten Glanz theefarbenen Spiegelsammets an den schlanken deckstützenden Säulen zwischen den Quer- und Längstafeln nach obenhin ausklingt. Den Abschluß mittschiffs am oberen Ende der beiden Längstafeln bildet ein breites Büffett mit kunstvoll geschmiedeten Messingfüllungen, ihm gegenüber an der Stirnwand des Salons ein stilgetreu prachtvoll ornamentiertes Konzertpianino Bechsteinscher Marke.

Und während so das Auge im Schauen und Bewundern sich labt, bleibt auch Zunge und Gaumen nicht unversorgt. Einige köstliche Platten, rasch und geräuschlos serviert, munden trefflich nach all diesen eindrucksreichen Stunden und erwecken die hoffnungsvollste Perspektive für kommende Zeit unter dem Scepter eines dieser erstklassigen Küchenchefs des Norddeutschen Lloyd.

Nach beendeter Mahlzeit bei dem Reste einer Flasche goldigen 93er Markobrunners träumend, fühle ich plötzlich eine schwere Hand auf meiner Schulter: „Jetzt endlich kann ich Ihnen guten Tag sagen, lieber Herr Baron! Wie geht es Ihnen?“

Ich fahre in die Höhe: Richtig, da steht er vor mir, leibhaftig in seiner unverwüstlichen Frische wie einst, mein prächtiger lieber Kapitän Richter, eine ragende, echte, rechte Friesengestalt mit langwallendem blondem Vollbart und treuherzigen großen blauen Kinderaugen. Offene, ehrliche Freude liegt auf seinem männlichen ernsten Gesicht. Mit langem, kräftigem Händedruck grüßen wir uns.

„Wie habe ich mich gefreut, als gestern abend die Depesche vom Direktor Leist kam, daß Sie mitführen! Wie lange haben wir uns nicht gesehen?“

„Das werden fünf Jahre sein, lieber Kapitän! Wissen Sie noch, als ich in Antwerpen zu Ihnen an Bord kam — Sie waren gerade morgens mit dem ‚Wittekind‘ vom La Plata gekommen — und Ihnen erzählte, Sie würden einen der neuen großen Doppelschraubendampfer bekommen, wahrscheinlich die ‚Barbarossa‘ selbst?“

„Gewiß, natürlich — das habe ich nie vergessen! Wie wir damals auf der Weser zu Anker gingen, kam mir meine Frau schon auf dem Tender entgegen und gratulierte, Sekretär Beibach hatte es ihr denselben Morgen vom Centralbureau telegraphiert.“

Mit seiner Hünengestalt hatte sich der Kapitän auf seinen Sessel neben mir niedergelassen; der aufmerksame Steward setzte im gleichen Augenblick einen großen gemalten Deckelhumpen mit schäumendem Spatenbräu vor ihn hin, vor mich selbst unverlangt mit leisem Lächeln ein gleiches Gemäß. Dann thaten wir einander mit kräftigem Prost in tiefem Männertrunk Bescheid.

Während mein Nachbar mit herzhaftem Appetit den rasch aufgetragenen Speisen zusprach, mußte ich erzählen; nur hin und wieder warf er eine kurze Frage oder ein plattdeutsches Scherzwort dazwischen. Aber zu rechter Gemütlichkeit sollte es heute am ersten Abend noch nicht kommen; Meldungen und Fragen der Offiziere, der Beamten und Verfrachter häuften sich, je mehr die Abfahrtszeit sich näherte, und so erhob sich Freund Richter nach kurzer Zeit wieder von seinem Platz und sagte: „Für jetzt müssen Sie mich schon entschuldigen, lieber Baron. Ich muß oben in meinem Zimmer noch eine Menge Papiere und Deklarationen unterschreiben und dann selber nach der Ladung sehen, damit wir fertig werden, sonst kommen wir nicht rechtzeitig mit Hochwasser hinaus. Legen Sie sich nur so lange einige Stunden hin; wenn wir loswerfen, lasse ich Sie wecken!“

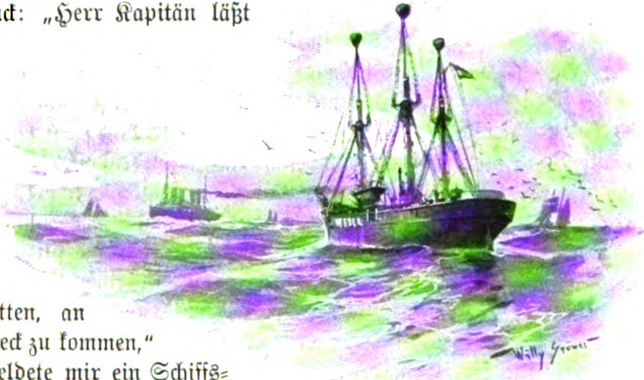
Mit freundlichem Nicken griff er nach seiner Mütze und verschwand. Ich folgte ihm bald und stieg durch das erleuchtete Treppenhaus hinauf zum oberen Promenadendeck. Am grell beleuchteten Vor- und Hinterschiff hastete eilfertiges Treiben; über mir wölbte sich der klar besternte Nachthimmel in schweigender Majestät. Hinten aus dem Gesellschaftszimmer der Damen drangen einzelne leise Mollaccorde herüber, und während ich noch lauschte, setzte eine tiefe, dunkle Altstimme ein. Eben schlug es drüben in Bremerhaven in langen Schlägen elf, und die leichte ablandige Brise trug den verhallenden Ton melancholisch mit dem blauschwarzen Wasser des Stromes seewärts — wunderbar einte sich das ersterbende Echo mit der ergreifenden schwermütigen Melodie der unbekannten Sängerin zu nächtlicher Stunde. Wo hatte ich diese Töne gehört? Plötzlich, als die einfache Melodie in einer Wiederholung langsam anschwellend und wieder verklingend erlosch, da erstand wundersames Erinnern: Vor langen Jahren war es, in schwüler Septembernacht, als mich die Gondel durch die stillen Kanäle der Lagunenstadt an der Adria trug, als des Vollmonds weißes Licht geisterhaft über den Rialto und die düstere Seufzerbrücke floß — da war dieser Sang zum erstenmal vor meinem Ohre erklungen, und unter dem Zauber jener märchenhaften, versunkenen Stadt hatte er mein Herz mit Wehmut und Wonne erfüllt. Zwei Schwestern, Cubanerinnen, waren es, welche die klagenden Volksweisen zu der Harfe sangen, und was sie sangen, waren die uralt-traurigen Heimatsweisen eines geknechteten, weit über See und Sand entführten Volkes: Niggerlieder, voll dunkler Schwermut, wie das Geschlecht und das Thal, dem sie entsprossen, leidenschaftlich und heiß, wie die glühende Sonne ihrer fernen afrikanischen Stromschnellen.

Seltsam durchrieselte es mich; wer mochte die rätselhafte Sängerin sein, die hier am nordischen Meer jene toten, weltvergessenen Weisen aus ferner Zone wachküßte?

Wie von magischem Willen gezogen, näherte ich mich unwillkürlich den herabgelassenen Fensterblenden des Raumes, um hineinzuspähen, aber vergeblich, das Gemach war lichtlos, die Melodie verklungen, und als ich nach längerem vergeblichem Harren leise die Thür öffnete, blieb alles totenstill und leer. In tiefes Sinnen versunken, ging ich zur Koje; aber lange noch wob der Nixe Lied in meine Träume süß-schmerzliche Schauer.

* *
*

Jäh fuhr ich auf. An meine Kabinenthür wurde energisch geklopft. Ein kurzer Handgriff ließ meine Lampen aufflammen; ich schob den Thürriegel zurück: „Herr Kapitän läßt bitten, an Deck zu kommen," meldete mir ein Schiffsjunge der Wache. Rasch warf ich mich in den abends bereit gelegten Anzug, setzte die Mütze auf und trat hinaus. Mittels einer am achteren Ende des oberen Promenadendecks befindlichen Lauftreppe stieg ich zu dem darüber befindlichen hölzernen Sonnendeck empor, welches die Verlängerung der Kommandobrücke nach hintenzu bildet und hier zwanzig gewaltige Rettungsboote, sowie eine Anzahl von Patent-Rettungsflößen trägt. Ungehindert beherrscht der Blick von hier oben den Horizont nach allen Seiten. Der Zeiger der Uhr wies genau auf zwei; der Wind hatte aufgefrischt. Die Verbindungsstege vom Peer waren bereits eingezogen, die mächtigen Haltetrossen von den Pollern losgeworfen und das Schiff im Ablegen vom Land mit Hilfe des kräftigen kleinen Schlepptenders „Herkules" begriffen. Am Ufer war verhältnismäßig wenig Leben im Vergleich zu dem lebhaften Abschiedsbilde, welches die Ausfahrt eines New-Yorker Schnelldampfers bei Tage charakterisiert; nur vereinzelte Angehörige der Passagiere und das übliche Aufgebot von Beamten und Hafenarbeitern gaben dem langsam aus der Schleuse in den Strom kommenden Schiff einige Schritte des Geleits auf der Quaimauer.



Beim Außen-Weser-Feuerschiff.

Ein leises Zittern, kaum fühlbar, ging für einen Augenblick durch den Riesenleib des Dampfers: schwachwirbelnde Wellen zu beiden Seiten des Hecks zeigten, daß die Maschinen langsam ansprangen, um das Ausschleppen auf den Strom zu unterstützen. Jetzt sind wir draußen. Stopp — beide Schrauben hören wieder in ihrer Bewegung auf. Mit hart übergelegtem Ruder und voller Kraft bringt der „Herkules" den Kiel der „Barbarossa" recht in die Stromlinie — in langem Bogen wird die stählerne Schlepptrosse losgeworfen — in atemloser Stille ist das Manöver vom Kapitän, dem Weserlotsen und den beiden Wache gehenden Offizieren auf der Brücke beobachtet; deutlich hörbar klingen von unten herauf aus dem Schiffsraum zwei scharfe, helle Glockensignale. „Beide Maschinen langsam voraus" hat der Maschinentelegraph von der Kommandobrücke dem ersten Maschinisten gemeldet, und „Mittschiffs das Ruder —



Nach See zu.

recht so, recht so" tönt im selben Augenblick die Weisung des Lotsen für den Steuermann am Dampfruder auf der Brücke.

Weserabwärts zeigt unser Kurs, allmählich wird die Bewegung des Dampfers schneller, die Maschinen nehmen halbe Fahrt auf, und die Lichter der Lloydhalle am Hafen werden klein und kleiner. Vergeblich späht unser Auge nach rechts und links, um die vom Dunkel der Nacht verhüllten Wälle und Panzerkuppeln der Weserforts Brinkamahof und Lang-Lütjen zu entdecken; nach vierzig Minuten passieren wir das westlich des Fahrwassers belegene Feuer „Hoher Weg“, um drei Uhr Bremen-Feuerschiff; nach einer weiteren Stunde lassen wir rechts die hellen drei Lichter des Leuchtturms „Roter Sand“ liegen und setzen um fünf Uhr früh nahe bei Außen-Weser-Feuerschiff den Lotsen ab.



Morgenmusik an Deck.

Fern im Osten fing es an, aufzuhellen, die Luft war mäßig bewölkt, und der erste leichte Seegang zeigte, daß wir aus dem Strom in offene See gekommen.

Unser Kurs ging jetzt westwärts, längs der oldenburgischen und holländischen Inseln, in einem Abstande von sieben bis neun Seemeilen — eine Seemeile, auch Knoten genannt, mißt 1,85 Kilometer — so daß man mit einem guten Glase um neun Uhr vormittags Borkum mit seinem charakteristischen Kirchturm deutlich querab an Backbord* liegen sah. Unsere mit voller Kraft vorausgehenden Maschinen verleihen mit ihren siebentausend Pferdekräften dem gewaltigen Dampfer eine Geschwindigkeit von vierzehn Seemeilen in der Stunde; das ist mehr als die ordonnanzmäßige Fahrtleistung eines deutschen Militärzuges und doppelt



anerkennenswert im Hinblick auf die riesigen Abmessungen des Schiffes selbst: seine Länge beträgt 560 Fuß, bei einer Breite von 60 und einer Tiefe von 38 Fuß, und giebt damit dem Schiffskörper eine Wasserverdrängung von 10769 Registertons! Naturgemäß gehört schon ein ganz respektabler Seegang dazu, bis ein solcher Meeresriese in wirklich unangenehm fühlbare Bewegung gerät; außerdem aber sind bei allen neueren Oceandampfern außer dem eigentlichen Mittelkiel noch zu beiden Seiten auf halber Höhe des eingetauchten Schiffsbodens lange Schlingerkiele angebracht, wodurch das so lästige und von ängstlichen Gemütern gefürchtete Stampfen und Schlingern auch bei grober See auf ein Geringes beschränkt wird.

Vom Vortopp flattert lustig in lachendem Sonnenschein die weiße Hausflagge des Lloyd mit blauem Schlüssel und Anker; im Großtopp weht die Postflagge und am Heck die Nationalflagge des Deutschen Reiches.

* Backbord nennt man die linke, Steuerbord die rechte Seite des Schiffes; die dem Winde zugekehrte Seite ist die Luv-, die dem Winde abgekehrte die Leeseite.

Jäh fuhr ich auf. An meine Kabinenthür wurde energisch geklopft. Ein kurzer Handgriff ließ meine Lampen aufflammen; ich schob den Thürriegel zurück: „Herr Kapitän läßt bitten, an Deck zu kommen," meldete mir ein Schiffsjunge der Wache. Rasch warf ich mich in den abends bereit gelegten Anzug, setzte die Mütze auf und trat hinaus. Mittels einer am achteren Ende des oberen Promenadendecks befindlichen Lauftreppe stieg ich zu dem darüber befindlichen hölzernen Sonnendeck empor, welches die Verlängerung der Kommandobrücke nach hintenzu bildet und hier zwanzig gewaltige Rettungsboote, sowie eine Anzahl von Patent-Rettungsflößen trägt. Ungehindert beherrscht der Blick von hier oben den Horizont nach allen Seiten. Der Zeiger der Uhr wies genau auf zwei; der Wind hatte aufgefrischt. Die Verbindungsstege vom Peer waren bereits eingezogen, die mächtigen Haltetrossen von den Pollern losgeworfen und das Schiff im Ablegen vom Land mit Hilfe des kräftigen kleinen Schlepptenders „Herkules" begriffen. Am Ufer war verhältnismäßig wenig Leben im Vergleich zu dem lebhaften Abschiedsbilde, welches die Ausfahrt eines New-Yorker Schnelldampfers bei Tage charakterisiert; nur vereinzelte Angehörige der Passagiere und das übliche Aufgebot von Beamten und Hafenarbeitern gaben dem langsam aus der Schleuse in den Strom kommenden Schiff einige Schritte des Geleits auf der Quaimauer.

Beim Außen-Weser-Feuerschiff.

Ein leises Zittern, kaum fühlbar, ging für einen Augenblick durch den Riesenleib des Dampfers: schwachwirbelnde Wellen zu beiden Seiten des Hecks zeigten, daß die Maschinen langsam ansprangen, um das Ausschleppen auf den Strom zu unterstützen. Jetzt sind wir draußen. Stopp — beide Schrauben hören wieder in ihrer Bewegung auf. Mit hart übergelegtem Ruder und voller Kraft bringt der „Herkules" den Kiel der „Barbarossa" recht in die Stromlinie — in langem Bogen wird die stählerne Schlepptrosse losgeworfen — in atemloser Stille ist das Manöver vom Kapitän, dem Weserlotsen und den beiden Wache gehenden Offizieren auf der Brücke beobachtet; deutlich hörbar klingen von unten herauf aus dem Schiffsraum zwei scharfe, helle Glockensignale. „Beide Maschinen langsam voraus" hat der Maschinentelegraph von der Kommandobrücke dem ersten Maschinisten gemeldet, und „Mittschiffs das Ruder —



Nach See zu.

recht so, recht so" tönt im selben Augenblick die Weisung des Lotsen für den Steuermann am Dampfruder auf der Brücke.

Weserabwärts zeigt unser Kurs, allmählich wird die Bewegung des Dampfers schneller, die Maschinen nehmen halbe Fahrt auf, und die Lichter der Lloydhalle am Hafen werden klein und kleiner. Vergeblich späht unser Auge nach rechts und links, um die vom Dunkel der Nacht verhüllten Wälle und Panzerkuppeln der Weserforts Brinkamahof und Lang-Lütjen zu entdecken; nach vierzig Minuten passieren wir das westlich des Fahrwassers belegene Feuer „Hoher Weg", um drei Uhr Bremen-Feuerschiff; nach einer weiteren Stunde lassen wir rechts die hellen drei Lichter des Leuchtturms „Roter Sand" liegen und setzen um fünf Uhr früh nahe bei Außen-Weser-Feuerschiff den Lotsen ab.



Morgenmusik an Deck.

Fern im Osten fing es an, aufzuhellen, die Luft war mäßig bewölkt, und der erste leichte Seegang zeigte, daß wir aus dem Strom in offene See gekommen.

Unser Kurs ging jetzt westwärts, längs der oldenburgischen und holländischen Inseln, in einem Abstande von sieben bis neun Seemeilen — eine Seemeile, auch Knoten genannt, mißt 1,85 Kilometer — so daß man mit einem guten Glase um neun Uhr vormittags Borkum mit seinem charakteristischen Kirchturm deutlich querab an Backbord* liegen sah. Unsere mit voller Kraft vorausgehenden Maschinen verleihen mit ihren siebentausend Pferdekräften dem gewaltigen Dampfer eine Geschwindigkeit von vierzehn Seemeilen in der Stunde; das ist mehr als die ordonnanzmäßige Fahrtleistung eines deutschen Militärzuges und doppelt



anerkennenswert im Hinblick auf die riesigen Abmessungen des Schiffes selbst: seine Länge beträgt 560 Fuß, bei einer Breite von 60 und einer Tiefe von 38 Fuß, und giebt damit dem Schiffskörper eine Wasserverdrängung von 10769 Registertons! Naturgemäß gehört schon ein ganz respektabler Seegang dazu, bis ein solcher Meeresriese in wirklich unangenehm fühlbare Bewegung gerät; außerdem aber sind bei allen neueren Oceandampfern außer dem eigentlichen Mittelkiel noch zu beiden Seiten auf halber Höhe des eingetauchten Schiffsbodens lange Schlingerkiele angebracht, wodurch das so lästige und von ängstlichen Gemütern gefürchtete Stampfen und Schlingern auch bei grober See auf ein Geringes beschränkt wird.

Vom Vortopp flattert lustig in lachendem Sonnenschein die weiße Hausflagge des Lloyd mit blauem Schlüssel und Anker; im Großtopp weht die Postflagge und am Heck die Nationalflagge des Deutschen Reiches.

* Backbord nennt man die linke, Steuerbord die rechte Seite des Schiffes; die dem Winde zugekehrte Seite ist die Luv-, die dem Winde abgekehrte die Leeseite.

Während wir noch nach Borkum hinüberspähen, steigt plötzlich an der Großraa vom Kommandodeck ein eigentümlicher Gegenstand auf: wie ein langer weitmaschiger Strumpf aus Zinkdraht geflochten, wird der Metallschlauch in einer Länge von etwa 12 Metern emporgeheißt. Dr. Thalfeld, der freundliche Schiffsarzt, tritt gerade, von seiner allmorgendlichen Kranken- oder vielmehr Gesundenvisite kommend, auf Deck — lächelnd beantwortet er unsere erstaunte Frage: „Der Schlauch des Zauberers Marconi — drahtlose Telegraphie nach Borkum! Unsere Direktion hat seit mehreren Monaten eine Versuchsstation für Telegraphie ohne Draht dort errichtet, meines Wissens die erste in Deutschland, und eine Anzahl der größeren Post- und Schnelldampfer mit diesen Signalgebern ausgerüstet. Die Erfolge sind im allgemeinen recht günstig und versprechen für den ganzen Seenachrichtendienst bedeutungsvoll zu werden."

Im übrigen vollzieht sich der Signaldienst auf See im großen und ganzen mittels der 21 Signalflaggen und Wimpel nach dem internationalen Signalbuch. Dieses wurde zuerst auf Grund eines Übereinkommens von England und Frankreich eingeführt und angewandt; späterhin traten auch Deutschland und fast alle anderen europäischen und außereuropäischen seefahrenden Nationen bei und führten diesen internationalen Signalkodex, in ihre Landessprachen übersetzt, dem Inhalt nach aber gleichlautend, ein. Zunächst für den Gebrauch der Kauffahrteischiffe bestimmt, kann er naturgemäß auch zum Signalisieren von Kriegsschiffen zu Handelsschiffen, wie auch zu festen Land- oder Seesignalstationen dienen. Durch geeignete Kombination und Variation der Signalflaggen, welche Buchstaben oder Zahlen bezeichnen, in beliebigen Gruppen zu zwei, drei oder vier Zeichen, bietet sich die Möglichkeit, mittels der gewaltigen Zahl von etwa 80000 festvereinbarten Fragen, Antworten, Aufforderungen, Mitteilungen u. s. w. sich zu verständigen — ganz gleichgültig, ob die korrespondierenden beiden Stellen gleicher Sprache und Nationalität sind oder nicht.

Diese Signalflaggen werden auf der Kommandobrücke in einem besonderen Kasten verwahrt und nach Anweisung des wachhabenden Offiziers im Bedarfsfall durch einen der Signalgasten an die dünne Signalleine geknüpft und an der Fockraa geheißt. So rief uns das letzte deutsche Feuerschiff auf Borkum-Riff eben sein „Glückliche Fahrt" zu, und wir dankten auf dem gleichen Wege.

Mittlerweile ist es aber längst Zeit zum ersten Frühstück geworden; schon um halb neun ist das übliche Trompetensignal in allen Decks geblasen, und unser Magen erinnert gebieterisch daran, daß wir, mit Ausnahme einer Tasse heißen Kaffees früh um vier Uhr, noch keinerlei Stärkung zu uns genommen haben.

Am heutigen Morgen bietet der Salon schon ein wesentlich anderes Bild als gestern abend; es mögen etwa vierzig Passagiere sein, überwiegend Damen, welche mit uns zugleich in Bremerhaven an Bord gekommen sind. Der Stuhl des Kapitäns neben mir ist wiederum, wie gestern abend, leer; wird auch wohl leer bleiben, wie der Obersteward verständnisinnig bei seiner Morgenbegrüßung mir erklärt, bis wir aus dem Kanal heraus sind, denn in diesem immerhin nicht ungefährlichen Fahrwasser pflegen stets zwei Offiziere Wache zu gehen und ein pflichtgetreuer Kapitän als dritter im Bunde mit ihnen die Sorge und die Verantwortung um sein Schiff und die Passagiere zu teilen. Mir gegenüber hat ein kleiner, älterer Herr mit kurzem, grauem Vollbart Platz genommen: „Fabrikant Westmann, New-York", stellt er sich vor. Neben ihm sitzen zwei jüngere, semmelblonde Damen, Schwestern offenbar, und ihrem Anzug und ihrer Sprache nach Engländerinnen oder Amerikanerinnen. Auf meine Vorstellung hin antworten sie nur mit kaum merklichem Nicken des Kopfes — wie sie heißen, mag der Himmel wissen! Zu meiner Rechten sitzt eine junge Dame, neben ihr eine ältere in Trauer: die Ähnlichkeit verrät auf den ersten Blick Mutter und Tochter. Beide erwidern meine Begrüßung auf das liebenswürdigste und stellen sich vor als Ms. und Mrs. Green aus Buffalo. Die nächsten Plätze am Tisch zu beiden Seiten sind besetzt von einer aus fünf Köpfen bestehenden Familie, Vater, Mutter, ein erwachsener Sohn und zwei jüngere Buben; dann bleibt der Tisch leer bis zu dem Trio vom vorigen Abend, wo wiederum dieselbe

vergnügte Laune zu herrschen scheint: Dr. Thalfeld und die beiden ältlichen Jungfern zu seiner Rechten!

Auch die zweite Längstafel zeigt heute eine Reihe von Tischgästen; an ihrem Kopfende präsidiert der Oberingenieur, eine große, schlanke Figur mit weißblondem Henriquatre; er scheint es indessen eilig zu haben, denn kaum habe ich mich niedergelassen, als er seine Serviette zusammenfaltet und mit kurzem Gruß an seine Tischnachbarn sich empfiehlt. Der Platz des ersten Offiziers ihm gegenüber ist leer geblieben: der Geplagte pflegt sicherlich jetzt für einige Stunden der wohlverdienten Ruhe nach dem angestrengten gestrigen Tage und der nicht minder arbeitsreichen Nacht.

Während ich so Musterung halte, hat mein Freund Franz, der allzeit freundliche und dienstwillige Kapitänssteward, mir bereits erwartungsvoll die Frühstückskarte zur Auswahl präsentiert: ein länglich viereckiges Kartonblatt, mit bunter, gefälliger Vignette geschmückt, weist eine überraschende Auswahl von Speisen und Getränken schon für diesen ersten Morgenimbiß auf. Außer den üblichen Frühstücksgetränken finden wir an der Spitze das beliebte Oatmeel der Amerikaner; ein Fischgericht und zwei bis drei warme Fleischschüsseln neben einer Anzahl von Eierspeisen tragen dem praktischen Bedürfnis unserer Vettern jenseits des Kanals Rechnung und erweisen sich hier auf See als besonders zweckmäßig. Frische und eingemachte Früchte, sowie schottische Marmeladen reizen in verführerischen Farben zum Genusse, und auch der Liebhaber pikanterer Dinge kommt zu seinem Recht durch mächtige Kabaretts mit schwedischen und russischen Vorgerichten. Es ist überhaupt erstaunlich, wie aufnahmebedürftig und aufnahmefähig der Magen des Sailors wird: die Verpflegung an Bord dieser modernen Oceandampfer setzt eigentlich den ganzen Tag über nicht aus. Nach dem ersten Frühstück, welches nach Belieben von halb neun bis halb elf im Salon eingenommen werden kann, präsentiert man uns zwischen elf und zwölf an Deck Sandwichs und pikante Brötchen, dazu Bouillon in Tassen und frisches Faßbier, und die Schiffskapelle läßt zum Morgenständchen ihre munteren Weisen ertönen. Um ein Uhr ist Lunch. Er besteht aus einer Speisenfolge von vier bis fünf warmen Gängen und zwanzig bis fünfundzwanzig kalten Schüsseln mannigfachster Art. Von vier Uhr ab ist Theestunde, welche meistens an Deck oder im Gesellschaftssalon verbracht wird, wobei Kuchen und leichte Backwaren aus der Schiffskonditorei erscheinen. Um sieben Uhr abends findet dann die eigentliche Hauptmahlzeit, das Diner, statt. Künstlerisch geschmückte Menus weisen eine erlesene Speisenfolge von acht bis zehn Gängen auf, die jedem erstklassigen Restaurant des Festlandes glänzende Konkurrenz machen und den Gaumen des verwöhntesten Feinschmeckers befriedigen müssen.

Man pflegt auf den Reichspostdampfern hierzu in Dreß zu kommen, die Herren im Gehrock oder Smocking, die Damen in hellen seidenen Toiletten. Der ganze Raum ist durch Hunderte von Glühlampen festlich erleuchtet und von blendender Helle durchflutet; um die Estrade des offenen Lichtschachtes hat sich in dem über dem Speisesaal belegenen Gesellschaftszimmer die Kapelle versammelt und erfreut das Ohr der tafelnden Gäste durch künstlerische Genüsse. Gegen halb neun ist auch diese Mahlzeit beendet; die Herren nehmen in dem vornehm ausgestatteten großen Rauchzimmer auf dem Oberdeck Mokka und Liköre und halten kürzere oder längere Siesta in den traulichen Ecken und bequemen Nischen dieses Dorados bei dem würzigen Duft der Havanna. Von neun Uhr ab wird wiederum die Schenke an Deck geöffnet und schäumender Gerstensaft vom Faß kredenzt; die Damenwelt sammelt sich meist im ersten Salon, plaudert behaglich und lauscht den musikalischen Darbietungen klavier- oder sangeskundiger Mitglieder der Reisegesellschaft, bis endlich Gott Morpheus unsichtbaren Einzug hält und einer nach dem anderen auf dies köstliche dolce far niente sonnigen Seefriedens die trauliche Lagerstatt seiner reizenden kleinen Kabine aufsucht.

Mit einer dampfenden Platte ham and eggs beschäftigt, betrachte ich verstohlen meine Nachbarin zur Rechten. Reich gelocktes brünettes Haar krönt das allerliebste Köpfchen, dessen zarte, sammetweiche Haut unter dem Einfluß der frischen Seeluft in den Wangen von tiefem Inkarnat durchleuchtet erscheint.



Spiele an Bord.

„Meine Mutter und ich reisen zunächst nach Neapel, dann nach Capri; vor Weihnachten werden wir von dort aus über Gibraltar nach New-York zurückkehren. Wir sind im August mit ‚Kaiser Wilhelm dem Großen‘ herübergekommen.“

Die kleine, weißhaarige Greisin zur Seite der Tochter beugt sich vor; ihre lebhaften, klugen Augen spiegeln sichtbares Interesse, als ich lächelnd einwerfe: „Da haben Sie den schnellsten und schönsten Dampfer des Norddeutschen Lloyd kennen gelernt!“

„Ja,“ meint sie nickend, „das ist das Triumphschiff dieser Compagnie. Die amerikanischen und englischen Steamer machen keine so schnellen Reisen und besitzen bei weitem nicht diesen erstklassigen Komfort.“

„Meine Mutter hat zum neununddreißigstenmal den Atlantic gekroßt, sie kennt die meisten Linien und Dampfer persönlich!“

„Das ist für eine Dame eine sehr respektable Leistung,“ mischt sich jetzt der alte Herr Westmann gegenüber ins Gespräch. Ich bin mehr als doppelt so oft über das große Wasser gegangen und habe auch manche Reise auf englischen und amerikanischen, wie auf holländischen und französischen Booten gemacht. Aber die deutschen sind thatsächlich in jeder Beziehung weitaus die besten und sichersten und namentlich diese Lloyddampfer die elegantesten Schiffe der Gegenwart.“

Lebhafte, große Augen von dunklem Blau geben dem intelligenten, energischen Ausdruck der Züge etwas ungemein Anziehendes und Weiches. Rosige, leicht geschwungene Lippen verraten in ihrer festumrissenen Form ein gewisses Selbstbewußtsein und eine Neigung zu leichtem, aber sicherlich süßem Trotz. Die wohlgepflegten, schlanken weißen Finger sind mit erlesenen Steinen von wunderbarem Feuer geschmückt, und mit Erstaunen gewahrt mein Blick, wie aus der duftigen Spitzenmanschette des bizarren Bolerojäckchens ein breiter, grau stählerner Armreif hervorsieht, der silberne Schriftzeichen norwegischer Filigranarbeit aufweist — wie gebannt starre ich auf das fremdartige Schmuckband, das mir seltsam bekannt dünkt.

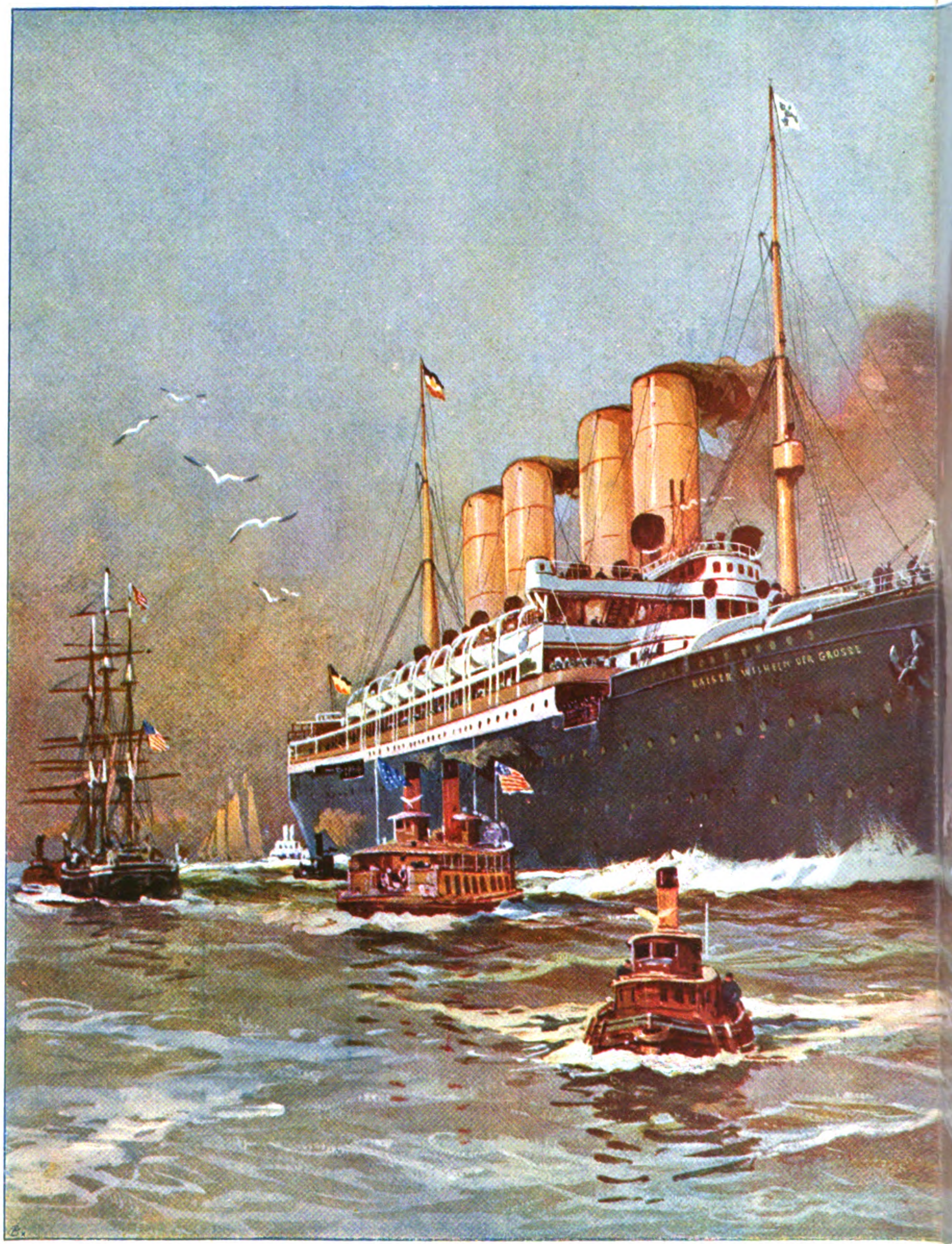
Meine schöne Reisegefährtin fühlt den bewundernden Blick auf sich ruhen. Indem das leichte Rot um eine feine Schattierung dunkler nach der Schläfe steigt, wendet sie sich mir zu und fragt in reinem, kaum merkbar accentuiertem Deutsch: „Fahren Sie auch nach Italien, mein Herr?“

Ich nicke bejahend: „Bis Genua will ich mit der ‚Barbarossa‘ gehen; dann gedenke ich noch einige Wochen an der Riviera, den Seen und Venedig zu verbringen. Und wohin führt Ihr Weg Sie, meine Gnädigste?“

Erstaunt frage ich: „Seit wann sind Sie auf dieser Route zur See gefahren?“

Ein gutmütiges Lächeln huscht über die Züge des freundlichen Kaufherrn. „O, das sind schon über vierzig Jahre her; meine erste Fahrt über den Atlantischen Ocean ist für mich selbst schon deshalb eine besonders interessante Erinnerung, weil sie gleichzeitig für den Norddeutschen Lloyd die Erinnerung an seinen ersten Kajütspassagier überhaupt bedeutet.“

Gespannt blicke ich den Alten an. „Die Gesellschaft wurde bekanntlich im Jahre 1857 von dem berühmten, inzwischen verstorbenen Bremer Konsul H. H. Meier aus vier kleinen schon bestehenden Schiffscompagnien ge-



Westermanns [illegible]

Begegnung von Schnelldampfern des „Nord



Zu Beaulieu: Unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd.

deutschen Lloyd“ im Hafen von New-York.

bildet und betrieb zunächst nur eine Linie nach England mit drei Dampfern. Aber schon am 19. Juni des nächsten Jahres verließ der erste transatlantische Lloyddampfer die Weser — das war die ‚Bremen‘: sie brachte eine Anzahl Frachtgüter, achtundneunzig Auswanderer und — einen einzigen Kajütspassagier nach New-York. Dieser einzige reisende Kaufmann an Bord war Mr. Westmann, der vor Ihnen sitzt!“

„O, most interesting, very interesting,“ murmelt die ehrwürdige Mrs. Green halblaut. „Sind Sie Deutscher, mein Herr?“

„Ich bin geborener Pfälzer,“ bestätigt Herr Westmann freundlich, „und habe drüben die Billardfabrikation begründet. Anfänglich reiste ich für ein Wiener Haus, das auch Möbel und Klaviere exportierte, später verheiratete ich mich in New-York und errichtete in Brooklyn eine eigene Werkstatt, welche heute über zweitausend Arbeiter beschäftigt. Und wie die Zeiten sich in unserer Branche geändert haben, können Sie daraus ersehen, daß ich jetzt eben aus Wien zurückkehre, wo ich die alte Firma meines früheren Chefs von dessen Söhnen käuflich erworben habe, um sie zu einer Filiale meines eigenen New-Yorker Hauses für Europa zu machen!“

Wir spendeten unserem intelligenten Landsmann offene Anerkennung und lebhaften Beifall. Ich sage: wir, denn meine beiden Nachbarinnen nehmen den naturalisierten Deutsch-Amerikaner auch ihrerseits als Landsmann in Anspruch.


Auf dem Promenadendeck.

Unser Gespräch blieb diesen Morgen bei den atlantischen Fahrten und den Dampfern, unter deren stolzer Flagge wir segelten; auch meine schöne Nachbarin hatte trotz ihrer Jugend schon eine für europäische Begriffe erstaunliche Menge von See-Erinnerungen aufzuweisen und schwärmte namentlich in ekstatischen Ausdrücken der Bewunderung von

ihrer ersten Überfahrt nach Deutschland 1888 an Bord des Schnelldampfers „Lahn“, dessen geradezu fürstliche Einrichtung als ein aus Gold und Seide im üppigsten Reichtum erschaffenes Schmuckstück der Rokoko-Architektur freilich noch heute unübertroffen dasteht.

Aber die Damen erhoben sich bald, um einen Spaziergang an Deck zu machen und dann einige Briefe für die Post in Antwerpen zu beginnen; mich selbst drängte es nach der allzu knapp bemessenen kaum dreistündigen Nachtruhe zu einem Nickerchen auf dem bequemen Sofa in Nr. 11 — denn vor dem Lunch sollte ich auf Einladung des Kapitäns ihn droben auf der Kommandobrücke und in seinen eigenen, auf dem hinteren Kommandodeck befindlichen Wohnräumen besuchen.

Es war wenige Minuten nach zwölf Uhr, als ich die Brücke betrat, ein herrliches, sonniges Wetter! Während des Vormittags war etwas mehr Wind und See aufgekommen, und die langen grünen Wogenkämme der Nordsee zeigten, soweit der Blick reichte, weißköpfige Schaumkronen. An Backbord querab passierten wir gerade einen ostwärts segelnden Fischerschoner aus Emden — an Steuerbord lag mitgehend eine Meile achteraus ein englischer Thankdampfer — sonst war von Fahrzeugen nichts zu sehen. Nur recht voraus im Westen stiegen am Horizont zwei Rauchsäulen empor.

Ich mache mich mit den Offizieren bekannt; Herr Arndt, der erste Offizier, eine untersetzte, kräftige Gestalt mit rotem Spitzbart, ist offenbar ebenso wie der mit ihm Wache gehende dritte Offizier bereits von dem Kapitän über mich unterrichtet; verbindlich erkundigt er sich nach meinem Befinden, nach meinem Reiseziel und wie ich an Bord untergekommen sei.

„Der Kapitän wird gleich wieder herauskommen — er ist nur einen Augenblick in das Kartenzimmer gegangen — wir haben eben unser Besteck abgesetzt.“

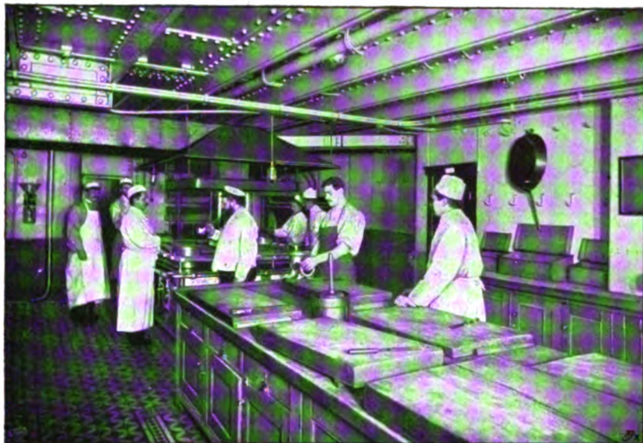
Richtig, wir haben ja Mittag, und um diese Zeit wird täglich die Länge und Breite, auf der sich das Schiff befindet, genommen und danach der jeweilige Schiffsort bestimmt und eingetragen. Im Treppenhaus zum ersten wie zum zweiten Salon hängt in großem, verschließbarem Glaskasten eine Seekarte, auf der hiernach täglich durch eingesteckte kleine Papierfähnchen mit einer Stecknadel den Passagieren bekannt gegeben wird, wo sich der Dampfer befindet. Auf Wunsch



Auswanderer auf dem Verdeck.

verabfolgen die Stewards den Reisenden auch ähnliche Karten kleineren Formats, auf denen der einzelne sich dann die zurückgelegte Route mit dem Tagesintervall selbst einzeichnen kann. Die von Mittag zu Mittag zurückgelegte Entfernung heißt das Etmal; läuft ein Dampfer, wie unsere „Barbarossa", etwa 14 Meilen Durchschnittsfahrt, so sind also 336 Seemeilen verhältnismäßig das günstigste in vierundzwanzig Stunden zu erreichende Etmal unseres Schiffes. Unter besonders vorteilhaften Wind- und Stromverhältnissen können freilich noch etwas höhere Ziffern erreicht werden, während schlechtes Wetter, Nebel oder Sturm naturgemäß die Leistung erheblich herabmindern. So passierte es einem der berühmten englischen Cunard-Schnelldampfer noch im verflossenen Herbst, daß er bei schwerem atlantischem Sturm, trotzdem die mächtigen Zwillingsmaschinen unausgesetzt mit äußerster Kraft arbeiteten, vom Mittag des einen bis zum Mittag des nächsten Tages nicht nur keinen einzigen Knoten vorwärts kam, sondern sogar sechzehn Meilen über den Achtersteven ging! Freilich stand damals eine solche See, daß das Schiff dauernd unter Wasser war und die gewaltigen überkommenden Brecher die ganze vordere Kommandobrücke, sämtliche Boote und Davits der Steuerbordseite und das Kartenhaus auf dem Sonnendeck fortschlugen — der Dampfer kehrte am vierten Tag seiner Ausreise, nur mit dem Handruder von der Poop gesteuert, havariert nach New-York zurück.

Naturgemäß hat ein Schnelldampfer von recht gegenan laufender See verhältnismäßig mehr zu leiden als ein langsamerer Postdampfer. Seine gewaltige Fahrgeschwindigkeit von über zwanzig Knoten, also fast die eines Personenzuges, hindert ihn, mit der langen atlantischen Dünung auszuschwingen und mit dieser in gleichem Rhythmus Wellenberg und Wellenthal zu nehmen, während die Dünung den langsamer laufenden Postdampfer in gleichmäßigem Tempo hebt und wieder sinken läßt, ohne daß dabei ein Tropfen Wasser auf Deck zu kommen braucht; der scharfe, in rasender Fahrt jagende Vor-



Schnellpostdampfer „Kaiser Wilhelm der Große": Erste Küche.

dersteven des Schnelldampfers dagegen schneidet schneller durch die hochlaufenden Seen, als diese ihn heben, und die zerschnittene Welle kommt jedesmal als Brecher über. Darum findet man auch bei fast allen Schnelldampfern die Back von einem gewölbten und nach hinten mit einem Wellenbrecher abgeschlossenen Walrücken- oder Hurrican-Deck überdacht, während die Postdampfer ein flaches Vorkastell zeigen.

Endlich tritt der Kapitän nach beendeter Berechnung aus dem Steuerhaus wieder auf die Brücke; er begrüßt mich aufs liebenswürdigste und sagt zum ersten Offizier: „Terschelling schon zu sehen, Herr Arndt?"

Der Angerufene schüttelt den Kopf: „Bis jetzt noch nicht, Herr Kapitän. Die Kimm ist leicht häsig; das Feuerschiff muß aber bald herauskommen." Mit diesen Worten hat er ein langes Seefernrohr zur Hand genommen und beobachtet scharf von der äußersten linken Seite der die ganze Schiffsbreite überspannenden Brücke den Horizont voraus, der dritte Offizier folgt seinem Beispiel an Steuerbordseite.

Inzwischen macht mich der Kapitän mit den sogenannten Kommando-Elementen der Brücke vertraut; auf der Mitte der Brücke, über der Kielebene, steht ein mächtiger Kompaß, daneben drei in goldigem Messinggehäuse glänzende Maschinen- und Ruder-

telegraphen, um den leitenden Ingenieuren drunten Befehle zu übermitteln. Der Steuermann befindet sich mit dem Dampfruder in dem überdachten Ruderhaus auf der Brücke, von wo er durch breite Fensteröffnungen vorwärts sehen kann; unmittelbar vor ihm steht ein zweiter Kompaß, nach welchem er steuert. Der älteste der beiden wachgehenden Offiziere ist verantwortlich für den Kurs.

In der Nähe von Häfen und Küsten, im Kanal und sonstigen belebten Passagen gehen stets zwei Offiziere Wache; draußen auf hoher See genügt einer. Der Tag von Mittag zu Mittag zerfällt in sechs Wachen zu je vier Stunden, und jede Wache wiederum in acht halbe Stunden, deren Ablauf jeweils durch eine entsprechende Anzahl von Schlägen mittels der Schiffsglocke am Fockmast angezeigt wird. In Erinnerung an die früher auf Schiffen gebräuchlichen gläsernen Sanduhren heißt jede halbe Stunde ein „Glas“ — zwei Schläge bedeuten also zwei Glas, d. h. den Ablauf zweier halben Stunden der Wache, vier Glas sind zwei Stunden, und beim Ablauf jeder Wache „glast es“ achtmal! Wie die Offiziere nach einem bestimmten Turnus abwechselnd Wache gehen, so sind auch die Mannschaften für den gesamten übrigen Schiffsdienst in drei Wachen geteilt. Am wichtigsten ist diese Routine für den Dienst in der Maschine und vor den Feuern, denn es giebt kaum einen anstrengenderen und aufreibenderen Dienst als den der Heizer auf einem modernen Oceandampfer. Trotz der vorzüglichsten technischen Verbesserungen zur Ventilation dieser tief im Schiffsinnern belegenen Räume herrscht hier doch im allgemeinen eine Temperatur, welche in nördlicheren Breiten nie unter 40 Grad, in den Tropen aber oft 65 Grad beträgt; dazu kommt die körperlich außerordentlich ermattende Arbeit des Hineinschaufelns der Kohle auf die Roste. Das richtige Beschicken der Feuer selbst mit dem erforderlichen Brennstoff ist ebenfalls eine Kunst, die mehr Übung erfordert, als man voraussetzt: die wirksamste Ausnutzung der erreichbaren Höchstleistung einer Kesselgruppe bei thunlichst niedrigem Kohlenverbrauch ist der Stolz des leitenden Chefingenieurs jeden Schiffes und wird nach Ausweis der Journale von der Direktion der Gesellschaft durch besondere Prämien belohnt.

Die Besoldung der Offiziere und Ingenieure ist, besonders in Anbetracht des Umstandes, daß sie während ihres dienstlichen Aufenthaltes an Bord völlig freie Station genießen, sehr auskömmlich; die Dienstzeit vom Beginn der Laufbahn als Offizier bis zur Erlangung der Kapitänscharge beträgt zwölf bis fünfzehn Jahre. Der Offiziersersatz, bei dessen Auswahl hohe Anforderungen hinsichtlich der wissenschaftlichen Vorbildung und gesellschaftlichen Stufe walten, macht seine dreijährige seemännische Lehrzeit an Bord des eigenen Kadettenschulschiffs „Herzogin Sophie Charlotte“ durch. Das erreichbare Höchstgehalt eines Schnelldampfer-Kapitäns beträgt etwa zehntausend Mark, wozu allerdings noch ein Anteil an dem Reisegewinn der von seinem Schiff gemachten Fahrten hinzukommt, so daß sich schon mancher Kapitän auf großer transatlantischer Fahrt mit einem Jahreseinkommen von achtzehn- bis vierundzwanzigtausend Mark einschätzen konnte. Ein Kapitän, der sein Schiff verloren hat, bekommt nie wieder ein anderes zu führen; ist das Unglück jedoch ohne sein Verschulden geschehen, so wird er von der Direktion in passender Weise am Lande versorgt, wozu die zahlreichen Werkstätten, Verwaltungsetablissements und Agenturen des Lloyd ausreichende Gelegenheit bieten. Überhaupt ist die Fürsorge der Gesellschaft für ihr heute schon über elftausend feste Angestellte betragendes Personal außerordentlich: das in der Unterstützungs-, Witwen- und Waisenkasse, sowie in der „Elisabeth Wiegand-Stiftung“ für diese milden Zwecke festgelegte Kapital beziffert sich zur Zeit bereits auf mehr als drei Millionen Mark.

Inzwischen haben wir gute Fahrt gemacht; drei Strich an Backbord voraus ist bereits mit bloßem Auge das rote Terschelling-Feuerschiff deutlich erkennbar; wir passieren es wenige Minuten nach eins, mit dem Lunch beschäftigt, in Rufweite querab.

Kapitän Richter, der ausnahmsweise heute schon unten im Salon erschien, meint: „Wenn das Wetter so bleibt und wir keinen Nebel bekommen, können wir um zwei Uhr morgens vor Vlissingen sein; es sind noch etwas über einhundertsechzig Meilen dorthin.“

„Und wann gedenken Sie in Antwerpen zu sein?"

„Wenn der Schelde-Lotse gleich an Bord kommt und das Hochwasser da ist, müssen wir ungefähr um sieben Uhr oben sein."

„Weshalb liegen die Reichspostdampfer eigentlich drei volle Tage in Antwerpen?" erkundige ich mich.



An der I. Offizierstafel.

„Das ist die eigenste Schuld deutscher Kurzsichtigkeit und falsch angebrachter Sparsamkeit," fällt Herr Westmann bedächtig ein. „Sehen Sie, in Rotterdam und Antwerpen kommt fast mehr Ladung für diese deutschen Schiffe an Bord als in Deutschland selbst, und doch ist der weitaus größte Teil dieser Ladung auch deutschen Ursprungs! Ein großer Teil der süd- und westdeutschen Exporteure zieht für sein Fabrikat den billigeren Wasserweg der teuren Bahnfracht nach Hamburg und Bremen vor, und das wird sicherlich so lange so bleiben, bis Ihr Parlament endlich das Netz der deutschen Wasserstraßen im Inlande dem enorm wachsenden Verkehr anpaßt und namentlich die großen Stromgebiete durch den Mittelland-Kanal untereinander verbindet. Ihr Kaiser hat das mit seinem scharfen Auge seit Jahren erkannt — in der ganzen Welt, namentlich von den praktischen Amerikanern, wird sein handelspolitischer Scharfblick bewundert — aber bis der deutsche Michel seine Opposition aufgiebt, ist es meistens zu spät."

Unser weitgereister kluger Landsmann vertieft sich mit dem Kapitän in ein längeres Gespräch über die Zunahme des deutschen Seehandels im letzten Jahrzehnt, und mein Ohr folgt staunend den gewaltigen Ziffern, die auch hier die ungeheure Entwickelung widerspiegeln, welche das junge stolze Kaiserreich seit seiner Gründung in unaufhaltsamem Siegeslauf bereits zum zweiten Handelsstaat der ganzen Welt hinaufgeführt hat.

Meine liebenswürdigen Nachbarinnen zur Rechten sind mit dem ernsten Thema der Unterhaltung weniger einverstanden; sie haben mit der fünfköpfigen Familie Morris gegenüber in englischer Sprache angeknüpft und verabreden mit ihnen für den Nachmittag eine Partie Shuffle-board auf dem oberen Promenadendeck. Beim Aufstehen hat Ellinor Green aber doch noch die Gnade, mit freundlichem Lächeln meine Beteiligung zu befehlen, und als sie mein leises Zaudern bemerkt, hält sie mir trotzig die kleine weiße Hand hin: „Dear baronet, Sie kommen! Ich will es — sonst werde ich sehr böse!" Was hilft's? lachend strecke ich die Waffen und schlage ein, und mit triumphierendem Kopfnicken verabschiedet sich die Stolze von der Tischgesellschaft.

Und ich habe nicht bereut, ihrem liebenswürdigen Befehle Folge geleistet zu haben! Shuffle-board ist ein sehr unterhaltendes Spiel, das wohl verdient bekannter zu werden. Als ich mich zu der befohlenen Partie einstellte, war alles schon vorbereitet. Auf den Deckplanken sind mit Kreide eine Anzahl von fußbreiten quadratischen Feldern gezeichnet, in welche man aus einer Entfernung von acht bis zehn Metern mittels eines ruderartigen langen Stockes kreisförmige Bleischeiben hineinstoßen muß; je nach den Points, welche die einzelnen Felder gelten, berechnet sich dann schließlich die Gesamtsumme der von jeder Partei erspielten Ziffer, und es gehört ein ziemliches Maß von Übung dazu, um die Bewegungen des Schiffes derart abzupassen, daß die fortgestoßene Bleischeibe nicht unterwegs aus ihrer geradlinigen Bahn nach der einen oder anderen Seite den Kurs verläßt.

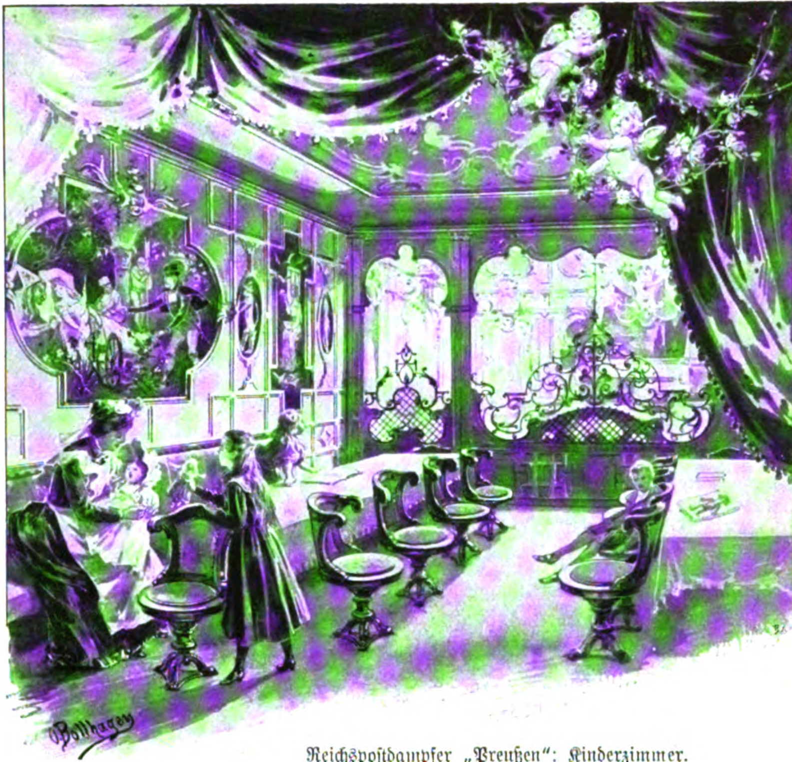
Beim Diner blieb der Platz des Kapitäns abermals leer. Haacks-Feuerschiff war genau nach der Berechnung in Sicht gekommen, und wir näherten uns jetzt der Mündung des Kanals. Die meisten Mitglieder der Gesellschaft zeigten sich nach diesem ersten Tage auf See ziemlich ruhebedürftig; dazu kam die Aussicht auf den morgen früh beginnenden Aufenthalt in Antwerpen und die ausgesprochene Absicht verschiedener, gleich mit dem Vormittagszuge für achtundvierzig Stunden nach Brüssel hinüberzufahren.



Schnellpostdampfer „Lahn“: Blick in den Lichtschacht vom Damenzimmer aus.

So verödeten Salon, Rauchzimmer und Deck verhältnismäßig früh; Direktor Hoffmann und ich zogen uns in das Kapitänszimmer auf dem Brückendeck zurück. Hier oben, unmittelbar in rückwärtiger Verlängerung des Steuer- und Kartenhauses und somit in denkbar nächster Nähe des verantwortlichsten Postens, bewohnt der Führer des Schiffes zwei behaglich eingerichtete große Kabinen; auch der dritte und vierte

Offizier besitzen Wand an Wand mit ihm eine geräumige Kammer zu gemeinsamer Benutzung; dahinter ist noch ein Reserve-Raum für einen mitfahrenden Lotsen geschaffen. Der erste, sowie die beiden zweiten Offiziere, von welchen der ältere lediglich Verantwortung und Aufsicht in der Schiffsladung als Dienstpflicht versieht, haben ihr Reich drunten im Backbordgange des Oberdecks neben den Zimmern der Ingenieure und des Arztes.



Reichspostdampfer „Preußen“: Kinderzimmer.

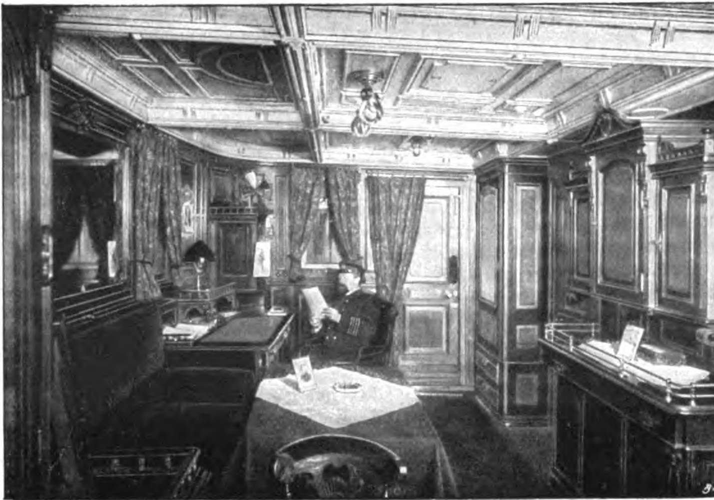
Während wir bei einem Glase trefflichen Whisky-Sodas zusammen plaudern, ist es mir mehrfach, als ob wieder einzelne leise Töne einer ähnlichen Musik wie am vergangenen Abend traumhaft mein Ohr träfen. Einen Augenblick lausche ich zur geöffneten Kammerthür hinaus, aber vergeblich; hier draußen ist die schweigende große Stille nur erfüllt von dem gleichmäßigen leisen Takt der unermüdlichen Schiffsmaschinen, dem gurgelnden Geräusch der verlaufenden Bugwelle des Dampfers und dem eintönigen Ruf des Postens auf der Back. Und doch, nach wenigen Minuten, als ich mich schweigsam wieder den Herren zugesellt und meinen Gedanken nachträume, höre ich deutlich — diesmal ist es kein Spiel meiner Phantasie — einzelne unverkennbare Accorde des schwermütigen Straußschen Walzerliedes „Traum durch die Dämmerung“. Auch meine Begleiter sind aufmerksam geworden.

„Schon gestern abend kam es mir so vor, als ob noch im Salon gespielt würde,“ meint Kapitän Richter mit halblauter Stimme. Der Direktor schüttelt den Kopf, ich nicke. Die Weise drunten verhallt; wir bleiben noch stumm, aber es folgt nichts weiter.

„Wer mag die Sängerin sein?“ wende ich mich an die beiden. Sie zucken mit den Achseln. Dann meint der Direktor: „Jedenfalls eine geschulte, sehr musikalische Stimme; aber ich habe bis jetzt noch auf niemand Verdacht. Doch das läßt sich ja leicht in Erfahrung bringen.“

Dann trennen wir uns bald, um auch unsererseits die Ruhe zu suchen.

Welch ein verändertes Bild, als das erste aufdämmernde Licht des nächsten Tages durch die unverhängt gebliebenen runden Fensteröffnungen in meine Kammer fällt und mich rasch aufstehen und auf die Brücke eilen heißt! Statt wogenden Wassers wie gestern nun heute ringsum, so weit das Auge reicht, weite grüne Wiesenflächen, hier und dort von Kanälen durchschnitten; charakteristische graue Ölmühlen und endlose niedrige Weidenhecken unterbrechen hier und da die melancholische Landschaft. Nur zuweilen schimmert fernher aus der Tiefe die-



Schnellpostdampfer „Kaiser Wilhelm der Große“: Kapitänszimmer.

ses Bildes als leuchtender Punkt inmitten stumpfer Töne das lichtweiße Segel einer Tjalk, wie sie auf den vlämischen Moorkanälen heimisch ist; um unser Schiff brodelt das gelbliche Flußwasser der Schelde, und dort voraus, jenseits des weiten Bogens, den der Fluß spannt, wachsen aus wallendem, weißem Frühnebel seine verschwommene Türme und Spitzgiebel auf.

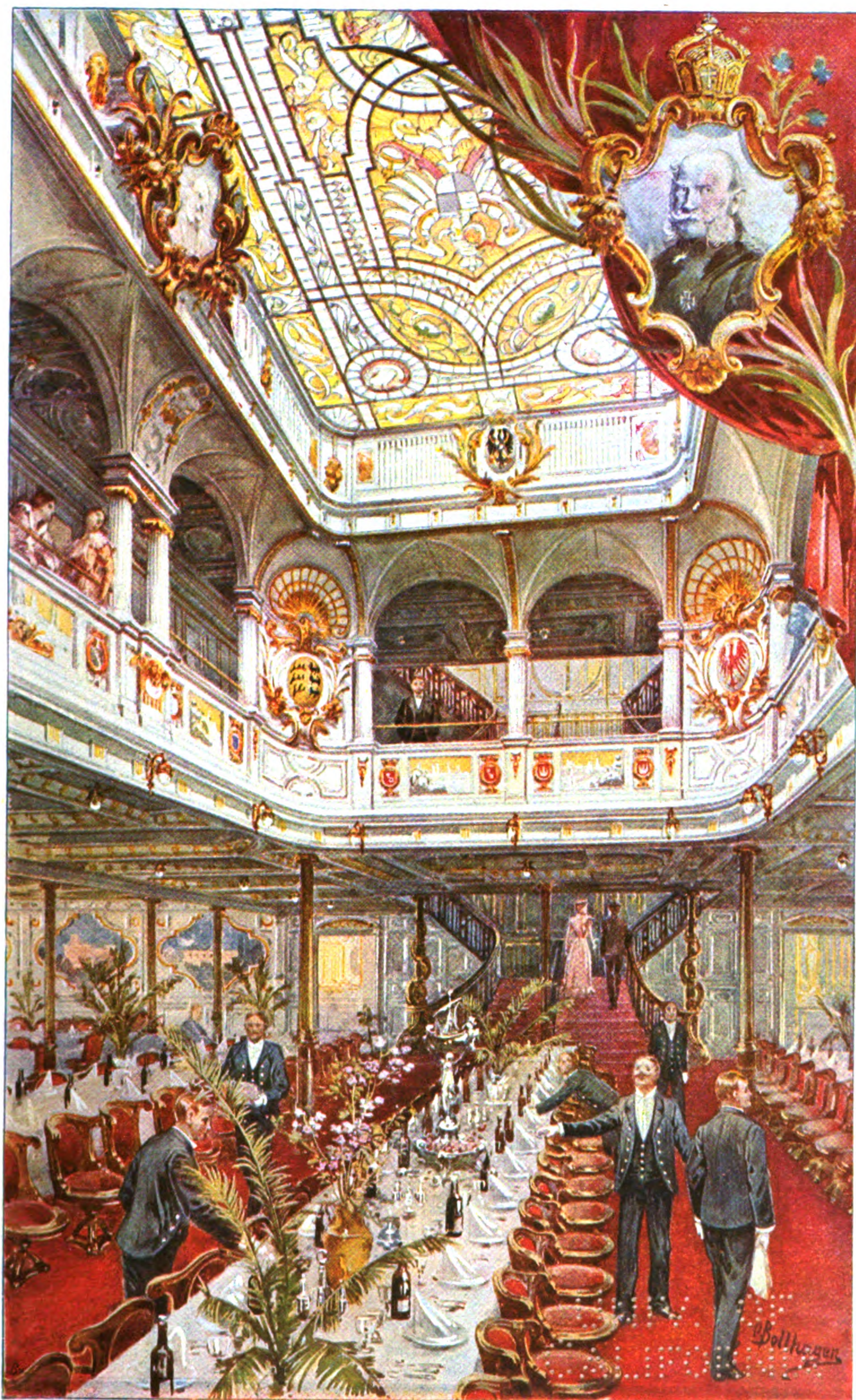
Noch eine halbe Stunde — da nähert sich uns stromab entgegen in voller Fahrt und mit rauchendem Schlot ein kräftiger kleiner Schlepper, im Topp unsere eigene Flagge. Von der Back der „Barbarossa“ fliegt in sicherem Wurf die Schleppleine aus auf sein niederes Deck; er wendet wieder stromauf, und bei der nächsten Biegung liegt sie vor uns, die alte trotzige Geusenfeste, heute nächst Hamburg wohl das zweite Seethor des Kontinents: Antwerpen!

Durch das Gewirr zahlloser Flußfahrzeuge trägt uns der Kiel in langsamer Fahrt an die weiten Hafenmauern heran, vorbei an den Liegeplätzen der prächtigen Schnelldampfer der niederländischen Red-Star-Line. Drüben am Quai van Dyck hat schon ein Genosse von uns festgemacht, der Lloyddampfer „Preußen“ in weißem Gewande, aus dem fernen Osten heimkommend; Rufe und Winke von hüben und drüben, von Brücke zu Brücke, von Bord zu Bord! Mit leuchtendem Auge grüßen auch wir die teuren Farben der Heimat am Flaggenstock, und die Brust weitet sich in stolzer Freude, daß unter dem Neide der Fremden die neue deutsche Hansa auch hier wieder den ersten Platz unter allen den Flaggen siegreich erstritten und deutsches Gold auf Flanderns Strom und Flanderns Märkten heute wie einst gebietet!

Über die ausgeworfenen Landungsstege ergießt sich entfesselt ein breiter Strom buntfarbiger, hastender Hafenarbeiter; in endlosen Reihen und mächtigen Bergen harren unübersehbare Güter gestapelt unseres Schiffes, und schon nach wenigen Minuten kündet das stoßweise Zischen der Spille und der klirrende Klang eiserner Kettenglieder, daß die Arbeit begonnen hat.

Ich eile in den Salon hinunter, um zu frühstücken; er ist noch leer, denn der Uhrzeiger weist kaum auf sieben, und während ich auf und ab wandernd der bestellten Stärkung harre, fällt mein achtloser Blick plötzlich am geschlossenen Klavier auf einen blinkenden Gegenstand drunten unter dem Sessel. Unwillkürlich greift die Hand nach dem entdeckten Funde, erstaunt erkenne ich Ellinors Armreif aus Stahl und Silber — wie kommt der Schmuck von seinem gewohnten Platz an diese Stelle?

Plötzlich blitzt ein Gedanke durch meinen Kopf: sollte Ms. Ellinor —? — Nein, das ist kaum denkbar; diese stolze, Leben und Sonne sprühende Verkörperung der modernen Weltdame, im Gerank aller Reize und auch aller Härten ihres Geschlechts, und der Märchenbrunnen tiefdunkler Schwermut eines Gemüts, dem solche Zaubertöne zu eigen, wie sie als Wunder der Nacht das Gemach voll Wehmut und Wohllaut durchwogten? — Aber nicht genug noch der Rätsel! Wie ich sinnend langsam den Armreif in der Hand wende, finde ich die Inschrift „Solen staar op“ — die Sonne geht auf — hat der nordische Meister in



 Zu Beaulieu: Unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd.

Schnellpostdampfer „Kaiser Wilhelm der Große“: Speisesaal I. Klasse.

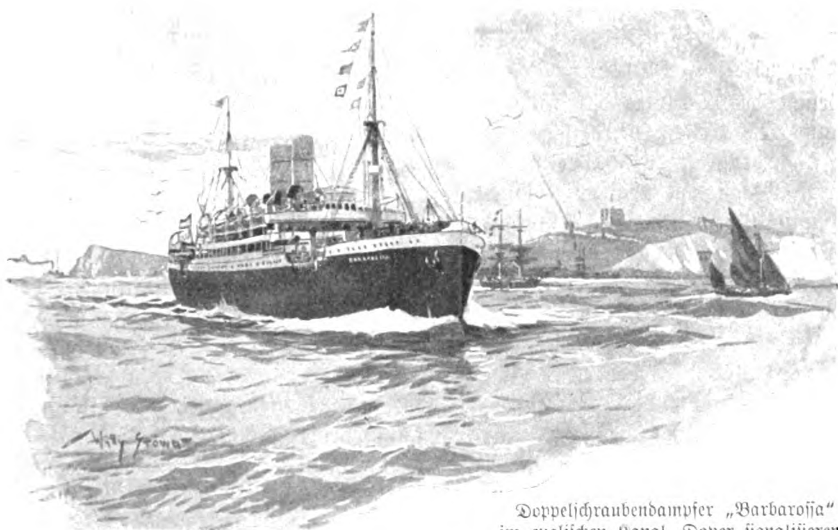
kunstvollem Filigran auf den Reifen geschrieben. Jäh zerreißt der Nebel der Erinnerung, da ist auch unter silberner Arabeske versteckt das eigentümliche Schloß des Armbandes, dessen Geheimnis außer seinem Verfertiger und mir nur noch ein einziger kannte. Meine ganze Umgebung versinkt urplötzlich in fernes Nichts, und wie eine Fata Morgana gewahre ich die ragenden Firnen des Närö-Fjords und die dunklen abgrundtiefen Wasser seiner nordischen See; von den Steilhängen schmaler Bergspalten rieseln zerstäubte Fälle wie Spitzenschleier zu Thal, und hart am Fuße der Schroffen Gudwangen, des Nordens Dorado — und der Laden des alten Silberschmieds — und der Armreif dort in meiner Hand „Solen staar op“!

Was hatte der wunderliche Alte beim Kaufe gemurmelt? Halb warnend, halb weissagend: Stahl und Silber, zusammengeschmiedet zum Schmucke der Frauen, bindet nach nordischer Sage fester als rotes Gold; blitzendes Silber auf dunkelndem Stahl ist Sonne und Schwert, ist Frieden und Recht — ist Liebe des Weibes und Wollen des Mannes!

Nie Männer, nie Frauen allein sollen Schmuck aus Stahl und Silber unter sich tauschen: Nur vom Manne zum Weib soll das magische Sinnbild wandern, und unlösbar bleibt die Erwählte der Werbung zur Beute, solang sie den Reifen bewahrt. Will sie den Bann brechen, so wirft sie die Fessel des Morgens nach Osten ins Meer.

Ellinor — Ellinor — wahre dein Glück und dein Kleinod — dein Gebieter ist näher, als du ahnst — schon führt ihn die Sonne vom Osten zur See — Stahl kommt zu Silber: Solen staar op!

(Schluß folgt.)



Doppelschraubendampfer „Barbarossa“ im englischen Kanal, Dover signalisierend.



Thomas Truck.

Ein Buch von gestern und morgen.

Von

Felix Hollaender.

I.

Erster Teil.

Buch der Kindheit.

Das Gesicht des Doktors, das für gewöhnlich einen rötlich kupferartigen Ton hatte, war blaurot geworden. Der starke, breitschulterige Mann mit den aufgedunsenen Zügen und dem militärisch zugestutzten Schnurrbart fuhr einen Moment beinahe verlegen durch sein kurz geschorenes Haupthaar. Dann erhob er sich und packte den Knaben, der mit finsterem, trotzigem Blick vor ihm stand, an den Schultern. „Du willst es nicht thun?" fragte er und dämpfte seine Stimme zu jener Heiserkeit herab, die häufig gewaltsamen Zornausbrüchen voranzugehen pflegt.

Durch die Gestalt des Jungen, dessen schlanke, feine Glieder sich seltsam von dem wuchtigen, schweren Mann abhoben, ging einen flüchtigen Augenblick ein Zittern. Aber auf dem edel geschnittenen Gesicht mit der kühnen, ein wenig gebogenen Nase, dem feinen, traurigen Mund und den dunklen, schier verwegenen Augen lag keine Furcht. Weit eher der Ausdruck eines unbeugsamen und entschlossenen Widerstandes.

„Ich kann nicht und ich will nicht," sagte er, während er die Hände zusammenpreßte und seine Pupillen sich zu erweitern schienen.

Die breiten Hände des Doktors trafen den Knaben.

Der zuckte wie vor den Schuß gestelltes Edelwild zusammen; aber kein Laut entrang sich ihm. Nur ein schmerzensreicher Zug trat um den fest geschlossenen Mund.

„Du wirst abbitten, wirst deinem Ordinarius abbitten," keuchte der Mann.

Der Junge schüttelte nur den Kopf.

„Wirst du?" wiederholte der Doktor noch einmal in drohendem Ton.

„Ich kann nicht, ich habe nichts gethan."

Einen Augenblick sah sich der Doktor suchend im Zimmer um, bis sein Auge auf die Hundepeitsche fiel, die auf seinem Schreibtisch lag. Mit einem raschen Griff nahm er sie auf. Er sah den Jungen wutverzerrt an und fühlte, daß alle ruhige Überlegung mit ihm durchging.

Der Junge richtete den Kopf auf. Seine Gesichtszüge waren straff gespannt und drückten beängstigende Entschlossenheit und unheil-

volle Warnung aus. Sie schienen zu sagen: Mißhandle mich nicht, ich spüre es kaum, aber du zerbrichst etwas in mir, das nie mehr heilen wird.

Dieser Blick war ein Stachel, der sich dem Manne einbohrte und ihm den Rest seiner Besinnung nahm. „Wollen sehen, wer stärker ist, ich oder du" — und weit ausholend, ließ er die Peitsche über den Körper des Knaben sausen.

Der Junge bäumte sich auf; aber plötzlich die Zähne fest aufeinander beißend, schien er gleichsam zu wachsen. Er stand gerade und aufgerichtet da und beugte sich unter keinem der Schläge.

Eine Sekunde hielt der Doktor inne. Er empfand es auf einmal, daß diese Stunde einen Kampf zwischen ihm und dem Sohne brachte, dessen Folgen in ihr Leben schneiden mußten. Alles kam darauf an, wer der Stärkere blieb, und von neuem wollte er sich auf den Jungen stürzen, als die Thür sich öffnete und mit einem verzweifelten, leisen Aufschrei eine schlanke, junge Frau in Todesängsten den Knaben deckte. Die Reitpeitsche traf ihr Gesicht und schuf eine blutunterlaufene Strieme.

Der Doktor prallte verdutzt einen Schritt zurück.

„Geh hinaus," sagte die Frau zu dem Jungen in einem Ton, der von unterdrücktem Schluchzen wiederklang.

Der Knabe zauderte, dann beugte er sich vor den Augen der Mutter, die etwas Flehentliches hatten. Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, war die Erstarrung des Doktors vorüber.

„Bist du toll geworden?" brachte er mühsam hervor. „Willst du mir die Brut vollends verpfuschen?"

Er wollte sie beiseite schieben und dem Flüchtling nachstürzen.

„Nicht jetzt, um Gottes willen nicht jetzt," sagte sie und hob ein wenig die weißen, gefalteten Hände empor.

Er blickte das schlanke Persönchen mitleidig und ein wenig furchtsam von der Seite an. Sie sah so zerbrechlich aus, und ein so weher Leidenszug lag auf ihrem Gesicht, aus dem zwei graue Augen sehnsüchtig, weit geöffnet und unendlich bange auf ihm ruhten. Als er sie vor vielen Jahren kennen gelernt, hatte er ihr gesagt, sie hätte den Heilandsblick, der ihm Angst und Demut einflößte. Mit ihren Augen würde sie ihn lenken, rein baden und von allen Schlacken läutern. Ungläubig hatte sie ihn mit einem schmerzensreichen Lächeln angesehen, das im Laufe der Jahre immer mehr etwas Weltflüchtiges, Irres und Blutendes bekommen hatte. Ein Freund des Hauses hatte einmal gesagt: Die schreit aus tausend Wunden, wenn sie lächelt.

Als der Doktor jetzt mit einer gewaltsamen Bewegung sie zur Seite drängen wollte, da trat dies Lächeln auf ihre Züge und bezwang ihn, da es ihm Furcht und Grauen einflößte. Er ließ sich schwer auf seinen Stuhl nieder, der unter dem Gewicht des Mannes stöhnte, und ohne sie anzublicken, sagte er: „Das sind die Folgen deiner Erziehung. Aufsässig und trotzig ist der Bursche; weder in der Schule noch im Hause zu zügeln. Vom Gymnasium will man ihn weisen, weil er den Geist der Zuchtlosigkeit auch auf die anderen überträgt, weil sein schlimmes Beispiel gefährlich wirkt; und wenn ich nicht mit den Herren bekannt wäre, wenn man nicht auf mich und meine Stellung Rücksicht nähme, so hätten wir ihn im Hause, und der Tagedieb wäre fertig."

Sie hatte die Arme schlaff herabsinken lassen, und an die Stelle gespannter Furcht war Müdigkeit getreten. Kaum daß sie ihm zuhörte.

„Und wenn er nicht dem Ordinarius in aller Form Abbitte leistet, so kann er sehen, wo er bleibt," fuhr der Doktor in dem gleichen Tone fort. „Vor mir soll er sich nicht blicken lassen, oder ich schlage ihm die Knochen aus dem Leibe. Ich —"

Seine Stirn hatte sich gerötet, und er schien willens, von neuem seinen Zorn zu entfachen. Er war ärgerlich über sich selbst. Er konnte es sich kaum verzeihen, daß er in solchen Momenten klein vor ihr wurde und sich lenken ließ. Nachträglich wurmte es ihn, und mit einer raschen Kopfbewegung drehte er sich nach ihr um. Aber der Platz war leer.

Sie hatte sich leise, kaum hörbar, wie es ihre Art war, davongeschlichen.

Er machte zuerst ein verblüfftes Gesicht, dann lachte er derb auf: „Weibsbild," sagte er vor sich hin. „Verflixtes, heiliges Weibsbild."

Schwerfällig erhob er sich und riegelte die Thür zu. Dann warf er sich auf das dunkelfarbige, lederne Sofa und zündete sich eine Cigarre an. Er blies den Rauch in großen blauen Wolken vor sich hin, die in die Höhe stiegen und den Operationstisch, den Instrumentenschrank und den großen schwarzen Schreibtisch, auf dem sich geradlinig bis zur Decke das Büchergestell erhob, einhüllten. Er wurde müde, zog die Decke über sich, und noch einen halben Fluch auf den Lippen schlief er ein.

* *
*

Nirgends im Hause hatte sie ihren verprügelten Leidensjungen gefunden. Auch die Dienstboten wußten ihr keine Auskunft. Den Garten, der in voller Sommerpracht stand, hatte sie schon flüchtig durcheilt. Nun ging sie in bedrückter Sorge noch einmal zurück. Sie ließ in ihrer Erregung das Gitterthor offen und schritt an all der blühenden Herrlichkeit achtlos vorüber. Dieser Garten, den sie eigentlich selbst geschaffen, war eine Sehenswürdigkeit der Stadt, auf die der Fremde aufmerksam gemacht wurde. Hier standen düstere Pappeln und Ebereschen, die ihren süßen, schweren Duft ausströmten. Dort Buchen dicht neben Erlen und nicht weit davon Birken mit ihren weißen Stämmen und feinen Zweigen, die wie weiches, seidenes Haar im Winde sich leise bewegten. Dann kamen große Gebüsche, wo Rot- und Weißdorn verschlungen wild zusammenwuchs, und ein paar Schritte weiter ein kleines Stückchen Wiese, wo Schafgarbe, Huflattich, roter Sauerampfer, Hahnenfuß, Klee und Mohn, Ranunkeln und Anemonen bunt und lustig durcheinander wucherten, und etwas entfernt davon, getrennt durch einen kleinen Kiesweg, ein Stückchen Ziergarten mit farbenschillernder Nelkenpracht und starkem Rosenduft. Schwertlilien und Levkojen, Tausendschönchen und Goldlack, Reseda und zarte, sammetweiche Stiefmütterchen gruppierten sich um hochragende, schwermütige Cypressen.

Frau Tamara sah nichts von alledem. Ihr Blick wurde immer unruhiger. Nun stand sie vor einem kleinen, dunklen Wasser, das von dichten Weiden eingeschlossen war, einen Augenblick still. Die rätselhaften Bäume spiegelten sich seltsam in dem schwarzen Grunde. Ihr klopften die Pulse. Sie legte die weiße Hand, die groß und schlank war, an das pochende Herz und sah in ihrem furchtsamen Lächeln um sich. Dann ging sie in leiser Hoffnung noch ein Stückchen vor, vorbei an der hundertjährigen alten Linde, wo plötzlich, fast ganz für sich, ein stiller, einsamer Flecken grünen Rasenteppichs vor ihr lag. Nun atmete sie tief auf.

Da lag ihr Junge mit geschlossenen Lidern, beinahe bewegungslos, wie ein zur Strecke gebrachter Edelhirsch, und fing mit seinen trotz des jugendlichen Alters ehernen Zügen die heißen Strahlen der Mittagssonne auf. Und dicht neben ihm kniete ein zartes, kleines Mädchen mit schwarzen Locken, die bis zu den Schultern reichten, und dunklen braunen Augen, die in leidenschaftlicher Bewegtheit auf den Knaben gerichtet waren.

Einen Augenblick stand sie still und betrachtete die beiden Kinder. Auf dem Scheitel des Mädchens tanzten verwegene Lichtstrahlen, und die schwarzen Locken glitzerten und funkelten im Sonnengolde. Das Kind rührte sich nicht. Es blickte unverwandt auf den Knaben, der die Augen so fest geschlossen hatte und mit den Händen so trotzig sich die Ohren zuhielt, als wollte er sich von allen Einflüssen der Außenwelt abschließen. Das kleine Mädchen drehte sich um, und wie es plötzlich, gleichsam aus der Erde gewachsen, Frau Tamara vor sich sah, da zuckte es zusammen, aber es gab keinen Laut von sich. Es erhob sich vorsichtig, und das Köpfchen ein wenig zur Seite geneigt schritt es auf Frau Tamara zu.

„Tante Tamara,“ sagte sie, und ihr dünnes Stimmchen zitterte wie vor verhaltenem Weinen, sie kam aber nicht weiter.

Die junge Frau beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf die weiße, klare Stirn, die dem zarten Kindergesicht etwas Frühreifes und Ernstes gab.

„Geh, Bettina, pflück uns Blumen, ich will unterdes mit Thomas sprechen.“

Das Kind nickte, es fragte nichts weiter, es atmete erleichtert auf. Mit seinem feinen Instinkt begriff es, und leise schwebte es davon.

Obwohl das kurze Gespräch nur geflüstert worden war, hatte es den Knaben doch aus seinen bleiernen Träumen aufgestört, und

als er die Mutter jetzt vor sich sah, vermochte er sich nicht zu beherrschen. Er blickte sie so stumm, so martervoll und so zerrissen an, er zeigte ihr so unverhüllt seine Leiden, daß die Frau in sich hinein stöhnte. Sie kniete vor ihm nieder, ganz wie vorhin das kleine Mädchen, und nahm seine Hand. Da bezwang sich der Junge. Er wollte der Mutter zulächeln, aber die Mutter schrie auf. Sie sah plötzlich ihr blutendes Lächeln auf seinen Zügen, und alles zog sich in ihr schmerzhaft zusammen. „Junge, Junge, sieh mich nicht so an," brachte sie jammervoll hervor.

Da schlang er seine Arme um sie und küßte sie demütig, zart und behutsam. Und nun saßen sie eine Zeitlang still beieinander, empfanden jeder des anderen Nähe und sprachen gar nichts.

Aber auf einmal unterbrach Thomas die Stille. „Tamara, ich soll abbitten, weil der Lehrer mir unrecht gethan hat. Er hat mich bestraft für eine Sache, mit der ich nichts zu thun hatte. Dagegen wehrte ich mich. Ich wehrte mich dagegen," wiederholte er, und eine Blutwelle des Zornes ging in der Erinnerung des ihm zugefügten Unrechts über sein Gesicht. „Ich bin doch kein Sklave, Tamara," fügte er hinzu und richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf.

Frau Tamara schmiegte sich an ihn, als wäre der Junge, der vierzehn Jahr sein mochte, ihr Beschützer. Man hätte sie für Geschwister halten mögen, denn die zarte Frau, die im zweiunddreißigsten Jahre stand, sah um vieles jünger aus.

„Nein, du bist kein Sklave," entgegnete sie, und trotz der heißen Sonnenwärme fröstelte es sie bei diesen Worten.

Das kleine Mädchen kam jetzt auf sie zugeeilt. Es trug ein eng anliegendes, schwarzes Kleid, das sich von dem weißen Gewande der jungen Frau düster abhob. Die bewegten Kinderaugen leuchteten. In der Hand hielt sie drei Laubkränze, mit denen sie wortlos Tante Tamara, Thomas und sich schmückte. „Thomas, nun bist du ein König und hast eine Krone."

„Und du bist die Königin," fügte die Tante hinzu.

Das Kind schüttelte den Kopf. „Die Königin bist du. Ich bin die Prinzessin Bettina aus Indien."

Das sagte sie fest und bestimmt wie ein unumstößliches Bekenntnis.

„Wo liegt denn Indien?" fragte Frau Tamara.

Ein paar flüchtige Sekunden zögerte das Kind, ehe es entgegnete: „Indien liegt im Monde."

Da lachte Thomas hell auf und sprang in die Höhe.

* *
*

Aus der kleinen Stadt, in der sie jetzt lebte, war Frau Tamara niemals herausgekommen. Die Mutter hatte sie früh verloren, und unter der Obhut eines verschlossenen Vaters, der, wie die Leute sagten, auf seine alten Tage immer sonderlicher wurde, war sie und die einzige Schwester aufgewachsen. Sie war die bei weitem jüngere. Aber die beiden Mädchen, die keinen Verkehr hatten, erwärmten sich gegenseitig. Sie hatten beide etwas Marienhaftes, Weltabgekehrtes, Innerliches. Die ältere spürte wohl etwas stärker einen Drang nach dem Gebrause einer Welt, die sie nur vom Hörensagen kannte. Aber das kam nur selten und leise zum Ausdruck. Ihr Leben floß eintönig dahin. Im Hause schalteten ihre weißen Hände, und wenn das Haus besorgt war, gingen sie in ihren weißen Kleidern Arm in Arm verschlungen durch den Garten. Mochten die Syringen blühen, mochte es Rosenzeit sein, mochte die uralte Linde ihren schweren Duft ausströmen oder weißer Schnee ein weiches Tuch über den Rasen decken. Sie flüsterten sich leise süße Dinge zu und schmiegten sich enger aneinander. Sie sprachen vom Vater, der im weiten Umkreise, trotz seines wortkargen Wesens, der berühmteste Arzt war, oder sie erzählten sich von der seligen Mutter, die so frühzeitig nach der schwarzen Erde sich gesehnt hatte und ihnen beiden geglichen haben mochte, oder sie lachten vor stillem Glück in sich hinein und thaten sich Blumen ins Haar. Sie lösten die dichten Zöpfe und blickten verstohlen, verträumt, versonnen in das dunkle, kleine Wasser und dünkten sich wohl als Nixen, Nymphen, Najaden und Sylphiden. Dann brachen sie in ein rätselhaftes, silbernes Lachen aus, sahen sich beide großäugig verschreckt an und fürchteten sich fast selbander. Sie kamen sich ins Leben verirrt

vor. Sie hatten Schmetterlingsflügel, die niemand anrühren durfte, und ohne daß die anderen es gewahr wurden, schwebten sie, ihrem Sinnen nach, über der Erde. Sie waren mondscheinzart und leuchteten wie die geheimnisvollen Sterne, die vor dem grellen Tageslicht verblassen. Es kam auch vor, daß sich beide unversehens ganz plötzlich anblickten und beider Augen von Thränen umflort waren. Dann fühlte jedes einen nagenden Schmerz, der tief in ihm war, für den es keine Erklärung gab. In solchen Augenblicken empfanden sie ihre Einsamkeit und spürten, daß sie entwurzelt dalagen wie arme Pflänzchen, die man schonungslos aus dem Erdreich gerissen hatte und von den Sonnenstrahlen verdorren oder von Fühllosen zertreten ließ. Sie sahen sich wohl in ihrem Jammer, der zeit- und raumlos schien, an, aber niemals sprachen sie darüber. Wenn die Nacht herniederstieg und ihre dunklen, riesenhaften Fittiche ausspannte und aus allen Ecken und Enden des stillen Hauses die Gespenster hervorlugten, wenn die Nixen und Najaden aus dem Garten herangeschlichen kamen in Begleitung von lauter seltsamen, fragwürdigen Gestalten, dann kroch die eine Schwester zur anderen ins Bett, dann hielten sie sich ihre Hände und lagen mit weit geöffneten, angstvollen Augen da und hörten auf ihr Atmen und auf das Pochen ihrer zarten Seelen. Es sah der Doktor seine beiden Mädel mitunter von der Seite prüfend und furchtsam an. Dann fuhr er wohl zaghaft über ihr Haar mit fast scheuer Bewegung, ohne auszudrücken, was er dachte. Es kam aber eine Zeit, wo ein inneres Ängsten ihn ergriff. Er sah seinen Körper absterben und bangte für seine stillen Wesen. Damals gab es in der Stadt etwas Außergewöhnliches.

Ein junger polnischer Geiger machte die Provinz unsicher und gab auch hier sein mit großer Reklame angekündigtes Konzert. Sarasate, sagten die einen; Joachim, replizierten die anderen. Man mußte hingehen. Auch in das Doktorhaus waren Karten geschickt worden, und am Abend fand man sich wirklich in den hell erleuchteten Sälen der Ressource ein. Die Mädchen blickten auf den Geiger wie auf eine Offenbarung. Sie hielten sich an den Händen, und viel später noch glaubten sie, daß ihre Hände in dieser Stunde zusammengewachsen seien. Sie hörten Töne, die sie nicht nur bewegten und erregten, sondern auch in ihnen auslösten, was längst in ihnen nach Licht und Sonne sich sehnte. Aber ihre Gesichter waren verstört, verirrt, verängstigt und verschüchtert. Sie schämten sich und wünschten zu verbergen, was in ihnen arbeitete. Sie schraken jedesmal zusammen, wenn der Geiger aufhörte und das Publikum in lautes Klatschen ausbrach. Sie begriffen das Lärmen der Leute nicht. Es kam ihnen auch rätselhaft vor und peinigend, daß jemand seine Seele gleichsam vor allen Neugierigen hinlegen konnte. Sie wurden verwirrt von dem, was sie erlebten, und waren wie benommen, halb vor Entzücken und halb vor Schmerz.

Sie wußten, daß der Geiger noch in der Nacht abreisen würde. Sie empfanden, daß er in ihr Leben Angst und Unruhe gebracht hatte, und wagten gar nicht das auszudenken, was nun kommen würde. Sie mieden ihre Blicke und hatten dunkle Scheu eines vor dem anderen. Sie hielten ihre Hände, aber es war ihnen doch, als wenn plötzlich eine Nebelwand sie trennte; und da geschah es.

Der Geiger hielt plötzlich im Spiel inne. Ein kreidiger Ton färbte sein Gesicht. Der Bogen glitt ihm zuerst aus der Hand, es war gerade noch Zeit, daß der Begleiter, der sich rasch erhob, ihn auffing. Es erschien ganz natürlich, daß der Doktor sich erhob und hinter das Podium trat. Der Geiger mußte die Tournee abbrechen, wider Willen in der kleinen Stadt bleiben, die ihn am Krankenlager festhielt. Er kam dann in das Doktorhaus, war ein unsteter Geselle mit hochfliegenden Plänen, weltlicher Sehnsucht und phantastischem Künstlerherzen. Eine wilde Genußsucht, ein gesteigertes Hochgefühl, dann wieder ein banges Zweifeln, zu dem sich eine sensitive Erregbarkeit gesellte, zerklüfteten ihn. Aber in seinem ganzen Wesen lag doch eine pochende, jugendliche Kraft, ein verwegenes Siegergefühl und jene schwermütige Weichheit, die seiner Rasse eigentümlich ist. Auch als er gesundet war, blieb er in der Stadt. Aus den Augen der Mädchen leuchtete ein Feuer, von dem er sich nicht trennen konnte. Dabei zeigten ihm die Schwestern keinerlei Art von Verliebtheit.

Nur wenn ein scheuer Blick, ein gedämpfter Ton ihn traf, dann glaubte er einen Steg zu ihren Herzen zu finden. Aber vielleicht war der Steg nur aus zartem Spinnengewebe. Er wußte es lange nicht. Er spielte ihnen oft stundenlang vor, und sie berührten zum Dank kaum seine Hand und mieden seine Blicke. Es war ganz anders, als er es bisher kannte, und er verstand es nicht, wenn sie mit ihrem Beifall so kargten. Er begriff nicht, daß ihnen seine Kunst zu teuer war, daß sie sich scheuten, sie nackt zu entkleiden in leeren, dumpfen Worten. Denn diese Art von Ehrfurcht war ihm fremd. In dem Frauengarten, den er kannte, wuchsen so zarte Pflänzchen nicht. Es kam ein junger, glitzernder Frühling übers Land und eine junge Sonne, die die Mutter Erde schämig küßte und liebkosend, weich und verstohlen die ersten Keime weckte. In diesem Frühling huschten die Seelen der Schwestern wie Nachtfalter, die man nicht hört, voneinander fort.

Der Geiger freite noch im Frühling um die ältere. Die wagte Tamara nicht anzusehen. In der Brautzeit, die nicht lange währte, sprachen die Schwestern wenig. In der Abschiedsstunde hörte Tamara ein paar herzzerreißende Worte; dann küßten sich mit blassen, kalten Lippen das letzte Mal die Schwestern. Und nun zog die große, tiefe, letzte Einsamkeit in das Doktorhaus. Es war ein verzauberter Garten mit wunderlichen Hecken; in dem saß und träumte wunschlos ein totes Mädchen, über dessen stille Blüte ein einziger Hagel hinweggegangen war.

In dieser Zeit des Dahindämmerns ohne Traum und Begehren suchte sie wohl manches Mal der Vater im Garten auf und nahm schweigend ihre Hände, die er zärtlich streichelte. Er sprach nie über die Dinge, die sie bewegten; aber dennoch empfand sie deutlich, daß er in ihrer Seele zu lesen wußte, und sie blieb ihm Dank schuldig, weil er sie wie einen scheuen Vogel behandelte und durch kein lautes Wort ihren leisen Flügelschlag störte. Aber bald sollte sie aus ihrer Totenruhe gewaltsam in das bewegende unruhige Leben gedrängt werden, das sie nicht begriff, da es so gar keinen Inhalt für sie hatte und ihr unmotiviert erschien.

Ein junger Arzt hatte sich in der kleinen Stadt niedergelassen. Es hatte sich die Kunde verbreitet, daß der alte Herr, der eigentlich noch gar nicht alt war, sich seiner Praxis nicht mehr gewachsen fühlte. Der Ankömmling machte seine Aufwartung und brachte so etwas wie eine frische Brise mit seiner robusten Lebenskraft in das gleichsam von tiefem Schlaf befallene Haus. Er war ein Mensch, der aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen war und das Leben nüchtern und praktisch ansah. Seine Kultur war derb und ohne Schliff; sein Hunger nach Geistigem nur mäßig. Er hatte sich schlecht und recht als Student durchgehungert und lechzte nach sorgenfreien und materiellen Genüssen. Er hatte das bornierte Selbstbewußtsein jener Menschen, die aus einer niederen Sphäre emporgestiegen sind und sich nun für die geistige Arbeit, die sie verrichtet zu haben glauben, schadlos halten wollen. Er pochte auf sich und seine Korrektheit. Er hatte etwas Gewaltthätiges und Selbstherrliches. Aber er war ein Staatsbürger comme il faut, der an den Überlieferungen starr festhielt und alles Bestehende als das Unumstößliche und Wahre, als das Gegebene und Reale auffaßte, das man zu respektieren hatte und nicht antasten durfte. Er gehörte wie sein Vater, der ein kleiner Beamter gewesen war, zu den Korrekten im Lande, die sich reinlich zu scheiden hatten von den Schwarm- und Truggeistern, von den Fanatikern und Umstürzlern, mit einem Wort von jener Gruppe von Menschen, die er schlechtweg als Katilinarier bezeichnete. Dabei steuerte er in allen Dingen mit ganz klarem Blick auf das für ihn erreichbare Ziel hin. Er hatte sich gesagt, daß er in der Großstadt mit seinen geringen gesellschaftlichen Beziehungen und seiner mittelmäßigen Begabung ein Hungerdasein führen würde, und deshalb hatte er ihr den Rücken gekehrt.

Bevor er noch das Doktorhaus betreten, hatte er kühl und sachlich mit der Möglichkeit gerechnet, in die Praxis seines älteren Kollegen, der noch dazu als ein wohlhabender Mann galt, hinein zu heiraten. Als er dann Tamara sah, wurde aus dem Vorsatz ein fester Entschluß. Dies feine, überschlanke Persönchen mit den schimmernden Augen rührte und bezwang ihn. Er liebte sie

wirklich in seiner Art, die gewiß nicht die ihrige war. Er liebte sie mit dem geheimen Hintergedanken, daß seine knochige Struktur mit diesem zerbrechlichen Geschöpfe leicht fertig werden würde. Ihre geistige Überlegenheit, die er wohl dunkel empfand, würde ihm zum mindesten durch seine grobe Kraft nicht bedrückend werden. Und allem Bedrückenden, allem, was ihn unsicher und aus dem Gleichgewicht bringen konnte, ging er vorsichtig aus dem Wege. Er brauchte seine Gottähnlichkeit und Festigkeit. Er trat fest und stark auf. Unter seinen Füßen sollte es klirren, und von seinen Tritten sollte es widerhallen. Mehr der Instinkt als der Verstand leitete ihn in seinen Erwägungen bezüglich Tamaras.

Und je öfter er in das Haus kam, desto begehrenswerter und holdseliger erschien sie ihm in ihrer Verschlossenheit, in ihrer milden Güte, in ihrer jungen Schönheit, und alles Ernstes verliebte er sich in sie. Er wurde so demütig, wie es ein Freier nur sein kann; wurde so zart, wie es ihm innerhalb seiner Natur nur möglich war. In dieser Zeit kam das beste, was in ihm war, zum Vorschein. Er empfand ihre Reinheit als etwas Hohes, vor dem er sich beugte. Er fühlte das Marienhafte, vor dem er den Blick senkte in Ehrfurcht und Aufwallung. Eine Ahnung von seelischen Werten, die außerhalb seiner Kultur lagen, durchdrang ihn und erfüllte ihn zum erstenmal mit Bewunderung und innigem Respekt. Und eines Tages ging er entschlossen ins Doktorhaus, um es ihr zu sagen. Er fand sie in dem verzauberten Garten, wo sie den Duft von süßen Syringen einsog und verloren um sich blickte, in den weißen Händen ein paar Lilien. Als er so plötzlich und unvermutet vor ihr stand, da fuhr sie wie aus einem schweren Traum empor; dann aber faßte sie sich und hörte ihn mit einer Ruhe an, die ihn verwirrte und beinahe demütigte. Sie ließ ihn sprechen und unterbrach ihn mit keinem Blick und keinem Wort, und als er sie endlich hilfesuchend ansah, da entgegnete sie ihm, daß sie ihm so gut wie nichts zu geben habe, denn, fügte sie leiser hinzu, sie sei wunschlos. Da versprach er ihr, daß er sie niemals quälen und zufrieden sein würde, wenn er sie nur sehen dürfte und sie bei sich wüßte. Sie nickte ihm still und ernsthaft zu, und so holte er sich auch das Jawort von ihrem Vater, der erleichtert aufatmete, weil er nun auch sein zweites Kind versorgt glaubte.

Von der ältesten kamen nur spärliche Nachrichten. Sie sehnte sich nach dem Garten. Sie klagte leise, daß sie die Welt da draußen nicht verstünde. Es klang aber aus ihren kargen Briefen, die sie an die Schwester schrieb, etwas wie unterdrücktes Schluchzen, wie unterwürfiges Gebet einer wunden Seele, die sich still gebeugt hat.

* *
*

Frau Tamaras Ehe gestaltete sich so, wie sie es vorausgesagt hatte. Sie war und blieb wunschlos, ohne daß sich der Doktor dadurch eigentlich bedrückt gefühlt hätte. Er trat wie ein ehrenfester Bürger und sorgenfreier Mann auf, der den Kopf hoch trug, im Hause und bei den Patienten polterte, ein eifriges Mitglied der Gemeinde wurde, beim Kegeln und beim Skat pünktlich antrat, im übrigen an seinem Stammtisch wortreich politisierte, ohne es zu vergessen, in gewissen Zwischenräumen die Kirche aufzusuchen, denn er liebte es, von seiner Gesinnung nach außen Zeugnis abzulegen. Frau Tamara begleitete ihn niemals, und allmählich betrachtete er sie in seinem Inneren um ihrer Unweltfreudigkeit willen als ein verschrobenes, krankhaftes Wesen, das die Pflichten einer braven Hausfrau arg verletzte und ihn um seine guten Rechte prellte. Er suchte und wußte sich schadlos zu halten, und da sie seine Kreise nicht störte, ihn unbeobachtet die Rolle des schneidigen Kavaliers spielen ließ, in der er sich besonders wohl fühlte, so gab es eigentlich in ihrem Zusammenleben nach keiner Richtung hin Auseinandersetzungen. Fühlte er auch noch manches Mal ihre Überlegenheit, so betrachtete er sie doch andererseits halb mitleidig, halb geringschätzig als ein Wesen aus einer anderen Welt, das sich so gleichgültig beiseite schieben ließ. Was in dem Inneren Frau Tamaras vorging, ahnte er nicht. Sie blieb ihm genau so fremd und rätselhaft, wie sie ihn geräuschlos und auf ihre Art als etwas Fremdes, zu ihr nicht Gehöriges aus-

schied, das durch einen gleichgültigen Zufall mit ihr in Berührung gekommen war.

Kurz nach dem Tode des alten Herrn kam ihr Sohn zur Welt, den sie nach dem Vater Thomas nannte. Von der Stunde hörte auch ihre eheliche Gemeinschaft auf. Man war sich auf beiden Seiten klar, daß es nur ein Gemeinsames gab: das Kind.

Es sollte sich indessen bald herausstellen, daß der Junge eigentlich nur Frau Tamara gehörte, die nach seiner Geburt genau so mädchenhaft, sehnsüchtig und verträumt aussah wie zuvor. Die Leute schüttelten über sie den Kopf und bedauerten den Herrn Doktor, der an eine so wunderliche Frau gekommen war. Das Kind zog sich scheu vor dem Vater zurück. Es mied seine Blicke und schrie auf unter seinen Liebkosungen.

Der Doktor empfand das als Trotz. Der Junge wurde ihm in den ersten Lebensjahren gleichgültig. Es wäre ihm komisch und erniedrigend vorgekommen, wenn er um des Kindes Liebe hätte werben sollen.

Man sah ihn eigentlich selten im Hause. Man munkelte, daß er in einer Wirtschaft, die außerhalb der Stadt lag und einer Witwe gehörte, „etwas hätte". Die Leute drückten es so aus und lächelten dabei mit ihrem satten Lächeln, das sie für diskret hielten, weil es alles sagte.

Der Junge wuchs heran. Ein widerspruchsvolles, seltsames Kind mit tief liegenden Augen, deren verängstigtes Weinen nur die Mutter sah.

Die fand sich in ihm wieder — und doch war er so ganz anders.

Er wurde schlank und zart wie ein feines Prinzenkind, obwohl sein Körper zäh, geschmeidig und stark war. Er hatte die edlen Glieder der Mutter, aber in seinen Sehnen und Knochen war etwas vom Vater, mit dem er sonst äußerlich und innerlich nichts gemein hatte. Die Mutter lenkte ihn mit einem Blick, mit einem sanften Wort, oder wenn alles in ihm sich aufrührte, so strich sie zärtlich mit ihrer Hand über sein Gesicht und seinen Scheitel, dann wurde er weich und folgsam.

Aber außer der Mutter hatte niemand Macht über ihn. Er lehnte sich auf in Trotz und wilder, ungebeugter Kraft. Er war das edle Blut, das sich nicht zähmen und nicht bändigen ließ.

„Der Junge wird wie die Mutter," sagten die Leute mit unheimlichen Mienen, und dann sprach man noch vom Großvater, mit dem es eigentlich auch nicht recht geheuer gewesen war.

Der Junge und die Mutter hörten es nicht. Sie suchten am liebsten die Einsamkeit des Gartens auf, dessen geheimnisvolle Reize, dessen tiefe Stille sie allein auskosteten. Sie saßen unter der Blutbuche oder der blühenden Linde, oder sie schritten zwischen Hecken und Sträuchern an Ginster und Goldlack vorbei und sahen den Schmetterlingen nach, die sich sonnten; oder sie hörten auf das Schluchzen der Lerchen, das Schlagen der Nachtigallen, auf das Surren der Bienen. Immer gab es ein Fest für ihre Augen oder ihre Ohren. Durch ihre Stille ging der Feiertag. Und wenn es dunkelte, so hörten sie, wie die Fledermäuse vorbeihuschten, deren feine Flügel nur sie sahen. Oder der Mond goß sein weißes Licht über die Blumen, Gräser und Bäume, ganz anders wie über andere Gärten, und alles wurde feen- und zauberhaft in dieser heiligen Ruhe. In wie unendlichen Farben schillerte dann der Garten, der wie ein unweltliches Geheimnis groß und majestätisch dalag.

Die Leute, die sie nicht kannten, hielten sie für Geschwister, und sie würden in ihrem Glauben noch bestärkt worden sein, wenn sie ihren Gesprächen hätten lauschen können.

Der Junge nannte sie: Tamara, niemals: Mutter — und der Name bekam in seinem Munde einen süßen Klang. Sie war seine schöne, schlanke Schwester, an der er schwärmerisch hing. Sein Kindergemüt sah in ihr das mädchenhaft Holdselige, das Sichfürchtende, das Nichtwissende; denn sie fürchtete sich wie er, und sie wußte nicht, wie er nicht wußte. Nichts mütterlich Überlegenes, nichts mütterlich Verstehendes und Erziehendes verdunkelte ihr Verhältnis. In dem gemeinsamen Denken und Empfinden lag das Band, das sie zusammenhielt; und dieses Band wurde fester und ewiger, als sie es beide ahnen mochten, an einem Abend, den Thomas nie mehr vergessen sollte.

Damals zählte er elf Jahre, als ihn jene unruhigen Gedanken quälten, die plötzlich und unvermittelt jeden überfallen: die Gedanken vom Leben — und vom Sterben.

Er begriff es nicht, daß ein Moment kommen könnte, wo alles zu Ende wäre, wo man ihn hinaustrüge und in dunkle Erde scharrte. An den Aufflug gen Himmel aus dieser furchtbar drohenden Tiefe glaubte er nicht.

Er wollte an andere Dinge denken, aber immer und immer wieder umklammerte und packte ihn diese eisige Sterbevorstellung.

Er suchte es vor Tamara zu verbergen. Er glaubte sie von diesem Leid und Schmerz befreien zu können, aber er stöhnte in sich hinein; und in der dunklen Nacht wurde alles um ihn lebendig. Er hörte Töne und Tritte; er sah Gestalten mit verzerrten Gesichtern und Leichenbittermienen, und immer wieder tauchten diese Begräbnisgestalten auf, er mochte vor ihnen fliehen so weithin er wollte. Warum mußte man sterben, und warum mußte man so sterben?

Es graute ihm. Schüttelfrost und Fieber stellten sich bei ihm ein, aber er biß sich die Lippen wund, um seinen Schmerz verheimlichen zu können. Er wollte diese schreckliche Finsternis, die ihn umgab, durchdringen. Er faltete seine Kinderhände und betete demütig zu Gott, daß er ihm des Rätsels Lösung gebe. Gott mußte auf ihn hören, Gott durfte nicht schweigen, wenn seine geängstete, vergrämte Seele zu ihm schrie. Er wand und krümmte sich vor Gott. Er begriff nicht, wie die Menschen mit dieser Vorstellung leben und lachen konnten.

Zuweilen sah er Tamara verstohlen von der Seite an und fragte sich heimlich, ob sie ihm nicht doch vielleicht Trost in seinen Nöten gewähren könnte; und als sie dann eines Abends an sein Bett trat, um nach harter Selbstüberwindung seinen Kopf zwischen ihre Hände zu nehmen und ihn vor Kummer bebend zu fragen: „Thomas, was hast du denn?“ da gestand er ihr aufschluchzend seinen Gram. Tamara hörte ihm eine Weile still zu. Dann weinte sie mit ihm, ohne ihn mit Worten zu trösten; aber ihr Weinen erlöste Thomas.

Die Mutter litt wie er; es gab auf diese Rätsel keine Antwort.

Die Mutter belog ihn nicht; sie weinte mit ihm; das vergaß er ihr niemals.

Und wenn ihn auch in der Folgezeit seine düsteren Beklemmungen nicht losließen, so wußte er sich doch Rat, indem er Tamara aufsuchte und nicht von ihrer Seite wich.

Da trat ein Vorfall ein, der ihn im Zusammenhang mit seinen inneren Erlebnissen von neuem rüttelte und schüttelte.

An einem Nachmittage wurde der Doktor zu einem Scheintoten gerufen und hieß Thomas mitgehen. Der Junge kam ihm so zimperlich und verstört vor, daß es ihm an der Zeit schien, in diese Art von Erziehung mit seiner starken Hand einzugreifen.

Thomas trug unter dem Arm eine kleine Elektrisiermaschine und schritt schweigend neben dem Vater.

Auf der Hausschwelle traten ihnen flehende Gestalten entgegen, die den Doktor bettelnd ansahen, als könnte er in die niedrige Stube das Heil bringen.

Der Doktor richtete den Apparat und hieß Thomas drehen, damit der Strom in Bewegung käme. Dann elektrisierte er den Toten in der Herzgegend.

Thomas sah, während seine Hand sich mechanisch bewegte, mit starrer Miene auf dieses bleiche, wächserne Gesicht, in dem sich nichts mehr regte. Er sah auf die entblößte Brust des Toten; sah, wie der Vater sich über ihn beugte, um irgend einen, noch so schwachen Herzton zu vernehmen. Und bei dem Vater stand mit verweinten Augen und aufgelösten Haaren eine noch junge Frau und neben ihr ein alter Mann, der mit verglastem Blick trübe und beinahe teilnahmslos zusah; in den Winkel gekauert saßen ein Knabe und ein Mädchen, deren unterdrücktes Schluchzen Thomas hörte.

Dann erhob sich der Vater und sagte mit sicherer, kräftiger Stimme: „Da ist nichts mehr zu machen.“

Die Frau sah ihn betroffen an, als verstünde sie die Worte nicht. Aber der Vater kehrte sich nicht daran, that den Apparat in den Mahagonikasten, hing wieder den Mantel um und verließ mit Thomas das Totenhaus. Dem Jungen schlotterten auf dem Nachhausewege die Knie. Den Kasten mußte er krampfhaft festhalten, damit er ihm nicht aus den Händen fiel. So also sah der Tod aus, dachte Thomas, so starr, so bleiern, so blutlos.

Vor der unerschütterlichen Ruhe des Vaters angesichts dieses Schauspiels graute dem

Jungen. Und doch empfand er zum erstenmal vor dem großen Mann eine Art von Respekt. Er war also mit allen diesen Dingen fertig und stand sicher und furchtlos, ohne mit der Wimper zu zucken, dem Tode gegenüber. Und von der Seite sah sich Thomas heimlich die robusten Knochen des Doktors an und sein blühendes Gesicht, das von Leben und Gesundheit nur so strotzte. Je mehr sie sich dem Hause näherten, desto freier atmete er auf; und als er Tamara am Gartengitter stehen sah, da hielt es ihn nicht länger. Mit einer raschen Bewegung drückte er die kleine Maschine dem Vater in die Hand und sprang ihm davon.

„Tamara," sagte er und zog sie aufgeregt eine Strecke vorwärts, „jetzt weiß ich alles." Und flüsternd fügte er hinzu: „Ich habe den Tod gesehen."

An diesem ereignisreichen Tage beschloß Thomas, Arzt zu werden, denn ein Doktor, so meinte er damals, habe Leben und Tod in den Händen. Man brauchte ihn nur rechtzeitig zu rufen, damit er wie ein Helfer und Retter erschien.

* *
*

Nach diesen großen Ereignissen trat in Thomas' Kinderzeit für eine gute Weile Windstille ein. Er hatte Zeit, mit seinen ersten Erlebnissen fertig zu werden. Mit den Kameraden in der Schule sprach er darüber nicht. Die waren aus einer anderen Welt und konnten ihn nicht begreifen. Sie verstanden ihn ebensowenig wie die Lehrer, die nicht wußten, was sie mit diesem grüblerischen, trotzigen und oft sogar verstockten Kinde anfangen sollten. Es gab keinen unter seinen Erziehern, der diese Kinderseele vorsichtig und behutsam anzufassen vermochte. Man kümmerte sich daher so wenig wie möglich um ihn und ließ ihn unbeachtet, solange er sich ruhig verhielt und mit seiner Renitenz bei den Mitschülern keinen Schaden anrichtete und das Ansehen der Lehrer nicht untergrub. Ja, die Lehrer waren zuweilen erstaunt über die Art seiner Fragen und wie er, ohne im mindesten ein Musterschüler zu sein, durch eine unerwartete Antwort sie verblüffte.

„Es steckt in ihm eine starke Kraft zum Guten oder zum Bösen," sagte einmal ein Lehrer von ihm. „Zu den Alltäglichen und Mittelmäßigen gehört er in keinem Fall," fügte er hinzu. Thomas empfand die Schule wie einen Kerker. Er wehrte sich gegen diesen sklavischen Gehorsam; er wehrte sich gegen die Lehrer, die unbedingte Demut verlangten. Er warf den Kopf trotzig in die Höhe und sagte ihnen im stillen Fehde an. In das Schulzimmer kam nach seiner Meinung kein Sonnenstrahl und kein Luftzug. Die anderen Kinder schienen ihm wie verkrüppelte Wesen. Und die Lehrer mit ihren Schreckensgesichtern und all den grausamen Waffen, die sie für jedes Vergehen sofort bereit hatten, waren ihm finstere Kerkermeister, die er haßte. Für ihn begann der Tag erst, wenn die grauen Mauern des Schulhauses hinter ihm lagen.

So wuchs er heran, einsam und ohne jeden Verkehr, ganz in dem innerlichen Zusammenhang mit seiner jungen Mutter aufgehend, als eine neue Wendung in sein Leben trat.

Als er eines Tages aus der Schule heimkehrte, hörte er fremde Stimmen und sah, wie die Dienstboten flüsterten und auf den Fußspitzen einhergingen. Und dann kam ihm Tamara so aufgeregt, wie er sie noch nie gesehen hatte, entgegen. Und da erfuhr er denn in abgebrochenen, scheuen Sätzen, daß ganz plötzlich Tante Antoinette mit der kleinen Bettina angekommen sei und daß der Tante in dem kleinen Zimmer, wo sie ihre Jugend verlebt hatte, das Sterbelager gerichtet war. Und als ihn Tamara ein paar Stunden später in das Zimmer führte und die Antoinette, wie er sie später nannte, denn den Begriff Tante hatte er sofort als lästig beiseite geschoben, ihm mit einem Todeslächeln die durchsichtige, welke Hand reichte, da fing er plötzlich bitterlich zu weinen an. Aber in diesem Augenblick trat ein kleines Mädchen mit schwarzen Locken, das am Bettrande kauerte, auf ihn zu und sagte in leisem und gedämpftem Tone: „Nicht weinen; du störst sie ja."

Da verstummte er und sah verwundert das kleine Geschöpf an, das wie ein Engelchen bei seiner Mutter die Totenwacht hielt, denn Antoinette trug bereits das Todesmal. Er sah in diesem Gesicht nur noch zwei unnatürlich weit geöffnete Augen, aus denen ein letztes, banges Feuer glimmte.

Die Antoinette war in die Heimat gekommen, weil sie draußen nicht sterben wollte. An der Welt und dem Zusammenleben mit dem, der sie in die Ferne gelockt hatte, war sie langsam, tropfenweise verblutet. Sie war gekommen, ohne sich anzumelden, und als sie die Schwester sah, da ging über ihr verfallenes Gesicht noch einmal ein schwacher Glücksschimmer.

Tamara wollte bei dem jammervollen Anblick leise aufschreien, aber eine Stimme in ihr rief: Sei still, gieb keinen Laut von dir. Um der Barmherzigkeit willen, sei still.

Und da hörte sie allein den Schrei ihrer Seele, der sich ihr hatte entringen wollen.

Dann wurde die kleine Bettina hinausgeschickt, und die Schwestern blieben ein paar Stunden allein. Ihre verschlossenen, einsamen Herzen brachen auf, während sie sich mit leiser, halber Stimme vom Leben erzählten, an dem sie sich all die Jahre zerrieben hatten. Und doch sagten sie nicht die Dinge, wie sie waren, und klagten nicht an, sondern die eine erriet aus Andeutungen, Blicken und Bewegungen das Schicksal der anderen. Sie waren wie zwei junge, biegsame Stämmchen, deren Kronen der Sturm zerpflückt hat. Die Windsbraut hatte um sie gepfiffen und gezischt, und die Stämmchen hatten leise geächzt und gestöhnt.

Der Glückstraum der Antoinette war nur kurz gewesen, und als sie erwachte, da grinsten und höhnten tausend schadenfrohe Kobolde, und in die Einsamkeit ihrer Stunden drang nur dies heimliche, unterdrückte und doch so deutliche Gelächter. Manches flüsterte sie Tamara nur ins Ohr, und ihr armes Todesgesicht rötete sich noch einmal bei dieser Beichte.

Im fünften Jahre ihrer Ehe hatte sie Bettina das Leben gegeben, und in ihrem dunklen, grabverhängten Frühling, aus dem die Sonne sich hinweggeschlichen hatte, waren doch noch die Knospen des Mutterglücks aufgebrochen. —

Der Doktor brauchte die Schwägerin nicht lange zu beherbergen.

Der junge, sieche Leib sehnte sich der schwarzen Erde entgegen. Sie hörte deutlich ihre Sterbeglocken, und keine Bitterkeit, nur tiefer, süßer Friede durchdrang sie. Und als dann ihre Stunde kam, da hielt sie mit der einen Hand Bettina und mit der anderen Tamara, und ein leichterer Atem ging durch den Körper dieser, gleich der Schwester in die Welt Verirrten.

In der Todesstunde der Antoinette erkannte Tamara in heller Deutlichkeit ihr Schicksal. Sie waren beide für die schwere Scholle zu leicht, zu duftend gewesen. Ihre Welt hätte auf hohen Bergen liegen müssen, wo die Luft so dünn und klar, daß gewöhnliche Menschenkinder sie nicht mehr ertragen konnten. Dort wären sie zu ihrem Leben aufgeblüht.

Die kleine Bettina bekam ein schwarzes Kleid, aber Tamara hielt an ihrem hellen Gewande fest. Sie wollte Thomas den Anblick der dunklen, düsteren Farbe ersparen. Denn um ihren Jungen bangte und sorgte sie jetzt mehr denn je.

Thomas war von seinem stillen, zähen Widerstand gegen die Lehrer und den Vater zu offenem Kampfe übergegangen. Es war bei ihm ein Rechtsbewußtsein gewaltsam zum Durchbruch gekommen, das an jeder Unbill Feuer fing wie der Stahl am Stein.

Mit Bettina vertrug er sich im ganzen nicht übel. Sie hing an ihm mit schwärmerischer, demütiger, unterwürfiger Liebe. Sie schlich ihm nach wie ein Hund, der von seinem Herrn nicht läßt, auch wenn er mit Füßen getreten wird. Und in dieser Zeit, wo Thomas sich überall bedroht und von Feinden umlauert sah, konnte ihn ein unschuldiges Wort der kleinen Bettina so reizen, daß er gegen sie grausam zu werden vermochte. Aber niemals wurde ihm Bettina böse. Sie, die nach dem Tode der Mutter verschüchtert und verstört gewesen war, vergaß es dem trotzigen Vetter nicht, daß er in diesen Stunden, wo ihr kleines Seelchen wund und blutend dagelegen, sie wie ein krankes Vögelchen gehegt und gepflegt hatte. Auch konnte er noch so streng und zornig gegen sie sein — das kleine Mädchen wußte es, daß, wenn jemand sie anzurühren wagte oder unfreundlich gegen sie im Hause war, Thomas in hellem Aufruhr sie schützte. Auch dann, wenn Thomas mit irgend jemand im Streit gewesen war und verbittert, in seinem empörten Inneren kochend, sich hatte flüchten müssen, so konnte er außer Tamara nur ihre Nähe ertragen,

und es gab gar kein größeres Glück für sie, als wenn sie dann still und lautlos bei ihm knien durfte. Der Garten war ihr nicht fremd. Er war ihr so heimisch, als wenn sie ihn all die Jahre gekannt hätte. Denn mit jedem Strauch und jeder Blume dieses Gartens war sie längst aus den Erzählungen der armen Mama vertraut geworden.

Unter den wenigen Habseligkeiten, die die Flüchtlinge ins Doktorhaus hinübergerettet hatten, befand sich ein Gegenstand, an dem Bettina hing mit allen Kräften ihres Kinderherzens, und sein Wert wuchs für sie, als sie entdeckte, daß sie damit einen Zauberstab besaß, mit dem sie Thomas immer und immer wieder sanft machen konnte.

Dies war eine kleine Geige, in die sie ihr Seelchen zu legen wußte. Wenn sie in all der Pracht des blühenden Gartens unter den Bäumen stand und spielte, so horchte Thomas wie hingerissen auf die Wunderlaute.

Eines Tages überraschte Tamara die ahnungslosen Kinder. Sie lauschte mit verstörten Zügen, und als die Kinder sie plötzlich sahen, schrien sie erschreckt auf. Sie sahen in das bleiche Gesicht der Tamara, in dem der Ausdruck einer ihnen fremden Pein lag. Sie wehrte Thomas ab und entfernte sich; aber niemals durfte Bettina in ihrer Gegenwart spielen. Die Töne thäten ihr weh, sagte sie schmerzhaft.

Thomas und Bettina begriffen es nicht, aber sie fügten sich scheu.

Seitdem holte die Kleine die Geige nur hervor, wenn sie sicher war, daß ihr Spiel allein von Thomas gehört werden würde. Niemals sprach sie von ihrem Vater, und vor dem Onkel hatte sie gleich Thomas Furcht. Sie mied seine Nähe.

Dem war der Familienzuwachs nicht gerade recht. Er fühlte es dumpf heraus, daß diese drei Wesen abgeschlossen und getrennt von ihm lebten; und alles Ernstes versuchte er auf Thomas Einfluß zu gewinnen und ihn von den Rockschößen der Heiligen, wie er sich ausdrückte, loszureißen.

In diesem Begriff der Heiligen speicherte er seinen ganzen Zorn auf. Er fand für sie keine andere Bezeichnung, und er meinte sie gleichsam an den Pranger zu stellen, indem er alles Irdische von ihr abstäubte. Als heilige Frau hatte sie für ihn etwas Puppenhaftes, Lebloses und Unempfindliches. Er konnte gegen sie handeln, wie er wollte, brutal und ganz seinen rohen Sinnen folgend, sie spürte es nicht.

Herr war er nicht über sie geworden. Ihre geistige Art hatte etwas Überlegenes, dem er sich nicht entziehen konnte, und gegen ihre stummen Blicke war er wehrlos.

Thomas fühlte es mit Angst und freudiger Genugthuung heraus, daß es zwischen den Eltern kein Gemeinsames gab, daß die Tamara ihm allein gehörte.

Indessen er hatte auch Stunden, wo ihn sein Triumph beunruhigte, wo er sich mit Vorwürfen und Selbstanklagen quälte und sich verängstet fragte, weshalb er sich so gegen den Vater wehrte. Dann ertrug er ein ungerechtes Wort des Tadels leicht und ohne Widerspruch; dann sehnte er sich sogar nach harter Strafe, die er nicht verdient hatte, um seine innere Ruhe wiederzufinden. Er versuchte den Vater zu verstehen, zu begreifen und sich näher zu bringen. Aber traf ihn in solcher Stimmung des Doktors derbe Energie, so waren all seine kindlichen Empfindungen wie hinweggeblasen. Er fühlte nur noch den Feind, gegen den er sich wehren mußte, wenn er sich nicht selbst verlieren sollte. Der Vater und die Lehrer kamen ihm wie ungeschlachte Riesen vor, deren Körperlichkeit ihn mit Grauen erfüllte. Mit ihren großen, schweren Händen suchten sie ihn zu erdrücken und ihn mürbe zu machen. Sie sahen nicht, was in ihm vorging, und daß er sich nur aufbäumte gegen ihre rohe Gewalt, die sich durchzusetzen wußte wider alle Billigkeit. Gegen diese angemaßte Kraft empörte sich Thomas' Gerechtigkeitsdrang. Dagegen lehnte er sich auf, darin sah er etwas Unlauteres. Und daß seine Schulkameraden sich de- und wehmütig beugten und sich so knechtisch unterwarfen, gerade das forderte seinen Mut und seinen Widerstand heraus. Weder der Vater noch die Lehrer vermochten die dunklen Fäden seines Inneren zu entwirren. Sie hätten es sich nicht träumen lassen, daß Thomas sich im stillen für sie schämte; und doch war es so. Er schämte sich, daß sie, die ihn an Wissen und Alter weit überragten, rechthaberisch und gewaltsam waren.

Nur Tamara erkannte die Wurzeln seines Trotzes. Nur sie sah das edle Blut ihres Jungen, das allem Unreinen widerstrebte.

Die kleine Bettina aber, die noch fern von Erkenntnis war, glaubte in ihrem kindlichen Instinkt fest an Thomas, der für sie unantastbar und nicht zu beugen war.

* *
*

Thomas hatte nicht Abbitte geleistet.

Frau Tamara war in die Schule gegangen und hatte es ihm zu ersparen gewußt. Sie hatte dort schweigend all die bösen Dinge vernommen, die in dem Schuldkonto ihres Jungen gebucht waren.

Der Ordinarius wurde während seines langatmigen Vortrages ganz beklommen. Die Wortlosigkeit und Würde der jungen Frau, über die man in der Stadt so Seltsames sprach, verwirrte ihn, und schließlich kam es ihm so vor, als ob er sich selber entschuldigen müßte. Er machte dem Verklagten besonders zum Vorwurf, daß er auch den anderen Schülern sein aufrührerisches Wesen mitteilte und sich als ihr Anwalt aufspielte. „Mit einem gewissen geistigen Hochmut hat er sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, in die Rolle des Klassenretters hineingespielt und den Jungen die Köpfe verdreht. Er hat etwas von einem Volksaufwiegler,“ fügte er, gezwungen lächelnd, hinzu. „Und dazu einen eisernen Trotz. Ist er denn zu Hause ebenso?“

Tamara schüttelte statt aller Antwort den Kopf. Sie sah nachdenklich in das gefaltete Gesicht des Lehrers, der Thomas so schlecht begriff.

Der Ordinarius sprach dann noch etwas von Rechtsfanatismus, einer gefährlichen Anlage, die man beizeiten ausroden müßte, ehe sie zu üppig ins Kraut schösse. Und um mit etwas Gutem zu schließen, setzte er hinzu: „Man könnte an den geistigen Fähigkeiten des Jungen seine Freude haben, wenn die Lehrer nicht durch seine Charakteranlage stutzig würden.“ Damit verabschiedete er verbindlich lächelnd die gnädige Frau.

Langsam trat Tamara den Heimweg an. Sie erwiderte verlegen die Grüße der Vorübergehenden, sah gedankenlos auf die grünen Fensterläden der kleinen Häuser, bis sie auf den Markt kam, wo das Rathaus und die alte Kirche standen. Sie ging rasch über den Platz, bog um die Ecke und atmete erleichtert auf, als sie die Thür des alten Hauses öffnete und die steinernen Fliesen des Vorraumes leise unter ihren Tritten hallten.

Sie legte ihre Sachen ab und war gerade im Begriff, einen breitkrempigen Gartenhut aufzusetzen, als aus dem Nebenzimmer laute Stimmen zu ihr drangen. Sie hörte wider ihren Willen von einer Frauenstimme die Worte: „Du bist also spätestens um acht draußen,“ und die Antwort ihres Mannes: „Gewiß, mein Schatz.“

Die Hutbänder entglitten ihren Fingern, und sie jagte zum Garten. Ein Ausdruck von Übelkeit lag auf ihrem Gesicht, und erst als sie das Thor hinter sich geschlossen hatte, glätteten sich ihre Züge. Sie fuhr mit der Hand über ihr Gesicht, als wollte sie etwas Unangenehmes verscheuchen, und ging langsam durch die Kieswege, um die Kinder zu suchen. Die aber waren nirgends zu finden. Da setzte sie sich auf eine niedrige Rasenbank, stützte die Ellbogen auf und träumte vor sich hin.

Alles um sie lag in tiefer Stille; nur in ihrem eigenen Inneren hörte sie ein schmerzliches Hämmern und wehes Schlagen.

Sie hatte den Hut vom Kopfe genommen und das feine Haar gelöst, als müßte sie sich wärmen und schützen vor der inneren Kälte, die sie durchdrang. Sie blickte sehnsüchtig in den blauen Himmel, der sich wolkenlos über sie wölbte, und plötzlich kam sie sich weit entrückt vor, abgeschieden, leicht und frei.

Und dann kehrte sie in die Weltlichkeit zurück und sah sich ruhig und schön auf dem Totenbette liegen, und der innere Friede, den sie sich mühsam erkämpft hatte, lag auf ihren reinen Zügen, und die Kinder knieten am Bettrand und hielten ihre Hände und weinten nicht — denn Tamaras Totenruhe war ihnen heilig.

Da lächelte sie halb verzückt und blickte großäugig in die Sonne, die mit ihren letzten Strahlen ihr Madonnengesicht vergoldete.

* *
*

Über dem Hause lag es wie Angst und Druck. Frau Tamara mußte das Bett hüten; und der Doktor fehlte jetzt häufig sogar bei den Mahlzeiten.

Thomas würdigte er keines Blickes und sprach kein Wort zu ihm, er that, als existierte er nicht für ihn. Bettina knurrte er unfreundlich an, so daß die Kinder erst aufatmeten, wenn er das Haus verließ.

Sie waren ganz auf sich allein angewiesen, denn Tamara hatte die Gewohnheit, wenn sie sich elend fühlte, niemanden zu sich zu lassen, am wenigsten ihren Jungen, der sie im Zustand ihrer Hilflosigkeit nicht sehen sollte. Und während dieses Krankenlagers stellte es sich heraus, daß niemand mit Bettina recht umzugehen wußte.

Man beklagte sich über sie beim Doktor. Und der sah sie mit einem so finsteren Blicke an, daß ihr kleines Herz fast stillstand. Kam dann Thomas aus der Schule, so flog sie ihm förmlich entgegen, drückte sich an ihn und wich nicht mehr von seiner Seite. Denn nur bei ihm fühlte sie sich sicher.

Einmal sagte sie zu ihm mit blitzenden Augen: „Wenn ich groß bin, werde ich mir einen schwarzen Rappen kaufen und diese bösen Menschen niederreiten. Zerstampfen werde ich sie," setzte sie hinzu, „und nicht aufhören, bis sie in ihrem Blute —"

Thomas ließ sie nicht zu Ende sprechen. Er packte sie an den Schultern und sah sie entsetzt an. Er war ganz bestürzt von diesem Ausbruch ihres wild erregten Gemütes. „Du könntest morden?" fragte er beinahe scheu.

Sie zuckte nicht mit den Wimpern. „Gewiß," antwortete sie, „alle, die mir Böses thun. Alle, die mich treten und so schlecht gegen mich sind."

Er gab sie unvermittelt frei. „Pfui Teufel," sagte er mit tiefem Abscheu und wandte ihr den Rücken.

„Thomas!" rief sie bebend.

Er drehte sich noch einmal um.

In ihren Augen standen schwere Thränen. „Wenn du so zu mir bist," brachte sie mühsam hervor, „so thu ich was." Und bekräftigend wiederholte sie noch einmal: „Ich thue was."

Da wurde er weich und zärtlich. Er dachte an den kleinen schwarzen See, in den sich die Äste der Weiden bogen, und wurde ganz beklommen. „Ich weiß, was du denkst," sagte er.

Sie blickte verwirrt zu Boden.

Er sah sie schon als kleines Wassernixchen mit triefenden, schwarzen Locken, die Augäpfel sonderbar verdrehend, wie sie allnächtlich aus der Tiefe des unheimlichen kleinen Wassers emporstieg und in verhexten Lauten, die schauerlich durch die dunkle Stille zu ihm drangen, seinen Namen rief. Er schüttelte sich. Dann lachte er heiter auf.

„Das könnte dir so passen, Bettinchen, da unten in das große Schloß zu steigen, Reigen zu tanzen und schlimme Lieder zu singen."

Sie schüttelte den Kopf und stimmte nicht in sein Gelächter ein. „Gern thäte ich's nicht," erwiderte sie ernst. „Ich habe solche Angst davor. Aber manchmal meine ich, wenn es nur dunkel wär und ich heimlich davonlaufen könnte. Hier hat mich doch keiner lieb. Keiner!"

„Und Tamara?"

„Tamara," wiederholte sie und sah ihn plötzlich mit einem Lächeln an, das nicht das eines Kindes war, sondern etwas untrüglich Wissendes barg. „Tamara ist gegen keinen schlecht; aber lieben thut sie nur dich."

„Und habe ich dich nicht lieb?"

Das Lächeln des kleinen Mädchens bekam jetzt etwas Erschütterndes. Da entgegnete sie leise und verträumt: „Wenn du mich lieb hättest!"

„Ich habe dich lieb."

Einen Augenblick leuchtete es über ihr Gesicht. Dann schüttelte sie wehmütig den Kopf. „Mich hat noch niemand gern gehabt."

„Und deine Mama?"

„Auch die nicht. Die hat nur den Papa ..." Sie brach hastig ab.

„Und der?" fragte Thomas.

Sie wurde ganz blaß.

„Der?"

Sie barg ihr Gesicht eine Weile in die Hände. Dann ließ sie die Arme fallen und blickte den Jungen in fassungsloser Erregung an. Und mit einer Ruhe, die zu ihrer inneren Bewegtheit in keinem Einklang stand und Thomas durch das Mark schnitt, fragte sie: „Weißt du, wie das sechste Gebot lautet?"

Thomas besann sich.

Sie kam ihm zu Hilfe. „Du sollst nicht ehebrechen."

„Ja, aber," antwortete der Junge.

„Er hat meine Mama immer allein gelassen," fuhr sie fort. „Er hat sie nicht mehr leiden können."

Thomas schwieg noch immer.

Bettina wurde unruhig. „Begreifst du es denn nicht?" fragte sie nervös. Und ihren letzten Trumpf ausspielend, sagte sie: „Ich habe es gehört, wie meine Mutter zu ihm gesagt hat: ‚Warum faßt du mich immer mit glühenden Zangen an?'"

„Er hat sie mit glühenden Zangen angefaßt?"

„Meine Mutter hat es gesagt, ich habe es nicht vergessen. Und dann ist er ganz von uns fortgegangen, und darum," fügte sie demütig und traurig hinzu, „sind wir zu euch gekommen. So, nun weißt du alles."

Thomas nickte. Einen Augenblick blieb alles still.

Bettina warf ihren Kopf verwegen in die Höhe. „Wenn ich ihn sehe, dann schieße ich ihn tot."

„Deinen Papa?"

„Das ist ganz egal," entgegnete sie ruhig und gelassen.

Er erschrak vor dieser Kraft und Entschlossenheit des kleinen Bäschens und blickte sie mit Bewunderung an.

Bettina fühlte es. „Ja, siehst du," sagte sie, von ihrer eigenen Bedeutsamkeit geschmeichelt, „er hat die Mama getötet, ich töte ihn, das ist doch ganz in der Ordnung."

Thomas war sich darüber noch nicht ganz klar, und doch fand er es im Grunde logisch. Dennoch wehrte er sich gegen sie. „Du bist ein bißchen dumm," meinte er kurz und bündig, als wollte er einen ihm lästigen Denkprozeß abkürzen.

„So, so, meinst du?" gab sie zurück, und mit einer Überlegenheit, vor der ihm bänglich wurde, fügte sie hinzu: „Du wirst es ja sehen. Ich weiß, was ich weiß."

In diesem Augenblick hörten die Kinder die Stimme des Doktors. Sie sahen sich bedeutsam an und räumten hastig das Feld, obwohl Thomas noch seinen Namen nennen hörte. Wie verfolgte Sünder stiegen sie die Treppen empor, immer weiter, bis sie vor den Bodenkammern standen. Sie krochen in einen der Verschläge hinein, an dem sich ein paar Latten gelöst hatten. Die Dämmerung, die hereinzusinken begann, ließ gerade noch so viel Licht übrig, daß man die einzelnen Dinge unterscheiden konnte.

Die Kinder, die zum erstenmal diesen Bodenraum betraten, blickten neugierig um sich. Und da sahen sie ein paar singende Engelgruppen, die ehedem in einer der Gartenlauben befestigt gewesen waren und später hatten weichen müssen. Diese singenden Engel mit verletzten Nasen, verstümmelten Ohren, deren zum Lobgesang geöffnete Münder auch bereits abbröckelten, machten auf sie einen bedeutsamen und unheimlichen Eindruck. Dann lagen da noch verschiedene Futterale, die sie behutsam öffneten. Aus dem einen fiel ihnen eine Flöte entgegen, aus dem anderen eine Zither. Ein Kasten, der daneben lag, enthielt ein altes Schachspiel aus Elfenbein. In der Ecke befand sich ein länglich runder, in die Höhe ragender Gegenstand, der mit einem schwarzen Tuch verhüllt war. Vorsichtig traten sie an ihn heran.

„Was mag darunter sein?" flüsterte Bettina.

Und Thomas schlug statt aller Antwort den dunklen Vorhang zurück. Und nun schrien sie beide gellend auf.

Ein Totengerippe starrte ihnen entgegen. Aber sie faßten sich bald. Und diese Bodenkammer kam ihnen auf einmal wie ein unheimlicher Winkel vor, in den sie ein merkwürdiger Zufall verschlagen hatte.

Da lag noch unendlich viel anderes altes Gerümpel, verstaubt, vermodert, das längst vergangenen Zeiten angehören mochte. Sie fanden es beide in der Bodenkammer schön. Sie bekamen jenes süße Angstgefühl, das den Kindern ein leichtes Gruseln schafft und ihnen doch verlockend und anziehend ist. Sie sahen sich von geheimnisvollen Dingen umgeben und erdichteten sich zu jedem Stück eine Geschichte.

Sie schmiegten sich eng aneinander und schraken zusammen, wenn in ihrer Stille ein Geräusch wahrnehmbar wurde. Und schließlich hockten sie auf zwei zerbrochenen Schemeln nieder, und Bettina fing unvermittelt bitterlich zu weinen an.

„Hast du Angst?" fragte Thomas besorgt.

Sie drückte fester seine Hände und schüttelte heftig den Kopf.

„Warum weinst du also?"



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Jessen: Hubert von Herkomer.

H. von Herkomer: Miß Williams.

Da blickte sie mit einem fremden Lächeln zu ihm empor, wie er es noch nie an ihr gesehen hatte, und antwortete: „Ich weine, weil ich dich so sehr lieb habe, Thomas, und weil ich immer hier oben mit dir allein sein möchte.“ Und während sie das sagte, berührten ihre Locken sein Gesicht, so daß ihm wunderbar zu Mute wurde.

Er mied ihren Blick, aber dann schämte er sich dessen.

Die Dunkelheit brach herein. Die Kinder unter dem Dachgiebel saßen noch immer schweigend und stumm nebeneinander. Sie rührten sich nicht.

Unbestimmte Gefühle und Stimmungen bewegten sie. Thomas versuchte Bettinas Züge zu erkennen, aber er sah trotz aller Anstrengung kaum noch ihre bräunliche Gesichtsfarbe. Nur ihre Augen, die ernst, feierlich und durchdringend auf ihn gerichtet waren und aus ihrem Gesicht wie losgelöst schienen, so groß und glänzend kamen sie ihm vor, empfand er deutlich.

Und da auf einmal ohne Überlegung und ohne Absicht küßte er sie auf ihren kleinen, begehrlichen Kindermund mit den dunklen, kirschigen Lippen.

In diesem Augenblick umschlangen ihn zwei magere Kinderarme und drückten und preßten ihn so gewaltsam, daß er meinte, eine übernatürliche Kraft ginge von ihnen aus. Und die kleine Bettina rückte ihm immer näher und näher und goß verschwenderisch einen solchen Reichtum von Zärtlichkeit über den Knaben, daß er ganz verwirrt und wie benommen wurde. Ein dumpfes Glücksgefühl durchdrang ihn, und zugleich empfand er die Kleine so neu, so stark, so überlegen, daß er in seiner Schüchternheit sich trotz seines Alters ordentlich klein neben ihr vorkam. Vom Rathaus schlug es die neunte Stunde. Und jeder Schlag der Glocken tönte wie eine strenge Anklage in ihren Ohren wieder.

Auf den Fußspitzen ging Thomas voran. Bettinas Kleidchen blieb an einem großen Nagel hangen, so daß Thomas alle Mühe hatte, sie zu befreien.

Scheu und gegenseitig sich meidend, trippelten sie die Stufen herunter. Es war ihnen, als ob sie etwas Böses begangen hätten.

Vor der Gesindestube machten sie Halt. Thomas klinkte beherzt die Thür auf und trat mit einem dreisten, herausfordernden Blick in das erleuchtete Gemach. Das Bäschen folgte in einiger Entfernung.

Die Dienstboten brachen mitten im Gespräch ab und blickten verwundert auf die Kinder, an deren Kleidern Staub und Moder hing.

„Wir möchten Abendbrot,“ unterbrach Thomas das Schweigen. Die Frauensleute, die offenbar geklatscht hatten und sich belauscht glaubten, knurrten etwas Unverständliches zur Antwort, und beruhigt verließen die Kinder mit einem gewissen Siegergefühl den Raum.

Aber beim Essen sprachen sie kein Wort miteinander. Sie blinzelten sich nur hin und wieder verstohlen an und wünschten sich beklommen: Gute Nacht.

Diese Dämmerstunde in der Bodenkammer aber blieb ihnen bis auf die kleinste Einzelheit im Gedächtnis haften. Sie war ihnen ein teures Erlebnis, das sich in ihre Seelen prägte wie ein liebliches, zartes Bild, wie ein Geheimnis ihrer Jugend, dessen feinen Duft sie wie etwas Kostbares bewahrten. Denn in dieser Stunde waren sie erwacht. Die Bodenkammer wurde zu einem Schlupfwinkel, der ihnen und nur ihnen gehörte.

Sie hatten von nun an einen gemeinsamen Besitz, der sie innig verband und einen rätselhaft süßen Zusammenhang zwischen ihnen schuf.

* * *

Im „Goldenen Löwen“ saßen die Herren des Stammtisches in erregtem Gespräch. Der Katasterkontrolleur hatte von Ehrwürden, dem neuen Pfarrer, haarsträubende Dinge zu berichten gewußt.

„Sie mögen es nun glauben, meine Herren, oder nicht. An der Thatsache werden Sie nichts ändern. Der Herr Pastor kam in das Haus, als unser Doktor die Frau bereits völlig aufgegeben hatte und der Hausvater und die Kinder flennend und schluchzend an ihrem Lager standen. Die Frau sieht den Herrn Pastor mit aufgerissenen Todesaugen an, und was thut er, meine Herren? Er schickt den Mann und die Kinder hinaus und setzt sich neben die Frau hin. Erst spricht er zu ihr leise und läßt

keinen Blick von ihr. Dann streichelt er ihre Stirn, legt seine Hand auf ihr Haar, und der Frau ist zuerst, als ob ihr der Kopf springen sollte. Ja, meine Herren, Sie sehen mich an und denken, das ginge alles nicht mit rechten Dingen zu. Aber es kommt noch ganz anders. Der Frau tritt der Angstschweiß auf das Gesicht, und der Herr Pastor beugt sich tief über sie herab und läßt sie nicht aus den Augen. Sie kann sich auch gar nicht von ihm losreißen. Und auf einmal wird ihr leicht und immer leichter, und nun glaubt sie die Engel singen zu hören und wird ganz müde, und die Augen fallen ihr zu. Da geht der Herr Pastor ganz vorsichtig aus der Stube und sagt zu dem Mann: er sollte auf Ruhe halten, denn seine Frau würde einen tiefen Schlaf haben und dann wieder gesund werden. Na, und was soll ich Sie noch weiter aufhalten, meine Herren! Die Geschichte traf genau so ein, und jetzt ist die Frau gesund wie ein Fisch im Wasser."

Die Herren hatten gespannt dem Erzähler gelauscht, nun trat eine Unterbrechung ein. Alle waren eine Weile still mit ihren Gedanken beschäftigt.

Der Apotheker, ein kleiner Mann, der einen Vollbart mit ausrasiertem Kinn trug und durch eine blaue Stahlbrille seine Einäugigkeit zu verbergen suchte, kraute sich auf seinem kahlen Schädel. „Ich muß sagen," begann er in etwas gespreiztem Ton, „daß ich derartige Vorfälle für höchst bedauerlich halte."

Der Katasterkontrolleur unterbrach ihn mit einem derben Lachen. „Meinen Sie damit," warf er spöttisch hin, „daß die Frau ohne Ihre Kräuter und Pillen gesund geworden ist?"

Der Apotheker hob überlegen ein wenig die Achseln empor. „Auf plötzliche Attacken zu erwidern, halte ich unter meiner Würde," entgegnete er streng. „Ich meine," fuhr er fort, „daß in unserer aufgeklärten Zeit, wo die Erkenntnis der Darwinschen Lehre immer weitere Kreise zieht, wo die Wissenschaft von Tag zu Tag, möchte ich sagen, wächst und vorwärts schreitet, solche rückläufigen, ja, ich sage es gerade heraus, solche reaktionären Heilbestrebungen eine unglaubliche Verwirrung anrichten. Der Herr Pastor mag von den besten Ideen geleitet sein, und ich betone, meine Herren, daß ich an seiner Gutgläubigkeit nicht einen Augenblick zweifle — in der Sache selbst stiftet er nur Schaden. Er pfuscht unserem Doktor auf unverantwortliche Weise ins Handwerk und stärkt bei unserer geistig ohnehin nicht gerade regsamen Bevölkerung den Aberglauben und den Uberglauben." Er sah sich im Kreise um und fuhr mit etwas lauterer Stimme fort: „Meine Herren, ich mache hier ganz bewußt eine Unterscheidung zwischen Aberglauben und Überglauben. Sie wissen, ich bin ein guter Protestant und gläubiger Christ. Aber ich bin gegen den Aberglauben, und ich bin noch mehr gegen den Uberglauben. Der Glaube in allen Ehren. Den Glauben mag der Herr Prediger in dieser Zeit der Irreligiosität und des Aufruhrs kräftigen und festigen; aber die Leute mit diesem übernatürlichen Humbug zu ködern, dagegen —"

Der Sprecher kam nicht zu Ende. Die Thür öffnete sich, und der Doktor trat ein.

Er sagte: „Guten Abend" und begegnete lauter verlegenen Gesichtern. „Ah," sagte er und gab seiner Stimme einen ironischen Ton, „ich habe die Herren in einer offenbar sehr anregenden Unterhaltung gestört." Und während er den Überzieher ablegte, fügte er hinzu: „Sie brauchen sich vor mir nicht zu genieren. Die Sache läßt mich vollständig kalt."

„Ganz im Gegenteil," unterbrach ihn eine dünne Fistelstimme.

Sie gehörte einem kleinen, verwachsenen Herrn an, der auf seinen schiefen Schultern eine Art von Wasserkopf trug und mit seinen beweglichen, unruhigen Augen jetzt den Doktor anstarrte.

„Wie meinen Sie das, Herr Rechtsanwalt?" fragte der Doktor ein wenig betroffen den Sprecher.

„Ja, sehen Sie," entgegnete der und fuhr durch sein pfeffergraues, dichtes Haar, „der Fall ist doch zu interessant, als daß man ihn unerörtert lassen könnte. Der Herr Katasterkontrolleur erzählte soeben, wie Sie erraten haben werden, von der magnetischen Kur des Herrn Predigers, und ich wäre in der Lage, den Herren mit noch ein paar anderen Heilversuchen des Herrn Predigers aufzuwarten, die sich ähnlich abgespielt haben

und zufällig zu meinen Ohren gedrungen sind; denn ich glaube, es wird Ihnen bekannt sein, Herr Doktor, daß Ehrwürden nicht selten über Land gerufen werden, nicht nur als Seelsorger, sondern auch — na, Sie verstehen mich schon. Mit einem Wort, ich meine, es ist an der Zeit, einmal ruhig die Sache anzuschneiden, und niemand scheint mir geeigneter, sich über die Dinge zu äußern, als Sie, Herr Doktor, wobei ich selbstverständlich," setzte er etwas hastig hinzu, „von den materiellen Interessen absehe und mich einfach auf den Standpunkt stelle, daß das letzte Wort in dieser Frage nur von einem Naturwissenschaftler gesprochen werden kann."

Nach dieser etwas langatmigen Rede hielt er inne, und die Herren blickten gleich ihm in neugieriger Spannung auf den Doktor.

Der zwirbelte mit seinen fleischigen Fingern seinen Schnauzbart noch höher hinauf, räusperte sich erst ein wenig und sagte dann mit einem überlegenen Lächeln: „Die Wissenschaft hat mit diesen Dingen so gut wie nichts zu thun. Sie weist sie samt und sonders in das Gebiet der Kurpfuscherei zurück und läßt ihre Hand davon. Du lieber Gott, wo sollte das hinführen, wenn wir diese Dinge ernsthaft behandeln wollten. Es ist das Kapitel vom Volta-Kreuz, in das ich alle diese Dinge rubrizieren würde. Das Volta-Kreuz!" Er lachte heiser auf. „Es bleibt immer die alte Spekulation auf die Dummheit der Flachköpfe. Es giebt selbstverständlich Salben, mit denen man jede Krankheit heilt; bestimmte Theearten, die alles Unheil aus der Welt schaffen, und Essenzen, mit denen man bloß die Kopfhaut einzureiben braucht, um die schwersten Krankheiten zu überwinden. Und mit dem Schwindel werden Millionen verdient; man kennt das. Wenn der Arzt nicht mehr helfen kann, geht man zum Kurpfuscher. Der Kurpfuscher hilft immer. Hilft so lange, bis das letzte Glied im Körper verpfuscht ist. Aber das thut nichts. Dem Kurpfuscher wird geglaubt."

Als niemand einen Einspruch wagte, meinte der Oberförster, ein groß gewachsener Mann mit einem faltenreichen, ernsten Gesicht und einem langen, grauen Vollbart: „Ich bin nicht ganz der Ansicht des Doktors, der, wie mich dünkt, die Dinge ein wenig durcheinander wirft. Schließlich folgt unser neuer Herr Pastor nur den Spuren unseres Herrn und Heilandes, der doch auf ähnliche Weise seine Kranken heilte: den Lahmen gehen, den Tauben hören machte und einem verblutenden Weibe, dem niemand helfen konnte, rettend zur Seite stand. Und warum," fuhr er fort, „soll es nicht übernatürliche Kräfte geben, die die Herren von der Wissenschaft nicht erkennen und gelten lassen, weil sie nicht in ihrem Besitz sind? Ich kann es mir sehr gut vorstellen, daß, wenn die Vorsehung dem einen dichterische oder musikalische oder was weiß ich für welche Anlagen mit auf den Weg gab, sie den anderen mit geheimnisvollen Kräften ausstattete, die ihm eben einen außergewöhnlichen Einfluß auf seine Mitmenschen einräumen. Mit seinem starken Willen stählt und hebt er den Willen des Leidenden; denn im letzten Grunde," schloß er, „ist, so seltsam es klingen mag, leiden und sterben oft nur eine Sache des Willens. Sie mögen mich so spöttisch ansehen, wie Sie wollen, Doktor, Sie werden mich von meinen Ideen nicht abbringen."

„Will ich auch gar nicht," entgegnete der Arzt. „Jeder muß nach seinem Rezept selig werden. Aber an die übernatürlichen Dinge, die wir nicht zu erkennen vermögen, glauben eben wir von der Wissenschaft nicht. So war er in der That eine so starke Persönlichkeit, daß er auf gewisse Kranke und, soweit gebe ich Ihnen recht, auf gewisse willensschwache Menschen bedeutend wirkte. Man nennt das, meine Herren," fügte er docierend hinzu: „Suggestionen austeilen. In vielen Fällen handelt es sich hierbei um gewöhnliche Hysterie, und ich kann Ihnen aus meiner eigenen Praxis erzählen, daß ich an ein Bett gerufen wurde, wo eine junge Frau nach dem Urteil der Ärzte monatelang gelähmt dalag, so daß sie sich nicht rühren konnte, und wo ich einfach nach Erkenntnis des Falles sagte: Stehen Sie auf, meine Verehrteste, gehen Sie im Zimmer spazieren und in die frische Luft; Sie sind völlig gesund — ich versichere es Ihnen auf mein ärztliches Gewissen — und siehe da — die Schwerkranke stand auf und war gesund. Also der Herr Oberförster ist in einem kleinen Irrtum befangen, wenn er meint, daß die Wissenschaft nicht solche sogenannte Wun-

derkuren vollzogen hätte. Aber sie that das in vollster Erkenntnis und ohne sich geheimer Kräfte zu rühmen. Das hat indessen, wie ich bereits bemerkt habe, mit dem sogenannten Magnetismus nichts, rein gar nichts zu thun. Mit dem nämlichen Rechte, mit dem der Herr Oberförster diese Art von Heilmethode verteidigt, kann er uns auch das Erscheinen von Geistern, die man sich nur heranzuklopfen braucht, glaubhaft machen. Die einen nehmen seine Weisheit an, die anderen wehren sich zum mindesten so lange dagegen, bis sie den Geist mit eigenen Augen gesehen haben. Mit solchen Phänomenen hat sich ein Teil der Menschheit zu allen Zeiten fruchtlos abgequält. Man hat Sekten und Gemeinden daraufhin gegründet, und die Gesunden haben schließlich immer alle diese Narretei und Teufelei hinweggelacht. Im übrigen —"

„Lupus in fabula!" rief der Apotheker, und aller Augen waren auf die schlanke Gestalt des Eintretenden gerichtet, dessen bartloses, kluges Gesicht mit den dünnen Lippen, der großen, kühnen Nase, der schönen, hohen Stirn und den frei blickenden hellen Augen etwas Respektgebietendes und Überlegenes hatte.

Der Rechtsanwalt rückte sich mit einem schadenfrohen Lächeln den Kneifer zurecht und rieb sich verstohlen die Hände.

Das kann interessant werden, dachte er, wenn die beiden gegeneinander losgehen.

Der Doktor rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, während der Oberförster dem neuen Gast freundlich Platz machte.

„Hat man mich denn schon gesteinigt?" fragte der Prediger und sah die Herren mit einem klugen Gesichtsausdruck halb lustig, halb forschend an, „denn der lupus in fabula bin doch ich, und das Verbrechen, dessen man mich zeiht, besteht wohl darin, daß ich dem Doktor ins Handwerk gepfuscht habe!"

„Den Nagel auf den Kopf getroffen," sagte der Rechtsanwalt vergnügt. „Wäre der Herr Pastor fünf Minuten später gekommen, so hätte er bereits das Resultat der Abstimmung vernommen: denn wir standen dicht vor der Abstimmung. Es ging auf die Formel: Wird verbrannt ... wird nicht verbrannt. Und was mich anbelangt, Herr Prediger, ich hätte für das Verbrennen gestimmt, denn ich bin von vornherein gegen die Leute, die vor mir etwas voraus haben."

Der Geistliche ging auf diese witzig sein sollende Erklärung nicht weiter ein. „Ich bitte mich zu entschuldigen," sagte er einfach, „wenn ich die Beteiligung an der Debatte ablehne. Hier steht Meinung gegen Meinung; da läßt sich schlecht streiten. Ich maße mir nichts Besonderes an; bei Leibe nicht. Aber wenn ich helfen kann, so helfe ich; selbst auf die Gefahr hin, daß ich anderen in die Quere komme und mir selbst Konflikte schaffe; denn die habe ich oft genug gehabt, meine Herren, und auf meine Art auszufechten gewußt. Ich kenne alle die Argumente, die die gelehrten Herren und der Pöbel gegen mich vorzubringen im stande sind, zur Genüge. Ich habe sie tausendmal gehört; mich schiert das nicht. Ich will und kann keine wissenschaftliche Erklärung zu den Dingen geben. Meine eigenen Gedanken habe ich mir selbstverständlich oft genug darüber gemacht. Und schließlich kommt es ja für mich auch wirklich nicht auf die Erklärung der Dinge an, sondern einfach darauf, zu lindern und zu helfen. Wenn ich ein barmherziger Samariter bin, so bin ich es wider meinen Willen geworden; denn ich selbst habe es eigentlich durch einen Zufall erfahren, daß meine Hände und mein Blick wohlthun können." Er sagte das mit einem heiteren Ernst und einer freundlichen Sicherheit, die nichts Verletzendes hatte und doch ihrer Wirkung gewiß war. Man sah es ihm an und hörte es bei jedem seiner Worte, er war ein Mann, der fest und ruhig auftrat und wie ein guter Reiter unerschütterlich im Sattel saß.

Der Katasterkontrolleur beugte sich ein wenig über den Tisch. „Ist eine Frage erlaubt, Herr Prediger?"

„Wenn ich Antwort stehen kann, gewiß."

„Sie sagten, daß Sie durch einen Zufall —"

„Allerdings," unterbrach ihn der Prediger. „Ich war in ein Haus gerufen worden, wo eine todkranke Frau vor dem Sterben geistlichen Trost wünschte. Sie nahm von ungefähr meine Hand und blickte mich in Sterbensangst beständig an. Als sie dann meine Rechte losließ, legte ich sie auf ihren Kopf, ohne mir irgend etwas dabei zu den-

ken; und als ich dann die Hand zurückziehen wollte, wehrte die Frau flehentlich ab. Die Hand thäte ihr so gut, meinte sie. Und so saß ich stundenlang an ihrem Bett und half ihr, wenn ich mich so ausdrücken darf, über sie selbst hinweg. Als sie dann das Bett verließ und feierlich beteuerte, ich sei es gewesen, der Freund Hein von ihrem Lager gescheucht hätte, da lachte ich ein wenig, meine Herren, und legte den Worten der Frau gewiß keine Bedeutung bei. Aber seit der Zeit merkte ich, daß meine Hand und mein Blick dem Kranken gut thut, und da sah ich keinen Grund mehr ein, dem siechen Leib die Hand und den Blick zu entziehen. Vielleicht," setzte er langsam und etwas schwerfällig hinzu, „giebt es wirklich Dinge, denen man mit dem Grübeln und dem Verstande nicht beikommen kann. Sie wissen doch wahrscheinlich alle, daß es sogenannte Brunnenfinder giebt: Leute, die man oft von weither in wasserdürre Gegenden ruft, damit sie die Stelle entdecken, wo der Brunnen gegraben wird. Sie nehmen in die Hand eine Weidengabel und gehen den Ort auf und nieder, wo gegraben werden soll, und wenn sie an eine Stelle kommen, wo unter der Erde Wasser ist, da zuckt der Zweig in ihren Händen. Dort gräbt man, und da findet man Wasser. Aber, meine Herren, Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, daß die Weidengerte in jedes Menschen Hand zuckt. Erklären können Sie die Sache nicht; und dennoch ist sie — sie ist wie so vieles andere, dem wir auch nicht auf den Grund zu kommen vermögen."

Der Doktor hüstelte ein wenig, sah auf die Uhr und erhob sich. „Es ist Zeit für mich," meinte er, während er nach Hut und Stock griff.

Diese ganze Unterhaltung war ihm widerwärtig. Er fühlte die stärkere Persönlichkeit des Geistlichen und hielt die Debatte mit ihm für aussichtslos, selbst wenn er mit den ältesten und bewährtesten naturwissenschaftlichen Doktrinen gegen ihn zu Felde ziehen würde. Er fühlte zu seinem Unbehagen, daß ihn selber die Ruhe des Predigers irritierte. Das Volta-Kreuz in den Händen des Geistlichen mußte ja stärkere Wirkung thun, als wenn irgend ein gewöhnlicher Hochstapler damit Handel und Wucher trieb. Aber Hochstapelei blieb es, nur gehüllt in das härene Gewand der Christlichkeit.

Er wurde aus der ihm selbst unbequemen Gedankenfolge durch den Prediger herausgerissen, der plötzlich neben ihm stand, ebenfalls zum Gehen gerüstet. Und so lästig ihm diese Begleitung war, er konnte sie schicklicherweise nicht abschütteln und mußte sich noch einen spöttischen Blick des Rechtsanwalts gefallen lassen, der vergnügt schmunzelnd zu ihm hinüberblinzelte.

Auf der Straße wehte ihnen eine warme, feuchte Nacht entgegen, die in Nebel gehüllt war, so daß man kaum ein paar Schritte vor sich sehen konnte.

Der Geistliche unterbrach das Schweigen. „Ich wollte Sie gelegentlich fragen, Herr Doktor, ob Sie nicht Ihren Jungen in die Konfirmationsstunde schicken wollen. Er hat das Alter eigentlich schon überschritten und hätte bereits unter meinem Vorgänger —"

Er hielt inne, da der Doktor unvermittelt stehen geblieben war. Die Geschichte war ihm unangenehm. Auf der einen Seite war es ihm mehr als peinlich, irgend eine Pflicht als guter Staatsbürger zu verletzen; auf der anderen widerstrebte es ihm, mit dem Geistlichen in eine nähere Berührung zu kommen, und dennoch war er in einer so eigentümlichen und unschlüssigen Stimmung, daß er nicht den Mut fand, die Sache hinauszuschieben. Er fühlte sich auch geärgert, daß er an eine so wichtige Sache erinnert werden mußte.

„Ich werde Ihnen morgen den Jungen zuschicken," sagte er rasch, „und nun verzeihen Sie, wenn ich mich von Ihnen verabschiede, ich habe noch einen Gang vor."

Der Geistliche nickte, und die Herren trennten sich, indem der Doktor etwas ungeschickt einen gewissen inneren Abstand durch die Förmlichkeit seines Grußes anzudeuten suchte.

Der Geistliche kannte das heraus und lächelte still in sich hinein.

Als der Arzt um die nächste Ecke gebogen war, beschleunigte er seine Schritte. Er war erregt und auf sich selbst unwillig. Die ganze Geschichte kam ihm wie ein fataler Rückzug von seiner Seite vor. Er hätte das Gesalbader mit ein paar überlegenen Bemerkungen abthun müssen; unter keinen Umständen hätte er zu dem pastoralen

Erguß schweigen dürfen. Er ging rascher seines Wegs. Fast aus keinem der Häuser drang ein Lichtschein auf die Straße. Die Fensterläden waren geschlossen, und die Wege waren dunkel. In dieser kleinen Stadt machte man früh Feierabend, und bevor die zehnte Stunde geschlagen, ruhte alles in tiefem Schlaf.

Der Doktor seufzte. Was für ein verhungertes Studentenleben hatte er gehabt, und nun lag er eigentlich eingesargt und begraben in diesem gottverlassenen Nest. Er konnte sich satt essen und satt trinken. Insoweit war die Spekulation richtig gewesen. Aber ein wirkliches Heim hatte er nicht; denn da, wo er von Rechts und Ehe wegen hingehörte, gab es keinen Zusammenhang. Er fühlte es, daß sein Junge das geistige und seelische Erbteil von der Mutter erhalten hatte; und zuweilen war doch in ihm eine Art von verbittertem Groll gegen diese Frau aufgestiegen, die ihn mit ihrem Schweigen von sich gewiesen, zwischen ihm und ihr eine Bergwand aufgebaut und sein eigenes Kind ihm entfremdet hatte. Es stand bei ihm fest, sie war es, die sich an ihm versündigt und ihn in die Enge und Finsternis getrieben hatte. Das war sein Schicksal, daß er nachts sich fortschleichen mußte, daß er neue Ketten auf sich genommen hatte, die er bereits zu spüren begann. Ein verstecktes Lächeln verzerrte seine hübschen, unbedeutenden Züge. Er sah es trotz der Dunkelheit. Er sah es, als ob er statt der Nebel- eine Spiegelfläche vor sich hätte. Er schritt noch kräftiger aus, bis er endlich vor einem kleinen Gehöft stand, das von der Stadt bereits weit entfernt, außerhalb ihres Weichbildes lag. Er zog leise an der Glocke, Hundegekläff antwortete ihm.

„Still, Kartusch, still,“ beruhigte er mit gedämpfter Stimme das Tier. Er mußte eine ziemliche Weile warten, dann hörte er den Schlüssel knacken, und von innen fragte eine Stimme: „Bist du's?“

„Bin's,“ gab er kurz zurück.

Der Schlüssel drehte sich, und vor ihm stand eine kräftige, offenbar noch junge Frauensperson, die in der linken Hand eine kleine Laterne trug. Über den Kopf hatte sie ein Tuch geschlagen, das bis zu den Schultern reichte. Sie hatte eine weiße Nachtjacke an und sah müde und verschlafen aus.

„Du kommst aber spät,“ murrte sie und schritt ihm voran in die Wohnräume, die im ersten Stock lagen, während sich die Wirtszimmer im Souterrain befanden. Sie stellte die Laterne auf den Tisch und zündete im Wohnzimmer die Hängelampe an. Dann nahm sie mit breiter Bewegung ihr Tuch vom Kopf, so daß man jetzt ihren nackten Hals und ihren starken Busen sehen konnte, der aus der geöffneten Nachtjacke schneeweiß hervorquoll. Sie rieb sich mit der Hand die etwas müden, schmal geschlitzten, noch schläfrigen Augen und ließ sich auf dem breiten, schwarzledernen Sofa nieder, das im Hintergrunde des einfachen Zimmers stand. „Einen aus dem Bette aufzustören,“ sagte sie und zog den locker umgeworfenen Rock, der herabzurutschen schien, wieder zurecht.

Mit ihren breiten Hüften, dem großen, sinnlichen Mund, der kecken Stutznase und der niedrigen, schräg abfallenden Stirn, an die sich dicksträhniges, braunes Haar schloß, das ihr jetzt aufgelöst über die weiße Jacke fiel, hatte sie für den Doktor etwas Begehrliches und Sinnliches. Das war das Kostüm, in dem sie am stärksten auf ihn wirkte. Da gab es nichts Geistiges, das ihn störte — und sie wußte das und pochte darauf. Mit dem Instinkte ihrer Frauennatur wußte sie aus dem großen Menschen mit dem martialischen Aussehen mühelos die Mannesdemut herauszuschälen.

„Mach nicht so ein böses Gesicht,“ sagte er in schon bettelndem Ton.

„Ach was,“ gab sie unwirsch zurück.

Er ließ sich an ihrer Seite nieder und wollte seinen Arm um ihren Rücken legen.

„Laß man,“ sagte sie abwehrend.

„Was macht das Kind?“ fragte er ablenkend.

Sie sah ihn von der Seite scheel und zugleich forschend an. „Was fragst du viel nach mir und dem Wurm,“ gab sie trocken zurück.

Ihr Ton reizte ihn und that ihm doch gleichzeitig wohl. Er hatte es in seinem Inneren gern, wenn sie ihn klein machte und mit ihm haderte, das erregte ihn merkwürdig.

„Wie kannst du nur so reden,“ sagte er, „du weißt, wie ich an dir hange.“

„Weiß ich?“ fragte sie und stützte die Ellbogen auf ihren Schoß.

„Komm, sei gut,“ bat er von neuem. „Ich komme müde und gehetzt zu dir, weiß vor Ärger und Sorgen nicht aus noch ein, und du machst ein brummiges Gesicht. Schäm dich, Marinka.“

Sie lachte kurz auf. „Was für Sorgen und was für Ärger hast du denn?“ fragte sie neugierig.

Er rückte noch näher an sie heran, und ohne daß sie widerstrebte, wurde er nun zärtlich. „Du mußt jetzt doppelt gut zu mir sein,“ meinte er. „Sieh mal,“ fuhr er fort, „es ist doch keine Kleinigkeit, wenn einem die Frau krank und elend daliegt, so daß man kein Ende absehen kann, und einem obendrein noch die Patienten weggeschnappt werden.“

Auf die Züge der Frau trat etwas Lauerndes. Sie richtete sich ein wenig gerade auf, und auf ihr volles Gesicht fiel nun das grelle Licht der übelriechenden Petroleumlampe. „Was fehlt ihr denn?“

Der Doktor schwieg einen Moment. Da nahm sie seine beiden Hände und streichelte sie.

„Sie hat's auf den Lungen,“ sagte er nun.

„Schlimm?“ forschte die Frau weiter.

„Ja,“ antwortete er.

Sie schwiegen beide eine Weile.

„Glaubst du, daß sie wieder gesund wird?“ nahm die Frau das Gespräch wieder auf.

„Gesund? — Nein.“

Die Frau legte jetzt ihre Rechte auf seinen Beinschenkel. „Muß sie sterben?“ fragte sie etwas leiser.

Der Doktor sah starr in ihre Miene. Sie hielt seinen Blick ruhig aus.

„Wir müssen alle sterben!“ sagte sie demütig. „Der eine früher, der andere später,“ setzte sie gleichmütig hinzu.

Ihre ruhige und gelassene Art gab ihm seine Fassung wieder. „Sie muß sterben. Aber so etwas kann sich lange hinschleppen.“

Wieder Stille.

Dann setzte sie sich plötzlich auf seinen Schoß. Ihr Rock fiel wieder ein wenig herab, ohne daß sie es beachtete. Ihm trat das Blut bis in die Schläfen.

„Nimmst du mich dann zu dir ins Haus?“

Er nickte nur noch.

„Und wirst du mich dann heiraten?“

Er wich ihr aus.

„Ob du mich heiraten wirst?“ wiederholte sie in ihrem eindringlichen, Antwort heischenden Ton.

„Ja!“ entgegnete er unsicher.

Sie erhob sich unvermittelt. Er schritt in dem Zimmer mehrere Male auf und nieder. Als sie wieder hereinkam, trug sie in ihren Armen ein kleines, pausbäckiges Mädelchen.

„Sieh nur, wie lieb es aussieht,“ sagte sie, und ihre Stimme war plötzlich ganz verändert. Zärtlich, freundlich, mütterlich gütig, als ob sie eine ganz andere im Hinausgehen geworden wäre. „Es plappert in einem fort von seinem Papa.“

Sie gab ihm einen Klaps und sah ihn wieder herausfordernd an. „Nun sei einmal gut zu ihm und küsse es,“ bat sie schmeichlerisch.

Er beugte sich zu dem Kinde herab. Er fühlte, daß sie einen Willen über ihn hatte, dem er sich nicht entziehen konnte. Ihr derbes, gesundes Wesen, das nicht viel Federlesens mit ihm machte, that ihm in solchen Stunden wohl.

Sie brachte das Kind, das unruhig zu werden begann, wieder in sein Bettchen. Kindchen muß still sein, Kindchen muß brav sein, hörte er aus dem Nebenzimmer und dann, wie sie ihm vorträllerte: Schlaf, Kindchen, schlaf.

Ein verflixtes Weibsbild, dachte er.

Sie kam wieder herein und hielt ihm ihren Mund zum Kusse entgegen. Sie war bedeutend kleiner als er, so daß er sich gehörig bücken mußte. Nun hielt sie ihn mit ihren kräftigen, fleischigen Armen fest und grub ihre Lippen in die seinigen. Als sie ihn losließ, bemerkte sie, wie rot und verlegen er aussah. Sie stemmte die Hände in die Hüften und lachte laut auf, so daß er ihre großen, weißen Zähne sehen konnte, die so gesund waren wie sie selbst. Dann zwang sie ihn, sich wieder neben sie auf das Sofa zu setzen, und drehte ihm den Schnurrbart zurecht, der draußen in dem feuchten Nebel und nun beim Küssen aus der Façon gekommen war. „So'n Schnurrbart,“ sagte sie vergnügt, „hatte mein seliger Vater, der Feldwebel war.“

Sie merkte sofort, daß ihm diese Erinnerung nicht gerade wohl that, und mit einem schlauen Seitenblick lenkte sie schnell zu etwas anderem über. „Ärgere dich doch über den Pfaffen nicht," sagte sie. „Wenn einer sein Bein bricht, dann soll es der Pfaffe ihm erst gerade machen — den Tod und Teufel thäte ich mich ärgern."

Er küßte sie auf den Hals und ließ sich wohl sein, während sie durch sein Haar fuhr. Sie löschte auf einmal die Lampe aus, und indem sie ihn mit sich zog, brachte sie in gedämpftem Ton und doch ganz deutlich die Worte hervor: „Man sollte so einem armen Menschen das Sterben leichter machen," und bekräftigend fügte sie hinzu: „Das wäre Christenpflicht."

Der Doktor erwiderte nichts mehr.

* *
*

„Ist der Herr Prediger da?"

Das Mädchen führte Thomas in das Arbeitszimmer, dessen Wände mit Bücherregalen angefüllt waren. Der Schreibtisch, vor dem ein braunlederner, altväterischer Sessel stand, war ganz mit Papieren bedeckt, und inmitten dieser Papiere befand sich eine elfenbeinerne Statue des Erlösers am Kreuz. Der Geistliche trat ein. „Du bist Thomas Truck," sagte er freundlich und sah ihn prüfend an.

Thomas erwiderte diesen Blick mit so ernster Ruhe und eisiger Zurückhaltung, daß der Prediger davon ganz betroffen wurde. Er hatte nicht ohne Absicht am Abend zuvor den Doktor an seine kirchlichen Pflichten gemahnt, und er gestand sich ohne weiteres ein, daß ihn keineswegs nur der Seelsorger geleitet hatte. Ihm war vielmehr der Knabe, den er dem Äußeren nach kannte, sofort aufgefallen. Er hatte das feine Empfinden für die Persönlichkeit; und als er den Jungen das erste Mal gesehen, witterte er in ihm eine von den eigenartigen Seelen, die man selten genug trifft. Er lud Thomas zum Sitzen ein. Aber der folgte nicht seinem Geheiß. Da ließ er sich selber auf seinen Lehnstuhl nieder und that, als ob er des Knaben Weigerung nicht beachtet hätte. Er betrachtete mit innerem Wohlbehagen das edle Gesicht des Knaben und erschrak über den bitteren Leidenszug, der um den fein geschwungenen Mund sich eingegraben hatte. Er blickte flüchtig auf die Statue und dann wieder zu Thomas hin. Der Junge hat auch so ein Heilandsantlitz, dachte der Geistliche, und sein Gesicht mit der hohen Stirn bekam einen traurig milden Ausdruck. „Wer sich zu Christus bekennt," sagte er mit gedämpfter Stimme, „und den christlichen Glauben mit freiem Bewußtsein und unter eigener Verantwortung annehmen will, der muß in die Tiefen der Religion steigen, damit die feierliche Stunde ihn vorbereitet findet, und darum, denke ich, bist du zu mir gekommen."

Thomas schüttelte den Kopf, und indem er seine Augen fest auf den Prediger richtete, sagte er: „Ich will mich gar nicht zu Christus bekennen."

Der Geistliche lächelte. Aber sein Lächeln war schmerzhaft und verwundete Thomas. „Du willst dich nicht zu Christus bekennen?"

„Nein. Ich glaube nicht."

„Warum glaubst du nicht?"

Thomas zog finster die Brauen zusammen. „Ich sage das nicht," entgegnete er verstockt.

Der Geistliche stand auf. „Du sagst es nicht?" Er trat dicht an ihn heran. „Du sagst es nicht, mein Kind, weil du im Innersten gläubig bist."

Thomas schüttelte den Kopf, und seine Miene wurde so traurig und schwermütig, daß sie den Prediger ergriff.

Nach einem kurzen Schweigen: „Niemand, mein Junge, kann behaupten, daß er nicht glaubt. Die Menschen, die das aussprechen, belügen sich und die anderen. Wer lebt, der glaubt! Nur was völlig abgestorben und ohne Bewegung ist — ist auch ohne Glauben —"

Thomas zitterte. „Der Glaube kann absterben," antwortete er mit blassen Lippen, „in mir ist er tot. Ich lüge nicht, Herr Prediger. In mir ist es gerade so, wie Sie sagen —"

„Hast du jemanden auf der Welt lieb?" fragte der Geistliche.

„Ja," erwiderte Thomas und wurde rot dabei.

„Dann glaubst du; denn es giebt keine Liebe ohne Glauben. Wer über sich selbst hinausgeht und hoch hält, ist gläubig. Du

kennst den Spruch: Wo Liebe, da Glaube, und nur Glauben, wo Liebe. Man kann seine Ehrfurcht von Gott trennen," fuhr er eindringlich fort, „und ihr einen anderen Namen geben. Es bleibt ein müßiges Spiel. Ich sage es noch einmal: wo Ehrfurcht und Liebe ist, da ist Gott; die Menschen mögen ihn leugnen, soviel sie wollen. Die Menschen mißhandeln nur ihre eigene Güte. Sie schämen sich ihrer ohne Nutz und Frommen. Gott weiß das und lächelt dazu."

„Kann man mich zwingen, kirchlich zu werden?" fragte Thomas statt aller Antwort.

„Nein, man kann dich nicht zwingen."

Thomas' Brust arbeitete heftig, und auf seine Stirn trat ein feiner Angstschweiß. Der Geistliche schien ihn mit seinen Augen durchdringen zu wollen. Er spürte eine Macht, der er widerstreben wollte, ohne sich ihr doch entziehen zu können. Aber plötzlich lachte er kurz und grell auf. Er hatte sich selbst wiedergefunden. Er richtete sich kerzengerade auf, und seine Augen sprühten. Er wollte offenbar eine Frage hervorbringen; aber eine Art von Grauen, das ihn schüttelte, schloß seinen Mund.

„Was hast du denn?"

Thomas raffte sich mit Gewalt auf. „Ich werde es Ihnen nachher sagen," entgegnete er unsicher. „Ich möchte eins von Ihnen wissen," fragte er. „Waren Sie, Herr Prediger, schon bei einem Schweineschlachten?"

Der Geistliche sah ihn befremdet und verwundert an.

„Ich meine natürlich nicht das Wurstessen," nahm der Junge das Wort wieder auf, und sein Ton klang spöttisch und herausfordernd. „Ich meine, ob Sie dabei waren, wie so ein Schwein geschlachtet wird? Wie es aufschreit, daß es einem in den Ohren gellt und man es nie mehr vergißt. Ich war dabei, Herr Prediger, ich habe es gesehen und gehört."

„Und was willst du damit sagen?"

„Ihre Menschen, die gütig und fromm sind und in die Kirche gehen, schlachten Schweine!"

„Wie alt bist du?"

„Ich werde fünfzehn," antwortete Thomas und warf den Kopf trotzig zurück; er fühlte sich jetzt wieder auf sicherem Boden — „und lebendige Krebse," setzte er höhnisch hinzu, „thut man in siedendes Wasser. Und dem Federvieh dreht man den Hals um, und dem — soll ich noch weiter reden?" brach er plötzlich ab.

Der Blick des Pastors, der sich in ihn zu bohren schien, verwirrte ihn. „Sprich nur weiter."

Der Knabe wiederholte mit einem Schaudern: „Lebendige Krebse thut man in siedendes Wasser! Die Krebse, sie geben keinen Laut von sich; aber sie werden rot wie Blut, Herr Pastor. Ich will sagen" — seine Stimme bebte vor Erregung — „ich will sagen, die Menschen morden das Vieh und das Tier und ... und ..." Er stockte. Man sah es ihm deutlich an, wie es in ihm arbeitete und die Zunge ihm schwer wurde.

„Und?" wiederholte der Prediger.

„Und morden sich selbst," ergänzte Thomas.

„Wie meinst du das?"

Es leuchtete kummervoll auf in den Augen des Jungen. „Kennen Sie Bettina, Herr Prediger?" fragte er kaum hörbar.

„Nein."

„Bettina," sagte der Knabe, „ist meine Cousine und wohnt bei uns. Bettinas Mutter" — er hielt inne, aus seinen Augen drangen jetzt Thränen — „Bettinas Mutter," wiederholte er, sich gewaltsam aufraffend, „kam todkrank zu uns und starb in unserem Hause. Ihr Mann, Herr Prediger, hatte sie gemordet."

Als der Prediger etwas einwenden wollte, fuhr er heftig und in überzeugtem Ton fort: „Das weiß ich ganz genau! Er hat ihr kein Gift gegeben; aber er hat sie zu Tode gequält, ich weiß das ganz genau. Und dann könnte ich Ihnen noch etwas sagen, Herr Prediger, was ich mit eigenen Augen angesehen, was ich —" Er verstummte und biß die Zähne aufeinander. Sein Atem ging schwer; sein Gesicht war kreidebleich geworden. Er trug jetzt wirklich die Züge des Heilands.

„Willst du mir sagen, was du mit eigenen Augen gesehen?"

„Das will ich nicht; das kann ich nicht." Und bei diesen Worten zuckte es über sein Gesicht.

„Und giebt es noch andere Dinge, die in dir den Glauben getötet haben?"

Ein schwer- und wehmütiges Lächeln verklärte sein Antlitz, das fast durchsichtig schien.

„Man hat mich bestraft und geschlagen — geschlagen," wiederholte er, und das Lächeln schwand und machte einem stolzen, unbeugsamen Ausdruck Platz — „weil ich denen half, die schwach waren; weil ich das Unrecht, das man ihnen thun wollte, nicht litt, weil ich mich dagegen wehrte und sträubte."

„Für wen bist du eingetreten?"

„Für meine Mitschüler."

„Und deine Lehrer haben dich bestraft deswegen?"

„Ich sollte aus der Schule gewiesen werden, und zu Hause hat mich mein Vater geschlagen."

„Der Erlöser hat auch Unrecht gelitten und ist an seinen Leiden verblutet. Aber seine Dornenkrone schuf uns Erlösung," entgegnete der Prediger.

„Wem schuf sie Erlösung?" fragte der Knabe, und sein Gesicht war voller Leiden, und das blutende Lächeln seiner Mutter tauchte es in endlosen Gram.

„Bist du nun zu Ende?"

„Ich habe noch vieles auf dem Herzen. Aber ich darf Ihnen nicht alles verraten ... nein, das darf ich nicht," setzte er geheimnisvoll hinzu.

„Was quält dich denn sonst noch?"

„Früher hat mich das Sterben gequält. Daß die Schlimmen und die Guten so sterben müssen, das finde ich furchtbar. Mama und ich, wir beide haben darüber in uns hineingeweint. Finden Sie es schön, Herr Prediger?"

„Wenn das Sterben leicht und frei ist, ja, dann finde ich es schön. Wir werden zur Erde, zur Mutter Natur, aus der aller Reichtum und alle Werdekraft emporwächst."

„Wir werden ja gar nicht zur Mutter Erde," antwortete Thomas. „Unser Fleisch bröckelt ab, und die Knochen, aus denen wir sind, die bleiben, und die, find ich, sehen so furchtbar aus. Auf unserer Bodenkammer steht ein Skelett, das müssen Sie sich einmal anschauen! Es ist so grausig, wenn man sieht, was übrig bleibt. Das Fleisch bröckelt ab, die Seele steigt empor — sie steigt doch empor, Herr Prediger? — und das Skelett bleibt übrig." Wie vom Frost geschüttelt, bedeckte er mit den Händen einen Augenblick sein Gesicht. Dann ließ er die Arme schlaff sinken. „Ja, das Skelett auf unserer Bodenkammer, Herr Prediger —" Seine Augen glänzten vor Erregung.

„Wird auch zu Staub und Erde, wenn seine Zeit gekommen ist. Denn was ist Zeit, wenn es sich um die Ewigkeit handelt. In welcher Klasse bist du?" fügte der Prediger hinzu.

„Ich komme in die Ober-Sekunda."

„Dann bist du ja schon ein gelehrter Herr, und man muß zu dir ‚Sie' sagen."

Thomas schüttelte den Kopf. „Man braucht das nicht," erwiderte er kurz.

„Du fühlst dich in der Schule unglücklich?"

„Ich lasse mich einfach nicht unterdrücken."

„Glaubst du alles Ernstes, daß es einen Menschen giebt, der sich nicht unterordnen müßte?"

„Um des Rechtes willen darf sich niemand unterordnen. Für das Recht soll er gegen jedermann kämpfen."

„Auch gegen den Vater?"

Thomas' Lippen kräuselten sich zu einem beinahe verächtlichen Lächeln. „Auch gegen den Vater."

„Und hast du nach deiner ehrlichen Überzeugung immer recht gehabt, wenn du dich wehrtest?"

„Ja, Herr Prediger."

„Hast du dich jemals gefragt, ob nicht vielleicht doch ein Teil der Schuld bei dir liegen könnte? Ob du dich nicht gegen deine Erzieher wehrst aus Trotz und Eigenwillen und ihnen dein Inneres verschließt, so daß sie nicht sehen können, was in dir vorgeht?"

„Sie wollen es nicht sehen; deshalb habe ich mich verschlossen."

„Und vielleicht sind sie dennoch schuldlos, und vielleicht ist es ihr eigenes Unglück, daß sie Augen haben und nicht sehen und Ohren haben und nicht hören können. Es giebt eine Demut," setzte er hinzu, „die edler ist als der Stolz."

„Ich will nicht demütig sein. Ich will wahr sein!"

„Es kann eine Stunde kommen, wo dein Wille gebrochen wird, und die Stunde könnte hart und schlimm werden."

In den letzten Worten lag ein Ernst und eine bange Drohung, daß Thomas stutzte und einen Augenblick eingeschüchtert dastand. Jedoch er faßte sich bald. „Mein Wille ist stahlhart.“

„Es giebt härtere Dinge als Stahl.“

„Gewiß, ich weiß es.“

Der Prediger erhob sich langsam. Er fuhr leise mit seiner schlanken, weißen Hand über Thomas' glühendes Gesicht. „Du hast viele Dinge behauptet,“ meinte er nachdenklich, „auf die ich dir nicht Rede gestanden habe — nicht, als ob mir die Antwort gefehlt hätte — sondern weil ich dir nicht im Sprunge antworten wollte. Die Sache war mir zu ernst,“ fuhr er beinahe respektvoll fort. „Niemand wird dich zwingen, dich feierlich zum Christentum zu bekennen; aber ich denke, du solltest jede Woche regelmäßig zu mir kommen, damit wir über alles das, was dich bewegt, sprechen könnten. Vielleicht giebt es in der Heiligen Schrift Stellen, die härter sind als Stahl und härter sind als dein vorgefaßter Wille; die könnte ich dir am Ende zeigen, und wir könnten uns freundschaftlich auseinandersetzen. Ich will dich nicht beugen und gewaltsam dir deine Überzeugungen nehmen. Bleibst du auch dann deines Sinnes, so will ich dir die Hand reichen und doch in Freundschaft von dir gehen, nicht in Haß. Du bleibst in jedem Fall dein freier Herr in allen deinen Entschließungen. Auch wenn du nicht zu mir kommen willst, so magst du es getrost sagen. Selbst dazu soll dich niemand zwingen.“

Über Thomas' Züge ging ein sprachloses Erstaunen. So hatte noch keine Seele zu ihm gesprochen; solche Töne waren noch nicht zu seinem Herzen gedrungen. Und dennoch bewegte ihn eine Art von Mißtrauen. Er fühlte dunkel, wie jemand von ihm Besitz nehmen, ihn zu sich hinüberziehen und aus seiner einsamen Selbstfreiheit zerren wollte. Dagegen lehnte er sich auf.

Der Prediger mochte fühlen, was in ihm vorging. „Du sollst mir jetzt keine Antwort geben,“ sagte er heiter. „Überlege es dir ruhig und handle dann so, wie es dich treibt.“ Er reichte ihm die Rechte, und der Knabe empfand einen seltsamen Druck, der ihm stromartig durch den Körper ging. Er entzog dem Geistlichen rasch die Hand, sah ihn von der Seite unsicher, fast furchtsam an und ging gesenkten Kopfes aus dem Zimmer.

* *
*

Tamara lag in ihren weißen Linnen und atmete die warme, weiche Luft des Sommers, die durch das offene Fenster hereinströmte. Ihre Augen hatten den übersinnlichen, sehnsüchtigen Todesausdruck. Ein Blutgefäß, das im rechten Auge gesprungen war und eine rötliche, feine Linie gezogen hatte, schien noch den rührenden und leidenden Ausdruck erhöhen zu wollen. Ihr aufgelöstes Haar, in dem die funkelnden Sonnenstrahlen einen flirrenden Tanz aufführten, ergoß sich in leichten Wellen auf den weißen Kissen. Sie fuhr mit den abgemagerten, schlanken Händen liebkosend durch die goldenen Strähnen und freute sich an ihrem warmen Schimmer. Sie lag und träumte für sich und in sich hinein. Von draußen drang plötzlich das Geräusch von Schritten in ihre Stille. Sie richtetete sich ängstlich und mühsam auf und lauschte.

Die Thür wurde von zitternden Händen aufgerissen. Auf der Schwelle stand Thomas.

Das Gesicht der Kranken bekam etwas Hilfesuchendes und Verschüchtertes. Sie zog unter der Decke ihre Glieder zusammen, als fröre sie; dann sank sie erschöpft zurück und schloß beinahe ganz die Augen.

Thomas schlich an ihr Lager und sah nur einen schmalen, winzigen Streifen der hervorlugenden Pupille. Er merkte aber, wie ihre Lider zitterten und ihre Wimpern sich bewegten, und wie sie abgezehrt mit eingefallenen Wangen dalag, auf denen ein mattes, trauriges Rot wie hingehaucht schien. Thomas beugte sich zu ihr herab und küßte ihre Hand, die ihm so leicht und durchsichtig, so zart und zerbrechlich vorkam, daß sich ihm auf einmal unabweisbar die Schatten des Todes aufdrängten.

Da schlug Tamara die Lider auf und blickte ihn großäugig lächelnd an und streichelte ihn sanft.

Thomas wollte in Thränen ausbrechen: aber vor diesem Lächeln schämte er sich seines Schmerzes, und indem er die Hände ballte, schluckte er es herunter. „Weißt du, bei wem ich war, Tamara?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Beim Prediger Pauli." Und nun erzählte er ihr alles in erregtem Übereifer, ohne zu sehen, wie es schreckhaft über ihre Miene ging; wie sie zuweilen leise widersprechen wollte, ohne sich doch aus ihrer Müdigkeit aufraffen zu können. Erst als Thomas seinen Bericht geschlossen hatte, nahm er wahr, daß aus den Poren ihrer reinen, klaren Stirn der Schweiß drang, daß ihre Nasenflügel bebten und ihre blutlosen Lippen zuckten. „Was hast du denn, Tamara?" rief er entsetzt. „Bist du böse, daß ich zu dir gekommen bin?"

Und als sie noch immer schwieg, schluchzte er nun wirklich auf, und seine heißen Thränen fielen auf ihre Hand.

„Nicht böse sein, liebe, süße Tamara," bat er.

Da nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn. „Und das hast du ihm alles gesagt, Thomas?"

Thomas nickte.

„Du bist mir aber mutig, einem geistlichen Herrn solche Dinge ins Gesicht zu schleudern."

„Denke dir, Tamara, er ist nicht einen Augenblick zornig geworden. Die Leute lieben ihn überhaupt, und in der Schule erzählen sie, daß er gar Wunderkuren macht und schon Schwerkranken geholfen hat. Erst zuletzt habe ich Angst vor ihm gehabt. Er kam mir so seltsam vor, wie ein Böser, der mich verwirren wollte. — Glaubst du an Gott, Tamara?" fragte er plötzlich ganz unvermittelt.

Sie schwieg.

„Ob du glaubst, Tamara? Sag mir's doch."

Sie sah ihn flehend an.

Da senkte er den Blick und seufzte.

Nach einer Weile: „Soll ich zu ihm gehen, Tamara?"

„Magst du denn nicht?"

„Ich mag und ich mag nicht. Ich habe Furcht vor ihm und bin neugierig. Du mußt nämlich wissen," setzte er gleichsam entschuldigend hinzu, „er ist nicht gewöhnlich; er ist so ganz anders wie die Lehrer. Kannst du es dir vorstellen, daß er ‚du' zu mir gesagt und mich doch — ja, ganz gewiß — mit Respekt behandelt hat?"

Sie sah forschend in sein Gesicht und strich ihm die widerspenstigen Haare aus der Stirn. Aus seiner Bewegtheit und dem erregten Ton seiner Sprache erkannte sie die starke Wirkung, die der Prediger auf Thomas ausgeübt hatte.

„Er hat eine so gute Stimme," nahm der Knabe nachdenklich das Gespräch wieder auf, und kaum hörbar fuhr er fort: „Ich glaube, Tamara, es würde dir gut thun, wenn er an deinem Bett säße und mit dir spräche. Was du wohl zu ihm sagen würdest! Ich wäre gespannt darauf."

Sie wehrte zuerst sanft und furchtsam ab; aber Thomas bekämpfte hartnäckig ihr leises Widerstreben. Er hatte sich aus einem instinktiven Empfinden heraus, ohne daß er es klar wußte, fest an diesen Gedanken geklammert und ließ ihn nicht mehr locker. Allerlei dunkle Vorstellungen regten sich in ihm, denen er nicht auf den Grund zu gehen wagte, denn er fürchtete, ohne es sich einzugestehen, die rauhe Wirklichkeit. Es war ja auch viel schöner, wenn man mit fest geschlossenen Augen in die sonnendurchzitterte Luft hängende Schlösser mit Irrgärten, plätschernden Springbrunnen und stolzen Freitreppen baute.

„Thu's, Tamara," bat er von neuem und fühlte aus ihrer unentschlossenen Miene, daß er sie schon halb bezwungen hatte. „Willst du?"

Als schämte sie sich, flüsterte sie ihm furchtsam ins Ohr: „Er wird es ja nicht zugeben."

Thomas stutzte. Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Einen Augenblick wurde er verstört, und seine Züge arbeiteten unruhig. Dann aber war er zu einem festen Entschluß gekommen, und feierlich und bestimmt sagte er: „Er wird es dir nicht verwehren, Tamara."

Sein Ton klang ihr wie süße Musik. Ihr Gesicht wurde strahlend. Sie sah ihren Jungen so demütig, stolz und beschenkt an wie ein kleines verliebtes Mädchen, das sein Glück noch gar nicht fassen kann. „Komm, küß mich," sagte sie zärtlich.

Thomas küßte sie, und ein ihm ganz fremdes Siegergefühl kam in ihn. Er fühlte sich auf einmal so mächtig und gegen alle Widersacher gefeit. Er hatte ganz vergessen, daß sie krank, schwach und elend dalag, und

empfand sie nur in ihrer feinen Schönheit. Und wie er sie zärtlich ansah, da mischte sich in seine Stimmung etwas von jener verliebten Laune, die er gegen Bettina in letzter Zeit zuweilen spürte. Er schämte sich dessen und wurde verlegen, just so wie Bettina gegenüber, und dennoch hatte er den Drang, es ihr zu sagen. Er wandte das Gesicht von ihr, und während er blutrot wurde, sagte er: „Tamara, du siehst heute aus wie eine schlanke, weiße Lilie."

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, war er aus der Thür.

Mit erdfremden Augen blickte sie ihm nach und horchte auf das Verhallen seiner Schritte. Als es ganz still geworden war, fuhr sie glättend über ihr weiches, wirr gewordenes Haar und schloß müde die Augen.

* *
*

Es ging Thomas in dieser Zeit eigentümlich. So oft er aus der Schule kam und über Tamaras Befinden sich vergewissert hatte, drängten alle seine Wünsche zu Bettina. Hatte er sie aber im Garten aufgespürt und sah er sie von weitem, so bog er rasch ab, um ihr nicht zu begegnen. Er wäre gern zu ihr gegangen und hätte zu ihr gesagt: Bettina, küsse mich; küsse mich wie damals auf der Bodenkammer; und dann würde er sie am liebsten mit seinen starken Armen in die Höhe gehoben haben, daß ihr die Locken im Winde wehten und ihre schwarzen, lachenden Augen um Gnade bäten. Er träumte es sich so. Und auf dem Heimweg vom Gymnasium malte er sich alle Wonnen seiner jungen Liebe aus. Freilich, bevor er sie noch sah, wurde er verschämt und scheu. Wie hatte er auch nur in Gedanken so keck und verwegen sein wollen, sie anzurühren oder in seine Arme zu nehmen! Und die Vorstellung gar, jemand könnte seine Zärtlichkeit belauschen, peinigte und marterte und demütigte ihn vor sich selbst. Seine Liebe war ein heimlich verborgener Edelstein, der schon an Glanz und Pracht verlor, wenn ihn nur ein anderer sah. Er allein durfte sich in der Dunkelheit an seinem leuchtenden Feuer erwärmen.

So verkroch er sich, sobald Bettina auf Schweite war. Vor jedem lauten, häßlichen Ton bewahrte er seine Neigung. Sie wäre ihm beschmutzt gewesen, wenn jemand sie überlegen belächelt hätte.

Bettina mißverstand es, daß er sie in seiner keuschen Liebe mied. Sie glaubte, daß er ihr Küssen in der Bodenkammer übel aufgenommen habe und ihr böse sei. Und nun wurde auch sie scheu und verlegen.

Aber gerade dieses gegenseitige Mißverstehen und verängstete Davonflattern brachte ihre jungen Herzen nur noch näher zusammen.

Nach dem Gespräch mit Tamara drängte es ihn mit aller Gewalt zu dem Cousinchen. Mit ihr mußte er beraten.

Er suchte sie im Garten, und als er sie nach einer Weile entdeckte, da blieb er wie gebannt in einiger Entfernung von ihr und wagte nicht näher zu treten.

Sie stand unter einem Laubengang von Akazien in einem weißen Spitzenkleidchen. Auf ihren schwarzen Locken, die leise im Winde wehten, trug sie einen Kranz weißer Blumen. Und aus ihrer Geige holte sie wilde, übermütige Weisen, und ihr schlanker Körper schien wie geschwellt vor Lust und Erregung.

Als sie Thomas erblickte, brach sie mitten im Spiele ab und sah ihn in lieblicher Verwirrung an.

Auch er brachte zuerst kein Wort hervor. Endlich sagte er: „Weißt du, du kommst mir wie eine Sommerfee vor. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß der Garten ohne dich und deine Geige unser Garten wäre. Es kann auch gar nicht anders sein," fuhr er seltsam erregt fort. „Es giebt halt Märchen, die keine Märchen sind, nämlich ..." — er stockte einen Augenblick — „nämlich," begann er von neuem und brach eine Blume ab, „das ist eine Anemone, und du bist aus ihrem Kelch herausgewachsen. Und eigentlich müßtest du nicht Bettina, sondern Anemone heißen, denn du bist gerade so wie die —" Er brach verwundert über sich selbst ab.

Sie aber klatschte vergnügt in die Hände und strahlte vor Freude. „Sprich weiter," sagte sie, „es war zu hübsch." Und in sich versunken lächelnd, wiederholte sie: „Also ich bin eine Sommerfee, und einmal war ich eine Blume. Wie schön ist das, Thomas!"

Und von neuem legte sie die Geige an ihr Kinn, sah ihn mit verlangenden, weit geöffneten Kinderaugen an und spielte nur für ihn. Und der Ton klang voll, weich und blühend, als sollte er hineinströmen in all die Pracht dieses Spätsommertages. Und Bettina selbst glühte vor Leben und innerer Bewegung.

„Kann denn noch jemand so spielen wie du?“ sagte Thomas in tiefer Bewunderung, als sie ihr Spiel geendet.

Da trat auf ihr holdes Antlitz eine rätselhafte Schwermut. „Wenn ich einmal so geigen könnte!“ meinte sie verträumt. „So geigen wie er! Ja,“ fuhr sie fort, und ihre Augen blitzten und funkelten wie Wildfeuer, „ich wünschte, ich könnte besser spielen als er, und daß er es selbst eingestehen müßte. Du weißt, ich hasse ihn. Ich könnte ihn, glaube ich, ertrinken sehen und würde mich nicht rühren, wie er sich nicht gerührt hat, als die Mama ... Aber“ — unterbrach sie sich, und ihr Auge bekam einen verzückten Glanz — „spielen thut er, ach, Thomas, du kannst es dir nicht denken!“ Sie lachte plötzlich boshaft auf, und in ihre kindliche Miene trat ein schadenfroher, häßlicher Zug. Sie sah, wie Thomas davon betroffen wurde. Da sagte sie erklärend: „Eines Tages, als ihn eine abholte und die Mama wieder so weinte, da bin ich in sein Musikzimmer gegangen und habe ihm seine beste Geige zerschlagen, und die Scherben“ — fuhr sie zitternd fort — „es waren lauter Scherben, Thomas, habe ich ihm auf den Flügel gelegt. Du“ — sagte sie, und ihre Stimme schlug vor Lust und Entzücken gleichsam über — „geschrien hat er am anderen Tage, geweint! Ich stand im Nebenzimmer und hörte alles. Und dann habe ich leise die Thür geöffnet, mich dicht vor ihn hingestellt und gesagt: ‚Ich war's.‘ Denn zuerst hatte er geglaubt, die arme Mama hätte es gethan. Da hat er mich an den Haaren gerauft, Thomas, und mit den Füßen nach mir getreten! Und von dem Tage an hat er mich so gehaßt wie ich ihn.“

Und als sie dem Knaben nun ihr großes Geheimnis, das sie all die Zeit still für sich getragen, gebeichtet hatte, da strahlte sie vor Vergnügen, und jede ihrer Bewegungen hatte etwas Katziges und ihre Miene etwas Raubtierartiges. „Rauf du nur und tritt mich mit Füßen, habe ich bei mir gedacht — mir schadet's nichts, und deine Geige ist doch entzwei.“ Aber auf einmal veränderte sie ihre Haltung, und mit trauriger, leiser Stimme sagte sie, ganz in der Erinnerung verwehter Töne schwelgend: „Ach, spielen thut er wie ein ...“ Sie lief plötzlich davon, um hinter Hecken und Büschen zu verschwinden. Thomas sah nur noch, wie der Wind ihre Locken schüttelte und die weißen Blumen auf ihnen tanzten.

Als sie nach einer kleinen Weile ohne die Geige zurückkam, schien sie Thomas völlig verändert. So ruhig und wortkarg war sie, so ernst und verschlossen.

Da setzte er sich neben sie und erzählte ihr vom Prediger und der Tamara. Sie hörte mit gefalteten Händen gläubig und furchtsam zu. Und als er aufgehört hatte, brachte sie in festem Ton die Worte hervor: „An deiner Stelle würde ich nicht zu ihm gehen. Ich thäte es ganz gewiß nicht! Sieh mal,“ fuhr sie hastig und überredend fort, „er will dich bestimmt anders machen.“

„Soll ich denn nicht anders werden?“ fragte er weich.

„Nein, Thomas, gerade so sollst du bleiben.“

„Er wird aber nicht zu Tamara kommen, wenn ich nicht zu ihm gehe.“

Sie überlegte ein Weilchen. „Dann mußt du doch zu ihm gehen,“ meinte sie beklommen.

„Die Tamara hat so schön ausgesehen, und seine weiche Stimme wird ihr gut thun.“

„Wird es denn der Onkel erlauben?“ fragte sie scheu.

Thomas wurde verlegen und sprang auf. „Soll ich es ihm jetzt sagen?“ meinte er nachdenklich.

Sie stützte die Arme auf und grübelte ein wenig. Es war ihr so seltsam und geheimnisvoll, daß sie in einer so wichtigen Sache entscheiden sollte. Sie fühlte sich auf einmal so klug und erwachsen wie ein großes, feines Fräulein. Thomas' Vertrauen schmeichelte ihr. „Frag ihn gleich,“ entschloß sie sich kurz. „Dann wissen wir es doch.“ Dieses „wir“ erschreckte sie und that ihr doch unsagbar wohl.

„Warte auf mich,“ sagte Thomas und ging.

Nun saß sie allein da mit brennenden Backen und klopfendem Herzen. Sie hielt

es nicht lange so aus, sprang an den Weiher, spiegelte sich in dem dunklen Wasser, hob dann ihr weißes Kleidchen ein wenig in die Höhe und tanzte leicht beschwingt, ihre Bewegungen zuweilen auf der glatten Spiegelfläche, die still und regungslos da lag, verfolgend. Dann beugte sie sich über den Rand und haschte nach den langstieligen Wasserrosen, ohne darauf zu achten, daß das Wasser Kleid und Füße besprengte und vereinzelte Tropfen in ihr Gesicht emporspritzten. Es begann zu dunkeln, und Thomas kam nicht. Aber aus dem Grunde des Weihers tauchten ihr gespensterhafte Schatten auf, die unheimliche Worte flüsterten. Da schrie sie gellend auf und jagte in das Haus.

* * *

Die Leute rissen die Mäuler auf über die häufigen Besuche des Predigers im Doktorhause. Wer hätte das gedacht, daß Pfaff und Arzt unter diesen Verhältnissen solche Freundschaft schließen würden!

Als Thomas damals den Vater darum gebeten, hatte der hell aufgelacht und dem Jungen die Thür gewiesen.

Aber der Thomas war nicht aus dem Zimmer gegangen. Es war das erste Mal nach der Prügelscene, wo sich die beiden wieder Aug in Auge gegenüberstanden.

Als Thomas sah, daß sein Spiel verloren sein könnte, sagte er drohend: „Vielleicht stirbt sie, und dann hast du auch ihren letzten Wunsch —“ Er hielt inne, denn das veränderte Gesicht des Vaters erschreckte ihn. Thomas' letzte Worte hatten ihn getroffen und eingeschüchtert. Er sah auf einmal hell in die Zukunft. Sah Tamara auf dem Totenbette; sah alles Kommende und wie Thomas von ihm Rechenschaft fordern würde. Der Junge war sein ernsthafter Gegner, er spürte es, und der würde mit seinen Augen ihn verfolgen.

So willigte er schließlich ein. Bei Lungenkrankheiten gab es keine Kurpfuscherei. Und wenn sie des geistlichen Trostes bedurfte, warum sollte er ihn ihr nehmen?

Es kam auch noch ein anderes hinzu, das ihn willensmürbe machte. Er fühlte sich wegen der anderen unsicher, und der Geistliche konnte daraus unter Umständen einen Strick gegen ihn drehen. Es war in jedem Falle ratsamer, sich gut mit ihm zu stellen, und praktischer und lebensklüger war es auch. Den Leuten wurden die Mäuler gestopft, wenn der Prediger bei ihm verkehrte. Damit zeigte er deutlich, daß er den Geistlichen in seiner Eigenschaft als Kurpfuscher nicht ernst nahm. So willigte er unter innerem Widerstreben ein, ohne die Folgen vorauszusehen, die aus diesem Zusammenhange erwachsen sollten. Als Thomas dem Prediger die Botschaft brachte, erhellte sich das ernste Gesicht, und ohne zu fragen und zu forschen, versprach er zu kommen. Nie in seinem ganzen späteren Leben vergaß Thomas den Augenblick, wo er den Prediger in Tamaras Zimmer führte.

Er sah, wie das Gesicht der Mutter sich leise rötete; wie der Prediger sich tief zu ihr herabbeugte, ergriffen von der mädchenhaften Anmut und Schönheit dieser kranken Frau. Und nach der ersten Minute sprachen sie miteinander wie alte Freunde, die sich nur durch einen Zufall jahrelang nicht gesehen hatten. Und die Augen der Tamara leuchteten in einem Glück auf, das Thomas nur in spärlichen Momenten bei ihr wahrgenommen hatte. Die Rosen im Zimmer dufteten milder, die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten das Zimmer bis in den letzten Winkel.

Tamaras liebliche Züge dünkten dem Jungen wie das Gesicht einer Heiligen, die für ihre Seelenreinheit mit der Gnade des Himmels beschert war. Und als dann zwei weiße Kerzen in silbernen Leuchtern entzündet waren, da verwandelte sich ihm das Krankenzimmer in eine Kapelle. Und bald kam der Prediger jeden Nachmittag zu der scheidenden Frau.

Die Mütter der Stadt, die für ihre Töchter auf ihn spekulierten, denn er war ein Witmann, ohne Weib und Kind, hielten sich im stillen darüber auf. Aber sie hüteten sich ängstlich, daß die bösen Reden zu seinen Ohren kamen, denn er hatte trotz seiner Güte und Sanftmut eine überlegene Würde, die ihre Zungen zügelte.

Schon wenn die Tamara seine Nähe fühlte, wenn er schweigend an ihrem Bette saß und sie voll Liebe ansah, war sie glücklich. Und er selbst freute sich auf diese

Stunde des Tages, wo er bei ihr sein durfte. Leise, unhörbar strömten ihre Seelen ineinander.

Niemals kam Thomas um diese Zeit in das Zimmer. Er ahnte leise, was da vorging, und wollte auch nicht für einen Augenblick die späte Süßigkeit der Mutter verkürzen.

Einmal sagte die Tamara, und um ihre Mundwinkel zuckte es dabei wie in verhaltenem Weinen: „All mein Leben bin ich mit meiner großen Sehnsucht einsam einhergegangen. Immer habe ich im stillen gebetet, es möchte jemand kommen und seine leichten Hände auf mich legen, mich mit guten Augen ansehen und mit warmer Stimme zu mir sprechen. Aber niemand kam; und ich fror mit meiner Jugend. Nein," unterbrach sie sich, „ich will nicht ungerecht sein, Thomas kam, und auch in meinem Herzen wuchsen Frühlingsblumen. Aber," fuhr sie demütig fort, „es war doch etwas anders, wie ich es mir geträumt hatte. Und nun kommt die ganze Erfüllung, nun, wo ich sterben muß." Und nach diesen Worten lächelte sie dem Prediger auf eine wundervoll innige Art zu. Sie zürnte und haderte nicht, sie war so dankbar, daß ein freundliches Schicksal ihr einsames Leben, gerade als es verglimmen wollte, noch einmal erwärmte.

Er hörte ihr schweigend zu und spürte ihre Leiden. Er spürte sie doppelt, weil er wußte, daß er hier nicht helfen konnte. So schnitten ihm ihre Worte ins Herz, während er sanft ihre Hand streichelte. Immer hatte er die Liebe gepredigt, obwohl sein eigenes Leben lieblos gewesen war. Nun hatte er die Frau gefunden, wie er sie sich in stillen Träumen ersonnen hatte, edel und anmutig, hingebend und keusch, zärtlich und feinsinnig. Und er durfte sie ansehen, die einem anderen gehörte, ohne gegen das Wort sich zu versündigen. Er konnte sie mit seinen Augen begehren und nahm sie dem anderen nicht, der sie ja nie besessen hatte. Sie war eine Blume, die erst im Sterben blühte. Sie wußten das beide, wenn ihre Finger sich berührten und ihre ernsten Augen sich trafen. Sie wußten, daß sie beim Todesmahl saßen und den milden, süßen Klang der letzten Glocken hörten. Aus dem Kelche dieser Blume blühte Liebe und Leiden. Sie fühlten es, daß neben ihrem Glück der Gram kauerte.

Sie gestand ihm, daß sie dahingeträumt hätte, ohne recht zu glauben und ohne zu beten. Und er antwortete ihr voller Zuversicht, daß an ihrem Glauben nicht zu mäkeln wäre, denn ihr ganzes Leben sei ein einziges Gebet voll Selbstaufopferung gewesen.

Bei solchen Worten blühten auf ihrem schönen, verfallenen Gesicht Rosen auf, und sie strahlte in demütigem Stolze.

Sie durfte nur wenig sprechen, er litt es nicht. Aber er erzählte ihr aus seiner Welt und von seinem Glauben, der anders war, als die Leute schlechthin meinten. Oder er las ihr Dante und Goethe vor, und dann klang ihr seine Stimme wie Sphärenmusik, so daß selbst jene Geigentöne, die sie als tiefes Vermächtnis der Jugend still in sich trug, daneben verblaßten. Von der Liebe des Petrarca erzählte er ihr, die ewig gewesen sei, obwohl sie ohne Erfüllung blieb. Zwei Menschen, die sich nur einmal gesehen und in diesem einen schmerz- und wonnereichen Augenblick für ihr ganzes Leben durchleuchtet worden waren. Das ergriff sie, so daß aus ihren bangen Augen glitzernde, schwere Thränen sich lösten.

Und wie er den Weg zu Tamaras Herzen gefunden hatte, so fand er ihn zu Thomas, der ihm atemlos lauschte, wenn er ihm den Sinn der Evangelien freilegte, die Gestalt des Erlösers ihm neu erschuf. Hier hörte es Thomas zum erstenmal, daß Christus' Leben und Sein als ein Glaubensbekenntnis auf die Menschheit aufzufassen sei. Der Leidende und ans Kreuz Geschlagene, der Wissende, der die Worte gesprochen hatte: Bevor der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verraten, hatte nie an der Menschen Güte gezweifelt. Thomas erfuhr, daß in dem Worte: Ich bin des Menschen Sohn, ein Hohelied auf den Menschen enthalten sei. Denn wenn Christus des Menschen Sohn war, so mußte die Menschheit in ihrem innersten Kern milde, fruchtreich und edel sein. Und im Zusammenhang mit dieser Lehre war es eins der ernstesten und schönsten Symbole, daß Christus auferstand, wenn die dunkle, geheimnisvolle Mutter Erde durch Schnee und Eiskrusten zu neuem Leben erwachte. Und von der Mutter Erde, die



Nach einer Aufnahme des Hofphotographen E. Bieber aus der letzten Zeit.

alles gab, weil sie geben mußte, verschwenderisch und selbstlos, kam der Prediger auf die Mütter zu sprechen, die schmerzensreichen und beladenen. Und aus allem hörte Thomas einen Lobgesang auf die Tamara heraus.

Freilich blieb er ein skeptischer Hörer, der beängstigende Fragen stellte und traurig den Kopf schüttelte, wenn die Antwort für ihn nicht befriedigend ausfiel.

Die Rätsel und scheinbaren Widersprüche des Glaubens, sagte der Geistliche, müsse man hinnehmen. Man dürfe nicht auf die kleinlichen Einwände des Verstandes hochmütig pochen.

Dann senkte wohl Thomas den Kopf und schwieg. Aber eine Stimme in seinem Inneren empörte sich und ließ sich nicht beruhigen. Und noch mehr reizte ihn die kleine Bettina durch ihren Widerspruch, wenn er ihr von seinen Stunden erzählte.

Sie lachte wie ein kleiner Kobold und wehrte sich verzweifelt gegen den lieben Gott. Und auf alle Einflüsterungen des Knaben, in dessen weichem Gemüt gütige Lehren seine Wurzelfäden schlugen, hatte sie immer die nämliche eintönige Antwort: „Das ist ganz gut und schön, Thomas, aber die Mama ist allezeit so elend und traurig gewesen, und ich glaube, die Tamara auch.“ Im Gespräch mit Thomas nämlich pflegte sie auch nur „die Tamara“ zu sagen. „Der liebe Gott hat nicht geholfen,“ schloß sie, „ich kann nicht beten.“

Da gab es Thomas auf, sie zu überzeugen; denn gegen ihre letzte Weisheit, deren Stachel er ja selbst tief genug empfand, wußte er keinen Einwand. Und niemand wußte ihn, nicht Tamara, nicht der Prediger. Das war die dunkle, düstere Kluft, über die auch er niemals hinwegkam.

* *
*

Es kam die Zeit der reifen Trauben. Der Garten leuchtete in den satten, tiefen Farben des Herbstes. Das trockene, vom Sonnenbrand gedörrte Laub fiel leise knisternd von den Bäumen; und die roten, gelben, grünen, blauen Blätter funkelten in goldener Buntheit, wenn die warmen Strahlen sie zum letzten Abschied küßten und noch einmal durchleuchteten.

Es war die Zeit der Erfüllung. Die Trauben reiften, Äpfel und Birnen fielen schwer saftig von den Bäumen, und die grüne Walnuß wiegte sich wuchtig in ihrer lästigen Hülle. Und fast schien der Garten im Herbste noch schöner als im Sommer, geheimnisvoller, dunkler und rätselschwerer. Auf der Spiegelfläche des schwarzen Weihers lag das gefallene Laub träge da, ohne sich zu rühren, nur zuweilen wurde es von einem Windstoß hin und her bewegt.

Die Kinder irrten durch die leeren Gänge und Alleen wie gescheuchtes Wild. Sie mieden das Haus, in dem seit einigen Tagen eine fremde Frau das Regiment führte, die am schwarzen Gürtel den großen Schlüsselbund trug und so fest und sicher auftrat, daß es unter ihren Füßen schütterte und klirrte.

Es war die Witwe, die mit Luchsaugen Keller und Kammern revidierte und das faule Leben der Mägde kurzer Hand beendet hatte. Sie sah ihnen auf die Finger, daß die Frauenzimmer schon bei ihrem Nahen zusammenschraken. Es hatte sie eine gewisse Mühe gekostet, in das Haus zu dringen; aber ihrer Zähigkeit konnte der Doktor nicht Widerstand leisten. Sie hatte ihn wie die Mägde gleichsam am Gängelbande.

Er suchte sich zu wehren; und als er einwendete, es ginge doch wegen der Leute nicht, daß sie bei Lebzeiten seiner Frau das Haus betrete, da hatte sie ihn mit bösen Augen angesehen und aufgelacht; und hartnäckig bestand sie darauf. Gerade um der Leute willen müßte sie jetzt die Zügel in die Hand nehmen, damit — fügte sie gedämpft hinzu — es ganz natürlich aussähe, wenn sie später blieb.

Diese voraussehende Frauenlogik, die hartnäckig auf ihr Ziel ging, machte ihn mürbe. Und als er noch schwankte und widerstrebte, legte sie ihre drallen Arme um ihn und flüsterte ihm etwas zu.

Da schielte er zur Seite und nickte nur noch stumm.

Sie strich ihm seinen forschen Schnurrbart in die Höhe, um ihn voll auf den Mund zu küssen; und sie küßte ihn, daß ihm schwindlig wurde.

Dieses Weibsbild verstand sich auf die Liebe, die er meinte.

Sie konnte in einer Weise mit ihm knurren und böse thun, die seinen Zorn weckte, aber ihn auch noch mehr erregte und zu ihr hinzog. Sie verstand es, ihn wie einen Hund zu behandeln und dann mit ihm schön zu thun, daß er sich wieder als Herr fühlen konnte. Sie reizte ihn bis zum äußersten, obwohl sie genau wußte, daß er in solchen Momenten, unfähig jeder ruhigen Überlegung, sich an ihr vergreifen und sie an die Gurgel packen konnte. Dann entwand sie sich ihm angstvoll, drückte sich in den dunkelsten Winkel, und in ihren breiten Hüften zitternd, blickte sie wie ein verprügeltes Tier, das immer neue Peitschenhiebe fürchtet, zu ihm empor. So hatte sie es durchgesetzt, daß eine Magd das Kind und das entlegene Wirtshaus besorgte, in das ohnehin selten ein Mensch kam.

Und in der That, man konnte es natürlich finden, daß in dem Doktorhause ein energischer Wille die gelockerten Zügel der Wirtschaft wieder in die Hände nahm und nach dem Rechten sah.

Freilich, die Tamara fürchtete sich vor der fremden Hausgenossin wie die Kinder. Und wenn die robuste Frau in das Zimmer trat und die Schlüssel am Gürtel klapperten, so drückte sich die Kranke scheu zur Seite und stellte sich schlafend, nur um sie nicht anzusehen. Und wenn die Witwe mit ihren gesunden, breiten Händen sie auf den Diwan hob, um die Betten zu schütteln, dann schlugen der Tamara die Zähne aufeinander, und der Angstschweiß trat auf ihre weiße, durchsichtige Stirn. Sie machte ein weinerliches Gesicht und wagte in ihrer Schwäche nicht, sich zu wehren.

Einmal fand sie der Prediger schluchzend und verweint in ihren Linnen, und da gestand sie es ihm.

Über das Gesicht des Geistlichen ging ein schmerzhaftes, bitteres Zucken. Aber von diesem Tage an durfte die Witwe das Gemach der Tamara nicht mehr betreten.

Der Prediger hatte es selbst über den Kopf des Doktors hinweg der Frau gesagt; und mit einem schlimmen Lächeln, unhörbar mit den Zähnen knirschend, fügte sie sich.

Der Doktor hatte sie beruhigt und ihr gut zugeredet. Man müsse alles meiden, hatte er gesagt, wodurch man nach außen auch nur den geringsten Anstoß erregen könnte; und darin stimmte die Witwe mit ihm überein. Sie war ja doch bereits die Herrin. Sie speiste mit dem Doktor und kujonierte die Mädchen; und des Abends, wenn alles im Hause schlief, trafen sie sich in dem finsteren Garten, und der Kies knirschte unter ihren Schritten. In den Bäumen raschelte es unruhig, dürre Zweige und fallendes Laub knisterten und knatterten, und dazwischen hörte man noch die getragenen Laute einsamer Nachtvögel. Eulen und Käuzchen machten den Spaziergängern die Begleitmusik, und hin und wieder schwirrte eine Fledermaus ihnen zu Häupten, und vom Weiher tönte das Gequäk der Frösche zu ihren Ohren.

Der Doktor meinte einmal, daß die Nacht und der Garten gegen ihn revoltierten. Er mochte im Inneren den Garten der Tamara überhaupt nicht leiden.

Die Frau hatte es auch versucht, auf die Kinder einzuwirken. Aber Thomas hatte ihr die Fäuste und die Zähne gezeigt. Und die kleine Bettina hatte sich wie ein zum Sprung bereites Kätzchen geduckt und gebuckelt, so daß die Frau schon die Krallen zu sehen meinte, die ihr das weiche Gesicht blutig kratzen würden.

Zwar ließ sie die Kinder nicht aus den Augen, aber sie richtete nicht das Wort an sie und unterließ es, ihnen Weisungen zu geben. Sie wollte unter keinen Umständen mit ihnen zusammengeraten; denn sie fürchtete die beiden wie ihre Aufpasser. In ihrem unreinen Frauenempfinden erkannte sie doch, daß die Augen der Kinder ahnungsvoll und durchdringend sind, daß sie mit unheimlicher Schärfe bis auf den Grund dunkler Seelen zu forschen wissen. Und hier gab es einen Punkt, wo sie auch beim Doktor versagte.

Wenn sie sich über Thomas' Auffässigkeit beklagte, so mied er es, ihr Antwort zu geben; und da fühlte sie es heraus, daß der große, starke Mann vor dem schlanken Jungen Pein empfand. Und sie hütete sich, an dieser Stelle zu bohren, von der ihr Unheil und Gefahr drohte.

Die Kinder lebten nur noch im Garten. Und am liebsten schlichen sie hinein, wenn

der Mond weiße Nächte schuf, Blutbuchen und Ebereschen, Pappeln, Weiden und Cypressen in sein silberiges Licht tauchte. Dann war das Haus ein verwunschenes Schloß, in dem böse Wesen ihren Spuk trieben, dann rumorte, dampfte und zischte es unheimlich aus dem Weiher heraus, und zwischen Gebüschen und Sträuchern, in dunklen, hohen Baumkronen verschworen sich Unholde, Truggeister und Kobolde. Die Kinder hörten deutlich ihr unterdrücktes, teuflisches Gelächter.

Hier schütteten sie sich ihre schweren Herzen aus; hier klagten sie mit stummen Blicken, auch wenn sie nicht sprachen. Denn auch im Schweigen verstanden sie sich. Und nun fühlte es auch Bettina als ein Glück, daß der Prediger täglich ins Haus kam.

Die stille Eifersucht, die sie wohl gegen ihn hegte, löste sich auf. Sie waren beide so hilfsbedürftig und trostsuchend. Sie glaubten es fest, daß die fremde Frau am liebsten die Tamara morden würde. Sie redeten es sich ein und überzeugten sich gegenseitig, und eine gewisse kindliche Wollust wurde in ihnen rege, wenn sie mit heißen Köpfen und fiebernden Pulsen verwegene Rachegedanken austauschten.

Einmal kam Thomas aus der Schule mit einem geschliffenen Dolchmesser, das er einem Vagabunden abgekauft hatte. Er zeigte es der Bettina, und die sah ihn erschreckt und verständnisvoll an. Sie gingen Hand in Hand und sprachen kein Wort, aber in dieser wortlosen Stille flochten sich ihre Nerven ineinander, und das Pochen ihrer Herzen tönte zusammen.

Am dunklen Abend aber zog Bettina ihren Nachtkittel an, stieg aus dem Bett und pochte an Thomas' Zimmer.

Der Knabe fuhr aus unruhigem Schlafe auf.

„Ich bin's, Thomas," flüsterte sie bebend. „Thomas, gieb mir das Messer," sagte sie, „ich kann sonst die Augen nicht schließen. Und der Ofen kommt wie ein großer, weißer Mann auf mich zu und sieht mich so schrecklich, so furchtbar, so drohend an."

In dieser Nacht war es Thomas, der sie auf die Stirn küßte.

„Geh hinaus," sagte er weich, „ich reiche es dir durch die Thür."

Da schlich sie von seinem Lager, und draußen stand sie zähneklappernd, bis ein sehniger, schneeiger Knabenarm ihr das Messer reichte.

* * *

Am Martinitage fiel in schweren, weißen Flocken überreich der erste Schnee. Über die Rasenflächen und verloschenen Blumenbeete legte er sich wie ein weites Grabestuch, wie eine Hülle über alles Leben. Die Bäume mit ihren kahlen, in Schnee eingeschichteten Zweigen starrten in die nebelige Landschaft; und die Wolken schienen so undurchdringlich und massig in ihrer blassen, nüchternen Farblosigkeit, als ob sie ihr Leichentuch bis ins Unbegrenzte ausspannen wollten.

Der Garten sah unheimlich aus.

Die Cypressen und Pappeln ragten in ihrem neuen Gewande gleichsam noch höher in die Luft — Todesbäume in bleicher Majestät.

Der Weiher lag in all dem Weiß so schmutzig und jämmerlich da, daß er einen traurigen Anblick bot.

Die Laute der Vögel waren verstummt; nur ob der unerwarteten Kälte kümmerlich zwitschernde Sperlinge ließen sich vernehmen.

Der Doktor hatte einen Kollegen aus der nächsten Stadt zugezogen und mit ernster Amtsmiene ein feierliches Konsilium abgehalten. Der fremde Arzt hielt es für dringend nötig, daß Tamara den Winter im Süden zubrächte.

Der Doktor nickte bekräftigend. Aber die Kranke wurde so verwirrt, wehrte so ängstlich und entschieden ab und erklärte so bestimmt, sie müßte kläglich zu Grunde gehen, wenn man sie aus ihren vier Pfählen reißen wollte, daß man den Entschluß aufgab.

Der Doktor machte ein betrübtes Gesicht und zog resigniert die Achseln in die Höhe. Der Kollege drückte dem gebeugten Manne tröstend die Hand und fuhr wieder davon.

Tamara atmete erst auf, als das Rollen seines Wagens längst verklungen war.

Es ging ihr aber in der Folge immer schlechter. Sie magerte zusehends und rapide ab; ihre Hände wurden immer schlanker und leichter und ihre Züge in der That durchsichtig. Dennoch behielt ihr Gesicht

seine Lieblichkeit und bekam durch die unergründlichen, immer größer werdenden Augen einen übersinnlichen Ausdruck. Sie kämpfte vergebens gegen ihre Müdigkeit, und wenn sie die Augen schloß und der Spitzeneinsatz den edlen, schlanken Hals freiließ, so glich sie bereits einer entschlummerten Heiligen. Nur wenn der Prediger kam, raffte sie sich gewaltsam auf, und das Lächeln, das sie dann verklärte, hatte etwas unsagbar Rührendes. Es war, als wollte sie jeden Blick, jedes Wort von ihm einschlürfen und den letzten Brosamen, den letzten Tropfen ihres kargen Liebesmahles behutsam auffangen.

Er saß an ihrem Bette immer mit der nämlichen Heiterkeit und Herzensgüte. Und jeden Tag brachte er ihr etwas, das ihm selbst lieb und teuer war. Einmal zog er einen dünnen, goldenen Reifen aus der Tasche und legte ihn an ihren abgezehrten Finger; der Reifen umschlang ihn, ohne herunterzugleiten.

„Dies ist der Trauring meiner Mutter, deren Hand der Ihrigen geglichen hat —“ Bei diesen Worten strich er flüchtig das Haar aus der Stirn und wagte es nicht, sie anzusehen.

Sie aber nahm seine Rechte und küßte sie und ließ sie nicht mehr los.

Seitdem trug sie den Ring, und er war ihr ein Talisman, auch wenn der Geber nicht bei ihr war. Sie liebkoste ihn und drückte ihn an ihre blutlosen, dünnen Lippen.

Durch diesen Ring fühlte sie sich ihm vereint über das irdische Leben hinaus.

In einer Dämmerstunde sagte sie zu ihm, auf den Ring weisend, glücksscheu: „Damit haben Sie sich mir gelobt für alle Ewigkeit, für unsere Ewigkeit.“

Bei dem tief bewegten Klange ihrer Stimme verlor er die mühsam beherrschte Fassung. Er wandte sich zur Seite, und etwas wie ein gluckſendes Schluchzen drang zu ihr.

Da rief sie ihn leise bei seinem Namen — „Ulrich“ — und schlang die dünnen Arme, auf denen die bläulichen Adern wie auf einem edlen Gestein durchbrachen, um ihn und küßte ihn keusch. „Weine nicht, weil ich verglimmen will. Mir gab das Leben —“ sie stockte einen Augenblick, dann wiederholte sie, vor innerer Wärme erstrahlend: „mir gab das Leben die Erfüllung. Alles, was von Sehnsucht in mir gewachsen ist, blüht sich aus, nun, wo ich deine Hand fasse, wo ich dich bei mir weiß.“

Sie sank vor Erschöpfung zurück, und eine lange Weile war es in dem Zimmer totenstill.

Er saß da, aufgerüttelt in den Tiefen seiner Seele, er rang mit sich, und sein Glaube wurde ihm in dieser Stunde schmerzensreich. Er hörte plötzlich das Schärfen einer Sense, er hörte, wie sie über das mähende, wogende Korn fuhr, um es vom Erdreich zu trennen. Er blutete bei diesem innerlichen Geräusch, dessen er lange nicht Herr werden konnte. Und dann auf einmal glaubte er weiche Tritte zu vernehmen, und Gesichter stiegen im Dunkel des Gemachs vor ihm auf. Ihm war es, als ob in langem Zuge die Mütter dem Lager seiner Dulderin sich näherten, um sie mit wehen, sanften Lauten zu rufen. Sie trugen leichte Gewänder, und ihre traurigen Augen blickten rein und edel.

Da trat er an das Fenster und sah in den weißen Garten.

Ihre Stimme rief ihn von neuem. „Ich lege an dein Herz das Liebste, was ich lassen muß — den Jungen, dessen Sehnsucht so wund ist wie die meine. Lege deine Hände wie auf mich — so auf Thomas. Und auch für die kleine Bettina mußt du etwas thun,“ setzte sie zaghaft hinzu, „du mußt ihm schreiben, daß er für —“ Sie brach kraftlos ab. „Gehe jetzt,“ bat sie demütig. Als er schon an der Thür war, rief sie ihn zurück. „Du, küsse mich!“

Das war der Abend, an dem seine Lippen das erste und letzte Mal die ihrigen berührt hatten — noch in der nämlichen Nacht verlöschte sie still wie ein karges, blaues Flämmchen, das mit seinem unruhigen Flackern um ein Kleines mit dem Tode ringt.

* *
*

Am frühen Morgen trat der Doktor an Thomas' Bett.

Der Junge hörte ihn mit weit geöffneten Augen an, die glanzlos waren.

Er brachte kein Wort hervor.

Über sein Antlitz zuckte es beständig.

Er ging barfüßig in seinem dünnen Nachthemd in das Zimmer der Tamara, das er

hinter sich schloß. Er kniete vor ihrem Lager und ließ keinen Blick von ihr. Sie lag da in tiefem Frieden, der Tod schien ihr süßes Antlitz verschönt zu haben. Er konnte sich von ihrem Anblick nicht losreißen und wagte es nicht, sie anzurühren.

Eine Flucht von Gedanken durchkreuzte sein Hirn, aber nicht einen einzigen vermochte er festzuhalten. Seine Lippen bewegten sich unaufhörlich, und in seinen Fingerspitzen klopfte es laut und vernehmlich. Er sah sie plötzlich mitten auf der Schneewiese am Weiher liegen, und sie war weißer als der Schnee und hatte Lilien im Haar. Da schoß es ihm durch den Kopf, daß man sie nur in ihrem Garten zur letzten Ruhe betten dürfte.

Draußen pochte es. Er rührte sich nicht.

Er hörte den Vater seinen Namen nennen und hielt den Atem an. „Thomas, öffne,“ klang es von neuem an sein Ohr.

Da schleppte er sich mühsam zur Thür und eilte wie gehetzt durch den langen Korridor in sein Zimmer.

Die Bettina stand bitterlich weinend in einer Ecke — er sah sie nicht. Er warf die Kleider um sich, und ohne Hut und Mantel rannte er wie ein Verfolgter durch den grauen Morgen in das Predigerhaus.

„Die Tamara ist tot,“ brachte er mühsam hervor und klammerte sich frierend an den Geistlichen; und als über dessen Gesicht eine fahle Blässe glitt und dann aus den stahlgrauen Augen unaufhaltsam die Thränen drangen, da brach auch der Junge in einem Weinkrampf zusammen, der seine Starre löste. Und von dem Leiden des Mannes ergriffen, stammelte Thomas betroffen: „Du ... du ... du ...“ Da sahen sich die beiden mit einem Blick an, den sie nie, nie in ihrem Leben vergaßen.

* * *

Aus tausend Knospen brach der Mai und aus tausend Blüten der junge Frühling. Im Garten sproßte und keimte es.

Aber weder das erste Grün der Blätter und des Rasens, noch das neugierige In-die-Sonne-Lugen der Christblumen und Ranunkeln, des violetten Krokus, der Anemonen und Narzissen, noch der Duft, der von all den Blüten und Blättern die wärmedurchzitterte Frühlingsluft tränkte, konnte die Gemüter der Kinder freudig stimmen.

Da, wo der Garten an das Haus grenzte, standen in voller Pracht die Kirschbäume.

Thomas, der sonst immer, innerlich jubelnd, die weißen, wie aus feinstem Silber getriebenen Blüten bewundert hatte und sich von diesem zarten Anblick nicht hatte losreißen können, ebensowenig wie von den sammetnen, weichen Weidenkätzchen am Weiher, blickte teilnahmslos in die erwachende und erwachte Natur.

Der Garten war wie ein Paradies, in dem alles rein und keusch und unberührt nach Entfaltung und Wachstum rang. Wo das Auge hinsah, sproßte es auf unter den verliebten Strahlen der Sonne, die kosend und schmeichlerisch die dunkle unergründliche Mutter Erde umfing. Und das Ohr hörte das erste Zwitschern und Trillieren, die gedämpften Jubeltöne und leisen Lieder heimgekehrter Vogelschwärme.

Die Kinder kauerten an dem Hügel der Tamara und blickten sich traurig aus verstörten Augen an.

Aus dem Hause drang die helle, schrille Stimme der Frau, die hinter den Mägden wie der Teufel her war. Die Kinder haßten sie und zeigten es ihr mit grimmigem Trotz.

Die Frau lachte dazu mit verschränkten Armen. Sie fühlte sich als die starke Herrin; sie wußte, daß ihre volle Lebenskraft mit diesen zarten Geschöpfen leichtes Spiel haben würde.

Ihr Gehöft lag jetzt völlig einsam und verlassen da. Ohne Scheu hatte sie ihr kleines Mädchen ins Haus genommen, und das frohe, zwitschernde Geschrei des pausbäckigen, drallen Kindes brachte etwas Bewegung in die angstvolle Eintönigkeit. Thomas und Bettina hatten das kleine Wesen, das die Ärmchen nach ihnen ausstreckte, barsch und finster von sich gewiesen. Doch das Püppchen ließ sich nicht schrecken. Es trippelte so liebebedürftig ihnen nach, es warb so kindlich unschuldig um ihre Gunst, daß sie sich ihm nicht entziehen konnten, so sehr sie sich auch wehrten.

Der Doktor wich Thomas' Blicken aus, obwohl er im allgemeinen eine heitere und

freie Miene zur Schau trug. Die neue Ordnung der Dinge war ihm bequem und sagte ihm zu. Nur die Kontrolle des Knaben störte ihn, und Bettinas forschende Hexenaugen, hinter denen er beständig Schadenfreude und Spott witterte, waren ihm lästig. Er knurrte schon, wenn ihm das Mädchen in den Weg trat, und darin begegnete er sich vollkommen mit der Frau, die am liebsten mit der Kleinen kurzen Prozeß gemacht hätte.

Die Kinder hockten beständig am Grabhügel der Tamara und berieten ihr Schicksal. Sie fühlten sich im Hause wie in einem finsteren Kerker und sehnten sich nach Licht und Luft.

Thomas knirschte vor verhaltener Wut, wenn ihm die Frau bei den Mahlzeiten das Essen zuteilte. Er rührte keine Speise an, und auf sein Geheiß mußte Bettina das nämliche thun, bevor nicht die Frau gekostet hatte. Er hielt hartnäckig an dem Verdachte fest, daß man sie am liebsten still und geräuschlos aus dem Wege räumen wollte, und Bettinas aufgeregte Phantasie bekräftigte ihn darin noch mehr.

Eines Tages teilte Thomas dem Prediger, der mit seiner Güte und Milde vergebens die Kinder zu beruhigen versucht hatte, seinen festen Entschluß mit.

Wieder stand er in dem Studierzimmer des Geistlichen, aber diesmal nicht in empörtem Widerspruch, sondern hilfe- und stützesuchend.

„Wir müssen aus dem Garten," sagte er bitter, „der mir und Bettina gehört. Wir müssen unter fremde Leute, weil wir in dem Hause, das mein und Bettinas Haus ist, keine Ruhe finden. Wir müssen fort," fuhr er hastig und sich überstürzend fort, „weil wir angst haben, man könnte uns ein Leid anthun." Und plötzlich wild aufschreiend, rief er: „Das ist Gottes Gerechtigkeit, daß wir aus unserem Garten müssen —" und fast zusammenbrechend barg er das Gesicht in die Hände.

Der Prediger drückte ihn an sich und fuhr nur stumm durch des Knaben weiches Haar.

„Schilt mich doch," sagte er verzweifelt und gramvoll (seit dem Tode der Tamara nannte er ihn du), „daß ich Gott lästere. Aber du siehst es ja, du siehst es ja," wiederholte er noch einmal, „Gott hat uns verlassen."

* *
*

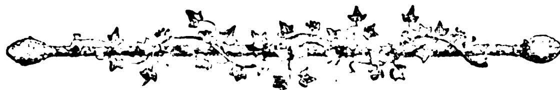
Noch an diesem Tage sprach der Prediger mit dem Doktor.

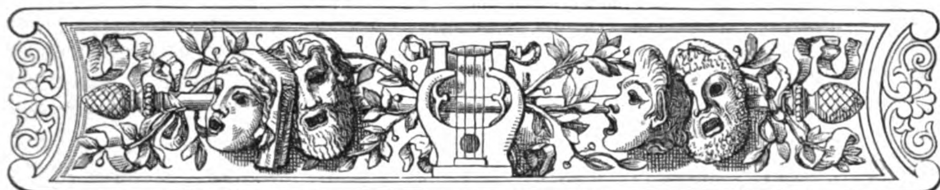
Dann wurde ein Brief an den Vater der Bettina gesandt, und kaum eine Woche später verließen die Kinder das Haus.

Bettina schluchzte leise in sich hinein, während Thomas krampfhaft die Hände ballte, als ihre letzten, sehnsüchtigen Blicke den Garten umfingen, der in seinem neuen Glanz, in seinem Knospen und Blühen wie ein Mysterium vor ihnen lag.

Und als der davonrollende Wagen den Garten hinter sich gelassen hatte, da glaubten sie es zu fühlen, daß der Frühling von ihnen für immer geschieden sei.

(Fortsetzung folgt.)





Joseph Joachim.

Ein Lebensbild
von
Karl Storck.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das war am 22. April vorigen Jahres in der „Philharmonie“ ein Konzert, wie es selbst das mit Musik übersättigte Berlin kaum je zuvor zu hören bekommen hatte. Ein Streichorchester von mehr als anderthalb hundert Musikern, unter denen viele berühmte Solisten und Konzertmeister aus aller Herren Ländern sich befanden, bot Leistungen von einer Wunderbarkeit des Klanges, wie man sie nie vernommen. Was alle diese Damen und Herren zu dem Orchester zusammengeführt, in dem der berühmte Solist neben dem Konservatoristen seinen Platz hatte, war die eine gemeinsame Ursache: sie waren Schüler Joseph Joachims, dem sie alle diese großartige Huldigung darbrachten, weil sechzig Jahre seit seinem ersten Auftreten als Künstler vergangen waren.

Sechzig Jahre im Dienste lauterster Kunstübung, sechzig Jahre, in denen er Tausende durch sein Spiel erquickt hatte, in denen er niemals abgewichen war von der Pflege dessen, was er als das Schöne erkannte, in denen er niemals Erfolgen nachgejagt hatte, die ihm aber trotzdem in einer Fülle zu teil wurden wie kaum wieder einem zweiten Künstler. Seit mehr als einem halben Jahrhundert steht Joachim an der Spitze aller Violinisten der Welt.

Das allein würde schon ausreichen, eine eingehendere Beschäftigung mit seinem Lebensgang nicht nur zu rechtfertigen, sondern sogar zu gebieten. Es kommt aber noch hinzu seine außerordentlich segensreiche Thätigkeit als Lehrer, ein hervorragendes Schaffen als Komponist, ein bedeutsames Sichausleben als Künstler und Mensch.

So wird man wohl um so lieber der Schilderung der Entwickelung Joseph Joachims folgen, zumal da wir ihn in inniger Beziehung zu mehreren der bedeutendsten künstlerischen Erscheinungen unserer Zeit finden werden.*

Die magyarisierte Karte Ungarns zeigt etwa eine Stunde südlich von Preßburg den Namen Köpcsény, was aber die Bewohner des aus der Geschichte Prinz Eugens bekannten Örtchens nicht hindert, nach ihrer Väter Art ihr Heimatdorf Kitsee zu nennen, denn es sind gute Schwaben, die hier wohnen, Leute, an deren zäher Art die künstlichen Magyarisierungsversuche noch lange scheitern werden. Hier ist Joseph Joachim am 28. Juni 1831 geboren. Der jüdische Kaufmann Julius Joachim und seine Frau Fanny nannten acht Kinder ihr eigen, Joseph war das vorletzte. Die Eltern lebten in behaglichen Verhältnissen, mußten aber, wenn sie ihren Kindern eine gute Erziehung angedeihen lassen wollten, früh daran denken, ihren Wohnort zu verlassen. Und so finden wir sie denn bereits 1833 in Pest.

Man hat nicht die so bequeme Theorie der Vererbung zur Hand, um Joachims

---

* Das biographische Material findet sich in zuverlässiger Vollständigkeit in dem Buche, das Andreas Moser über seinen Lehrer geschrieben hat: „Joseph Joachim.“ Berlin 1898, B. Behrs Verlag. — Diesem Buche ist auch unser Jugendbildnis Joachims entnommen, dessen Wiedergabe der Verleger freundlich gestattet hat.

außerordentlich früh hervortretende musikalische Begabung einigermaßen zu erklären. Die Familie war durchaus nicht musikalisch, nur die zweitälteste Tochter Regina besaß eine schöne Stimme. Was sie sang, wußte der kleine Pepi auf seiner Kindergeige nachzuspielen. Das fiel einem in der Familie verkehrenden Studenten Stieglitz auf, der dem lernbegierigen Kinde die ersten Unterrichtsstunden gab. Das erstaunliche Fassungsvermögen des Kleinen, sein überraschendes Musikverständnis konnten niemanden darüber im Zweifel lassen, daß man es hier mit einem ganz ungewöhnlichen Talente zu thun hatte. Der Vater sagte sich denn auch, daß er dieses nur den besten Händen anvertrauen dürfe, und wandte sich deshalb an den ersten Geiger Pests, Stanislaus Serwaczynski, den Konzertmeister der Oper. Dieser förderte seinen Schüler in sehr glücklicher Weise, indem er auch stets dafür sorgte, daß die Erziehung keine einseitig musikalische war. Joachims musikalische Anlagen entwickelten sich inzwischen mit staunenswerter Raschheit, so daß sein Lehrer bereits am 17. März 1839 es wagen konnte, seinen Zögling der Öffentlichkeit vorzustellen. In einem Konzert des „Adels-Kasinos“ erspielte sich das noch nicht achtjährige Geigerlein mit verhältnismäßig schwierigen Sachen nicht nur einen sehr großen Erfolg, sondern auch die Gunst zweier hervorragender Adeliger. Der eine war Baron Rosti, der Schwiegervater des ungarischen Dichters und späteren Kultusministers Eötvös, der andere aber Graf Franz von Brunswick. Ihm hatte Beethoven seine herrliche „Appassionata“ gewidmet; dreißig Jahre guter Freundschaft hatten den Gewaltigen diesem Hause verbunden, in dem er seine „unsterbliche Geliebte“, Theresa Brunswick, gefunden. — So gewann schon das Kind zu Beethoven ein gewisses intimes Verhältnis, er lernte ihn früh lieben und



Der zwölfjährige Joseph Joachim.

verstehen. Aber in diesen Häusern wurde auch die Kammermusik eifrig gepflegt, und so wurde der Knabe auch mit jener Musikgattung bekannt, in der er später den höchsten Ruhm gewinnen sollte.

Es lag nun aber die Gefahr nahe, daß der das höchste versprechende Knabe in Pest, dessen musikalisches Leben doch recht eng war, nicht zur rechten Entfaltung kommen würde. So wurde der Besuch einer feingebildeten Wiener Verwandten von hoher Bedeutung; denn sie wußte es durchzusetzen, daß die Eltern ihren Sohn zur weiteren Ausbildung nach Wien schickten, wozu sie sich um so leichter entschlossen, als ihr Liebling beim Großvater mütterlicherseits ein Heim fand. Das war im Sommer 1839.

Das musikalische Leben der österreichischen Kaiserstadt war damals in ein recht seichtes Fahrwasser geraten. Seit Beethovens Heimgang hatte die Pflege seiner Werke bedeutend nachgelassen; selbst ein Spohr verwahrte sich dagegen, daß er die letzten Quartette Beethovens hochschätze, das Violinkonzert des Meisters kam gar nicht zu Gehör. Die Bedeutung Schuberts aber war seiner Vaterstadt noch gar nicht aufgegangen. Überdies stand die italienische Musik wieder in voller Blüte, und sie bedeutet ja immer das Übergewicht äußerlichen Virtuosentums über wahre Künstlerschaft.

An bedeutenden, ja glänzenden Virtuosen fehlte es denn auch dem damaligen Wien nicht. Zumal das Violinspiel hatte immer eifrige Pflege gefunden. Zu wenig bekannt ist es, daß unsere klassischen Komponisten, ein Haydn, Mozart und Beethoven, ganz bedeutende Violinisten waren, woraus sich zum Teil ihre hervorragende Gewandtheit der Behandlung der Streichinstrumente in ihren Kompositionen erklärt. Aber auch die berufsmäßigen Virtuosen des Griffbretts waren so zahlreich, daß man in der Geschichte des Violinspiels mit vollem Recht von einer „Wiener Schule“ sprechen kann, deren älterer Zweig Anton Wranitzky (1761 bis 1819) als ihren Lehrmeister preist. Der elegante Joseph Mayseder (1789 bis 1863), der groß veranlagte Ignaz Schuppanzigh (1776 bis 1830), der durch ein beispielloses Gedächtnis verblüffende Franz Clement waren die Hauptvertreter dieser älteren Richtung, die, von Italiens und Frankreichs Reisevirtuosen beeinflußt, sich durch eine wunderbare Tonbildung und gefällige Vortragsweise aus-



Joachim mit Brahms (dieser sitzend) in Hannover (1854).

zeichnete, der aber im allgemeinen Tiefe versagt war. Auf der Schwelle steht dann Joseph Böhm (1795 bis 1876) als der Lehrer eines neuen Geschlechtes. Selber hervorragender Spieler, fühlte er sich so unwiderstehlich zum Lehrberufe hingezogen, daß er die glänzende Laufbahn des Virtuosen mit der schlichten, aber segensreichen Thätigkeit des Pädagogen vertauschte.

Als der Knabe Joachim nach Wien kam, nannten sich bereits zwei der trefflichsten Geigenspieler Böhms Schüler, Georg Hellmesberger (1800 bis 1873), der ältere dieses Namens, und Heinrich Wilhelm Ernst (1814 bis 1865), der wunderbare Sänger auf der Geige. Joachim sollte im Bunde der dritte und größte werden.

Aber das ging nicht so rasch, einen Augenblick schien es fast, als würde überhaupt aus dem Geigen nichts. Denn des Knaben erster Lehrer, der eben genannte Georg Hellmesberger — einige Stunden bei dem Wandervogel Miska Hauser fallen nicht ins Ge-

wicht —, glaubte nicht an die Entwickelungsfähigkeit seines Schülers, weil das rechte Handgelenk desselben steif war, was Geschmeidigkeit und Mannigfaltigkeit des Tones von vornherein ausschloß. Das war ein Versäumnis des ersten Pester Lehrers, der seine ganze Sorgfalt auf die linke Hand beschränkt hatte. Schon war der Vater, der kein Freund von Halbheiten war, entschlossen, der Geigerei ein Ende zu machen, da kündigte Ernst ein Konzert an. Das Bitten des Kleinen vermochte die Verwandten zum Besuch dieser Konzerte, zum Aufsuchen des verherrlichten Künstlers. Und dieser erkannte das hervorragende Talent des Knaben, versicherte die Eltern, daß keinerlei Besorgnisse am Platze seien, und riet, den Knaben zu Joseph Böhm zu geben. Da würde er schon lernen, was überhaupt von einem Lehrer zu lernen sei.

Und Ernst hat recht behalten. Joachim hat von Böhm, der ihn ganz in sein Haus aufnahm, gelernt, was zu lernen ist. Die Steifheit des Handgelenks machte bald höchster Geschmeidigkeit Platz, die jede Art des Bogenstrichs ermöglichte, dem Spieler die Fähigkeit lieh der Süßigkeit des lange hinhallenden Klanges, wie des kraftvoll gerissenen Tones, der geschmeidigen Eleganz, wie der wuchtigen Energie, des spielenden Humors, wie des feierlichen Ernstes. Aber Böhm gab seinem Lieblingsschüler mehr mit als eine vollendete Technik. Während Wiens Konzertsäle der Schauplatz eines recht äußerlichen Musiktreibens waren, bildete Böhms schlichtes Heim die Pflegestätte ernstester und tiefdringender Kunst. Hier hat Joachim die Schule genossen, die ihn befähigte, der Welt schon als Jüngling der Verkünder der hehrsten Schöpfungen der Kammermusik zu werden.

Böhm mochte für seinen Zögling, den er auch stets an das Spielen vor der Öffentlichkeit gewöhnt hatte, eine ebenso glänzende Virtuosenlaufbahn vorschweben, wie sie Ernst beschieden war. So riet er denn nach dreijährigem ernstem Studium zu einem längeren Aufenthalt in Paris, das damals der musikalische Vorort Europas war. Aber dieselbe Verwandte, die einst die Übersiedelung des Knaben nach Wien veranlaßt hatte, bot jetzt ihren Einfluß auf, ihn nach Leipzig zu bringen, wo sie selber als Frau Witgenstein wohnte; das sei der richtige Ort für die Weiterentwickelung des jungen Künstlers. So verdanken wir es vielleicht dieser Dame, daß Joachim nicht nur ein glänzender Virtuose, sondern ein ebenso bedeutender Musiker geworden ist.

* * *

„Es giebt in Deutschland, vielleicht in der ganzen Welt, keinen besseren Ort für einen jungen Musiker als Leipzig.“ Ein Wort Robert Schumanns aus dieser Zeit, als der junge Joachim nach der Stadt an der Pleiße kam. Was dem Wirkungsort des großen Thomaskantors diesen hohen Ruf verschaffte, war die Thätigkeit Felix Mendelssohns, der 1835 die Leitung der Gewandhauskonzerte übernommen hatte. In diesem Jahre 1843 erweiterte er aber seinen Wirkungskreis in sehr bedeutender Weise, indem er im April das Konservatorium gründete. Ihm wollten die fürsorglichen Verwandten Joachim zuführen, der im Frühjahr 1843 nach Leipzig kam. Mendelssohn unterzog den Zwölfjährigen einer eingehenden Prüfung. Das Ergebnis ging dahin, daß die Aufnahme ins Konservatorium nicht erfolgte, weil der Knabe es — nicht mehr brauchte. Für sein Instrument, so lautete Mendelssohns Bescheid, könne der „Posaunenengel“ bei einem Lehrer nichts mehr lernen, da könne er sich höchstens bei einem erfahrenen Praktiker, wie Ferdinand David, Rats holen, im übrigen wolle er selbst mit dem Knaben oft musizieren. Des ferneren habe der Junge die harmonischen Aufgaben so gut gelöst, daß er wohl dazu fähig sei, bei Moritz Hauptmann sich in die gesamte Wissenschaft der Musik einführen zu lassen. Das wichtigste aber sei eine gründliche allgemeine Bildung. Da wolle er selbst für einen Lehrer sorgen.

So war zum „Felix“ ein anderes Glückskind gekommen. In der That dürfte es neben Mendelssohn kaum einen zweiten Künstler gegeben haben, dessen Entwickelung so wenig das Wort vom Dornenweg der Künstlerlaufbahn rechtfertigt wie eben Joachim. Spielend hatte er alles gelernt, ein gütiges Geschick führte ihm stets die besten Lehrer und Wegweiser zu, er erfreute sich als angehender Jüngling schon eines Weltruhms,

der ihm bis in das Greisenalter treu geblieben ist.

Der Erzieher, von dem Mendelssohn, der sich selbst umfassender Bildung erfreute, gesprochen, fand sich in der Person eines Kandidaten der Theologie, des Magisters Hering. Eine feinsinnige Gelehrtennatur, selbst ein echter Musiker, hat Hering niemals den praktischen theologischen Beruf ergriffen. Jedem Dogmatismus abgeneigt, aber voll tiefster Religiosität, führte er seinen Zögling nicht nur in die Wissenschaften ein, sondern beeinflußte vor allem seine Herzens- und Geistesbildung. In diesen Stunden sind die Keime für jene Gesinnung gelegt worden, die Joachim später dem Christentume zuführte.

Daneben wurde natürlich nach wie vor aufs eifrigste musiziert. Die Fortschritte bei Moritz Hauptmann waren so erstaunlich, daß auch dieser den Knaben bald zu seinen Lieblingen zählte. Das meiste aber dankt Joachim seinem großen Gönner Mendelssohn, der den Knaben wie einen Sohn liebte und hegte. Er musizierte mit dem „Teufelsbraten“, wie er den kleinen Hexenmeister gern nannte, so oft es die Zeit zuließ, er führte ihn ein in die Werke der großen Meister, er erfüllte ihn mit Achtung vor dem Kunstwerk, hinter dem der Ausführende stets zurücktreten müsse, er wirkte überhaupt durch seine feinabgestimmte, vielseitige Natur auf den Knaben ein. Dann aber führte er ihn auch in die Öffentlichkeit, machte ihn mit den bedeutenden Menschen, die nach Leipzig kamen, insonderheit mit Schumann, seiner Gattin, dem großen Spohr und vielen anderen bekannt.

Wenn übrigens die herrliche Fanny Hensel am 18. Oktober 1843 an ihre Schwester schreibt, daß mit der Leipziger Musik auch „ein allerliebster zwölfjähriger Ungar, Joachim, in Berlin angekommen sei, der ein so geschickter Violinspieler ist, daß ihn David nichts mehr zu lehren weiß, und ein so vernünftiger Junge, daß er allein auf der Eisenbahn herreist, allein im ‚Rheinischen Hof‘ wohnt, und einem das ganz natürlich vorkommt,“ so sollte der so Gepriesene bald Gelegenheit bekommen, zu zeigen, daß dieses Lob nicht übertrieben sei. Anfangs 1844 unternahm der Junge seine erste Konzertreise, sie ging nach London, und er reiste allein. Allerdings trug er gewichtige Empfehlungsschreiben in der Tasche. In demjenigen Mendelssohns erscheint mir fast erfreulicher, als das uneingeschränkte Lob des Knaben als Musiker, die Stelle: „Dabei ist er zugleich ein trefflicher, kerngesunder, wohlerzogener, durchaus braver, kluger Junge voll Verstand und voller Ehrlichkeit.“

Schon am 28. März 1844 trat der „Hongarian boy“ mit großem Erfolg auf; in einem Riesenkonzert am 19. Mai, in dem auch der inzwischen herübergeeilte Mendelssohn mitwirkte, stand der Name des Dreizehnjährigen in einer Reihe mit denen der berühmtesten Musiker der Welt. Der bedeutungsvollste Tag aber wurde der 27. Mai 1844. An diesem Tage spielte Joachim im Konzert der Londoner „Philharmonischen Gesellschaft“. Die Statuten schlossen das Auftreten von „Wunderkindern“ aus, aber Mendelssohn wußte die Bedenken leicht zu entkräften, indem er darauf hinwies, daß man es hier allerdings mit einem Wunder zu thun habe, welches aber darin bestehe, daß ein reifer Künstler in der Hülle eines naiven Kindes stecke, nicht daß ein frühreifes Kind mit alten Manieren mit der Kunst spiele. Wie recht Mendelssohn hatte, bewies das Konzert, in dem der Knabe unter des verehrten Meisters Leitung zum erstenmal das Violinkonzert von Beethoven spielte, jenes in der ganzen Musiklitteratur allein dastehende Werk, durch dessen restlose Erschöpfung in Inhalt und Form Joachim zeit seines Lebens Tausende und Abertausende ergötzt hat. Der Jubel des Londoner Publikums, angesichts dieser fast unbegreiflichen Leistung, war schier unermeßlich. Mendelssohn selbst schrieb einen vor Freude überquellenden Brief an Joachims Leipziger Verwandte, um ihnen zu schildern, „welch einen unerhörten und beispiellosen Erfolg unser lieber Joseph“ gehabt habe. Der kleine Knabe war mit einem Schlage zum gefeierten Künstler geworden, dem alle Thüren offen standen. Aber schon jetzt entschied er sich dafür, und er ist in seinem Leben nie davon abgewichen, unter keinen Umständen in Gesellschaften gegen Entgelt zu spielen. So hat er sich stets eine unantastbare gesellschaftliche Stellung gewahrt. Dagegen ist er im Freundes-

kreise, wo er sich verstanden weiß, noch heute jederzeit zu spielen bereit.

In Leipzig, wohin der kleine Geiger nun wieder reiste, wurde er jetzt eine berühmte Persönlichkeit, die man sich für Gewandhauskonzerte gern sicherte. Über ein derartiges Auftreten mit den weltberühmten Geigern Ernst, Bazzini und David am 25. November 1844 findet sich in A. Dörffels „Geschichte der Gewandhauskonzerte" die Stelle: „In den Kadenzen spielten die beiden zuerst genannten, Ernst voran, ihre höchsten Trümpfe aus; sie wurden aber mit der Kadenz von Joachim, der die dritte Stimme hatte, in einer so genial-liebenswürdigen Weise ‚eskamotiert', daß Ernst unwillkürlich in ein lautes ‚Bravo' ausbrach und David als vierter Spieler seine Kadenz dann ganz wegließ."

So wurde denn fleißig musiziert, allerlei Bekanntschaften, u. a. mit Jenny Lind, in deren Konzert Joachim auch mitwirkte, wurden geschlossen, dabei aber die allgemeine Bildung nicht vernachlässigt. An Magister Herings Stelle trat jetzt Dr. Klengel, der seinem Zögling innige Liebe zur Poesie einflößte, ihm auch das Verständnis des musikalischen Poeten Robert Schumann erschloß, den Joachim bald darauf auch persönlich näher kennen und damit verehren und lieben lernte. Neben dieser wurde die Bekanntschaft mit Liszt, die der junge Künstler auf einer Reise in die Heimat (1846) machte, die für ihn wichtigste. Das Vorurteil, das er gegen den „Virtuosen" — man kannte damals Liszt noch nicht von anderer Seite — hegte, schwand bald im persönlichen Verkehr und machte heller Begeisterung für den unvergleichlichen Menschen Platz.

In Mendelssohns Wertschätzung stieg der „Schüler" immer mehr zum Range des Vertrauten. Das beweist schon der Umstand, daß Joachim im Frühjahr 1847 Mendelssohn zu den Aufführungen des „Elias" nach London begleitete. Leider machte diesem schönen Verhältnisse des Meisters frühzeitiger Tod ein Ende. Am 4. November 1847 starb der herrliche Mann, erst achtunddreißig Jahre alt. Der Komponist ist nicht ganz mit Unrecht, wenigstens nach der einen Seite des zu weichlich Melodiösen, des zu einseitig Formal-Glatten, angegriffen worden. Darüber aber vergißt unsere Zeit zu oft den herrlichen Menschen, den gediegenen Künstler, der, wie selten einer, das gesamte musikalische Schaffen erfaßt hatte, der eine heilige Scheu vor wahrer Kunst in sich trug, der er als echter Priester diente, der, trotz der Einschränkung, Unvergängliches geschaffen hat. Man kann daraus ermessen, wie Joachim dieser Verlust traf, war der Hingegangene doch überdies sein Lehrer, sein Freund. Bis auf den heutigen Tag empfindet unser Künstler diesen Schlag als den schwersten, den er in seiner langen Laufbahn erlitten; unvergängliche Dankbarkeit gegen seinen Schutzgeist lebt in ihm.

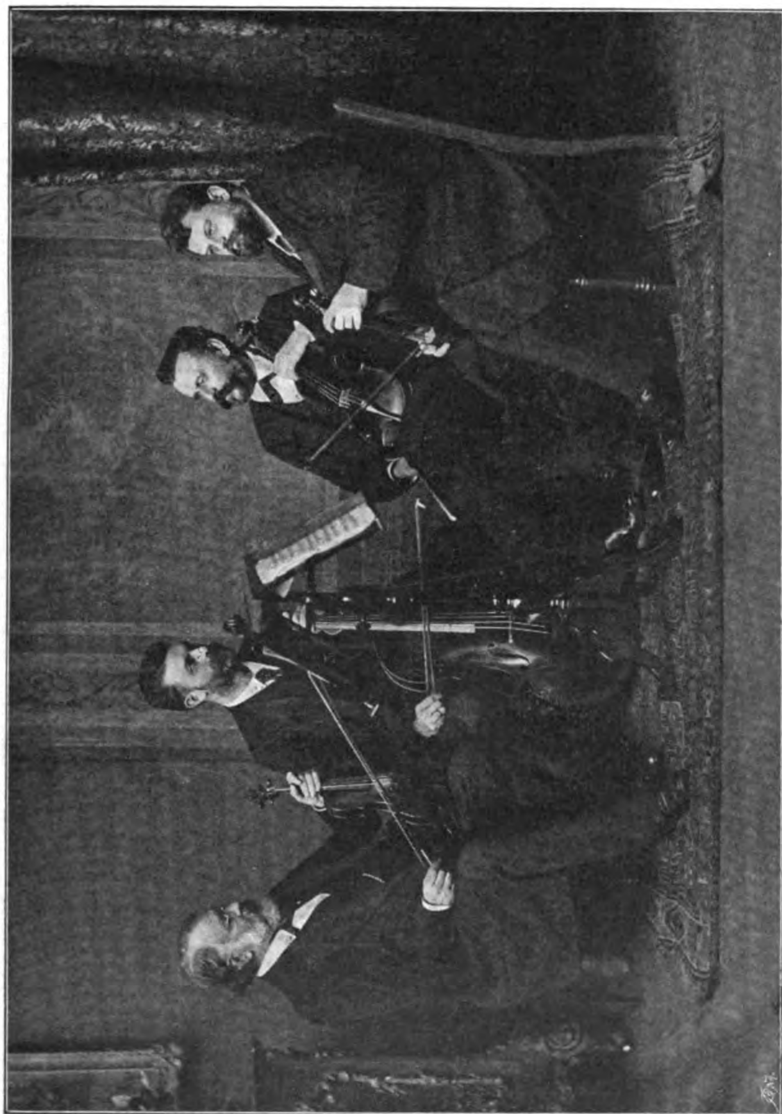
Aber es galt nicht nur zu trauern, es galt weiterzustreben. Und Arbeit fand der junge Künstler in stets gesteigertem Maße. Wirkte er jetzt doch immer häufiger im Orchester mit, so daß er bald neben David zum Vicekonzertmeister aufrückte, als der er sich reiche Erfahrungen sammelte. Sechzehnjährig gehörte er auch schon dem Lehrkörper des Leipziger Konservatoriums an, wobei der seltene Fall eintrat, daß die Schüler meistens älter waren als ihr geachteter Lehrer. Aber trotz alledem, trotz dieser ersprießlichen Thätigkeit — seit Mendelssohns Tode hatte Leipzig für Joachim das Fesselnde verloren, und so nahm er einen Ruf an, durch den ihn Liszt als Konzertmeister nach Weimar zog.

* * *

In demselben Jahre, da das Leipziger Musikleben in Mendelssohn die Hauptanziehungskraft verlor, gewann die alte Musenstadt an der Ilm durch einen Musiker neuen Glanz. 1847 entsagte Liszt der glänzendsten Virtuosenlaufbahn, die je einem Künstler beschieden gewesen, um im kleinen Weimar als Dirigent seinen Kunstidealen zu dienen. Der „neuen" Kunst galt es die Heimatberechtigung zu erringen, der Kunst, für die Berlioz, für die Wagner in musikalischen und schriftstellerischen Werken eintraten. Die ganze Bewegung war mehr Revolution als Reformation, und gar manche der Beteiligten waren viel mehr dabei, niederzureißen als aufzubauen.

Wir Jüngere haben den wilden Kampf, den heftigsten vielleicht, der in Kunstdingen

jemals ausgefochten worden, nicht mehr miterlebt. Wir sehen die neuen Bauten der einen friedlich neben denen der anderen, denen nach jener Meinung überhaupt das Fundament fehlte. Wir finden heute gar nichts Unnatürliches dabei, es fällt uns gar nicht schwer, für Brahms und Wagner gleich tief zu empfinden. Wenn das Gewitter vorbei ist, gehen wir ruhig über die Felder; wir denken nicht mehr daran, wie wir unter der Gluthitze litten, wie die Schwüle uns beengte, die Blitze uns schreckten, der Donner uns betäubte, wir freuen uns nur über das neu erwachte Leben, das dem Kampfe folgt, über die gedeihliche Frische, die das Erzeugnis des Zusammentreffens der so feindlich scheinenden Kräfte ist. So ist es auch in der Kunst, für die Gewitterstürme, Kämpfe ebenso nötig sind wie für die Natur. Erst wenn der Streit ausgetobt hat, erst wenn die persönlichen Leidenschaften schweigen, wenn die Träger des Kampfes selbst in den ewigen Frieden eingegangen sind, vermag die Welt ein ungetrübtes Bild zu gewinnen, und staunend sehen wir, daß trotz all des Lärms nichts wirklich Großes und Gutes zerstört worden ist, daß das Neugeschaffene harmonisch sich eingliedert in das Gesamtbild.



Prof. Joachim. Prof. Hausmann. Prof. Wirth. Prof. Halir.

Das Joachim-Quartett

Tief drunten, kaum noch sichtbar, liegen die Wurfgeschosse, mit denen die großen Gegner sich bekämpften, drumherum der Wust des Kleingeschützes. Nun giebt es ja immer Leute, denen es viel genehmer ist, da drunten herumzuwühlen, statt den Blick nach oben zu richten und sich zu freuen an der ewigen Schönheit.

Lassen wir die Bilder. In den großen Meinungskämpfen, die die Kunst der Neuerer, Berlioz, Liszt, Wagner, hervorrief, ist hüben wie drüben mit Waffen gekämpft worden, die niemals die Billigung des wahren Kunstfreundes verdienen. Der Kampf macht das erklärlich und damit verzeihbar. Der Nachwelt fällt das leicht, uns Jüngeren schon viel leichter als den Älteren, die jene Kämpfe persönlich mit erlebten. Wir lassen heute die Schöpfungen beider auf uns wirken und lassen uns im Genuß nicht stören durch das Drumherum, aus dem sie hervorgewachsen sind. Ganz anders jene, die den Kampf mitkämpften. Sie mußten Partei ergreifen. Sie fühlten mehr die Angriffe auf das, was ihnen bislang lieb und teuer gewesen, und wehrten sich dagegen. Da spielte viel Äußeres, viel Persönliches mit. So mancher wurde durch Wagners theoretische Schriften so abgestoßen, daß er die Sympathie für seine Schöpfungen zurückdrängte. So viele wurden durch die spöttischen und scharfen Angriffe der „Neudeutschen“ auf die älteren verehrten Meister so angewidert, daß sie nur deshalb Gegner der ganzen Richtung wurden, das, was sie Positives schuf, über dem Negativen gar nicht beachteten. Das ist wohl bedauerlich, aber leicht erklärlich und ist noch bei allen Kunstkämpfen so gewesen. Das müssen wir berücksichtigen, wenn wir Künstler solcher Zeiten zu beurteilen haben. Dann ist noch zweierlei zu beachten. Viel schwerer als dem Kritiker, dem Geschichtschreiber muß es dem schaffenden Künstler werden, unbefangenen Blickes die Leistungen Andersgesinnter richtig zu bewerten. Er müßte kein ehrlicher Künstler sein, hielte er nicht sein Kunstideal für das allein richtige, deshalb müssen wir ihm diese „Einseitigkeit“ zu gute halten.

Das ist das eine, das andere betrifft die Sucht jeder geschichtlichen Wissenschaft, die von ihr behandelten Persönlichkeiten gewissermaßen zu katalogisieren, sie in Gruppen einzuordnen. Gar oft wird diese „Charakterisierung“ nach einem einzigen Gesichtspunkt getroffen; hat aber einer erst einmal seine „Etikette“ angehängt, so wird er sie so leicht nicht mehr los. So ist mancher als „Wagnergegner“ verschrien, nur weil er nicht „Wagnerianer“ ist, weil er vielleicht einmal gegen irgend einen Punkt des Wagnerschen Wirkungskreises Stellung genommen hat.

Diese allgemeinen Betrachtungen mußte ich vorausschicken, weil nur ihre Berücksichtigung die rechte Würdigung für die folgenden Jahre in Joachims Entwickelung ermöglicht. Wir treten jetzt in des Meisters Lehr- und Wanderjahre, die auch hier in Sturm und Drang sich vollziehen. Wohl war Joachim, als er im Herbst 1850 seinen Konzertmeisterposten in Weimar antrat, schon ein fertiger Virtuose, aber er war doch erst neunzehn Jahr alt. Soweit die Kunst der höchste Ausdruck des Innenlebens, soweit sie ein Teil des inneren Menschen ist, war auch Joachim, trotz seiner äußeren Fertigkeit, erst ein Werdender. Auch das müssen wir für das Folgende beachten. In dieser Zeit schließt man sich gern einem überlegenen Geiste an, zumal wenn der auch rein persönlich einen starken Einfluß ausübt. Es ist das eben eine Stufe der Entwickelung, deren Verlassen durchaus keinen Verrat an sich selbst und an der Sache bedeutet, sondern nur ein weiteres Lernen.

Wir umgrenzen diesen Zeitraum in Joachims Leben von seiner Ankunft in Weimar bis zu seiner Absage an Liszt, die sieben Jahre später erfolgte, wobei wir bedenken müssen, daß die Verehrung für die Person Liszts diese Absage an den Künstler zeitlich hinausgeschoben hat. Es handelt sich also um die Zeit vom neunzehnten bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahre: der Jüngling reifte in ihr zum Manne.

Am 28. August 1850 hatte Joachim der Erstaufführung des „Lohengrin“ in Weimar beigewohnt — er hat nicht dabei mitgewirkt, wie oft zu lesen ist —, und die Musik hatte ihn völlig gefangen genommen. So kam er denn freudigen Herzens in seine Weimarer Stellung. Traf er doch hier eine Lebendigkeit der Kunstübung, einen Feuereifer, einen jugendlichen Überschwang, daß es seltsam ge-

wesen wäre, wenn ein junger Künstler nicht begeistert worden wäre. Obenan war Liszt, der einzigartige Mensch, mit seiner unvergleichlichen Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, seinem gewaltigen Können. Der von der ganzen Welt gefeierte, aber doch auch abgehetzte Mann wurde selbst wieder jung in der idyllischen Ruhe der kleinen Stadt, in der er selber seinem Schaffenstrieb nach Herzenslust nachgehen konnte, in der er eine Schar begeisterter Jünger um sich hatte. Da war Joachim Raff, Liszts Amanuensis, als Künstler erst ein Werdender, aber ein feinsinniger Kopf mit scharf geschultem Denken; da war Hans von Bülow, der Feuergeist mit dem — das darf man nie bei ihm vergessen — noch feurigeren Herzen, da waren eigentlich alle Jüngeren, die in der Musik etwas waren oder werden wollten. Während der zwölf Jahre, die Liszt ohne längere Unterbrechungen in Weimar weilte, ist es ein fortwährendes Kommen und Gehen jugendlicher Kräfte. Nun war auch Joachim da, der sich bald eng an Raff und Bülow anschloß. Seine stille, vornehme Natur, sein großes Können verschaffte ihm rasch die Achtung und Wertschätzung aller. In ihren Briefen sprechen Liszt wie Bülow stets nur mit den wärmsten Worten von dem jungen Künstler, dessen ernste, fast heilige Kunstauffassung von segensreichem Einfluß für den jugendlichen Kreis wurde. Einige Jahre später noch schreibt Bülow an Liszt über den Freund: „Welch einzigartiger Mensch! In den besten Stunden meines Lebens habe ich ihn mir zum Vorbild genommen.“ — Aber auch Joachim gab sich rückhaltlos dem Zauber seiner Umgebung hin, und schon am 1. Februar 1852 kann Bülow an seinen Freund Uhlig schreiben: „Joachim, der ein sehr heißer und tüchtiger Kämpe für die gute Sache zu werden verspricht. Wie hat sich dieser Mensch verweimaranert oder vielmehr entleipzigert!“

Joachim aber fühlte niemals das Bedürfnis, in die litterarischen Händel einzugreifen. Er arbeitete und schuf und überließ das Disputieren anderen. Vom Winter 1851 ab veranstaltete er mit einigen Genossen von der Weimarer Kapelle, mit denen er sich schon früher zusammengethan hatte, auf allgemeinen Wunsch öffentliche Quartettabende, bei denen Klassiker und neuere Tonsetzer in gleich vorzüglicher Weise zur Geltung kamen. Aber auch sonst ließ ihm seine Stellung sehr viel Zeit für Konzertreisen übrig, die ihn nach den verschiedensten Städten, gelegentlich auch nach London führten. Hier vermochte er zu dieser Zeit allerdings noch nicht recht Fuß zu fassen. Dafür war ihm der Erfolg in Deutschland überall treu. Das Urteil, das Moritz Hauptmann in dieser Zeit fällte, war das allgemeine: „Joachim ist einzig, bei dem ist nicht die Technik und nicht der Ton und nichts von allem, was man sagen kann, sondern daß das alles zurücktritt, sich gar nicht bemerkbar macht, daß man eben nur Musik hört — bei aller Tiefe eine Bescheidenheit des Vortrags, wie sie einem nicht wieder vorkommt, und doch ebenso wirksam, daß er überall anerkannt wird ohne Ausdringlichkeit irgend einer Art.“

Inzwischen ging das Leben im Weimarer Kreise, der durch den Hinzutritt des Peter Cornelius und den gelegentlichen Aufenthalt der geist- und temperamentvollen Bettina von Arnim mit ihren zwei schönen Töchtern Armgart und Gisela eine willkommene Erweiterung erfahren hatte, seinen Gang. Der Kampf wurde heftiger, Hieb und Gegenhieb folgten sich in scharfen Schlägen. Damit verloren die Kämpfer, der „radikale“ Bülow, dem die geistreiche Zunge oft durchging, voran, immer mehr jede Mäßigung. Joachim mußte immer häufiger von seinen jungen Freunden heftige Angriffe auf Männer erfahren, die nicht nur als Menschen seinem Herzen, sondern auch als Künstler seinem ganzen Wesen vertraut waren. Mendelssohn, den er wie seinen Vater liebte, Robert Schumann, in dessen Schaffen er immer tiefer eindrang, wurden hier zum alten Eisen geworfen. Und nun trat auch Liszt aus seiner Zurückhaltung heraus; das „politique et modéré“ mußte dem „honnête et exalté“ weichen. Und das wichtigste, Liszt trat als Tonschöpfer hervor und überraschte die Welt mit einer stattlichen Zahl „sinfonischer Dichtungen“, die sich in kurzen Zwischenräumen folgten. Joachim war natürlich einer der ersten, den Liszt mit seinen Werken bekannt machte. Es kommt hier nun gar nicht auf den thatsächlichen Wert der Kompositionen Liszts an — ich persönlich schätze sie sehr hoch,

mache aber darauf aufmerksam, daß sie erst heute weiteren Kreisen zu gefallen anfangen — jedenfalls vermochte sich Joachim vom ersten Augenblicke ab nicht mit ihnen zu befreunden. Er gehörte zu jenen sehr zahlreichen Leuten, denen diese Werke als bar jeder eigenen Erfindungs- und Gestaltungskraft erschienen. Um so mehr fühlte er sich durch den dann äußerlichen Glanz der Orchestrierung abgestoßen. Jedenfalls meinte er, daß er, dem in der klassischen Tonwelt, in den Schöpfungen Mendelssohns und Schumanns so wohl war, hier nichts finden würde, was ihm jene ersetzen könnte. Liszt merkte wohl, daß sein junger Freund hier nicht eines Sinnes mit ihm war; aber vernünftiger, vornehmer und vor allem ein größerer Menschenkenner als so viele, die sich seine Jünger nennen, nahm er das Joachim nicht übel. Es steigerte sich vielmehr in dieser Zeit noch das menschlich freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden.

Daß andererseits der Einundzwanzigjährige seine Meinung über Liszts Kompositionen nicht hinausposaunte, war nur recht. Ganz verkehrt ist es, ihn eines inneren Widerspruchs zu zeihen, weil er die nächste Zeit noch bei der neudeutschen Richtung verblieb, daß seine eigenen Kompositionen dieser Zeit dieser Richtung angehörten. Das kann eben nur der thun — es geschieht allerdings fast immer, ist aber durchaus unberechtigt —, der Liszts Werke mit der Sache Wagners, mit der ganzen neudeutschen Richtung gleichstellt. Wenn man Liszt persönlich für keinen selbständigen, tonschöpferischen Geist hielt, brauchte man noch lange nicht die von ihm mit vertretene Richtung auch für unfruchtbar und verkehrt zu halten. Dieser Wandel vollzog sich in Joachim allmählich und erst, als er durch den Wechsel seines Aufenthalts dem Weimarer Einfluß entzogen wurde, dafür aber zwei andere Musiker kennen lernte, deren Schaffen seinem innersten Wesen durchaus entsprach. Und das geschah durch Joachims Übersiedelung nach Hannover, die in den ersten Tagen des Jahres 1853 erfolgte. Wenige Wochen vorher, am 13. Dezember 1852, fand des Künstlers erstes Auftreten in Berlin statt, wo er den größten Teil seines Lebens wirken sollte. Über dieses Konzert war das Urteil allgemein gleich günstig. Otto Gumprechts Kritik gipfelte in den Worten: „Zum erstenmal habe ich gestern von einer Leistung den Eindruck absoluter Vollendung mit mir genommen. Der Vortrag war bis in das kleinste die getreuste, begeistertste Reproduktion des Werkes (das Beethoven-Konzert), in der alle Einzelheiten, selbst die große eingelegte Kadenz im ersten Satz, als ebensoviele durch die Innerlichkeit der Sache gebotene Züge erschienen. Der Virtuose geht hier durchaus im Künstler auf, jener wird von diesem gänzlich gedeckt.“

* * *

In Hannover war Joachim Nachfolger seines früheren Mitschülers Georg Hellmesberger als Konzertmeister der königlichen Kapelle. Überdies hatte er die Sinfonieabende dieser Kapelle zu leiten und bei den Hofkonzerten entweder als Dirigent oder als Solist zu wirken. Die Stellung war im Verhältnis zu der Weimarer glänzend besoldet, gewährte ihrem Inhaber durch langen Urlaub Gelegenheit zu großen Konzertreisen, auch errang sich der junge Geiger bald die Zuneigung der Hofkreise, in besonderem Maße die des kunstliebenden Königs Georg, der in der Musik Trost für den Verlust des Augenlichts suchte und fand. Dennoch fühlte er sich zuerst durchaus nicht wohl. Der Weimarer Kreis, die jungen Freunde fehlten ihm. Gelegentliche Besuche Bülows, dessen aus Hannover datierte Briefe an die Mutter ganz besonders zeigen, wie hoch er von Joachim dachte, ließen ihn diesen Verlust nur doppelt empfinden. Seine traurige, oft düstere Stimmung äußerte sich in den sehr warm gehaltenen Briefen an Liszt, in den Arbeiten dieser Zeit, unter denen bezeichnenderweise eine „Hamlet“-Ouverture hervorragt.

Das beste Heilmittel gegen diese Stimmungen war die Arbeit. „Nur in der Arbeit ist Ruhe,“ ist der Schlußsatz eines Briefes an Liszt aus dieser Zeit. Und an Arbeit fehlte es nicht, denn Joachims Künstlerruf hatte sich inzwischen so verbreitet, daß seine Mitwirkung von allen Seiten verlangt wurde. Für ihn besonders bedeutsam wurde die solistische Mitwirkung am einunddreißigsten niederrheinischen Musikfest, das vom 15. bis
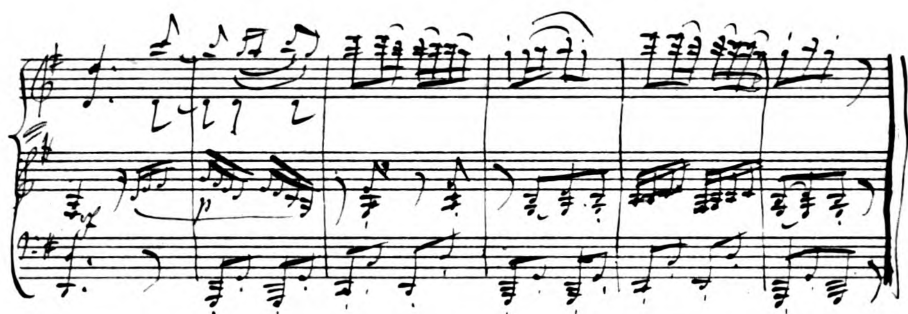


Joachim-Büste von Adolf Hildebrand.
(Wurde Joachim von seinen Freunden als Ehrengabe zum sechzigjährigen Künstlerjubiläum [17. März 1899] überreicht.)

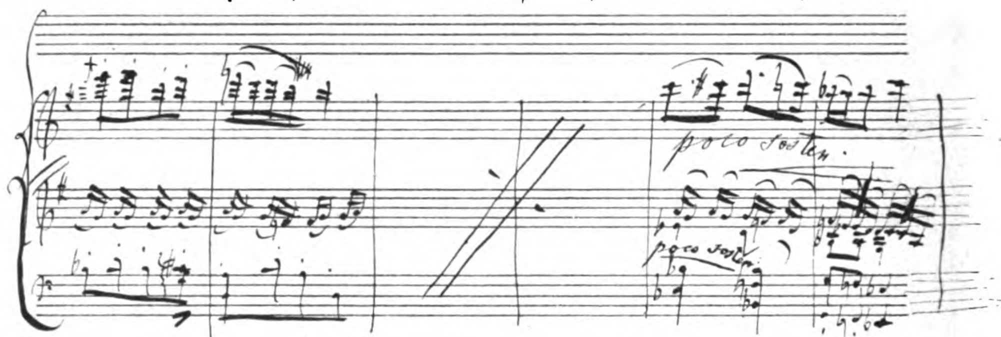
Aus Brahms' „Ungarischen Tänzen".
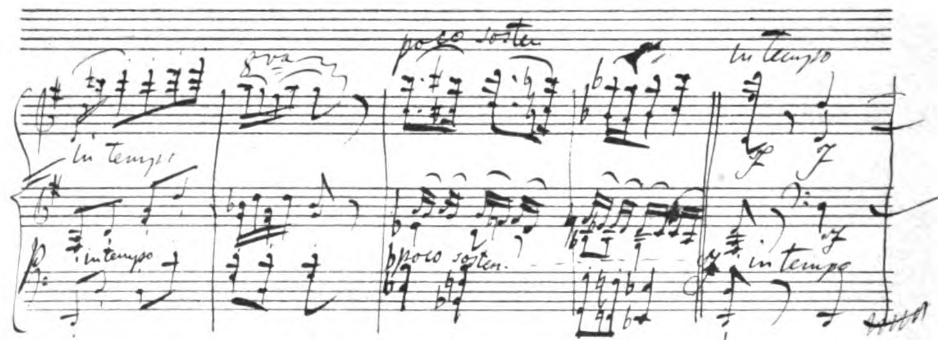
Für Violine und Klavier bearbeitet von Joseph Joachim.

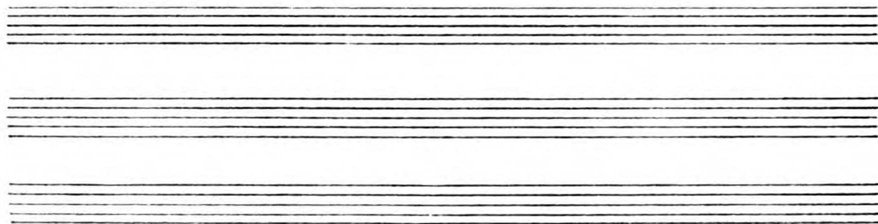
(Bislang ungedruckt.)
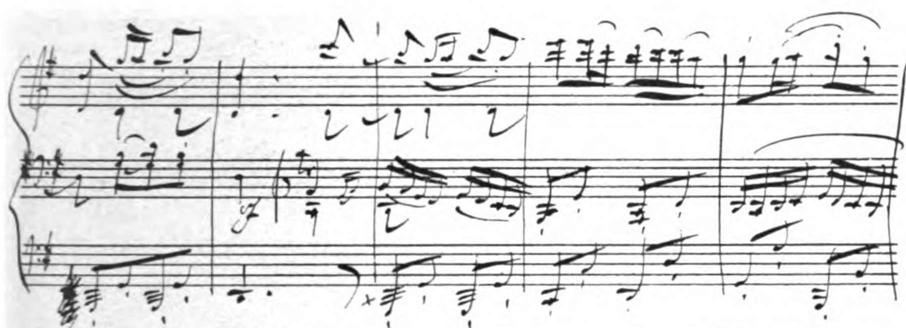
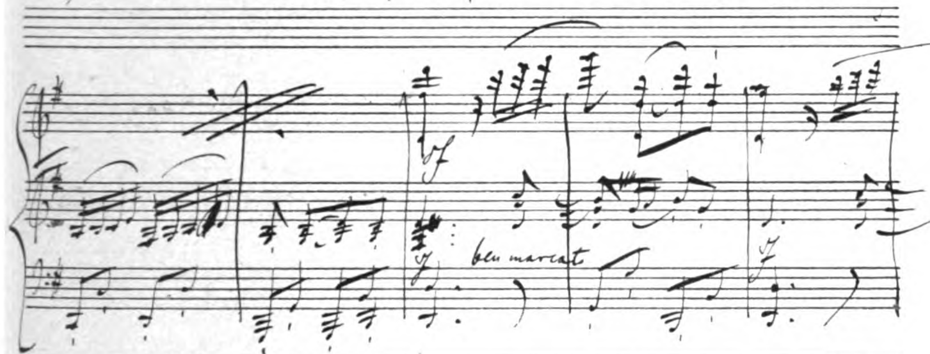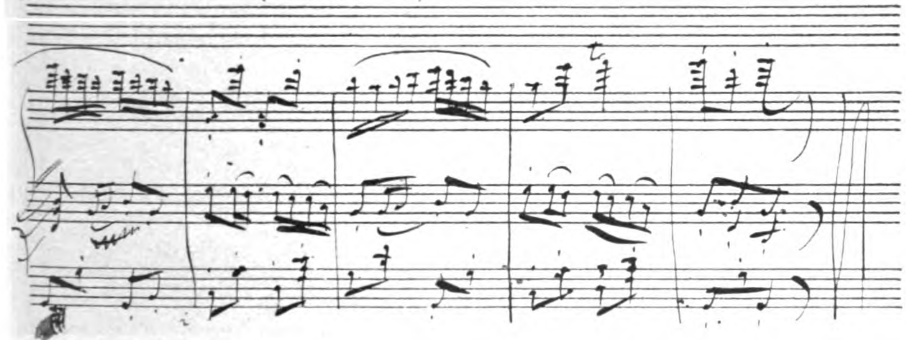
Presto
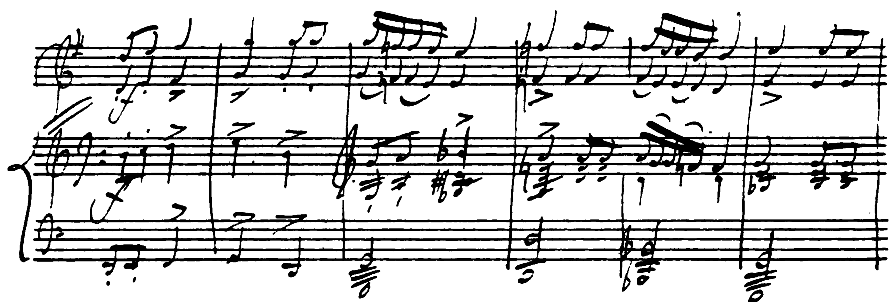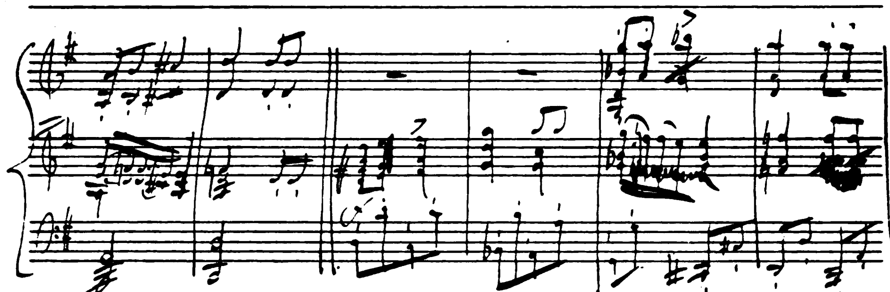
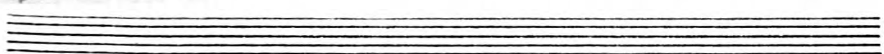
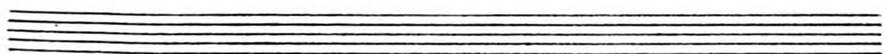
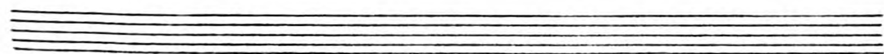



poco sosten.
poco sosten.
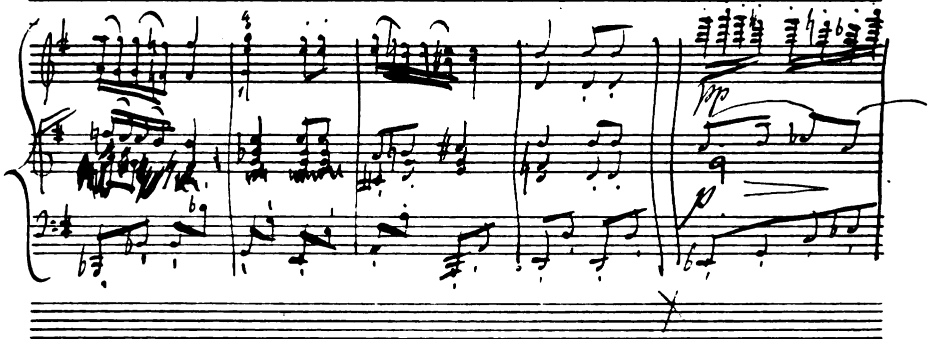

in tempo
8va
poco sosten.
in tempo
poco sosten.
in tempo



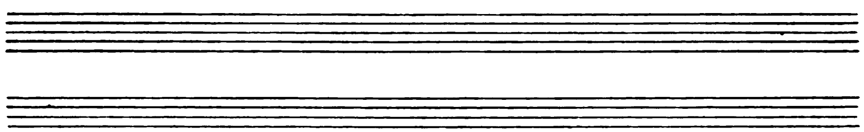


sf
ben marcat



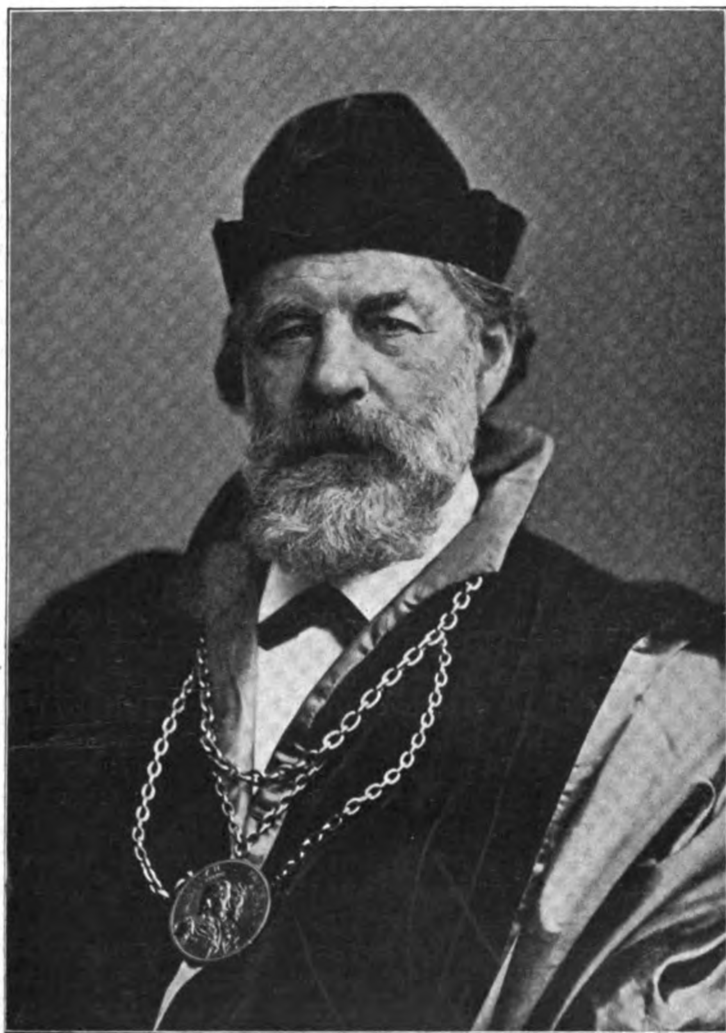






17. Mai 1853 in Düsseldorf gefeiert wurde. Seit diesen Tagen datiert Joachims innige Verbindung mit dem schon lange verehrten Robert Schumann, der den jüngeren Kunstgenossen eines Vertrauens würdigte, wie sonst nur noch Brahms. Die Bekanntschaft mit der Ermattung zeigt. Eine in unserer öffentlichkeitssüchtigen Zeit seltene, aber doch wohl die wahre Pietät.

Nicht ein Monat war seit seiner Rückkehr vom Rhein verflossen, und Joachim machte eine andere Bekanntschaft, die für die Folgezeit seines Lebens von der größten Bedeutung werden sollte. Im Juni 1853 erhielt er den Besuch eines Kunstbruders und Landsmannes, des berühmten Geigers Eduard Reményi, desselben, dem Liszt in seinem Buche „Die Zigeuner und ihre Musik“ ein ganzes Kapitel gewidmet hat. Aber Reményi kam nicht allein; er hatte einen jungen Menschen



Joseph Joachim als Senator der Königl. Akademie der Künste.
(Nach einer Photographie des Hofphotographen E. Bieber.)

dem herrlichen Geiger begeisterte Schumann sogar zu einigen Violinkompositionen; eine derselben, ein großes Violinkonzert, befindet sich noch heute als Manuskript in Joachims Besitz. Er konnte sich nicht entschließen, das Werk an die Öffentlichkeit zu geben, weil es, im letzten Halbjahr vor des Meisters Erkrankung geschaffen, schon deutliche Spuren

bei sich, den er als „Johannes Brahms, vortrefflicher Musiker und Klavierspieler aus Hamburg", vorstellte. Der junge Mann spielte bei dieser Gelegenheit einige seiner Kompositionen vor, die auf Joachim einen bisher kaum gekannten Eindruck machten. Zeuge dessen sind seine damaligen Briefe, in denen er z. B. an Ehrlich schrieb: „In seinem Spiel ist ganz das intensive Feuer, jene, ich möchte sagen, fatalistische Energie und Präcision des Rhythmus, welche den Künstler prophezeien, und seine Kompositionen zeigen jetzt schon so viel Bedeutendes, wie ich es bis jetzt noch bei keinem Kunstjünger seines Alters getroffen." Dieser Eindruck vertiefte und verstärkte sich noch in einem gemeinsamen Aufenthalt mit dem Bewunderten in Göttingen. Jawohl, in Göttingen. Denn der „Königlich hannoversche Hof- und Staatskonzertmeister" Joseph Joachim verbrachte die dienstfreien Sommermonate in Göttingen, um an der dortigen Universität Kollegien zu hören und so seine allgemeine Bildung zu erweitern.

Inzwischen war Brahms in Weimar gewesen, wo er Liszt begeisterte, und zog im September nach Düsseldorf, von wo Schumann seine Ankunft Joachim mit den Worten bestätigte: „Das ist der, der kommen mußte." Während aber Schumann damit beschäftigt war, in einem Aufsatze „Neue Bahnen" seine Gedanken über den jungen Adler zu sammeln, „dem er bei seinem ersten Flug über die Welt zur Seite stehen wollte", reiste Joachim mit Liszt zum Karlsruher Musikfest (3. bis 5. Oktober 1853), wo er Richard Wagner persönlich kennen lernte. Mit beiden trank der junge Geiger in diesen schönen Tagen im Süden Brüderschaft.

Eine seltsame Erscheinung in dieser Zeit, in der die ganze musikalische Welt von Parteileidenschaften zerrissen war, dieser junge Künstler, der gleichmäßig freundschaftlich mit den Führern der feindlichen Lager verkehrt! Dabei ist dieser Jüngling durchaus kein diplomatischer Kopf, der mit vollendeter Weltgewandtheit sich überall zurechtzufinden weiß. Es ist noch nicht lange her, seitdem Liszt über ihn an Stern schrieb (24. Nov. 1852): „Eine durch und durch loyale Natur, ein ausgezeichneter Geist, ein Charakter, der durch seine Rechtlichkeit und seinen Ernst wahrhaft bezaubert." Die Jugend allein erklärt diese Erscheinung auch nicht zur Genüge. Sie ist vielmehr darin begründet, daß Joachim in erster Linie ein nachschöpferisches, kein selbstschöpferisches Genie ist. Das kann man bei aller Hochachtung vor seinen Kompositionen, auf die wir noch zu sprechen kommen, sagen, und es thut seiner Künstlerschaft durchaus keinen Eintrag. Denn, wenn irgendwo, so hat Hanslick mit dem Worte recht: „In der höchsten Bildungsform ist die Virtuosität ungleich produktiver zu nennen als eine mittelmäßige Thätigkeit wirklichen Hervorbringens." Es ist aber leicht erklärlich, daß der Nachschöpfer sich viel weniger zur Stellungnahme, zu ästhetischen Grundsätzen gezwungen sieht als der Schöpfer.

Immerhin konnte dieser Zustand nicht lange dauern. Der Jüngling reifte zum Mann, seine Kunstanschauungen gewannen festere Formen. Dazu kam nun eine starke Befeindung des von Joachim so hochverehrten Brahms durch das neudeutsche Lager. Das alles trug zu der Stimmung bei, die sich endlich in dem oft hervorgezerrten Brief an Liszt vom 27. August 1857 entlud. Ich muß die zwei wichtigsten Stellen des langen Briefes, dessen Schreibweise verrät, wie schwer er seinem Verfasser geworden, hier anführen. „— So will ich denn nicht mehr verschweigen, was, ich gesteh es beichtend ein, dein männlicher Geist früher zu hören fordern mußt', ja worauf er als solcher ein Anrecht hat: Ich bin deiner Musik gänzlich unzugänglich; sie widerspricht allem, was mein Fassungsvermögen aus dem Geist unserer Großen seit früher Jugend als Nahrung sog. Wäre es denkbar, daß mir je geraubt würde, daß ich je dem entsagen müßt', was ich aus ihren Schöpfungen lieben und verehren lernte, was ich als Musik empfinde, deine Klänge würden mir nichts von der ungeheuren, vernichtenden Öde ausfüllen ... Wie du immer von diesen Zeilen denkst, glaube eins von mir: daß ich nie aufhören werde, für alles, was du mir warst, für die ganze oft überschätzende Wärme, die du für mich in Weimar hattest, für all das, was ich von deinen göttlichen Gaben oft lernend aufzunehmen strebte, von tiefstem Herzen die volle, treue Erinnerung eines dankbaren Schülers in mir zu tragen."

Man mag über die Form, über die Notwendigkeit dieses Briefes denken, wie man will, es gehört ein böswilliges Verkennen dazu, in ihm etwas anderes zu sehen als die That eines ehrlichen Mannes, der endlich ein Glaubensbekenntnis ablegen mußte, wollte er nicht allen möglichen Mißverständnissen ausgesetzt bleiben. Liszt hat das auch wohl gefühlt, und so sicher ihn die Absage des Freundes sehr geschmerzt hat, so hat er doch stets Joachim seine höchste Achtung bewahrt. Anders die anderen, die Jünger, anders auch Wagner, der sich zeitlebens nie die Mühe gegeben hat, einen seiner Gegner zu verstehen zu suchen. Daß gleichwohl Joachims Mitunterschrift des bekannten Protestes gegen die „neudeutsche Musik“ zu bedauern ist, soll nicht bestritten werden. Sie ist um so bedauerlicher, als sie die Schuld daran trägt, daß Joachim bis auf den heutigen Tag als schroffer Gegner Wagners gilt, was er, soweit es den Musikdramatiker betrifft, durchaus nicht ist. Doch vermag die Schroffheit und Maßlosigkeit, mit der der Kampf geführt wurde, auch dieses Ereignis wohl zu erklären. Joachim hat jedenfalls als Direktor der Berliner Hochschule für Musik Wagners Werke nie in derselben Weise vernachlässigt, wie es auf der Gegenseite mit denen eines Brahms geschehen ist.

Um diese Frage völlig zu beantworten, sind wir den Ereignissen vorausgeeilt, die ins Leben unseres Meisters bedeutsam eingriffen. Das erste war ein sehr unglückliches: die traurige Wendung in Schumanns Geisteszustand, die mit dem Sprung in den Rhein am 27. Februar 1854 sich so schrecklich offenbarte. Joachim war wie vernichtet. Und alle Hoffnungen auf eine Besserung erwiesen sich als trügerisch; der am 29. Juli 1856 erfolgte Tod war eine Erlösung. Joachim aber that das beste, was er thun konnte. Er tröstete des Hingeschiedenen beklagenswerte Frau und half ihr nach Kräften auf der für sie doppelt dornenvollen Virtuosenlaufbahn, die sie ergreifen mußte, um ihre Kinder durchs Leben zu bringen.

Und wieder galt es schwere Arbeit. Zwar als Virtuose war Joachim jetzt von aller Welt als einzig dastehend anerkannt, und das nicht nur als Solist, sondern auch als Quartettführer. Vor allem in England wuchs seine Volkstümlichkeit mit jeder Wiederkehr, so daß noch heute sein regelmäßiges Auftreten den Höhepunkt der Londoner „season“ bezeichnet. Aber es galt noch ein anderes. Es galt den Werken des Musikers Bahn zu brechen, in dem Joachim den größten seiner Zeit verehrte. Johannes Brahms' Werke stießen beim Publikum wie bei der Kritik auf heftigen Widerstand. Und da war es Joachim, der, lange vor Bülow, als einziger immer und immer wieder für die Schöpfungen des Freundes eintrat, bis er ihnen endlich Bahn brach. Bahnbrecher ist er auch gewesen für einen, der, wie man meinen sollte, es nicht nötig hatte, für den älteren Beethoven. Wenn heute des Titanen letzte Quartette gewissermaßen zum eisernen Bestande unseres Musiklebens gehören, so ist auch das in erster Reihe Joachims Verdienst.

Mit dem Eintritt ins Mannesalter that Joachim auch äußerlich den Schritt, den er in seinem Inneren schon lange gethan, er trat zum Christentum über. Der König und die Königin von Hannover übernahmen die Patenstelle bei der heiligen Handlung, die ohne jegliches Aufsehen in aller Stille vollzogen wurde. Diese Anteilnahme kennzeichnet das innige Verhältnis, das den Künstler mit dem Herrscher verband, das auch keine Trübung erfuhr, als Joachim 1865 aus seiner Stellung schied, weil er einige Maßnahmen des Intendanten von Platen nicht mit seiner Manneswürde für vereinbar hielt. Doch übernahm Joachim ein Jahr später auf die persönliche Bitte des Königs seine Stellung wieder, allerdings nicht für lange Zeit, denn das Jahr 1866 machte ja dem Königreich Hannover ein Ende, und Joachim verzichtete auf die Beibehaltung eines Amtes, das er gewissermaßen als „persönliche“ Dienstleistung gegenüber dem Könige aufgefaßt hatte.

Das freudigste Geschehnis des hannoverschen Aufenthalts aber war die am 10. Juni 1863 vollzogene Vermählung unseres Künstlers mit Amalie Schneeweiß, einer der edelsten und bedeutendsten Sängerinnen des deutschen Liedes, die es je gegeben hat. Die bis dahin sehr glückliche Ehe, der drei Söhne

und eine Tochter entsprossen sind, wurde 1882 geschieden. Was diese Trübung herbeigeführt hat, wissen wir nicht, wohl aber sahen wir, als im Februar dieses Jahres Amalie Joachim zur letzten Ruhe gebettet wurde, auch ihren Gatten trauernd am Grabe stehen.

Im Herbst 1868 siedelte Joachim, der sich schon lange nach einem größeren Wirkungskreis sehnte, nach Berlin über, das seit den preußischen Siegen einen schnellen Aufschwung nahm, der in kurzer Zeit noch eine ungeahnte Steigerung erfahren sollte.

* * *

Seit mehr als dreißig Jahren ist Joachim nunmehr in Berlin. Und seit dieser Zeit ist er die anerkannt erste und gefeiertste Musikgestalt der Residenz geblieben. Das Leben in der Hauptstadt hat sich inzwischen völlig verändert, das musikalische Leben insbesondere hat eine fast unheimliche Steigerung erfahren. In der unendlichen Fülle künstlerischer Erscheinungen giebt es keinen Stillstand, keine Ruhe. Eines nur ist sich gleich geblieben: wie vor dreißig Jahren, so ist auch heute noch jedes Auftreten Joachims ein festliches Ereignis für die Berliner Kunstwelt, wie damals bilden auch heute noch seine Quartettabende die höchsten Leistungen der Kammermusik. Aber nicht nur durch seine Konzerte hat Joachim diese hervorragende Bedeutung für das Kunstleben Berlins, weit größer und tiefgehender wurde sein Einfluß dadurch, daß er zum Direktor der 1869 gegründeten „Königlichen Hochschule für Musik“ ernannt wurde.

Wir brauchen uns jetzt nicht mehr mit biographischen Einzelheiten abzugeben. Joachims Leben ist von nun an ein Wandeln auf der Höhe, die er in der ersten Hälfte seines Leben erklommen. Es gemahnt, wie seine Kunst, an die beschauliche und doch erhabene Ruhe des Olympiers. Eines aber ist sicher: so oft es auch vorkommen mag, daß der Schein blendet, daß er einen Unwürdigen auf einen hohen Lebensgipfel führt, dauernd auf der Höhe sich zu behaupten, vermag nur der Große.

So wollen wir zum Schlusse noch einen Blick über die Gesamtleistung dieses reichen Lebens werfen. Was Joachim als Meister seines Instruments ist, haben wir auf diesen Seiten wiederholt in den Worten Urteilsfähiger aufgeführt. Der „Geigerkönig“ ist er so oft genannt worden. Und mit Recht. Denn er ist wohl der einzige Musiker, bei dem die höchste Ausbildung aller äußerlichen Glanz- und Prunkmittel des Virtuosen als selbstverständlicher Besitz des aus einem überreichen Innenleben herausschaffenden Künstlers erscheinen. So ist Joachim der objektivste und subjektivste Künstler zugleich. Subjektiv nicht in dem Sinne selbstherrischer Umgestaltung der fremden Schöpfung, sondern in der Fähigkeit, so tief in deren Geist zu dringen, daß er sie sich ganz zu eigen macht; objektiv aber darin, daß er nie zu seinen Gunsten etwas anderes will, als der Schöpfer beabsichtigte. So spielt er manche Werke Beethovens mit verblüffender Einfachheit unter Verzichtleistung naheliegender geigerischer Wirkungen. Aber es ist so auch leicht erklärlich, daß er seine Kunst immer nur in den Dienst der Größten gestellt hat, weil er nur in ihren Werken die Tiefe, die Größe findet, die seiner Natur entspricht.

Ebenso ist es mit Joachims Quartett, in dem außer ihm Halir (bis vor drei Jahren de Ahna), Wirth und Hausmann mitwirken. Nicht die unübertreffliche Ausgeglichenheit, die technische Vollendung der Spielart ist es, was wir zumeist bewundern, sondern die Versenkung in den Inhalt, die Anpassung des Spiels an den Stil des vorgetragenen Werkes, das so restlose Aufgehen in dem Werke, daß wir das Gefühl haben, nicht vier Künstler spielen hier, sondern eine Künstlerseele benutzt vier Körper zur Ausführung ihres Wollens.

Daß ein Künstler von so hervorragender Innenkraft nicht nur Nachschöpfer, sondern Selbstschöpfer sein muß, ist selbstverständlich. Joachim ist auch als Komponist hervorgetreten. Wenn das nicht so oft geschehen ist, als es im Interesse der nicht eben reichen Violinlitteratur zu wünschen gewesen wäre, so liegt das zweifellos mit am Mangel an Zeit. Aber nicht das allein; der tiefere Grund ist der, daß eine so tiefdringende reproduktive Thätigkeit, wie sie Joachim zeit seines Leben entfaltet hat, einen großen Teil der eigenen Schöpfungskraft aufzehren

muß. Da erinnere ich nochmals an Hanslicks bereits erwähntes Wort von der Produktivität des vollendeten Virtuosen. Diese Einschränkung verhindert aber nicht den hohen Wert der vorhandenen Werke Joachims. Über seine „Hamlet“-, seine „Demetrius“-Ouverture finden sich in den Briefen Liszts und Bülows zahlreiche Urteile höchster Anerkennung. Weit bedeutender aber sind zweifellos die Werke für Violine, u. a. drei Konzerte mit Orchester und die wertvollen Variationen in E-moll. Unter allen ist das „Ungarische Konzert“, in dem Joachim mit voller Eigenart Motive seiner Heimat verarbeitet, das hervorragendste und steht in erster Reihe mit den berühmten gleichartigen Schöpfungen von Beethoven, Mendelssohn und Brahms.

Ein Wort nur über den Lehrer Joachim. Schon nach Hannover strömten viele Kunstbeflissene, deren Zahl sich natürlich, seitdem der Meister Direktor einer Lehranstalt ist, bedeutend vermehrt hat. Joachim hat niemals und unter keinen Bedingungen eine Stunde gegen Entgelt gegeben, das wahre Talent aber kann seiner steten Förderung sicher sein. Überzeugender als alle theoretische Entwickelung seiner Lehrmethode wirkt ein Blick auf die stattliche Reihe jener Schüler, die es zur Berühmtheit auf ihrem Instrumente gebracht haben. Joachim thront auch in dieser Hinsicht auf einsamer Höhe.

Bedarf es erst noch der Versicherung, daß ein so hervorragender Künstler es auch verstanden hat, sein Menschentum harmonisch auszustalten? Wie er es als berühmter Mann nicht verschmäht hat, sich auf die Schulbank zu setzen und zu lernen, haben wir gehört. Ein Blick in die prächtigen Wohnräume aber genügt zum Zeugnis, daß wir es jedenfalls nicht mit einer einseitigen Natur zu thun haben. Bekannt und oft gefeiert ist Joachims Wohlthätigkeitssinn, mit dem er nicht nur stets seine Kunst zur Verfügung stellt, wo es Bedürftige zu unterstützen gilt, von dem auch so mancher Kunstjünger erzählen könnte, dem er allein das Weiterkommen ermöglicht hat.

Wir schließen dieses schwache Abbild eines reichen und fruchtbaren Lebens, das, dazu berechtigt die rüstige Kraft des angehenden Siebzigers, nach menschlichem Ermessen noch lange uns und der Kunst erhalten bleiben wird. Wenn man sonst über einen Künstler spricht, dessen Hauptthätigkeit im Nachschaffen besteht, so verläßt einen kaum die traurige Überlegung, daß er das Beste einst mit ins Grab nehmen wird. Bei Joachim hegen wir diese Befürchtung nicht. Nicht nur weil er so viele Schüler in seinem Geiste zu überzeugungstreuen Jüngern edelster Kunstübung erzogen hat, sondern weil seine Kunst so sehr Herzens- und Seelenkunst ist. Und da haben wir Schumanns wahres Wort: „Was die Finger schaffen, ist Machwerk; was aber innen erklungen, das spricht zu allen wieder und überlebt den gebrechlichen Leib.“





Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges.

Von
Gottlob Egelhaaf.

In der „Geschichte des Siebenjährigen Krieges", die einen Teil der Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen bildet, spricht der König nach einer Klarlegung der politischen Lage, wie sie sich im Sommer 1756 gebildet hatte, mit Rücksicht eben auf diesen Zeitpunkt den Satz aus: „Der Krieg war sicher und unvermeidlich. Es fragte sich nur, ob man ihn um einige Monate verschieben oder ob man ihn sofort beginnen sollte." Diese Auffassung hat bis vor wenigen Jahren unter allen unbefangenen Beurteilern als unanfechtbar gegolten. Maria Theresia, die sich in den Verlust Schlesiens schlechterdings nicht finden konnte, arbeitete zugestandenermaßen mit allen Mitteln daran, einen übermächtigen Bund gegen Preußen zu stande zu bringen, und sie ward in diesem Bestreben durch einen der geschicktesten Diplomaten der Zeit, ihren Staatskanzler Grafen Kaunitz (seit 1764 Fürst von Kaunitz), unterstützt. Im Sommer 1756 waren nun die Dinge so weit gediehen, daß außer der Hilfe Rußlands, die Österreich schon seit 1746 vertragsmäßig sicher war, auch noch auf die Frankreichs mit Bestimmtheit gerechnet werden konnte. Es galt nur noch, die Rüstungen zu vollenden und dann dem König von Preußen das Netz überzuwerfen. So sah sich Friedrich vor die Wahl gestellt, aut prævenire aut præveniri, entweder zuvorzukommen oder sich zuvorkommen zu lassen. Er war in der Lage wie Elisabeth von England gegenüber dem Katholicismus ihrer Zeit, der sie durch Maria Stuart niederschlagen wollte. Aut fer, hatte man die große Königin damals im Selbstgespräch zu sich sagen hören, aut feri; ne feriare, feri: „trag oder schlag; willst du nicht geschlagen werden, so schlag selber zu."

Friedrich entschied sich wie einst Elisabeth. Als sich Maria Theresia nicht förmlich und feierlich verpflichten wollte, ihn weder 1756 noch 1757 anzugreifen, brach der König mit 67 000 Mann wie ein Wetterstrahl in Sachsen ein, dessen Kurfürst gänzlich im österreichischen Lager stand, das er nicht zum Sammelplatz seiner Feinde werden lassen durfte, und zerriß die schlau und tückisch gesponnenen Gewebe seiner Gegner.

Diese Auffassung von dem Ursprung des Siebenjährigen Krieges ist nun freilich von österreichischen oder österreichisch gesinnten Schriftstellern stets lebhaft bekämpft worden. Da aber ihre Behauptung, Maria Theresia habe sich auch 1756 wie 1740 ausschließlich in der Rolle der Verteidigung, Friedrich in der des Angreifers befunden, die Kaiserin habe trotz ihrer Absichten auf Schlesiens Rückgewinn damals nicht im Sinn gehabt, den alten Streit zum Austrag zu bringen, den Thatsachen doch gar zu sehr Gewalt anthat, so machten die litterarischen Erzeugnisse der österreichischen Seite wenig Eindruck. Ganz anders aber ward die Sachlage, als 1894 einer der angesehensten preußischen Historiker der Gegenwart, der Biograph Scharnhorsts, Professor Dr. Max Lehmann in Göttingen, in einer Schrift „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges" (Leipzig, Salomon Hirzel, S. 140) die Ansicht aussprach, daß Friedrich der

Große im Sommer 1756 noch keineswegs von dem übermächtigen Bündnis bedroht war, ohne daß Kaunitz selbst einen Angriff als aussichtslos betrachtete, daß er vielmehr selbst die Wetter des Krieges in der Hoffnung entfesselte, Sachsen und Westpreußen für sich erobern und den Kurfürsten von Sachsen, der zugleich König von Polen war, mit Böhmen entschädigen zu können. Keineswegs war Maria Theresia nach Lehmann — wenn auch nur aus Not — damals friedlich gesinnt, sie arbeitete vielmehr allerdings längst an den Vorbedingungen eines erfolgreichen Krieges gegen Friedrich; eine Offensive von ihr aus war 1756 thatsächlich im Gang. Aber diese Offensive war noch nicht fertig, als Friedrich losschlug; sie sollte ja nur von Österreich, Rußland und Frankreich zusammen ausgehen; der König hat durch seinen Einfall in Sachsen erst die letzten — in Paris liegenden — Hindernisse aus dem Wege geräumt, welche Kaunitz bisher nicht hatte überwinden können. „Zwei Offensiven stießen also 1756 aufeinander; die der Maria Theresia gerichtet auf den Wiedergewinn von Schlesien, die von Friedrich auf die Eroberung von Westpreußen und Sachsen.“ Niemand wird nach Lehmann fortan bei Beurteilung dieser Dinge Licht und Schatten so verteilen, daß das Licht ganz auf eine, der Schatten ganz auf die andere Seite fiele.

Fragt man nach den Gründen, welche Lehmann für seine Ansicht ins Feld führen kann, so sind sie im wesentlichen folgende. Erstens: die preußischen Rüstungen waren 1756 fertig; die Mobilmachung, zu welcher noch Friedrichs Vater zwölf Tage gebraucht hatte, vollzog sich unter Friedrich in sechs; der König konnte sagen: „unsere Truppen sind so agil, daß sie sich in einer Zeit von nichts en bataille formieren können.“ Die Feuergewandtheit des preußischen Fußvolks war so groß, daß die Feinde sagten, man stehe vor dem Rachen der Hölle, wenn man diesem Fußvolk gegenüberstehen müsse; das Heer hielt sich nicht ohne Grund für unbesiegbar. Zweitens hatte der König im Jahr 1756 in seinem Schatz 16350000 Thaler; ein Feldzug kostete aber nach ungefährem Überschlag fünf Millionen, und den Bedarf für vier Feldzüge stets vorrätig zu haben, sah der König als erforderlich an: von diesem Ziel also war er damals nicht mehr weit(?) entfernt. Drittens war Österreich im geraden Gegensatz zu Preußen weder militärisch noch finanziell zu einem Kriege fertig. Trotz aller Bemühungen, das preußische Kantonsystem — nach welchem die waffenfähige Mannschaft einrolliert, beurlaubt und jährlich zu kurzen Übungen einberufen ward — auf Österreich zu übertragen, war das nicht gelungen; während Preußen jederzeit so viel Rekruten einziehen konnte, als es brauchte, fehlten in den österreichischen Regimentern, welche teils durch Werbung, teils durch Rekrutenstellung jeweils für den einzelnen Fall sich bildeten, durchschnittlich acht auf hundert Mann; von 20000 im Jahr 1749 angeworbenen Rekruten liefen nicht weniger als 15000 gleich wieder davon! Nicht besser stand es mit den Finanzen: während Preußen durch die Accise (Verzehrsteuer) seinen Schatz anfüllte, war in Österreich die Staatsgewalt nicht stark genug, den Ständen eine so einträgliche und zugleich die Regierung von den ständischen Bewilligungen unabhängig machende Steuer abzuringen; man brachte es nicht einmal so weit, daß ein kleiner Grundstock für die ersten Mobilmachungskosten angesammelt werden konnte. Viertens: wenn Österreich die eigenen Mängel vielleicht durch machtvolle Bundesgenossen hätte zudecken können, so war auch dies nicht erreicht. Im Sommer 1756 stand es mit Frankreich erst in einem Schutzbündnis; ein Trutzbündnis war noch nicht zu stande gebracht; und so groß der Preußenhaß der Zarin Elisabeth auch war, so hing Rußland doch in Hinsicht auf den Handel so von England ab — dem es sein Korn verkaufte, von dem es Kolonialwaren und gewerbliche Erzeugnisse dagegen bezog —, daß in St. Petersburg zwar wohl Geneigtheit war, mit Österreich allein über Preußen herzufallen, nicht aber sich mit Frankreich einzulassen; denn bei dem tödlichen Haß zwischen Frankreich und England konnte man sich an Frankreichs Seite nur stellen, wenn man England aufs äußerste zu erbittern und von ihm abzurücken bereit war. So lange aber nicht alle drei großen Festlandsmächte gegen Preußen zusammengeschlossen waren, so lange fehlten, wie schon oben erwähnt, nach Kaunitz' eigenem Urteil die Vorbedingungen des

sicheren Sieges. Auch nach dieser Seite also war nichts fertig; Friedrich selbst brachte den Stein ins Rollen; er entfesselte den Krieg, den seine Gegnerin wünschte, den sie aber zu entzünden noch nicht die Macht besaß. er beschwor das Verhängnis herauf, das ihn dann um ein Haar verschlungen hätte.

So stellt sich der wahre Sachverhalt nach Lehmanns Schrift dar, welche nach Form und Inhalt unter allen Umständen eine meisterhafte Leistung genannt werden muß. Gleichwohl ist sofort von den meisten Fachmännern gegen diese Beweisführung Einsprache erhoben worden; namentlich ist der Marburger Professor Albert Naudé eifrig bemüht gewesen, Lehmanns Aufstellungen als unzureichend zu erweisen. Sie haben aber auf alle Fälle das Gute gehabt, daß die ganze Frage unter neuen Gesichtspunkten untersucht ward und daß das Verlangen nach Bekanntgabe der ursprünglichsten Quellen der Geschichte des Jahres 1756 aufs neue rege und daß es sozusagen unwiderstehlich wurde; nur so konnte man hoffen, zu einem unzweifelhaften Ergebnis zu gelangen. Von vielen Seiten her ist man ans Werk gegangen, diese Forderung zu erfüllen; wir erwähnen nur das Wichtigste. Die politische Korrespondenz Friedrichs des Großen ist ja seit langen Jahren im Erscheinen begriffen; der Franzose Waddington hat seit 1896 ein bis jetzt aus zwei Bänden bestehendes, auf ausgebreiteten archivalischen Studien beruhendes Werk über den Siebenjährigen Krieg in Angriff genommen, das bei Firmin Didot in Paris erscheint. Vor allem aber ist es mit Freude zu begrüßen, daß durch die beiden preußischen Gelehrten Gustav Berthold Volz und Georg Küntzel — als 74. Band der „Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven“ — kürzlich „Preußische und österreichische Akten zur Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges“ herausgegeben worden sind (Leipzig, Sal. Hirzel, 1899; S. 764); denn auf der Grundlage dieses Werkes läßt sich der Natur der Sache nach am ehesten ein sicheres Urteil über die in Rede stehende Frage gewinnen.

Versuchen wir nun zunächst in möglichster Kürze darzulegen, wie sich auf Grund des bis jetzt vorliegenden Quellenbestandes die Absichten Friedrichs darstellen.

Es ist vollkommen wahr, daß der Besitz von Sachsen für Preußen in gewissem Sinn eine Notwendigkeit, jedenfalls der Sicherheit des Staates wegen sehr wünschenswert war. Berlin hatte unter Friedrich Wilhelm I. aufgehört eine Festung zu sein, und fünfzig Kilometer von der Hauptstadt, welche an sich schutzlos war, lag die Grenze Sachsens, das 1745 die Waffen gegen Friedrich den Großen ergriffen hatte und seitdem als abgeneigt, ja bei sich bietender Gelegenheit als feindlich zu erachten war. Aber aus der Erkenntnis, daß Preußen entweder nach Sachsens Freundschaft oder, falls diese nicht zu erreichen war, nach seinem Besitz zu streben habe — im neuen Deutschen Reiche ist auch diese Frage aufs glücklichste gelöst —, folgt doch noch nicht, daß der König nunmehr gerade im Jahre 1756 es rätlich gefunden habe, dieses Streben um den Preis eines großen Krieges zu verwirklichen. Wenn Friedrich aber einen solchen wirklich wagen wollte, so war es unbedingt geboten, daß er sich von langer Hand her darauf vorbereitete und erst losschlug, wenn alle Mittel zur nachdrücklichsten Führung des Krieges völlig bereit waren. Das aber war nach den von Volz und Küntzel herausgegebenen Quellen 1756 noch nicht in vollem Maße der Fall. Das Heer, das zur Abwehr aller Gegner notwendig war, hat Friedrich in seinem politischen Testament vom Jahre 1752 auf 180000 Mann angesetzt; im September 1756 aber, also kurz nach dem Einmarsch in Sachsen, verfügte der König erst über 154000 Mann; es fehlten also zur genannten Zahl noch 26000 Mann, nach heutigen Begriffen ein volles Armeekorps. Ferner waren die schlesischen Festungen, die doch voraussichtlich im Kriegsfall dem Heer als Rückhalt dienen mußten, zwar in der Hauptsache völlig ausgebaut; doch waren noch Ergänzungsbauten in Kosel, Neisse, Glatz und Brieg in Aussicht genommen. Statt auf deren Beschleunigung zu dringen, was bei der Absicht eines Angriffs sich doch von selbst geboten hätte, hat der König noch im März 1756 von sofortiger Inangriffnahme dieser Werke abgesehen. Ferner deutet auch die damalige finanzielle Ausrüstung Preußens nicht auf kriegerische Absichten. Im politischen Testament bezeichnet Friedrich es als

sein Ideal, einen Schatz von zwanzig Millionen Thalern anzusammeln; im Jahre 1756 aber verfügte er nicht einmal über sechzehn Millionen, wie Lehmann angenommen hat, sondern — da ein paar Millionen ihre festgelegte Verwendung hatten — nur über dreizehneindrittel Millionen, das ist nur über etwa zwei Drittel der von ihm selbst als wünschenswert angegebenen Summe: statt für vier Feldzüge war er nur für zwei und einen halben vorgesehen. Auch die Betrachtung der Geldrüstung führt also zu dem Schluß, daß der König entweder sich in einen großen Krieg ohne die von ihm selbst als wünschenswert bezeichnete Vorbereitung gestürzt oder daß er einen solchen Krieg nicht gewünscht hat, sondern gegen seinen Willen dazu schritt, weil sonst die Gefahren noch dringlicher zu werden, ja ihm völlig über den Kopf zu wachsen drohten.

Man bestreitet nun allerdings, daß letzteres der Fall gewesen sei, und noch mehr, daß Friedrich — selbst wenn es der Fall gewesen wäre — sicher darum gewußt habe. Lehmann glaubt, daß der König darauf gerechnet habe, daß die Russen, welche er gering achtete, durch den Feldmarschall Lehwaldt mit 20000 bis 30000 Mann im Zaum gehalten werden könnten; daß die 24000 Mann, welche Frankreich am 1. Mai 1756 durch den (unten zu erwähnenden) Versailler Vertrag Österreich für den Fall eines Angriffs zugesichert hatte, durch Englands Mietstruppen ebenso aufgehalten werden würden; daß ihm also zur Wegnahme Sachsens und zur Niederwerfung der Österreicher etwa 130000 Mann verbleiben würden, und daß diese Ziffer zur Durchführung dieser Aufgaben hinreichend sei. In Wahrheit aber hat man doch den Eindruck, daß alle Zeugnisse gegen einen solchen Angriffsplan und für friedliche Absichten des Königs sprechen und der Zwang zum Losschlagen von auswärts an ihn herangetreten ist. Aus den von Volz und Küntzel veröffentlichten Akten geht hervor, daß der König die Truppen nach den Übungen, welche sich im April und Mai 1756 vollzogen, zum größten Teil wieder entließ; von neunundfünfzig Regimentern, welche im Lauf des Mai mit vollem Mannschaftsstand übten, schickten zweiundvierzig im Juni ihre Urlauber wieder nach Hause, und nur siebzehn Regimenter behielten ihren vollen Stand. Das sieht doch gewiß nicht nach Kriegsabsichten aus; ebensowenig, daß der König seinem Schwager, dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig-Bevern, der später sich so rühmliche Lorbeeren in den Kämpfen gegen die Franzosen gepflückt hat, noch um diese Zeit einen sechswöchigen Badeurlaub erteilt hat. Wer einen mächtigen Feind angreifen will, der hält dem Schlachtroß wahrlich die Zügel straffer!

Nein — der König war noch im Juni der Ansicht, daß es heuer zu einem Kriege nicht kommen werde, und er selbst hatte am allerwenigsten die Absicht, den Kampf zu beginnen. Durch diplomatische Schachzüge glaubte er sich gesichert zu haben, gesichert mehr als je. Im Jahre 1755 spitzte sich der Streit um die Grenzen der englischen und französischen Kolonien in Nordamerika aufs schärfste zu. Ludwig XV. verlangte, daß die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean, den die dreizehn englischen Kolonien umsäumten, einerseits und dem Mississippi und Lorenzstrom, wo die Franzosen saßen, andererseits die Grenze sein solle; Georg II. aber wollte davon nichts wissen, und als die Franzosen im Mai 1755 sechs Kriegsschiffe und zehn Transportschiffe mit sechs Bataillonen aus Brest nach Kanada sandten, um für alle Fälle gerüstet zu sein, griff der englische Admiral Boskawen sie an der Küste von Neuschottland am 10. Juni an und nahm zwei Kriegsschiffe, „Alcide“ und „Lys“, die je 64 Geschütze führten, weg, während die übrigen Fahrzeuge glücklich nach Louisburg auf der Insel Kap Breton und nach dem Lorenzstrom gelangten. Mit diesem englischen Gewaltstreich war der Bruch zwischen beiden Staaten unvermeidlich geworden, und Georg II. besorgte, daß die Franzosen, weil sie zur See den Engländern mindestens zur Zeit nicht gewachsen waren, sich auf sein Stammland Hannover werfen möchten, um ihn wenigstens hier empfindlich zu treffen. Das englische Volk, das Georg II. ohnehin immer noch als zugezogenen Fremdling betrachtete, wollte von irgend welchen erheblichen Opfern für einen festländischen Krieg, der mit Englands Interessen nichts zu thun habe, nichts wissen, und so suchte der König anderweit Schutz für sein Stammland, das

auch ihm viel teurer war als England, dessen Krone dem Welfenhaus erst 1714 durch eine seltsame Verkettung der Dinge zugefallen war. Aus diesem Grunde traf er am 30. September 1755 ein auf vier Jahr gültiges Abkommen mit Rußland, wonach die Zarin Elisabeth im Fall eines Angriffes auf Hannover dieses Land mit 55000 Mann schützen sollte, welche sofort in Livland zusammengezogen werden sollten; England verpflichtete sich dafür, im Frieden zwei Millionen Mark, im Kriege zehn Millionen Mark zu zahlen. Als Angreifer dachte man sich in London entweder Frankreich selbst oder dessen Bundesgenossen Friedrich II., welcher im Juni 1741 mit Frankreich sich auf fünfzehn Jahre verbündet hatte.

Gerade hier nun setzte Friedrichs II. Thätigkeit in verhängnisvoller Weise ein. Es war so, wie der englische Gesandte Holdernesse an den auswärtigen Minister Lord Newcastle am 3. August 1755 schrieb, daß Preußen bei einem allgemeinen Krieg wenig gewinnen konnte; der König war also auch nach englischer Meinung friedlich gesinnt. Wie nun? wenn es ihm gelang, mit England, mit dem als Österreichs Freunde und Frankreichs Feinde er seit 1741 auf gespanntem Fuße stand, sich besser zu stellen? war es dann nicht selbstverständlich, daß er auch mit Elisabeth von Rußland, die ihm bislang so feindlich gesinnt war, in ein besseres Verhältnis gelangte, da sie ja Englands Verbündete war? Wenn aber Rußland seine Gesinnungen Preußen gegenüber änderte, so standen die Österreicher allein; sie mußten dann ihren Plan auf einen neuen Krieg und Zurückeroberung Schlesiens fahren lassen, oder wenn sie sich entschlossen, „alles allein auf ihre Hörner zu nehmen,“ so mochten sie sich vorsehen, wie sie dabei fuhren. Aus diesen Erwägungen heraus ließ der König durch seinen braunschweigischen Schwager an seinen ihm an sich sehr abgeneigten Oheim Georg II. im Juli 1755 Andeutungen gelangen, daß er sich niemals zu einem Angriff auf Hannover bestimmen lassen werde; und daraus entwickelten sich Verhandlungen zwischen dem preußischen und englischen Hof, deren Ergebnis der Vertrag von White-Hall oder, wie er gewöhnlich heißt, von Westminster war. Er ward am 16. Januar 1756 zwischen England und Preußen abgeschlossen und setzte in drei öffentlichen Artikeln fest, daß beide Mächte den Frieden in Deutschland aufrecht halten, dem Einmarsch irgend welcher fremden Truppen in Deutschland sich widersetzen und sich ihren Besitz verbürgen wollten; ein vierter, geheimer Artikel stellte die österreichischen Niederlande außerhalb des Schutzes der Abkunft: deswegen ward auch in ihr der Ausdruck „Deutsches Reich“ überall vermieden und dafür „Deutschland“ gesetzt.

Diejenige Macht, welche durch diesen Vertrag zweifellos gewann, war England oder doch zum wenigsten König Georg II. Er hatte für sein Stammland jetzt eine unvergleichlich bessere Schutzwehr aufgerichtet als durch den Vertrag mit Rußland; Preußen bedeutete militärisch und politisch sehr viel mehr als das so viel größere, aber schlecht verwaltete, bei Elisabeths Kränklichkeit überdies völlig unberechenbare Rußland. Georg II. erhielt dafür, daß er sich seinem ungeliebten Neffen gegenüber bezwang, einen vollgültigen Preis. Ganz anders aber war das Ergebnis für Friedrich II. Er hoffte durch die Annäherung an England sich auch Rußland zu nähern und dabei doch Frankreichs Freund zu bleiben: ersteres konnte doch den Verbündeten seines Verbündeten nicht befehden, und dieses behielt einmal freie Hand gegen die österreichischen Niederlande, nach deren Besitz es seit fast drei Jahrhunderten strebte, und dann: in ihm selbst war eine Partei, voran der Marineminister de Machault, welche bloß einen Seekrieg gegen England für wirksam ansah und von einem Landkrieg gegen Hannover nur eine nutzlose Zersplitterung der Kräfte befürchtete: Machault rühmte sich, bald achtzig Linienschiffe und sechzig Fregatten gegen England in Bereitschaft zu haben: es hieß, daß Ludwig XV. selbst dieser Ansicht zuneige. Gleichwohl täuschte sich Friedrich II. in seinen beiden Berechnungen. Die Kaiserin Elisabeth haßte ihn so, daß sie den englischen Vertrag vornehmlich deshalb unterzeichnet hatte, weil sie hoffte, dadurch jene 55000 Mann auf Preußen loslassen zu können: sie war äußerst entrüstet, daß sich Georg II. mit dem „gemeinsamen Feind“ eingelassen hatte, und von da ab neigte sie sich einem Zusammengehen mit Frankreich zu. Ihre Minister betrach-

teten Preußen als unbequemen Wettbewerber um Kurland und wollten diesen Wettbewerber matt setzen. Noch schlimmer war der Eindruck in Paris. Der Minister des Auswärtigen, Graf Rouillé, erklärte dem gewandten, erst sechsundzwanzig Jahre alten preußischen Gesandten Knyphausen, der ihm an staatsmännischen Eigenschaften weit überlegen war, gerade heraus, daß Frankreich sich mit Schmerz in den gegenwärtigen kritischen Zeitläuften von dem Verbündeten verlassen sehe, auf den es am meisten vertraut habe; alle Bemühungen Knyphausens, die Unschädlichkeit des Westminster-Vertrages für Frankreich darzuthun und Friedrichs Vorgehen aus seiner gefährlichen Lage gegenüber den beiden Kaiserinnen zu erklären, waren vergeblich: Frankreich, so mußte er hören, sei grausam enttäuscht, ja lächerlich gemacht. Der König konnte wohl sagen, daß ihn Frankreich 1744 noch viel mehr im Stich gelassen habe: das änderte nichts an der Thatsache, daß in Paris der Westminster-Vertrag als Verrat Preußens an Frankreich empfunden ward. Ludwig XV. machte sich um so lieber von Friedrich los, als er den König, dessen rastlose Thätigkeit für den Staat seine eigene Liederlichkeit um so abstoßender erscheinen ließ und dessen Freigeisterei ihm widerwärtig war, persönlich niemals hatte leiden können. So zeigte es sich, daß selbst die größten Staatsmänner vor den folgenschwersten Irrtümern nicht sicher sind: gerade der politische Schachzug, durch den Friedrich Österreich hatte isolieren wollen, zog ihm am Ende drei Großmächte auf den Hals.

Denn inzwischen hatte sich Maria Theresia davon überzeugen müssen, daß sie von England und Holland, ihren alten Verbündeten vom letzten Krieg her, gar keine Hilfe gegen Preußen zu erwarten hatte; abgesehen davon, daß beide Staaten an Preußens Vernichtung keinerlei Interesse hatten, war Friedrich auch in den Augen dieser protestantischen Völker — trotz seiner persönlichen, dem Skepticismus zuneigenden Anschauungen — ein Vorkämpfer und Hort der evangelischen Religion; der protestantische Teil Schlesiens hatte ihn 1740 mit offenen Armen aufgenommen; er verdankte ihm die Rettung seiner Religionsfreiheit. So ward Maria Theresia durch die Entfremdung von ihren früheren Bundesgenossen vollends für Kaunitz' Gedanken gewonnen, daß man bei Frankreich das zu suchen habe, was England verweigerte; und Frankreich, das bisher das Bündnis mit dem kampferprobten Preußen jeder anderen Verbindung aus den triftigsten Gründen weit vorgezogen hatte, war psychologisch gerade jetzt für einen Systemwechsel vorbereitet. So gelang es, den König Ludwig XV. zunächst zu dem Vertrag von Jouy zu bewegen, den man gewöhnlich den Vertrag von Versailles nennt. Er ward am 1. Mai 1756 unterzeichnet und zerfällt in zwei Teile. Der erste verpflichtete Maria Theresia zur völligen Neutralität in dem englisch-französischen Krieg und Frankreich zur Unterlassung jedes Angriffes auf die österreichischen Niederlande. Der zweite enthielt eine Verbürgung des gegenseitigen Besitzstandes; sollte dieser von irgend einer Seite bedroht werden, so werden die Majestäten sich gegenseitig mit 24000 Mann oder — falls der Angegriffene es vorzieht — mit einer entsprechenden Geldsumme zu Hilfe kommen. Wie man sieht, ist der Vertrag vom 1. Mai zunächst bloß ein Schutzvertrag; er verpflichtet keinen von beiden Teilen, dem anderen bei einem Angriffskrieg beizustehen. Aber das Absehen der österreichischen Politik war darauf gerichtet, erstens Frankreich so weit mit sich fortzureißen, daß es am Angriff auf Preußen sich beteiligte, und zweitens alsdann Preußen auf den Stand vor dem Dreißigjährigen Krieg zurückzubringen, es aus einem Königreich, aus einer werdenden Großmacht wieder zur Markgrafschaft Brandenburg herabzudrücken. Man begreift, daß hierzu die französische Regierung sich sehr schwer entschloß: die Stellung Frankreichs in Europa beruhte ja wesentlich auf den im Deutschen Reich vorhandenen tödlichen Gegensätzen, auf dem Dualismus zwischen Österreich und Preußen; es war eine geradezu selbstmörderische Politik, diesen Dualismus beseitigen zu helfen, Österreich zum alleinigen Herrn Deutschlands zu machen. Nach Lehmanns Ansicht ist nun Kaunitz auch erst dadurch an sein Ziel gelangt, daß Friedrich im August 1756 zum Angriff schritt und damit Frankreich zur Erfüllung des Versailler Schutzvertrages, zur Waffenhilfe an die angegriffene Maria Theresia verpflichtet war: Friedrich selbst sorgte dafür,

daß Ludwig XV. keine Wahl mehr blieb. Nach der alten Ansicht wäre Friedrich eben dadurch zum Angriff genötigt worden, daß alle drei Großmächte sich bereits geeinigt hatten, ihn anzugreifen; nach Lehmann fehlte gerade die Hauptsache noch, die Sicherheit der Mitwirkung Frankreichs bei dem Angriff. Wenn man die von Volz und Küntzel mitgeteilten Aktenstücke unbefangen prüft, so gelangt man zu dem Ergebnis, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, aber doch viel näher an der alten Ansicht als an der Lehmanns.

Nach des österreichischen Gesandten in Paris, Starhembergs, entscheidendem Bericht vom 20. August 1756, der neunzehn gedruckte Seiten füllt, war die französische Regierung, nachdem sie lange sich widersetzt hatte, völlig auf eine schiefe Ebene geraten. Um Friedrich für seinen „Verrat" nachdrücklich zu züchtigen, willigte Frankreich ein, daß auch andere Staaten, Sachsen, Kurpfalz-Jülich, Schweden zum Krieg gegen Preußen herangezogen werden sollten und daß Österreich mit ihnen über die ihnen zu verheißenden Gebietsvergrößerungen — auf Kosten Preußens natürlich — verhandele; ja, die Franzosen schlugen vor, daß man auch Holland und Dänemark an dem Kesseltreiben beteilige: ersterem könne man ein Stück des angrenzenden preußischen Gebietes, also von Cleve, letzterem das Herzogtum Bremen und Verden — also Teile des Kurfürstentums Hannover — in Aussicht stellen. Für Sachsen war Magdeburg, für Kurpfalz-Jülich der Rest von Cleve samt Mark und Ravensberg, für Schweden war Preußisch-Pommern in Aussicht genommen. Die Russen gedachten Ostpreußen an Polen zu geben und dafür Kurland und Semgallen für sich zu nehmen. Bei alledem war Frankreich insofern beteiligt, als es alles mit sinkendem Widerstand allmählich sich entwickeln ließ und Maria Theresia sich völlig unterordnete. Aber daß aus diesem Krieg, wenn er nach Maria Theresias Willen durchgeführt war, die „gänzliche Zerstörung" Preußens hervorgehen mußte, das konnte niemand verborgen sein, und insofern hatte Starhemberg recht, wenn er am 20. August 1756 triumphierend nach Wien schrieb: „Ich bin endlich an dem Ziel, wohin wir schon lange zu kommen wünschten ... die Sache ist abgemacht, und auf das Verlangen einer formellen Zustimmung Frankreichs (zur gänzlichen Zerstörung Preußens) können wir in aller Sicherheit verzichten." Diese „formelle Zustimmung" auszusprechen, fiel den Herren in Versailles schwer: aber für die Sache selbst waren sie gewonnen.

Kaum hatte Friedrich seine Truppen nach den Übungen wieder auf den Friedensstand herabgesetzt, so erhielt er so drohende Nachrichten über russische Rüstungen, daß er am 19. Juni Gegenrüstungen anordnete. Inzwischen kam aber von Kaunitz die Mitteilung nach Petersburg, daß man mit dem Losschlagen noch einige Monate warten müsse, bis Frankreich, „dessen Lusten zu den ihm vorgelegten Vorteilen immer mehr anwachset," sich zur positiven Mitwirkung entschlossen habe. Für dieses Jahr sei es dann aber zu spät zum Kriege: die Zusammenziehung der Heere und der gleichzeitige Beginn der Operationen müßten also in das künftige Frühjahr ausgesetzt werden. Sofort traten die schon westwärts in Bewegung gesetzten russischen Truppen den Rückmarsch an, und sofort, am 29. Juni, stellte auch Friedrich seine Gegenmaßregeln ein — zum Beweis, wie wenig er von sich aus die Dinge auf die Spitze zu treiben gedachte. Da erfuhr er Mitte Juli, daß Österreich seine Reiterei aus Italien und Ungarn nach Böhmen ziehe, was er als Vorspiel zur Zusammenziehung des Heeres, also als Anzeichen ernster Entschlüsse ansehen zu müssen glaubte, und Nachrichten aus dem Haag belehrten ihn (was auch völlig der Wahrheit entsprach), daß seine Gegner zwar ihren Angriff auf das Frühjahr 1757 verschoben hätten, daß dieser Angriff dann aber sicher bevorstehe. Jetzt nahm Friedrich, am 16. Juli, seine Rüstungen wieder auf; und als Maria Theresia auf eine Anfrage nach dem Zweck ihrer kriegerischen Maßnahmen eine ausweichende Antwort gab, befahl er, am 2. August, die Mobilmachung, und am 28. August überschritt er die sächsische Grenze. Er erschien als Angreifer: aber in Wahrheit, dabei bleibt es, hat er das Schwert in bitterer Notwehr gezogen.



Der Mörder.

Novelle
von
Adolf Wilbrandt.

Der Vortrag war zu Ende. Über die Verwaltung der Staaten des Deutschen Reichs im Vergleich mit den anderen Kulturländern hatte der Geheime Regierungsrat Albert Ruland gesprochen; mit einem Erfolg, der vielleicht zur Hälfte seiner Persönlichkeit gehörte. Der sehr anziehende, scharfgezeichnete, fast regelmäßig schöne Kopf auf einer gedrungenen, kraftvollen Gestalt, die klare, ruhig eindringliche Stimme, die, vollkommen frei sprechend, jeden der wohlgebauten, oft langen Sätze mit selbstverständlicher Sicherheit zu Ende führte, diese harmonische Doppelwirkung auf Auge und Ohr hatte wohl manchen der Zuhörer, zumal der weiblichen, mehr gefesselt als der Inhalt des Vortrags, der nicht immer „unterhaltend" sein konnte. Dankbar hatte man aber jeden eingestreuten Scherz belacht und ebenso dankbar das so weit überwiegende Lob der deutschen Zustände hingenommen. Am Schluß ertönte kräftiger Beifall; Ruland verneigte sich mit männlicher Anmut. Er war vielleicht noch der jüngste Geheimrat in der großen Stadt; jedenfalls die angenehmste, wohl auch die bekannteste Erscheinung unter ihnen. Als der Saal sich leerte, traten viele Freunde und Bekannte heran, ihn mit anerkennenden Worten zu begrüßen oder zu „beglückwünschen", wie man in der parlamentarischen Sprache sagt. Ruland hatte für jeden ein kurzes, oft glückliches Dankeswort oder einen seiner herzlichen Blicke. Endlich ging er doch gern seiner Wege, er war hungrig und durstig geworden. Den Mantel umgeworfen, denn es war noch Winter, wenn auch von ersten Frühlingslüften angeschmeichelt, schritt er dem sogenannten „Wintergarten" zu, dem gemütlichen Restaurant eines Hotels, wo er als Junggesell oft sein Nachtmahl suchte.

In einem der behaglichen, abgeteilten Winkel des Hauptsaals saßen schon drei seiner befreundeten Hagestolze, in den vierziger Jahren wie er, bei einem guten Moselwein, den auch er zu trinken pflegte. Sie hatten seinen Vortrag gehört, waren dann sogleich hierher gewandert. Sie empfingen ihn mit Zurufen und Händedrücken, auch mit guten Worten; aber so schlicht und gemäßigt, wie der richtige Deutsche es gewohnt ist. Übrigens wußten sie auch, daß Ruland, der „Harmonische", wie sie ihn zuweilen

nannten, übertriebenes oder wortreiches Lob nicht leiden konnte. Er liebte in allem, so auch im Urteil, im Gespräch, in Zustimmung und Widerspruch eine gewisse mittlere Temperatur, die er hier zu finden sicher war, die denn auch bald wieder durch die heiter ernste Unterhaltung wehte.

„Das hat mir in deinem Vortrag besonders gefallen," sagte der Rechtsanwalt Hammer nach einer Weile, „daß du uns so gar nichts vormachtest von der deutschen Herrlichkeit: was für ein großes Volk sind wir! Und daß man doch nach und nach sah, so rein aus der Thatsache: Donnerwetter, es geht uns aber doch nicht schlecht! Wir machen Dummheiten genug, da fehlt nichts; aber es ist besser, in einem deutschen Land zu leben als in einem andern. Und auch das hast du mir so klar gemacht: es sind nicht die großen Köpfe, die Genies, die uns so anständig und geschickt verwalten; es ist die Menge der tüchtigen, braven, geschulten, gewissenhaften Durchschnittsmenschen. Von denen haben wir mehr als die andern Völker!"

„Das ist auch so," entgegnete Ruland. „Da heißt es wirklich: die Menge macht's. Und dieselbe Menge macht es, daß wir in Handel und Wandel, in den Industrien den andern über den Kopf wachsen; und das wird noch immer mehr geschehn, wir sind erst im Anfang. Wie wollen die andern diesen unsern Vorsprung einholen? Hundertfünfzig Jahre lang haben wir dieses Riesenkapital an Bildung und Tüchtigkeit gesammelt, in aller Unschuld und Bescheidenheit; jetzt sehen wir endlich, daß wir die Reichen sind. Wer weiß, hundertfünfzig Jahre mag es nun auch dauern, daß wir davon zehren!"

„Dann müßten ja die Bäume in den Himmel wachsen," warf Engelbrecht hin, der Maler; ein frischer Rotbart, der einzige, der in dieser sachlich gemäßigten Gesellschaft zuweilen die Trompete der Leidenschaft blies.

Ruland lächelte: „Sie wissen ja, daß dafür gesorgt ist, daß das doch nie geschieht."

„Eins hat mir in Ihrem Vortrag gefehlt," nahm nun der Professor Paulus das Wort, „daß Sie nicht mit allem Nachdruck betont haben, lieber Freund: der deutsche sittliche Idealismus, der kategorische Imperativ der Pflicht hat unser Volk, auch die breite Masse, so brav und tüchtig gemacht! Darüber ließen sich manche gute Worte sagen."

„Sagen Sie sie," erwiderte Geheimrat Ruland lächelnd; es ging dabei etwas wie eine Wolke oder wenigstens ein Schleier über sein Gesicht. „Ich bin so ungefähr Ihrer Meinung, gewiß; aber — die sittlichen Dinge sind so unendlich kompliziert; da trau ich mich nicht gern hinein. Der kategorische Imperativ ... Es giebt so viele Imperative. Der eine folgt diesem, der andere jenem. Und wer kennt sie alle?"

„Ja, wer kennt sie alle?" wiederholte Engelbrecht, der Maler, die Ellbogen auf dem Tisch. „Da geb ich dem Geheimrat recht. Mir ist auch während Ihres Vortrags durch den Kopf gegangen: unsere Verwaltung ist besser, gut; aber wie steht's mit der Sittlichkeit? Das ist 'ne andere Frage. Wo haben wir das sittlichste Volk? Wo haben wir die meiste Tugend und die wenigsten Verbrechen?"

„Über die Verbrechen," bemerkte der Rechtsanwalt trocken, „giebt ja die Statistik Aufschluß."

Engelbrecht hob die Stimme: „Erlauben Sie, daß ich auf die Statistik pfeife! Von welchen Verbrechen spricht denn die? Von denen, die bekannt werden; von all den andern sagt sie nichts. Na, und diese andern, die mögen die gute Hälfte sein!"

„Engelbrecht übertreibt so hübsch," sagte Professor Paulus lächelnd.

„Höchstens ein Prozent," erwiderte Hammer, der Rechtsanwalt, mit diesem trocknen Ton, der den Maler aufbrachte.

„Höchstens ein Prozent?" rief Engelbrecht. „Das ist nun doch drollig! Wir reden von den Verbrechen, die unbekannt bleiben, von denen wir also gar nichts wissen; da sagen Sie mit dem Ton der Unfehlbarkeit: höchstens ein Prozent! — Ich glaube, da irren Sie kolossal. Es kommt nur drauf an, wie viele Leute schweigen können; und das war es, das fiel mir während des Vortrags ein. Welches Volk kann am besten schweigen? Wo kommen daher die wenigsten Verbrechen an den Tag? Und so sehr ich für uns Ger-

manen eingenommen bin: in diesem Punkt, glaub ich, käm eine höllische Statistik heraus, wenn es eine vollständige gäbe; sagen wir, bei den Erzengeln, Abteilung für Verbrechen auf dem Planeten Erde. Da möchten wir Germanen, also auch wir Deutschen, mächtig in der Kreide sein: denn ich glaube, wir verschweigen sehr viel mehr als die andern. Der Italiener, der Franzose muß reden. Da kommt doch wohl fast alles einmal an den Tag. Der Germane, der Deutsche kann's Maul halten; ewig. Das bild ich mir ein. Und so würd wohl die Erzengel-Statistik ergeben: vor Gott sind wir die schlimmsten!"

Professor Paulus zuckte die Achseln. „Möglich. — Da wär aber noch die Frage: ist das auch alles sittlich schlecht, was so ein Germane verschweigt? Vor dem Gesetzbuch strafbar, immerhin; aber wirklich schlecht? Der Germane hat gern seinen eigenen Kopf. Er kann vielleicht oft gut schweigen, weil er das gar nicht verdammt, was er gethan hat; nur die Welt verdammt es, er nicht. Er will sich aber nicht richten lassen; weder vom Gesetz noch von der Gesellschaft. Er will sein Leben unangefochten zu Ende leben. Ich hab das gethan! sagt er; laßt mich nur, das geht euch nichts an! — Dergleichen mag viel geschehn. Das trau ich den protestantischen Germanen schon zu; und gewiß den Deutschen."

„Aber das mein ich ja!" rief der Maler. „Solche Kerle mein ich! Die dem Teufel ein Ohr abbeißen; die ihren eigenen Imperativ haben, wie vorhin der Geheimrat sagte. Die auf das Gesetzbuch und die herkömmliche Ansicht pfeifen wie ich auf die Statistik. Wer alle deutschen Schädel aufdecken könnte — der würde staunen, glaub ich! O je!"

„Aber was wollen Sie denn eigentlich?" entgegnete der Rechtsanwalt. „Sie fingen mit dem ‚sittlichsten Volk' an und den ‚wenigsten Verbrechen' und fürchteten, es käm für uns Deutsche eine ‚höllische Statistik' heraus. Jetzt sagen Sie wie der Professor: die Deutschen sind so famose Kerle, sie haben ihren eigenen Kopf und ihre eigene Sittlichkeit. Wie sind sie denn dann ‚vor Gott die schlimmsten'? Entschuldigen Sie, das ist doch nicht sehr logisch."

Engelbrecht, der Rotbart, bekam auch einen roten Kopf, was ihm leicht geschah. „Gut," sagte er, „dann war's nicht sehr logisch. Zum Teufel mit der Logik! — Sie entschuldigen, meine Herren. Ich wollt nur auf die Statistik pfeifen! Ich wollt diesem Juristen nur sagen: was wir wissen, ist wenig; die Menschenwelt ist so voll von Geheimnissen wie das Feld von Unkraut. Darum werden wir auch mit diesen Fragen nicht fertig; nie! Denn nicht bloß die Gräber schweigen, auch die Lebendigen! — Lieber Geheimrat, Sie sagen nichts. Hab ich recht oder nicht?"

Ruland lächelte über den Tisch hinüber. „Ich aß noch; darum sagt ich nichts. — Gewiß, darin stimm ich Ihnen und dem Paulus zu: es wird viel verschwiegen, glaub ich, weil viele sich selber richten und sich nicht verdammen. Ob wir überhaupt besser schweigen als die andern Völker, das ist sehr die Frage; aber aus diesem Grund — als Protestanten gegen das Gesetz der andern — ja, das mag wohl sein! — Aber, meine Herren, wir befinden uns da in stockfinstrer Nacht. Vermutungen, weiter nichts! Das ist für die Romanschreiber; wir bei der Regierung, was fangen wir damit an? Das Aufdecken der Schädel ist noch nicht erfunden. Das neue Gedankenerraten hat noch wenig gebracht. Und so muß ich mich denn für heut begnügen, mein Glas Wein auszutrinken, Ihnen gute Nacht zu sagen und noch spazieren zu gehn."

Er stand auf, nachdem er sein Glas geleert hatte. Er nickte den andern in seiner herzlichen Weise zu.

„Also auch heut noch herumspazieren?" sagte Engelbrecht etwas enttäuscht. „In die Nacht hinein?"

„Gerade heut," erwiderte Ruland. „Nach so einem aufregenden Abend —"

„Aufregend?" fiel ihm der Maler ins Wort. „Sie meinen Ihren Vortrag?"

„Nun ja."

„Aber bester Geheimrat, Sie standen ja wie Marmor da. Sie sind ja der ruhigste Mensch."

Ruland lächelte wieder: „Das kann doch täuschen. Ich hab's in mir."

„Sie, der sogenannte Harmonische? Sie wären aufgeregt? um so 'nen Vortrag? wo

Ihnen jeder Gedanke, jedes Wort zu Gebote steht, daß unsereins Sie mit Schauder beneidet?"

„Ach, ich thu nur so. Ich hab den halben Tag angst, wie's werden wird. Ich nehm mich zusammen; damit mach ich's."

„Man kennt keinen Menschen!" rief Engelbrecht aus. „Das heißt, wenn Sie die Wahrheit sagen!"

Ruland nickte, mit einem stillen, verschleierten Blick: „Die ganz reine Wahrheit. So, wie Sie auch eben die Wahrheit sagten: man kennt keinen Menschen. — Also gute Nacht, ihr Herren."

„Wohin geht's denn noch?" fragte Professor Paulus.

„Weiß ich nicht," antwortete Ruland. „Muß mich bewegen, das ist die Hauptsach."

„Ja, das sagt mein Arzt mir auch; ich thu's aber nicht. — Und nun gar im Dunkeln! Im Winter!"

„Professor, das kennen Sie nicht. Die Nacht ist interessant. Auch die Winternacht. Jetzt zieht ein feuchter Tauwind herein; das ist ein besonders interessantes Durcheinander in den Wolken, im Wasser, im letzten Schnee. Da marschier ich oft stundenlang —"

„Am Fluß?" fragte Engelbrecht.

„Am Fluß und überall. — Gute Nacht!" Ruland nahm Hut und Mantel und ging.

* *
*

„Ob er wohl wirklich noch lange marschiert?" sagte der Maler nach einer kurzen Stille, die Stimme dämpfend.

„Wahrscheinlich," antwortete Hammer. „Das ist ja der größte Spaziergänger, den ich kenne. Und ich kenn ihn lange. Im Sommer hat man ihn zuweilen noch früh Morgens gesehn, am Wasser oder sonstwo. Auch am Stadtpark, wo die Nachtigallen am schönsten singen. Da steht er dann wohl, bis der Morgen dämmert."

„Immer allein?" fragte Engelbrecht, indem er ein Auge zudrückte.

„Ja, man sieht ihn nur allein. — Warum fragen Sie?"

„Nu, ich dachte nur. — Er könnte ja auch jetzt, statt das Tauwetter zu studieren, zu irgend einem Schätzchen gehn. — Neulich behauptete einer, ich weiß nicht wer, Ruland hab so was."

„Möglich," murmelte der Professor. „Ich weiß nur, daß ich nichts weiß; und die andern auch nicht. — Aber warum sollt er nicht so ein kleines Geheimnis haben? Es wär ja kein Wunder."

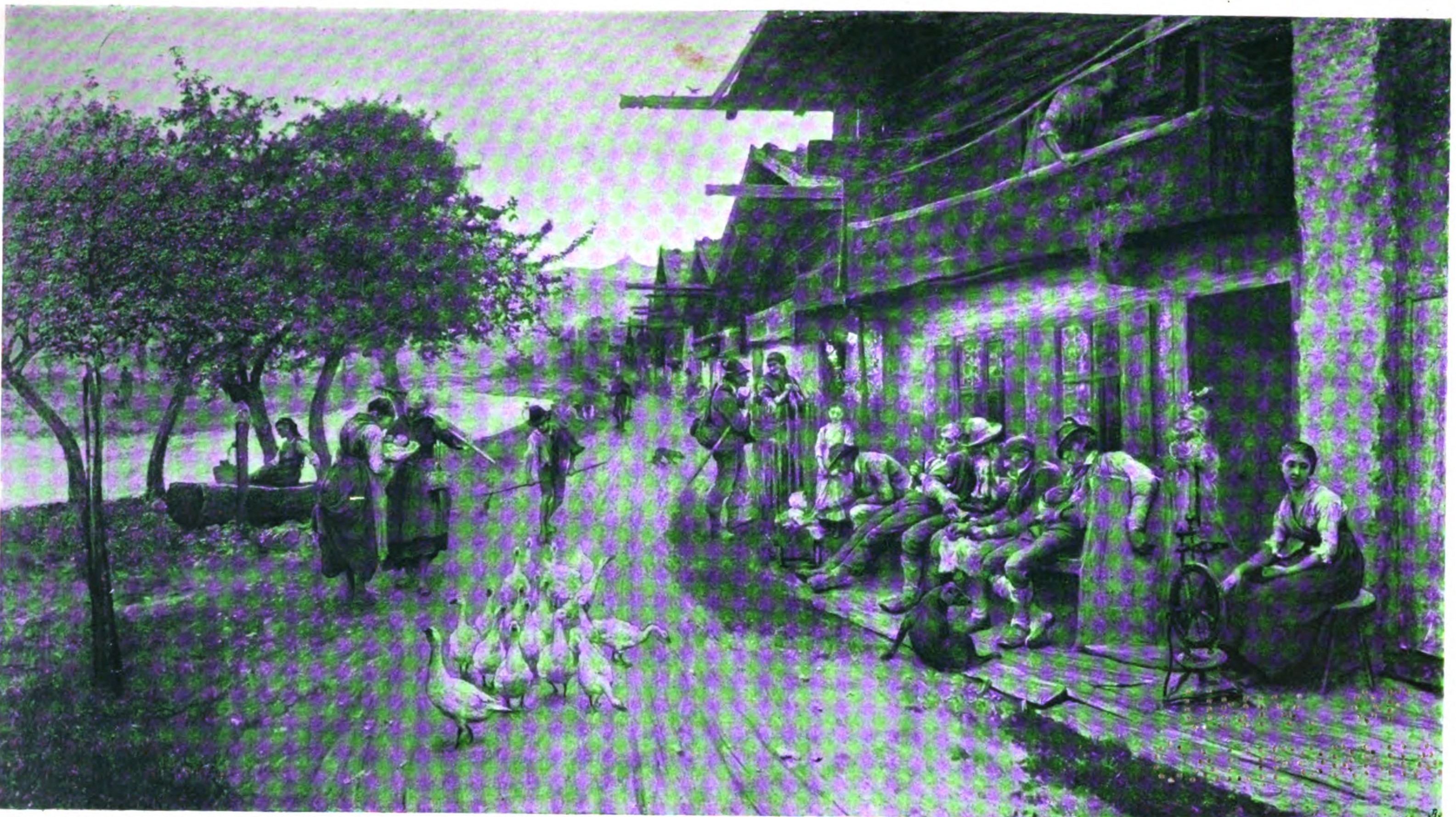
„Ging uns dann eigentlich auch nichts an," setzte Hammer hinzu, der selber so ein kleines Geheimnis hatte. Wohl um abzulenken, fuhr er fort: „Da wir übrigens von den verschwiegenen und unaufgeklärten Verbrechen sprachen — wissen Sie, daß in Rulands Familie auch so ein Fall existiert? der ihn lange beschäftigt und ihm viel Herzenskummer gemacht hat?"

Engelbrecht schüttelte den Kopf. „Ich hab nie davon gehört."

„Ach, die Geschichte ist auch lange her! Seine Schwester, seine einzige, jetzt mit dem Geheimrat Paulsen verheiratet, hatte schon einmal einen andern Mann; den liebte sie leidenschaftlich, dann gab es große Mißhelligkeiten; — na, das gehört eigentlich nicht hierher. Eines schönen Tages, in der Sommerfrische, in Kissingen, glaub ich, zur Kur — die Frau war nicht mit — wird dieser ihr Mann ermordet gefunden; in seinem Zimmer; ein Stich ins Herz, mit Dolch oder Messer. Wer hat's gethan? Keine Ahnung. Man hatte wohl im Haus einen Strolch gesehn, der verdächtig aussah; wenigstens sagten ein paar Leute nachträglich, er sei ihnen so vorgekommen. Er war dann aber spurlos fort. Alle Nachforschungen nutzlos. Als die arme Frau das hört, wird sie wie wahnsinnig; klagt sich an, daß sie in Unfrieden von ihm gegangen sei, daß ihr die Erinnerung vergiftet sei, ihr Leben zerstört, daß sie ihn nicht genug geliebt habe — kurz, was man so klagt. Es zeigte sich nun erst recht, wie lieb sie ihn hatte. Sie sollte schon ins Irrenhaus! Da erholte sie sich. Ruland nahm sie zu sich. Bei ihm lernte sie dann den Paulsen kennen; nach und nach fanden sie sich zusammen. Mit dem lebt sie nun zufrieden und glücklich."

„Und wie der erste Mann gestorben ist, hat man nie erfahren?" fragte der Professor.

Die Phantasie des Malers erwachte. „Vielleicht war's ein Racheakt?"



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Zu Jessen: Hubert von Herkomer.

H. von Herkomer: Nach den Mühen des Tages.

„Nein, es war jedenfalls ein Raubmord," erwiderte Hammer.

„Warum glauben Sie das?"

„All sein Geld war weg. Seine ausgeleerte Brieftasche lag neben ihm am Boden; die hatte der Mörder offenbar weggeworfen, weil sie ihn verraten konnte. Das Portemonnaie war verschwunden. Man sagte damals, ich erinnere mich, daß er Tausende bei sich hatte."

„Wie lange ist die Geschichte her?" fragte Paulus.

„Wie lange? — Zehn Jahre vielleicht. Oder zwölf. — Ja," setzte Hammer hinzu, „einer von diesen Fällen, wo ein Stein ins Wasser geworfen wird und nicht wiederkommt. Der Herr Mörder wird wohl unbekannt bleiben. Übrigens, was nützt Ihnen das, Engelbrecht? Für Ihre Theorie, mein ich. Den Mörder, den weiß man nicht; aber der Mord kommt doch in die Statistik, auf die Sie pfeifen."

„Na ja, dieser!" entgegnete Engelbrecht. „Ich sprach von den vielen andern, die man nie erfährt. Und außer Mordthaten giebt's doch noch unzählige andere Verbrechen. Wie viele kann ich zum Beispiel begangen haben, ohne daß Sie's wissen? Gucken Sie mich mal ordentlich an, Herr Jurist. Vertiefen Sie sich in meine Fratze. Können Sie da sehn, was ich alles auf der Seele habe?"

Paulus und Hammer lachten. Das rötliche, gutmütige Gesicht des Malers bemühte sich vergeblich, ein schauerlicher Abgrund voll entsetzlicher Geheimnisse zu werden. Sie kannten ihn auch zu gut: sie trauten ihm weder wilde Thaten zu, noch daß er sie hätte verschweigen können.

„Prost!" rief Hammer nur über den Tisch hinüber. Sie tranken auf die Gesundheit dieses „modernen Catilina". Dann plauderten sie weiter.

* *
*

Ruland ging durch die Straßen, dem Fluß zu, der einen Teil der großen Stadt durchzieht; er begann wie gewöhnlich mit großen Schritten, die er, da die Luft schwül war, nach und nach mäßigte. Der Südwind hatte jetzt entschieden gesiegt; der letzte Schnee taute von den Dächern, in der oft stillen Nacht hörte man zuweilen die Tropfen fallen. Am schwärzlichen Himmel blitzte nur hier und da ein Stern; die schräg liegende Mondsichel, von Wolkenstreifen umwandert, sah zuweilen wie ein Kahn aus, der sich hochaufgerichtet durch die Wellen kämpfte. Das Sternbild des Orion, das einen so großen Himmelsraum bedeckt, ward von den Wolken beständig in Stücke gerissen: bald waren nur oben die Schultern, unten die Füße zu sehn, bald verschwanden die Schultern, dafür schimmerten die drei Sterne des Gürtels auf und auch die des Schwertes, die kleineren, blasseren, leuchteten ein wenig. Ruland, der dieses Sternbild besonders liebte, stand eine Weile still, um dem Versteckensspiel zuzuschauen. Ihr ahnungslosen Leute! dachte er dann plötzlich; seine Gedanken waren wieder im „Wintergarten". So lebt man nebeneinander hin; so disputiert und diskuriert man beim Moselwein über die „Geheimnisse", als hätten nur die andern welche. Es ist viel Humor dabei! Heut wollt er mir nur einmal vergehn, Gott weiß wie; eine Sekunde lang ward mir ganz verrückt zu Mut. Einen Augenblick hatt ich Lust, den drei guten Leuten ins Gesicht zu rufen: Entschuldigen Sie, ich hab einmal gemordet. Ich bin auch so einer! Ja, ja, ja, ich gehör zu denen, die gut schweigen können; die man daher „harmonisch" nennt, die die allgemeine Achtung genießen, die ihren ruhigen, graden Gang durch das Leben gehn. Jawohl, jawohl, Herr Professor Paulus, sie wollen sich nicht richten lassen, weder vom Gesetz noch von der Gesellschaft; solche Menschen giebt es. Protestierende Germanen; jawohl. Sie wollen ihr Leben unangefochten zu Ende leben. Und das werden sie! Und an ihrem Sarg oder ihrem Grab wird man sprechen: da liegt wieder einer, der uns wie ein Vorbild — —

Nein, nun schüttelte er sich: an Sarg und Grab mochte er nicht denken. Er ging mit größeren Schritten weiter. Nein, sich ruhig des Lebens freuen, dem noch alles blühte; seine Manneskraft, seine gestählte Gesundheit, seine zweite Jugend fühlen; und die stille, gelassene Vernunft in ihm, die ihm das alles behütete. Nur der Vernunftlose ver-

liert sich selbst! Der Weise, der Charakterstarke hat sich in der Hand und hält sich mit eisernen Fingern fest. Was er gethan hat, wen geht's was an? Er hat's aus seiner Natur gethan, aus dem Willen seines Ich; nun, und dieser Wille ist noch immer da. Der würd's jetzt nicht thun, weil er durch das Leben anders worden ist; aber was der junge Ruland gethan hat, das vertritt der ältere, das deckt er mit seinem Mantel zu. Es giebt nur einen Albert Ruland vom ersten bis zum letzten Tag. Und wenn er einst still daliegen wird, weil er nicht mehr atmen kann, er wird nicht stummer sein, als er sonst gewesen!

Eine Kirchenuhr schlug in der Nähe; Ruland hielt wieder an: die Zeit war gekommen, zu Sabine zu gehn. Er kehrte um, wie gewöhnlich; denn nach seinem unverbrüchlichen Gesetz hatte er sich weiter von der Gegend entfernt, in der sein lebendiges, süßes Geheimnis wohnte. Das war in die äußerste Vorstadt im Norden gebracht, wo keiner seiner Bekannten wohnte, in die er auch selber nie bei Tage kam: seine Wanderungen gingen immer andere Wege. So blieb Sabine weltunbekannt; wen ging's auch was an? Er schritt in einer dritten Richtung bis zu einem nahen Platz, wo Droschken hielten; dort sprang er in die erste beste und fuhr jener Vorstadt zu. Unterwegs erfüllte sich seine Brust mit Sehnsucht nach Sabine; eine selige Ungeduld packte ihn. Er holte sein Fläschchen mit Kölnischem Wasser hervor, das er immer bei sich trug, wenn er zu ihr wollte; er besprengte seinen Rock, sein Haar, sein Gesicht; sie liebte das. Mit dem Taschenkamm „ordnete“ er sein schlichtes Haar, das die feuchte Luft gar so schlaff gemacht hatte. Er summte ein paar verliebte Lieder vor sich hin. Endlich hielt das Schneckenhaus, in dem er fuhr, auf einem toten Platz da draußen an. Weiter fuhr er nie; es war immer einer der Plätze in Sabines Nähe, auf dem er aus der Droschke stieg. Er zahlte, ging wie in ernsten Gedanken langsam über den Platz, zu einem Eckhaus und bis an dessen Thür. Erst als er hier eine Weile im Thürschatten verschwunden war, trat er wieder hervor und ging um die Ecke, der ersehnten Straße zu.

Es war eine erst halb bebaute Straße; das Haus, in dem Sabine wohnte, stand noch allein. Ruland, der alle Schlüssel hatte, schloß geräuschlos die Hausthür auf, ging über den Flur zum Hof und öffnete dort das „Gartenhaus“, wie das Hintergebäude genannt wurde. Nur im ersten Stock, hinter schweren Vorhängen, sah er tiefgedämpftes Licht, er wußte wo; sonst war alles dunkel. Mit einem dicken Wachskerzchen aus seiner Tasche leuchtete er sich die Treppe hinauf und bis an die braune Thür, die er so gut kannte. Auch hier öffnete ihm sein eigener Schlüssel. Er ließ Mantel und Hut auf dem kleinen Vorplatz, löschte seine Kerze, und ohne zu klopfen, damit er sich ganz zu Hause fühlte, trat er ins Speisezimmer.

Sabine war nicht drin; nebenan, in ihrem Schlafzimmer, hörte er's leise knistern und rauschen. Ihr feines Ohr hatte ihn gewiß gehört; sie wird kommen! dachte er, und angenehm jugendlich unruhig schlug ihm das Herz. In diesem Raum ward ihm gleich so wohl; hier hatte, als er die Wohnung einrichten ließ, seine Phantasie gewaltet, nach malerischen, winkelwarmen Vorbildern, die er bei Engelbrecht und andern befreundeten Künstlern gesehn. Nirgends war ein kalter Fleck. Eine stilvoll altertümliche Hängelampe brannte; ihr mildes Licht fiel auch auf die farbig belebte Tischtuchdecke, auf der eine kleine, krystallene Bowle mit venetianischen Gläsern stand. Sabine trank so gern Bowlen jeder Art; ihr zuliebe that er's nun auch. Für ihn hatte sie gesorgt wie immer: seine Cigaretten (sie rauchte nicht) lagen auf einer schöngeformten, silbernen Schale; Feuerzeug und Aschenschale standen daneben. Orangen und Mandarinen, seine Lieblingsfrüchte, leuchteten am Fuß der Bowle aus einer Schüssel, die dem Hildesheimer Silberschatz nachgebildet war. Die altgeschnitzten Sessel standen bereit, warteten auf ihn und sie; komm nur! dachte er. Mein geheimes Glück! Doppeltes Glück, weil so ganz geheim! Er glaubte sie in seinen Armen zu fühlen, in all ihrer Üppigkeit; nicht mehr erste Jugend — nicht mehr unberührt — nur zur Geliebten, nicht zum Weib geschaffen — aber warum auch zum Weib? Er brauchte keins. Liebe, Geheim-

nis, Freiheit! Das war vielleicht das höchste Glück. Und wenn auch nicht sorgenlos, dachte er — heute etwas Eifersucht auf die andern, die vor mir mit ihr glücklich waren, morgen plötzliche Furcht: sie bleibt mir nicht treu — wessen Glück ist denn sorgenlos? Diese Furcht ist Qual, doch sie thut auch gut: sie erhält mich jung, lebendig, feurig, sie prickelt mein Blut. Komm nur! komm nur! — Wo bleibt sie. Sabine!

Er hob die Arme nach ihr; als wär er schon in Gefahr, daß sie ihm entflattere. „Sabine!“ sagte er laut und ging gegen ihre Thür.

In diesem Augenblick kam sie aber, die noch jugendlich rasche, schwebende Gestalt, in einen dunkelroten, sammetenen Schlafrock gehüllt. Das Gesicht von Liebe und Freude strahlend, lief sie ihm entgegen, in seine Arme. Sie warf sich so hinein, daß es ihn schüttelte. „Alberto mio!“ rief sie ihn zwischen zwei Küssen an. „Held des Abends! — Berühmter Mann! — Geliebter!“ Die Worte drängten sich alle zwischen Küssen durch.

Er hörte den hellen Klang so gern, und doch mochte er die warmen Lippen nicht freigeben. So standen sie lange in sprechender, küssender, lächelnder Umarmung.

Endlich saßen sie am Tisch, Stuhl an Stuhl gerückt; sie hatte ihm und sich eingeschenkt und ihm zugetrunken; sie hielt nun seine rechte Hand, streichelte sie und sah ihn an. „Es war mir so wunderbar,“ sagte sie, „in dem Saal zu sitzen und dich da reden zu hören, anderthalb Stunden lang; und der Saal so voll, so würdige Herren, so feine Damen, und alle da, um dich zu hören — meinen Albert. Meinen! Drei-, viermal riß es mich, aufzustehen, auf meinen Stuhl zu steigen: meine Herrschaften, ich gehör dazu! Sabine Weiß, in der Mühlenstraße. Ich dank Ihnen, daß Sie gekommen sind. Ich bin seine Sabine! Aber — da du so oft von Charakterstärke sprichst — ich hab mich wunderbar beherrscht, was? hab ganz still gesessen. Wir hatten uns seitwärts in die Mitte gesetzt, meine Freundin und ich; das hatt ich so gemacht, damit ich das Publikum recht betrachten könnte. O, sie hörten auch recht andächtig zu. Sogar die Damen. Sie thaten wenigstens so. Wenn aber eine nicht so that, wenn sie frech herumguckte oder nach rechts und links flüsterte, du, da wurd ich wütend!“

Ruland lächelte, sehr verliebt. „Aber du hörtest dann ja auch nicht zu,“ sagte er.

„Nein, da hast du recht. Ich auch nicht!“ Sie lachte.

Er hatte ihr üppiges, etwas durch die Nase klingendes Lachen so gern; auch das ging ihm auf die Sinne, wie alles an ihr. Es stimmte zu den schwarzen aufflackernden Augen, dem mutwilligen, weichlich stumpfen Näschen, den gefüllten Lippen. Ebenso üppig leuchteteten ihn die Arme aus den weiten Ärmeln des Schlafrocks an; diese vollen, lockenden Arme, aber nicht überweich gepolstert wie bei Rubensschen Frauen, sondern feingedrechselt, wie sich verjüngende Säulchen aus einem so zart gelblichen Marmor, wie es keinen giebt, und vom wunderbarsten Grün und Blau geheimer Adern durchwirkt. Und am schlanken Ende der Säulchen diese vollaufgeblühten, langfingerigen, an den Nägeln rosa schimmernden Hände, die so streicheln und liebkosen konnten wie nichts auf der Welt ...

Eine dieser Hände streichelte ihn; er hielt inwendig lachend still. „Es waren aber anderthalb Stunden,“ sagte er nach einer Weile. „Sabine Weiß, die ‚dazu gehört‘, hat doch wohl nicht immer herumgeguckt.“

Sie lachte wieder; dann machte sie einen ernsthaften Mund. „Nein, nein! Kannst dir's denken!“

„Sie hat doch wohl auch zuweilen gehört, was ihr Albert sagte.“

„O, natürlich! Oft! — Es war ja auch so schön. Dein Sprechen. Die Gedanken. Und wie das alles so herauskam aus deinem Kopf, als wär da die Schleuse aufgezogen, und es müßte kommen. Was so ein Mann alles weiß! — Mir schauderte. Einmal sagt ich so laut, daß meine Freundin es hörte: O Gott!“

Ruland lächelte. — Sie ist ja nicht meine Frau, dachte er, ein Mißgefühl über dies Gezwitscher verscheuchend.

„Es gefiel dir also?“ fragte er mit unwillkürlichem Zögern.

„O gewiß! Natürlich! — Es schien ja auch den andern so gut zu gefallen. — Es muß wohl auch so sein.“

„Wieso?“ fragte er. „Was muß sein?“

„Na — das — Solide, weißt du. Das Gemessene. Wie wenn der Herr Lehrer spricht. — Mußt mich nur nicht auslachen ...“

„Wie werd ich! — Also was?“

„Ich kriegt manchmal eine Wut auf dich; — du weißt schon, wie ich's meine. Es war alles so gesetzt, so gediegen, so — so windstill. Zum Teufel! dacht ich zwei-, dreimal, wenn er nur mal loslegte! Feuer! Leben! Gewitterdonner! Weg mit der Abgeklärtheit, mit der Harmonie! Was Gewaltiges!“

Rulands Lächeln kam wieder, aber gezwungen, wie wenn die Heiterkeit in die Mundwinkel kriecht. „Da mußt du in Volksversammlungen gehn, mein Herz,“ gab er langsam zur Antwort. „Da wird losgelegt. Da wird gedonnert. — Mich hätten sie ausgelacht.“

„Ach, so meint ich's nicht. — Ich red wohl dumm. — Ich weiß aber, was ich will. — Trink aus! Bist ja doch mein — — Ich krieg's nur manchmal so. Dann möcht ich — —“

Sie sprach's nicht zu Ende. „Auf deinen schönen Abend!“ stieß sie heraus und ließ ihr Glas gegen seines klingen. Darauf schenkte sie wieder ein; der schöne Arm verschwand im Ärmel. „Rauchst du nicht?“ fragte sie.

Er nahm stumm eine Cigarette. Sie sah es. Dann ging ihr Blick in die Luft. Die flackernden Augen wurden still, fingen an zu träumen.

„An wen denkst du jetzt?“ fragte er nach dem ersten Zug aus der Cigarette.

„An wen? — Warum glaubst du, daß ich an einen Menschen dachte?“

„Ich sah dir's an.“

„Was du alles siehst. — Na ja, so war's auch. Ich dachte an — ihn. An den.“

Ruland zuckte. — „An Enrico?“

„Nu ja.“

Da ist wieder die dumme Eifersucht! dachte er und suchte sich zu fassen. Am wenigsten mochte er von diesem Enrico hören, der die junge Sabine an sich gerissen, aus der Welt der bürgerlichen Moral herausgerissen, auf die Bahn gebracht hatte, auf der nun ihr Leben verlief. Er haßte ihn dafür. — Wie dumm! dachte er. Sieh's doch kaltblütig weltklug an: ihm verdankst du, daß du sie nun hast, daß sie dir gehört!

Ihm war aber, wie wenn sie diesen Ersten — der Erste! ein abscheuliches Wort! — bewußt oder unbewußt noch ein wenig liebte, übers Grab hinaus.

So ruhig wie möglich, als „Marmor“, trank er sein Glas leer und fragte dann: „Warum dachtest du denn grad an ihn?“

Sie schenkte ihm wieder ein, mit vieler Anmut. „Ach,“ sagte sie, „lach mich nicht aus; oder werd nicht böse; mir ist heut so. Der hatte so viel Feuer, der Enrico; so viel Verrücktheit, Temperament; der war so gar nicht — korrekt.“

„Und ich bin korrekt,“ murmelte Ruland.

„Nu ja! Das weißt du doch. Harmonisch und korrekt! — Das macht dich auch so zum Gentleman. Als ich dich zuerst sah, da dacht ich: das ist sicher ein Aristokrat! Und dann staunt ich sehr, als ich hörte: einfach Albert Ruland, ein Bürgerlicher. Ich hatt auch gedacht: Diplomat! Ein schöner Diplomat, zum Verlieben! — Na, die Verliebtheit, das kam ja auch. — O ja, ein Diplomat könnt'st du sein! Was seid ihr für Gegensätze — du und er.“

„Immer noch Enrico?“

„Wirst du eifersüchtig?“

„O nein!“

Sie schüttelte mit drolligem Unmut den Kopf. „Das auch nicht! — Abgeklärter Mann. Eifersucht stört die Harmonie! — Enrico war furchtbar eifersüchtig. Und ganz ohne Grund! Hätt er nur ein klein wenig Grund gehabt, er hätt mich erdrosselt; ganz sicher. — Oder ich ihn!“

„Oder du ihn?“ — Ruland wollte nichts von Enrico hören; aber diese Frage trat ihm doch auf die Lippen, die drei Worte hatten ihn überrascht.

„O ja,“ antwortete sie, den Kopf so lebhaft nach vorn schüttelnd, daß all ihre kleinen schwarzen Stirnlocken zitterten. „Glaubst du nicht? Traust du mir das nicht zu? Da könnt ich dir was erzählen ... Das ist aber nichts für dich. Du korrekter Mann. Diplomat!“

Ruland ergriff sie am Arm; er drückte den Goldreif, den sie da trug, so jäh und kräftig, daß sie vor Schmerz einen kleinen

Schrei ausstieß. „Sag mir diese Worte nicht mehr, ich kann's nicht mehr hören. Korrekt, Diplomat ... Du Kind du, du kennst mich nicht. Du ahnst nicht. Ich könnt dir auch —"

Er brach ab. Mit seinem gewohnten, ruhigen Lächeln nahm er sein Glas und that, wie zur Beruhigung, einen langsam schlürfenden Zug.

„Was könnt'st du auch?" fragte Sabine, eine Hand auf dem gedrückten Arm.

„Nichts!" warf er lächelnd hin.

„Und dabei hat er mir weh gethan und entschuldigt sich nicht einmal! — Sieh die rote Stelle da. — Nein, wie kalt er hinschaut, mit diesem gleichgültigen Mörderblick. — Und mit was für 'nem plötzlichen Tigergriff hatt'st du mich angepackt! — Aber das war doch noch was. Gefällt mir eigentlich. Ich wollt, du könnt'st einmal so wild werden wie —"

Sie hielt inne: sie wußte, daß er nicht gern von Enrico hörte. „Sag mal," fing sie dann wieder an. „Glaubst du, daß du so recht furchtbar wild werden könntest? Oder bist du's je gewesen? — Ich hätt dich dann noch mal so lieb."

Es gab ihm wieder einen Schlag; er zuckte einen Augenblick. — „Bring mich nur nicht dahin, daß ich's werde," sagte er dann lächelnd.

„Ach, weißt du, das ist leicht gesagt! — Du fingst aber vorhin an: ‚ich könnt dir auch — —' Sag! Was könnt'st du auch?"

„Neugierig, sagt man, ist das Weib! Erzähl du mir lieber; du hatt'st angefangen. Du könnt'st mir was erzählen, sagtest du; es sei aber nichts für mich. Alles ist für mich. Ich will auf der Welt alles wissen; und von dir schon gar. Also nur zu! Heraus damit!"

Er sah sie mit den großen, schönen, tiefgrauen Augen an; sie lächelten verliebt und brannten vor Eifersucht.

Sabine legte den Kopf zurück: „Neugierig, sagt man, ist der Mann! — Du willst alles wissen, sagst du. Na, und wenn ich dir nun erzähle, daß ich beinah einen Mord begangen hätte — kannst mich dann noch lieben?"

„Ich? Dann erst recht!" fuhr es aus ihm heraus.

In der Überraschung hatte er sich vorgebeugt; sein Mund hatte sich geöffnet, seine Augen starrten. Aber mit blitzschneller Kraft überwand er das; die Stellung behaltend, auch die Lippen offen lassend und die Augen groß, gab er dem allen den Ausdruck angespannter, harmloser Neugier, die dann über sich selber zu lächeln und zu spotten anfing. Er war aber blaß geworden; das fühlte er mit Verdruß und Schreck. Mit einer neuen Anstrengung trieb er sich das Blut ins Gesicht; nun ward er übertrieben rot.

„Was hast du?" fragte Sabine, die sich wunderte: so rasche Wechsel kannte sie nicht an ihm.

„Ich? Was sollt ich haben?"

„Ja, das weiß ich auch nicht. — Aber warum sagtest du: dann erst recht!?"

„Weil ich — — Ach du Kind. Weil dein Temperament mich freut; das weißt du. Also du hätt'st beinah einen Mord begangen. Und das hör ich heut erst! — Das vollendet ja erst deine farbenreiche Biographie. Also heraus damit!"

Sie schüttelte bedenklich den Kopf: „Ach nein, nicht so heiter. Es war eine furchtbar ernste Sache; was denkst du. Ist nun bald zehn Jahre her; damals war ich ein junges Ding, so ein Feuerbrand, so wild — wie du unwild bist. Und dieser Enrico, mein böser Dämon, hatte mich noch wilder gemacht; und ich — — Nein, ich kann's nicht sagen!"

Sie zog sich in die Tiefe ihres Sessels zurück.

In ihm verlangte alles, zu hören. Er streckte die Arme gegen sie aus: „Komm auf meinen Schoß. Dann sagst du's."

„Nein, nein, nein, nicht auf deinen Schoß! Lieber will ich's hier sagen, mit zugemachten Augen; rühr mich aber nicht dabei an. Ich war einmal mit Enrico allein; und war bös auf ihn. Nein, bös ist nicht das Wort; ich hatte so viel inneren Schmerz und Wut und Haß, weil er mir das angethan, mein junges Leben zerstört hatte: denn so sah ich's an. Und er reizte mich noch. Er wollte wohl zeigen: ich bin dein Herr, ich hab dich in meiner Gewalt! Und da ich ihm dann böse Worte gab, so sagte er mir ein häßliches, gräßliches; das gab mir einen

Todesschlag. Da dacht ich mir — das weiß ich noch —: er soll nicht mehr leben! er muß aus der Welt! Und plötzlich sprang ich auf ihn zu — er saß in einer Sofaecke — und packte ihn am Hals und würgte ihn. O Gott, nein, nicht lächeln; es war Todesernst! Er schrie auf, so mit halberstickter Stimme; das war mir aber gleich; ich war so verrückt, daß ich betete: Gott, steh mir bei, laß es mir gelingen! — O, ich hatt auch Kraft. Damals mehr als jetzt; bin so träg geworden, so rundlich. Er war aber doch stärker; wenn auch fein und schlank. Plötzlich mit einem Ruck war er frei; hatte meine Arme gepackt — und wir rangen noch eine Weile — und ich schlug auf die Erde hin. Jesus Maria! schrie er dann auf; er war ein Katholischer. Dann — weiß ich eine Weile nichts. War wohl nicht bei Sinnen. Was ich wieder weiß: er hatte mich aufgehoben, aufs Sofa, und kniete vor mir und sagte allerlei: ‚Ich hab schuld! — Verzeih mir! — Das abscheuliche Wort. Ich nehm's zurück! — O du böses Mädel; du wildes. — Aber verzeih mir! Verzeih mir!' — — Ach ja — und so kam's dann auch. Wir wurden uns noch wieder gut; noch einmal. Aber nicht auf lange. Es war doch zerbrochen!"

* * *

„Wie schaust du mich an?" fragte Sabine, als sie ihm nun in die Augen sah. Sie glühten so in dem wieder blassen Gesicht. „Sag! wie steht es nun? Kannst du mich noch lieben?"

„O, ich —! ich —!"

Er faßte sie und riß sie auf seinen Schoß; sie staunte über seine Kraft. Dann hielt er ihren Kopf mit beiden Händen, blickte ihr tief in die schwarzen Augen und hin und her über das Gesicht, als wollte er da die „Wilde" von damals sehn. Nachdem er etwas gemurmelt hatte, das sie nicht verstand — es kam so zerquetscht über die Lippen —, bedeckte er ihre Wangen, ihr Haar mit Küssen, endlich ihren Mund. Jesus! Was ist das? dachte sie tief verwundert. So hatte er sie noch nie geküßt.

„Was ist dir geschehn?" fragte sie, als er sie wieder frei atmen ließ; sie lag aber noch in seinen Armen. „Ich kenn dich nicht."

Wieder lächelnd gab er zur Antwort: „Was hab ich dir gesagt? Du kennst mich nicht."

„Beinah sieht's so aus! — Aber, bitte, nicht so lächeln; dann wirst du wieder der Harmonische, der — — Eben warst du anders! O! — Das gefiel mir; weißt du? Hatt'st was in den Augen, daß man sich davor fürchten konnte; und dabei eine so süße Glut. — Sag, Alberto mio! Kannst du's verstehn, verstehst du's wirklich, daß ich ihm an die Kehle fuhr, daß ich ihn töten wollte?"

„Nur verstehen? Ich?" murmelte er. „O Kind, wenn du wüßtest — —"

Er drückte die Lippen zusammen. Es riß ihn, es stieß und stachelte ihn, in dieses heiße, wild lächelnde, üppig reizende Gesicht hineinzurufen: „Ja, hab mich nur noch mal so lieb! Ja, ja, ja, du kennst mich nicht! Der Korrekte, der Diplomat, der hat das gethan, was du nur wolltest. Hab mich nur noch mal so lieb!" — Ich bin verrückt, dachte er dann, gegen diese Wallungen kämpfend. Ein Weib! Nur nicht nach solcher Liebe lechzen; mein Geheimnis behalten. Das ist besser. — Hätt ich sie nur erst vom Schoß. Das macht mich so schwach. Da red ich Unsinn ...

Er küßte sie noch einmal, aber nicht so heiß, und richtete sie sanft, wie tändelnd, auf. Dann erhob er sich, wie um einmal durchs Zimmer zu gehn. Er ging auch. Sabine kehrte auf ihren Sessel zurück.

Ihre Augen wanderten aber mit ihm auf und ab; sie schüttelte langsam den Kopf. „Nein, so kommst du nicht los," sagte sie nach einer Weile. „So entschlüpfst du mir nicht. Ich hab dir alles gesagt, und du willst nun schweigen?"

Ruland blieb stehn, mit seinem Diplomatenlächeln. „Was willst du denn, Schatz? Wer nichts zu sagen hat, schweigt."

„Du hätt'st nichts zu sagen? — Nein, dieses edle Lächeln, das laß nur; das hat nun verspielt! Du hätt'st nichts zu sagen? Halt mich doch nicht für gar zu dumm. Zuerst das ‚Ich könnt dir auch —!' Und als ich fragte, ob du mich nach so 'nem Geständnis noch lieben könntest: ‚Ich? Dann

erst recht!' Und dann wurd'st du so blaß; und so rot; Gott weiß, warum. Und dann dein ‚O, ich! Ich!' Und diese Küsse — o Jesus — so hast du ja noch nie geküßt. Und ‚Du kennst mich nicht'. Und ‚O Kind, wenn du wüßtest!' — Mann! Geliebter Mann! Was soll ich wissen? Wenn du jetzt die Thür wieder zumachst, die halb offen stand, dann — dann haß ich dich. Dann thu ich dir auch nie mehr was zuliebe. — Aber nein, so ist mein süßer Albert nicht. Es wird ihn rühren, daß ich ihm meine Geschichte erzählt hab, und er wird mir seine erzählen. Ja, das wird er. Albert!"

Sie war aufgestanden und kam zu ihm. Eines ihrer liebkosendsten Lächeln flog ihm ins Gesicht. Ihr noch schlanker, aus dem oben offenen Schlafrock hervorleuchtender Hals reckte sich ihm entgegen; es war ein sinnereizendes Bild. Sie hatte ein karminrotes Band nach altgriechischer Art mehrmals durch ihr schwarzes Haar gewunden; es stimmte eigentlich nicht zu ihrem mehr pikanten Gesicht, sah ein wenig wie Maskerade aus; aber sie liebte es und er nun mit ihr; der Kopf war so eine Farbenmusik. „Alberto mio!" sagte sie wieder. Sie kannte die Klänge in ihrer Stimme, die ihn am meisten berauschten. Sie ließ sie erklingen. Ihre Augen halfen und baten, so warm wie sie konnten.

„Was soll ich erzählen?" antwortete er, in allen Sinnen von ihrem Liebreiz erfüllt. „Ich hab nichts zu erzählen. Ich — sagte nur so. Komm, laß uns lieber glücklich sein!"

Mit einem raschen Griff der leise zitternden Arme zog er sie an seine Brust.

Sie riß sich aber los. „Nein, nein!" sagte sie empört und trat zurück. „Willst du mich wie ein Kind behandeln? Dazu bin ich mir doch zu gut. Pfui, und lügen auch noch! Du hast etwas zu erzählen, darauf schwör ich alle Eide; du willst nur nicht. Wieder korrekt, korrekt! — Ja, nun sag ich die Worte alle. Der Diplomat in dir gebietet Schweigen; der Harmonische, der Gentleman, der Gediegene. O, nun haß ich dich. Geh!"

Sie trat an den Tisch zurück, trank ihr Glas aus und warf sich auf ihren Stuhl.

Ruland ging ihr nach; jede ihrer Bewegungen berauschte seine Sinne. Selbst ihre bösen Worte, von dieser klangvollen Evastimme gesprochen, gingen ihm süß durchs Mark. „Nein, nein, nein, sei gut!" sagte er, auch so weich und hold, wie er konnte, und kniete neben ihr nieder, seinen Stuhl zurückschiebend. „Lassen wir die Dummheit. Nur Liebe! Liebe!"

Seine Augen erzählten ihr all sein Verlangen; er legte ihr die Hände auf die Knie. „Sabine!" flüsterte er.

Sie stieß ihn aber fast heftig zurück. „Laß mich!" warf sie heraus. „Liebe ... Ich will andre Liebe. Vertrauende, ehrliche. Nein, rühr mich nicht an! Eh du mir das erzählt hast, nicht."

„Eher nicht?"

„Nein! Nicht mit einem Finger! Nicht heut und nicht morgen. Nie!"

„Nie?"

„Nie! Ich schwör's! Nun weißt du's. So laß ich mich nicht verachten. — Nie!"

Ruland sprang auf. Seine letzte, zornige Manneskraft riß ihn in die Höhe. Meinst du's so? dachte er. Dann gut! — Er stierte in die Luft, ein Nebel lag ihm vor den Augen. Ihm war, als werde er ihr nun sagen: So geh ich denn! Abgemacht. Behalt das alles hier; ich schenk dir's. Und noch was dazu. Leb wohl! Auf Niewiedersehn!

Er sagte aber nichts. Als ihn der Nebel verlassen hatte und er Sabine wieder erkannte, saß sie ruhig, furchtlos; nichts als ihren Zorn im Aug, auf der Wange, der sie schöner machte. Ihre Füße in den weichen, zierlichen Schuhen schlugen gegeneinander, auch sie zürnten mit. Ihre üppig blühenden Lippen bewegten sich, ohne laut zu sprechen. Nein, ich komm nicht fort, dachte er, mit einem Gefühl, als wär er von Magneten umringt. Nein, ich komm nicht fort!

Wie es den Fischer zum Meerweib ins Wasser lockt, lockte es ihn, wieder aufs Knie zu sinken, und dann zu ihr hinaufzusprechen: Ja, ja, was du willst! Ich will leben! Ich will wieder jung sein! mit dir! Ich will Liebe! Liebe!

Er hielt sich aber aufrecht; das war nur eine Phantasie der Schwäche. „Sabine!"

sagte er mit seiner besten, zärtlichsten Stimme, noch auf ihr Nachgeben hoffend. „Gute Sabine! Hab Vernunft!“

„O, die hab ich längst,“ erwiderte sie. „Wenn wir sie beide hätten, wie? Das wär schön!“ Sie fing wieder an, ihn mit Aug und Zunge zu liebkosen: „Bist ein so gescheiter Mann. Sei doch heut gescheit! Du möcht'st mir was sagen, ja, ja, das weiß ich; es stand schon auf deinem Gesicht. Es will nur noch nicht heraus. Schieb nach! — Wenn du's sagst, so thu ich das, was ich sagte: so hab ich dich noch mal so lieb. Ich war immer gut zu dir; nicht? Dann will ich aber noch ganz anders sein; bei Gott; ich schwör's. Dann will ich so märchenhaft zärtlich sein und dich so märchenhaft glücklich machen, daß du staunen sollst!“

Was so 'ne Menschenstimme alles kann! dachte Ruland, der mit allen Sinnen horchte. — Ich will in ihren Armen liegen! Ich will so jung sein wie damals, mit dreißig. Will wieder mein Herzblut fließen lassen! nicht die harmonische Maske tragen!

Er schwieg aber doch, kein Glied, keine Miene regend, noch auf festen Füßen, ein Mann.

„Alberto mio!“ sagte sie leise. „Wie schön wär dann diese Nacht. Wir hätten einander erzählt, was wir auf dem Herzen haben; und ich wüßt was von dir, das dich mir noch lieber macht, das mir diesen dummen Zorn auf dich nimmt; — o ja, das hab ich schon heraus! Und dann —“

„Hast du's schon heraus?“ fiel er ihr ins Wort. Seine Stimme sollte das fest und lächelnd sagen; es erklang aber ein nervöses Zittern drin. „Nun, dann ist's ja gut! Dann brauch ich's nicht mehr zu sagen. Wie?“

„O du großes Kind! — Daß du dich noch so wehrst. Warum? Es wird ja so und so und auf jede Art dein Glück!“

Ja, sie soll mich ganz, ganz lieben! dachte er. Sie soll in mir auch Enrico lieben!

Es rauschte in seinen Ohren; seine Schläfen brannten. Das gefiel ihm aber; Feuer der Jugend! fuhr es ihm durch den Kopf. Nur — bei so viel Licht konnte er nicht sprechen. Er trat zur Hängelampe, sah sie an, als brenne sie etwa zu hoch; mit einer scheinbar gleichgültigen Bewegung drehte er an ihr, drehte tief. Die Lampe erlosch. Es ward dunkle Nacht.

„Was machst du da?“ sagte Sabine erschrocken. „Was willst du? — Nein, komm nicht zu mir. Berühr mich nicht!“

„Sei ruhig, sei ruhig,“ murmelte er. Sie hörte: er stand weit von ihr.

„Was willst du denn? — Ich fürcht mich.“

„Warum? Weil du mit einem Mörder zusammen bist?“ — Seine Stimme scherzte, sie hatte aber einen heiseren Klang.

„Bist du denn ein Mörder?“

„Ja. — Ich hab eine Schwester, weißt du. Sie war die einzige, immer; ich hatte keinen Menschen so lieb wie sie. Als Kinder Kameraden; sie ein Jahr jünger; das machte nichts. Als sie heiratete, war ich eifersüchtig; da war sie übrigens schon fünfundzwanzig alt. Eine späte und um so heißere Liebe; zu einem großen, blonden Germanen, einem sogenannten schönen Mann; er hatte nur einen Schönheitsfehler, der aber erst in der Ehe sichtbar wurde: er trank. Das verdarb seine Eingeweide und brachte Kupfer in sein Gesicht! — Es schlug aber auch seine Ehe tot. Auguste, meine Schwester, kam endlich eines Tages zu mir, jahrelang hatte sie mir ihr Unglück verschwiegen: ‚Bruder, ich halt's nicht mehr aus! Er ist willenlos! Dieses Laster hat ihn in seiner Gewalt. Und im Rausch wird er wie ein Tier. Er tobt gegen mich. Nicht mit einem Wort darf ich widersprechen. Er schlägt mich! Er mißhandelt mich!‘ — Er mißhandelte sie. Den einzigen Menschen auf der Welt, den ich wirklich liebte. Mein erster Gedanke war, in meiner rasenden Wut: er muß aus der Welt!

„So ward's aber nicht, natürlich. Ich sagt ihr, nachdem ich mich zur Not gefaßt hatte: nun, dann scheidet euch! — Sie fing an zu zittern. Sie liebte ihn noch. Ganz nach Frauenart: dieser Despot, dieser Säufer, dieses Tier saß ihr noch im Herzen! — Kurz, sie ‚versucht‘ es noch einmal und ist wieder lange still. Wenn ich schreib und frag, so antwortet sie: ‚er scheint sich zu bessern; es geht!‘ — Das war aber fromme Lüge; man nennt ja solche Lügen fromm. Endlich kommt ein Brief: Verzweiflung.

Es geht nicht mehr, es geht nicht mehr! Es ist schlimmer als je. Er mißhandelt sie unwürdiger, greulicher als je. Sie hat zuletzt die Scheidung verlangt; er verweigert sie. ‚Wenn du mir fortläufst, ich hol dich wieder!‘ — Bruder, schloß der Brief, hilf mir, befreie mich, rette mich! — Sag, was soll ich thun!

„Du sollst nichts thun, dacht ich; aber ich hab nun was zu thun! — Der Mann war damals in Kissingen, allein; er brauchte wohl die Kur, weil er sich inwendig durch das Trinken zerrüttet hatte. Ich weiß es nicht, ich wußt es nicht; was ging mich damals sein Inwendiges an; ich war dreißig alt, und so ein Draufgänger, so feuerwild, wie — wie du mich willst! — Ich fahr also zu ihm. Er sitzt in seinem Zimmer. Es ist Sonntag-Nachmittag, das Haus leer und still. ‚Eduard,‘ sag ich — so und so! ‚Du willst dich von meiner Schwester nicht scheiden, hör ich. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß ich auf der Scheidung bestehe, ich in ihrem Namen. Es giebt keine andere Lösung. Aber diese giebt es. Also!‘

„‚Bist du der deutsche Kaiser?‘ sagt er. ‚Dann wär's übrigens noch ebenso. Ich hab keinen Herrn über mir. Auf Kommando thu ich nichts. Basta!‘

„‚Du verweigerst meiner Schwester, sich von dir zu scheiden?‘ frag ich.

„‚Ja. Sie bleibt bei mir.‘

„‚Und du willst fortfahren, sie zu mißhandeln? Du? Diese wehrlose Frau? Mein Liebstes auf der Welt?‘

„‚Das ist sie mir auch!‘ sagt er.

„‚Du lügst!‘ schrei ich ihn an. ‚Sein Liebstes mißhandelt man nicht. Du erbärmlicher Schurke lügst!‘

„Er springt auf. Flammen in den Augen. Gott sei Dank, dacht ich, er springt mir ins Gesicht! Dann erschlag ich ihn!

„Er bezwingt sich aber und bleibt stehn. ‚Was du da eben gesagt hast,‘ spricht er nach einer Weile, ‚das hat ihr Bruder gesagt. Darum nehm ich an, ich hätt's nicht gehört. Ich bin nicht ohne Unrecht, das geb ich zu. Ich hab mich an meiner Frau vergriffen; aber nur in der Trunkenheit. Wenn ich nüchtern war, nie!‘

„‚Nun, so trink nicht mehr!‘

„Er zuckt die Achseln.

„‚Schwöre mir,‘ sag ich und heb die Hand, ‚daß du nie mehr trinkst!‘

„‚Das kann ich nicht. Das kann ich nicht.‘

„‚Ich duld aber nicht, daß du meine Schwester schlägst; versteh mich: ich duld es nicht. Schwöre mir, daß du sie nie mehr anders als in Liebe berühren wirst! Gieb mir dein heiliges Wort!‘

„‚Ich kann das andre nicht schwören,‘ sagt er, ‚also dies auch nicht. Übrigens, wer bist du, daß du mir sagst: ich duld es nicht? Sie ist mein Weib. Sie ist mein!‘

„‚Ich duld es nicht!‘ schrei ich auf.

„‚Wirst es doch wohl müssen. Ich bin nun einmal auch auf der Welt; mit meinem Trinken und allem; kurz, so wie ich bin.‘

„‚Nun, so kannst du auch hinaus aus der Welt! So ein Unkraut muß ja nicht sein!‘

„Und in dem Augenblick fühlt ich: ja, das ist endlich das rechte Wort. Und ich fühlt auch, im ganzen Menschen: in diesem Sinn war ich hergekommen. Auf einmal stand ich mir auch da wie ein Werkzeug Gottes: dieses Unkraut muß aus der Welt! Und indem er höhnisch lacht — sein letztes Lachen; ich hör es noch — zieh ich mein Messer aus der Tasche, ich hatt's noch aus der Knabenzeit, wenn ich's aufmachte, stand es fest im Griff; und such mir mit den Augen die Stelle: sein Herz.

„Hab's auch gut getroffen. Er gab keinen Laut mehr, er fiel so hin.

„Gottes Werkzeug! sagte ich mir, als er nun so dalag; dadurch erhielt ich mich ruhig und fest. Ich hab meine Schwester befreit, gerettet; das war mir zugeteilt! Der Welt bin ich keine Rechenschaft schuldig; hat sie meiner Schwester geholfen? Dem Gesetz stell ich mich nicht; was hat es für uns gethan? Diese Sache war nur zwischen ihm und ihr und mir! — Ich verlor mich nicht, blieb kalt und still. Ich nahm seine Brieftasche und seine Geldbörse, nahm heraus, was drin war; die leere Brieftasche legte ich neben ihn: damit die kluge Welt denken sollte, die hat der Mörder ausgeraubt und dann weggeworfen. Und dann ging ich fort; fuhr mit dem nächsten Zug wieder heim. Fast kein Mensch hatte mich gesehn; gekannt hatte mich keiner. Die Geldbörse

und das Messer hab ich später ins Wasser geworfen, das Geld an eine wohlthätige Anstalt geschickt. Raubmord! sagte die kluge Welt. Und damit ward sie allmählich still.

„Meine arme Schwester! — Ein Weib! — Nun, da er tot war, raste wieder der Wahnsinn der Liebe. Hündische Liebe, sag ich; die jede Kränkung, jede Schmach vergessen, die nicht hassen, nicht verachten kann. Sie verklagte nur sich; sie trauerte sich fast in den Irrsinn hinein! — Wenigstens konnte die Welt nun nicht denken: sie hat ihn umbringen lassen. Zuletzt half die Zeit. Auguste erholte sich und genas bei mir. Mit einem besseren Mann hat sie dann noch das Glück gefunden, das sie damals verfehlt hatte. Schatten sind da wohl auch; wo ist's denn vollkommen? Ich war doch ihr Retter! — Das ist die Geschichte, die du hören wolltest."

* * *

In dem dunklen Zimmer war tiefe Stille. Ruland horchte: was sagte Sabine nun? Sie war lange still. Endlich rauschte ihr Kleid heran. Wirft sie sich mir nun an den Hals? dachte er. Oder was wird sie thun? — Ihm war doch schon etwas beklommen zu Mut. Sabine kam nicht zu ihm. Ein Zündholz zischte und flammte auf; dann stieg wieder das Licht in der Hängelampe. Darunter stand sie, ein paar Schritte von ihm; nicht eigentlich blaß, aber mit wenig Farbe im Gesicht. Sie sah in die Luft.

„Sabine!" sagte er, trat vor sie hin und nahm ihre beiden, niederhängenden Hände; sie waren vorhin warm, jetzt kalt. Sie schaute ihn an mit einer Art von Lächeln, das aber nichts bedeuten wollte; mit leisen Bewegungen nickte sie ihm zu. Seine Augen fragten. Sie nickte wieder. Er wunderte sich aber über etwas Neues, Fremdes in ihrem Gesicht. Er wunderte sich auch über sich selbst: die Glut der Liebe, der Sinne, die ihn so berauscht, verzaubert, aus sich herausgelockt hatte, war nicht mehr so warm. Hatte die Mordbeichte sie abgekühlt? — Da stand nun doch sein Lohn. Es war ja doch noch dieselbe Sabine ... Er zog sie an seine Brust Sie sank ohne Willen und ohne Widerstreben hin. „Sabine!" sagte er, die warme Gestalt umfassend. Er küßte ihre Wange; die war heiß. Er drückte seine Lippen auf ihre Stirn, ihre Augen; sie hielt noch immer willenlos still. Endlich, spät, suchte er auch ihren Mund, der sich wieder voll gerötet hatte. Es kam ein leiser Gegendruck; es ward Kuß für Kuß. Nun fühlte er auch ihre Arme auf seinem sehnsüchtigen, verlangenden Rücken.

„Was sagst du, Sabine?" fragte er, nachdem er seine halberloschenen Gefühle auf ihren Lippen geweckt hatte. „Du bist — wunderbar still. — Dir graut doch nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Was denkst du denn? Was verschweigst du so?"

Sie sah ihm in die Augen, mit einem langen, sonderbaren Schicksalsblick; so empfand er ihn. Ihre weichen Hände legten sich auf seine Schultern; da fingerten sie endlich leise. Es kam wieder etwas Neues in ihr Gesicht, das er nicht verstand. Er sah gleichsam einen Gedanken sich formen, kaum bemerkbar und doch deutlich; nur noch rätselhaft. „Was denkst du?" fragte er noch einmal.

Nach einer Weile öffnete sie die Lippen. „Heirat mich!" sagte sie.

Ruland fuhr zusammen. Seine Schultern erbebten unter ihren Fingern. So überraschte ihn noch nie ein Wort.

Sie sprach weiter nicht, sie sah ihn an. Es war, als wenn ihre Augen sagten: Sieh doch, wie es steht! Wir sind nun doch Kameraden, für immer. Du gehörst nun mir. Ich hab dich. Mir bist du so recht, du Mörder; aber losgeben thu ich dich nicht mehr. Also heirat mich!

Auf einmal trat ihm kalter Schweiß auf die Stirn. Er hatte verstanden, jedes Wort. Er sah sein Schicksal: da stand es. Es hatte die Hände auf ihm; nicht mit weichen, mit ehernen Fingern hielt es ihn umklammert. Es hatte kluge, kalte, seelenlose Augen; die Augen von Enricos Sabine — von Dieses und Jenes Sabine — die nun endlich den Rechten gefunden hatte, den Mörder, den Schwätzer, der fortan thun muß, was sie will. Den Wahnsinnigen, der nicht mehr schweigen konnte, der in einer Hetäre, einer Dirne die Vertraute suchte. Will sie nun

sein Geld, er muß es geben; will sie ihn selber, ganz, er muß sich ihr geben. Er wird das Gelächter der Welt. Er, der Harmonische!

Eine wilde, verzweifelte Wut, wilder als damals in Kissingen, fuhr ihm durch die Glieder. Er warf Sabines Arme von sich, mit einem plötzlichen Ruck; im nächsten Augenblick hob er die Faust. „Dirne!" brach ihm aus der Kehle, eh er noch wußte, was er wollte. „Dich heiraten? — Ich töte dich!"

Wie schon von seiner Faust getroffen sank sie in die Knie. Über ihrem gebeugten Kopf breitete sie die Finger aus; alles ein Augenblick.

„Laß mich leben!" schrie sie.

Es war ein kraftloser, halberstickter Schrei; er fuhr Ruland doch ins Gebein. Da stand er also wie vor zwölf Jahren, als einer, der morden will. „Laß mich leben!" schrie sein Opfer. Es fehlte nur noch der Dolch in der Hand ... Grauen schüttelte ihn. Er öffnete die Faust und schloß die Augen.

Sabine sah das, nun sprang sie auf. Mit wenigen Schritten, im Lauf, war sie draußen, im Schlafzimmer. Er hörte den Riegel an ihrer Thür. Er hörte den Schlüssel im Schloß.

Nach einer Weile, mechanisch, ging er ihr nach. Mechanisch blieb er an der Thür stehn und horchte. Drinnen regte sich nichts. Es war totenstill. Sie stand vielleicht auch an der Thür und horchte wie er. Vielleicht dachte sie: Wird er am Ende doch klopfen und sagen: laß mich ein! Ich thu, was du willst! Ich häng ja so an dir; bin dir nun verfallen. Du wirst meine Frau. Laß mich jetzt nur ein zu dir!

Das alles in ihre Seele hinein mit Grauen denkend, schüttelte er den Kopf. Er sah sich nur noch an der Thür einer Dirne. Er sah da einen Mann, der keine Ehre im Leibe hatte, weil er noch an dieser Thür stand. Auch in seinen Sinnen war Totenstille. Es fror ihn nur, es rieselte ihm kalt durchs Mark.

Schweigend, mit halbgeschlossenen Augen, ging er durch die andere Thür hinaus.

* * *

An den Fluß gekommen — er wußte nicht, nach wie langer Zeit — setzte er sich aufs Bollwerk hin. Es war frei von Schnee, aber kalt; was thut's? dachte er. Ich erkält mich nicht mehr. Das ist auch ein merkwürdiges, ruhiges Gefühl! Die kleinen und die großen Sorgen, alle still geworden. Werd du nur auch selber still! Noch einmal der Gefaßte, der Harmonische! Daß du doch als Ruland endest.

Er schüttelte sein Haar, wie so oft auf dem Weg hierher: Weiterleben? Nein! In der Gewalt dieser Frau? Vor ihr zittern müssen? Und wenn sie auch jetzt nicht wiederholte: „Heirat mich!" doch immer fürchten müssen: es kommt!? Und die Selbstverachtung? Und die erbärmliche, niederträchtige, nie zu überwindende Reue? Nie begreifen: wie geschah mir das? wie hab ich mich so verloren? ich? — Damit weiterleben?

Das Mondschiffchen schaukelte sich noch immer im Kampf mit den Wolkenwellen; Orions Schultern wehrten sich noch gegen die wandernden, flatternden Streifen; schwül und doch fröstelnd wehte die durchfeuchtete Luft. Ruland starrte lange zum Himmel auf; allmählich, verwunderlich, kamen ihm ungekannte oder seit der Knabenzeit vergessene Gefühle. Nie begreifen, dachte er, wie mir das geschah? Vielleicht — vielleicht versteh ich's doch. Denn es ist doch wunderbar — wunderbar — wie viel ruhiger mir nun ist. Ich war nie so ruhig. Ich hatte doch immer — ich wollt's nur nicht wissen — hatte doch immer eine Last in mir. Ach, mich so zu spielen, war schwer! Was geht mich die Welt an? dacht ich. Was ist mir das Gesetz? Diese Sache war nur zwischen ihm und ihr und mir! — Aber der Orion. Wenn einer den Orion gemacht hat — und die Mondsichel — und ihn, sie und mich — und wenn in unserm Leben, nicht von oben, aber tief innen, etwa doch so was wie ein höherer Wille waltet ...

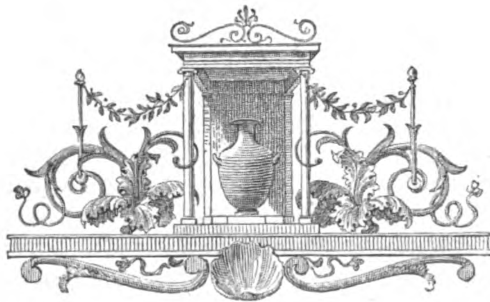
Gott! brach es aus ihm hervor; er wollte nicht, es kam doch. Gott — wenn ich dich so nennen soll — warum soll ich dich so nennen. Es ist nur ein Menschenwort. Aus der Kinderzeit! Wenn aber irgend so etwas Unbegreifliches waltet ... Dann verstünd ich diese Last in mir. Gottes Werkzeug?

Wer ist Gottes Werkzeug? Wer weiß seinen Willen? Wer hat irgend ein Recht an ihn? Wer hat eine Macht gegen ihn? — Da sitz ich bei so einem Weib. Ich hab gewußt, daß sie nicht mehr ist als eine Dirne; hab's nur in der Verliebtheit vergessen. Und weil sie meine eitle Seele kitzelt — weil ich ihr gefallen will, ganz — weil sie mich so lieben soll, wie sie ihren welschdeutschen Verführer liebte — und weil mir die schwülen Winde durch die Sinne rauschen — darum brech ich die Thür in mir auf und werf ihr mein Geheimnis, mein Leben hin. Wenn das nun der Wille des andern, des Allmächtigen war ... O du Ohnmächtiger!

Er seufzte tief aus der Brust. Er starrte auf den dunklen Fluß hinab. Seine Ruhe war wieder verschwunden — weil er noch saß, noch grübelte, noch lebte. Da unten war die Ruhe. „Erlösung." Das Wort trat ihm auf die Lippen; er sprach es laut. Nicht zu laut: weit und breit war niemand. Er sprach es noch einmal; es hatte so einen guten, befreienden Klang. — Ja, nun mit Fassung, als Ruland enden!

Er wußte, was er wollte. Er nahm seine Brieftasche mit den stählernen Ecken, nahm auch seine Geldbörse; wenn sie mich ohne die finden, dachte er, so werden sie wie bei dem andern denken: Raubmord! Man hat ihn tot geschlagen, in den Fluß geworfen! — Er ließ beides hinunterfallen; zweimal gurgelte die schwarze Flut. Das Messer, das er dann aus der Tasche zog — es war nicht das alte; es stand nicht so fest im Griff; aber scharf und gut war's auch. Er öffnete sich die Brust, ließ sie nackt von der feuchten Luft anwehen. Dann fühlte er, wo das Herz ihm schlug. Das Herz, dachte er; seine Schwester Auguste stand ihm plötzlich vor der Seele. Die einzige, die er doch noch lieb hatte; die einzige, an die er noch denken wollte. An der befühlten, erhorchten Stelle setzte er die Spitze seines guten Messers auf die Brust; — doch da er zu warm an Auguste dachte, traten ihm gefährliche Thränen in die Augen. Er jagte alle Gefühle weg. „Marmor!" murmelte er. Dann stieß er zu, so stark er konnte.

Nur ein Seufzer entfuhr ihm noch. Er ließ den Kopf vornübersinken. Da unten war die Ruhe. Schwer und ohne Willen fiel der Körper hinab; er war schnell versunken.





H. von Herkomer: Unser Dorf.

Hubert von Herkomer.

Von

Jarno Jessen.

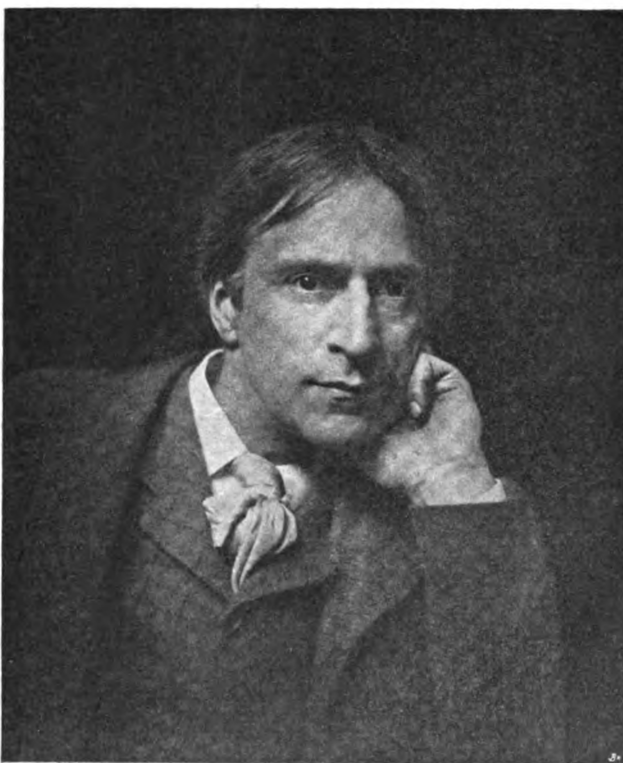
(Nachdruck ist untersagt.)

In der Vielheit die Einheit erkennen, ist das Ziel alles Denkens. Erst aus der Ruhe vermag sich Lebensfülle zu entwickeln. Dinge und Menschen beunruhigen uns so lange, als wir ihnen urteilsunfähig gegenüber stehen. Immer gilt Schillers Mahnwort: „Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir; aber vor der Verwirrung in dir.“ Verwirrend auf den ersten Blick in ihrer Vielseitigkeit erscheint uns die Persönlichkeit des deutsch-englischen Malers Hubert von Herkomer. Er tritt gegen die geheiligtste aller Mächte, die Gewohnheit, auf. Er zwingt, mit zusammengesetzten statt mit einfachen Größen zu rechnen. Über den bedeutenden Maler waren die Akten längst geschlossen, der Wiederbeleber einer alten Farbentechnik, der neuerdings auch sein Anrecht auf die deutsche Heimat geltend macht, begegnet kritischen Bedenken. Es wird etwas von zersplitterten Kräften angedeutet, die Vielheit scheint die Einheit zu verdunkeln. Gerade einer proteischen Begabung wie der Hubert von Herkomers gegenüber ist ein besonderer Maßstab geboten. Wir stehen vor einem Universalismus des Könnens, der gegenwärtig in der Welt der schöpferischen Individualitäten nicht seinesgleichen findet. Leibniz, die „Akademie in sich“, Vollmenschen der Renaissancezeit wie Leonardo da Vinci, Michelangelo steigen in unserer Erinnerung auf. Dennoch kennt das deutsche Publikum nur Einzelausstrahlungen von Herkomers Genie. Ihn in seiner Ganzheit erfassen, heißt ihn in England als den König von Bushey, den Schloßherrn auf Lululaund, den Leiter der Herkomer-Akademie beobachten.

Rastlos ist sein ganzer Tag in den Dienst des besten Förderers aller Genies, des Fleißes, gestellt. Nur mit der Ausnutzung jeder Minute ist er im stande gewesen, seinen überreichen Pflichten nachzukommen. Wie anderen frohe Feste die sauren Wochen kürzen, findet er Erholung in dem Wechsel mit der Thätigkeit. Eine neue Methode ist ihm ein neuer Lebensgenuß. Auf die Anfrage, ob nach den anstrengenden Berliner Ausstellungswochen nicht eine Ruhepause eintreten würde, bejahte er dies mit dem Zusatz: „Jetzt folgt nur die Jury-Thätigkeit für die Londoner Akademie, dann ein stiller Monat zur Ausführung eines großen Emaillebildes und Porträts — die male ich natürlich immer.“ Die Vielseitigkeit der Begabung müßte diesen Künstler vollständig aufreiben, wenn er nicht die Energie ihrer Disciplinierung besäße. Es ist keine Frage, daß er trotzdem ein menschliche Kräfte fast übersteigendes Können einsetzen muß. Die Hölle giebt die halben Talente, der Himmel giebt ein ganzes oder gar keins, hat Heinrich von Kleist ausgerufen. Es ließe sich hinzufügen, Himmel und Hölle geben die vielen Talente. Dieses Midasgeschenk ist Herkomer zu teil geworden. Von diesem Standpunkt aus ist sein gesamtes Schaffen zu beurteilen. Was der Maler, der Malerradierer, der Emailleur, der Kunsttechniker zuweilen unerfüllt läßt, ergänzt die Gesamterscheinung. Herkomer, der Abkömmling eines kunstbegabten Handwerkergeschlechtes, ist stolz darauf, in sich eine Vereinigung von Künstler und Kunsthandwerker zu fühlen. Der Mechaniker festigte die Grundlage, der Künstler adelte die Arbeit des Mechanikers. Der Zug unserer Zeit zur Neubelebung des Kunstgewerbes findet in einer Persönlichkeit wie die Herkomers den ersehnten Förderer. Er hilft auf englischem Boden den Appell John Ruskins an das ästhetische Gewissen der Zeit, die reformatorische Arbeit William Morris' weiter in die That umsetzen. Kaleidoskopisch erscheint uns das Gesamtbild des Meisters, schwächer schimmert die eine oder die andere Farbe, manche leuchtet in intensiver Schönheit.

Das vollste Licht sammelt sich an dem Punkt, der Herkomer als den Maler darstellt. Hier nimmt er innerhalb des englischen Kunstschaffens seinen eigenen Platz ein. Steht er in seiner ersten Schöpferperiode auch stark unter dem Einfluß Frederick Walkers, dessen tiefer Mollton noch heute in seiner Seele nachschwingt, so hat der Genius ihn instinktiv auf die Bahn gewiesen, die seine Größe bedeutete. Walkers Gemütsnote fand in dem deutschen Auswandererkinde das verwandtschaftliche Fühlen des Naturanbeters und des Socialisten. Sein gedämpftes Sonnenleuchten durchwärmt Herkomers erste Landschaftsbilder. Dann rührt sich ein dramatischer Nerv mehr und mehr in seinen Aquarellen, und schließlich klingen beide Seiten in seinen monumentalen Gruppenschöpfungen und den Porträts zusammen. Unberührt ist Herkomer von dem mystisch romantischen Zuge der englischen Malerei des vorigen Jahrhunderts geblieben. Die christliche Legende, der Artuskreis, Dantes Poetenträume haben in sein Bereich keinen Einzug gehalten. Ein persönlicher Freund aller zeitgenössischen englischen Malgrößen ist er dem Zuge des eigenen Herzens gefolgt, dem Autokratentum des echten Genies. Wohl hält „die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, sein Schoßkind, die Phantasie“, häufig bei ihm Einkehr, dann kündet sich der deutsche Träumer, dem Elfen und Gnomen ihren Spuk vorgaukeln. Aber zu krankhaften Baudelaire-Stimmungen im Erlkönigreich neigt er nicht. Er liebt die Träume im Tannenwald, wo Sonnenlichter durch die Wipfel spielen, wo das Harz gesunde Düfte spendet. Herkomer steht am sichersten, wenn ihm aus dieser Erde seine Freuden quellen, er hat sein Höchstes erreicht in der Wiedergabe des Menschen. Gerade auf diesem Gebiet ist seine Stellung bei der königlichen Reihe seiner Vorläufer um so bewundernswerter. England ist das beneidete Land der großen Porträtisten und des Geschmacks für gute Porträtmalerei. Wie in früheren Jahrhunderten die Meister des Auslandes Holbein, Antonio Moro, van Dyck hierher zu Gast gebeten wurden, um Zeitgrößen mit ihrem Pinsel zu verewigen, sah das Inselvolk bereits vor anderthalb Jahrhunderten einen eingeborenen Künstler von der überwältigenden Wirkung Hogarths. Als dann um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts die europäische Malerei einen Stillstand erlebte, hielten Reynolds

und Gainsborough, Romney und Lawrence die vornehme Verfeinerung ihrer Zeitgenossen im Bilde fest, schufen Typen höherer Grazie und Verführung. Ein anderer Geist durchweht die Neuzeit. Seelengeheimnisse bannt Watts in seinen Menschen auf die Leinwand, espritvolle Improvisationen Whistler und Sargent, tadellose Eleganz Millais und Tadema. Drüben finden die klassischen und die modernen Schulen ihre Gefolgschaft. Hubert von Herkomer hat seinen ganz persönlichen Stil in der schlichten, ruhevollen und gehobenen Art der Menschendarstellung. Er hat den englischen Typus in der Ungebundenheit und Noblesse seiner Formgebung weit charakteristischer erfaßt als einst Holbein, sein deutscher Vorläufer auf englischem Boden. In technischer Vollendung hat der alte Meister den Vorrang, er mochte oder wollte sich in seinen englischen Porträts jedoch nicht von dem massiven Gepräge des Deutschtums loslösen.

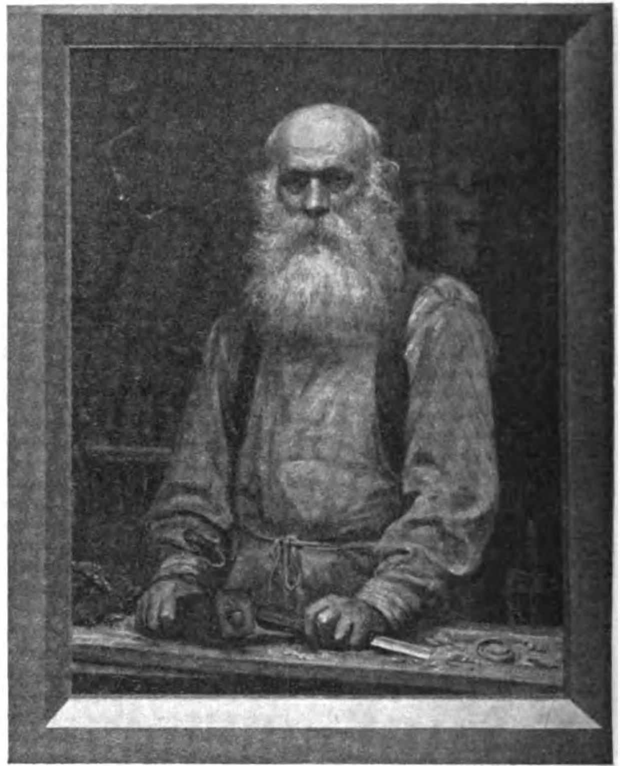


H. von Herkomer: Selbstbildnis aus dem Jahre 1898.

Schon als Persönlichkeit stellt Herkomer etwas Besonderes dar in dem Gemisch des Bauern und des Gentleman. Blicken wir in sein lebensprühendes Antlitz, auf die leichtbewegliche Gestalt, so redet der Geist unablässiger Rührigkeit zu uns. Ja, ein Vergleich seines Gesichtes im Lauf der letzten Jahre scheint die wunderbare Thatsache eines Verjüngungsprozesses zu lehren. Ein edles, bärtiges, fast leidumflortes Künstlerhaupt hat sich in eine glattrasierte, geistreiche Schauspielerphysiognomie umgewandelt. Nicht Eitelkeit hat diese Änderung diktiert. Es ist dem Meister ohne Bart bequemer, er spart Zeit. Er ist gewöhnt, dem persönlichen Standpunkt in allem zu folgen. Nach Abstammung und Wohnort ist Herkomer ein Bürger zweier Länder. Er hat sein Anrecht auf beide durch Gründung fester Heimstätten kundgethan. Wenn der Sommer über die Lande zieht, treibt es ihn in die bayerische Heimat. Hier hat er am rauschenden Lech zum Andenken an die Mutter den hundert Fuß hohen Mutterturm errichtet, in dem er sein Sommeratelier aufschlägt. Sonst thront der König von Bushey in seinem englischen Barbizon, nicht weit von der Geburtsstätte Shakespeares.

Der Zug des Herzens zum deutschen Vaterlande hat ihn bestimmt, echt bayerischen Stein zum Bau seines Stammhauses nach England überführen zu lassen. Jetzt ragt dieser Herrensitz als ein wetterfester, gelbgrauer Riese mit mittelalterlichem Rundturm und rötlichen Fensterverblendungen in Bushey auf. Es ist der Wirklichkeit gewordene Traum dreier Generationen vortrefflicher Kunsthandwerker. Der Großvater im bayerischen Städtchen Landsberg trug sich bereits mit dem hochfahrenden Plan eines Familienhauses. Herkomers Vater erkühnte sich dann, ein Türmchen aufzusetzen, das der Mißgunst übelwollender Nachbarn zum Opfer fiel. Es hieß schon damals, „die Herkomers

wollen alles anders als andere Leute." Noch harrt mancher Innenraum in Lululaund der Vollendung. Der Garten, der das Haus in weiter Ausdehnung umgiebt, ist frei von steifem Parkcharakter. Obstbäume, Gemüse- und Blumenbeete wechseln in ihm ab. Dem Besucher fällt bald ein großes Zelt auf, das fest im Boden eingerammt steht. Dies erklärt der Meister als den Reisekameraden für sich und seine Familie. Er liebt es, Naturschönheiten als Tourist zu genießen, um in voller Freiheit zu skizzieren. Im Zelt wird dann übernachtet und gespeist, und hier ist auch für alle Bequemlichkeiten aufs praktischste vorgesorgt. Es fehlen selbst die englischen Blumentöpfe vor den Zeltfenstern nicht. Herkomer und die Seinen sind auch leidenschaftliche Radler und können diesem Sport in der anmutigen Landnatur Busheys ohne Schwierigkeiten obliegen.



H. von Herkomer: Lorenz Herkomer, Vater des Malers.

Die Vielseitigkeit des Künstlers zeigt sich am überraschendsten an Lululaund selbst. Hier ist der Plan des Ganzen, die Innenausstattung, jedes Möbel und Gerät unter seiner Mitwirkung geschaffen. Ein Stil echter Gotik, von modernen Motiven begleitet, herrscht überall vor. Der deutsche Wald hat als Grundgedanke des Ganzen vorgeschwebt. Die aufstrebenden Architekturlinien der Zimmer und Möbel, das feine Schnitzwerk zierlicher Moose, die aus allen Randleisten hervorsprießen, die Ausblicke auf Busheys reizende Landnatur danken solchen Gemütsregungen ihre Entstehung. Verschwenderisch sind Holzverkleidungen an den Wänden und Decken verwendet. Der Salon ist ein wahres Kabinettstück in seiner Eigenart. Er ist in matten, bräunlich grünlichen Farben gehalten und zeigt eine Fülle kunstgewerblicher Schätze. Über dem massiven Wandgetäfel zieht sich ein breiter Frieskranz aus prachtvoll geschwungenen Metallranken in goldenen und silbernen Klettengewinden. In Nischen bauen sich wahre Meisterwerke gotischer Möbel auf. An einer Seite der Wand führt eine geschickt verborgene Wendeltreppe zu einem Orchesterraum empor. Herkomer, der leidenschaftliche Musikfreund und Wagner-Verehrer, liebt es, von hier aus seine Gäste durch eine Art verdeckter Klangwirkung zu überraschen. Ein magischer Bildeffekt fällt von dem Transparentgemälde einer schwebenden Terpsichore aus dem Orchesterraum in den Salon hinunter. Dieses Bild zeigt bei näherer Betrachtung eine besonders geschickte Erfindung, da Herkomer über den Körper der Tanzenden eine Gewandung buntfarbiger Gazen drapierte. „Der Rhythmus ist ein Teil der Musik, die Musik ein Teil der Schönheit, die Schönheit ein Teil der Religion," lautet die Unterschrift dieser symbolischen Schöpfung. Ein wundervoller Vorhang, der den Musikraum abschließen kann, besteht aus einem Purpurplüschgewebe mit echten Goldfäden.

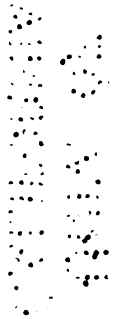
Ihn hat Herkomers Onkel am eigenen Webstuhl im Auftrage des Neffen, nach dessen Musterzeichnungen, hergestellt. An



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

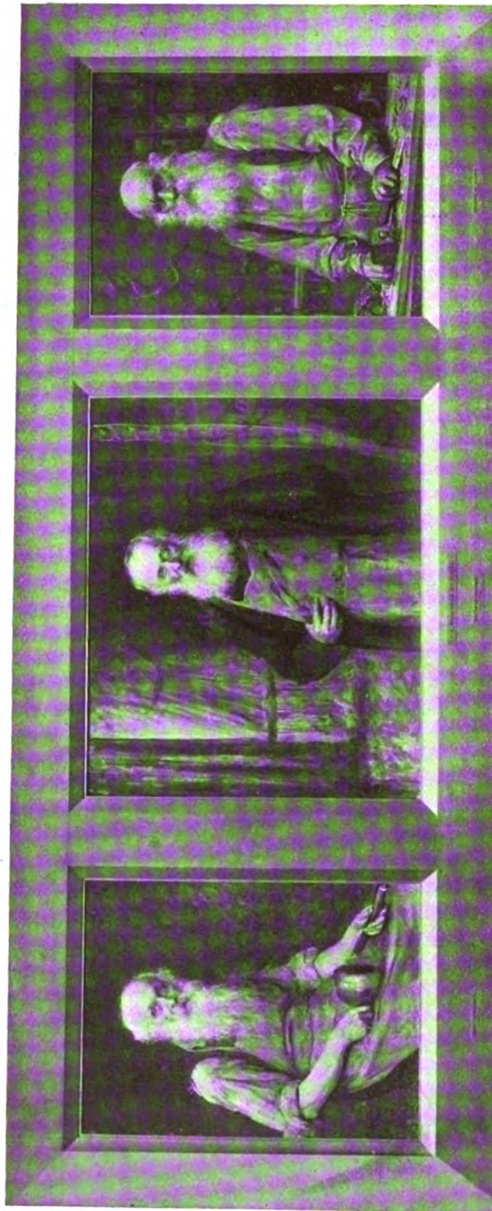
Zu Jessen: Hubert von Herkomer.

H. von Herkomer: In der Kapelle des Charter-Hauses.



jedem Meter hat der alte Meister eine Woche lang gearbeitet. Dieser und ein anderer Onkel des Professors, ein ausgezeichneter Kunstschreiner, sind aus Amerika nach Bushey übergesiedelt, und einer schafft noch rüstig in seiner Werkstatt. Das einzige Wandgemälde des hellen, geräumigen Ateliers, ein großes, dreiteiliges Ölbild, zeigt daher auch in meisterhafter Charakteristik Herkomers Vater und dessen beide Brüder, drei Prachtgestalten solider Tüchtigkeit. „Die Erbauer meines Hauses“ hat es der König von Bushey bezeichnet und sich selbst damit das schönste Ehrendenkmal errichtet.

Das Atelier in Lululaund überrascht in seiner Schlichtheit. Jeder künstlerische Sybaritismus, das Kennzeichen der meisten großen Malerheime, ist hier ferngehalten. Die Wände sind hellgrün getönt und durch rings umlaufende Ornamentstücke silberner Adlerflügel belebt. Jedes Modell kann durch eine Oberlichtvorrichtung von voller Helle umflossen werden. Für Bergung seiner neu entstehenden Gemälde hat sich Herkomer einen besonders praktischen Mechanismus erklügelt. Die Wand öffnet sich auf seinen Druck an verschiedenen Stellen und enthüllt bequeme Fächer, die die Werke aufnehmen. Auf seinem Arbeitstisch finden sich stets ein paar Lieblingsbücher des Meisters, wie Mark Aurel oder Emersons Essays, die seinen ernsten litterarischen Geschmack beweisen. Ein anderer Raum wird als Kupferdruckerei benutzt. Hier zieht Herkomer selbst jede von ihm radierte und geätzte Platte von den Pressen ab. Die Wände sind bis zur Decke mit den schönsten radierten Aquatinta und Schwarzkunstplatten dekoriert und bergen im Inneren gleiche Fachvorrichtungen wie das Atelier. Unvergleichlich in seiner Eigentümlichkeit wirkt der Eßsaal. Hier ist der Meister noch rührig an einem Hochrelieffriese beschäftigt, der rings über dem atlasschimmernden Cedernholzgetäfel bis zur Decke aufsteigt. In keinem anderen Wohnraume Lululaunds giebt es so farbenleuchtende Effekte. Auf einem vergoldeten Holzhintergrunde schwebt ein überlebensgroßer Reigen teils unbekleideter, teils in wallende Gewänder gehüllter Idealmädchengestalten, die polychrom getönt werden. Sie tanzen mit verschlungenen Händen und sollen symbolisch „das Band der Sympathie“ bedeuten, das die Bewohner untereinander und jeden Gast des Hauses mit ihm verknüpfen wird. Dieses Unikum einer Wanddekoration wird nach seiner Vollendung noch manche Feder in Bewegung setzen. Noch wacht Herkomer eifersüchtig über jeder Veröffentlichung aus diesem



H. von Herkomer: Die Erbauer meines Hauses.

Milieu. Er gedenkt innerhalb dreier Jahre selbst ein Buch über sein Wollen und Wirken auf Lululaund zu schreiben.

Das Dorf Bushey dankt dem Aufenthalt des Professors ein sichtliches Aufblühen. Noch dehnen sich liebliche Wiesenhänge mit ihren großzügigen Baumgruppen, Hügelketten und reichumblühte Hecken in seiner Umgebung aus; aber in die sauberen Straßen des Dorfes ist der rührige Geist der Gegenwart eingezogen. Wohl finden sich noch das Kirchlein mit seinem Baumriesen, die Gänseschar und die hübschen Landkinder, die im Abendgold träumen, wie es der Meister auf seinem gemütvollen Bilde „Unser Dorf" einst festgehalten hat. Aber die Firmenschilder der Spitzenklöppler, Weber und Kunstschreiner verkünden den neuen Zeitgeist. Die meisten Einwohner sind jetzt auf Pensionäre aus der Herkomer-Akademie eingerichtet. Eine anderthalbhundertköpfige Kolonie von Schülern und fertigen Malern aus allen Ländern hat sich um Herkomer angesiedelt. Keine Bohème ist unter ihnen gestattet, nur rühriges Schaffen und Kameradschaftlichkeit gilt als erstes Gesetz des Verkehrs. Ein Vorbild rastloser Pflichttreue und patriarchalischer Fürsorge, wacht der Professor über seiner Schöpfung. Jede Woche steht sein gastliches Heim an zwei Abenden den Studierenden offen. Des Sonntags weht die Flagge auf Lululaund und lädt jeden Wißbegierigen ins Atelier, den Fortschritt der Werke in Augenschein zu nehmen. Dieses Studium des Werdeprozesses eines Kunstwerkes hält Herkomer für einen wesentlichen Faktor der Ausbildung. Er kennt bei den vielerlei Methoden, die er zur Erreichung seiner verschiedenen Techniken einschlägt, niemals ein Geheimhalten. Im Reiche der bildenden Kunst ist er ein Selbstoffenbarer wie Byron und Goethe als Dichter. Das wahre Mysterium der Künstlerseele, meint er mit Recht, ist unnachahmlich. Individuell behandeln und nach dem Lebenden lernen lassen ist Herkomers Leitsatz als Lehrer. Er ist stolz darauf, daß in Bushey nicht zwei Schüler gleichmäßig arbeiten. Das höchste Ziel scheint ihm erreicht, wenn die Natur durch das Medium der Seele gespiegelt wird. In diesem Sinne sagt er: „Die Natur edel wiedergeben, das ist unser Text. Aller Kunstunterricht muß dorthin weisen, aller Einfluß auf dieses Ziel leiten." Für seinen Unterricht in der Bushey-Schule nimmt Herkomer keine Bezahlung. Eine Gesellschaft hat den Bau aufgeführt, trägt die Kosten und bezieht die Einnahmen. Ihr Anlagekapital verzinst sich bereits mit fünf Prozent.



H. von Herkomer: Bittgang.

An Herkomers Lebenslauf bestätigt sich die Wahrheit von der Unzerstörbarkeit eingeborener Principien. Es beweist sich, wieviel Zeit erspart wird, wenn eine scharfblickende Erziehung in richtiger Erkenntnis



H. von Herkomer: Abendbrot.

leitet. Trotz aller Nahrungssorgen wankten die Eltern nie in dem Vorsatz, ihr einziges Kind Maler werden zu lassen. Glühte doch auch in beiden ein Funke des heiligen Feuers, trotzdem sie schlichte Kinder des Volkes waren. Der Vater, Lorenz Herkomer, hatte hervorragende Begabung zur Kunsttischlerei, die Mutter war eines Schulmeisters musikbegabte Tochter. Es waren harte Zeiten nach der Revolution von 1848, die sie mit ihrem zweijährigen, schwächlichen Kinde von der heimatlichen Scholle als Auswanderer in die Neue Welt vertrieben. Auch hier schien kein Raum für einen geschickten Handwerker. Nach vergeblichen Mühen mußte sich der Vater entschließen, mit Weib und Kind wieder heimzukehren. Die Wegzehrung reichte nur bis Southampton, und so versuchten die Sturmverschlagenen, hier eine Heimstätte zu gründen. Der Vater arbeitete als Möbeltischler, die Mutter als Klavierlehrerin. Bei einem ihrer Schülerkonzerte trat der kleine Hubert zum erstenmal vor die Öffentlichkeit. Er hatte in einer sechshändigen Piece mit zwei jungen Mädchen zu spielen. Wie groß war aber die Enttäuschung, als er den Augen des Publikums völlig durch die zwei enormen Krinolinen seiner Mitspielerinnen entzogen wurde! Zum ersten Weihnachtsfeste verschafften gütige Nachbarn dem Kinde eine bescheidene Bescherung. Als der Sohn eines Tages das einzige Goldstück der Eltern verloren hatte, zwang die Armut den Vater, das Rauchen, alkoholische Getränke und Fleischkost aufzugeben. Diesem Beispiel stoischer Entsagung ist Herkomer zeitlebens gefolgt. Schon in den Knabenjahren ist ihm die Pflicht zur Arbeit aufgegangen. Während einer beschwerlichen Münchener Reise, die der Vater eines lohnenden Auftrags wegen antreten mußte, besuchte der Sohn einige Monate lang die Akademie. Hier galt das Dogma: „Die Natur ist schon ganz gut; aber Kaulbach ist besser.“ Nach beschwerlicher Heimfahrt erkrankte Herkomer. Sein empfindlicher Körper machte sich früh bemerkbar. Ihm regten sich die Lebensnerven, als ihn der Vater auf die South-Kensington-Kunstschule gab. Hier strebte sein charakteristischer Eifer den langen Lehrgang so viel als möglich zu kürzen. Probieren geht über studieren, war stets sein Leitsatz. Man verweigerte dem Neuling den Eintritt in die Aktklasse; aber erstaunliche Keckheit



H. von Herkomer: Wer kommt da?

hinauf sich nacharbeiten wollte. Alle bitteren Enttäuschungen des Beginnens galt es jetzt durchzuempfinden. Zurückgewiesene Arbeiten, harte Beurteilungen kaltherziger Kritiker verwundeten seinen Jugendeifer. Wer fragte danach, ob der Hochbegabte, kaum Neunzehnjährige, sein tägliches Brot auf dem Tisch hatte! Diesen Erfahrungen dankt Herkomer das Gefühl echter Kameradschaft gegen aufstrebende Talente. In That und Wort tritt er für gegenseitige Nachsicht und Hilfsbereitschaft ein. Ihm selbst ist der erste Erfolg durch den „Graphic“ gekommen. Schon hatte er auf alle Weise, als Bauhandwerker, als Zitherspieler einer Niggertruppe, versucht, seine Taschen zu füllen, als seine Zeichnungen dem neubegründeten Blatt zusagten. Ein hohes Glücksgefühl schwellte ihm die Brust, als er von den ersten Verdien- und eine überraschende Kreidezeichnung brachten ihn an das Ziel seiner Wünsche. Schnell fühlte Herkomer den tiefen Einfluß Walkers auf seine Individualität. Er hatte den Helden gefunden, dem er die Wege zum Olymp

sten mit den Eltern Ferienreisen in die bayerischen Heimatberge machen konnte. Wie ihm das Herz aufging angesichts all dieser Naturreize! Wie ihm die vollen, warmen Farbentöne seines Meisters Walker durch die Seele zogen!

So entstand das erste Akademiebild „Nach den Mühen des Tages“. Durch ein bayerisches Gebirgsdorf zieht sich das schillernde Band eines Flüßchens, das blühende Obstbäume umstehen. Vom Brünnlein am Ufer holt ein schlummerbefangenes Mädchen ihren Wasserbedarf. Der Gänsehirt treibt die Herde über die Dorfstraße. In den verglühenden Purpur der sinkenden Sonne hinein recken die Tiere verlangend die Hälse. Eine Reihe Giebelhäuschen zieht sich zu den Bergen empor. Des Tages Arbeit ist gethan, die Dörfler ruhen auf den Hausbänken. Der Jäger ist schon eingenickt; ein junges Weib träumt am Spinnrocken. Wie Anmut und leise Wehmut ist es über das Bild des Abendfriedens ausgegossen. Ein voller Erfolg in der Akademie lohnte den jungen Meister. Auch ein materieller Gewinn von tausend Mark kam ihm durch einen Zufall. Auf dem Omnibus hörte ein Herr Herkomers Gespräch mit seinem Rahmenmacher und führte ihm den Käufer zu. Ein neuer Auftrag von fünftausend Mark folgte schnell. Aus edelsten Absichten hatte der Vierundzwanzigjährige einer Frau die Hand gereicht, welche durch eingebildete Leiden sein Mitgefühl zu erwecken verstand. Kurz nach der Hochzeit bereitete ihm die seelisch und körperlich Erkrankte die Hölle im Hause. Ein Sohn und eine Tochter kamen zur Welt, und Chaos herrschte in seinem Heim. Zu seinem unnennbaren Schmerz sah er beide Eltern nach dem deutschen Vaterlande zurückkehren. Aber während tiefstes Dunkel auf seinem Inneren lagerte, ging sein Künstlergestirn immer strahlender auf.

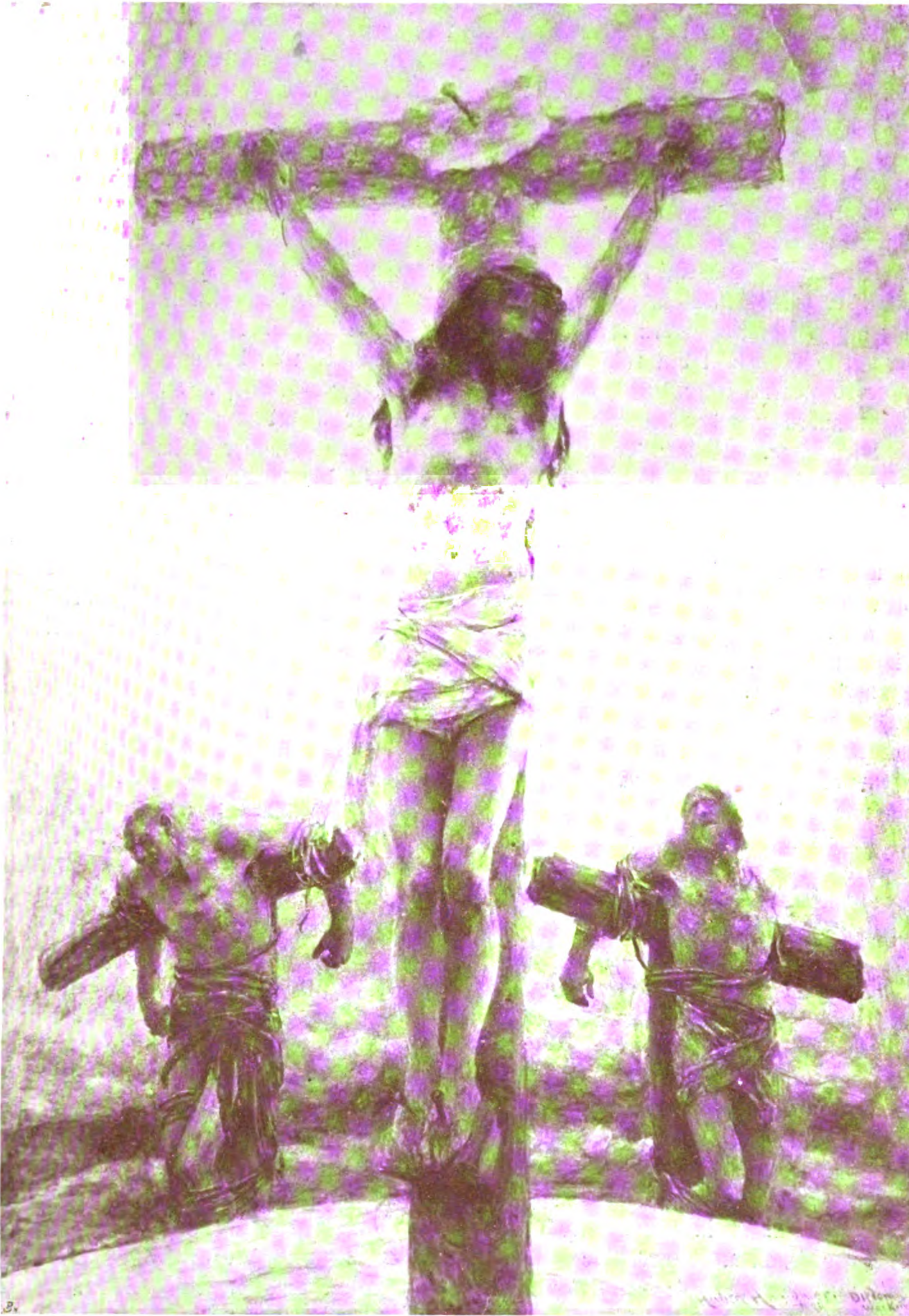
Aus dieser Frühzeit des Schaffens stammt eine ganze Reihe in Zeichnung, Kolorit und



H. von Herkomer: Während des Streikes.

seelischem Gehalt meisterhafter Aquarelle. Mit offenen Sinnen erfaßt der „zum Schauen Bestellte“ das Leben. Ernste und heitere Wirklichkeitsbilder, symbolistische Grübeleien und Märchenphantasien zwingen seinen Pinsel zur Gestaltung. Einige Bauersleute sieht er feierlichen Schrittes die Berge herabsteigen, um gutes Erntewetter zu erflehen, und sein „Bittgang“ wird geschaffen. Den buckligen Alten und seine Frau, die aus gemeinsamer Schüssel löffeln, oder den Großvater mit seinen beiden blitzsauberen Enkeln, die in der Hausthür einen Heimkehrenden erwarten, beobachtet er, und sein „Abendbrot“ und „Wer kommt da?“ entstehen. Sein sociales Herz pocht fühlend mit beim Anblick der verhärmten Arbeiterfamilie, die der „Streik“ brotlos gemacht hat, wie eine ganze Reihe gerade derartiger Schöpfungen Herkomer als den Seelenfreund der Enterbten offenbaren. Das Christentum im edelsten Sinne erfüllt des Künstlers Inneres, und ein ekstatischer Augenblick spiegelt ihm durch einen „Riß in den Wolken“ den gekreuzigten Heiland und die Schächer vor. Sonderbar erscheint er uns im Banne des Phantasus. Gnomen und Nixen treiben in seinem Kopfe dann ein wirres Spiel. Eine „Feensymphonie“ bildet sich unter seiner Hand, ein Stück lebendig gewordenen Dämmerungsspuks, das trotz seiner entzückend feinen Farbenskala von schwarz zu lichtgelb und silbergrau nur ein zerflattertes, mißmutiges Capriccio scheint. Ohne eine Ahnung von den Gesetzen der Perspektive, der Komposition und rechten Farbenbehandlung schuf Herkomer, einem instinktiven Drange folgend, sein berühmtes großes Ölbild „Die Chelsea-Pensionäre“. Von seinem Princip der Freskomalerei verleitet, hatte er die Farben so trocken behandelt, daß er das Werk fünf- bis sechsmal von beiden Seiten mit Bindemitteln durchtränken mußte, um Risse zu verhüten. Hier war in schlichtester Form ein Ausschnitt des Menschenlebens gegeben. Eine Anzahl rotröckiger Invaliden ist in kahler Kapelle zu stillem Gottesdienst versammelt. Kein dekorativer Schmuck der Farben oder des Beiwerks erstrebten Effekt. Nur die ernste Idee der letzten Musterung vor dem Allmächtigen sollte den Beschauer in ehrfurchtsvolle Rührung versenken. Eine neue Note des Könnens war angeschlagen. Herkomer hatte bewiesen, daß er den Menschen wiedergeben konnte wie die Landschaft. Ihn schmerzte es, daß er sich aus den Bahnen Walkers herausgleiten fühlte; aber der Genius verlangte ungehinderte Gestaltung seiner eigenen Ideen. Einstimmiges Händeklatschen der Prüfungsjury empfing die bedeutende Leistung in der Londoner Akademie. Die goldene Medaille der Pariser Ausstellung wurde Herkomer zu teil.

Zwei verwandte Schöpfungen hat des Malers Werdegang später in einem beinah regelmäßigen Abstand von je zehn Jahren gezeitigt. 1889 malte er die „Kuratoren des Charter-Hauses“ beim Gottesdienst in der Kapelle und 1898 das „Hurra der Krimveteranen“ beim Diamant-Jubiläums-Festzug. In voller Freiheit der Raumbeherrschung, der Beleuchtungseffekte und der Ölfarbentechnik sind diese Gruppen geschaffen. An Innerlichkeit der Auffassung haben sie die erste nicht übertroffen. Immer vertieft sich der Meister mit Vorliebe in Physiognomien, deren Unterstimmung ein Zug resignierender Wehmut ist. Winterlandschaften gleichen sie, die ein gütiges Mondlicht erhellt. Die vornehmen Einwohner des Charter-Hauses haben nach gescheiterten Lebensschicksalen ihren Ruhehafen gefunden wie die alten Pensionäre im Kriegerstift. Das gleiche Lebensbild in der Höhe wie in der Tiefe. Das Charter-Haus-Bild ist jetzt eines der Prachtstücke des neueröffneten Nationalmuseums für britische Kunst, der Tate-Galerie. Es ist eine der vollendetsten Gruppenkompositionen der zeitgenössischen Malerei. Was auf diesem Gebiet Kroyer für Dänemark, Roll für Frankreich, Anton von Werner für Deutschland leisteten, hat Herkomer für England geschaffen. Ihm fehlt die geistreiche Note des Dänen, die realistische Unerbittlichkeit des Franzosen, die statistische Thatsächlichkeit des Deutschen. Er hat seinen persönlichen Grundton, das melodramatische Pathos, den poetischen Realismus. Wie prachtvoll hat er gerade auf diesen großen Werken den englischen Männertypus charakterisiert! Die Herren des Charter-Hauses in ihren schwarzen Mänteln und Cylinderhüten, deren Gesichter so untrüglich eine enttäuschende Vergangenheit kün-



H. von Herkomer: Ein Riß in den Wolken.

den, sind die Gentlemen von Geblüt. Auf diesem Bilde giebt kein farbiger Ton irgend eine belebende Klangwirkung. Ernste Stimmung waltet vor, nur das Tageslicht flutet voll von oben herab. Es erhellt die vornehm rührende Gestalt eines schönen, weißköpfigen Herrn, der wie in tiefer Ehrfurcht vor der Gegenwart des Höchsten den Hut abgenommen hält. Die „Chelsea-Invaliden" hat Richard Muther ein Doelenstück des neunzehnten Jahrhunderts genannt. Erst zur Zeit des sechzigjährigen Regierungsjubiläums der greisen Königin fand der Maler ein ähnliches Motiv in den Krimveteranen. Hier durfte sein Pinsel den rauschenden Farbenaccord scharlachroter Uniformen, grüner Festguirlanden und der britischen Nationalflagge festhalten. Während er in der Mitte des Bildes die Wirkung durch ein weißgekleidetes, kleines Mädchen und ihren Blütenstrauß zum höchsten Forte steigerte, dämpft sich nach oben zu die laute Farbenmusik in den ehrfurchtsvoll entzückten Gesichtern der Veteranen und dem tiefen Bronzeton des Krimdenkmals ab. Prachtvoll klingt die Bewegung des Augenblicks, der die greise Diamantjubilarin des Britenreichs unten vorbeiführt, in Einzelheiten des Bildes wieder. Scheu flattern die Londoner Tauben empor, und wie von mächtigen Luftschwingungen empfinden wir die Flaggendraperie des Monumentes geschwellt. Wie ergreift vor allem die physiognomische Tiefe dieses Werkes! Ein Moment äußersten Seelenpathos ist in diesen schlichten Kriegergesichtern aufgefangen. In dem rauschenden Orchestertutti des Diamantjubiläums hat der Künstler ein rührendes Solorecitativ belauscht. Dem Rathaussaal seines bayerischen Heimatstädtchens, dessen Wandbilderschmuck Herkomer nach und nach vollendet, hat er ein großes Gruppenbild, „Der Stadtrat von Landsberg", gespendet. Hier ist eine Ratsitzung zwölf ehrenfester Bürger in prachtvoller Charakteristik festgehalten. Durch die geöffneten Fenster zeigen sich die Giebelhäuser des Städtchens, und das Spiel des Lichtes gleitet über die würdige Versammlung. Voller Leben und doch voller Ruhe ist auch dieses Werk. Es spiegelt nur die Wirklichkeit, doch diese ganz in dem Sinne Goethes, der den Künstler als Sklaven und Herrn der Natur zugleich aufgefaßt haben will und von ihm als Herrn verlangt, „daß er diese irdischen Mittel seinen höheren Intentionen unterwerfe."

Nach dem Erfolg der Chelsea-Pensionäre vermeinte man von Herkomer nur noch neue Kriegerbilder zu sehen, aber mit der ihm eigenen Unabhängigkeit malte er das, wozu er Stimmung fühlte. Der absolute Gehorsam gegen den eigenen Impuls ist immer sein künstlerisches Schaffensgesetz geblieben. So kam er dazu, das Bild des von ihm leidenschaftlich verehrten Richard Wagner bei dessen Londoner Besuch zu malen. Zu einer Sitzung war der ungeduldige Komponist nicht zu bewegen. Herkomer zeichnete ihn daher aus dem Gedächtnis und zwar derart, daß Wagner beim Anblick dieser Skizze in die Worte ausbrach: „Sie sind ja ein Hexenmeister!" Er bewilligte dem Künstler nun eine Viertelstunde Sitzung. Nur an einem Ohr fand Herkomer eine Verbesserung nötig. Er meinte bei diesem Vergleich seiner Arbeit mit dem Original, daß er seinen Wagner vorzöge. Dieses Werk ist heut ein Schmuck der Villa Wahnfried und gilt als das beste Bildnis Wagners. Ebenso unliebenswürdig wurde Herkomer bei Tennyson empfangen. Der Dichter haßte Sitzungen und teilte dies seinem Maler in großer Schroffheit mit. Trotzdem ging Herkomer mit Feuereifer an sein Werk und wollte sich abends gerade zur Ruhe legen, als Tennyson die Thür öffnete und ihm zurief: „Ich glaube, Sie sind ehrlich, gute Nacht!" So war der Freundschaftsbund geschlossen.

Porträts und Landschaftsbilder wechselten jetzt in rascher Folge. Auf verschiedenen Touren nach Wales lebte sich Herkomer in seinem Freilichtbedürfnis aus. Die ergreifenden Bilder „Windverweht" und „Heimwärts" und das Aquarell „Der Erzdruide von Wales" entstanden damals. In dem feierlichen Antlitz des greisen Naturpriesters scheinen die himmelwärts gerichteten Augen einer Offenbarung zu lauschen. Wie geheimnisvolles Raunen geht es durch die alten Eichen und die düsteren Wolkengebilde. Dieser Prophet wird die Verkündigung erfassen. Er ist selbst ein Teil des mystischen Naturwebens. Das Jahr 1879 machte Herkomer

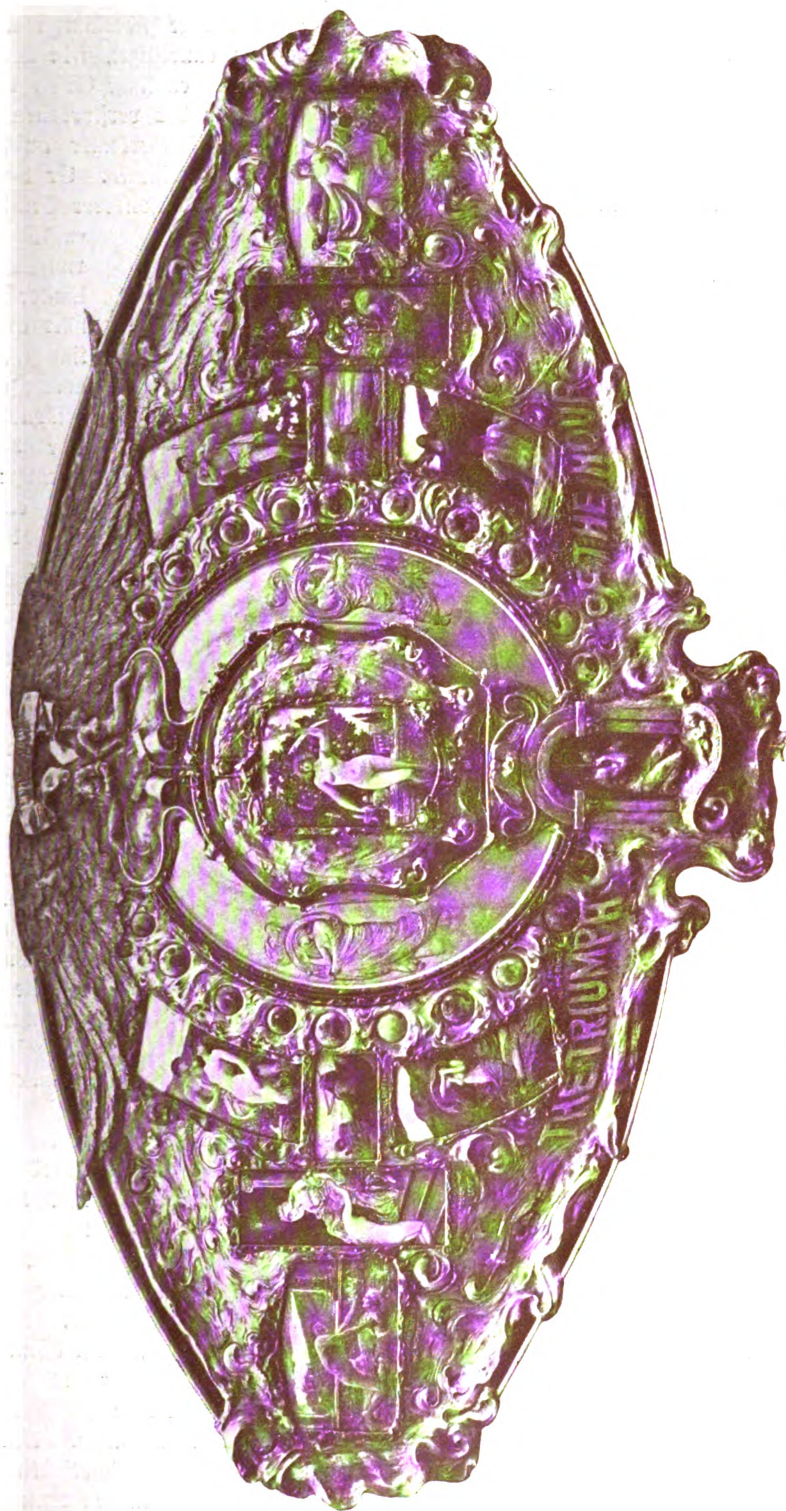


H. von Herkomer: „Ein Hurra der Königin!“
Die alten Krimkrieger an ihrem Denkmal bei der Jubiläumsfeier der Königin im Jahre 1897.



H. von Herkomer: Emailbild „Altar der Schönheit“.

zum Mitglied der Akademie und entriß ihm die heißgeliebte Mutter. Er kaufte die Stätte ihres Todes und errichtete als Denkmal kindlicher Liebe den Mutterturm. Der vereinsamte Vater mußte zu dem Sohn in England zurückkehren. Es kam nun für Herkomer die Zeit, wo er als Porträtmaler modern wurde. Nach dem Tode seiner Frau begann er sein Heim in Bushey in größerem Stile anzulegen. Auf Bitten seines Nachbarn, der ihn zum Lehrer für sein Mündel gewinnen wollte, wurde der Grund der berühmten Herkomer-Schule mit einem Bau für sechzig Kunststudenten gelegt. Obwohl er ohne Kenntnis des Lateinischen und Griechischen war, berief man Herkomer, auf Anraten Max Müllers, zum Professor von Oxford. Man freute sich, eine frische, selbstgemachte Kraft auf diesem klassischen Boden neue Anregungen geben zu hören. Und Herkomer fühlt sich immer in seinem Element, sobald er seinen inneren Überfluß mit vielen teilen darf. Die aufopfernde Pflegerin seiner Gattin, Lulu Griffith, war inzwischen seine zweite Frau geworden, und mit ihr zog der Friede in sein Heim. Auf ihre



H. von Herkomer: „Der Triumph der Stunde." Silber=Prunkschild, Email.

besondere Bitte malte Herkomer auch Frauenporträts. Miß Grant, die jüngste Tochter seines Freundes, trug seinen Ruhm als Frauenmaler durch Europa. Mit Stolz erzählt Herkomer, daß der einzige Stuhl der Berliner Ausstellung damals vor seinem Bilde gestanden habe. Neue Wunden waren seiner Seele durch den Verlust zweier heißgeliebter Wesen, seines Weibes und seines Vaters, bereitet. Nur rastlose Arbeit schützte ihn vor dem Zusammenbruch. Im Jahre 1886 hat er, nach eigener Angabe, sechsunddreißig Porträts gemalt, im folgenden einen Cyklus von vierzig Aquarellen aus seiner Umgebung von Bushey vollendet. Oft fand er sich von vier bis sieben morgens im Freien skizzieren, um acht im Zug nach London, um drei Sitzungen abzuhalten, und bereits wieder für eine Abendstimmung in Bushey. Neue Seelenruhe überkam ihn, als seine Schwägerin einwilligte, sein Weib zu werden. Da das englische Gesetz die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau verbietet, ließ sich Herkomer aufs neue als Deutscher naturalisieren. Er durfte sich jedoch später, mit besonderer Bewilligung der englischen Regierung, auch Engländer nennen, gehört also buchstäblich zwei Nationen an. Jetzt sind die beiden Kinder erster Ehe bereits verheiratet; ein Sohn und ein Töchterchen dritter Ehe haben sein Heim mit jungem Leben erfüllt.



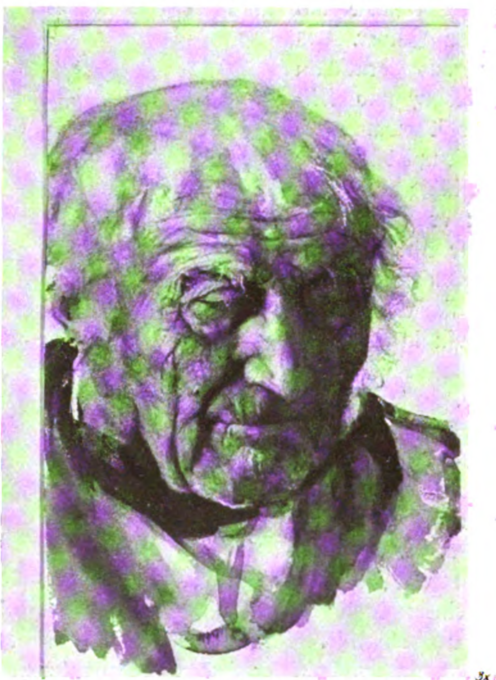
H. von Herkomer: Mrs. Gervaise Beckett.

Durch eine zufällige Bitte seines Kindes für eine Weihnachtsaufführung ist Herkomer zur Bethätigung seiner schauspielerischen Anlagen gekommen. Aus einer kleinen Kapelle in Bushey entwickelte er ein regelrechtes Theater. Er zeigte eine erstaunliche Leistungsfähigkeit als Architekt, Regisseur, Bühnendichter, Komponist, Kapellmeister und als Schauspieler. Die Neueinrichtungen, welche sein erfinderisches Genie in seiner Bühne traf, waren derart überraschend, daß Herkomer 1892 gebeten wurde, einen öffentlichen Vortrag über „Bühnenkunst“ im Avenue-Theater zu halten. Er wollte sich durchaus nicht als Reformator aufspielen. Mit der Begeisterung des selbstschöpferischen Autodidakten trug er seine kühnen Neuerungen vor. Jedes Bühnenbild verlangte er von dem



H. von Herkomer: Alte Dame. (Studienkopf.)

Standpunkt des Malers gesehen. Der Vordergrund sollte natürlich behandelt, der Hintergrund perspektivisch modelliert und die Atmosphäre durch Gaze gegeben sein. Fußlichter waren abgeschafft, der Vorhang rollte nach den Seiten auf, das Orchester war unsichtbar wie in Bayreuth. Der Mond in Bushey mit seinem Zinnrund und den von innen herausleuchtenden elektrischen Lichtern hat einen besonderen Ruf erlangt. Bei den Vorstellungen wirkten der Professor, seine Familie, die Schüler und einige Berufsschauspieler mit. Herkomer wird als Schauspieler selbst von Kennern hochgestellt. Im Jahre 1889 wurde sein „Idyll“ vor fünfzehnhundert geladenen Gästen zum Besten der Dorfbewohner aufgeführt; Hans Richter hatte das Orchester übernommen. Er nannte Herkomers Musik eine Überraschung und niemals alltäglich. Da ein Freund das versprochene Stück nicht lieferte, entdeckte sich Herkomer als Dichter. Er wählte seinen Stoff aus dem englischen Volksleben. Ein reicher Lord und Gutsherr sucht die schöne Tochter des wackeren Dorfschmieds mit seinen Verführungskünsten zu umstricken. Ihn versteht ein braver Schmiedegesell durch das schlichte und mutige Bekenntnis der eigenen Liebe derart zu rühren, daß der Don Juan seine Beute großmütig aufgiebt. Minnesängerweisen und Hochzeitsreigen beschließen das Singspiel, und unter den Festgästen erscheint der Lord, der jungen Frau als erster Gratulant die Hand schüttelnd. In Text und Musik wechseln naive und prickelnde Stellen; aber der Geist des Ganzen ist durchaus idyllisch. Das Stollbergsche Empfinden „süße, heilige Natur“ schwebt über dieser Schöpfung, ein tiefes Gemütsleben, das wir so ganz deutsch zu nennen lieben und das doch zugleich auch so ganz englisch ist. Für andere Aufführungen wählte Herkomer dramatische Stoffe aus George Eliot und französischen Dichtern. Eine seiner Glanzrollen wurde der bucklige Filippo aus François Coppées „Geigenbauer von Cremona“. Versagte ihm der Dialog, dann mußten stummes Spiel und Musikbegleitung helfen. Mit wahrer Leidenschaft entwickelte er seine von der Mutter ererbten Fähigkeiten. Die Tonmalerei erschien ihm plötzlich im verklärten Lichte der Bilderkunst. Er studierte Instrumentation



H. von Herkomer: Alter Mann. (Studienkopf.)

aus Büchern und Komponisten. Hatte er sich vorerst mit dem Klavier begnügt, so war ihm bald ein volles Orchester unerläßlich. Hieran wuchs Herkomer zum Kapellmeister empor und erklärte das Dirigieren der eigenen Musik als den berauschendsten aller Genüsse. Zu seinen großen Vorstellungen gingen Extrazüge von London, und unabsehbare Karossenreihen fuhren in Bushey vor. So glänzende Triumphe auch Herkomers schauspielerische Leistungen fanden, ist er doch heute dieser Arbeit müde. Vorläufig, sagt er, und hoffentlich auf immer bleibt das Theater geschlossen. Er hat eben Stimmung für anderes.

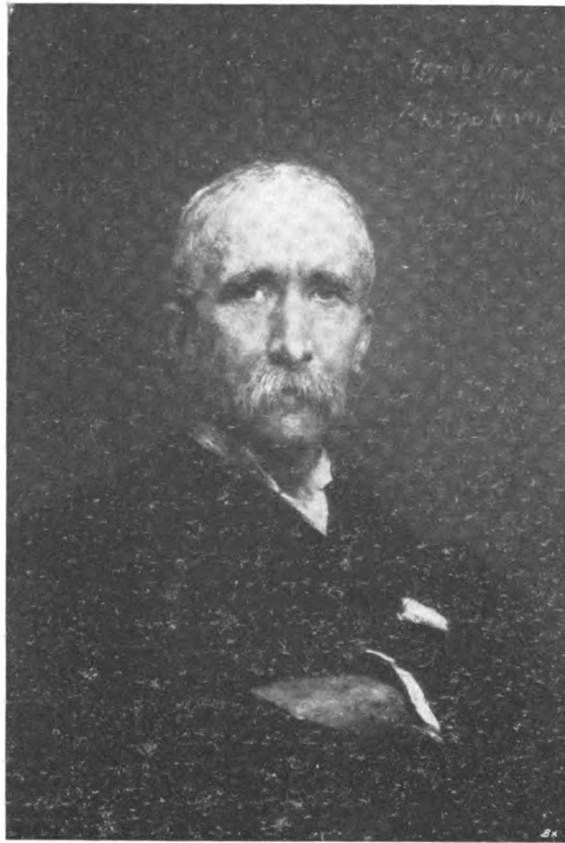
Auf dem Gebiete der Schwarz-Weiß-Kunst hat Herkomer eine neue Technik erfunden, die dem Künstler gestattet, sich direkt mit dem Pinsel auf einer versilberten Kupferplatte auszusprechen. Zu diesem positiven Prozeß hat er eine besondere Tinte gemischt, die niemals trocknet. Er stäubt die Oberfläche mit einem Pulver, das er aus deutschem Schwarz und Mineralöl gewann, und klopft und bürstet sie vorsichtig ab. Dann setzt er das granulierte Bild dem elektrischen Bade aus, bis sich ein Kupferdeposit in der Dicke der ersten Platte bildete. Die Ränder werden nun gefeilt, und das exakte Negativ läßt sich von dem Original abheben. „Was mir sonst sechs Wochen nahm, erreiche ich nun in einem Tage,“ ist des nimmer Rastenden frohe Erkenntnis. In allen vervielfältigenden Verfahren gilt er immer als großer Anreger, meist als unbestrittener Meister.



H. von Herkomer: Lord Kitchener.

Den Freunden kann er jetzt nicht genug von seiner neuesten Liebe, der Emaillemalerei, erzählen. Dieses Problem hat ihm gewissermaßen ein Zufall, ein Besuch der Kunstgewerbeschule in Birmingham, gestellt. Es ist ihm durch eisernen Fleiß gelungen, eine Technik voll endloser Mühseligkeiten bereits nach zwei Jahren zu meistern. Schon heute handhabt er das spröde Material der Mineralfarben wie Öl. So sehr Herkomer auch von dem Antipodentum des Künstlers und des Archäologen durchdrungen ist, weil der eine eben kein Künstler und der andere kein Gelehrter ist, hat er dennoch mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die geschichtliche Entwickelung der Emailletechnik studiert. Im Gegensatz zu den Forschern stellt er sich auf den Standpunkt, ihre Entstehung bereits vor der Geburt Christi anzunehmen. Er findet, daß die Phasen ihrer Ausbildung fast

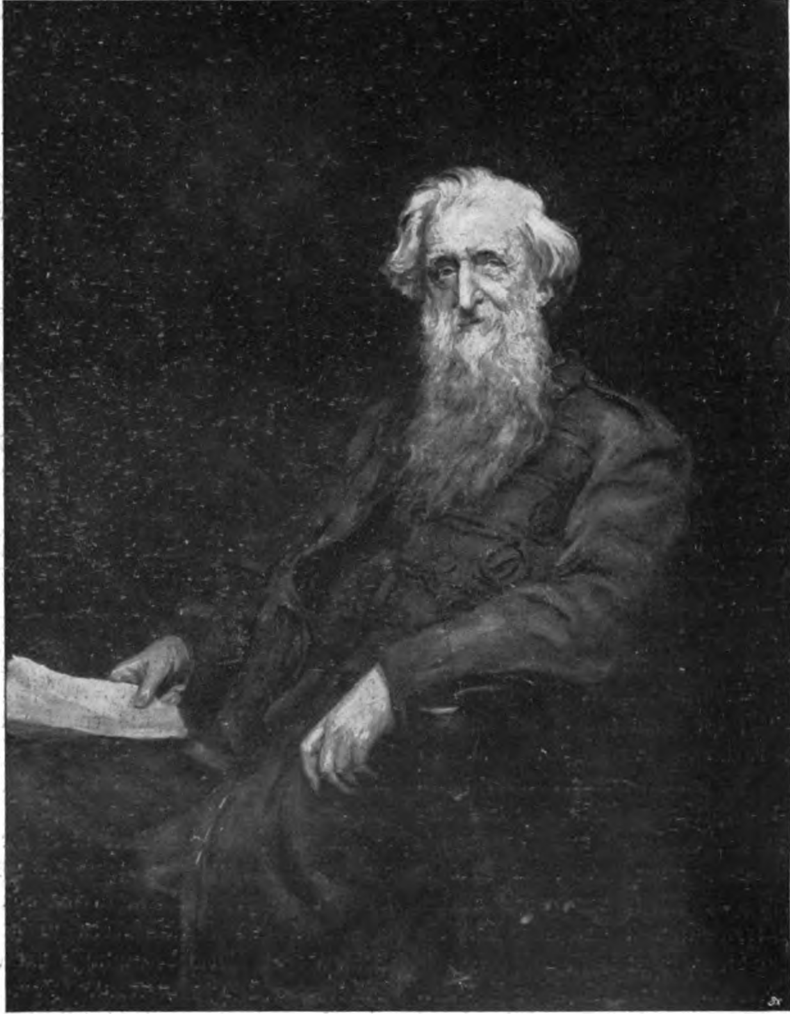
gleichen Schritt mit denen der christlichen Kirche hielten. Mit jeder freiheitlichen Regung der Kirche sieht er die Technik in freierer Form erblühen. Die Arbeiten Léonard Limousins nennt Herkomer die eines Juweliers, die Pénicauds, meint er, kopierten nur Dürer, Raffael und Michelangelo. Ihm ist jeder Tonwert, jeder Effekt erreichbar und auch jede Größe durch beliebige Zusammensetzung der Platte. Sein Grundsatz lautet, durchsichtige Emaille über substantieller zu verwerten, um den rechten Glanz zu gewinnen. „Die Emaillemalerei ist eine beständige Anstrengung, den Enthusiasmus in Schach zu halten, ohne ihn von seiner Triebkraft einbüßen zu lassen," sagt Herkomer. Mittelalterliche Emaillen stehen ihm am höchsten, und die Neugeburt dieses Kunstzweiges sieht er in den Händen eines echten Malers, der zugleich durchaus praktisch und mit genügenden Geldmitteln ausgestattet ist. Die eigenen Leistungen Herkomers zeigen ihn an manchen Stellen schon auf diesem erträumten Gipfel. Kenner meinen, daß ihm Wirkungen durch die Verwendung des Kupferplattenuntergrundes, der sich durch die Feuerung werfe, geschmälert werden. Unbestritten aber ist, daß Herkomer Fleischtöne von bisher unerreichter Schönheit und Farbenspiele von der Leuchtkraft der Rubine und Saphire erzielt hat. Er selbst, der große Maler, vermochte kompositionell und koloristisch als bedeutender Anreger zu wirken.



H. von Herkomer: Briton Rivière.

Ein Werk von unvergleichlicher Eigenart der Gliederung und des Ideengehaltes ist ihm in dem Silberprunkschild „Der Triumph der Stunde" gelungen. Seinem Entzücken über das neuerworbene Können als Emaillemaler gedachte er in einem bisher nie gesehenen Werk Ausdruck zu verleihen. Aus einer Vereinigung seiner kunstgewerblichen und künstlerischen Fähigkeiten entstand eine Schöpfung, die ihresgleichen auf dem Kunstmarkt nicht findet. Mag man wider die Farbenwirkung des Ganzen und manche Einzelheiten, wider die schwerverständlichen Abstraktionen des Inhalts einzelne kritische Einwände erheben, die Thatsache ist nicht zu leugnen, daß wir einer völlig eigenartigen Schöpfung eines großen Künstlers gegenüberstehen. In diesem Werk ist es Herkomer ein Bedürfnis gewesen, seine Lebensphilosophie auszusprechen, eine divina commedia in Metall und Emaillefarben zu gestalten. Seine tiefsten Seelenbekenntnisse hat er dem Silberprunkschild anvertraut. Zum Raum wird ihm hier die Zeit. Er stellt in einer sieben Fuß langen Plakette die fliehende Stunde als ein Metallmeer dar, das in wallendem Gewoge dahingleitet. In diesem Ocean der Zeit läßt die einzelne Stunde ihre pathetischen Momentbilder des Erhabenen und Niedrigen auftauchen. „Göttliches Gesetz" schreibt der Künstler als Motto über sein Gedankenpanorama. Er zeigt Mann und Weib ihm in Fesseln unterworfen; zeigt die flüchtige Stunde von ihm gelenkt; denn

über allem Wechsel herrscht unwandelbar die Einheit. Oben am Schild deutet die Wanduhr auf die Vergänglichkeit. Unten läutet der Glöckner das alte Jahr aus; aber neben ihm das Kindlein weist auf die Wiedergeburt alles Lebens. Schon prangt auch die gegenwärtige Stunde in sieghafter Jungfrauenschönheit auf dem bezaubernden Mittelbilde. Sie allein hat der Künstler in dem Silbergrau des Schildes in goldene Schwingen eingerahmt. Köstlich schimmert der Fruchtbaum hinter ihr, neben ihr rieselt der Quell des Lebens, aber auch sie triumphiert nur, bis die unerbittliche Hand mit der Sense neben ihr der kurzen Herrscherwonne ein jähes Ende bereitet. In zehn anderen Emaillebildern werden um diese Mitteltafel bedeutungsvolle Schicksalsaugenblicke dargestellt. Links und rechts wechseln dramatische Scenen vom Sieg des Heiligen und Brutalen, von der Tragik der blinden Verzweiflung und des nutzlosen Strebens, von grausamem Hingeopfertwerden und rührender Menschenliebe. So tief oft schwermütige Töne aus des Künstlers Seele zu dringen scheinen, weiß er uns andererseits doch auch mit versöhnenden Perspektiven zu trösten und unser Gefühl durch edle Züge zu erheben. Wir sehen links auf dem äußersten Bild die rohe Kraft, im Ingrimm über Klassenvorrechte, den Herrscher bezwingen. Auf zwei anderen Tafeln richten die Träger



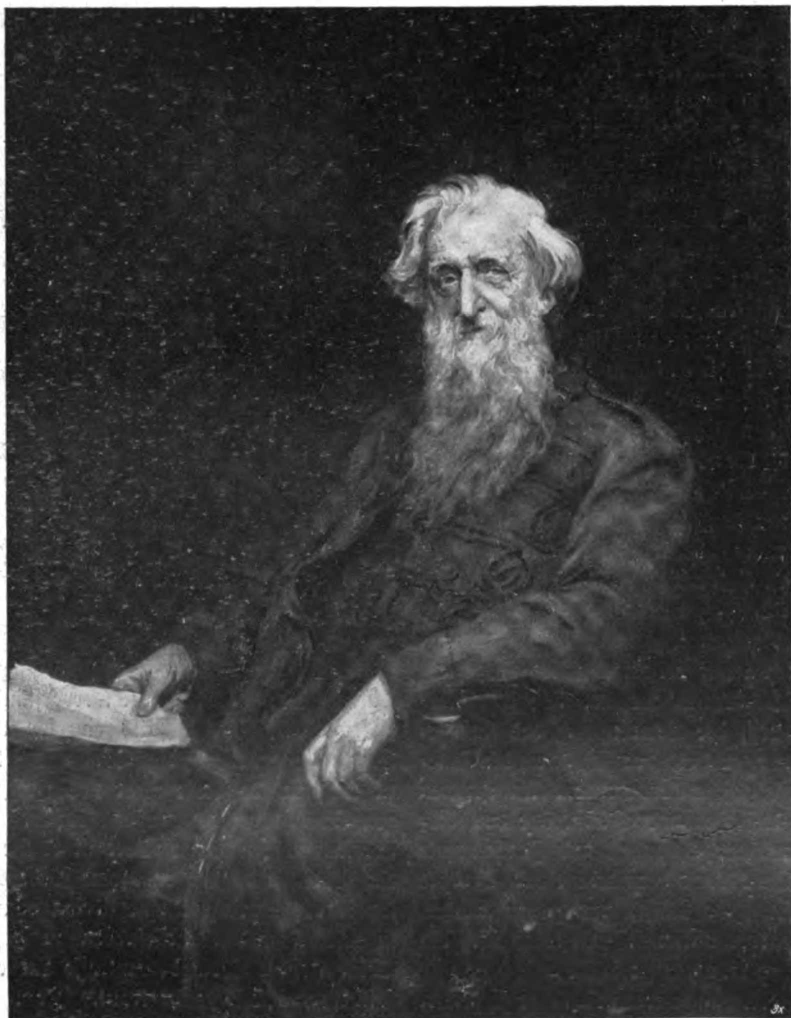
H. von Herkomer: William Booth, „General“ der Heilsarmee.



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Jessen: Hubert von Herkomer.

H. von Herkomer: Selbstbildnis. (Uffizien-Galerie, Florenz.)

über allem Wechsel herrscht unwandelbar die Einheit. Oben am Schild deutet die Wanduhr auf die Vergänglichkeit. Unten läutet der Glöckner das alte Jahr aus; aber neben ihm das Kindlein weist auf die Wiedergeburt alles Lebens. Schon prangt auch die gegenwärtige Stunde in sieghafter Jungfrauenschönheit auf dem bezaubernden Mittelbilde. Sie allein hat der Künstler in dem Silbergrau des Schildes in goldene Schwingen eingerahmt. Köstlich schimmert der Fruchtbaum hinter ihr, neben ihr rieselt der Quell des Lebens, aber auch sie triumphiert nur, bis die unerbittliche Hand mit der Sense neben ihr der kurzen Herrscherwonne ein jähes Ende bereitet. In zehn anderen Emaillebildern werden um diese Mitteltafel bedeutungsvolle Schicksalsaugenblicke dargestellt. Links und rechts wechseln dramatische Scenen vom Sieg des Heiligen und Brutalen, von der Tragik der blinden Verzweiflung und des nutzlosen Strebens, von grausamem Hingeopfertwerden und rührender Menschenliebe. So tief oft schwermütige Töne aus des Künstlers Seele zu dringen scheinen, weiß er uns andererseits doch auch mit versöhnenden Perspektiven zu trösten und unser Gefühl durch edle Züge zu erheben. Wir sehen links auf dem äußersten Bild die rohe Kraft, im Ingrimm über Klassenvorrechte, den Herrscher bezwingen. Auf zwei anderen Tafeln richten die Träger



H. von Herkomer: William Booth, „General“ der Heilsarmee.



H. von Herkomer: Selbstbildnis. (Uffizien-Galerie, Florenz.)

der Krone in barmherziger Liebe Gefallene und Gebrechliche empor. Der Prunkschild ist trotz seiner scheinbar widerspruchsvollen Scenen dennoch als das Bekenntnis einer einheitlichen Lebensphilosophie des Künstlers Menschenbrust. Wir besitzen in Dürers und Holbeins Holzschnittfolgen, in Klingers tiefsinnigen Radierungscyklen bedeutsame Künstlergedanken, die in einzelnen Bruchstücken mitgeteilt wurden und erst vereint eine Ganz-

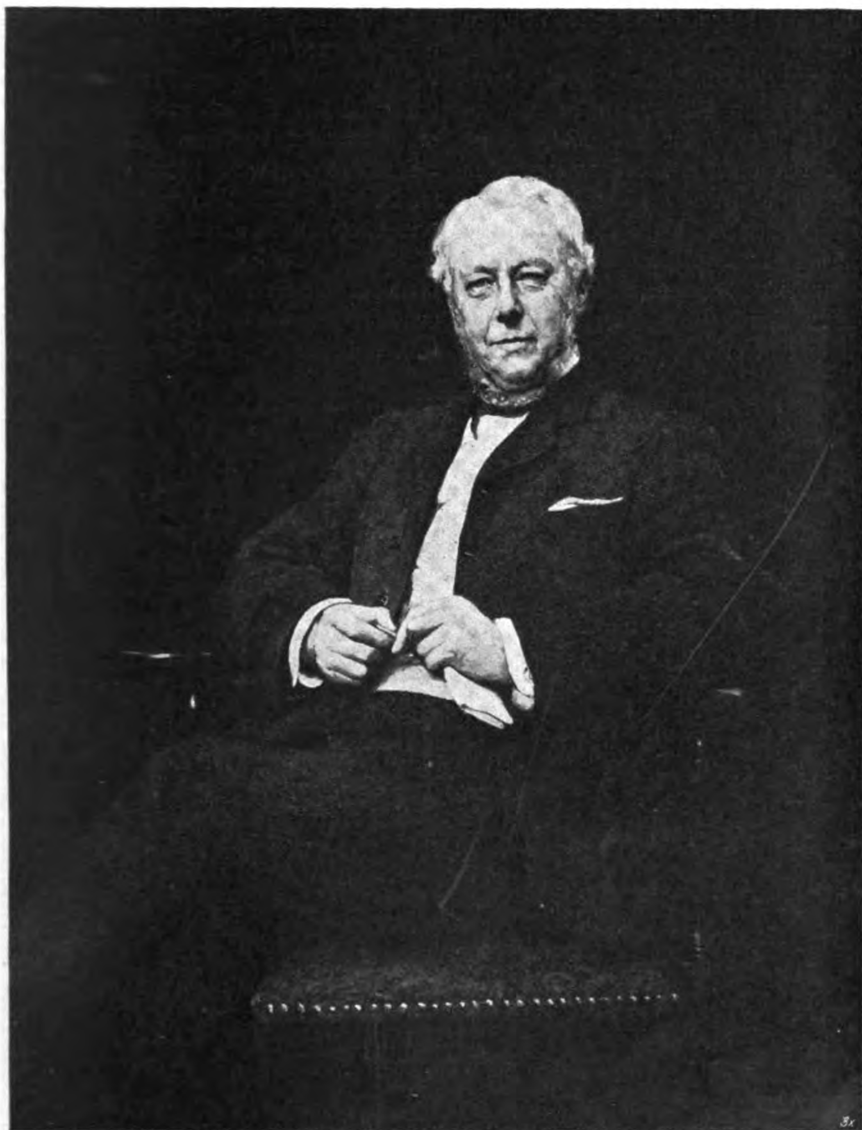


H. von Herkomer: Der Herzog von Devonshire.
(Aus der Gemäldesammlung Sir Cuthbert Quilters, M. P.)

aufzufassen. Er will unter dem leitenden Gedanken der Vergänglichkeit des Daseins den unschätzbaren Wert der flüchtigen Stunde betonen. „Hütet euch vor Blindheit und Thorheit, seid hilfreich und gut,“ scheint er uns zuzurufen. Herkomer, der Realpessimist, ist von der Nichtigkeit alles Irdischen durchdrungen, aber Herkomer, der Idealist, glaubt an den Triumph des Göttlichen in der heit ergeben. Niemals sind jedoch bisher in so eigenartiger und übersichtlicher Zusammenfassung Bekenntnisse aus dem Innenleben eines großen Meisters geboten worden. Gerade in diesem Emaillewerk beweist sich der Einfluß englischen Kunstschaffens auf einen so individuellen Künstler wie Herkomer. Hier steht er im Bann seiner Umgebung; der symbolistische Geist der englischen Maler-

romantiker wirkt auf ihn ein. Er scheint der Herzensbruder des großen Allegorikers Watts, der stolz darauf ist, nur Ideen zu malen. Die Hypnose dauert augenblicklich noch stark in ihm weiter. Seine letzte Emailleschöpfung, „Der Schönheit Altar“, ist wiederum die Verkörperung einer Abstraktion. Sie zeigt die Eitelkeit in der Gestalt einer unverhüllten Jungfrau von durchaus englischem Typ, die auf goldenem Thron mit ihren Reizen prunkt. Über ihr hat sich ein Pfau niedergelassen und schlägt sein schillerndes Rad wie einen passenden Rahmen zu dieser Schaustellung verführerischer Körperlichkeit. Auch der neue Plan zu einem weit umfangreicheren Emaillewerk als die bisherigen ist bereits von Herkomer in einer Aquarellskizze festgelegt. Er gedenkt darin den Begriff „Jugend“ auszuführen.

Ein neues Ruhmesblatt hat Herkomer seinem Lorbeerkranze mit der Wiederbelebung der Emailletechnik zugefügt, wir aber wollen hoffen, daß er die Vollkraft seines Könnens auf sein Schaffen als Porträtmaler konzentriert erhalte. Wir lieben ihn als den Meister des Pinsels, den Meister der freien, schwungvollen Linie, der sich als Menschenbildner souverän entfalten kann. Fürsten, Staatsmänner, Künstler, schöne und gefeierte Mädchen und Frauen haben sich um ihn, als den Porträtisten, geschart. Ganz in dem Geiste der alten Meister, die Schlichtheit und Ruhe zu ihrem ästhetischen Kanon erhoben, strebt er sich zu zeigen. Er vermeidet jeden Dekor, er verachtet Kompromisse mit der Tagesmode. Sein ganzer Effekt liegt in einer möglichst natürlichen und großwirkenden Pose, die in sich wie ein schöner Vollaccord ausklingt. Im Sinne eines blühenden Kolorits ist Herkomer kein Kolorist zu nennen. Er verwendet nicht die vollen Wirkungen der Komplementärfarben, er liebt das Ganze auf einen möglichst gedämpften Grundton zu stimmen. Dem internationalen Erfolg seiner „Dame in Weiß“ folgte der der „Dame in Schwarz“. Beide Porträts gehören in individueller Wiedergabe und Vornehmheit der Auffassung zu den besten Frauenbildern aller Zeiten. Den verwandten Typus der schönen Miß Grant, wenn auch nicht in gleicher Vollendung der Züge, finden wir in der blonden „Gervaise Beckett“. Hier dieselbe Freiheit und Geschlossenheit der jungfräulichen Individualität, die gleiche Schlichtheit und doch Pomphaftigkeit der natürlichen Haltung. Auch der lockere Gewandstoff verhüllt und betont in gleicher Weise den Wuchs und läßt nur den Hals als klassischen Träger des Hauptes gänzlich frei. Fast stört uns auf einem Porträt wie dem der jungen Balldame die Geradlinigkeit der stehenden Gestalt. Wir vermissen die prachtvolle Herkomer-Linie, trotzdem die liebenswürdige Schnippischkeit des Ausdrucks einen besonderen Typ der Engländerin charakteristisch wiedergiebt. Das Brustbild der weißhaarigen Dame mit den gütigen, leidberührten Zügen, der lockeren Shawldraperie um Kopf und Schulter verrät die Wesensart einer gemüt- und phantasiereichen Frauenseele. Köstliche Schmuckstücke, Spitzen und strotzende Prunkstoffe der Rubens und Tizian finden sich nicht bei Herkomer. Dieser Verächter der Modernität wird der Kostümkunde keinen Anhaltspunkt bieten. Der Mensch an sich ist das Ziel seiner Kunst. „Ich liebe alle meine Modelle,“ sagt er, „ich liebe sie, wie sie sind, nicht, wie ich sie haben möchte.“ So weiß er auch bei jedem seiner Männerporträts den Eindruck absoluter Glaubwürdigkeit zu erwecken. Der Mann der eisernen Energie, des zähen Zielbewußtseins ist „Lord Kitchener“ in seiner Tropenuniform. Aus lichter Atmosphäre hebt sich sein straffer Körper, und wie in der Ferne schimmern die orientalischen Kioske, die den Sieger von Afrika kennzeichnen. Der Typus einer Muskelpotenz und doch der vornehme Engländer scheint „Lord Hartington“. In seiner sitzenden Stellung tritt der massive Körperbau in voller Plastik hervor, während die Hände auf natürlichste Weise mit dem Augenglas beschäftigt sind. Wie eine geniale Improvisation wirkt der Heilsarmee-General Booth, in wuchtiger Primamalerei auf die Leinwand gebannt. Dieses unvergleichliche Greisenhaupt, dessen kühne und gütige Züge in jeder Falte geistiges Leben spiegeln, verrät zugleich in dem etwas gekniffenen Ausdruck der Augen eine gewisse Beimischung des Schlauen, etwas Kleinmenschliches in dem Übermenschlichen. Geistiges Innenleben dringt durch die wohlwollende Zurückhaltung auf dem Gesicht des



H. von Herkomer: Doktor W.

alten Herrn, der in voller Lebenswahrheit sitzend dargestellt ist. Eine königliche Reihe meisterhafter Schöpfungen ließe sich gerade auf diesem Gebiet noch aufzählen. Wie Herkomer hier seinem Pinsel volle Freizügigkeit gestattete, hat er in liebevoller Vertiefung, mit äußerster Durcharbeitung des Details eine Aquarell-Bildergalerie seiner Londoner Akademiekollegen angelegt. Wir zeigen aus dieser Sammlung den ernsten, scharfblickenden Kopf Briton Rivières. Als eine Spende der Freundschaft schuf er jedes dieser Porträts, und manches ist ein wahres Kabinettstück durchgeistigter Auffassung. Immer strebt Herkomer danach, einen möglichst schlichten Hintergrund zu geben. Meist konstruiert er sich eine Art wolkiger Atmosphäre, aus der der Mensch in plastischer Greifbarkeit herauswächst. Sein künstlerisches Princip ist, daß der Hintergrund nur wie die Begleitung eines Gesanges wirken dürfe. Der Wert eines Porträts sinkt für ihn mit seiner Betonung. Erst im Anfang dieses Jahres hat sich Herkomer, in seiner Eigenschaft als Kunstdocent, an der Londoner Akademie über Porträtmalerei geäußert. Die Ansichten sol-

cher Autorität haben berechtigtes Aufsehen hervorgerufen.

Herkomer stellt sich seinem Modell gegenüber ganz auf den Standpunkt des Psychologen. Er hält es für notwendig, durch Gespräche den inneren Menschen ergründen zu können und ihn von seiner besten Charakterseite zu zeigen. Es wird überraschen, daß er den Herren größere Eitelkeit als den Damen zuspricht. Auch nennt er die Frauen von Natur künstlerischer. Gegen Freilichtbeleuchtung tritt er entschieden auf, weil sie

In seinen Vorlesungen liebt es der Professor, anderen aus den reichen Schätzen seiner Erfahrungen mitzuteilen. Im Laufe der Jahre hat er sich in Oxford und London als der große Anreger erwiesen. Wie er oft rein Technisches besprach, scheut er sich ebensowenig, mit kühnem Wagemut in das Bereich der Metaphysik einzudringen. Bei dem Thema „Inneres und äußeres Sehen“ versuchte er die Aufmerksamkeit auf eines der merkwürdigsten Kapitel der Psychologie zu lenken, dessen tiefere Erforschung für die

It is in thy power to think as thou wilt: the essence of things is in thy thoughts about them: All is opinion conception: No man can be hindered by another, what is outside thy circle of thoughts is nothing at all to it; hold to this, & you are safe. One thing is needful — to live close to the divine genius within thee, & minister thereto worthily.

Yours ever
Hubert Herkomer

Herkomers Lieblingswort aus Mark Aurel.

die Ruhe raube. Die erste Bedingung eines guten Porträts ist ihm die Ähnlichkeit. In der Photographie sieht er einen nützlichen Handlanger der Porträtmalerei. Er findet jedoch den Künstler unzulänglich, der nicht ohne sie schaffen kann, und findet sie für den Kunstschüler verhängnisvoll. Trotz aller Schwierigkeiten betet Herkomer seinen Beruf an. Er nennt ihn den herrlichsten aller Kunstbethätigungen, weil er das lebendige Buch der Menschheit aufschlägt. „Wir haben die Weltgeschichte in unseren Händen, wenn wir die Menschen malen, die sie machen. Aber groß ist diese Kunst nur, wenn sie im würdigsten und schlichtesten Gewand einhertritt.“

bildenden Künste wichtige Aufschlüsse verspricht. An realen Beispielen sucht Herkomer in dieses geheimnisvolle Bereich einzudringen, und es gelingt ihm, die Gesetze des Sehens für den Künstler weit über die dem gewöhnlichen Sterblichen gezogene Grenze zu erweitern. Er weist nach, wie der Phantasiebegabte niemals nur das korrekte Sehbild des Auges aufnimmt, sondern durch sein inneres Sehen den Natureindruck abändert. Diese Pathologie findet Herkomer in der höheren Begabung künstlerischer Naturen. Er betont jedoch gleichzeitig die unbedingte Notwendigkeit, Reales und Unreales in der Kunst wohlabgewogen vereinen zu können.

Wie er sich in diesen Vorlesungen mit der ihm eigentümlichen Mischung des Praktikers und Idealisten gegeben, strömt die reine Essenz der Poesie aus dem Vortrag: „Das malenswerte und liebenswerte England.“ Hier zieht er das volle Register der Gemütstöne. Die Arbeit ist von demselben Geisteshauch durchweht wie die meisten Genre- und Landschaftsbilder des Malers mit ihrer wehmutvollen, melodramatischen Grundstimmung. Der eigenartige Zauber der englischen Inselnatur hat Herkomers Herz ganz in seinen Bann gezogen. Die Schönheiten einer leichtverschleierten Dunstatmosphäre, die alle Sonnenausstrahlungen zu wahren Lichtphänomenen steigert, die Holdseligkeit schwellender Wiesenhänge mit ihren breit ausladenden Baumgruppen und blüthenüberfüllten Hecken, friedlicher Farmen mit ihrer stillen, sanftgearteten Bevölkerung erfüllen ihn mit Gefühlen andachtsvoller Liebe. Er beklagt die moderne Sucht, durch das Medium eines fremden Bodens, vor allem den Frankreichs, Natur nachzuempfinden. Immer verlangt er vorerst die Essenz des Poetischen für den Maler. Er sagt: „Das künstlerische Gemüt empfängt die Natur als Chrysalide und entsendet sie kraft einer himmelsgeborenen Gabe auf den Flügeln der Kunst wieder in die Welt.“ Er sieht den Hauptvorzug des englischen Landschaftscharakters in einem überwiegenden Eindruck des Gütigen. Dieser Typus ist ihm der Gipfel aller Schönheit, wie er als Porträtmaler die Seele als Quintessenz des Charakters zu suchen strebt.

Die Persönlichkeit Herkomers gleicht jenen Kunstwerken, die bei näherer Betrachtung immer neue Schönheiten enthüllen. Ein Sanguiniker und ein Melancholiker, ein Praktiker und ein Poet, ein Bauer und ein Gentleman versteht er diese Gegensätzlichkeit seiner Natur in harmonischen Kunstgebilden auszugleichen. Wohl erfaßt er die Wirklichkeit immer durch ein Temperament wie die Impressionisten, aber sein Werk bedarf keiner Distanzierung wie das ihre. Immer erkennen wir seine Physiognomie in den mannigfaltigen Ausstrahlungen seines Könnens. Auch er irrte, solange er strebte; aber dem göttlichen Genius in sich blieb er ein würdiger und treuer Diener.





Theodor Fontane als Lyriker.

Von
Harry Maync.

Sehr lohnend ist es, will man die Eigenart einer künstlerischen Persönlichkeit erfassen, darauf achtzuhaben, zu welcher anderen Kunst und zu welchen anderen Künstlern sie sich besonders hingezogen fühlt. Denn alle Künste sind nur verschiedene Ausflüsse einer einzigen großen Quelle, und es ist selten, wenn neben dem Hauptstrahl, der in des Künstlers Seele mündet, nicht kleine Rinnsale aus den anderen Rohren durchsickern. Fast jeder Dichter wird entweder durch eine mehr musikalische oder durch eine mehr plastische Anlage gekennzeichnet. So weist uns Eduard Mörike als Dichter der unübertrefflichen Mozart-Novelle selbst auf die richtige Fährte, wie sich andererseits Conrad Ferdinand Meyer immer wieder zu Michelangelo und Tizian als zu seinen Lieblingen bekennt. Ein anderes verwandtes Künstlerpaar stellt sich in Theodor Fontane und Adolf Menzel dar. „Federvieh und Borste wohnt auf demselben Hof und hält Gemeinschaft," läßt der Dichter seinen Alten Fritz bemerken. Nicht nur, daß die beiden stofflich zusammentreffen in der Zeit dieses Preußenkönigs, die nie charakteristischer dargestellt worden ist als von ihnen, nein, die Künstler, die immer auch persönlich gute Freundschaft gehalten haben, berühren sich zugleich im Geist und in der Technik ihres

Talentes und in ihrer ganzen menschlichen Sinnesart.

Fontane wie Menzel sind durch und durch gesunde Naturen. Beide sind sie scharfe, witzige Köpfe, dabei treue, mutige, zuweilen eckige Männer und als Künstler von rastloser Selbstzucht und unermüdlicher Arbeitskraft. Beide sind sie flotte Realisten mit dem hingebenden Sinn an das kleine Detail, das man oft fälschlich das Unbedeutende nennt. Wenn Fontane das kindliche Spiel des Butterstullenwerfens geradezu studiert, so ist das dasselbe, als wenn Menzel den Teil eines Säbelkorbes oder eines Pferdegeschirrs mehr als ein halbes Dutzend mal hintereinander skizziert. Beide sind sie schlicht, aber immer geradeaus und aufrecht durchs Leben gegangen, bescheidene Verhältnisse dem Gepränge vorziehend. So schlicht wie Fontanes Wohnung im niedrigen dritten Stock des alten Johanniterhauses in der Potsdamer Straße war, so schlicht ist noch heute die des geadelten Ritters vom Schwarzen Adlerorden. Beiden fehlt der „Sinn für Feierlichkeit“. Sie haben beide etwas vom Bourgeois im besten Sinne, während sie sich gegen den „Philister“ mit Recht verwahren dürfen. Sie sind ordentliche, tüchtige, ruhige Bürger, die sich nicht in einem ungesunden Künstler-Übermenschentum gefallen, sich nicht hochmütig von der Menge absondern, sondern sie vielmehr aufsuchen, weil sie als Menschen und als Künstler sie nicht entbehren können. Sie sind in allem für das Solide, Echte, Vollwertige, wie sich Fontane z. B. gegen das „Kattunchristentum“ wendet. Sie haben niemals Moden mitgemacht und sind niemals Erfolganbeter gewesen, sondern haben mit kritischem Sarkasmus, aber ohne sich unnötig aufzuregen und in Grimm zu geraten, zeitweilige falsche Strömungen an sich vorbeigehen lassen. Sie haben sich als historische Köpfe niemals dem Drange der Zeit entgegenzustemmen gesucht, und wie Menzel einem Max Liebermann, so hat Fontane einem Gerhart Hauptmann Gerechtigkeit und Wohlwollen widerfahren lassen.

Aber man würde sich vergreifen, wollte man die Parallelen weiter ziehen. Im Grunde trennt die beiden doch manches, wie ein Blick in des Malers zusammengekniffenes, scharfgeschnittenes Gesicht mit den harten, von unten aufschauenden, brillenbewaffneten Augen und ein zweiter in des Dichters gütig-liebenswürdiges, von den milden, großen Blauaugen durchleuchtetes Antlitz erkennen läßt.* Menzel ist verschlossen und objektiv, wo Fontane, offen im Leben und in der Kunst, sich selbst giebt, jener ist Skeptiker, dieser Optimist. Fontane ist sicherlich die tiefere Natur, in der das Gemüt den Verstand überragt. Denn Menzel ist eigentlich nur Verstandesmensch, der nie aus seiner Zugeknöpftheit heraustritt; er geht straff und stramm an seine Arbeit als an eine ernste Pflichterfüllung, Fontane sagt: „Wer schaffen will, muß fröhlich sein.“ Jener liebt seine Kunst wie ein strenger Vater, dieser wie eine zärtliche Mutter; sein Ziel und Wahlspruch heißt: „O lerne denken mit dem Herzen und lerne fühlen mit dem Geist!“ Menzel ist mehr Preuße und sein Feld der Staat, Fontane ist mehr Märker und sein Nährboden das Land, die Heimat, an der er hängt mit all der unerschütterlichen Treue seines Archibald Douglas. Gleich Chamisso ist Fontane, der Sproß einer französischen Emigrantenfamilie, der echteste Märker geworden, ein Norddeutscher, in dem, wie in Karl Löwe, dem Meisterkomponisten seiner Balladen, das rauhere Klima das weichere Gemüt gezeitigt hat. Hier bleibt Menzel hinter Fontane zurück; will man jenen aber durch einen jüngeren Meister der bildenden Kunst ablösen, so zeigt sich dem Dichter Walther Leistikow verwandt, der die kieferumwaldeten Grunewaldseen in ihrer keuschen und herben Schönheit vor uns hingezaubert hat mit stumpfen Farben und verschwimmenden Linien.

Mit den Augen Leistikows kann auch Fontane die Mark sehen. So zeigt er uns seine Gräber, die weit zerstreut liegen über Stadt und Land, „aber all in märkischem Sand“. Wir sehen die weite Ebene mit seltenen Dörfern und um so mehr Kiefern, Haferfeldern und Krähen. Am Waldessaum träumt die Föhre in der Mittagssonne, an Berglehnen fließt träge, von gelben Mummeln überdeckt,

---

* Die beiden Bildnisse auf S. 128 u. 129 verdanken wir den Werken „Von Zwanzig bis Dreißig“ und „Aus England und Schottland“; beide sind bei F. Fontane u. Co. in Berlin erschienen, wo auch die meisten übrigen Werke des Dichters verlegt sind.

die Oder vorbei, und quer durch das Teltowplateau zieht sich ein stiller Graben, mit Krüppelkiefern und Weiden besetzt. Und all das erscheint am liebsten in eine stille, durchsichtige Herbststimmung getaucht, so daß man sich an gewisse Heidebilder Theodor Storms gemahnt fühlen kann, wenn man den duftigen, alle Kanten weich verhüllenden Schleier abzieht, der die süße Lyrik des Holsten von der spröderen und herberen des einstigen „Tunnel“genossen unterscheidet. Berlin und Potsdam stehen dem Verfasser der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, den man seiner naiven Ironie wegen wohl den klassischen Berliner in der deutschen Litteratur genannt hat, obenan, doch auch das kleinste Dorf seiner Heimat ist dem Dichter ans Herz gewachsen. Er ist in Schwiebus so gut zu Hause wie in Reppen oder in Bentschen, das sich das Verdienst erworben hat, einen der so teuren Reime auf „Menschen“ zu bestreiten. Von den Müggelbergen herniederschauend, hat Fontane seine



Th. Fontane

Nach einer Kreidezeichnung von Maler Kersting.

lebendige Semnonenvision. Wir treten mit ihm in die Kirche von Alt-Geltow mit ihren weißen Wänden und blanken Fenstern. Wir drücken mit den neugierigen Dorfkindern das Gesicht an die Fenster des Kruges zu Vehlefanz, wo die Lichter zum rotgestrichenen Empore hinaufblaken, darauf die Musiker vor Pult und Weißbierglas sitzen, während unten die Paare im Tanze sich drängen und stoßen: einem Bilde von Ostade oder Teniers zu vergleichen! Doch wir atmen auch im Wartesaal von Hof den Küchenwrasen und den Dunst von Stiefelsohlen und schmelzendem Schnee, von Judenpelzen und österreichischen Cigarren, von Heringen und Zwiebelbeefsteak, wir spüren die Hitze des Kanonenofens und bemerken die vermostrichten alten Zeitungsnummern. Da fühlt sich der behagliche, gesunde Realist so recht am Platze. Wie beobachtet er da aus seiner stillen Ecke heraus mit seinen klaren, hellen Augen, wie auch z. B. in der „Brunnenpromenade“, wo ihm das bunte, äußerlich imponierende Publikum so hohl erscheint, daß der bescheidene Dichter sich am Ende selbst zu den „besseren Nummern“ zählt. Und wie versteht er da zu charakterisieren und Typen herauszugreifen, etwa die kleinbürgerliche Frau oder den Staatswürdenträger!

Fontanes im engeren Sinne lyrische, subjektive Gedichte sind durchaus Selbstbekenntnisse:

> Was wir in Welt und Menschen lesen,
> Ist nur der eigne Widerschein.

Sie sind die wichtigsten biographischen Quellen für die Charakteristik des Dichters. Natürlich ist er selbst der Kommis Fritz Katzfuß hinter dem Ladentisch, der, so oft es angeht, heimlich den zerlesenen Band der Goethischen Verse aus der Tasche zieht, nur daß Fontane Apothekerlehrling und nicht Materialwarenhändler war, und daß er, wie er am Schluß launig bemerkt, weder roten Haares, noch zahlreicher Sommersprossen sich erfreute. Fontane selbst ist es, der sich nicht in „die Gesellschaft“ zu schicken weiß und ebenso schalkhafte wie im Grunde doch harmlose Satire an ihr übt. Geht er doch so weit, in einem der hübschesten Stückchen sich selbst von alten Excellenzen, mit denen er einst jugendlich geschwärmt hat, leutselig als „lieber F.“ anreden zu lassen. Oft bleiben solche Versreihen freilich allzusehr im Persönlichen stecken, ohne sich zu einem objektiven Wert durchzuringen. Oft ist die Nabelschnur

nicht durchschnitten, die das Gedicht vom Dichter lostrennt, auf sich selbst stellt und zum freien Kunstwerk macht. Manches bleibt nur Reimerei, und man erstickt auch bei Fontane nicht im Fett, was dieser beim Lesen einer fremden Spruchsammlung rühmend hervorhebt. Der alte Herr läßt sich gern einmal gehen, er liebt die Bequemlichkeit, ja erlaubt sich wohl auch zuweilen, ein wenig salopp vor uns zu treten. Seine Mitteilsamkeit kann in ein bißchen Geschwätzigkeit ausarten, wie sie dem Alter oft eigen ist, und wie ja Fontane auch in seinen späteren Romanen so vieles „beiläufig“ anmerkt. Aber das langweilt uns durchaus nicht etwa, und wir möchten davon, wie von den kleinen Eigenheiten lieber Menschen, um keinen Preis etwas missen, aber wir verlieren doch oft das Gefühl, ein Kunstwerk vor uns zu haben.

Ja, wir lieben unseren Fontane, wie wir wenige Dichter lieben, und wie ist diese gute, freundliche Persönlichkeit es wert! Was ist dieser Fontane für eine glückliche, sonnige Natur! Immer ist er „ein großes Kind durchs Leben gegangen“, ein echter Sanssouci-Mensch. Er hat vom Leben nie viel verlangt und darum noch immer mehr darin gefunden, als er gemeint: das ist das Geheimnis seines glücklichen Naturells. Gewiß ist ihm auch manches wider den Strich gegangen, aber darüber ist er keineswegs zum Pessimisten geworden: „Das alte, liebe, böse Hoffen, die Seele läßt es einmal nicht.“ Er hat sich den „vollen Glauben an diese Welt trotz dieser Welt“ bewahrt, und er darf am Ende eines langen, arbeitsvollen, bescheidenen Lebens das große Wort sprechen:

Und sollt ich noch einmal die Tage beginnen,
Ich würde denselben Faden spinnen.

Wie findet er am Kleinsten seine Freude! Kalmus und Birkenreiser zu Pfingsten, ein Spaziergang durch die Lästerallee, ein Backfisch mit einem Mozartzopf — das genügt, um den Greis in frohes Behagen zu versetzen. Er hat der Zahl seiner Jahre nach schon lange abgeschlossen mit der Welt, aber immer ist's noch etwas auf Erden, das ihn fesselt, immer wieder meint er: „Ja, das möcht ich noch erleben“; nämlich was „das mit Bismarck“ noch wird, und dann, daß er seinem Enkel, der in vierzehn Tagen vorschulpflichtig wird, Löschblätter ins Heft kleben kann. Er ist durchaus keiner von den Abgelebten, Mißvergnügten, die sich immer noch für unentbehrlich halten, im Gegenteil, er wundert sich, daß so mancher



Theodor Fontane.
Nach einer im Jahre 1844 in England angefertigten Bleistiftskizze.

Greis es nicht einsehen will, daß er abgewirtschaftet hat, und daß nun die Jungen „dran“ sind.

Sein tiefstes Herz legt uns der keusche Dichter immerhin selten offen dar. Seine Liebesgedichte sind wenig zahlreich und wenig originell, wenn auch warm und tief empfunden. Überhaupt sind ihm die großen Affekte fremd geblieben; für Leidenschaft giebt er innige Treue, für Begeisterung ehrliche Hochschätzung. Es sind nur ganz wenige unter diesen lyrischen Blättern, die in vollendet durchgearbeiteter Geschlossenheit und Freiheit vor uns stehen, wie etwa „Der Gast“ oder wie das Gedicht

Schlaf.

Nun trifft es mich, wie's jeden traf,
Ich liege wach, es meidet mich der Schlaf,
Nur im Vorbeigehn flüstert er mir zu:
„Sei nicht in Sorg, ich sammle deine Ruh,
Und tret ich ehstens wieder in dein Haus,
So zahl ich alles dir auf einmal aus.“

Auch der gleitende Schmelz der Verse „An Wilhelm Krause“ ist vereinzelt.

Der Hauptinhalt dieser Art von Gedichten ist der Preis einer fast antiken Sophrosyne

als der ewigen, abgeklärten Weltanschauung. Das Horazische „æquam memento rebus in arduis servare mentem“ ist auch Fontanes Lebensweisheit, zu der er sich in einem nicht leichten Leben hinaufgearbeitet hat. Er schaut mit stillem Lächeln, ohne jede Verbitterung auf seine zahlreichen Irrwege und Enttäuschungen zurück; er hat sich zum Humor gerettet und steht nun über der Welt, die er ganz versteht. Das schönste aber ist, Fontane kramt seine Weisheit nicht mit gefurchter Stirn und wichtiger Miene vor uns aus, sondern sie strömt ihm von selbst von den milden, weichen Lippen; er kann das nicht für sich behalten, wovon er denkt, daß es auch anderen zu gute kommen möchte. Es sind seine Ideale die des treuen, ehrlichen, rastlos thätigen Menschen, der nur in der Arbeit den Frieden, in der Mühe die Ruhe findet, der im Haus, in der Heimat, in der Beschränkung sein Glück und seine Welt sieht. Fontane ist kein Genie, kein Mann des großen Wurfs, aber ein unendlich liebenswürdiges Talent, das aus seinen schönen Gaben macht, was ihm nur irgend möglich ist. Er vermag uns in diesen kleinen Gedichten aus dem Treiben und Drängen herauszuheben und fröhliche Feierstunden zu bereiten.

Fontanes Humor ist nicht gerade vollsaftig, aber echt und erfreulich. Er durchtränkt nicht seine Kunst, aber er liegt über ihr wie ein leichter, erfrischender Tau. Er belebt und erhebt seine Alltagswelt und drückt ihr den Stempel der Kunst auf. Es giebt wohl wenige Lyriker, bei denen wir von Spreewaldsammen und Badehosen hören mögen, von Münchener Bräu und Margarine. Es ist ein herzerquickender Realismus, der durch alle Fontaneschen Bücher weht. Dazu kommt die feine Ironie, der nicht verletzende Sarkasmus. Wie gutmütig und doch wie treffend ist die Persiflage eines modernen Gutswechsels im „Kirchenumbau“, bei dem alles Alte, das dem Dichter so ans Herz gewachsen ist, in die Rumpelkammer kommt und die Leichensteine seiner geliebten Bredows und Ribbecks zu Schwellen für Stall und Gestüte degradiert werden.

Viel Anekdotenkram, für den der Dichter selbst um Verzeihung bittet, läuft dabei mit unter. Er entschuldigt sich liebenswürdig und doch auch mit einer deutlichen Spitze, daß er niemals einen Anlauf genommen habe; nie habe er mit den Göttern gegrollt, nie sei er unter die Staatsverbesserer gegangen, nicht einmal mit sexuellen Problemen habe er sich befaßt:

Mir würde der Weitsprung nicht gelingen,
So blieb ich denn bei den nähern Dingen,
Drei Schritte bloß, — — ich weiß, es ist nicht viel,
Aber Freude giebt jedes erreichte Ziel.

Der Hauptwert der Fontaneschen Lyrik liegt in epischer Richtung, beruht, wie das bei dem Meister des Romans zu erwarten ist, auf der Ballade, die den Dichter zu den besten der Gattung zählt. Dabei auf seine Abhängigkeit von fremden Mustern hinzuweisen, erscheint mißlich, da Fontane seine Abneigung gegen derartige litterarhistorische Spürarbeiten offen ausgesprochen und schalkhaft seiner Freude darüber Ausdruck gegeben hat, daß Zola keine Balladen verfaßt habe, von denen man die seinen ableiten könne. Aber er hat damit auch nur die Auswüchse einer rein philologischen Betrachtungsweise geißeln wollen und ganz genau die Quellen gekannt und — vor allem in dem autobiographischen Werk „Von Zwanzig bis Dreißig“ — bekannt, aus denen er geschöpft hat. Er gesteht selbst, von Freiligrath ausgegangen zu sein, ferner habe er auch einmal für Anastasius Grün geschwärmt und in starker Anlehnung an die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ seinen Aufenthalt in Burg in achtfüßigen Trochäen besungen. Er hat sich gläubig einem Herwegh-Klub angeschlossen und dessen Meister angedichtet, wie er zeitweilig auch Mitglied eines Platen-Klubs und eines Lenau-Vereins war. Seine ersten Veröffentlichungen (z. B. „Männer und Helden“, 1850) sind auch von Geibel beeinflußt. Schlegels Wort über Fouqué, die Magnetnadel seiner Natur zeige nach Norden, hat Theodor Fontane, der sich „ausgesprochen nicht-südlich“ nannte, auf sich selbst angewandt und sich früh einem von Fouqué ausgehenden Dichter, dem Grafen Moritz von Strachwitz, angeschlossen. Allmählich ist auch seine Begeisterung für diesen erkaltet, nur für sein „Herz von Douglas“ nicht: „Es zählt zum Schönsten, was wir überhaupt haben.“

Im Jahre 1848 kamen ihm Percys „Reliques of ancient English poetry“, bald dar-

auf auch Walter Scotts „Minstrelsy of the Scottish border“ in die Hände, „zwei Bücher“ — so schreibt er — „die auf Jahre hin meine Richtung und meinen Geschmack bestimmten ... Aber mehr als der mir aus ihnen gewordene litterarische und fast möchte ich sagen Lebensgewinn gilt mir der unmittelbare Genuß, den ich von ihnen gehabt habe. Sachen sind darunter, wie z. B. ‚Der Aufstand in Northumberland‘ — zwei längere Balladen aus der Zeit der Königin Elisabeth —, die mich noch heute mit Entzücken erfüllen, worin sich freilich immer eine leise Mißstimmung darüber mischt, daß ich über diese meiner Gedichtsammlung angefügten herrlichen Sachen niemals auch nur ein sie bloß erwähnendes Wort gehört habe, was sie doch am Ende verdienen.“ Fontane verweist da auf den Gedichtcyklus „Lieder und Balladen frei nach dem Englischen“. Daran hat er, der aus seinen nahen Beziehungen zu England Land und Leute ebensogut kannte wie Sprache und Litteratur, sich vornehmlich geschult, und darauf beruht sein eigener großer Cyklus „Englisch-Schottisches“, zu dem wir den anderen, den er „Nordisches“ überschrieben hat, hinzunehmen dürfen. Zu verweisen ist auch auf die ja besonders auf Percy beruhenden „Volkslieder“ Herders, mit dem er als Dolmetsch mehrfach um den Preis gerungen hat. Das gilt von seiner Übertragung der Edwardballade in der kurzlebigen Zeitschrift „Argo“, ferner von der chevy-chase oder von „Wilhelm und Margret“. Fontane packt den Stoff freier und derber an als Herder; er formt glücklich das, was ihm eben in die Faust paßt, und kümmert sich nicht um das, was dabei zu Boden bröckelt, so daß seine Übertragungen knapper und gedrungener ausfallen als die Herderschen. Und auch an Bürger, der ja ein deutscher Percy werden wollte, lehnt Fontane sich an — nicht nur in der Stoffwahl, wie er z. B. in der Ballade „König Johann und der Bischof von Canterbury“ das Vorbild der Bürgerschen „Der Kaiser und der Abt“ eingedeutscht hat, sondern auch in Einzelheiten. Das Versmaß der „Lenore“ klingt durch die „Rosamunde“ und durch „Treu-Lischen“ durch. Fontane, der neben Scott auch Robert Burns zum Liebling und Muster nimmt, wird heimisch im schottischen Hochland mit seinen treuen, festen, schwerblütigen Menschen, mit seiner melancholischen Natur. Es sind meist düstere, grausige Stoffe und Motive, die sich ihm bieten, und die im Zusammenhang stehen mit den krankhafthellseherischen, ahnungsvollen und gespenstergläubigen Gestalten. Die schweren schottischen Seenebel brüten über ihren Geschicken; ihr Gemüt hat etwas Versonnenes, Traumhaftes, das das Dunkel sucht, ihr Humor, wenn er sich durchringt, hat etwas Fürchterliches und riecht nach Blut. Es wachsen mehr Ginster- und Distelstauden auf diesem rauhen Hochland als Blumen. Die Farben sind nicht bunt, und wenn sie nicht zuweilen durch grelle Kontraste blenden, so haben sie etwas Stumpfes, Gedämpftes, Verschleiertes, das das Auge einschläfert und das Ohr in ängstlicher Spannung hält. Der helle Sonnenschein ist selten, es sind halbe Farben, halbe Schatten. Der Gedanke an Tod und Vergänglichkeit schimmert immer durch. So hat Fontane Melrose-Abbey gesehen, im Mondschein:

Wenn die Bögen und Nischen im Schatten stehn,
Die Ecken und Pfeiler wie Silber sehn,
Wenn das weiße, kalte, zitternde Licht
Um den Mittelturm seine Guirlanden flicht,
Wenn's schneeig auf allen Gräbern liegt
Und die weißen Figuren noch weißer umschmiegt.

Dem entspricht der männlich einherschreitende, stumpfe, klirrende Reim.

Die Gestalten der Douglas sind Fontanes Männer, diese starren, trotzigen, treuen Helden, die verwelken, wenn sie den Mutterboden nicht unter sich fühlen. Der „Archibald Douglas“ („Ich hab es getragen sieben Jahr“) bezeichnet denn hier auch Fontanes Höhepunkt, auf den ihm Karl Löwe wie kein zweiter zu folgen vermocht hat. Oder wie greift uns „General Sir John Moores Begräbnis“ ans Herz mit seinem wuchtigen Ernst, seiner unerschütterlichen Festigkeit! Und dann, wie liebt er die Stuarts, die ins merry old England hinüberweisen, die Stuarts mit all ihrem sündigen Glanz und ihrem Wahlspruch:

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuartleben!

Maria Stuart schreitet in einer Balladenreihe an uns vorbei, desgleichen das un-

glückliche Königsliebchen Rosamunde in einem Cyklus, in dem prächtige Schilderungen wilder wie gewaltiger Natur beweisen, daß des Dichters Naturgefühl nicht an seine engere Heimat gebunden ist, wie er in der „Maria Stuart“ auch die blühendste phantastische Erfindung zeigt! Nicht braucht verschwiegen zu werden, daß manche Stoffe aus Legende und Sage auch etwas chronikenmäßig und dürftig abgehandelt werden, aber es sind z. B. Klänge des Shakespearischen „Macbeth“ und seiner Hexenscene, mit denen „Die Brück' am Tay“ ganz dramatisch einsetzt, und die „Puritanerpredigt“ (die übrigens ebenso wie die Ausmalung der Pariser Bluthochzeit auch an Conrad Ferdinand Meyer erinnert) berührt sich stilistisch mit der Leichenrede des Marc Anton in Shakespeares „Julius Cäsar“. Fontane dichtet Alfred Tennyson frei nach und versucht sich auch wohl einmal in losen Schelmenliedchen, wie sie in der Heimat Robin Hoods im Schwange sind.

Über friesischen Boden geht es dann nach Deutschland hinein. Wie Friedrich Hebbel und Heinrich von Treitschke hat auch Fontane die Hemmingstedter Schlacht besungen. Und dabei bewegt er sich im Stil der englisch-schottischen Volksballade, wenn er Anfang und Schluß sich (mitunter sogar wörtlich) entsprechen, das Ganze ringförmig sich schließen läßt wie im „Tower Brand“, wenn er, wie in „John Maynard“, zum Kehrreim greift. Volksmäßig ist auch das Bestreben, das Ende nur anzudeuten; wie erschütternd wirkt so der Schluß von „Sir Walter Raleighs letzter Nacht“ und von der „Brück' am Tay“! Wie bewegt uns das Schicksal der „Marie Duchatel“ das Herz, die die rührende Rolle so mancher armen Kindsmörderin des Volkslieds spielt!

Gerade in Schottland drüben ergriff den Dichter die rechte Sehnsucht nach der Heimat. „Allen möglichen Balladenrespekt vor König Erich und Herzog Abel, vor Bornhöved und Hemmingstedt; aber neben Hochkirch und Kunersdorf — ich nehme mit Absicht Unglücksschlachten, weil wir uns diesen Luxus leisten können — geht doch dieser ganze Kleintram in die Luft. Diesen Satz will ich vor Gott und Menschen vertreten. Es liegt nun einmal so.“

In dem außerordentlich charakteristischen, geistreich-graziösen Rokokogedicht zu Adolf Menzels siebzigstem Geburtstag erstattet der Dichter auf der Terrasse von Sanssouci dem großen König über seinen Freund Bericht und schließt mit Worten, die auf ihn selbst passen:

Am liebsten aber giebt **die** Welt er wieder,
Die Fritzenwelt, auf der wir just hier stehen!

In einer Reihe von Augenblicksbildern, „Alte Fritz-Grenadiere“ überschrieben, bringt Fontane den trockenen Witz dieser Leute und ihre Schlagfertigkeit trefflich zum Ausdruck, wie sie in so mancher Kriegsanekdote zu Tage treten. Als Wilibald Alexis der Ballade ist Fontane am populärsten geworden; die wenigsten, die den „Joachim Hans Zieten“ singen, sind sich seines Dichters bewußt. In dem Buche „Von Zwanzig bis Dreißig“ erzählt Fontane von einer „Tunnel“-Sitzung: „Eines Tages erschien ich mit einem Gedicht ‚Der alte Derfflinger‘, das nicht bloß einschlug, sondern mich für die Zukunft etablierte.“ Fontane hält dieses erste für das beste in der Reihe seiner volkstümlichen Heldenlieder, der folgenden Gedichte auf Seydlitz, Keith, den Dessauer, Schwerin und den Prinzen Louis Ferdinand, von dem er singt:

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschaun,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott schöner Frau'n,
Blauäugig, blond, verwegen
Und in der jungen Hand
Den alten Preußen-Degen —
Prinz Louis Ferdinand.

Mit dem glücklichsten Griff sind diese Lieder auch für den Sinn des gemeinen Mannes geprägt worden, ebenbürtige Nachfolger des prächtigen Kriegsliedes auf „Prinz Eugenius, den edlen Ritter“, geadelte Nachkommen des alten populären Bänkelsangs und der fliegenden Blätter des sechzehnten Jahrhunderts.

Fontane folgt der Geschichte der Hohenzollern vom Kurfürsten Friedrich I. bis zum Kaiser Friedrich III., von der Schlacht am Cremmer Damm bis Sedan, aber das märkische Junkertum, das ist ihm das liebste Feld. Die Ribbecks, Stechows, Bredows, Rochows, Quasts und Rohrs, die sind seines Geistes, und einem Ribbeck dankt der Balladenmeister denn auch den schönsten Edel-

stein in seiner Krone, das Gedicht vom Birnbaum, der, aus dem Grabe des Alten wachsend, die lebende Jugend begabt, ein Gedicht, dessen Innigkeit, kräftige Zeichnung und Schönheit nicht auszusagen ist:

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
Und kam die goldene Herbsteszeit,
Und die Birnen leuchteten weit und breit,
Da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
Der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
So rief er: „Junge, wist 'ne Beer?"
Und kam ein Mädel, so rief er: „Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn."

So ging es viele Jahre, bis der Herr von Ribbeck zu sterben kam. Aber auch im Tode noch gedachte er der Kinder; sein letzter Wunsch war, ihm eine Birne mit ins Grab zu legen, wußte er doch, wie knauserig sein Nachfolger war.

... Und die Jahre gehen wohl auf und ab,
Längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab,
Und in der goldenen Herbsteszeit
Leuchtet's wieder weit und breit.
Und kommt ein Jung' über den Kirchhof her,
So flüstert's im Baume: „Wiste 'ne Beer?"
Und kommt ein Mädel, so flüstert's: „Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick geb di 'ne Birn."
So spendet Segen noch immer die Hand
Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

So ein märkischer Junker ist auch Bismarck. Wie prächtig ist das Gedicht, das Fontane zu des Kanzlers siebzigstem Geburtstage beigesteuert hat! Es ist im Jahre 1862, da tritt der liebe Herrgott ans Himmelsfenster und blickt kopfschüttelnd auf die Deutschen nieder, die ihm Sorge machen. Zwar taugen sie nicht viel, schreiben dicke Bücher, darin sie beweisen, daß mit ihm nicht viel sei, fühlen sich in ihrem Tabakshimmel als Obergott und kommen ihm höchstens mal gemütlich einen, aber immerhin sei es schade, daß sie gar nicht auf einen grünen Zweig kämen. Und der liebe Gott, etwa wie von Hans Sachs humoristisch als himmlischer Herbergsvater gefaßt, geht zu den Palästen, wo die antiken Götter im Altenteil sich langweilen, und sendet Zeus in Specialmission nach Deutschland. Zeus wird Bismarck:

Und Zeus verneigte
Sich dankbar ehrfurchtsvoll, und aller Unmut,
Der wegen unfreiwilliger A. D.—schaft
Ihn lang gequält, fiel ab von ihm, es wuchsen
Ersichtlich ihm die Brau'n zu ganzen Büscheln
Nur höh'r hinauf war Hopf' und Malz verloren),
Und sieh, mit Adler, Blitz und Ganymed auch
Zog er hinab, um Groß und Klein's zu prüfen:
Herz, Nieren, Rotwein, Bock und andre Biere.
„Wer kommt denn da?" so lautete der Willkomm,
Der ziemlich nüchtern ihn empfing, fast feindlich.
Er aber, seine Vollmacht in der Tasche,
Verfuhr programmhaft, schüttelte die Brauen,
Die Jovis-Brauen.
Ei, das klang wie Donner,
Und war's nicht Donner, waren es Kanonen.

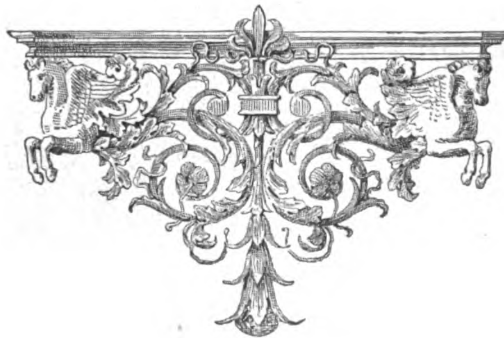
Und dem toten Helden galten ja auch die letzten Verse, die dem bald achtzigjährigen Dichter in die Feder flossen: „Wo Bismarck ruhen soll". An den beiden ersten deutschen Kaisern hängt er mit tiefer Liebe; namentlich für Kaiser Friedrichs Leidensregiment hat er ergreifende Worte gefunden.

Oft trifft Fontane im Balladenton mit dem viel jüngeren Detlev von Liliencron zusammen, dem die gleiche niederdeutsche Wucht eignet. Auf Uhland scheint er gar nicht zu fußen; er ist viel individueller und plastischer. Seine Technik ist eine ganz andere. Ist Uhland oft fast allzu glatt und ebenmäßig (Gedichte wie „Tailleser", „Schwäbische Kunde" und die Rauschebartballaden sind ihm doch nicht zu viele geglückt), so hat Fontanes Stil zu seinem Vorteil oft eher etwas Holpriges und Stolperndes, und sein Rhythmus stapft ein wenig ungelenk dahin, wie preußische Grenadiere, die durch märkischen Sand marschieren; bald steht eine Silbe zu viel, bald eine zu wenig im Verse. Auch die Syntax ist recht frei behandelt, kurz es sind meist Sprechverse, und nur die durchgearbeitetsten Balladen bequemen sich der Musik, für die Fontane eingestandenermaßen kein Verständnis besaß: Uhlands Hauptwirkungen sind gerade musikalischer Natur. Fontane geht mehr auf das Charakteristische aus. Und da ist er denn schlicht und markig wie seine Heimat. Giebt uns Uhland saubere Radierungen, so bevorzugt Fontane den derberen Holzschnitt, ja manche seiner märkischen Balladen erinnern wohl an die berühmten Bilderbogen seiner Vaterstadt Ruppin, auf denen die Konturen manchmal verwischt, die Farben nicht immer ganz reinlich aufgetragen sind. Darin kommt er mit Uhland zusammen, daß auch er ein ganz männlicher Dichter ist, der am Heldenkampf seine Lust hat, und daß auch bei ihm von einem Eindringen in feine Frauenseelen nicht viel zu spüren ist.

Und noch von einem anderen Balladendichter, der ebenfalls in der Mark heimisch ist, unterscheidet sich Fontane, von Ernst von Wildenbruch nämlich, der wie er die Quitzows behandelt und einen Köne Finke auf die Beine gestellt hat. Wildenbruch hat jenen „Sinn für Feierlichkeit", den Fontane sich abspricht, in überreichem Maße; er verfügt über das Pathos und die Rhetorik, die unserem schlichten Fontane schlecht anstehen würden. Dieser ist demokratischer. Er greift aus dem Heere nicht nur die Feldherren heraus, nein, jeder gemeine Mann, der seine Pflicht thut, ist ihm wert, heiße er nun Piefke oder Klinke, und den er den Sieg von Düppel melden läßt, das ist der Laatsche-Neumann.

Auch der Mundart giebt Fontane Raum, überhaupt allem, was volkstümlich ist. Das Preislied auf „Die Gans von Putlitz" ist mit bewußter Anlehnung an das Volkslied gedichtet, im Eingang, der im Ton eines Fahrenden einsetzt, am Schluß, wo dieser nach altem Sangesbrauch sein Inkognito lüftet, und an mehreren Stellen im Inneren des Gedichts. Damit und mit der Aufnahme der altdeutschen kurzen Reimpaare nähert sich Fontane der Romantik, mit der er sonst nicht viel gemein hat. Er ist ein im besten Sinne moderner Mensch. Bekannt ist das Gedicht, in dem Justinus Kerner in der Geburt der Dampfmaschine den Tod der Poesie beklagt; wie Gottfried Keller tritt ihm auch Fontane (im „Junker Dampf") entgegen und vertritt die moderne Anschauung, daß es nichts schlechthin Unpoetisches gäbe. Mit scharfer Satire deckt er z. B. die socialen Gegensätze des zweiten Kaiserreichs in Frankreich auf, auch ein Zeichen dafür, daß er kein einseitiger Hocker auf der Scholle war. Auch er hat einmal der Freiheit geschworen, Schranzen und Fürstenschmeichler gehaßt und der Polizei und den possidentes beati ein Pereat gebracht, doch bald hat er eingesehen, daß „festes Gesetz und fester Befehl" auch für freie Seelen das weitaus Genehmste sind. —

Nun ruht auch Theodor Fontane im märkischen Sand. Aber für uns ist er so wenig tot wie sein prächtiger Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland. Auch aus seinem Grabe wächst lebendiger Segen. Höher und breiter wird der früchtereiche Baum, von dem seine Geisterhand der deutschen Jugend spendet, die auf der rechten Spur ist, solange ihre Liebe zu dem trefflichen Menschen und Dichter nicht erkaltet.





Die schnellsten Eisenbahnzüge
in Deutschland, Frankreich und England.

Eine vergleichende Verkehrsstudie
von
Wilhelm Schulze.

Die Ermäßigung und Vereinfachung der Personengeldtarife der deutschen Eisenbahnen bildet seit vielen Jahren den Gegenstand lebhafter Erörterungen in der Presse und den gesetzgebenden Körperschaften. Die Regierungen der Bundesstaaten sind dieser schwierigen Frage auch schon lange näher getreten, aber, wie es scheint, stößt die allseitige Verständigung über Beseitigung aller Verschiedenheiten, die sich in den Personengeldtarifen der einzelnen deutschen Eisenbahnverwaltungen allmählich herausgebildet haben, auf besondere Schwierigkeiten, da bei einer großen allgemeinen Reform der Tarife in erster Reihe auf Herstellung völlig gleicher Vorschriften für sämtliche deutsche Eisenbahnen Bedacht zu nehmen ist. Eine allgemeine Herabsetzung der Tarife, eine wesentliche Verbilligung der Eisenbahnfahrt im großen Ganzen wird vor der Hand nicht zu erwarten sein, weil die Eisenbahnüberschüsse für den Haushaltsetat der Bundesstaaten je den wichtigsten Faktor abgeben und daher bei einer etwa eintretenden erheblichen Verringerung der Staatseinnahmen durch Herabsetzung der Personengeldtarife die Heranziehung anderer neuer Einnahmequellen für die Staatsbedürfnisse notwendig werden würde. Daß eine Verbilligung der Tarife eine viel ausgedehntere Benutzung der Eisenbahnen zu Reisen zur Folge haben würde, unterliegt keinem Zweifel, aber ob dadurch eine gleich hohe Personengeldeinnahme wie bei den jetzigen Tarifen in naher Zeit zu erreichen wäre und ob den mit der Verkehrszunahme infolge der Tarifermäßigung erwachsenden Mehrausgaben entsprechend höhere Einnahmeergebnisse würden gegenübergestellt werden können, darauf wird sich eine sichere Antwort im voraus nicht geben lassen. Andererseits ist indes, von welchem Standpunkte aus man auch die Tarifreform ansieht, anzuerkennen, daß die deutschen Staatseisenbahnverwaltungen in den letzten Jahren mit vielem Erfolge bestrebt gewesen sind, bereits eine nicht gering zu veranschlagende Ermäßigung der Personengeldtarife indirekt herbeizuführen, insofern als sie für die Regelmäßigkeit, die Sicherheit, die Vermehrung und die Schnelligkeit der zur Personenbeförderung dienenden Bahnzüge, sowie für zweckmäßigere und bessere Einrichtung der Wagen zur Bequemlichkeit der Reisenden ganz erhebliche Geldmittel aufgewendet haben und daher die Reisenden für die gleichen Personengeldsätze wie früher gegenwärtig wesentlich größere Vorteile und Annehmlichkeiten genießen. Der neuzeitliche Grundsatz „Zeit ist Geld" findet hierbei seine treffende Beleuchtung, denn da das Reisen jetzt vielfach mit erheblich geringerem Zeitaufwand als früher verknüpft, der Geldaufwand dafür aber der gleiche geblieben ist, ganz abgesehen davon, daß der Wert des Geldes an sich immer mehr gesunken ist, so darf die gewonnene Zeit mit ihrem entsprechenden Geldwerte als Preisermäßigung angesehen oder mit in Anschlag gebracht wer-

den. Und weiter ist die Vermehrung der schnellfahrenden Personenzüge, sowie die Erhöhung ihrer Fahrgeschwindigkeit auf den deutschen Eisenbahnen im Laufe der letzten Jahre von solchem Umfange gewesen, daß in der gesamten Ausgestaltung ihres Schnellzugsverkehrs, insbesondere in der erreichten Durchschnittsgeschwindigkeit der Züge, die vaterländischen Eisenbahnen nicht nur die französischen Eisenbahnen ganz eingeholt oder richtiger überholt, sondern sich auch den englischen Bahnen nunmehr gleich leistungsfähig an die Seite gestellt haben. Die nachfolgende Übersicht wird dies des näheren erweisen, da hier von jedem der drei Staaten vier der wichtigsten Eisenbahnlinien mit den in beiden Richtungen verkehrenden vier schnellsten Zügen aufgeführt und die von diesen Zügen im einzelnen und im ganzen erreichten Fahrgeschwindigkeiten in der Stunde zur Vergleichung miteinander angegeben worden sind. Die Abgangs- und Ankunftszeiten der Züge mit den von ihnen zurückzulegenden Entfernungen sind dem Reichskursbuche, Ausgabe für Juli 1900, sowie dem französischen und dem englischen Eisenbahnkursbuche entnommen, und es ist bezüglich derjenigen Unterwegsstationen, bei denen in den Fahrplänen nur die Zeit der Weiterfahrt, nicht auch diejenige des Eintreffens angegeben steht, der Aufenthalt auf den Stationen je mit einer Minute in Rechnung gezogen worden.

Laufende Nr.	Nähere Bezeichnung der Bahnzüge	Zeit der Abfahrt	Zeit der Ankunft	Fahrtdauer im ganzen Std.	Fahrtdauer im ganzen Min.	Anhalten unterwegs: Zahl der Stationen	Anhalten unterwegs: im ganzen Min.	Bleibt wirkliche Fahrzeit Std.	Bleibt wirkliche Fahrzeit Min.	Fahrgeschwindigkeit in der Stunde km	Bemerkungen
	A. Linie Berlin-Hamburg 286 km.										
	Hinwärts.										
1.	Dreiklassiger Schnellzug	6^{30}	10^{6}	3	36	1	4	3	32	80,9	
2.	Zweiklassiger D-Zug	$7^{\underline{20}}$	$10^{\underline{58}}$	3	38	1	5	3	33	80,6	
3.	desgl.	1^{17}	4^{57}	3	40	2	6	3	34	80,2	
4.	Dreiklassiger Schnellzug	9^{0}	1^{4}	4	4	4	10	3	54	73,3	
	Rückwärts.										
5.	Zweiklassiger D-Zug	12^{48}	4^{26}	3	38	1	4	3	34	80,2	
6.	Dreiklassiger Schnellzug	$8^{\underline{20}}$	$11^{\underline{59}}$	3	39	1	5	3	34	80,2	
7.	Zweiklassiger D-Zug	4^{44}	$8^{\underline{40}}$	3	56	3	12	3	44	76,6	
8.	Dreiklassiger Schnellzug	9^{0}	12^{55}	3	55	4	10	3	45	76,3	
									=	628,3	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									78,5	
	B. Linie Berlin-Hannover-Köln.										
	Hinwärts.										
	a. über Stendal und Essen 583 km.										
1.	Zweiklassiger D-Zug	8^{55}	5^{46}	8	51	11	30	8	21	69,8	
2.	Nord-Expreßzug mit nur I. Klasse	$11^{\underline{1}}$	8^{0}	8	59	6	21	8	38	67,6	
	b. über Braunschweig und Essen 613 km.										
3.	Zweiklassiger D-Zug	$9^{\underline{30}}$	7^{8}	9	38	13	42	8	56	68,6	
	c. über Stendal und Oberhausen 586 km.										
4.	Zweiklassiger D-Zug	11^{45}	$9^{\underline{5}}$	9	20	14	40	8	40	67,6	
	Rückwärts.										
5.	Zweiklassiger D-Zug	10^{15}	$7^{\underline{0}}$	8	45	11	25	8	20	70,0	
6.	Nord-Expreßzug mit nur I. Klasse	$11^{\underline{18}}$	8^{0}	8	42	6	21	8	21	69,8	
7.	Zweiklassiger D-Zug	$11^{\underline{27}}$	8^{48}	9	21	13	42	8	39	70,9	
8.	desgl.	12^{44}	$10^{\underline{34}}$	9	50	20	51	8	59	65,2	
									=	549,5	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									68,7	

Laufende Nr.	Nähere Bezeichnung der Bahnzüge	Zeit der		Fahrtdauer im ganzen		Anhalten unterwegs		Bleibt wirkliche Fahrzeit		Fahrgeschwindigkeit in der Stunde	Bemerkungen
		Abfahrt	Ankunft	Std.	Min.	Zahl der Stationen	im ganzen Min.	Std.	Min	km	
	C. Linie Berlin-Breslau-Oderberg.										
	Hinwärts.										
	a. über Sommerfeld und Sagan 510 km.										
1.	Einklassiger Luxuszug	7^{12}	2^{40}	7	28	6	20	7	8	71,5	
2.	Dreiklassiger Schnellzug	4^{42}	$12^{\underline{47}}$	8	5	12	42	7	23	69,1	
3.	desgl.	8^{45}	4^{58}	8	13	12	46	7	27	68,5	
	b. über Sommerfeld u. Kohlfurt 541 km.										
4.	Dreiklassiger Schnellzug	$11^{\underline{49}}$	10^{8}	10	19	24	110	8	29	63,9	
	Rückwärts.										
5.	Einklassiger Luxuszug	9^{38}	5^{5}	7	27	6	20	7	7	71,7	
6.	Dreiklassiger Schnellzug	$3^{\underline{18}}$	11^{4}	7	46	10	36	7	10	71,2	
7.	desgl.	12^{29}	$8^{\underline{42}}$	8	13	12	47	7	26	68,6	
8.	desgl.	$6^{\underline{20}}$	$5^{\underline{10}}$	10	50	26	109	9	1	60,0	
										= 544,5	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									68,1	
	D. Linie Frankfurt-Karlsruhe-Basel 339 km.										
	Hinwärts.										
1.	Dreiklassiger Schnellzug	2^{25}	$7^{\underline{43}}$	5	18	6	25	4	53	69,4	
2.	Zweiklassiger D-Zug	7^{0}	12^{40}	5	40	10	35	5	5	66,7	
3.	Dreiklassiger Schnellzug	1^{45}	$7^{\underline{26}}$	5	41	13	36	5	5	66,7	
4.	desgl.	4^{52}	$10^{\underline{43}}$	5	51	14	46	5	5	66,7	
	Rückwärts.										
5.	Dreiklassiger Schnellzug	5^{18}	$10^{\underline{50}}$	5	32	11	37	4	55	68,9	
6.	Zweiklassiger D-Zug	2^{35}	$8^{\underline{12}}$	5	37	11	40	4	57	68,5	
7.	Dreiklassiger Schnellzug	10^{22}	4^{10}	5	48	11	45	5	3	67,1	
8.	desgl.	8^{22}	2^{17}	5	55	13	44	5	11	65,4	
										= 539,4	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									67,4	
	E. Linie Paris-Bordeaux 585 km.										
	Hinwärts.										
1.	Süd-Expreßzug mit nur I. Klasse	12^{30}	$7^{\underline{12}}$	6	42	4	17	6	25	91,2	
2.	Train rapide mit nur I. Klasse	9^{50}	4^{55}	7	5	4	12	6	53	85,0	Reisende nur nach Angoulême und Bordeaux zugelassen.
3.	desgl. " " I. "	$10^{\underline{30}}$	7^{4}	8	34	5	5	8	29	69,0	Desgl. nur nach Bordeaux.
4.	Train express mit I. u. II. Kl.	11^{41}	$9^{\underline{31}}$	9	50	16	68	8	42	67,2	Reisende II. Kl. nur über Tours hinaus zugelassen.
	Rückwärts.										
5.	Süd-Expreßzug mit nur I. Klasse	1^{41}	$8^{\underline{43}}$	7	2	4	18	6	44	86,6	Nach Zwischenorten werden Reisende nur beschränkt zugelassen.
6.	Train rapide mit nur I. Klasse	10^{15}	5^{36}	7	21	5	28	6	53	85,0	
7.	desgl. " " I. "	$10^{\underline{30}}$	7^{15}	8	45	5	26	8	19	70,4	Von Bordeaux selbst werden Reisende nur n. Paris zugelassen.
8.	Train express mit I. u. II. Klasse	8^{28}	5^{16}	8	48	11	37	8	11	71,5	
										= 625,9	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									78,2	

Laufende Nr.	Nähere Bezeichnung der Bahnzüge	Zeit der		Fahrtdauer im ganzen		Anhalten unterwegs		Bleibt wirkliche Fahrzeit		Fahrgeschwindigkeit in der Stunde	Bemerkungen
		Abfahrt	Ankunft	Std.	Min.	Zahl der Stationen	im ganzen Min.	Std.	Min.	km	
	F. Linie Paris-Lyon-Marseille 863 km.										
	Hinwärts.										
1.	Train rapide mit nur I. Klasse	$8^{\underline{40}}$	8^{59}	12	19	6	41	11	38	74,2	Reisende nur auf Entfernungen von 600 km, sowie nach Lyon und Marseille zugelassen.
2.	desgl. „ „ I. „	9^{30}	$10^{\underline{20}}$	12	50	7	51	11	59	72,0	Desgl. nur auf Entfernungen von wenigstens 250 km.
3.	Train express mit I. u. II. Klasse	2^{0}	$5^{\underline{1}}$	15	1	8	97	13	24	64,3	Reisende II. Kl. werden nur auf weitere Entfernungen zugelassen.
4.	desgl. „ I. u. II. „	$10^{\underline{0}}$	2^{44}	16	44	28	173	13	51	62,3	
	Rückwärts.										
5.	Train rapide mit nur I. Klasse	9^{20}	$10^{\underline{7}}$	12	47	7	55	11	52	72,7	Ähnliche Beschränkungen wie unter 1 und 2.
6.	desgl. „ „ I. „	$8^{\underline{11}}$	8^{55}	12	44	6	49	11	55	72,4	
7.	Train express mit I. bis III. Klasse	$1^{\underline{12}}$	$6^{\underline{11}}$	16	59	18	176	14	3	61,4	Reisende III. Kl. nur auf Entfernungen v. 100 km und mehr.
8.	desgl. „ I. „ III. „	$11^{\underline{0}}$	5^{15}	18	15	31	200	14	55	57,8	Reisende II. Kl. nur auf Mindestentfernungen von 200 km und III. Kl. von 400 km zugelassen.
									=	537,1	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									67,1	
	G. Linie Paris-Erquelines(-Köln) 240 km.										
	Hinwärts.										
1.	Nord-Expreßzug mit I. u. II. Klasse	1^{50}	4^{39}	2	49	2	5	2	44	87,8	Nur für Reisende nach Belgien u. Deutschl.
2.	Train rapide mit I. u. II. Klasse	$9^{\underline{25}}$	$12^{\underline{50}}$	3	25	5	9	3	16	73,5	Reisende II. Kl. nur nach Belgien und Deutschland zugelassen.
3.	desgl. „ I. u. II. „	8^{40}	12^{6}	3	26	3	7	3	19	72,4	
4.	desgl. „ I. u. II. „	$6^{\underline{20}}$	$10^{\underline{0}}$	3	40	7	21	3	19	72,4	
	Rückwärts.										
5.	Nord-Expreßzug mit I. u. II. Klasse	12^{46}	4^{0}	3	14	2	17	2	57	81,4	
6.	Train express mit I. u. II. Klasse	9^{8}	12^{50}	3	42	7	39	3	3	78,7	
7.	desgl. „ I. u. II. „	$7^{\underline{11}}$	$11^{\underline{17}}$	4	6	6	44	3	22	71,3	
8.	desgl. „ I. u. II. „	$4^{\underline{18}}$	8^{20}	4	2	8	30	3	32	68,0	
									=	605,5	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									75,7	
	H. Linie Paris-Amiens-Calais 298 km.										
	Hinwärts.										
1.	Train rapide mit I. u. II. Klasse	9^{30}	1^{0}	3	30	—	—	—	—	85,1	Nur für Reisende nach England.
2.	desgl. „ I. u. II. „	9^{0}	12^{54}	3	54	5	11	3	43	80,2	
3.	desgl. „ I. u. II. „	11^{50}	3^{40}	3	50	2	6	3	44	79,8	Reisende II. Kl. nur n. Calais zugelassen.
4.	Train express mit I. bis III. Klasse	$9^{\underline{0}}$	$1^{\underline{20}}$	4	20	5	10	4	10	71,5	Reisende III. Kl. nur nach Boulogne und Calais zugelassen.
	Rückwärts.										
5.	Train rapide mit I. u. II. Klasse	1^{15}	4^{55}	3	40	—	—	—	—	81,3	Nur für Reisende aus England.
6.	desgl. „ I. u. II. „	1^{20}	5^{10}	3	50	5	11	3	39	81,6	
7.	desgl. „ I. u. II. „	3^{0}	$7^{\underline{0}}$	4	0	2	6	3	54	76,4	Reisende II. Kl. nur aus Engl. zugelassen.
8.	Train express mit I. bis III. Klasse	$1^{\underline{31}}$	$5^{\underline{50}}$	4	19	5	9	4	10	71,5	Reisende III. Kl. nur aus Calais und Boulogne zugelassen.
									=	627,1	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									78,4	

Laufende Nr.	Nähere Bezeichnung der Bahnzüge	Zeit der Abfahrt	Zeit der Ankunft	Fahrtdauer im ganzen Std.	Fahrtdauer im ganzen Min	Anhalten unterwegs Zahl der Stationen	Anhalten unterwegs im ganzen Min	Bleibt wirkliche Fahrzeit Std.	Bleibt wirkliche Fahrzeit Min	Fahrgeschwindigkeit in der Stunde km	Bemerkungen
	I. Linie London-Newcastle-Edinburgh 635 km.										
	Hinwärts.										
1.	Dreiklassiger Expreßzug	$8^{\underline{15}}$	$4^{\underline{0}}$	7	45	3	16	7	29	84,8	
2.	desgl.	$11^{\underline{30}}$	7^{15}	7	45	3	16	7	29	84,8	
3.	desgl.	10^{0}	$6^{\underline{30}}$	8	30	5	33	7	57	79,5	
4.	desgl.	2^{20}	$10^{\underline{45}}$	8	25	6	34	7	51	80,9	
	Rückwärts.										
5.	Dreiklassiger Expreßzug	$11^{\underline{15}}$	7^{35}	8	20	8	31	7	49	81,2	
6.	desgl.	2^{20}	$10^{\underline{45}}$	8	25	8	30	7	55	80,2	
7.	desgl.	10^{0}	$6^{\underline{30}}$	8	30	5	35	7	55	80,2	
8.	desgl.	$10^{\underline{50}}$	7^{10}	8	20	5	18	8	2	79,0	
										= 650,6	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									81,3	
	K. Linie London-Crewe-Glasgow 647 km.										
	Hinwärts.										
1.	Expreßzug mit I. und III. Klasse	$11^{\underline{50}}$	7^{50}	8	0	4	12	7	48	82,9	
2.	desgl. „ I. „ III. „	2^{0}	$10^{\underline{30}}$	8	30	6	20	8	10	79,2	
3.	desgl. „ I. „ III. „	10^{0}	$6^{\underline{45}}$	8	45	5	17	8	28	76,4	
4.	desgl. „ I. „ III. „	$8^{\underline{50}}$	6^{30}	9	40	9	49	8	51	73,4	
	Rückwärts.										
5.	Expreßzug mit I. und III. Klasse	$10^{\underline{45}}$	7^{10}	8	25	4	16	8	9	79,3	
6.	desgl. „ I. „ III. „	2^{0}	$10^{\underline{45}}$	8	45	6	27	8	18	78,0	
7.	desgl. „ I. „ III. „	10^{0}	$6^{\underline{45}}$	8	45	4	15	8	30	76,1	
8.	desgl. „ I. „ III. „	5^{55}	$3^{\underline{50}}$	9	55	10	51	9	4	71,4	
										= 616,7	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									77,1	
	L. Linie London-Carlisle-Glasgow 684 km.										
	Hinwärts.										
1.	Expreßzug mit I. und III. Klasse	10^{30}	$7^{\underline{35}}$	9	5	7	27	8	38	79,2	
2.	desgl. „ I. „ III. „	2^{10}	$11^{\underline{25}}$	9	15	9	21	8	54	76,9	
3.	Expreßzug mit I., II. u. III. Klasse	$10^{\underline{0}}$	7^{37}	9	37	7	33	9	4	75,4	
4.	desgl. „ I., II. u. III. „	$5^{\underline{15}}$	4^{0}	10	45	22	85	9	20	73,3	
	Rückwärts.										
5.	Expreßzug mit I. und III. Klasse	1^{30}	$10^{\underline{45}}$	9	15	7	23	8	52	77,1	
6.	desgl. „ I. „ III. „	$9^{\underline{30}}$	7^{25}	9	55	8	35	9	20	73,3	
7.	desgl. „ I. „ III. „	10^{0}	$7^{\underline{50}}$	9	50	7	24	9	26	72,5	
8.	Expreßzug mit I., II. u. III. Klasse	5^{30}	$5^{\underline{30}}$	12	0	17	108	10	12	67,1	
										= 594,8	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									74,4	

Laufende Nr.	Nähere Bezeichnung der Bahnzüge	Zeit der Abfahrt	Zeit der Ankunft	Fahrtdauer im ganzen Std.	Fahrtdauer im ganzen Min.	Anhalten unterwegs: Zahl der Stationen	Anhalten unterwegs: im ganzen Min.	Bleibt wirkliche Fahrzeit Std.	Bleibt wirkliche Fahrzeit Min.	Fahrgeschwindigkeit in der Stunde km	Bemerkungen
	M. Linie London-Bristol-Plymouth 398 km.										
	Hinwärts.										
1.	Dreiklassiger Expreßzug	10^{35}	3^{53}	5	18	2	18	5	0	79,6	
2.	desgl.	3^{0}	$9^{\underline{0}}$	6	0	7	35	5	25	73,5	
3.	desgl.	11^{45}	5^{51}	6	6	8	33	5	33	71,8	
4.	desgl.	1^{15}	$7^{\underline{43}}$	6	28	11	37	5	51	68,0	
	Rückwärts.										
5.	Dreiklassiger Expreßzug	1^{42}	$7^{\underline{0}}$	5	18	2	16	5	2	79,1	
6.	desgl.	10^{33}	3^{50}	5	17	2	14	5	3	78,8	
7.	desgl.	2^{25}	$8^{\underline{30}}$	6	5	8	34	5	31	72,2	
8.	desgl.	8^{35}	2^{40}	6	5	9	29	5	36	71,1	
										= 594,1	
	Durchschnittsgeschwindigkeit der acht Züge									74,3	

Nach vorstehender Zusammenstellung ist die Durchschnittsgeschwindigkeit der auf der Berlin-Hamburger Bahn verkehrenden Schnellzüge größer als die der schnellsten Züge auf den bezeichneten vier wichtigsten französischen Bahnlinien, obgleich auf den letzteren Linien die am meisten beschleunigten Züge nur die erste Wagenklasse führen, während in den Zügen zwischen Berlin und Hamburg Wagen erster und zweiter Klasse und zur Hälfte auch noch Wagen dritter Klasse geführt werden. Die schnellsten Züge auf den deutschen Linien Berlin-Köln, Berlin-Breslau-Oderberg und Frankfurt-Karlsruhe-Basel übertreffen mit ihrer Durchschnittsgeschwindigkeit die Züge der französischen Mittelmeerlinie Paris-Lyon-Marseille, dagegen bleiben sie hinter den bezüglichen Leistungen auf den französischen Linien Paris-Bordeaux, Paris-Calais und Paris-Erquelines etwas zurück. Die Erklärung hierfür ist in der Hauptsache darin zu finden, daß auf den französischen Linien mehrere Züge, welche nur aus Wagen erster Klasse bestehen und Reisende nur unter besonderen Beschränkungen zulassen, mit verhältnismäßig größerer Beschleunigung gefahren werden können, wohingegen in Deutschland alle Züge — abgesehen von den einklassigen Luxuszügen der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft — die beiden ersten Wagenklassen und viele Züge auch noch die dritte Wagenklasse führen und in der Zulassung von Reisenden zwischen den Anhaltestationen der Züge fast gar keine Beschränkungen bestehen. Die größere Fahrgeschwindigkeit einzelner französischer Bahnzüge erscheint vielmehr als besondere Ausnahme, da in Frankreich die sonstigen Schnellzüge, welche auch die zweite oder auch noch die dritte Wagenklasse führen, durchaus nicht schneller, sondern sehr oft viel langsamer gefahren werden als die Schnellzüge in Deutschland. Im übrigen bestehen auch in der Fahrgeschwindigkeit der Schnellzüge (trains rapides, trains express und trains directs) auf den einzelnen französischen Linien ganz außergewöhnliche Verschiedenheiten, wie sie auf deutsche Verhältnisse bei dem in Deutschland fast ganz durchgeführten Staatsbahnsystem schwerlich jemals würden in Anwendung gebracht werden können. Es fahren z. B. von Paris nach Lyon täglich acht Schnellzüge mit Geschwindigkeiten von 49,3 bis 71,6 Kilometer in der Stunde, von Paris nach Calais sechs Schnellzüge mit 49,9 bis 85,1 Kilometer, von Paris nach Erquelines ein Zug mit 87,8 Kilometer und sieben Züge mit 49,8 bis 73,5 Kilometer Stundengeschwindigkeit, wohingegen die Fahrgeschwindigkeit der von Berlin nach Köln

laufenden neun Schnellzüge nur zwischen 60,6 und 69,8 Kilometer, sowie der sechs Schnellzüge von Berlin nach Hamburg zwischen 62,2 und 80,9 Kilometer in der Stunde schwankt.

Den Leistungen der englischen Eisenbahnen im Schnellzugsverkehr können nur die Leistungen der deutschen Bahnzüge auf der Berlin-Hamburger Linie als gleichwertig gegenübergestellt werden. Daß dies nicht auch bezüglich der Leistungen auf den deutschen Linien Berlin-Köln, Frankfurt-Karlsruhe-Basel u. s. w. der Fall ist, läßt sich hauptsächlich dadurch erklären, daß in England die am schnellsten fahrenden Züge nur auf den Verkehr zwischen den an jeder Linie gelegenen größeren Orten berechnet werden, während die deutschen Eisenbahnen wegen des Verkehrsbedürfnisses der Zwischenorte unterwegs viel öfter Aufenthalt nehmen müssen. In England haben z. B. die in der obigen Übersicht unter I und K aufgeführten sechzehn Züge zwischen London und Edinburgh und Glasgow zusammen 91 mal unterwegs zu halten, die sechszehn Züge auf den unter B und C der Übersicht bezeichneten Linien Berlin-Köln und Berlin-Breslau-Oderberg dagegen zusammen 202 mal. Namentlich muß von den englischen Eisenbahnen dabei offenbar auf das außerordentlich große — anderwärts in gleichem Umfange zur Zeit nicht wieder vorkommende — Verkehrsbedürfnis der Hauptstadt London mit den beiden schottischen Metropolen Glasgow und Edinburgh besondere Rücksicht genommen werden.

Der erstklassige Südexpreßzug von Paris nach Bordeaux mit 91,2 Kilometer Durchschnittsgeschwindigkeit in der Stunde hat den Vorzug, der am schnellsten gefahrene Zug in ganz Europa zu sein. Die Reisenden haben indes diesen Vorzug mit dem sehr hohen Aufschlage von fünfzig Prozent zu dem Schnellzugsfahrpreise erster Klasse zu bezahlen, und da die Zahl der Plätze in dem Zuge nur beschränkt ist, so müssen sie sich außerdem durch Erlegung einer Vormerkgebühr die Erlangung von Fahrkarten frühzeitig sichern.

Die in der Übersicht nachgewiesenen höchsten Fahrgeschwindigkeiten in der Stunde betragen in Frankreich bei zehn Zügen, in England bei sieben Zügen und in Deutschland nur bei fünf Zügen mehr als 80 Kilometer. Daß in dieser Thatsache an sich ein gewisser Vorsprung erkennbar ist, den die französischen Bahnen vor den englischen und den deutschen Eisenbahnen gewonnen haben, ist füglich nicht zu bestreiten. Es wäre indes ganz unrichtig, aus dieser Thatsache allein eine Überlegenheit der französischen Bahnen gegen die deutschen oder gar gegen die englischen Eisenbahnen begründen zu wollen, da bei einer derartigen Abwägung der gegenseitigen Leistungen die Ausgestaltung des gesamten Schnellzugsverkehrs gewürdigt und insbesondere in Betracht gezogen werden muß, ob die Leistungen der Bahnen einem größeren Teile des reisenden Publikums zu gute kommen, oder ob sie nur von einer beschränkten Zahl der bemitteltsten Bevölkerungsklassen, denen die Bezahlung der höchsten Personengeldbeträge genehm ist, benutzt werden können, ob die Zahl der auf jeder Linie täglich verkehrenden Bahnzüge von höherer Fahrgeschwindigkeit eine größere oder kleinere ist und ob mithin die täglich gebotene Gelegenheit zu Reisen auf weitere Entfernungen sich mehr oder weniger häufig gestaltet, ob die Bahnzüge von und nach einer größeren Zahl von an der Linie gelegenen Zwischenorten allgemein zu Reisen benutzt werden können oder ob sie hauptsächlich nur dem Verkehr zwischen dem Anfangs- und dem Endpunkte zu dienen haben, sowie ob die Reisenden in der Benutzung der vorhandenen Züge mehr oder weniger Beschränkungen zu erleiden haben. Eine eingehende Würdigung aller dieser wesentlichen Umstände, mit denen das reisende Publikum zu rechnen hat, kann vielmehr nur zu dem Endergebnis führen, daß Deutschland in der gesamten Ausgestaltung seines Schnellzugsverkehrs hinter Frankreich durchaus nicht zurückgeblieben ist und daß der Schnellzugsverkehr in England noch weniger als der in Deutschland von den Verkehrseinrichtungen auf den französischen Eisenbahnen übertroffen wird.



Litterarische Rundschau.

An der Spitze der populären Geschichtslitteratur wird für die nächste Zeit immer wieder die große **Weltgeschichte** genannt werden müssen, die Hans F. Helmolt im Verlage des Bibliographischen Instituts (Leipzig und Wien) herausgiebt. Vor Monaten schon ist diesem verdienstvollen Unternehmen auch an dieser Stelle die gebührende Empfehlung mit auf den Weg gegeben und bald darauf der erste Band eingehend besprochen worden. Seit kurzem liegt nun ein weiterer vor, nicht der zweite der Reihenfolge nach, sondern der vierte. Er behandelt die **Randländer des Mittelmeers,** und wieder finden wir alle Vorzüge in ihm bewährt, die mit Recht dem Eröffnungsbande nachgerühmt wurden. Ja, die zu Grunde gelegte geographische Anordnung erweist sich diesmal als ganz besonders vorteilhaft, da die geschichtliche Wechselwirkung auf dem hier behandelten verhältnismäßig engen Schauplatz eine weit größere Rolle spielt als innerhalb des weitgespannten Rahmens, in dem sich der erste Band (Amerika, Stiller Ocean) bewegte. „Auf der Schwelle vom Orient zum Occident“ könnte man den vorliegenden Band auch betiteln. In diesem Sinne werden zuerst die Randländer des östlichen Mittelmeers und des Schwarzen Meeres in ihrer geschichtlichen Entwickelung verfolgt, wobei sich die Schilderung der Anfänge des Christentums und seiner östlichen Entfaltung wie von selbst ergiebt. Von der Südküste des Mittelmeeres, die in der Geschichte Nordafrikas ihre entsprechende Behandlung gefunden hat, geht es dann hinüber nach Südeuropa: von der Balkanhalbinsel über die Apenninenhalbinsel nach der Pyrenäischen Halbinsel. Leider hat es sich nun aber infolge des gerade hier übermächtig andrängenden Stromes der Geschichte nötig gemacht, einen Schnitt vorzunehmen und nur das „klassische Altertum“ diesem Bande noch einzuverleiben, während die weiteren Schicksale von Byzanz, Griechenland und Italien erst später zu ihrem Rechte kommen werden. Die spanisch-portugiesische Geschichte dagegen, die sich unvergleichlich viel kürzer und schneller erledigen ließ und die gerade in unseren Tagen zu einem gewissen Abschluß gekommen, konnte schon hier in ununterbrochenem Flusse zur Darstellung gelangen. Eingeleitet wird der Band durch eine Abhandlung des inzwischen dem Unternehmen durch den Tod entrissenen Grafen Wilczek „Der innere geschichtliche Zusammenhang der Mittelmeervölker“, eine Arbeit, die in der Art Rankes die Ansicht vertritt, daß das Meer durchaus nicht bloß eine trennende Gewalt ist, sondern besonders deshalb historischen Wert hat, weil es die Gegensätze mildert und die Massen eint. Auch der neue Band bietet neben den Karten wieder auserlesene Illustrationen: die Hochstadt von Pergamon ist nach dem Rekonstruktionsentwurfe von Rich. Bohn in einem Doppelblatt wiedergegeben, das Mosaik der Alexanderschlacht in vorzüglichem Farbendruck; Jerusalem zeigt uns eine Zeichnung von Oskar Schulz, den Thronenden Christus, die Mosaik aus der Sophienkirche in Konstantinopel, eine auf Goldgrund ausgeführte prächtige Farbendrucktafel, die aber unter den Abbildungen der folgenden Abschnitte noch mehr als einen ebenbürtigen Genossen findet. Der Preis des Bandes (in Halbfranz) beträgt 8 Mark.

Wie neben der gebildeten Schriftsprache sich die Volkssprache und Mundart nicht verdrängen läßt, so behauptet auch heute noch neben der gelehrten Geschichtschreibung die volkstümliche Überlieferung ihren Platz, und gerade die tiefer blickenden Historiker haben gelernt, sorgsam auf ihre Stimme zu horchen. Auch in Italien hat das klassische Altertum solche Nachklänge in Volksüberlieferungen hinterlassen; besonders das Mittelalter hat sie in seinen Schriften zahlreich aufgefangen. Diese oft recht naiven Volkserzählungen sind hier und da von einem meistens nicht gerade sehr überlegenen Geiste aufgezeichnet, insbesondere Chroniken, Wundergeschichten, Pilgerbüchern und anderen Werken eingefügt worden. Aus diesem lateinischen Bann hat sie jüngst ein Kenner italienischer Geschichte und italienischen Volkslebens, H. Wüscher-Becchi, erlöst, indem er sie neu in gut lesbarem Deutsch als **Italienische Städtesagen und Legenden** erzählt hat (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Erzählt, nicht etwa sklavisch übersetzt. Der Bearbeiter gefiel sich nämlich darin, den Stoff selbständig neu zu gestalten

und ihn aus dem Geist jener Zeit heraus, in der diese sonderbare Verquickung antiker Mythen und romantischer Volksüberlieferungen stattfand, zu behandeln; er wird sich in der zuversichtlichen Hoffnung auf eine günstige Aufnahme seines reizvollen Buches nicht getäuscht haben: wer heute noch mit Frau Aventiure einen Ritt ins alte romantische Land wagen mag, den wird es erheitern, in den „Italienischen Legenden“ bekannte heroische Persönlichkeiten des klassischen Altertums im neuen Gewande zu erblicken, und es wird ihm dabei zu Mute sein, als schlüge er den mit kostbaren Miniaturen geschmückten Kodex der „Aneis“ von Heinrich von Veldecke auf, wo die Helden des trojanischen Sagenkreises auf leuchtendem Goldgrund mit fliegenden Bannern, köstlichen Helmzierden und Satteldecken zu Kampf und Turnier reiten.

Der Strom unserer großen geschichtlichen Interessen geht heute anders als dereinst im Mittelalter. An die Stelle Italiens, das einstmals unsere politische und künstlerische Phantasie in so hohem Grade beschäftigte, drohen ferner liegende, in unseren Augen barbarischer geartete Länder zu treten und — freilich in ganz anderem Sinne! — für lange unsere gespannte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit in Anspruch zu nehmen. Es sind das die Länder des Buddhismus: vor allem Japan und China. Da wird denn ein reich illustriertes Werk willkommen geheißen werden, das die **Mythologie des Buddhismus** darstellt (Leipzig, F. A. Brockhaus; 280 S. 4°; Preis 8 Mk.). Es giebt sich seiner Form nach als Führer durch die weltberühmte lamaistische Sammlung des Fürsten Uchtomskij, des Begleiters des russischen Kaisers auf dessen Orientreise, und hat Dr. Albert Grünwedel zum Verfasser. Der Gegenstand, seit langem in den populären Reisewerken ein Spielball von Mißverständnissen und Vorurteilen, hat hier nun endlich die verdiente systematische Behandlung aus kundiger Feder gefunden. In ihrer ganzen frappierenden Wunderlichkeit ersteht vor uns die im Herzen von Asien noch heute lebende Form des Buddhismus mit ihren wiedergeborenen geistlichen Würdenträgern, ihren verschnörkelten Klöstern und Tempeln, ihren eigenartigen Göttern und Dämonen. Alles das in seiner verwirrenden Buntheit klar zu machen, würde das Wort allein schlecht ausreichen; nur wenn eine so reichhaltige Sammlung, wie die des Fürsten Uchtomskij, sich aufschließt und dem Auge des Lesers alle ihre Schätze in peinlich genauen Abbildungen zeigt, geht einem der Sinn dieses scheinbaren Unsinns auf. Und nicht nur der Ethnograph, der Theologe, der Orientalist muß Interesse daran nehmen, sondern jeder, dem die geistige und religiöse Entwickelungsgeschichte der Menschheit ein Gegenstand des Studiums oder auch nur des ernsten Nachdenkens ist. Aber auch der gelehrte Kunsthistoriker, der Archäologe und der Liebhaber indischer, chinesischer oder japanischer Kunst wird das Werk willkommen heißen. Denn die reiche Formenwelt der buddhistischen Götter, so abenteuerlich und einzigartig sie uns anmutet, steht unter den Religionsvorstellungen der Völker dieser Erde bei näherem Zusehen keineswegs völlig vereinzelt und abgeschlossen da. Als ihre Grundlage stellt der Verfasser vielmehr die spätantike, griechische Überlieferung fest, die von der nördlichen Schule des Buddhismus in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens übernommen wurde. Dadurch wird eine Angliederung an die allgemeine Kunstgeschichte gewonnen. Von dieser ersten Blütezeit aus, der sogenannten gräco-buddhistischen Periode, giebt dann der Verfasser in der einheimischen Reihenfolge, mit den indischen Heiligen beginnend und mit den Lokalgottheiten schließend, dem Leser eine historische Übersicht über die Entstehung des tibetischen Pantheons. Ein besonderes Kapitel orientiert zuvor über die Geistlichkeit. Die Darstellung, immer im Bunde mit hübschen lehrreichen Abbildungen (188 im ganzen), zum Teil nach uralten tibetischen Werken, ist durchaus allgemeinverständlich und klar gehalten, gelehrte Anmerkungen sind in den Anhang verwiesen. Der bunte Umschlag weist das Bild des ersten buddhistischen Königs von Tibet in rituell richtigen Farben auf. In einem ausführlichen Vorwort schildert ferner der fürstliche Mäcen des Werkes, von welchem übrigens ein Bildnis in Heliogravüre dem Bande beigegeben ist, als Politiker und Philosoph die gegenwärtigen Beziehungen Rußlands insbesondere und Europas überhaupt zur buddhistischen Welt.

Besondere Bereicherung hat in letzter Zeit die Litteratur der geschichtlichen Briefe und Denkwürdigkeiten erfahren. So haben die **Memoiren der Markgräfin von Bayreuth**, der Schwester Friedrichs des Großen, die A. v. d. Linden von neuem in getreuer, nichts verlindernder Übersetzung vorlegt (10. Aufl.; Leipzig, H. Barsdorf), ein Seitenstück erhalten in den **Briefen der Madame Jérome Bonaparte** (übersetzt von Henry Perl; Leipzig, Schmidt u. Günther). Die abenteuerliche Heirat der amerikanischen „Miß Patterson“ mit dem jüngsten Bruder des großen Napoleon, dem späteren König Lustick, und der traurige Ausgang, den dieser „Lebensbund“ alsbald nahm, geben den Briefen den Inhalt: sie schildern in oft glänzenden Farben die kurze, aber stolze Laufbahn dieses Frauenlebens, wo Könige um ein gnädiges Lächeln dieser Dame buhlten und Fürsten sich vor ihr beugten. In der Briefschreiberin lernen wir übrigens das Urbild einer echten Amerikanerin kennen: Vergnügungssucht und emancipierte Koketterie verbinden sich mit einem brennenden Ehrgeiz und einem herzlosen Materialismus, der nicht einmal dulden will, daß der „entartete“ Sohn die hochtrabenden Pläne der Mutter durch eine Liebesheirat mit einer — amerikanischen Kaufmannstochter durchkreuze.

Kein größerer Gegensatz als der zwischen diesen Bekenntnissen der amerikanischen Millionärstochter und den schlichten **Briefen der Königin Luise**, die Dr. Eduard Küsel, der Direktor des Kgl. Luisen-Gymnasiums in Memel, als

„Mitgabe für unsere Schüler“ herausgegeben und mit verbindendem und begleitendem historischem Text versehen hat (Leipzig, B. G. Teubner). In der That liegt für unsere Jugend ein großer erzieherischer Wert in diesem treuesten Seelenspiegel der hohen Frau, „zu deren Natur,“ wie sie selbst einmal ihrem Vater bekennt, „es von jeher gehörte, in hohen Vorbildern zu leben“ und die nur in ernstester Beschäftigung mit solchen „der Aufgabe ihres Lebens: sich mit klarem Bewußtsein zur inneren Harmonie zu bilden“, genügen zu können glaubte.

Über den furchtbaren russischen Feldzug Napoleons vom Jahr 1812 sind schon mancherlei Berichte von Teilnehmern erschienen; selten aber wohl so unmittelbare und durch die Fülle ihrer grausigen Bilder packende wie die **Kriegserlebnisse von François Bourgogne, Sergeanten der französischen Kaisergarde** (Stuttgart, Robert Lutz; geh. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.). In Frankreich selbst sind diese Schilderungen erst vor einigen Jahren in ihrem ganzen Umfange bekannt geworden und haben damals (1896) auch in der Heimat des Verfassers berechtigtes Aufsehen erregt. Ihren besonderen Wert erhalten sie dadurch, daß hier einmal ein Mann aus der Front, ein alter Troupier der napoleonischen Garde, das Wort ergreift und also vornehmlich gerade die Leiden der gemeinen Soldaten geschildert werden. Als Sohn eines Leinwandhändlers in Condé geboren, trat Bourgogne schon mit zwanzig Jahren in die Armee ein, und zwar in das Corps der Kaiserlichen Jäger der Garde, einer erst neu gebildeten Elitetruppe, die in kleinen Abteilungen allen Infanterie- und Kavallerieregimentern der alten Garde beigegeben wurde. Die Feldzüge von 1806 bis 1811 hatten unseren Helden bereits zum Sergeanten befördert, als er 1812 nach Wilna kam, wo der Kaiser seine gesamte Garde vereinigte. Und nun hat er den ganzen russischen Feldzug in allen seinen Etappen mitgemacht und nachher, 1813 und 1814, als er in deutsche Gefangenschaft geraten war, seine Erinnerungen, für die ihm reichhaltige Notizen zur Verfügung standen, ausgearbeitet. Verhältnismäßig schnell führen uns die Aufzeichnungen vor die Mauern von Moskau und werden erst ausgiebiger, sobald die „große Armee“ der brennenden Stadt den Rücken gekehrt hat. Von nun an aber steigen alle die tausendfachen Leiden des Rückzuges in unheimlicher Lebendigkeit vor uns empor. Und zwar sind es gerade die kleinen, von den großen Geschichtswerken nur selten genügend gewürdigten Ereignisse des Tages, die unser Gewährsmann schildert und die erst eigentlich das Elend des Rückzuges in seiner ganzen Furchtbarkeit enthüllen. Daneben freilich zeigen sich auch die hervorstechenden Gipfelpunkte der Tragödie nicht vernachlässigt: Ereignisse wie die Schlacht bei Krasnoi, vor allem aber der Übergang über die Beresina heben sich wirkungsvoll hervor. Überall bemüht sich Bourgogne offensichtlich, die Thatsachen für sich selbst sprechen zu lassen; nirgends bemerken wir das Bemühen, die gloire der großen Armee etwa auch im Niedergang und Unglück noch in möglichst strahlendem Glanze der Tapferkeit zu zeigen. Auch wo es Schwächen zu berühren giebt, nimmt der Verfasser kein Blatt vor den Mund; diese Schlichtheit und Ehrlichkeit gerade sichert seiner ganzen Darstellung die Glaubwürdigkeit und hebt sein so ungemein inhaltsreiches Buch über allen Verdacht romanhafter Erfindung hoch empor auf die Wertstufe weltgeschichtlicher Dokumente, wie es ihrer gleich ergreifende und erschütternde nur wenige giebt. Dem Werke, das H. v. Natzmer sehr flüssig übersetzt hat, sind fünfzehn den Verlauf des Feldzuges und Rückzuges schildernde Vollbilder aus der Sammlung des württembergischen Offiziers Ch. W. v. Faber du Faur beigegeben, die dieser seiner Zeit an Ort und Stelle angefertigt und 1831 unter dem Titel „Aus meinem Portefeuille“ herausgegeben hat; die sechzehnte Abbildung zeigt den Marschall Ney auf dem Rückzuge, nach dem berühmten Gemälde des Malers Yvon, das sich in der Versailler Galerie befindet. Auch Kartenskizzen der Heerstraßen Wilna-Smolensk und Smolensk-Moskau fehlen nicht.

In deutscher Übertragung liegen seit kurzem ferner die **Historischen Notizen** von Victor Hugo vor. Oskar Marschall von Bieberstein hat sie übersetzt, der Leipziger Verlag von Schmidt u. Günther ihre Ausstattung mit Bildnis und Faksimile besorgt (geh. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.). In buntem Durcheinander hat hier der französische Romancier in Tagebuchform aufgezeichnet, was er sich an eben Erlebtem, Gesehenem und Gehörtem von der Seele wälzen wollte. Die Regierung Karls X., die Regierung Louis Philipps, die Februarrevolution, die ihr folgende kurzlebige Republik mit Lamartine an der Spitze, die Juni-Aufstände, die Beseitigung der zweiten Republik durch Louis Bonaparte, nicht zu vergessen endlich die Belagerung von Paris — alles das hat in diesem Tagebuch einen lebendigen, scharf beobachtenden und elegant erzählenden Zeugen gefunden, dem man sich für einige Stunden gern anvertrauen wird.

Wem es um ein intimes Zeitdokument und um die schier romanhaft anmutende Erzählung spannender Einzelerlebnisse zu thun ist, der wird freilich noch weit eher bei Krapotkins **Memoiren eines Revolutionärs** seine Rechnung finden, die soeben bei Robert Lutz in Stuttgart in äußerst gewandter Übersetzung erschienen sind. (Zwei Bände; Preis geh. 9 Mk., geb. 11 Mk.) Der Verfasser Fürst Peter Krapotkin ist ein geistreicher, hochgebildeter Mann, dessen Welt- und Menschenbetrachtung durch den leichten Anflug von Ironie nur noch interessanter wird. Wechselvoller und stürmischer noch als das Tolstojs verläuft sein abenteuerliches Leben. Zunächst Page am russischen Kaiserhof, dann Offizier, wird er in die revolutionäre Bewegung verwickelt, 1873 verhaftet und drei Jahre lang in der Peter-Pauls-Festung gefangen gehalten. Seine höchst romantisch bewerkstelligte Flucht bringt ihn nach England, dann in die Schweiz und nach Frank-

reich, von wo er für seine Ideen eine rege Thätigkeit entfaltet. Eine feurige Freiheitsbegeisterung ohne aufdringliches Pathos und ohne alle eitle Selbstbespiegelung geht durch die Aufzeichnungen, die eine reine Liebe für die Sache atmen. Man braucht diese keinen Augenblick zu seiner eigenen zu machen und wird doch reichen Stoff zur Überlegung und zum Nachdenken in den Blättern finden. Sie sind ein Beitrag zur Seelenkunde des modernen Rußland, wie es außer den Tolstojschen Schriften wenige oder gar keine giebt. Krapotkins Leben ist ein Spiegelbild dieser socialen Zustände. Wie Tolstoj ist auch er Idealist durch und durch, ein Idealist aber, der weit davon entfernt ist, neben der Religion etwa, wie es sein großer asketischer Volksgenosse thut, die Kunst und Wissenschaft gering zu schätzen. Mit der Schilderung der in Moskau und auf der Datsche idyllisch verlebten Kindheit setzen die Erinnerungen ein, patriarchalisch-friedliche, aber auch herzerschütternd grausame sociale Bilder aus dem russischen Volksleben wechseln miteinander ab. Über Thal und Höhen bewegt sich das weitere Leben: Hof und Gefängnis, Pagenkorps und Theater, Militär und Proletarierheim, Sibirien und Petersburg, Zürich und Genf, Edinburg und London, Belgien und Paris, abermals die Schweiz, England und Frankreich — das sind die bunt wechselnden Schauplätze des an romanhaften und gefährlichen Situationen überreichen, von der ganzen Bildung seiner Zeit getragenen Buches. Mitten aus geologischen Forschungen, die ihm die höchsten Erfolge versprechen, reißt den Verfasser der Gedanke an all die Armen und Elenden, denen die furchtbare Sorge um das tägliche Brot alles Licht des Gedankens wehrt. Von neuem setzt er sich als ein demütig lauschender Schüler zu den Füßen des Lebens, und der Reiche, der Gelehrte lernt von den Armen und Ungebildeten. Mag das sociale Ziel, das ihm vorschwebt, eine Utopie sein und bleiben, der Weg zu diesen Vorstellungen und Plänen, den er uns mitgehen läßt, ist voller beherzigenswerter Erfahrungen und humaner Reformgedanken. Der gelehrte Geschichtsforscher wird aus dem Werke ebensoviel lernen können wie der ungelehrte Leser, der für sich in der Seele einer Zeit und eines Volkes lesen möchte. Beigefügt sind der Ausgabe drei Bildnisse, zwei des Verfassers aus verschiedenen Lebensaltern, eins von seiner schönen, sanften Mutter. —

Friedlichere Bahnen führt uns eines der volkstümlichen Bändchen der wohlbekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Prof. Dr. W. Lotz, ein Schüler des Münchener Volkswirtschaftslehrers Brentano, schildert uns in gemeinverständlicher Weise die **Verkehrsentwicklung in Deutschland** während des eben abgelaufenen Jahrhunderts (Leipzig, B. G. Teubner; Preis 1,15 Mk.). Den Kern des Buches macht natürlich die Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens aus, von seinen ersten Anfängen über die Periode des Schwankens zwischen Staats- und Privatbahnsystem hinweg zur Durchführung der Verstaatlichung bis auf den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung. Besondere Kapitel sind dem Güter- und dem Personentarifwesen gewidmet, auch die Reformversuche im Ausland werden berücksichtigt. Doch nicht bloß den Schienenwegen, auch den Wasserstraßen schenkt Lotz seine Aufmerksamkeit; zum Schluß werden dann die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande und die gewaltigen Umwälzungen geschildert, die sich durch die Fortschritte der Verkehrstechnik in unserem Jahrhundert in den wirtschaftlichen Beziehungen der Völker zueinander, in den gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Zweige des Erwerbslebens sowie in unserem wirtschaftlichen Handeln und Denken vollzogen haben.

Was an diesem schmalen Büchlein noch besonders erfreut, ist der Umstand, daß es nicht in der Vergangenheit stecken bleibt, sondern seine Darstellung bis auf die jüngste Zeit ausdehnt. Leider ist dasselbe nicht der Fall, kann leider auch nicht in demselben Sinne der Fall sein in einer Schrift derselben Sammlung, in der Dr. Eduard Otto das **Deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung** schildert (Leipzig, B. G. Teubner; Preis 1,15 Mk.). Die unwiederbringliche Blüte des deutschen Handwerks lag naturgemäß in der Blütezeit des Städte- und Bürgerwesens, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Hierhin also muß auch der Verfasser den Schwerpunkt seiner Darstellung verlegen, aber doch hätte er mit verhältnismäßig leichter Mühe auch wohl die neuere und neueste Zeit etwas ausführlicher behandeln können, anstatt noch in einem Schlußkapitel in dem „Handwerksleben vergangener Tage“ zu schwelgen. Hübsch zeigt sonst das Büchlein, wie aus der Hauswirtschaft der germanischen Urzeit und aus der Fronwirtschaft das Handwerk als selbständige Erwerbsthätigkeit allmählich herauswächst und wie sich in dem Mauerring der mächtigen, bewehrten Städte dann ein freier Handwerkerstand ausbildet, der in der Zunftverfassung eine eigenartige, zeitgemäße Form des gewerblichen Lebens schafft. Mit dem Rüstzeug des geschulten Volkswirtschaftlers geht der Verfasser ferner den Gründen und den verschiedenen Erscheinungsformen der Entartung nach, der das Zunftwesen seit dem siebzehnten Jahrhundert zu verfallen begann, und erörtert die Entstehung der neuen gewerblichen Betriebsformen, der Hausindustrie und der Fabrik sowie die Entwickelung des Gegensatzes zwischen Handwerk und Industrie. Daran schließt sich eine Betrachtung der großen Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Eisenbahnen, der Dampfmaschinen und der Handwerkerbewegungen des neunzehnten Jahrhunderts. Dabei verläßt den Leser keinen Augenblick das sichere Gefühl, an der Hand eines Kundigen zu wandeln, der, was er nicht aus eigenen Quellenforschungen geschöpft hat, den Arbeiten zuverlässiger Fachgelehrten wie Below, Schmoller, Schönberg, Lamprecht oder Stieda verdankt. Die Abbildungen, fünfunddrei-

ßig an der Zahl, zeigen uns nicht nur Erzeugnisse des Schreiner-, Schwertfeger-, Schmiede-, Töpfer-, Kürschner- und Bauhandwerks, sondern auch kulturgeschichtlich wichtige Stätten und Denkmäler des deutschen Handwerks, so die Schifferstube von Lübeck, den Prellerhof von Nürnberg, die Gürtler-Innungslade von Steyr, das Sebaldusgrab von Nürnberg, germanische Altertumsfunde u. s. w.

Wie viel Ähnlichkeit die Handwerkszünfte im Mittelalter mit dem Studentenwesen hatten, ist bekannt; das Wort „Meister“ (magister) zeugt noch heute davon. Deshalb mag es sich das gelehrte Akademikertum gefallen lassen, daß es hier zu dem ehrsamen Handwerk in unmittelbare Nachbarschaft gerückt wird. Vor mir liegt nämlich eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens, die Dr. R. Fick mit Hilfe akademischer Kollegen unter dem anheimelnden Titel **Auf Deutschlands hohen Schulen** im Verlage von Hans Ludwig Thilo (Berlin; Preis geh. 10 Mk.) hat erscheinen lassen. Die erste zusammenfassende populäre Geschichte dieser Art, die wir besitzen, mit umsichtigem Blick aus weitverstreuten und oft nur schwer zugänglichen Quellen zusammengetragen, fußend auf einer gründlichen historischen Kenntnis der vergangenen Perioden, aber alles vom Standpunkt der frischen Gegenwart aus betrachtend, das Ganze von einer idealen Begeisterung und schönen Wärme für Universitätsbildung und Studentenleben getragen. Mit einer Vorgeschichte des deutschen Universitätswesens und Studententums setzt der erste Teil des Buches ein: das Mittelalter mit seinen sonderbaren, uns heute zum Teil so abgeschmackt erscheinenden Bräuchen, der deutsche Humanismus und seine ernste Schwester, die Reformation, mit ihrem mächtigen geistigen und nationalen Aufschwung, das düstere Zeitalter des großen Krieges mit seinen rohen Sitten, die Fridericianische Periode mit ihren Gefährten, der Aufklärung und der religiösen Empfindsamkeit, werden aus alten Dokumenten und Bilderwerken vor uns lebendig, bis das neunzehnte Jahrhundert nach der brausenden Gärung, die das Studentenleben an seiner Schwelle durchzumachen hatte, allmählich den ruhigeren Formen zugeführt wird, in denen es heute blüht. Doch nicht bloß die großen kulturgeschichtlichen Züge, auch die intimen Seiten der Alma mater und ihrer fröhlichen Söhne werden gebührend gewürdigt, wobei Schoppen und Schläger eine große Rolle spielen. Auch die einzelnen Verbindungen, als die eigentlichen Träger und Wächter der akademischen Palladien, erfahren eine eingehende geschichtliche Charakteristik. Dabei offenbart sich denn so mancher scheinbar hohle oder nichtssagende akademische Brauch in seiner tieferen, ernsteren Bedeutung. Der zweite Teil entwirft Einzelbilder von den verschiedenen „hohen Schulen“ Deutschlands, nicht bloß von den Universitäten, sondern auch von den Technischen Hochschulen, die ihren älteren Schwestern neuerdings durch Verleihung des vornehmsten akademischen Rechtes ja bedeutend näher gerückt sind. Gerade dieser zweite Teil, gleichfalls von zahlreichen Abbildungen begleitet, ermöglicht dem Studenten, dem bereits immatrikulierten wie dem angehenden, sich über die Eigenart einer jeden Hochschule, ihre Entstehung, ihre wissenschaftliche Besonderheit, ihre landschaftliche Lage, die specifische Färbung ihres studentischen Treibens, namentlich auch des Verbindungs- und gesellschaftlichen Lebens ein Urteil zu bilden und danach die Wahl des Studienortes zu treffen. Wer aber in einem oder mehreren dieser Musensitze schöne, jugendfrohe Tage verbracht hat, vor dem werden aus den Blättern die Geister der Erinnerung wach werden, sein „ledern Philisterium“ leuchtend zu vergolden. — Die Abbildungen des Werkes — vierhundert an der Zahl — enthalten außerordentlich viel Interessantes, namentlich wo sie aus älteren Druckwerken schöpfen; die Reproduktionen und Photographien aus der Gegenwart könnten schärfer und klarer sein. Das Wertvollste sind die Trachten- und Sittenbilder, die Darstellungen von Umzügen, Kneipgebräuchen, Mensuren, Festlichkeiten, politischen Demonstrationen u. s. w.; auch die kräftigen Zierstücke von Hans Baluschek verdienen Lob.

Ein Buch, das weit mehr bringt als sein Titel verspricht — ein seltener Fall in der Geschichte des Titelwesens! —, ist das pädagogische Hand- und Lesebuch für Eltern, Schulvorsteher, Lehrer, Gouvernanten und sonstige Erzieher, das Erdmann A. Schaefer unter Mitwirkung bewährter Fachmänner über **Die Erziehung der deutschen Jugend im Auslande** herausgegeben hat (Leipzig, Raimund Gerhard, vorm. Wolfg. Gerhard; Preis geh. 3,60 Mk.). Der Sporn für dieses Unternehmen lag in der traurigen und beschämenden Thatsache, daß noch immer jährlich Tausende und Abertausende von Kindern deutscher Auswanderer in fremdem Volkstum untergehen, weil ihre Eltern, insbesondere die Mütter, ihnen keine deutsche Erziehung geben können oder wollen und sie lieber kurzerhand in die erste beste fremde Schule schicken. Dieser Entdeutschung der nachwachsenden Jugend mit aller Kraft entgegenzuarbeiten, den Deutschen Mittel und Wege zu zeigen zur deutschen Erziehung ihrer Kinder im Hause wie zur Gründung von Schulgemeinden und zur Ausgestaltung des ganzen Schulwesens, betont denn das Buch auch einzig und allein als seinen Zweck; aber in Wirklichkeit giebt es mehr als das: eine kleine temperamentvoll und unterhaltend, eindringlich und doch ganz unpedantisch durchgeführte Encyklopädie der vaterländischen Erziehung und Jugendbildung überhaupt. Sehr beherzigenswerte Abhandlungen über den deutschen Volkscharakter, über den Konfessionalismus und seine Folgen, über den Niedergang des pädagogischen Interesses und der erzieherischen Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes gehen voraus, während der Hauptteil der Pflege des Kindes sowie seiner Erziehung in Haus und Schule gewidmet ist. Wir

freuen uns, hier überall so verständigen Büchern wie Matthias' Schrift „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?“ (München, C. H. Beck) und Sanitätsrat Dr. Fürsts „Das Kind und seine Pflege“ zu begegnen. Ein Anhang erstattet, was gleichfalls gewiß von praktischem Nutzen, Bericht über einige empfehlenswerte Schriften zur Pädagogik. F. D.

Reizvolle Einblicke in die Technik des Malens und Zeichnens, Einblicke in das innerste Wesen der Kunst überhaupt gewähren die **Kurzen Gespräche über Kunst** von William Morris Hunt (geb. 1824, gest. 1879), einem der bedeutendsten Vertreter der jungen amerikanischen Malerschule (2. Aufl., autorisierte Übersetzung von Schubart; Straßburg, J. H. Ed. Heitz; Mk. 2,50). Auf eigentümliche Art sind diese „Gespräche“ auf uns gekommen. In Boston unterhielt Hunt längere Zeit ein Damenatelier. Eine der Teilnehmerinnen — Helen Knowlton — hatte nun die glückliche Gewohnheit, während der Meister mit seinen Schülerinnen über ihre Arbeiten sprach, dessen Reden, Aphorismen und Kritiken auf die Rückseite einer ihrer Studien aufzuzeichnen, um sie später sauber zusammenzustellen. So entstand das vorliegende sehr eigentümliche Werk, „kein Buch, keine Abhandlung,“ wie Joseph Israels in seiner Einführung sagt, „aber ein buntes Gemisch, ohne Kopf und Schwanz, ohne Anfang und Ende.“ Man kann es ebensogut von hinten nach vorn lesen wie umgekehrt; aber daß es dessen ungeachtet sicher der Mühe wert ist, gelesen zu werden, beweist seine geradezu begeisterte Aufnahme in Amerika und England, wozu sich nun auch, wie die „zweite Auflage“ lehrt, die bemerkenswerte gute Aufnahme in Deutschland gesellt. Der Hauptgrund dieses außergewöhnlichen Erfolges wird darin zu suchen sein, daß dies Buch so ganz anders geartet ist als die landläufigen Ästhetiken. Hier ist weder Gelehrsamkeit noch abstrakte Theorie, aber individuelle Ideen, die das Nachdenken aufrütteln und eigene Gedanken wecken: „ein reiches, sofort zu genießendes Kunstdiner, lauter kleine Schüsseln, ohne Umschweif angerichtet, einige etwas gepfeffert, einige etwas merkwürdig schmeckend, aber sicher erfrischend, gesund und nahrhaft.“ Die Verlagshandlung hat der zweiten Auflage des Buches dreizehn Abbildungen von Hauptwerken des Malers beigegeben.

Architektonische Stilproben aus der gesamten menschlichen Baugeschichte giebt Max Bischofs von einem knappen geschichtlichen Text begleitetes Album (Leipzig, Karl W. Hiersemann; Preis 5 Mk.). Hundert gute Abbildungen machen den Beschauer mit allen Stilarten bekannt, die aus der grauen Vorzeit Ägyptens hinüberleiten zu den modernen Prachtbauten des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. Im Vordergrunde steht natürlich das klassische Altertum, aber auch der kirchliche Baustil des Mittelalters, der Renaissancestil mit seinen Abarten Barock und Rokoko ist durch zahlreiche Abbildungen vertreten. Als Leitfaden für den Unterricht und bequemes Handbuch bei eigener Lektüre sei das gediegen ausgestattete Werk bestens empfohlen.

Von Adolf Philippis „Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen“ ist der vierte Band erschienen. Er behandelt **Die Kunst der Nachblüte in Italien und Spanien** (Leipzig, E. A. Seemann; Preis geh. 5 Mk., geb. 6,50. Mk.), also das Barockzeitalter, die Malerei der Caracci und ihrer Genossen, die fremden Maler, die gleichzeitig in Rom wirkten (Elsheimer, Poussin, Claude Lorrain). Der zweite Teil wendet sich vornehmlich den Velasquez und Murillo zu, die die Kunstblüte Spaniens vertreten. Hatte der Verfasser im ersten Teile seiner Darstellung augenscheinlich Mühe, dem zersplitterten Stoffe eine künstlerische und leicht übersichtliche Form zu geben, so kommt ihm der Gegenstand hier weit williger entgegen. Philippi hat denn auch Zeit und Schaffen der beiden Meister Velasquez und Murillo wunderbar lebendig zu machen verstanden: jenen als den unermüdlichen Schüler der Natur und Wirklichkeit, diesen als den naivsten, unbefangensten Farbenkünstler, den es je gegeben hat. Eine lange Kette auserlesener Abbildungen der einschlägigen Kunstwerke begleitet den Text, dessen Selbständigkeit sich schon durch die eigenartige, aber im Verlauf der Darstellung wohlbegründete Auswahl kennzeichnet. Rühmend hervorzuheben ist endlich noch der schlichte, von allen dem Laien schwer verständlichen Fachausdrücken absehende Stil des Verfassers.

Bleibenden Wert darf der Katalog beanspruchen, der über **Die Kunstsammlung Friedrichs des Großen auf der Pariser Weltausstellung 1900** orientiert (Berlin und Leipzig, Giesecke u. Devrient). Paul Seidel, der verdiente Dirigent der Kunstsammlungen in königl. preuß. Schlössern und Direktor des Hohenzollern-Museums in Berlin, hat den Text dazu geliefert, Prof. Peter Halm die Zeichnungen und Radierungen beigesteuert, nach denen die äußerst interessanten Abbildungen hergestellt sind. Seinen litterarischen Wert empfängt das zierlich-vornehm ausgestattete Heft vornehmlich durch die kunst- und kulturhistorische Einleitung, in der Seidel Friedrichs des Großen Verhältnis zur französischen Kunst aus Quellen darstellt, die nur ihm zugänglich waren. Diese kleine, aber um so inhaltsreichere Studie im Verein mit den fünfundvierzig Abbildungen von Gemälden Pesnes, Lancrets, Paters, Watteaus, Chardins und Coypels, von Skulpturen Adams, Girardons, Bouchardons u. a., sowie von allerlei französischen kunstgewerblichen Schmuck- und Gebrauchsgegenständen macht uns im höchsten Grade gespannt auf das bei demselben Verlage in Vorbereitung befindliche Prachtwerk von Seidel „Französische Kunstwerke des achtzehnten Jahrhunderts im Besitze Sr. Maj. des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen, Geschichte der Erwerbung

und Verzeichnis, mit vierzehn Radierungen und zahlreichen Zeichnungen von Prof. Peter Hahn", ein Werk, dem auch der vorliegende Katalog die meisten und besten seiner künstlerisch erfaßten Illustrationen verdankt.

Der modernen Malerei ist das „Künstlerbuch" gewidmet, eine ausgewählte Reihe von Künstlermonographien von Franz Hermann Meißner (Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler; jeder Band geb. in Decke von Hans Thoma 3 Mk.). Die ersten vier Bände behandelten Arnold Böcklin, Max Klinger, Franz Stuck und Hans Thoma; der fünfte befaßt sich mit **Fritz von Uhde.** Auch diesmal bietet uns Meißner nichts weniger als eins jener landläufigen, schnellfertigen biographischen Machwerke, die da anfangen: „Am so und so vielten Tage des Jahres so und so ward dort und dort unser Held geboren" und dann auf die magere Schnur weiterer Daten sein sogenanntes „Leben" aufreihen — er strebt vielmehr erfolgreich überall in die Tiefe und Breite und weiß den künstlerischen Charakter Uhdes im Zusammenhange der Kunstentwickelung und der herrschenden Ideen der Zeit zu begreifen und darzustellen. Demnach betrachtet er ihn hauptsächlich als „socialen Künstler", als den Maler, der den Massen, und insbesondere ihren religiösen Vorstellungen, die erste gedankenerfüllte und wahrhaft seelische Gestaltung gegeben hat. Die zahlreich eingefügten Abbildungen bleiben uns kein irgendwie bedeutsames Gemälde Uhdes schuldig, können sich aber — dies Eigenlob sei gestattet! — trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit nicht vergleichen mit den feinsinnig und apart ausgewählten Reproduktionen, die unsere „Monatshefte" einer schon vor längerer Zeit (Oktober 1893) veröffentlichten Uhde-Monographie desselben Verfassers beigegeben haben.

Eins der besten religiösen Gemälde von Gabriel Max, „Christus erweckt des Jairi Töchterlein", hat die k. k. Hof-Kunsthandlung von Nicolaus Lehmann in Prag neuerdings unter der Bezeichnung **Christus als Arzt** in großer Gravüre (Bildgröße 47×69 cm; Preis 30 Mk.) erscheinen lassen. Die Reproduktion ist aus der bekannten Werkstatt von Blechinger u. Leykauf in Wien hervorgegangen und nach neuestem Verfahren in ihren Hauptteilen von Meisterhand gestochen worden. Der Gegenstand des häufig wiedergegebenen Gemäldes wird ja in Erinnerung sein: Jesus, nicht der Magier oder Asket, sondern der hilfreiche, mächtige Menschenfreund, sitzt ganz wie ein teilnehmender, mitleidsvoller Arzt an dem Bette des kranken, schlummernden oder toten Mägdleins; über dem Ganzen liegt der Hauch der Unschuld, der weihevollen, sanften Ruhe. Max ist mit diesem Stoffe ja auch auf dem eigensten Gebiete seiner Kunst, die von jeher das Übersinnliche, die Berührung zwischen Tod und Leben mit Vorliebe ergriffen hat. Als künstlerische Gestaltung eines religiösen Vorganges, der unmittelbar und ergreifend zu unserem menschlichen Erleben spricht, wird das trostreiche Bild eines tiefen Eindrucks auf ernste Gemüter nicht verfehlen.

Ein für kunstfreundliche Laien wie für ernste Fachmänner gleich interessantes und bedeutsames Werk werden wir in kurzem dem Kunstverlag von Franz Jäger (Goslar und Berlin) zu verdanken haben. Es gilt der **Geschichte der deutschen Illustration,** die trotz der mächtigen Fortschritte, die sie in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, eine würdige zusammenfassende Darstellung bis auf heute vermissen mußte (vollständig in zehn Lfrgn. zu je 2 Mk.). Die genannte Verlagshandlung hat nun den bekannten Maler und Illustrator Theodor Kutschmann gewonnen, diese Lücke auszufüllen. Kutschmann hatte 1898 den kleinen Leitfaden für die erste Ausstellung deutscher Illustratoren bearbeitet; die dafür nötigen Studien erschlossen ihm erst den Blick für die kostbaren Schätze, die in diesem von der darstellenden Geschichte noch völlig unbetretenen Boden zu heben waren. So entstand das neue große Lieferungswerk, von dem uns bis jetzt sechs Lieferungen vorliegen. Da das Werk in erster Linie der modernen Kunst dienen soll, so ist das Alte nur kurz und gedrängt behandelt. Nach einer Einleitung, die über die Frühzeit in großen Zügen unterrichtet, geht der Verfasser alsbald dazu über, in knapper Form die Wirkung darzulegen, die die Erfindung des Holzschnittes und der Buchdruckerkunst, diese grundlegenden Mächte der illustrierten Litteratur, auf das gesamte geistige Leben des späten Mittelalters ausübten. Dann aber wird der modernen Zeit desto größerer Spielraum eröffnet, zumal da neben der eigentlichen Geschichte der Kunst selbst, ihres Werdens und Wollens, zugleich auch ein Bild der Entwickelung der vervielfältigenden Künste entworfen werden soll, von den ersten primitiven Erzeugnissen des Holzschnitts an bis zu den modernsten rein technischen Hilfsmitteln. Was aber wäre eine „Geschichte der Illustrationen" ohne eigene Illustrationen? Die Verlagshandlung hat denn in dem Werke auch eine reichhaltige Galerie aller möglichen Abbildungen eröffnet: neben hunderten von Textillustrationen zahlreiche Einzelblätter in Heliogravüre, Lichtdruck, Farbendruck, Holzschnitt u. s. w. Mit Recht steht ein Bildnis Adolf Menzels nach einem Gemälde von Professor Max Koner voran; ihm, dem „Altmeister deutscher Illustrationskunst", ist das ganze Werk gewidmet. Dann setzen die Textillustrationen mit Abbildungen mittelalterlicher Formschnitte und Holztafeldrucke ein, Schrotblätter und Teigdrucke folgen, bis im zweiten Drittel des für die Entwickelungsgeschichte der vervielfältigenden Künste so hochwichtigen Jahrhunderts auch der Kupferstich in Erscheinung tritt. Die Erfindung der Buchdruckerkunst eröffnet dann auch in der Geschichte der Illustration eine neue Epoche. Nun wird der Holzschnitt mit den beweglichen Lettern in Verbindung gebracht, und die Berufe des Zeichners, des Formschneiders und des Buchdruckers beginnen sich zu trennen. Ihre erste Blütezeit erlebt die deutsche Illustration sodann im sechzehnten Jahrhundert. Namen wie Albrecht Dürer, Hans Schäuffelein, Hans Burgkmair, Hans Hol-

bein d. Ä., Hans Baldung Grien, die beiden Behaim, Jost Amman, Lukas Cranach, die hier sämtlich mit schönen Proben ihrer Kunst vertreten sind, brauchen bloß genannt zu werden, um jedem ein Bild dieser Illustrationsblüte vor Augen zu zaubern. Dann geht es eine ganze Weile bergab: das siebzehnte Jahrhundert bringt wie so vielen Gebieten der Kultur so auch der deutschen Illustrationskunst einen schmerzlichen Niedergang. Nur das Porträt und Merians topographische Stiche, die neuerdings durch Meyers „Historisch-geographischen Wandkalender" so bekannt geworden sind, heben sich aus dem Wust einigermaßen hervor. Erst nach Verlauf des ersten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts kommen in der Buchornamentik wieder neue Formen auf, die Beachtung verdienen, doch bleibt die Abhängigkeit von fremden Mustern offensichtlich. Dann aber treten Salomon Geßner und Daniel Chodowiecki auf und führen der Illustrationskunst neues volkstümliches Blut zu. Sie bereiten die neudeutsche Kunst vor, die sich zunächst in Jakob Asmus Carstens, Jos. Ant. Koch u. a. dem Klassicismus zuwendet, dann aber zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ihre eigenen Linien findet. Mittlerweile hatten die vervielfältigenden Künste einen unerwarteten Aufschwung genommen. Die Lithographie und der Stahlstich waren erfunden worden, der Holzschnitt hatte eine unerwartete Wiederbelebung erfahren. Die Romantiker, wie Peter von Cornelius, Friedrich Overbeck und Joseph von Führich, J. Schnorr von Carolsfeld, vor allem aber Bonaventura Genelli machten sich diesen neuen Aufschwung der Illustrationstechnik zu nutze. Aus der weiteren Entwickelungsperiode der deutschen Romantik ragt dann wie kaum ein anderer Alfred Rethel hervor; sein Stich „Thusnelda", einst im Verlage dieser Blätter erschienen, seine Blätterfolge „Auch ein Totentanz" werden noch in aller Erinnerung sein. Von seinen Zeit- und Strebensgenossen seien nur Steinle, Bendemann, Hübner, W. Schadow, Karl Friedrich Lessing genannt; sie alle sind in der „Geschichte der deutschen Illustration" mit Proben vertreten Ein besonderes Kapitel füllt natürlich Moritz von Schwind, der letzte und volkstümlichste unserer Maler-Romantiker; mit ihm vor allem wird die Wunderwelt des deutschen Märchens dem Auge lebendig. Neben Schwind und in der Volksgunst noch höher steht unser lieber alter Hausfreund Ludwig Richter, dessen Kunst mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande beurteilt sein will. Auch von diesen beiden Künstlern zeigt unser Werk die hervorragendsten Schöpfungen in vorzüglichen Reproduktionen. Wilhelm von Kaulbach, Otto Spekter, F. von Pocci und Dr. Heinrich Hoffmann beschließen sodann die sechste Lieferung, die letzte, die wir bis zu diesem Augenblick übersehen. Doch mit den aufgeführten Illustrationen sind die Schätze der Abbildungen bei weitem noch nicht erschöpft. Das beste ist Sonderblättern anvertraut, von denen wir bisher etwa vierzig zählen. Hervorgehoben zu werden verdienen: ein Studienkopf von Menzel in Gravüre, Klingers „Anrufung" und „Befreiter Prometheus" in Kupferätzung, Hasemanns Scene aus Storms „Immensee", Skarbinas Coquelin cadet, Ludwig Richters „Herbst", Schnorr von Carolsfelds „Frauen am Grabe Christi", Petersens Marinebild, Dürers „Apokalyptische Reiter", Genellis „Leben einer Hexe", Werners „Trompeter", Carstens' „Nacht mit ihren Kindern" u. a. — Als Nachschlagebuch wie als künstlerisches Erbauungsbuch sei das ganze Werk schon heute wärmstens empfohlen; nach Abschluß des Ganzen kommen wir gern noch einmal darauf zurück.

Seit Richard Muthers geistsprühende, von großen, kühnen Gesichtspunkten gesehene „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" im Buchhandel völlig vergriffen, ist oft das Verlangen laut geworden, es möchte eine neue Auflage und Bearbeitung dieses Werkes — denn eine solche wäre trotz aller Vorzüge unerläßlich nötig gewesen — veranstaltet werden. Dieser Wunsch hat sich bis heute nicht erfüllt, wohl aber läßt derselbe Verfasser neuerdings in der wohlbekannten, durch so viele namhafte Mitarbeiter ausgezeichneten „Sammlung Göschen" (Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshdlg.; jedes elegante Leinenbändchen 80 Pf.) eine neue **Geschichte der Malerei** erscheinen, die auf sieben solcher durchschnittlich 150 Seiten umfassenden Bändchen berechnet ist. Illustrationen enthält das Werk nicht; denn es sollte sich nach den Absichten des Verfassers darin ebensowenig um einen der geläufigen „Leitfaden" handeln, wie Künstlerbiographien und Bilderbeschreibungen gegeben werden sollten. Dafür aber wurde versucht, den „Stil" der verschiedenen Epochen aus der Zeitpsychologie, die Kunstwerke als „menschliche Dokumente" zu deuten. Daß viele Fragen dabei nur gestreift, nicht erschöpft werden konnten, wird bei dem beschränkten Umfang des Buches als selbstverständlich erscheinen; wenn wir aber trotzdem bald bemerken, daß jeder Satz, jede Bemerkung, die scheinbar noch so flüchtig aussehen, von einer tiefeindringenden Kenntnis der betreffenden Künstlerindividualität und ihrer Zeit getränkt sind, daß alles sein ganz besonderes, eigenes geistiges Gesicht zeigt, so werden wir das nur begreifen, wenn wir zu gleicher Zeit erfahren, daß ein umfangreiches, erschöpfendes Werk über denselben Gegenstand in des Verfassers Schreibtisch fast vollendet liegt: nur so wird es verständlich, daß Muther es erreicht hat, so Vieles, so Tiefes und so viel Selbständiges in so wenigen Worten zu sagen. Die Darstellung liest sich ebenso leicht, flüssig und lehrreich-unterhaltend im Zusammenhange oder in größeren Abschnitten, wie sie beim Nachschlagen von Stichwörtern — jedem Bändchen ist ein besonderes Inhaltsverzeichnis beigegeben — in scharfgeprägten Charakteristiken über Einzelheiten unterrichtet.

In derselben volkstümlichen Sammlung hat neuerdings Dr. Hans Stegmann, Konservator am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, **Die Plastik des Abendlandes** behandelt (Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung; Preis

80 Pf.). Der umfangreiche Stoff ist hier auf engem Raume übersichtlich und doch anregend dargestellt, Wichtiges und Charakteristisches mit der gebotenen Schärfe und Klarheit hervorgehoben, Untergeordnetes nur im Vorübergehen gestreift, was für die Zwecke dieser Sammlung zweifellos die empfehlenswerteste Methode. Beim Unterricht sowie als Handbuch für die Selbstbelehrung im Hause wird das bequeme Büchlein mit seinen dreiundzwanzig Tafeln und Abbildungen gute Dienste leisten. —

Nur in losem Zusammenhange steht mit dieser Übersicht über neue Kunstlitteratur ein volkstümliches Lebensbild, das Dr. Julius Nelson in der Voigtländerschen Sammlung „Biographische Volksbücher" (Nr. 74 bis 77) von **Heinrich Schliemann** entworfen hat (Leipzig, R. Voigtländers Verlag; ungeb. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.). Wenn Goethe von der Geschichte meinte, das beste, was wir von ihr hätten, sei die Begeisterung, die sie erwecke, so wird er dabei nicht nur an die lauten Helden gedacht haben, die ihre blutigen Lorbeeren auf dem Schlachtfelde pflückten, sondern auch an die stilleren, deren Arbeitsfeld die Studierstube oder der geheiligte Boden der Vergangenheit war. Denn auch hier reifen alle großen Tugenden des Mannes, nicht am wenigsten die Willensstärke, für die uns Schliemann ein unvergängliches Vorbild sein kann. Nelson hat diesen idealen, erzieherischen Hauptzug seines Wesens mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit herausgearbeitet, aus ihm recht eigentlich seine „Werke und Tage" herauswachsen lassen. Aber auch von durchgebildetem wissenschaftlichem Urteil zeugt dieses Büchlein von der „Wissenschaft des Spatens", das seinen Lesern zugleich die wichtigsten Fundstücke der Schliemannschen Ausgrabungen in guten Abbildungen vorführt.

F. D.

Wie für Jean Paul und andere Stiefkinder des modernen litterarischen Geschmacks, so regt sich neuerdings auch für den romantischen Dichter, Musiker und Maler E. T. A. Hoffmann, den eine spätere Zeit wegwerfend den „Gespenster-Hoffmann" nannte, ein frisch belebtes Interesse. Seine dämonische Phantasie, die Tiefsinn und grausig-burlesken Unsinn so nahe beieinander wohnen läßt, hat es uns wieder angethan. Wir fragen nicht mehr so leichthin: verträgt sich das mit der Wirklichkeit? und wenn wir wirklich einmal so fragen, werfen wir seine Werke doch noch nicht geringschätzig beiseite, sobald unser Verstand „nein" darauf antworten muß, wie es noch Gervinus that. Wir fühlen uns wieder Kinder genug, dem Zauberstabe seiner unbändigen Einbildungskraft blindlings zu folgen, weil wir empfinden, daß es dem Dichter selbst ernst ist um seine Gestalten, daß er sie wirklich und wahrhaftig gesehen hat und daß sie als selbstverständliche Gebilde emporwachsen aus dem Grunde seiner gesamten Welt- und Lebensanschauung, die das Wunder für eine ebenbürtige, vollberechtigte Schwester der Wirklichkeit hält — sind sie beide doch nur Kinder des Traums! Die vorliegende Ausgabe ist deshalb kein bloßes litterarhistorisches Monument, das seine Aufgabe erfüllt hat, wenn es in den Bücherregalen der gelehrten Germanisten steht, sondern eine Wiedererweckung, die dem Zuge der Zeit entgegenkommt. Freilich, man hätte vielleicht eine Auswahl aus den sämtlichen Werken treffen können. Aber wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: nur wer den ganzen Hoffmann kennt, wird ihn verstehen und wahrhaft in ihn eindringen. Er hat wenig oder nichts geschaffen, was rein für sich genossen, ohne Überschauen der ganzen dichterischen Erscheinung und ihrer eigentümlichen Vorstellungswelt, einen völlig befriedigenden Eindruck hinterließe. Auch wer sich an der prächtigen Novelle „Doge und Dogaresse", etwa in der Liebhaberausgabe des Fischer u. Frankeschen Verlags, erbaute oder das „Fräulein von Scudery" aus Heyses Novellenschatz genoß, wird mit einem Gefühl des Halben und Unklaren von diesen Schöpfungen Abschied genommen haben, als müßte ein hilfreicher Magus erscheinen, der ihm den Schlüssel zur letzten, verschlossen gebliebenen Kammer des Hoffmannschen Wesens in die Hand legte. Als solchen heißerwünschten Entzauberer sehe ich die neue Grisebachsche Ausgabe an (**E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke** in fünfzehn Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach. In vier Leinwandbänden 8 Mk., Halbfrzbd. 12 Mk., Liebhaberband 15 Mk. Leipzig, Max Hesses Verlag.) Sie ist die erste wirklich vollständige: ihr letzter Band bringt mehrere neuerdings erst aufgefundene kleinere Schriften, die für die Beurteilung der Gesamterscheinung nicht unwichtig sind. Rein biographisch ist die Einleitung Grisebachs: außerordentlich reichhaltig in allem, was Hoffmanns äußeres Leben nur im entferntesten berührt, sorgsam bis zur Peinlichkeit in der Registrierung aller Daten, in der Benutzung aller irgendwo aufzutreibenden Dokumente — aber ein einheitlich erfaßtes und künstlerisch ausgeprägtes Gesamtbild des poetischen Charakters fehlt. Dafür ist der Druck philologisch zuverlässig bis aufs I-Titelchen, was zum Glück ein geschmackvolles Gewand nicht ausschließt. Den Text beleben drei Selbstbildnisse des Dichters, ein Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholende Abbildungen. Da der Preis des Ganzen außerordentlich gering ist, wäre es jedem zu verdenken, der sich — vorausgesetzt, daß er Interesse für Hoffmann hegt — heute noch mit einer mehr oder weniger willkürlichen Auswahl begnügt, da er ihn hier so bequem und hübsch ganz haben kann.

Als „Vorläufer" ist von einer gewissen Richtung unserer modernen Litteratur auch Friedrich Hebbel in Anspruch genommen worden, wie man von anderer Seite versucht hat, allerlei Mystisches und Romantisches in seine Werke „hin-

einzugeheimnissen". Diese Übertriebenheiten auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und dem Dichter in ruhiger, sachlicher biographischer Charakteristik seine Stellung in der deutschen Litteratur begrenzt zu haben, ist das Verdienst der Einleitung, die Karl Zeiß seiner kritisch durchgesehenen und erläuterten vierbändigen Ausgabe von **Hebbels Werken** vorausgeschickt hat (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; geb. 8 Mk.). Die Ausgabe bringt uns eine Auswahl, aber diese nach dem anerkennenswerten Grundsatz, trotz der Beschränkung möglichst alle Seiten der Hebbelschen Dichtung zu berücksichtigen. So sind die Gedichte — in chronologischer Reihenfolge — äußerst zahlreich vertreten: denn gerade für die tiefe, kraftvolle Lyrik Hebbels glauben wir in neuerer Zeit wieder besonderes Verständnis und Interesse gewonnen zu haben. Von den Erzählungen sind die Novellen „Schnock", „Der Rubin", „Schneidermeister Nepomuk Schlägel", „Pauls merkwürdigste Nacht" und „Herr Haidvogel" ausgewählt. Band 2 bringt die Dramen: „Judith", „Maria Magdalena", „Michelangelo", „Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring"; Band 3 die Nibelungentrilogie und einige ästhetische Abhandlungen; Band 4 endlich die „Genoveva,", „Herodes und Mariamne" und als Epilog des Ganzen die autobiographische Schilderung „Meine Kindheit". Der Text ist, wo es irgend möglich, nach den Originalhandschriften durchgesehen und gebessert worden, die Biographie auf Grund von mancherlei neuen Mitteilungen aus Freundesmund wesentlich bereichert. Außerdem aber hat auch jedes einzelne Drama und jede einzelne Abteilung für sich eine besondere litterarhistorische Einleitung erfahren, die aus den besten Quellen schöpft und von einem tüchtigen kritischen Urteil zeugt. Die Ausstattung der vier Bände ist die bekannte vornehm-gediegene der Meyerschen Klassikerausgaben; ein in Kupfer gestochenes Bildnis des Dichters und der Faksimiledruck eines Gedichtes bieten den Willkommgruß. F. D.

* * *

Seit kurzem beginnt im Verlage von Martin Oldenbourg in Berlin ein illustriertes Werk **Das Tierleben der Erde** zu erscheinen. Das Unternehmen soll in vierzig Lieferungen in Quartformat von je drei Bogen erscheinen und wird fertig 40 Mk. kosten. Uns liegen drei Lieferungen vor; ohne daß wir ein endgültiges Urteil abgeben könnten, dürfen wir doch nach dieser Probe bereits sagen: so frei, natürlich, lebendig und unpapieren ist kaum sonstwo das Tierleben in Wort und Bild schon geschildert worden. In Wort und Bild — denn zu dem Text von Wilhelm Haacke, einem unserer bewandertsten und geschicktesten zoologischen Schriftsteller, gesellen sich lange Reihen prächtiger Abbildungen aus Wilhelm Kuhnerts Stift und Pinsel, aber beide Autoren haben augenscheinlich in ungebundener Freiheit und Natürlichkeit gearbeitet; kein gelehrtes System, kein Schema, das sie am Gängelbande hält. Der Rahmen der landschaftlichen Zusammengehörigkeit, das ist die einzige Fessel, die dieses „Tierleben" bindet. Im deutschen Walde beginnt naturgemäß die ungezwungene Wanderung. Hirsch und Reh äugen durchs Gehölz, das Eichhörnchen macht seine possierlichen Sprünge, Wildschwein und Dachs, Edelmarder und Wildkatze treiben ihr Wesen, und hoch in den Zweigen ertönt um uns das mannigfaltige Konzert der buntgefiederten Vögel. Aber auch die Raupe, die Eidechse, die Blindschleiche, die Lurche und Frösche verliert der Verfasser nicht aus den Augen. Und von all dem, „was da kreucht und fleugt", zaubert uns Kuhnert, ein berufener Künstler seines Faches, fesselnde Bilder vors Auge. Nicht bloß Typen, wie sie auch das Konversationslexikon zeigt, sondern individuell gehaltene — ja ich muß schon sagen: Porträts aus der Tierwelt und daneben auch allerliebste Genrebildchen: eine Ricke mit Kitz, Rehe auf der Brunst, ein paar verforkelte Rehböcke, ein Rothirschrudel, von dem Leittier geführt, eine Bache mit Frischlingen, verhoffende Füchse vor ihrem Bau, eine Dächsin mit Jungen, eine fliegende Waldschnepfe über stimmungsvoller Sumpflandschaft. Von höchster Vollendung zeugen die beigegebenen chromolithographischen Farbendrucke: Pelikane, ein Nilkrokodil, Trappen, eine Wildkatze, Büffel und ein Mandrill ergötzen insbesondere durch ihre Farbenschärfe und lebendige Stellung. Wir wünschen dem Werke die weiteste Verbreitung und werden nicht verfehlen, seine weiteren Fortschritte von Lieferung zu Lieferung zu verfolgen. —l.

* * *

Das Rote Kreuz. Seine Entstehung und Entwickelung und seine Bethätigung in Deutschland. Von Dr. Friedrich Marcks. (Gütersloh, C. Bertelsmann; 1,50 Mk.) Schriften über das Rote Kreuz giebt es in einer ganzen Anzahl, große und kleine, solche für Fachleute und solche für Laien; mit der vorliegenden, die wenig mehr als hundert Seiten umfaßt, wird aber zum erstenmal ein Schriftchen dargeboten, das in kurzer Darstellung nicht bloß die Entstehung dieses internationalen Hilfsvereins erzählt, sondern damit zugleich eine Übersicht verbindet über alles das, was vom Roten Kreuz seit seiner Gründung bisher auf den Schlachtfeldern geleistet worden ist. In erster Linie ist daher die Hilfsthätigkeit des Vereins im letzten deutsch-französischen Kriege berücksichtigt worden, wo sie sich bekanntlich zum erstenmal in seinem vollen Umfange entfalten konnte, aber auch die übrigen Schauplätze seines segensreichen Wirkens auf der Balkanhalbinsel, in Spanien und in Transvaal werden wenigstens kurz gestreift. Ein Schlußkapitel bespricht die Reformversuche in Sachen der Genfer Konvention bis zur Haager Friedenskonferenz. Der Ton des Ganzen zeugt von einer Begeisterung für die Sache und wird — zumal in dieser Zeit, wo sich dem Verein fern im Osten unerwartet plötzlich ein neues Feld seiner ernsten Thätigkeit

eröffnet hat — nicht verfehlen, in dem jüngeren Geschlechte die Dankbarkeit für die früheren Leistungen des Roten Kreuzes zu erhalten, wie die hilfs- und opferbereite Teilnahme an der vaterländisch-menschenfreundlichen Sache neu zu beleben. ch.

* * *

Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei von Max Hesdörffer. (Berlin, Verlag von Gustav Schmidt, vorm. Robert Oppenheim. 2. erw. Aufl. vollständig in zehn Lieferungen zu je 75 Pf.). — Das vorliegende Werk ist allein für den Blumenliebhaber, nicht für den Berufsgärtner bestimmt. Es soll ein Lehr- und Hilfsbuch sein für die Pflege der Blumen im Zimmer, auf dem Blumenbrett vor dem Fenster und auf dem Balkon. Gärtnerische Vorkenntnisse sind zum Verständnis der Anleitungen nirgends erforderlich; ein allgemeiner Teil unterrichtet in praktischer Weise über alle erforderlichen Kenntnisse und Handgriffe. Überhaupt hat die graue Theorie ins Reich der grünen Farbe möglichst wenig Eingang gefunden, nur das unerläßlichste an technischen Ausdrücken ist verwandt, sonst wird in jedem Falle vom Besonderen ausgegangen und das Verfahren in anschaulicher, lebendiger Weise vorgeführt. Dazu helfen vortrefflich die nahezu fünfhundert Abbildungen und Blumentafeln, die den Text begleiten, Abbildungen, die sich nicht etwa bloß begnügen, einzelne Pflanzen mit Wurzeln, Stiel, Blättern und Blüten darzustellen, sondern die — was weit wichtiger und wertvoller ist — vor allem auch die an den Gewächsen vorzunehmenden Verrichtungen veranschaulichen: das Teilen der Pflanzen, das Einführen der Edelungen bei den Rosen, das Verpflanzen, Düngen und Aufbinden, die Reinigung von Schädlingen u. s. w. Auch die dekorative Verwendung der Blumen, die im modernen Hause heute wieder eine so große Rolle spielt, findet liebevolle Berücksichtigung. Besondere Abschnitte sind dem „Aquarium“ und dem „Terrarium“ gewidmet. Ein Monatskalender beschließt das Ganze, das die Bezeichnung „praktisch“ wirklich einmal vom ersten bis zum letzten Blatt vollauf verdient. ch.

* * *

Philosophie des Fahrrads. Von Eduard Bertz. (Dresden und Leipzig, Carl Reißner.) — In einer englischen Review wurde im Jahre 1894 die Ansicht ausgesprochen: im Jahre 1870 sei das Radfahren eine Tändelei einiger wunderlicher Enthusiasten gewesen; 1880 ein wachsendes Vergnügen des Mittelstandes; 1890 ein nationaler Zeitvertreib; im Jahre 1900 aber werde es höchst wahrscheinlich ein notwendiges Bedürfnis geworden sein, und in naher Zukunft werde alles, was gesunde Gliedmaßen besitze, Männer, Frauen, Kinder, so gut über ein Rad verfügen wie über ein Paar Stiefel. Diese Prophezeiung mag etwas über das Ziel hinausschießen, dafür aber wird durch das vorliegende Buch konstatiert, daß das Fahrrad bereits auch die Wissenschaft beschäftigt und zwar nicht nur von der hygienischen Seite, sondern als Mittel zur höheren Kulturentwickelung in einer Zeit, wo die Frage, ob es geraten sei, die philologischen Studien in den Schulen einzuschränken und dafür den Leibesübungen mehr Eingang zu verschaffen, alle Denker in Atem hält. Der Verfasser geht nicht nur mit sittlichem Ernst an die Aufgabe, die er sich gestellt; er bringt auch das Rüstzeug gründlicher philosophischer Bildung mit, und er versteht es überdies, seine Überzeugung in anregender Form zu vertreten. Sein Buch ist daher nicht nur den Sportsfreunden zu empfehlen, sondern auch Freunden einer gründlichen Beleuchtung von Erscheinungen und Zeitfragen allgemeiner Natur. G.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



 Zu Beaulieu: Unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd.

Schnellpostdampfer „Kaiser Wilhelm der Große“: Rauchzimmer I. Klasse.



Thomas Truck.

Ein Buch von gestern und morgen.

Von

Felix Hollaender.

II.

Zweiter Teil.

Sturm — Drang — Liebe.

Die Sonne war durch Winternebel und Winterstürme gebrochen und schien lachend in siegreicher Milde über den in Schnee und Eis gehüllten Tiergarten. Sie blinzelte über die weißen Rasen und die weißen Baumriesen hinweg; sie spiegelte sich in den prächtigen Häusern der Tiergartenstraße, warf ihre Lichter auf Spaziergänger und auf Karossen, die in stolzem Korso aneinander vorüber fuhren.

Eine blasse Dame, um deren schlanke Glieder Zobel sich schmiegte, und deren rabenschwarzes Haar durch ein Pariser Hutmodell neuester Mode verborgen wurde, saß zurückgelehnt in den weichen Polstern ihrer dahinrollenden Chaise. Sie sprach leise Worte zu dem verkümmerten Knaben, der an ihrer Seite hockte. Der Junge mit dem riesengroßen Schädel, den abstehenden, schlappen Ohren und den schmalen Augen, die nur wenig geöffnet schienen, lächelte zuweilen wehleidig und matt. So zart und gebrechlich er aussah, so alt waren seine Gesichtszüge. Die Pupillen der blassen Dame hatten die Farbe dunkler, glanzloser Kohlen; sie schienen verschleiert, beinahe erloschen, aber sobald der Junge lächelte, leuchteten sie wunderbar auf. Sie hüllte ihn zärtlich in die weichen Decken, damit kein Windzug ihn träfe. Wenn sie von den Vorübergehenden oder aus fremden Wagen heraus gegrüßt wurde, so nickte sie kaum merklich und ein wenig stolz zurück. Ihre Miene hatte etwas Leidendes, Schmerzensreiches.

„Fahren Sie nach der Voßstraße 7," sagte sie zu dem Kutscher. Der nickte, und die Pferde galoppierten der angegebenen Richtung zu. Die Dame schloß müde die Augen.

Der Kutscher blickte lässig in die Sonne. Er hielt die Zügel lockerer in den Händen und langweilte sich offenbar. Als der Wagen von der Königgrätzerstraße in die Voßstraße bog, raste ein Fleischerfuhrwerk so hart und dicht an ihm vorbei, daß sie beinahe aneinander geprallt wären.

Der Fuhrmann rief dem herrschaftlichen Kutscher ein paar derbe Flüche nach. Während der vergebens nach einem Schutzmann

auslugte, scheuten seine Pferde und jagten davon. Aus der Equipage drangen ein paar ängstliche Schreie. Der Kutscher suchte die Zügel fester zu halten, aber die Rappen bäumten sich energisch auf; eine unglückliche Bewegung — und ehe er sich versah, rutschte er vom Bock herunter und wurde zur Seite geschleudert. Der Wagen raste ohne Lenker durch die einsame Straße; vereinzelte Passanten schrien kreischend auf — jetzt geriet er hart an die Bordschwelle. Der Junge hatte sich wütend und ungebärdig von der jungen Frau losgelöst und taumelte jetzt heraus.

In diesem Augenblick trat ein hochragender Mensch den empörten Tieren entgegen, packte das eine am Zügelgebiß, und indem er seine ganze Kraft aufbot, gelang es ihm, den Wagen zum Stehen zu bringen.

Die Dame lag halb bewußtlos da. Ein Passant hob ihr das wimmernde Kind hinein; sie drückte es angstvoll an sich, während sie zu ihrem Beschützer einige hilflose Worte stammelte und ihn flehend dabei ansah.

Inzwischen begann sich ein Auflauf um das Gefährt zu bilden. Der junge Mann fuhr jetzt streichelnd über die Pferde, die erschöpft und atemlos mit ihren Nüstern schnaubten. Man hörte ein paar derbe Witze, und wie jeder Neuhinzukommende Aufklärung verlangte.

Die Dame war um das Kind bemüht, das kläglich jammerte und zitterte. Sie wollte gerade an den Fremden das Wort richten, als der Kutscher mit verzerrtem Gesicht und blutender Stirn herantrat. Er wollte etwas zu seiner Entschuldigung sagen, aber sie wies ihn nur verstört auf seinen Sitz. Dann wandte sie sich mit bebender Stimme an den jungen Menschen.

„Ich bitte Sie, kommen Sie zu uns herein, ich habe eine solche Angst, allein zu fahren."

Der Angeredete wurde blutrot und sprang, ohne ein Wort zu entgegnen, in den Wagen.

„Nach Hause," rief sie dem Kutscher zu.

Die Menge stiebte auseinander; und unter dem immer kläglicher werdenden Weinen des Kindes bewegte sich die Karosse wieder fort.

„Hast du etwas, Bubi? Wo thut's dir denn weh?" fragte die Dame besorgt, und über ihr bleiches Gesicht rannen unaufhaltsame Thränen.

Über die häßlichen Züge des Jungen zuckte es fortwährend bei ihren Fragen; der Fremde betrachtete scheu die beiden Insassen. Er fühlte sich offenbar unbehaglich auf seinem Sitz.

Eine ganze Weile schien die Dame nicht die mindeste Notiz von ihm zu nehmen. Sie war nur mit dem Kinde beschäftigt, das sich allmählich zu beruhigen begann.

Der Wagen bog in die Charlottenburger Chaussee ein.

Sie wandte sich plötzlich an den jungen Menschen, der ein schmales, edles Gesicht hatte, durchdringende, scharfe Augen und einen tiefen Leidenszug um den Mund.

„Wie soll ich Ihnen danken?" sagte sie.

„Gar nicht," erwiderte er einfach.

Sie blickte überrascht und neugierig zu ihm empor. In seiner Stimme lag etwas Seltsames. Auch das Kind schielte zu ihm hinüber.

Eichen- und Buchenpartien, dicht beschneit, tauchten in raschem Fluge auf, man sah noch eine lange Strecke Wegs das Brandenburger Thor, auf dem der grüne Siegeswagen ganz in goldene Sonne getaucht schien. Die Dame fror, und ihre Zähne schlugen leise hörbar gegeneinander.

Vor einem palastartigen Hause der Lichtenstein-Allee hielt die Equipage. Ein Diener kam eilfertig aus dem Portal und zog eine erschreckte Grimasse. Er nahm den Jungen in seine Arme. Aber der hatte sich eines Besseren besonnen und entwand sich ihm — und siehe da — er stand auf den dünnen Beinchen, die im Vergleich zu dem Riesenkopf wie armselige Spargel sich ausnahmen.

Die Dame lächelte glückselig. „O, bitte, wollen Sie nicht einen Moment eintreten?"

Er suchte nach einer Ausrede und nahm eine ablehnende Haltung ein.

Da sah sie ihn herausfordernd demütig an, daß er ihr schweigend folgte. Unklar empfand er, daß in ihrem Wesen etwas Lockendes lag.

Die Wohnung befand sich im Hochparterre. Man schritt durch ein elegantes Vestibül und kam in einen Salon, der im modernsten Stil in den einfachen und raffinierten Formen van der Veldes hergerichtet war.

Ein zweiter Diener hatte der Dame die Sachen abgenommen.

Nun stand sie in einem englischen Kostüm, das ihren Wuchs und ihre eleganten Formen artig hervortreten ließ, vor ihrem Gaste. Ihr dunkles Haar hatte sich gelöst und rahmte ihre weißen Züge mit den erloschenen Augen ein. Schmale, schneeweiße Finger tasteten nervös hin und her.

Der junge Mensch stand unbeweglich vor ihr. Sie bat ihn, Platz zu nehmen und einen Augenblick auf sie zu warten. Dann eilte sie aus der Thür, um wenige Minuten später mit dem Jungen wieder zu erscheinen.

„So, Bubi, nun bedanke dich recht herzlich. Denn gottlob," fuhr sie fort, „wir sind mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Der Junge hat ein paar blaue Flecke und blutige Schrammen auf dem Schienbein, ist aber, wie Sie sich überzeugen können, ganz munter und vergnügt."

„Wie heißt du?" fragte der Junge.

Er verbeugte sich leicht vor der Dame, und zu ihr gewandt, entgegnete er: „Ich heiße Thomas Truck."

„Und mein Name ist," erwiderte sie errötend, „Frau Bankdirektor Steinthal."

Sie flüsterte dem Jungen etwas ins Ohr. Der reichte Thomas die Hand und brachte ein paar einstudierte Worte hervor, ehe er sich aus dem Zimmer schlich.

„Es ist mein einziges Kind," sagte sie nach längerem Schweigen. „Sie haben mich zu wirklichem Danke verpflichtet — mich und meinen Mann," fügte sie hinzu, „der momentan leider nicht zu Hause ist."

Thomas lächelte verlegen — die Dame nahm es für Spott.

„Sie lachen mich aus?" Ihre Augen schimmerten plötzlich.

„That ich das?" fragte er unsicher.

Das Gesicht der Dame verzerrte sich ein wenig wie das eines verwöhnten, ungezogenen Kindes. Ganz unvermittelt brachte sie hervor: „Warum verhöhnen Sie mich?"

„Ich? ... Ich?" ... stammelte er, und gleichzeitig fühlte er, wie eine zwiespältige und rätselhafte Stimmung über ihn kam.

Dann entgegnete er scheu, indem er es mied, sie anzusehen: „Wenn ich Sie verletzt habe, so bitte ich Sie um Entschuldigung; indessen" — er stockte — „indessen," wiederholte er, „Sie sind doch selbst daran schuld. Ich thue meine Pflicht, und Sie überhäufen mich mit Dankesworten, die ..." und etwas schroff setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Ich liebe derartige dramatische Scenen nicht."

Ihr Gesicht war bei seinen Worten noch bleicher geworden. Das erschreckte ihn; aber als ob er plötzlich eine drohende Gefahr erkenne, erhob er sich, nahm seinen Hut und schickte sich zum Gehen an.

Da trat sie dicht vor ihn. „Oho," rief sie, und ihre Stimme war erregt, „das geht denn doch nicht. Erst nennen Sie mich eine Komödiantin, und dann wollen Sie gehen!"

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Das thaten Sie. Ja, Sie thaten es. Zu einer dramatischen Scene" — sie lachte etwas gezwungen und heiser auf — „gehört die Coulisse" — sie wies auf ihr Zimmer — „und die Schauspielerin." Sie verbeugte sich ernst und feierlich vor ihm. „Und nachdem Sie Ihren Trumpf ausgespielt haben, wollen Sie einfach verschwinden. Das geht nicht, das ist nicht gentlemanlike. Ich sehe jetzt vollkommen ein, daß ich Sie über Gebühr mit meinen Empfindungen belästigt habe. Es ist das nicht meine Gewohnheit," fügte sie entschuldigend hinzu.

Sie brach ab, als fürchtete sie, zu viel zu sagen. Aber plötzlich änderte sie ihren Tonfall, und mit einer freimütigen Bewegung reichte sie ihm ihre Hand, die eisig kalt war, und mit dem eleganten Lächeln einer Weltdame setzte sie hinzu: „Ich will nicht mit Ihnen hadern, da ich doch Ihre Schuldnerin bin."

Wieder betrachtete Thomas sie forschend. Ihre Sicherheit befremdete ihn, und die Pracht, die ihn umgab, störte ihn. „Ich bin skeptisch gegen Empfindungen," meinte er verlegen und mehr für sich. „Und gesellschaftliche Formen, hinter denen so oft nichts steckt, sind mir geradezu unangenehm."

„Empfindungen und gesellschaftliche Formen?" wiederholte sie fragend und wie verwirrt.

Er wurde durch den Klang ihrer Stimme betroffen. Sie war ihm mit einem Male ganz nahe gerückt.

„Das ist oft dasselbe," gab er zur Antwort, und jetzt lächelte er beinahe sanft. An dieses sanfte Lächeln, das ihr nicht entgangen war, klammerte sie sich fest.

„Ich sehe,“ sagte sie freudig, „daß Ihr Gesicht auch gut sein kann.“

Aber gerade dieses Wort verletzte ihn von neuem. Sein Blick wurde finster und verschüchterte sie.

Sie verlor nun alle ihre Überlegenheit, und ganz leise und kokett meinte sie: „Ich werde nichts mehr sagen.“

Thomas verwünschte sich im stillen.

Warum war er nicht wenigstens vor dem Portal des Hauses zurückgeblieben? Nun sah er sich den Quertreibereien einer eleganten Dame ausgesetzt, denen er nicht zu entkommen wußte, die ihn wehrlos machten trotz all seines Widerstandes. Sie mochte ahnen, was in ihm vorging, denn sie erhob sich unvermittelt. „Ich will Sie nicht länger aufhalten; ich fürchte mich vor Ihrem Zorn,“ brachte sie mühsam hervor.

Das war nun wieder so eine Schlinge — Thomas fühlte es. Sie legte Schlingen aus mit jedem Wort, und er war nicht fähig, sie zu zerreißen. Ihre Stimme und ihr blutleeres Angesicht thaten ihm so weh. Er konnte es sich nicht erklären, aber dem war doch so. Er strich sich das widerspenstige, glänzende braune Haar aus der weißen Stirn zurück und blickte sie ernst an, und ohne sich darüber klar zu sein, wie er den Mut zu seinen Worten gefunden hatte, sagte er: „Wie kann ich auf Sie zornig sein, da Sie frieren!“

Sie hob erschreckt ihren Kopf zu ihm empor, und unwillkürlich blickten sie beide in das rote Feuer des Kamins, das dem Zimmer eine warme, wohlige Stimmung gab. Beide hatten in diesem Augenblick seltsame Gedanken, die blitzschnell, deutlich und verworren zugleich durch ihr Gehirn gingen.

Sie zog die Schultern ein wenig zusammen. Dann aber raffte sie sich auf, und indem ihre Augen auf einmal Ausdruck und Leuchtkraft bekamen, brachte sie mühsam mit Anstrengung und dabei doch beinahe gebieterisch hervor: „Herr Thomas Truck, wenn Sie wirklich nicht böse sind, dann werden Sie wiederkommen.“

Sein Gesicht bekam etwas Wundes und Verstörtes. Aber gleich darauf trat etwas Weiches auf seine Miene.

Wieder nahm sie die Veränderung seiner Züge im Nu wahr.

„Wo wohnen Sie?“ fragte sie schüchtern. Der Ton ihrer Stimme betäubte ihn.

„Luisenstraße 15,“ entgegnete er.

Sie reichte ihm die Hand, und eine Minute später stand er aufatmend in der frischen Natur.

Aber trotz der Kälte und des schneidenden Windes, der mittlerweile durch die Straßen pfiff und die Baumkronen schüttelte, fühlte er noch etwas wie einen schweren Druck. Der Schatten der schönen Frau verfolgte ihn beständig ... Langsam schritt er dahin, den weiten Tiergarten im Rücken lassend. Auf der Lichtenstein-Brücke blieb er stehen und blickte nachdenklich über den lang hingezogenen Kanal hinweg, auf dem die mit Ziegelsteinen beladenen Spreekähne durch mühselige Stöße der Schiffer vorwärts gestakt wurden. Es war um ihn still, und diese Stille that ihm wohl; denn für gewöhnlich führte ihn sein Weg durch das brausende und bewegte Berlin, das mit seinem Häusermeer, mit dem Gedränge seiner Menschen, die aneinander arbeits- und erwerbswütig vorüberjagen, ihn berauschte und quälte. Wenn er bei seinen Spaziergängen durch die Straßen in diese versorgten und verkümmerten Gesichter sah, in die das Leben so niederträchtige Striche eingemeißelt hatte, so drängten sich in ihm die widersprechendsten Empfindungen auf. Diese Männer, die ihm verarbeitet und demütig, in ihrer Lebenskraft gebrochen und wutentstellt erschienen, niedrige Knechte in der Tretmühle des Lebens, oder diese Frauen mit den wissenden Mienen, mit den eingefallenen Backen und den aufgedunsenen Leibern erregten in ihm Haß und Mitleid. Er haßte sie, weil sie ohnmächtig waren, sich zerreiben, zermahlen und zerstören ließen; er haßte sie, weil das brutale Leben alles Feine und Edle wie Meltau hinweggeblasen hatte, weil sie so dumpf unter ihrer Bürde ächzten und ihre Kraft und Schönheit verloren hatten. Und er empfand das tiefste Mitleid mit ihnen, wenn er von ihren Zügen den Gram ablas und den Jammer. Denn seit er zu denken angefangen, hatte er nicht aufgehört, über den Gram des Volkes zu grübeln. Dann schämte er sich seiner gesättigten Existenz. Aber die frische Spannkraft seiner Jugend scheuchte die Weichheit seines Fühlens hinweg.

Auch gab es Stunden, wo er an der Reinheit seiner Gedanken zweifelte und sein Mitgefühl an der Knechtschaft des Volkes nur durch die eigene Verbitterung sich erklärte; weil er selbst heimatlos und von der Scholle verjagt war, darum kümmerten ihn in freien Stunden die Enterbten. Er sah sich in tausend Widersprüchen befangen und erkannte es ganz deutlich, daß sein Leben und sein Mitleiden auseinandergingen, daß der Glanz seiner jungen Jahre und seine Genußempfänglichkeit ihn oft blendete, so daß er in dem Strudel des Lebens die Wellen des Mitleids oft nur leise rauschen hörte.

Dann machte er sich sein ganzes Streben zum Vorwurf und empfand es als sündig und leichtfertig, daß er mit hingebendem Ernste seinen naturwissenschaftlichen Studien nachging und selbständig zu werden suchte; daß er nach angestrengter Arbeit, bevor er zu den Freunden ging, in Theatern und Konzerten Erholung suchte. Den dumpfen Stimmen seines Gewissens stellte er die Frage entgegen: Warum mißhandelt ihr meine Jugend und Empfänglichkeit? Ich führe nicht das Lodderleben der anderen, warum mißgönnt ihr mir meinen kargen Frühling? Viele der Kameraden, die er um sich sah, lebten sorgenlos dahin, ohne Skrupeln und Gedanken. Sie würden ihn ausgelacht haben, wenn sie in sein Innenleben hätten blicken können. Was half ihm das? Er war so, wie er war, und kam über die einsamen Stunden des Grübelns und Nachdenkens, in denen er sich selbst kasteite, nicht hinweg.

Lange hatte er hier völlig allein gelebt, bis er einen Kreis seltsamer Menschen gefunden, mit denen er häufig zusammenkam. Und sein Alleinsein hatte seine Bitterkeit noch geschürt.

Die Stadt, das Haus und den Garten der Kindheit hatte er nicht mehr gesehen. Der Vater hatte bald die Witwe geheiratet, und der Sohn hatte jeden Zusammenhang mit ihm verloren. Sie sahen sich nicht und hörten so gut wie nichts voneinander. Nur mit dem Prediger hatte er Fühlung. Ihm schüttete er sein leidenschaftliches Herz aus und wartete hungernd auf die Tröstungen, die aus der Heimat kamen. Und dann gab es noch eine Seele, mit der er zusammenhing — Bettina.

Aber die war weit weg. Sie studierte am Pariser Konservatorium und schrieb ihm bunte, krause Briefe in kleinen Hieroglyphen, deren Sinn oft noch schwieriger als ihr Wortlaut zu entziffern war. Aber aus allem klang ein Ehrgeiz heraus, der ihn schreckte und auch mit Unwillen gegen sie erfüllte. Sie schrieb beständig von ihrer Kunst und von dem, was sie werden wollte. Dazwischen freilich kindlich unbeholfene, liebe Worte für ihn. Aber doch nur ganz gedämpft und nebenbei, wie eine Sache, die sie eigentlich nicht recht ernst nahm und die sie sich mehr zu einer Art von Erinnerungssport gemacht hatte.

Es war nicht mehr die Bettina der Kindheit. Deren Bild war verblaßt, so daß er es kaum noch wahrzunehmen glaubte. Vor ihm tauchte eine andere auf, die ihm zuweilen kindisch und eng erschien, über die er hinausgewachsen war und die er wohl kaum noch begriff. Er fühlte den Unterschied der Jahre und der Lebenserfahrung. Er stand im zweiundzwanzigsten Lebensjahre, während Bettina in das sechzehnte schritt.

Als er jetzt in das dunkle Wasser des Kanals blickte, da fiel ihm der Weiher im Garten ein und dicht am Weiher das Stück Wiesenland, wo er so oft mit geschlossenen Lidern die heißen Strahlen der Sonne aufgefangen oder geraden Auges in sie hineinzublicken versucht hatte, und wie er dann plötzlich aufschrak, wenn er die Tamara mit ihren leisen Schritten kommen hörte, oder wenn Bettina sich neben ihn kauerte und behutsam und vorsichtig seine Hand ergriff; und nun lag das alles weit zurück, und ganz neue Bilder stiegen vor ihm auf, trieben ihn zum Sturmschritt oder lähmten ihn.

Er schlug den Kragen seines Mantels hoch und raffte sich auf. Er wollte nicht in Erinnerungen schwelgen und weichlich werden.

Mit raschen Schritten ging er fürbaß, dem Kanal entlang in der Richtung der Gedächtniskirche.

Das Haus in der Lichtenstein-Allee und seine Herrin beschäftigten ihn und ließen ihn nicht mehr los.

Was die Freunde sagen würden, wenn sie von seinem seltsamen Abenteuer wüßten!

Aber sie würden nichts erfahren, denn schon morgen, nein, schon jetzt war das

Heute für ihn versunken. Er würde die elegante Frau nicht mehr sehen. Er durfte sie nicht sehen. Bei diesem Gedanken wurde er rot wie ein Schuljunge. Er lachte leise und scheu in sich hinein. Ein paar trübe Vorstellungen gingen ihm durch den Kopf und peinigten ihn. Er griff in die Tasche des langen, schwarzen Mantels, der gut zu ihm paßte, und holte einen Tabaksbeutel und eine kurze englische Pfeife hervor. Er stopfte sie rasch, entzündete sie und blies in kurzen Stößen den Rauch in die kalte Luft. Auf einmal fuhr er zusammen. Er fühlte auf seiner Schulter einen leichten Schlag und drehte sich verwundert um.

Vor ihm stand ein schmächtiger, kleiner Mensch mit verhungertem Aussehen, einer niedrigen, aber ausdrucksvollen Stirn, kleinen, trüben Augen und einer auffallend dünnen Nase, unter der ein schwacher rötlicher Schnurrbart sproßte.

„Ah, Heinsius, wo kommen Sie her?“ sagte er und schüttelte dem anderen die Hand.

Der schrie förmlich auf. „Um des Himmels willen erdrücken Sie mich nicht! Wo ich herkomme? Frage! Wie üblich vom Frondienst.“

„Also aus der Schule!“

„Stimmt.“

Thomas blieb stehen. „Eigentlich begreife ich Sie nicht,“ meinte er, „daß Sie über Ihren Beruf so stöhnen.“

Heinsius betrachtete ihn mitleidig. „Begreifen Sie nicht? Finde ich ausgezeichnet! Begreife ich nicht!“ Er stieß diese Worte beinahe verbittert und gehässig hervor.

Thomas blickte flüchtig auf.

„Nein, wirklich nicht,“ fuhr er ernst fort. „Schließlich ist doch das Lehren keine Kleinigkeit! Sie können doch den Kindern etwas geben!“

Der Volksschullehrer sah Thomas mit einer niederträchtigen Überlegenheit an. „Glauben Sie wirklich? Hm. Sie sind ja ein Optimist!“

„Bin ich,“ erwiderte Thomas kurz.

Sie gingen schweigend nebeneinander her.

„Wissen Sie, mein Lieber,“ nahm der Volksschullehrer das Wort wieder auf, „dumpfen Schädeln Heimatkunde und Bibel einzutrichtern — und zwar so einzutrichtern, daß der Schulinspektor zufrieden ist und man nicht den Laufpaß bekommt — na, reden wir darüber lieber nicht. Wenn ich zum Pferdestehlen Talent hätte, ich wüßte, was ich thäte! Und wenn ich nicht verhungern müßte — ich ließe heute lieber denn morgen den Karren im Dreck stehen. Ich —“

Ein Hustenanfall schnitt ihm das Ende ab. Sein kümmerliches Gesicht nahm dabei eine stumpfe Röte an, und Thomas betrachtete scheu die armselige Gestalt. Als der Hustenkrampf vorüber war, sagte der Volksschullehrer: „Wissen Sie, was Sie jetzt gedacht haben?“

Thomas zuckte verlegen mit den Achseln.

„Sie haben gedacht: wie lange wird es diese Jammerfigur noch machen? Bitte, das haben Sie gedacht! ... Ich bin für die Religion der Freude und für das Leben, statt dessen sehe ich schlaffe und verwelkte Körper mit dumpfen Hirnen, die ich maltraitieren muß. Ich möchte mich täglich und stündlich gegen die Gesellschaft auflehnen und empören, und statt dessen mache ich Katzbuckel und Bücklinge vor dem Rektor und Schulinspektor. Ich möchte genießen, und statt dessen hungere ich. Ich möchte leben, und statt dessen sieche ich dem Sterben entgegen. Ich möchte,“ schloß er kaum hörbar, „etwas Bestimmtes arbeiten, aber wenn ich aus meinem Kerker komme, ist mir der Kopf wie mit Blei gefüllt, und der ganze Körper schmerzt mich.“ Blutige Flecken tauchten auf seinen Backenknochen auf, und in seinen trüben Augen flackerte es unruhig. „Verzeihen Sie,“ sagte er rasch, „daß ich Ihnen mein Lamento aufgezwungen habe. Es war aber,“ fügte er matt hinzu, „gerade heute so viel Not über mich gekommen, daß ich zu ersticken drohte. In solcher Stimmung pflegt man redselig zu werden.“

Und ohne Thomas' Antwort abzuwarten, sprang er mit einem behenden Satz auf einen gerade vorüberfahrenden Pferdebahnwagen und nickte ihm noch flüchtig von ferne zu.

Hm, dachte Thomas, das ist auch so ein Schinderdasein, dieses von Bitterkeit zerfressene Leben in einem so schwachen Körper! Und er erinnerte sich, daß man Heinsius im Kreise der Freunde die Totenmaske nannte — daß er sich selbst einmal in einer aufgeräumten Galgenhumorstimmung diesen Namen gegeben hatte.

Wie eine Totenmaske ging er durch das Leben, das für ihn keine Hoffnung und keinen Frühling hatte, das nur blutende Wunden zeigte und in jeder Nacht blutige Thränen brachte — und da fühlte er sich so eng zusammengeschnürt und von all dem Jammer gepackt, daß ihm seine Jugend und körperliche Kraft, sein Lebensdrang und seine Sorgenfreiheit wie ein Brandmal dünkten, dessen er sich schämte, und seine Stirn zog sich in unendlich viele Falten, und sein Auge bekam einen suchenden, tastenden, scheuen, unsicheren Ausdruck. Eine Reihe von Vorstellungen arbeitete in ihm und verursachte ihm stechende Schmerzen.

Er blickte verstört auf. Wagengerassel und Menschengewühl rissen ihn aus seinen Grübeleien.

Er stand in einem Brennpunkt des brausend bewegten Großstadtlebens, denn ohne des Wegs zu achten, war er an die Kreuzung der Bülow- und Potsdamerstraße gekommen, wo ein betäubender Lärm ihn umtoste. Pferdebahnen, elektrische Wagen, Omnibusse, Droschken, Equipagen, Lastfuhrwerke und dazwischen dunkle Schwärme von Menschen, wie rastlose Ameisen sich fortbewegend, elegante Gestalten und zerlumpte Tagelöhner, glänzende Uniformen, Kommis und kleine Mädchen, die in die Geschäfte eilten, Schutzleute, die gravitätisch auf und nieder schritten, alles in buntem, wirrem Durcheinander wie ein gauklerisches Schattenspiel am lichten Tage huschte, tanzte, jagte, sauste in hexenhafter Geschwindigkeit an ihm vorüber. Er sog mit allen Poren diesen Duft des Großstadtlebens ein und fühlte sich befreit und leicht. Und dazwischen tauchte in unbestimmten Linien, fast wie in dämmerigen Nebel gehüllt, das Bild einer blassen Dame auf.

Da pfiff er wie ein übermütiger Junge eine leise, lustige Melodie vor sich hin.

* * *

Es war acht Uhr abends, als aus dem großen Universitätsgebäude unter den Linden, das so frei und stolz für sich daliegt, eine Anzahl von Studenten aus den letzten Kollegien auf die Straße strömte.

Unter ihnen befand sich Thomas Truck, der in seinen freien, von der Medizin nicht besetzten Stunden nationalökonomische Vorlesungen hörte. Er kam aus einem Kolleg des Professors Wagner, das über die moderne Arbeiterfrage gehandelt hatte.

Er war müde und abgespannt. Er warf einen flüchtigen Blick auf die marmornen Statuen der beiden Humboldt, welche als Schutzherren der Geistesfreiheit vor der Universität Posten stehen. Langsam und gemächlich schlenderte er dann dahin. Vor den Auslagen mancher Fenster blieb er stehen und betrachtete sie zerstreut. Er hatte bald die Friedrichstraße erreicht, und von da ab beschleunigte er seine Schritte.

An der Weidendammerbrücke blieb er einen Augenblick stehen und sog den frischen Geruch der aufgestapelten Äpfel ein, die in den Spreekähnen verladen waren. Und als er längst hinter der Brücke war, hatte er noch diesen Duft in der Nase und freute sich an dem sinnlichen Behagen, das ihn dabei durchströmte.

Er bog in eine Seitengasse ein, und nun führte ihn der Weg durch enge Straßen. Vor einem verräucherten, alten Hause blieb er stehen und trat in den niedrigen Flur, der durch eine schmutzige, übel riechende Petroleumlampe dürftig erhellt war. Er schritt über den Hof bis zum Treppenhaus und stieg die Stufen empor, die schief und abgetreten waren. Ganz oben im vierten Stock, der unter dem Dache lag, machte er Halt. An der niedrigen Thür war ein kleines Messingschild befestigt, auf dem stand: Brose, Maler.

Von drinnen hörte er laute Stimmen. Er pochte mehrere Male, bis ihm von einer großen vierschrötigen Frau geöffnet wurde, die auf den ersten Anblick einen geradezu grotesken Eindruck machte.

Zunächst fiel einem die unmäßig entwickelte Nase auf, die das ganze Gesicht zu beherrschen schien. Unter ihr sproßte etwas, das einem schon stark im Werden begriffenen Schnurrbart verzweifelt ähnlich sah. Dabei hatte sie dicke Lippen, eine niedrige Stirn, unter der kleine Äuglein energisch und gutmütig zugleich in die Welt blickten. Vor allem aber wirkte sie ungeheuer schwer und massig durch ihre breiten Hüften. Sie hatte unbedingt etwas Imposantes.

„Guten Abend," sagte Thomas, und die dicke Frau nahm seine Hand, die sie mit

einem so nachhaltigen Drucke festhielt, daß Thomas sie ihr lachend entwinden mußte. Die Händedrücke der Liers hatten in diesem Kreise eine gewisse Berühmtheit.

„Sie kommen aber 'n bißchen spät," meinte sie und half ihm die Sachen ablegen. „Die anderen sind fast alle schon da."

„Wie geht's denn?" fragte Thomas statt aller Antwort, während er seinen Mantel auf einen noch freigebliebenen Nagel hängte.

„Schlecht," antwortete sie mürrisch.

Thomas sah sie mit einem verschmitzten Lächeln an.

„Lachen Sie nur nicht," sagte sie in einem Ton, der halb komisch, halb unwillig klang. „Er hat jetzt sein Ideal erreicht — er schläft nur noch."

„Da kann man ja gratulieren," meinte Thomas ernsthaft.

Sie stemmte die Arme in ihre breiten Hüften und sah ihn verdächtig an. „Sie wollen sich doch nicht über meinen Mann lustig machen?" fragte sie, und aus ihrem Ton klang eine gewisse Gereiztheit wieder.

Thomas lachte jetzt laut auf. „Wie werd ich denn," gab er zurück. „Es ist eine bekannte Sache, daß die Dichter gern schlafen."

„Uzen Sie mir nich," antwortete sie lustig.

„Ich denke ja gar nicht daran. Aber Sie werden mir zugeben, daß der Herr es denen, wenn irgend welchen, im Schlafe giebt — also muß er schlafen."

Sie erwiderte trocken: „Allen Respekt vor Ihnen — aber das Dichten stellen Sie sich doch ein wenig leicht vor. Sie dürfen mir's schon glauben," setzte sie ernsthaft hinzu.

Die Thür des großen Zimmers wurde aufgerissen. „Wo bleibt er denn?" rief eine Stimme heraus.

Nun traten sie in einen saalförmigen Raum ein, der Oberlicht hatte und offenbar ein Atelier war. Zunächst konnte man das nicht ohne weiteres konstatieren, denn Wolken von Rauch und Qualm drangen einem entgegen. In einer Ecke befand sich ein riesiger, eiserner Ofen, der überheizt war und eine furchtbare Glut ausströmte. Die im Zimmer waren aber so in Bewegung und Erregung, daß sie davon nichts zu merken schienen. Eine große Hängelampe verbreitete ein zweifelhaftes Licht, das durch ein paar Lichtkerzen verstärkt wurde.

An den Seiten standen Staffeleien, an den Wänden hingen Skizzen und Bilder. Ganz verborgen war ein niedriges, altmodisches Klavier. War der Blick erst durch den Qualm und Rauch gedrungen, so entdeckte er eine lang aufgestellte schmale Tafel, die sich durch den korridormäßigen Raum zog und von Stühlen umgeben war.

„Kommen Sie mal," sagte die Hebamme und faßte Thomas energisch am Arm.

Dann schleppte sie ihn vor einen jungen Mann mit außerordentlich sympathischen Gesichtszügen, die etwas Weiches, Edles, Freundliches und Schläfriges hatten.

Er streckte mit einer anmutigen Bewegung Thomas die Hand entgegen und lächelte seine riesige Frau gutmütig an.

Er war mindestens zwölf Jahre jünger als sie und konnte kaum das vierundzwanzigste Jahr überschritten haben.

„Weißt du, was er sagt?" rief sie und wies auf Thomas hin — „er sagt, daß das Schlafen schädlich ist, und er muß es ja wissen, da er Medizin studiert. Und die Ärzte, mit denen ich zusammenkomme, meinen es auch."

Der junge Mann lächelte.

„Das ist ein so schwieriger Punkt," brachte er kleinlaut hervor. Und etwas malitiös fügte er hinzu: „Darüber hat man schon sehr viel nachgedacht, mein Kind!"

Dieses Wort wirkte auf sie offenbar beruhigend. Immer wenn er sie „mein Kind" anredete, fühlte sie sich besiegt.

„Wenn du bloß schlafen würdest," meinte sie, „das ginge ja noch. Aber Sie machen sich gar keinen Begriff," wandte sie sich an Thomas, „wo der überall seine Nächte Studien halber zubringt! Am Tage ist er hektisch und in der Nacht elektrisch," schloß sie, und nun lachte sie wirklich ein wenig bitter auf.

Der junge Mann machte einen schüchternen Versuch, seine Arme um ihre breiten Hüften zu legen — das mußte natürlich mißlingen, aber schon der Versuch versöhnte sie. Sie gab ihm einen schmatzenden Kuß und mischte sich unter die anderen.

Diese Ehe war unter merkwürdigen Bedingungen zusammengekommen. Die Liers war in diesem Armenbezirk seit mehreren Jahren Hebamme, und er hatte bei ihr in seiner Studentenzeit als Aftermieter gewohnt.

Sie hatte ihn wie ihr Kind verhätschelt und schließlich, als er von der Bücherei und den Studien zum Dichten überging, eines schönen Tages geheiratet. Miete hatte sie nie einen Kreuzer von ihm erhalten, und auch für seine leibliche Kost hatte sie all die Jahre gesorgt. Da hielt sie es für praktischer, wenn sie ihn kurzer Hand zu ihrem Ehgespons machte.

Sie liebte ihn mit einer kräftigen, gutmütigen und zornigen Liebe zugleich. Niemand durfte gegen ihn etwas sagen. Aber sie selbst nahm ihn zuweilen heftig ins Gebet. Und die Eingeweihteren wollten wissen, daß es Dinge gab, wo ihre Liebe in solche Heftigkeit umschlug, daß der Dichter Liers die Gewalt ihrer festen und starken Hände zu spüren bekam. Denn diese Hände waren ein Unikum. In der ganzen Gegend sprach man mit Respekt und Hochachtung von ihnen. Es war im Viertel eine bekannte Geschichte, daß sie bei der Niederkunft einer elenden, armen Frau den Gatten, der ein Tagedieb war und sich aufspielte, buchstäblich verhauen hatte.

Vor ihrem Eheherrn hatte sie an sich einen großen Respekt, wie ihr überhaupt geistige Dinge durchaus imponierten und sie selbst denkscharf und mit einem gesunden Mutterwitz begabt war. Dazu hatte sie viel im Leben gesehen und beobachtet und wußte aus ihrer Praxis launig zu erzählen.

Niemand in dem Kreise hatte sich über diese Ehe gewundert oder sie gar übel genommen. Man betrachtete vielmehr die Geschichte als einen Glücksfall für den Dichter, den sie alle gern hatten wegen seines Leichtsinns, seiner Schnurren und seiner merkwürdigen Lebensauffassung, die in einem Hasse gegen alle Arbeit gipfelte. Und weil er das nicht nur theoretisch that, sondern nachdrücklich bethätigte und zu keiner regelrechten Beschäftigung und Arbeitsweise zu bringen war, respektierte man ihn. Man sah in ihm einen Menschen von Grundsätzen, der es für selbstverständlich hielt, daß ihn diese gutmütige Person versorgte und bemutterte.

Freilich, mit dem Bemuttern hatte es nach einer bestimmten Richtung hin gewisse Schwierigkeiten, und gerade daraus entwickelten sich die ernsthaften Konflikte in dieser Ehe.

Eine Klingel ertönte.

Das Gewirr und Gebrodel der Stimmen hörte allmählich auf, und die Anwesenden setzten sich um die lange Tafel.

Derjenige, der das Zeichen zum Schweigen gegeben hatte, war der Hausherr, eine muskulöse Gestalt, schlank und von feinem Gliederbau mit einem glattrasierten Gesicht, das einem Römerkopfe glich. Er trug das Haar kurz geschoren, und auf seinen Zügen lag etwas Versonnenes und Grüblerisches, aber vor allem unbeschreibliche Güte. Er war salopp gekleidet und trug weiße, wollene Wäsche, die seinen famos geformten, edlen Hals frei sehen ließ. Er mochte in der Mitte der Dreißig stehen.

Seine Frau saß neben ihm. Sie trug volles, rotes Haar und war über den ersten Frühling hinaus. Sie hatte ein ernstes und durchfurchtes Gesicht, das etwas Strenges, Ehernes und beinahe Kriegerisches zeigte und seinem Alter nach schwer zu bestimmen war. Ihr Aussehen war in der Regel finster und zeigte die Spuren eines harten Lebenskampfes. Aber sobald sie die Augen auf ihren Mann richtete, kam in ihr Gesicht beinahe etwas Schwärmerisches, so daß es wunderbar verklärt und anziehend aussah.

Der Maler begrüßte die Anwesenden, und auf die Hängelampe deutend, sagte er: „Das Nachtlicht hat zu glühen begonnen, und wenn es auch nur einen spärlichen Schein von sich giebt, so leuchtet es doch wie eine gütige Sonne in unsere Dunkelheit und wirft die ersten Schimmer der Freude und Helle auf die finsteren Wege, die uns noch von der Zukunft absperren. So begrüße ich denn euch, Freunde, die ihr wieder im Nachtlicht zusammengekommen seid, um hier gemeinsam zu denken und zu empfinden. Nunmehr erteile ich zum Verlesen des Protokolls Herrn Blinsky das Wort.“

Am untersten Ende der Tafel erhob sich ein kleiner Herr mit dünnem Haarwuchs und einer Utopistenstirn. Der Kopf war von einem unverhältnismäßig großen grauen Vollbart eingerahmt; in dem charakteristischen Gesicht fielen sofort die hellen Augen auf, die aus den Höhlen hervorzuquellen schienen. Man kam beim Anblick dieser Augen, die hinter goldenen Brillengläsern ruhten, sofort auf den Verdacht, daß ihr Besitzer an der Basedowschen Krankheit litt.

Mit einer Stimme, die eine ostpreußische Tonfärbung hatte, las er: „Protokoll der letzten Sitzung der Teilnehmer am Nachtlicht: Lissauer spricht über Zionismus. Er legt die Bestrebungen des Zionbundes dar und sucht nachzuweisen, daß die modernen Juden, vergewaltigt und unterdrückt, als Fremde in fremden Staatswesen leben. Nur der engste Aneinanderschluß mit dem Ideal einer in sich beruhenden und nur auf sich stehenden Gemeinschaft bedeutet für den modernen Juden die Befreiung aus Wirrsal und Ketten. An die Ausführungen des Vortragenden knüpft sich eine lebhafte Debatte, indem die Stellung des Judentums im Völkerkonzert beleuchtet wird. Die Ideen des Vortragenden werden scharf zurückgewiesen und von einigen Rednern als lächerlich gekennzeichnet. Es wird geltend gemacht, daß die Kulturaufgabe der Juden gerade durch ihr Zersplittertsein eine solche Bedeutung bekam. Es wird vor allen Dingen darauf hingewiesen, daß in unserem Kreise, wo die Entstaatlichung und Heranbildung der freien Persönlichkeit Lebensziel und Lebensarbeit, derartige Sonderstrebungen, die mehr aus einem irregeleiteten Gefühl als aus einer tiefen Erkenntnis entspringen, keinen Boden haben. Nicht das unterdrückte Judentum, sondern der unterdrückte und zur Freiheit sich erhebende Mensch nehme unsere Anteilnahme in Anspruch. Gegenüber dieser Aufgabe sei die Judenfrage für unseren Kreis von keiner Bedeutung. Am Schlusse der Diskussion muß Lissauer zugeben, daß er, verleitet durch die antiquierten Sonderbestrebungen seiner Stammesgenossen, sich in Engpässen des Irrtums festgerannt habe. Er erhält Absolution. Unter Heiterkeit der Anwesenden erklärt Frau Lissauer, allein nach Zion wandern zu wollen. Der Rest des Abends wurde mit anregenden Unterhaltungen ausgefüllt. Als Gäste waren anwesend: Mechaniker Fründel und stud. theol. Bechert."

„Hat jemand gegen das Protokoll etwas einzuwenden?" fragte Brose.

Ein kleiner, buckliger Mann mit einer mächtig ausgearbeiteten Stirn und fanatisch glühenden Augen und einem dünnen, schwarzen Schnurrbart unter der semitisch gebogenen Nase und pechschwarzen Haaren, die glatt zurückgekämmt waren, erhob sich. Es war Lissauer. „Ich mechte nurr einwenden," sagte er, „daß ich in meinem Vorrtrage nicht eigne Anschauungen, sondern mehrr ein Referat über die Ideen andrer gegeben habe, ohne mirr damit so vollkommen zu identifizieren wie das Protokoll voraussetzt."

„Und meinen Witz," rief eine magere Person neben ihm, „hätte man auch nicht für alle Zukunft festzunageln brauchen."

Die das sagte, hatte muntere, lebhafte Bewegungen. Sie war auffallend häßlich, ohne doch geradezu abstoßend zu wirken. Sie hatte einen flachen Brustkasten, ganz dünnes, schmutzigbraunes Haar, das in einen armselig dünnen Knoten auslief, eng zusammenstehende Augen und dicke, aufgeworfene Lippen. Auf der rechten Backe zeigte sich ein großes Muttermal, das wie ein roter Brandflecken aussah — und dennoch wirkte sie nicht häßlich. Denn ihre braunen Augen hatten Intelligenz und Leuchtwärme.

Lissauers waren russische Juden, die, nach Berlin übergesiedelt, hier hohe Protektion gefunden hatten. Die Frau that nichts Lieberes, als ihre Geschichte zu erzählen, die immer mit einem Hymnus auf ihren Mann endigte.

Professor der Medizin hätte er werden können, wenn er nur gewollt hätte! Als armer Student hatte er im Moskauer Krankenhause gelegen und dem Chefarzt eines Tages eine Theorie zur Behandlung des Carcinoms überreicht — die Augen hatten die Professoren aufgerissen! Er sollte sich taufen lassen, man würde für seine Ausbildung sorgen und ihm eine glänzende Carriere sichern. Während sie das erzählte, funkelten ihre Augen, und mit freudigem Frauenstolz berichtete sie weiter, wie er noch siech und elend das Krankenhaus verlassen habe, um keinerlei Versuchung auf sich wirken zu lassen. Dann hatte er sie kennen gelernt, die sich in seinen Buckel und seine hohe Stirn verliebte. Er aber hätte sie auf ihr brandiges Muttermal geküßt, und so seien sie Mann und Weib geworden.

Aber das Beste und Schönste kam zuletzt. Sie hatte das Genie in den Fingern und Benjamin Lissauer hinter der Stirn, und so hatten sie sich nicht nur körperlich, sondern auch mit ihren Intelligenzen vermählt. Benjamin hatte ihr das Modell zu dem Korsett

gezeichnet, wie es eben nur ein gelehrter Doktor kann, der die Anatomie des Körpers kennt. Dieses Wort „Anatomie" sprach sie jedesmal mit feierlicher Betonung aus. Und jetzt hatte sie in der Wilhelmstraße ihr Atelier, wohin die feinen Damen strömten. Und während sie ihre Korsetts schneiderte, konnte ihr Mann schriftstellern und an seinem Ruhm arbeiten. Sie sah mit einem heiligen Respekt zu ihm auf; und inmitten ihres Redeschwalls verstummte sie, wenn einer seiner strengen Blicke sie traf. Denn dieser kleine, bucklige Fanatiker, der trotz seiner Begeisterung für die Menschenrechte im allgemeinen für das unterdrückte Judentum im Besonderen mit Feuereifer kämpfte, war der Herr im Hause, der die Zügel in starken Händen hielt.

Da niemand mehr zum Protokoll das Wort verlangte, eröffnete der Maler die Tagesordnung. Das Thema lautete: „Freie Diskussion über die religiösen Empfindungen im Menschen."

Man suchte dem Begriff des religiösen Empfindens zuerst historisch beizukommen. Der Volksschullehrer Heinsius wies auf die verschiedenen Kulten in den verschiedenen Zeiten hin. Für ihn war Religion eine Ausgeburt menschlicher Schwäche, Feigheit und Niederträchtigkeit. Er liebte die starken Ausdrücke, und in abgerissenen Sätzen, die zuweilen von einem trocknen, kurzen Husten unterbrochen wurden, erklärte er, daß die Wurzeln der Religion in dem Elend und in dem Jammer der Menschen ihren Halt fänden. Und vom religiösen Empfinden, führte er weiter aus, sei man dann zum Jenseitswahn, Jenseitsspuk, zur Entelechie der Seele gekommen. Ein freches Gaukelspiel, durch das man sich für die Lasten und den Gram auf Erden im Himmel entschädigen wollte. Es sei ein hervorstechender Zug in der jüdischen Glaubenslehre, daß sie sich von solchem Unfug freigehalten habe. Er zog ein Notizbuch aus der Tasche und blätterte darin, und mit lauter Stimme las er: „Im Prediger Salomonis 3, 19 bis 22 lesen wir: ‚Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr denn das Vieh, denn es ist alles eitel. Es fähret alles an einen Ort; es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub. Wer weiß, ob der Geist des Menschen aufwärts fahre und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre? Darum sage ich, daß nichts bessers ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Teil. Denn wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird.'"

Er hielt einen Augenblick inne und sah über die Tafel hinweg.

„Ich bin noch lange nicht fertig," begann er von neuem. „Der Prediger Salomonis sagt ferner Kapitel 2 Vers 16: ‚Denn man gedenkt des Weisen nicht immerdar, ebensowenig als des Narren, und die künftigen Tage vergessen alles; und wie der Weise stirbt, also auch der Narr!'"

Er machte eine kleine Pause. „Bitte, unterbrechen Sie mich nicht," rief er einem zu, und seine Stimme überschlug sich fast. „Es kommt noch ganz anders. Im Buche Hiob, Kapitel 14, kann man des weiteren lesen: ‚Ein Baum hat Hoffnung, wenn er schon abgehauen ist, daß er sich wieder verändere, und seine Schößlinge hören nicht auf. Ob seine Wurzel in der Erde veraltet und sein Stamm in dem Staube erstirbt, so grünet er doch wieder vom Geruch des Wassers und wächst daher, als wäre er gepflanzet. Wo ist aber ein Mensch, wenn er tot und umgekommen und dahin ist? Wie ein Wasser ausläuft aus dem See, und wie ein Strom versieget und vertrocknet, so ist ein Mensch, wenn er sich legt, und wird nicht aufstehen und wird nicht aufwachen, solange der Himmel bleibet, noch von seinem Schlaf erwecket werden.'"

Er hielt inne. Er war ganz blaß geworden und rang nach Atem. Man sah ihm gleichsam die Wonne an, die ihm die vorgelesenen Stellen bereiteten.

„Ich könnte Ihnen noch eine Unmasse solcher Citate geben. Ich verzichte darauf. Aber ich rufe Ihnen die Stelle aus der Odyssee ins Gedächtnis, wo Achilleus im Hades sagt, er möchte lieber der niedrigste Knecht auf Erden als der Fürst der Schatten sein. Sie sehen also, daß die altjüdische und die griechische Anschauung sich decken; nur daß die Juden auf den Hades freiwillig verzichten."

Nach diesen Worten sah er plötzlich die Anwesenden starr an, und mit gedämpfter

Stimme fügte er hinzu: „Wir wollen nicht die Enterbten an der Tafel des Lebens sein. Man soll uns nicht wie verhungerten Hunden die Brosamen des Jenseits hinwerfen, man soll uns zu trinken und zu essen geben und unseren Anteil uns nicht vorenthalten. Der Himmel und das Leben nach dem Tode ist ein Glaube für Sklavenseelen!"

Er ließ sich erschöpft nieder; und nun tobte die Debatte.

Studiosus Bechert bat um das Wort. Und indem er Heinsius fest und feindselig ansah, begann er: „Der Vorredner hat mit ein paar billigen Citaten und Fragen das religiöse Empfinden und den Glauben abthun wollen und gerade das als Fortentwicklung geleugnet, was den Wesenskern des christlichen Bekenntnisses ausmacht. Solche Freigeisterei," sagte er mit gehobener Stimme, „hat etwas unsäglich Armseliges und Dilettantisches. Die Heilige Schrift mag sich im Alten Testament und in den Evangelien so viel widersprechen, wie Sie wollen — der Glaube, der unverbrüchliche Glaube an ein Jenseits ist etwas, das keine menschliche Gewalt zu tilgen vermag. Wer religiös ist, der glaubt, glaubt bedingungslos, der beugt sich dem Dogma."

„Das thun alte Weiber und Kinder," schrie Heinsius dazwischen.

„Das ist nicht wahr," fuhr der Studiosus unbeirrt fort, „das thun die erleuchtetsten Geister. Und diejenigen Intelligenzen, die das leugnen, haben nach meiner Überzeugung ein sittliches Manko." Die nächsten Sätze sprach er in scharf accentuiertem, gellendem Tonfall: „Blind soll man glauben, bedingungslos, weil der menschliche Geist zu schwach und zu erbärmlich ist, um etwas Größeres als den Glauben zu schaffen. Man wird erst frei, stark und tüchtig, wenn man alle hämischen Zweifel beiseite wirft und sich an Christus klammert. Wer den Buchstaben leugnet," schloß er, und auf seine Backenknochen traten rote Flecke, „leugnet den Sinn der Religion überhaupt."

Am untersten Ende der Tafel hatte sich ein in ärmliches Schwarz gekleidetes Mädchen mit glattem, blondem Scheitel und schwärmerisch umflorten Augen, dünnen Lippen und einem weichen, runden Kinn vornübergeneigt und dem Sprecher gierig gelauscht. Bei seinen letzten Worten rief sie wie verzückt: „Ich glaube, glaube, glaube!"

Es entstand eine peinliche Stille. Alle hatten das Gefühl, als ob die beiden Sprecher ohne Milde und Güte in Zorn und Verbitterung ihren Bekenntnissen Ausdruck gegeben hatten — das Instrument klang so verstimmt, daß seine Töne den Hörern wehe thaten.

Das ekstatische Mädchen hieß Maria Werft. Sie flüsterte ihrem Nachbar, dem Mechaniker Fründel, etwas zu. Der aber schien ihrer Worte nicht zu achten. Vor ihm lag ein weißes Blatt Papier, auf dem er beständig Bemerkungen stenographierte. Auf seiner untersetzten, stämmigen Figur ruhte ein milchfarbiges Vollmondgesicht, in dem es unaufhörlich arbeitete und zuckte. Man sah es ihm deutlich an, wie krampfhaft er gelauscht hatte und alles Gehörte zu verdauen suchte, und wie er mittels der niedergeschriebenen Notizen für sich einen Schatz nach Hause zu tragen bemüht war. Unter der niedrigen, ausdrucksvollen Stirn glühten zwei japanisch geschlitzte Augen wie Leuchtfeuer und gaben dem bartlosen Frauengesicht etwas geistig Ringendes.

Die Stille wurde unterbrochen durch die Stimme des Malers, der unter dem Eindruck der Reden unruhig geworden war.

„Wer in das Nachtlicht kommt," sagte er, „bringe Frieden und keinen Kampf. Wir sind hier als Bedürftige des Geistes und suchen uns nahe zu kommen. Es sage jeder seine Meinung — aber niemand eifere! Wer mit uns den Weg suchen will, sei uns willkommen. Wer in Feindseligkeit uns mit Augen des Hasses betrachtet und unser Ringen nicht erkennen will, der bleibe uns fern! Jede freie Anschauung mag gehört und bekämpft werden; aber jeder spreche mit Güte, nicht mit zorniger Stimme und wutverzerrter Miene. Dieser Raum sei eine Freistatt für Suchende, ein Nachtlicht in unser aller Finsternis."

Nicht der Inhalt seiner Worte, sondern die Art, wie er sie gesprochen, wirkte auf die Anwesenden. Es ging von ihm eine Reinheit und ein Mitleiden aus, das die Hörer aufwühlte. Sie empfanden, daß ein innerlich Kämpfender vor ihnen stand, der Trost zu bringen suchte.

Der Student der Theologie erhob sich. „Ich bin ein Christ,“ rief er, „und stehe hier, das Evangelium und den Glauben zu künden; ich bin unter Ihnen ein Gast, wie Jesus ein Gast war. Ich werde wiederkommen, und man wird mir nicht die Tafel weisen.“

Niemand antwortete. Aller Blicke waren auf einen mageren Menschen gerichtet, der an der Seite der Frau Liers sich erhoben hatte. Er hatte dünne, blonde Locken und gleichsam zurückgesunkene Augen. In seiner Stirn waren tiefe Furchen. Die Nase war scharf geschnitten und auffallend dünn, und sein Mund schien in einer einzigen, kaum sehbaren Linie zu verschwinden. Er hielt eine wundervolle, weiße, edle Hand quer über die Brust.

Obwohl er ganz leise sprach, so wurde doch jeder Laut deutlich verstanden. Seine Stimme klang melodisch, und im Moment der Erregung strahlte sie ein inneres Feuer aus. Dieser Mann hieß Abraham Gebhardt und war Musiker.

„Wer die Religion leugnet,“ begann er, „leugnet sich selbst. Wie könnt ihr gegen euch wüten, deren Bestes im religiösen Empfinden gegründet ist? Da, wo die Religion abgestorben ist, ist Zersetzung und Fäulnis. Religion, nicht Kirche, ist Zusammenhang mit der Gegenwart, ist ein Überglied in die Zukunft.“

Und plötzlich flackerte es in seinen Augen auf, und sie schienen aus ihren Höhlen hervorzudrängen und sich in alle die bohren zu wollen, die an seinen Lippen hingen.

„Ich bin Musiker,“ rief er, „und kann Ihnen sagen, was Sie selbst empfunden haben. Wo die Musik erhaben wird, da kommt sie aus dem tiefstem Grunde religiöser Naturen. Bachs H-Moll-Messe — Beethovens Neunte Symphonie — was sind sie anders als die großartigsten Evolutionen religiös Erleuchteter! Sie brauchen keine Dekorationsfetzen und kein Rampenlicht. Sie sind die höchste, innerlichste, feierlichste Kunstoffenbarung. Unsere Musik dagegen ist armseliges Stückwerk aufgeputzter Virtuosen, leere, kalte Formel ohne Inhalt.“

Er schwieg eine Sekunde. Seine glänzenden, hellgrauen Augen waren durchsichtig geworden und schienen mit der weißen Farbe beinahe eins zu werden. Sie hatten etwas schreckhaft Visionäres.

„Da, wo die Freude groß und tief und der Schmerz rein ist, haben sie einen religiösen Grundton. Wer das erlebt hat, kann es nicht leugnen. Und was,“ fuhr er fort, „ist Rembrandts Christus, der Moses des Michelangelo, was sind die Madonnen des Raffael anders als sehnsüchtig losgerungene Religion? Und diese Art des Empfindens hat nichts Feiges, nichts Schwaches. Sie ist das von Natur Beste und Zarteste in uns. Noch im verkommensten Wesen stößt man, wenn man alle Krusten, Hüllen und Schlakken loslöst, auf eine Stelle, die da widertönt: Religion ist Ehrfurcht, Sehnsucht. Mit einem Worte“ — und jetzt sah er sich im Kreise um, und ein wunderbar schönes, gütiges Lächeln lag auf seinen Zügen — „mit einem Worte,“ wiederholte er noch einmal: „Religion ist das Menschliche.“

Thomas Truck hatte den Musiker nicht aus den Augen gelassen. Bei all den Reden, die er gehört hatte, wurde seine Miene immer verängsteter, unruhiger und, man konnte beinahe sagen, verwirrter. Er suchte immer dem Redenden in die Seele zu folgen. Er suchte aus dem Klange der Stimme und aus dem Ausdruck der Züge sich das rätselhafte Innenleben dieser Menschen klarzulegen und mißtrauisch nachzuforschen, inwieweit sie sich selbst belogen oder in ihr Dunkel ein armseliges Lichtstümpfchen gesetzt hatten und sich in gottesjämmerlicher Demut und Bescheidenheit nun für erleuchtet hielten. Vielleicht waren es auch nur eitle Klopffechter und redselige Schwachköpfe, die sich gegenseitig an dem Schwall ihrer Reden berauschten. Er schüttelte den Kopf und wehrte solche Anklage heftig ab. Er fühlte, wie ein Weinen in ihm aufstieg, und er empfand nun deutlich, daß sie alle da saßen und rangen. In der Notdurft ihres Lebens kämpften sie um einen Besitz, an den sie sich über den Tag hinaus klammern konnten, der ihnen Halt gab und sie hinaustrug über den lächerlichen und kümmerlichen Ehrgeiz des Tages, über seine Not und seine Erniedrigung. Und da erschien ihm auf einmal das Atelier wie ein heller, erleuchteter Saal, und die Armseligen, die hier saßen, gezeichnet vom

Leben, hatten festliche Gewänder an, und der Ausdruck des Kummers war von ihren eingefallenen Gesichtern geschwunden, auf denen Friede und Versöhnung lag. Und dann wandelte sich ihm das Bild, und es waren keine Mauern mehr, die ihn umgaben, sondern auf lachender, blühender, wogender, goldener Flur saßen sie alle beim Erntefest. Männer und Frauen in weißer Gewandung, und der blaue Himmel wölbte sich über sie, und die Strahlen der Sonne brannten nicht, und keine Leidensmiene, nur helle, beglückte Gesichter — und da meinte er, brausend, voll und tönend das „Freude, schöner Götterfunken" zu vernehmen. Sie tranken aus großen Krügen und saßen beim Muttermahl. Die Mutter Erde hatte sie geladen und gab ihnen reichliche Speise und reichlichen Trank, und jeder fühlte sich mit dem anderen und alle mit der Mutter Erde verbunden, die nicht schwarz, nicht düster, nicht geheimnisvoll, sondern licht und quellend und fruchtbar war. Aber mit einem Schlage versank alles. Er hörte vorher noch ein leises Zischen und Rollen, dann fiel ein schwarzer, dunkler Vorhang wie ein düsteres Leichentuch über all die strahlende Herrlichkeit, und Frösteln überfiel ihn und Kälteschauer. Und mit gläsernen, ausdruckslosen Augen sah er empor und blickte auf die breithüftige Gestalt der Frau Liers, die ihm unkenntlich schien. Eine von den schwarzen Frauen, umgeben von aller Erdenlast und allem Erdenschlamm; oder eine von den dunklen, staubbeladenen, schmerzensreichen Müttern, die sich durch das Häusermeer der Straßen schleppten und, stöhnend zusammenbrechend unter der Bürde, hinter sich das Kreuz schleiften. „Gott, o Gott," murmelte er leise, „hilf mir!"

Und in diesen wenigen Lauten lag ein Aufschrei seines gequälten Herzens. Nun sah er wieder zu ihr empor und lauschte.

Sie hielt die Hände gestützt auf eine schwarze Ledertasche, die vor ihr lag und das Handwerkszeug ihres schweren Berufes enthielt. Und jetzt kam sie Thomas ganz anders vor — gütig und liebreich.

„Ich bin nur simpel," vernahm er, „und der meinige sollte reden, aber er ist ein Dichter und kann nur träumen, nicht reden — vom Arbeiten ganz zu geschweigen," fügte sie verschmitzt und mit einem Anklang von Lustigkeit hinzu. Indessen wurde unmittelbar darauf ihr Gesicht ganz ernst.

„So ungelehrt und simpel ich bin, weswegen ich eigentlich das Maul hier hübsch halten müßte, so habe ich doch vieles gesehen und erlebt, was so leicht in kein Buch zu schreiben ist. Und wenn mein Dichter nicht bloß Gedichte machte — den Stoff bekäme er billig bei mir. Sie dürfen es mir schon glauben, man kennt sich aus und weiß, was hier unten los ist. Wenn man bei siebzehnhundert Kindern mitgeholfen hat, das ist keine Kleinigkeit! Und da sieht man auch, wie der Herr Gebhardt recht hat, wie das Religiöse herauskommt, wenn es den Weibsleuten an den Kragen geht, ans Sterben; oder aber, wie ihnen zu Mute ist, wenn sie so hilflos und elend da liegen und das neue Leben neben ihnen quietscht und schreit und strampelt. Denn es ist ja ganz schön," fuhr sie fort, „mit der H-Moll-Messe und der Neunten Symphonie, die wir armen Leute nicht kennen, und von der wir nie etwas gehört haben. Von mir will ich nicht reden, denn mein Dichter hat mich mal mitgenommen. Das eine oder das andere habe ich gehört, welches von beiden, weiß ich natürlich nicht. Aber darauf kommt es auch gar nicht an," fuhr sie fort, und ihr dickes, gutmütiges Gesicht hatte nichts Einfältiges und Dummes mehr, „sondern was ich sagen wollte, ist das: Wenn eine Frau Mutter wird, so macht sie alles das durch, was ein großer Maler oder Musiker während seines Werkes erlebt. Denn für eine Frau ist das die letzte Offenbarung, und da meine ich eben, da kommt bei ihr erst die Religion heraus. Da empfindet sie alles das und fühlt es am Fleische und im Geiste." Und jetzt erhob sie ihre Stimme, als sei die Erleuchtung über sie gekommen: „Nämlich!" rief sie überlaut, „Fleisch und Geist werden eins, und so eine arme und gequälte Frau hat ihre innerste Offenbarung, ohne alle die künstlichen Dinge zu kennen, von denen der Herr Gebhardt so schön gesprochen hat. Und doch hat er recht. Wir hören am deutlichsten unsere Religion, wenn der Schmerz und die Freude am tiefsten sind, und ich kann Ihnen sagen, das allerärmste, allerbekümmertste und allerelendste Weib fühlt noch etwas davon!"

Liers drückte ihr die Hand. „Sie hat das Schönste von allem vorgebracht!“ rief er. „Man merkt, sie ist die Frau eines Dichters. Sie hat das Mysterium des Weibes bloßgelegt. Seht sie euch an, Kinder, wie sie in heiliger Freude strahlt!“

Und alle blickten auf die große, dicke Frau, die schamrot wurde und, um ihre Verlegenheit zu maskieren, zwischen die breiten Hände den Kopf des Dichters nahm, auf dessen Stirn sie ohne Gene einen lauten Kuß drückte.

Und mit diesem kleinen Intermezzo kam eine leichtere und fröhlichere Stimmung in den erregten und erhitzten Kreis.

Die Liers war bald von den weiblichen Mitgliedern umschwärmt. Aber man merkte doch sofort, daß das eigentliche geistige Centrum unter ihnen die Malersfrau war.

Sie hatte etwas Besonderes, eine persönliche Art, die in ihren Bewegungen und in ihrer Sprechweise zum Ausdruck kam, etwas Adeliges. Sie fühlten, daß diese Frau etwas wie ein Schicksal mit sich trug, über das sie in großartigem innerem Kampfe hinweggekommen sein mußte — denn einen Hauch von Reinheit spürte jeder, der in ihre Nähe kam.

Sie sprach leise in Maria Werft hinein, die in demütig gebeugter Haltung, die blassen Hände gefaltet, vor ihr stand und nur ab und zu schwärmerisch zu ihr aufblickte.

Neben der Liers stand ein Frauenzimmer in einem roten Flanellkleid, das einen fest gebauten, schlanken Körper umschloß. Sie war sorgfältig und mit Geschmack gekleidet und strotzte vor Gesundheit. Ihre frischen Lippen, ihre Stubsnase und ihre runden, schwarzen Augen waren in ewiger Bewegung. An den Fingern trug sie ein paar goldene Ringe mit schönen Steinen, die in dieser ganz auf Einfachheit gestimmten Umgebung auffallen mußten. Sie bewegte sich frei und ungezwungen und sah klug und energisch aus. Sie nannte sich Charlotte Ingolf und studierte Medizin.

Man war in lustigem, ungebundenem Gespräch Jeder, der Durst hatte, zapfte sich aus einem Faß, das im Winkel aufgestellt war, sein Glas voll.

Die Männer traten zu den Frauen heran. Man erzählte sich aus seinem Berufsleben und teilte sich die kleinen Freuden und großen Plagen mit, die die verflossene Woche einem jeden beschert hatte.

Der Mechaniker Fründel debattierte noch eifrig mit Studiosus Bechert weiter; und immer hatte er sein weißes Papier und seinen Bleistift in der Hand, um auch hier, mitten im Gespräch, Bemerkungen niederzustenographieren.

Da auf einmal tönte draußen die Glocke. Alle horchten verwundert auf. Aber die Malersfrau schritt gemächlich zum Entree, denn es kam öfter vor, daß ein Mitglied noch spät in der Nacht Einlaß begehrte.

Bald darauf kam sie in Begleitung eines jungen Mädchens zurück, auf das sich die erstaunten Augen aller richteten.

Die Eintretende trug ein weißes Cape mit schwarzen Streifen und eine Pelzmütze, unter der widerspenstige Locken hervordrangen. Sie hatte ein Gesicht, dessen eigenartige Schönheit frappierte. Ihre Züge waren von einer auffallenden Strenge und Herbheit. Aber Nase und Stirn hatten klassische Formen. Das Gesicht war oval geschnitten; sowie sie sprach, bildeten sich in den Backen Grübchen. Unter seidenen, langen Lidern blickten zwei wild begehrende Augen hervor, deren Farbe nicht zu bestimmen war; zuweilen schienen sie braun, dann nahmen sie einen schwarzen Ton an, und nicht selten erschienen sie wiederum in ein helles Grau überspielen zu wollen. Sie hatte einen fein geschnittenen Mund, der leise geöffnet schien und blendend weiße Perlen hervorlugen ließ.

Mit einem leichten Neigen des Kopfes ging sie an den Anwesenden vorüber, gerade auf Fründel zu, dem sie ein paar für die anderen nicht hörbare Worte zuflüsterte. Ebenso konnte niemand seine Antwort vernehmen. Aber gleich darauf nahm er ihr das Cape ab, und sie reichte ihm auch die Pelzmütze — und da erschien sie noch schöner. Wie eine schwere, leuchtende Krone trug sie das unendlich reiche, schwarze Haar. Und von ihren Reizen stach seltsam das armselige, zerschlissene grüne Sammetkleid ab, das dennoch ganz ihrer Eigenart entsprach.

Fründel stellte vor: Josefa Gerving.

Sie schien zuerst ein wenig verlegen, aber bald gewöhnte sie sich an ihre Umgebung.

Der Studiosus Bechert trat an sie heran und blickte mit naiver, nicht im mindesten unterdrückter Neugier zu ihr empor. Es schien, als ob ihr Anblick ihn mehr interessiere als der Dialog mit Fründel.

Niemand außer Thomas Truck sah, daß der Mechaniker ihn mit einem geringschätzigen, bitteren Lächeln, das schnell verschwand, einen Augenblick betrachtete.

Jemand fragte die Josefa, weshalb sie so spät gekommen sei. Und bei dieser Frage errötete sie. Sie sah rasch und scheu zu Fründel herüber, ohne daß dessen Miene sich bewegte und veränderte. Im Gegenteil, er war offenbar auf ihre Antwort gespannt.

Sie sagte: „Ich habe bis um neun Uhr Akt gestanden und war müde geworden. Als ich nach Hause kam, schlief ich vor Mattigkeit ein. Erst vor einer halben Stunde wachte ich auf."

Bechert war im Begriff, zu einer erstaunten Frage den Mund zu öffnen — man sah es ihm deutlich an, er sah ganz erschreckt aus — aber einer Eingebung folgend, schloß er wieder die Lippen. Auch hätte er schwerlich eine Antwort bekommen, denn zum Erstaunen aller klingelte es von neuem.

Aber der Gast, der diesmal eintrat, hielt sich nur wenige Sekunden auf. Es war ein Arbeiter mit struppigem Vollbart, der dringend nach Frau Liers verlangte.

Die Liers sprach mit ihm ein paar Worte — dann hatte sie auch schon einen langen Mantel umgeworfen, ihre Tasche ergriffen, um den Kopf ein dickes Tuch geschlagen und war im Begriff zu verschwinden.

Der Maler hielt sie fest. „Nur eine Minute noch," rief er, und seine Stimme hatte etwas Freudiges, „das ist der Augenblick, die Sitzung zu schließen, denn eine neue Zeitlichkeit bricht an, der neue Mensch will geboren werden!"

Und bei diesen Worten trat eine lautlose Stille ein. Es wurde allen sonderbar zu Mute; erst als die große, in ihren dunklen Mantel gehüllte Frau und der Arbeiter, der verwundert und verlegen dreinschaute, das Atelier verließen, löste sich der seltsame Bann. Aber gleich darauf war alles in wildem Aufbruch begriffen, und die engen, schmalen Stiegen dröhnten unter den Tritten der Abendgesellschaft.

* * *

Der Abend war angebrochen — man wollte sich nicht trennen. Man bog durch all die Seitengassen in die Friedrichstraße ein und ließ das bewegte Nachtleben dieser seltsamsten Straße Berlins auf sich einwirken. Es herrschte eine Fülle und ein Gedränge, als wäre es heller, lichter Tag. Alles, was in der Großstadt zu Gaste war, schien sich hier noch ein nächtliches Stelldichein zu geben.

Wie ein schmaler, länglicher Korridor zieht sich die Straße hin, und wohl eine knappe Stunde braucht der Fußgänger, der sie durchschreiten will.

Die Abendgesellschaft ging wie eine kleine Karawane seltsamer Gestalten ihren Weg.

Die Vorübergehenden starrten ihnen ins Gesicht, und manche lachten ob des wunderlichen Zuges.

In dieser Nacht empfand Thomas die Straße wie einen furchtbaren Irrgarten, wie ein entsetzliches Bild der Verführung, der Prunksucht und des Jammers. Bierpaläste und anrüchige Lokale kündeten sich durch weiße, rote, grüne, blaue Laternen an. An den Häusern waren in allen Farben schillernde Transparente befestigt, die für den Großstadtschacher arbeiteten, auch in der Nacht, die doch dem Frieden und dem Schlaf gehört. Verrückt gebaute Kasten, alten Postkutschen nicht unähnlich, wurden von matten Gäulen gezogen und schleppten die Schwärmer heim. Die Schaufenster der Geschäftsläden waren geöffnet und viele sogar durch elektrisches Licht erhellt; und alles lag aufgestapelt vor gierigen Augen, was saurer Fleiß geschaffen, alles in wirrem, buntem Durcheinander. Hier holländische Schnäpse — dort seidene Blusen — da riechende Wasser, dicht daneben elegantes Schuhwerk. In einer anderen Auslage amerikanische Kassen, die, durch einen Mechanismus bewegt, unaufhörlich mit ihren Coupons arbeiteten. Und in dem Gedränge genießender Menschen bewegten sich verkrüppelte Gestalten, verwachsene Kinder mit blassen, lasterhaften Gesichtern, die Wachsstreichhölzer feilboten. Zeitungsverkäufer schrien mit heiseren, versagenden Stimmen Blätter aus. Blumenverkäuferinnen suchten ihre schon welke Ware noch an den Mann zu bringen. Händler, die kleine Hündchen

an sich gedrückt hielten, suchten Liebhaber. Mädchen aus der Heilsarmee schwirrten mit ihren breitkrempigen Hüten vorüber und boten den Kriegsruf an. Und in den noch geöffneten Cigarrenläden standen sorglos lachend und mit den Verkäufern plaudernd vereinzelte Dandies. Geputzte Damen mit geschminkten Gesichtern und auffallenden Kostümen huschten wie dreiste Nachtvögel vorüber.

Alles das sah Thomas, und er glaubte, daß ihn diese Dinge niemals vorher so geschmerzt hätten.

Jemand kam auf den Gedanken, ein paar der „feinen“ Lokale des Nordens abzuklappern — man müßte auch diese Seite der Großstadt kennen lernen. Man kam in eine Kneipe, die einem Bretterverschlag glich. Es war ein großer Raum, der achthundert Personen faßte und am oberen und unteren Teile eine Bühne zeigte. Kommis-Voyageurs und Ladenmädchen, Bürgersleute, Arbeiter, ein paar Postbeamte saßen friedlich nebeneinander und erbauten sich an den Kunstgenüssen. Frauenzimmer in entsetzlichen Maskeraden mit stumpfen Mienen sangen der lauschenden Versammlung gewagte Couplets vor. Sie hatten in ihren Kehlen keinen Ton — und dennoch wurden ihre kreischenden, unmöglichen Laute bejubelt und beklatscht.

Man drängte zum Ausgang.

Studiosus Bechert sagte im Tone trauriger Entrüstung: „Das sind die Trauerandachten, die unser Volk hat.“

Vor einer anderen Kneipe, ein paar Schritte weiter, lud ein aufdringliches Plakat, auf dem eine Reihe von Frauentypen, zum Nähertreten ein. Auch in dieses Lokal begab sich die Abendgesellschaft. Es war das nämliche Schauspiel, nur daß diesmal noch eine Damenkapelle Musik machte. Ein Arbeiter mit einem verloschenen, krankhaften Gesichtsausdruck hing mit seinen Blicken wie gebannt an dem Podium.

Auch hier blieb man kaum fünf Minuten. Der üble Geruch stieg einem zu Kopf. Die Frauen der Gesellschaft hatten neugierig alle diese Vorgänge betrachtet, und die Studentin sagte beim Herausgehen nachdenklich: „Wie will man mitreden, wenn man alles das nicht gesehen hat.“

Bei diesen Worten lachte Josefa spöttisch auf, und alle drehten sich nach ihr um. Sie ging an Fründels Arm, und ihr Gesicht hatte etwas bewußt Schadenfrohes.

„Warum lachen Sie?“ fragte die Studentin.

Und alle blieben mitten auf der Straße plötzlich stehen, um die Antwort der Josefa zu hören.

Aber Josefa gab keine Antwort.

Vor einer kleinen Konditorei mit niedrigen Fenstern stand der Zug still. Man trat ein.

Der Raum, der aus drei engen Zimmern bestand, war dicht gefüllt. An den kleinen Marmortischen saßen nur Studenten und lachende Mädchen. Es herrschte unter ihnen ein eigentümlich kameradschaftlicher Ton. Die Mädchen hatten sich den studentischen Jargon der jungen Leute angewöhnt; die eine rief: „Ich komme dir 'n Stück!“ die andere schrie: „Auf dein Specielles einen Halben!“ und eine dritte, die irgend etwas Anstößiges gesagt hatte, hob ihr Glas in die Höhe und sagte: „Ich löffle mich mit einem Ganzen.“

Man setzte sich.

Die Studentin, Charlotte Ingolf, drängte sich neben Josefa. Sie nahm sie scharf ins Auge. „Wenn man jemanden auslacht, Fräulein, so muß man ihm wenigstens den Grund sagen; ich nehme Ihnen das Auslachen an sich nicht übel,“ fügte sie methodisch hinzu, „aber wissen möchte ich —“

„Sie ist störrisch,“ entgegnete statt ihrer der Mechaniker. „Wenn sie nicht will, will sie nicht. Ich kenne sie.“

„Du kennst mich nicht!“ schrie das Mädchen, und ihre Stimme klang zornig.

„Gut, ich kenne dich nicht.“

„Weswegen ich gelacht habe?“ Sie warf den Kopf wie eine Fürstin zurück. „Ich lache, wenn die feinen Damen ein Zipfelchen Elend sehen und dann meinen, sie kennen uns, sie kennen das Volk.“

„Ich bin keine feine Dame.“

„Gegen mich sind Sie eine Dame.“

„Vielleicht haben Sie recht,“ sagte die Studentin leise.

Josefa biß sich auf die Lippen.

„Warum kränkst du diese Dame?“ fragte der Mechaniker.

„Ich kränke niemanden.“

Sie suchte sich zur Ruhe zu zwingen, aber aus ihren Augen zuckten Flammen.

Liers blickte sie starr an, und dem Musiker flüsterte er zu: „Haben Sie je so etwas Schönes gesehen?"

Josefa fühlte diesen Blick. Sie nahm bloß die Hand des Mechanikers und streichelte sie.

Neben Thomas Truck saß Maria Werft. Sie trank nur tropfenweise ihren Kaffee. Einmal glaubte sie, daß Thomas es bemerkt habe, da sagte sie halb entschuldigend: „So eine Tasse Kaffee kostet fünfundzwanzig Pfennig; nur am Nachtlichtabend trinke ich solchen Extrakt." Und demütig fügte sie hinzu: „Wie kann man fünfundzwanzig Pfennig für so eine Tasse Kaffee verlangen?"

Stud. theol. Bechert hatte Lissauer in ein Gespräch verwickelt.

„Mir sind die Juden sympathisch," meinte er, „die die Fahne von Zion hochhalten."

Lissauer sah spöttisch zu ihm empor.

„Es wäre Ihnen wohl angenehm," meinte er bissig, „uns los zu werden?"

„Das ist eine Frage für sich. Das Judentum, das in seinem Glauben stark ist und einen Konvent für sich bilden will, ist allein in seiner religiösen Kraft existenzfähig. Auch sehe ich keinen Grund ein, warum sie nicht in das gelobte Land kommen sollen. Ihr Kanaan ist eines der wenigen Ideale."

Die Lissauerin steckte ihren Kopf zwischen die beiden Männer.

„Machen Sie meinen Mann nicht vollends verrückt," rief sie erregt. „Ich bin froh, daß man ihm im Nachtlicht diese alberne Auswanderungsidee —"

Lissauer machte eine abwehrende Handbewegung, und der Student lächelte ironisch.

„Gnädiger Herr, glauben Sie?" fragte Maria Werft plötzlich Thomas Truck. Bei diesen Worten zitterte sie.

„Warum nennen Sie mich ‚gnädiger Herr'?" fragte Thomas erschreckt statt aller Antwort.

„Sie sind doch ein gnädiger Herr?" gab sie ängstlich zurück.

Thomas schüttelte nur den Kopf. Und nach einer kleinen Weile: „So etwas dürfen Sie nie zu mir sagen, es schmerzt mich. Im übrigen," fügte er ernsthaft hinzu, „ich weiß nicht, ob ich glaube."

„O," machte sie verwundert.

An einem Nebentische verabschiedeten sich zwei hochgewachsene Mädchen. Sie wollten noch in Embergs Tanzsäle und suchten die Studenten zum Mitgehen zu verleiten.

„Impossibile — habe gerade noch eine Mark," entgegnete der eine.

Das Mädchen lachte und zeigte dabei ihre weißen Zähne.

„Ich kann dir borgen, ich bin bei Kasse," meinte sie.

Der Student lehnte es kurz ab, und die beiden Mädchen verließen das kleine Café.

„Warum sind Sie den ganzen Abend so still gewesen?" fragte die Maria wieder leise.

„Es gab so viel zu sehen und zu hören."

Sie nickte.

Thomas hatte auf einmal mit ihr ein unsagbares Mitleid und den Drang, zu ihr freundlich zu sein.

Sie merkte das und wurde noch bleicher.

„Was ist Ihnen?" fragte er.

„Gar nichts, gar nichts," antwortete sie hastig und legte die Hand an ihr klopfendes Herz. „Ich bin so glücklich," fügte sie, nur für ihn hörbar, hinzu.

Sie erzählte ihm unaufgefordert von sich. Sie hatte fünf Geschwister; auch ihre Eltern lebten noch. Aber sie sei von ihnen gegangen, denn sie sei die einzige, die die Gnade und den Glauben habe. Darum sei sie zu Hause gepeinigt worden und darum sei sie davongelaufen. „Denken Sie," sagte sie noch einmal, „ich bin die einzige, die die Gnade und den Glauben hat! Frau Brose hat mich ins Nachtlicht gebracht. Sie glaubt zwar auch nicht, aber sie ist so gut, so himmlisch gut — Gott wird ihre Seele retten!"

Sie sah zu der Malersfrau hinüber, und es schien, als ob diese, so entfernt sie von ihr saß, doch jedes Wort gehört habe. Sie nickte ihr lächelnd zu.

Gott, o Gott, was sind das alles für Menschen! dachte Thomas im stillen, und immer beklommener und seltsamer wurde ihm zu Mute.

Ganz unvermittelt erhob sich Josefa. Sie zog ihr weißes Cape an und setzte sich die Pelzmütze auf.

Der Mechaniker ging gerade auf Thomas zu.

„Würden Sie vielleicht das Fräulein nach Hause bringen?" fragte er. Erklärend fuhr

er fort: „Ich habe da noch einige Sachen von Abraham Gebhardt zu hören, die mich festhalten.“

Thomas erhob sich. Es war keine Zeit, Fragen zu stellen; auch hatte er nicht das Verlangen, Erklärungen zu hören.

Die Ingolf hatte sich ebenfalls erhoben.

Studiosus Bechert sah ungeduldig auf seine Uhr; aber Lissauer ließ ihn nicht aus dem Gespräch.

Als Thomas mit den beiden Mädchen das Café verließ, saß Maria Werft wie verloschen mit gefalteten Händen da und starrte, gleichsam abwesend, vor sich hin.

* * *

Die Mansardenwohnung im vierten Stocke der Luisenstraße hatte eine Glocke, die durch einen langen, schon verbogenen und verkrümmten Draht zum Schellen gebracht wurde. Unten am Draht war ein weißer, porzellanener Griff befestigt, der an verschiedenen Stellen Sprünge und Risse hatte.

Eine Dame stand vor der engen Thür. Tief verschleiert. Sie las scheu auf einer Visitenkarte: Thomas Truck, cand. med.

Sie trug weiße Glacéhandschuhe mit dünnen, schwarzen Streifen.

Die Dame zögerte.

Der Griff der Glocke war staubig. Behutsam ergriff sie ihn und läutete leise. Sie stand in banger Erwartung da.

Niemand öffnete.

Die Dame zog ein zweites Mal an dem Griff.

Niemand regte sich.

Da entschloß sie sich, herzhaft an dem Draht zu ziehen — und nun drang ein gellender, quälender Ton an ihr Ohr.

Gleich darauf hörte sie humpelnde Schritte. Eine alte, weißhaarige, gebückte Frau öffnete vorsichtig eine Thürspalte.

Als sie die Dame sah, rief sie: „Jesus Maria!“ — und unwillkürlich wischte sie sich mit einer schmutzigen, groben Schürze das runzlige Gesicht.

Die Dame fragte mit einer Stimme, die freundlich und demütig klang: „Kann ich vielleicht Herrn Thomas Truck sprechen?“

Die alte Frau sah sie eine Weile sprachlos, wie eine Erscheinung, an.

Die Dame begann, sich unbehaglich zu fühlen.

„Nu gewiß können Sie das, nu gewiß,“ sagte die Alte endlich. „Da will ich gleich mal —“

„Ach nein,“ unterbrach sie die Dame, „führen Sie mich, bitte, an seine Thür, ich möchte ihn überraschen.“

„Nu ja, nu ja,“ erwiderte die Alte und nickte zustimmend.

Durch den engen Eingang schritten sie. Es war ein ziemlich langer, schmaler Korridor, in den sie traten. Vor der Thür am untersten Ende machte die Alte Halt und verschwand, nachdem sie noch einen erschreckten Blick auf den Besuch geworfen hatte.

Die Dame klopfte mit dem Zeigefinger. In dem weißen Handschuh entstand ein Geräusch, als ob eine Naht sich spannte.

Jemand, schien es ihr, kam von innen auf die Thür zu. Die Dame wurde blaß.

„Herein!“ rief eine Stimme.

Sie öffnete, und zitternd stand sie, ohne sich zu rühren, auf der Schwelle des Mansardenzimmers.

Dieses schräge Zimmer war weiß getüncht. Die Decke schien getragen durch schwere Querbalken, deren weiße Farbe an verschiedenen Stellen absprang. Ein eisernes Bett, ein eiserner Waschtisch, ein armseliges, grünes Sofa und ein viereckiger Tisch, rotbraun angestrichene Bücherregale machten sein ganzes Mobiliar aus. Aber nein — es hatte doch einen Schmuck. In der Ecke stand ein uralter Sekretär aus Mahagoniholz.

Sie hatte sich getäuscht. Thomas Truck war nicht aufgestanden — er saß an dem Tisch und schrieb. Er drehte sich nicht um, auch als die Thür geöffnet war. Sie dachte einen Augenblick daran, wieder davonzuschleichen. Aber dann schüttelte sie den Kopf und schloß die Thür, die sie offen gelassen hatte. Durch dieses Geräusch gestört, wandte er sich. Und nun malte sich auf seinen Zügen Schreck und Verwirrung. Er glaubte wohl auch einen Augenblick zu träumen und rieb sich die Augen.

„Ich bin es,“ sagte die Dame.

Er erhob sich schwerfällig. Und während er sich mit der einen Hand auf den Tisch stützte, ohne ein Wort des Grußes zu finden, machte er mit der anderen eine einladende Bewegung.

Sie setzte sich auf das verschlissene Sofa, aber sie berührte es kaum. Sie wartete, daß er etwas sagen sollte. Aber er schwieg und sah sie nur erschreckt unverwandt an.

„Ich habe auf Ihr Kommen gewartet all die Tage; Sie aber kamen nicht," brachte sie endlich hervor, und es war ihm, als ob ihre Stimme weinerlich klang.

„Warum kamen Sie nicht?" fragte sie vorwurfsvoll. „Sie mußten wissen, daß ich auf Sie wartete."

„Ich wußte es."

„Und dennoch kamen Sie nicht?"

„Ich hatte Furcht."

„Vor mir?"

Und bei dieser Frage sah er, wie die toten Augen leuchteten.

„Vor Ihnen und vor dem großen Hause."

„O," machte sie schüchtern, und zum erstenmal sah sie sich instinktiv in dem ärmlichen Zimmer um.

Sie blickte ihn großäugig und furchtsam an, ehe sie hervorbrachte: „Wie die Sonne hier scheint, und wie licht es ist!"

„Ja," entgegnete er einfach.

„Sie müssen zu uns kommen," bat sie und trat plötzlich auf ihn zu.

Er spürte einen feinen Duft wie von süßen Blumen, den sie ausströmte. Er blickte auf die Erde und streifte ihre weißen Handschuhe. Er glaubte, daß ihm schwindelte.

„Soll ich gehen?" fragte sie.

Er raffte sich zusammen. „Ja."

Sie kehrte ihm den Rücken und ging zur Thür. Aber da drehte sie sich noch einmal um, und ihr bleiches Gesicht war durchsichtig. Sie hatte ihre Hände geballt, und er sah, wie die schwarzen Seidenfäden über ihre Knöchel gingen.

„Sie weisen mich von Ihrer Schwelle," sagte sie. Und noch einmal wiederholte sie: „Sie weisen mich von Ihrer Schwelle —" Durch ihre Stimme klang etwas wie verhaltene Klage.

Da nahm er ihre Hand und führte sie in das Zimmer zurück.

Und seine Miene war so hilfesuchend und verzweifelt, daß sie ihn bebend fragte: „Was haben Sie?"

„Ich leide. — Ich werde zu Ihnen kommen, aber" — er stockte — „aber," fuhr er fort, „haben Sie mit mir Mitleid."

Da ging etwas Unaussprechliches auf ihrem Gesichte vor. Es schien sich zu spannen; er sah es deutlich, wie ihr Hals klopfte, und wie auf ihre marmorweißen Züge ein paar flüchtige, rote Flecken traten, die sie festlich erhellten. Und wie leuchtete ihr Auge! Niemals, nein, niemals hatte er etwas Derartiges geschaut. Es brannte ihm in die Seele. Und wie sie ihn jetzt voll und groß ansah, schien sie wie berauscht, wie eine Siegerin. Aber sie sagte nichts und reichte ihm nur zum Abschied die Hand, die er einen Augenblick in der seinigen hielt. Und diese Hand klopfte, als ob sie springen wollte, er spürte es ganz deutlich.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, horchte er eine Weile stumm und lautlos, bis ihre Schritte verhallt waren.

Er setzte sich wieder an die Arbeit. Er wollte seine Gedanken über das religiöse Empfinden niederschreiben, die er an jenem Abend ängstlich für sich behalten hatte. Denn auch ihm war es eine Erkenntnis, daß ein heiliger Glaube dem neuen Menschen innewohnen müßte. Ein Glaube, den er sich erringen und erkämpfen, für den er sein Herzblut hergeben müßte.

Aber die Feder sträubte sich. Und das weiße Papier lachte ihn höhnisch an. Und von den bereits beschriebenen Blättern erhoben sich die schwarzen Buchstaben lebensgroß und nahmen verteufelte Fratzen an, drohten ihm und höhnten ihn aus.

An kalten, dunklen Winterabenden, wenn der Schnee stöberte oder der Wind in langgezogenen, jammernden Tönen pfiff, hatten sich bei ihm daheim in der Gesindestube die Dienstboten gruselige Geschichten von der weißen Dame erzählt. Und den Frauenzimmern waren die Köpfe rot geworden vor Schreck und Aberglauben. Er war einmal dazu getreten — sie hatten aufhören wollen. Aber eine unwiderstehliche Kraft hatte sie getrieben, weiter zu erzählen, immer schrecklichere und verwegenere Dinge. Er hatte an der Thür gestanden und lautlos zugehört. Dann war er abends zu Bett gebracht worden; aber die ganze Nacht hatte er die weiße Dame gesehen. Das fiel ihm jetzt alles ein.

Vielleicht war sie ihm heute wirklich erschienen und riß ihn mit sich fort? Schwante ihm nicht in seinem Inneren etwas Der-

artiges? Und hatte er nicht gerade deshalb jeden Gedanken an sie wie etwas Sündiges von sich gewiesen? War er nicht gerade darum ihrem Drängen gegenüber starr und fest geblieben, obwohl ihn geheime Wünsche zu ihr zogen? Und was half nun all sein Wehren! Wie ein unbezwingbares Schicksal war sie in seine Mansarde gestiegen, hatte ihn überfallen und niedergerungen —

Er wollte den Weg zur Klarheit finden. Das Leben, das auf ihm wuchtete, wollte er sich rein gestalten, sich selbst die Bahn schaffen, die abseits von den ausgetretenen Pfaden lag. Und den dunklen, geheimnisvollen, stillen Wünschen der Kindheit wollte er Erfüllung geben.

So hatte er den Kreis von Menschen gesucht, die gleich ihm nach einer höheren Lebensführung sich sehnten — und nun kam die weiße Dame und legte über all sein Wollen und Grübeln eine weiße, schwere Wolke und graue, undurchdringliche Nebel.

Er mußte es sich eingestehen, daß er all die Tage trotz seines Widerstrebens keine Stunde sie vergessen hatte. Immer hatte er ihre Augen gesehen. Wo er ging und stand, hatten ihn diese toten Sterne, die nur zuweilen inneres Leben verrieten, verfolgt. An den Wänden und Dielen seiner Kammer waren sie hin und her geschwirrt; und auf dem Pflaster der Straße, unter dem Getriebe all der Menschen waren sie dicht hinter ihm gehuscht und hatten ihn nicht mehr aus ihrem Bann gelassen. Er hatte dieses Schattenspiel zu beschwören gesucht — mit den Augen der Maria Werst, aus denen Glaube und Demut strahlten — mit dem düsteren Feuer der Josefa Gerving — mit dem fröhlichen, lachenden Blick der Charlotte Ingolf. Vergebene Liebesmüh!

Es pochte von neuem an seine Thür.

Die alte Frau reichte ihm einen Brief. Sie blieb eine Sekunde im Zimmer stehen, als wartete sie irgend eines Befehls. Dann lahmte sie schwerfällig hinaus.

„Ah, Bettina.“ Er öffnete hastig das Couvert. Es waren winzige, kleine Buchstaben, mit zitternder Hand hingeworfen. Er las:

Lieber Thom!

Was habe ich denn gethan, daß du mir nicht antwortest? Ich liege krank, und draußen ist es so kalt und unfreundlich. Und immer wenn ich Schritte höre, denke ich, jetzt kommt ein Brief von Thom. Ach, Thom, warum thust du das? Es ist so furchtbar, allein zu sein. Ich habe keinen Menschen, der mit mir spricht. Die Wirtin bringt mir mein Essen, und einmal am Tage kommt der Doktor. Das ist alles. Ich liege jetzt schon vierzehn Tage. Das einzige, was ich habe, ist die Geige. Die liegt auf meinem Bett. Ich streichele sie — und dann denke ich an dich, Thom, an dich und den Garten. Der Doktor sagt, ich hätte mich überarbeitet. Das ist aber reiner Unsinn. Ich muß den ganzen Tag spielen, von früh bis Abend. Ich kann ja so wenig; und vor allem, ich kann nicht das, was ich können will. Thom, bist du mir böse? Du schreibst so seltsames, kaltes Zeug. Wenn ich deine Briefe lese, friere ich jedesmal. Gute Nacht, Thom, ich bin so schrecklich müde, und die Stirn thut mir so weh. Vergiß die Bettina nicht ganz und schreibe ihr einmal.

Als er diesen Brief gelesen hatte, da tauchte die ganze Kindheit vor ihm auf. Er war in dem Garten — ging an Rotdorn und Buchen vorbei zum Weiher, wo die Tamara vor ihm stand im weißen Kleide und Bettina ihr zu Füßen kauerte. Er sah die Bodenkammer mit all ihren wunderlichen Heimlichkeiten — und er sah den Vater und die fremde Frau, und im Hintergrunde stand der Prediger und blickte ihn ernst, milde und gütig an.

Eine schneidende bittere Sehnsucht durchdrang ihn. Aber dann schwanden alle die Bilder, und vor ihm stand sie, die in seine Mansarde gekommen war, um ihn zu holen. Und wieder vernahm er ihre schmeichlerische, verlockende Stimme — und wieder sah er ihre Augen.

Da lächelte er durch sein Weh hindurch.

* *
*

Er war zum Thé dansant in die Lichtenstein-Allee geladen.

Es war Abend, und er mußte sich eilen, wenn er rechtzeitig hinkommen wollte.

Er hatte lange gezögert; aber die Sehnsucht und der Drang, sie zu sehen, waren

übermächtig in ihm. Und dann erinnerte er sich, daß er ihr sein Wort gegeben hatte.

Er stand da in seinem langen, braunen Jägerrock, der bis zum Halse geschlossen war und nur einen schmalen Streifen des Kragens offen ließ. Er wußte gut genug, daß man in einer glänzenden Abendgesellschaft im Frack und ausgeschnittener Weste erscheinen mußte; aber dagegen wehrte er sich. Mochten sie denken, was sie wollten — sie lud ja ihn und nicht seinen Rock! Im Gegenteil — er malte sich mit einer Art von wollüstigem Trotz den Schreck aus, den sie bei seinem Eintritt empfinden mußte, und vor allem — er besaß gar keinen salonfähigen Anzug.

Er war erregt und voll freudiger Erwartung, als er die Treppe hinunterging.

Er vergaß alles und war nur von dem einen Gedanken erfüllt, daß er sie wiedersehen würde.

Er war mit seinen zweiundzwanzig Jahren rein und keusch geblieben. Und in einem inneren Stolz und Adel hatte er sich für kostbares Gut gehalten, das nicht befleckt werden durfte.

Seit es ihm in der Bodenkammer dunkel und mystisch aufgegangen war, daß es zweierlei Geschlechter gab, die bange und begehrend zueinander drängten — damals, wo Bettinas schwarze Seidenlocken ihn leise gestreift hatten, hatte er wohl manche stürmische Stunde erlebt. Sein junges Blut hatte gepocht und gegen ihn sich empört. Und in mancher schlaflosen Nacht hatte er den wilden Geist des Fleisches gespürt. Aber dann war jedesmal über ihn eine feine Scham gekommen und vor allem ein ernster, starker Wille, sich selber zu meistern und Herr über die dunklen Triebe zu werden. Und mit einem trockenen Schluchzen hatte er sich in die Kissen gegraben und mit fest geschlossenen Augen und mit geballten Fäusten, die Zähne aufeinander gepreßt, sich gewehrt.

Dann war die Arbeit und das Studium an ihn herangetreten; der Drang nach innerer Befreiung und der Gram um das Volk. Alles das hatte von seiner Seele Besitz genommen und sein leidenschaftliches Begehren gebändigt.

Diese inneren Erlebnisse gingen ihm durch den Kopf, als er langsam in die Dorotheenstraße einbog, um dort auf die gelbe Pferdebahn zu springen, die ihn nach der Lichtenstein-Allee bringen sollte. Er setzte sich in den Wagen und nahm ein kleines, grünes Büchlein hervor: die Gedichte des Angelus Silesius. Er las:

Ich ward das, was ich war,
und bin, was ich gewesen,
und werd es ewig sein,
wann Leib und Seel genesen.

Mensch, alles, was du willst,
ist schon zuvor in dir:
es lieget nur an dem,
daß du's nicht wirkst herfür.

Nichts Stärkres ist als Gott —
doch kann er nicht verwehren,
daß ich nicht, was ich will,
soll wollen und begehren.

Nichts ist, das dich bewegt —
du selber bist das Rad,
das aus sich selbsten lauft
und keine Ruhe hat.

Mensch, was du liebst, in das
wirst du verwandelt werden:
Gott wirst du, liebst du Gott,
und Erde, liebst du Erden.

Der Zufall muß hinweg
und aller falscher Schein —
du mußt ganz wesentlich
und ungefärbet sein!

Mensch, werde wesentlich;
denn, wenn die Welt vergeht,
so fällt der Zufall weg —
das Wesen, das besteht.

Eine tiefe Unruhe kam über ihn. Seine Lippen bewegten sich, und seine Stirn zog sich in Falten. Eine Zeitlang beherrschte ein grüblerischer Ausdruck sein Gesicht; dann aber glättete es sich, und um seinen Mund trat das blutende Lächeln der Tamara.

Gott wirst du, liebst du Gott,
und Erde, liebst du Erden —

wiederholte er. Und dann las er noch einmal ganz langsam und ganz in Feierlichkeit getaucht den letzten Vers:

Mensch, werde wesentlich;
Denn, wenn die Welt vergeht,
so fällt der Zufall weg —
das Wesen, das besteht.

Er fragte sich gequält: war dieser Weise aus einer versunkenen Zeit ein gauklerischer Wort- und Begriffverdreher, der wie ein Cirkusmann mit den Dingen jonglierte und auch das Verschiedenste zusammenstellte? In jedem Verse fand er einen Widerspruch zum

anderen. Er war gebunden und gefesselt, bestimmt und festgelegt, und über ihm stand Gottes Stärke. Und doch konnte Gott nichts gegen sein Wollen und Begehren, und doch konnte er trotz alles Gebundenseins nach dem Wesentlichen streben. Waren das alles die Kunstgriffe eines pfäffischen und pfiffigen Clowns? Oder lag in diesen Widersprüchen eine wunderbare Einheit?

Er klappte das Buch zu und that es in seine Manteltasche. Er fühlte sich so schwer und beladen. Und wieder blickte er zurück: „Tamara," flüsterte er vor sich hin. Und ihre sylphidenhafte, schlanke Gestalt beugte sich über ihn, ihre alabasternen Arme umschlangen ihn, und ihr reiner Hauch umwehte ihn. Vielleicht war sie die einzige, die in ihrer Unbewußtheit wesentlich war. Und vielleicht war alles Große überhaupt unbewußt und konnte nicht durch Fleiß und Müheaufwand erreicht werden?

Hinter der Tamara tauchte der Schatten des Doktors auf, dem er immer so feindselig sich entzogen hatte. Wie kam es, daß er zu ihm keine Beziehungen hatte, daß sie wie zwei Fremde aneinander vorübergeschritten waren und heute sich kaum kannten? Hatte er sich jemals bemüht, diesen Mann mit den robusten Knochen und dem brutalen Lebensdrang menschlich zu begreifen? Hatte er für ihn je etwas anderes als Härte übrig gehabt?

Der Pferdebahnwagen bog in die Lichtenstein-Allee ein. Er erhob sich rasch und sprang vom Perron. Ein paar Schritte — und er stand vor dem Hause.

Eine Equipage nach der anderen fuhr vor das Portal. Und alle Fenster des Parterregeschosses waren hell erleuchtet, und aus dem Hintergrunde der Straße ragte der Tiergarten in seiner kahlen Dunkelheit, und über den alten Baumriesen wölbte sich der Himmel mit glühenden Augen.

Gerade und aufgerichteten Hauptes schritt er in seinem schwarzen Havelock durch das Portal. Aus dem Entree hörte er die Stimmen der letzten Gäste, die vor ihm gekommen waren. Er wartete einen Augenblick. Dann klingelte er.

Ein Diener in Gala öffnete und sah ihn verwundert an. Gleich darauf schien er ihn jedoch zu erkennen. Indessen sagte er kein Wort, und auch das glattrasierte Gesicht wurde sofort wieder ruhig und unbeweglich. Er half ihm beim Ausziehen des Mantels. Aber nun war es doch mit seiner Ruhe zu Ende — er hüstelte vernehmlich.

Thomas war noch so von seinem Grübeln besessen, daß er es nicht einmal merkte. Er strich sich das Haar zurück — der Diener öffnete die Thür — und eine Sekunde später fand er sich von strahlender Helle umgeben, die ihn blendete.

Er sah in dieser Helle nur ganz dunkel einen Schwarm von Menschen, schwarze Rockschöße und weiße Seide, die von bunten Tönen wirr unterbrochen wurde.

Er stand unbeweglich in der Thür. Er merkte plötzlich oder es kam ihm so vor, daß unter all den Menschen ein Gewisper und Geflüster entstand, und daß aller Blicke auf ihn gerichtet waren.

Er stand in der Thür und rührte sich nicht.

Da kam sie mitten aus dem Schwarm der Fremden auf ihn zu. Sie war ganz in schwarze Seide gekleidet, nur der Hals und der obere Teil des Busens waren frei und hoben sich leuchtend aus dem dunklen Stoff hervor. Und gelbe, volle Rosen hatte sie sich in ihr nachtfinsteres Haar geflochten.

Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Da war es ihm in dem fremden, strahlenden Raum, der ihm vorher so dunkel und unheimlich vorgekommen war, als ob er die größte Gnade empfangen hätte.

Nun wurde alles um ihn wahrhaft licht und festlich. Diener in Escarpins und Gamaschen trugen auf silbernen Tabletten Kognaks und heißen Thee. Und überall hörte er freudige Laute, feines Gelächter und galante Reden.

Die Damen trugen das Haar seltsam frisiert, und die edlen Steine leuchteten und funkelten ihm von allen Seiten entgegen. Sie trugen alle die Kleider weit ausgeschnitten und waren stolz auf ihre Gottesschönheit.

Und alle sahen verwundert auf ihn.

Er indessen schritt sicher an ihrer Seite. Alle Scheu und alle Bedrückung war von ihm genommen, er hielt den Kopf hoch und sah jeden groß und ernst an.

Viele, viele Jahre später mußte er an diese Stimmung zurückdenken, und immer war es ihm ein Trost, daß er sein Haupt nicht geduckt und vor niemandem sich gebeugt hatte.

Ein massiger, kleiner Herr mit einem vorgeschobenen Spitzbauch, einem stark gelichteten Schädel und einem dichten, pechschwarzen Schnurrbart unter einer auffallend gekrümmten Nase kam auf sie zu. In der Rechten hielt er einen goldenen Kneifer, mit dem er, wie mit einem Taktstock, beständig hin und her pendelte.

Sie stellte ihn als ihren Gatten vor.

Er kniff die kleinen Äuglein zusammen, reichte ihm seine fleischige Hand und begrüßte ihn mit eifriger Freundlichkeit. Er sprach alles in einem nasalen Ton und hatte in jeder seiner Bewegungen etwas Dirigierendes und Protektormäßiges. Er sprach beständig davon, wie sehr er in Thomas' Schuld stehe.

Eine Dame, mager und ziemlich groß, die ein Kostüm aus grauem Moiré trug, das Haar kokett frisiert, mit einer überschlanken Taille und einem überpuderten Gesicht, gesellte sich zu ihnen.

Der Hausherr stellte sie als seine Mutter vor. Sie sprach affektiert und spielte sich als jugendliche Frau auf. Einmal gab sie mit ihrem schwarzen Federfächer ihrem Sohne einen Klaps. Ein paar Umstehende lächelten beifällig. Überhaupt jeder, der mit dieser Dame sprach, lächelte beifällig.

Name auf Name schwirrte an sein Ohr. Immer wieder verneigte er sich förmlich. Kommerzienräte und Doktoren, Rechtsanwälte, Maler, Schriftsteller, alles war in diesem Kreise versammelt.

Einmal hörte er dicht hinter sich, wie ein junges Fräulein zu ihrem Courmacher sagte: „Sehen Sie nur diesen Apostel, wie originell! Steinthals haben doch immer etwas Apartes."

Der Herr entgegnete: „Sie können es sich leisten."

Merkwürdig, alles das machte ihn nicht zornig. Er sah nur sie — und alles in ihm jauchzte.

Jedesmal, wenn sie einen Augenblick frei hatte, kam sie auf ihn zugeeilt; und niemanden sah sie so an wie ihn.

Was kümmerte es ihn da, ob die Menschen die Köpfe zusammensteckten und über ihn tuschelten!

Man ging zu Tisch. Und während man sich setzte, drangen aus dem Hintergrunde musikalische Laute, die Kleider rauschten, und sinnbetäubende Gerüche, leise und doch durchdringend, kamen auf ihn zu.

Und sie that ihren Arm in den seinigen und sagte ihm, daß er ihr Tischherr sei. Ihr Herr für heute abend, fügte sie hinzu, und aus ihrer Stimme klang bewegte Musik, die ihn verzauberte. Er fühlte, daß sie sich an ihn schmiegte und vor niemandem sich scheute, sich zu ihm zu bekennen.

Von allen Ecken und Enden der Tafel sah man verwundert auf dies Paar.

Aber dann ging es von einem zum anderen im Kreise herum, er habe die Dame des Hauses und das Kind gerettet. Und darum seien die Steinthals bestrebt, ihn vor aller Welt ostentativ auszuzeichnen.

Er kam gar nicht dazu, irgend welche Beobachtungen anzustellen. Er sah und hörte nur sie. Er und sie saßen an der Freudentafel und tranken aus krystallenen Gläsern den roten und den goldenen Wein.

Er und sie berauschten sich an der Tafel des Lebens. Er und sie blickten sich tiefäugig an und verstanden sich wortlos — und alles um sie versank.

Er spürte es, daß dicht neben ihm das Glück saß — das übermächtige Glück, das den tiefen, magischen Schein des durch alle Dunkelheit leuchtenden Mondes, den schwermütigen Glanz aller Sterne und das glitzernde Licht und die freudige Wärme der Sonne hatte. Er spürte es und empfand, wie seine Seele sich weitete und zu einem Garten wurde, in dem es grünte, knospete, keimte und blühte.

„Trinken Sie doch," sagte sie leise zu ihm.

Er erwiderte: „Ich sehe Sie an und bin im Rausch."

Hors d'œuvres wurde aufgetragen; es barg alle Kostbarkeiten des Meeres. Der Diener reichte ihm die Schüssel. Der graue, körnige Kaviar, die roten Hummern glänzten ihm entgegen.

„Essen Sie," bat sie.

„Ich sehe Sie an," erwiderte er, „und bin gesättigt."

Sie neigte die Augen.

Die Damen lachten silbern; die Herren in ihren weißen, gestickten Chemisettes erzählten interessante Dinge und schenkten den Damen den Wein ein.

Immer neue Marken kamen auf die Tafel, und jeder Gang enthielt eine neue Delikatesse. Was das Meer barg, was unter der Sonne wuchs und reifte, was das Land trug, sah diese Tafel. Und alles war durch Menschenkunst, so weit es nur anging, in neue und komplizierte Formen gebracht.

„Bei Steinthals ist alles magnifique,“ sagte ein Herr ihm gegenüber. „Steinthal ist ein Lebenskünstler, so 'ne Diners giebt's in ganz Berlin nich mehr — giebt's nich mehr, ich versichere Ihnen. Sie wissen, ich komme überall hin.“

Und er sagte es so laut, daß es die Herrin des Hauses hören mußte.

Thomas sah sich den Mann an. Er trug einen gerade gezogenen Scheitel und einen französisch geschnittenen Spitzbart. Man merkte es ihm an, mit welchem Verständnis er den Wein auf der Zunge spürte, und mit welcher Feinfühligkeit sein Gaumen auf die Speisen reagierte. Er sah lustig und vergnügt aus, obwohl seine Züge ein wenig verlebt waren.

„Wer ist das?“ fragte Thomas.

Sie nannte ihm den Namen eines Malers, der in der Berliner Gesellschaft verkehrte und in den Kreisen des Berliner Westens, dank seiner geselligen Vorzüge, seine entwertete Leinwand verkaufte.

Thomas dachte flüchtig an Brose, der im Norden der Stadt kümmerlich mit seiner Frau sich von Porzellanmalerei nährte, um das große, künstlerische Problem, dem er nachging, zu lösen: das flache, ärmliche Land, da, wo es hart an die letzten Häuser der Großstadt stößt und wo Himmel und Erde gleichsam sich berühren, zu malen. Das Problem der Horizontlinie nannte er es. Wie würden sich die Broses hier ausnehmen?

Aber im nächsten Augenblick vergaß er gewaltsam diese Gedanken.

„Wie lange währt noch Ihr Studium?“ fragte sie ihn unvermittelt.

„Ich bin in einem Jahre Arzt.“

„O, wie schön,“ rief sie. „Wie alt sind Sie dann?“

„Dreiundzwanzig Jahre.“

„Ah,“ machte sie verwundert, „das ist ja kolossal.“

„O nein,“ antwortete er, „das ist etwas ganz Gewöhnliches, gnädige Frau. — Wie heißen Sie?“ fragte er nun seinerseits, ohne sie dabei anzublicken.

„Regine.“

Er wollte etwas antworten, aber sie unterbrach ihn.

„Sprechen Sie jetzt, bitte, nicht zu mir. Da unten sitzen ein paar nichtswürdige Damen, die uns beobachten. Sie wissen gar nicht,“ fügte sie bitter hinzu, „wie viel Niederträchtigkeit in diesem Saale ist.“

Und unwillkürlich wandte er den Blick nach der bezeichneten Stelle. Da saß die alte Frau Steinthal mit der jugendlichen Taille: und in ihrer Nähe ein paar gleichalterige Damen, die ebenfalls wie junge Frauen sich herausstaffiert hatten.

Der Maler ihnen gegenüber sah seinen Blick, und sich direkt zu ihm hinüberbeugend, meinte er respektvoll und bewundernd: „So, mein Herr, sehen heute unsere Großmütter aus. Wenn ich ein Festredner wäre, würde ich aufstehen und auf die moderne Großmutter toasten.“

Thomas dachte an weißhaarige Frauen voll Güte und Resignation. Und wieder peinigte ihn diese Vorstellung.

Jemand hielt jetzt eine Rede auf die Gastgeber. Thomas erfuhr, daß Steinthal nicht nur ein Finanzgenie, sondern auch der feinste Gourmand der Berliner Gesellschaft sei. Und Frau Steinthal war eine Königin, wie sie in Weisheit schon von ihren Eltern genannt worden war.

Bei diesem Teil der Rede hatte Thomas geradezu einen schlechten Geschmack im Munde. Er blickte starr auf seinen Teller und schämte sich. Alles kam ihm so grob, so unverschleiert, so taktlos vor.

Sie sagte: „Ich verstehe Sie und weiß, was in Ihnen vorgeht. Ich weiß es. Und darauf stoße ich mit Ihnen an.“

Es dauerte nur einen Augenblick, aber wieder zog das Glück in ihn ein und verdunkelte alle trüben Vorstellungen.

Nun kam der Festredner auch auf sie zu.

Die gnädige Frau reichte ihm ihr Glas und lächelte.

Er sah es und wollte es nicht sehen. Warum lächelt sie? fragte er sich dennoch im Nu.

Die Tafel wurde aufgehoben.

Man ging in den Musiksaal. Ein berühmter Cellist trug mehrere Stücke vor.

Ein Rechtsanwalt flüsterte trocken seinem Nachbar zu: „Seine Witze sind mir lieber."

Eine Dame sang und lächelte dabei entsetzlich süß.

Dann trat ein Herr auf. Und man flüsterte sich zu, daß er ein Tenor der Königlichen Oper sei.

„Was, meinen Sie, kostet allein das Konzert?" fragte ihn plötzlich jemand.

Thomas zuckte verlegen mit den Achseln.

„Nun, ich will es Ihnen sagen. Der Cellist allein bekommt fünfhundert Mark. Steinthal giebt ihm fünfhundert Mark, obwohl er es auch mit zweihundertfünfzig thun würde. Darin ist er groß. Ich sage Ihnen, dieses Konzert allein kostet mehrere tausend Mark. Wenn man Sie hier lanciert, können Sie Ihr Glück machen. Steinthals haben schon —"

Da traf ihn aus Thomas' Auge ein Blick, daß der redelustige Herr mitten im Satze abbrach.

Nach jeder Nummer wurde heftig applaudiert, und die gnädige Frau und der Hausherr sagten den Künstlern ein paar angenehme Worte.

Der Tenor fächelte sich mit einem seidenen Tuche das Gesicht. Ein Schwarm von jungen und alten Damen umringte ihn.

Herr Steinthal kam auf Thomas zu und klopfte ihm auf die Schulter. „Sehen Sie, junger Freund, so ein Tenor — vernarrt sind die Weiber in ihn. Dumm ist das Luder ... dumm —" er tupfte sich an die Stirn und pendelte mit dem Kneifer. „Aber das thut nichts, thut absolut nichts."

Er nahm Thomas unter den Arm und zog ihn in das angrenzende Rauchzimmer. Cigarren, ganz in Staniol eingewickelt, in Kistchen verpackt, die nur zehn Stück enthielten, wurden herumgereicht.

„Rauchen Sie sie mit Verstand, das Stück kostet drei Mark," flüsterte ihm der Cicerone des Hauses Steinthal zu.

Er war entnüchtert, er lehnte dankend ab und ging langsam wieder in die anstoßenden Gemächer, um *sie* zu sehen. Aber er fand sie nicht.

Er lehnte sich in eine Ecke und starrte vor sich nieder. Er wurde auf einmal unendlich traurig und verstört, und alle Wärme war von ihm genommen. Etwas wie nagenden Schmerz fühlte er.

Aus einer Gruppe von Herren und Damen trat ein verhältnismäßig junger Mann mit einer Art von aufgeblasenem Froschgesicht, dünnem Haupthaar und einer Glatze, die einer Tonsur glich, nachlässig auf ihn zu. Er schlenkerte auffällig mit den Armen hin und her, hatte aber in seinen Bewegungen und in seinem Sprechen eine etwas unverschämte Selbstsicherheit.

„Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle: Rechtsanwalt Kornfeldt."

Thomas nannte seinen Namen und schwieg dann.

„Merkwürdige Gesellschaft hier, was? Sie sind in diesen Kreisen offenbar fremd," fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „ich sehe es Ihnen an. Immerhin, man kann hier Beobachtungen machen, Studien — und ich glaube," fügte er kokett lächelnd hinzu, „Sie machen Studien, junger Freund. Sie haben so etwas in Ihrem Blick. Übrigens wer macht nicht Studien! Einer beobachtet den anderen! Uns Rechtsanwälten drängt sich ja das Leben in seiner Mannigfaltigkeit förmlich auf. Wenn ich Zeit hätte, ich könnte Kommentare schreiben. Man kann sagen, nirgends strömt das sociale Leben so zusammen wie in dem Bureau eines beschäftigten Anwalts. Man kommt mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung. Welch ein Schmutz! Aber ich kann Ihnen versichern, je höher man steigt, desto schlimmer wird es." Mit dieser Bemerkung schloß er seine etwas langatmige Rede und sah Thomas herausfordernd an, als wollte er ihm eine Antwort abzwingen.

Der aber brachte kein Wort hervor.

„Wissen Sie," nahm der andere, ohne sich beirren zu lassen, das Gespräch wieder auf, „ich wette, Sie sind Fanatiker, ich verstehe mich auf Physiognomien. Socialist sind Sie, Marxist, fanatischer Marxist. Ich sage es Ihnen auf den Kopf, Verelendungstheorie ..."

Thomas war von dieser Redseligkeit, die durch nichts ins Wanken kam, betroffen. Er

strich sich nervös mit der Hand das Haar zurück: „Können Sie mir das alles vom Gesicht ablesen?“

„Ja,“ entgegnete der andere und lächelte; „denn Ihre Züge lügen nicht, sie haben so etwas vom Märtyrer.“

Thomas bemerkte, daß die Gruppe, aus der der Advokat zu ihm getreten war, sie aufmerksam beobachtete. Ein kurzes, abwehrendes Wort schwebte ihm auf der Zunge.

Der Rechtsanwalt kam ihm jedoch zuvor.

„Wissen Sie,“ meinte er, „darin stimme ich Ihren Parteigenossen vollkommen zu: der Liberalismus hat abgewirtschaftet. Ich bin absolut nicht Socialist, aber ich wähle socialdemokratisch. Es ist die einzige Partei, die der Regierung energisch Widerstand leistet, die Kerle fallen wenigstens nicht um.“

„Warum erzählen Sie mir das alles?“ fragte Thomas, und er hatte Mühe, seine innere Gereiztheit zu verbergen. „Warum sprechen Sie von Gesinnungsgenossen, die Sie mir aufbürden? Sie irren; wenn es Sie beruhigt, ich bin nicht Socialist.“

„Donnerwetter,“ sagte der Rechtsanwalt, „das hätte ich nicht für möglich gehalten. Übrigens,“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „Sie brauchen sich in diesem Hause nicht zu genieren. Man denkt hier sehr frei.“

Die Zornadern auf Thomas' Stirn schwollen. „Ich geniere mich nirgends. Und wenn ich etwas zu bekennen habe, so giebt es keine Rücksicht, die mich davon abhalten könnte.“

Die Herren und Damen standen jetzt dicht um sie herum und hatten einen Kreis gebildet.

„Wenn es Sie indessen so interessiert,“ sagte Thomas, „so kann ich Ihnen mitteilen, daß ich deshalb nicht Socialist bin, weil mir die Konsequenzen dieser Partei unklar vorkommen; weil mir die Idee einer Massenherrschaft ebenso verächtlich ist wie die des Einzelregimes; weil ich an die letzten Erkenntnisse des Socialismus nicht glaube.“

Der Rechtsanwalt machte ein verschrecktes Gesicht.

„Sie sind ja 'n Ketzer,“ brachte er etwas verstimmt hervor.

Ein Herr lachte. „Da sind Sie aber schön reingefallen, lieber Rechtsanwalt.“

Die Damen horchten interessiert auf. Eine sagte: „O, wie schade, er hat etwas von Ferdinand Lassalle.“

„Übrigens ein feiner Kopf,“ meinte ein anderer Herr. „Der Mensch hat Intelligenz, unzweifelhaft!“

Kornfeldt faßte sich wieder. „Erlauben Sie mal, Sie wollen mir doch nicht einreden, daß Sie Gegner des Socialismus sind und zu den staatserhaltenden Parteien gehören?“

„Ich versuche niemandem etwas einzureden. Ich gehöre vorläufig keiner Partei an. Ich suche meinen Weg, und ich ahne ihn dunkel. Von Ihren Ideen und Anschauungen liegt er weit ab.“

„Hm,“ machte Kornfeldt, „sehr interessant. Wirklich, sehr interessant. Wo liegt Ihr Weg, wenn man fragen darf?“

Sein Ton klang scharf und spöttisch. Er spielte sich auf den Kriminalisten herauf und nahm eine inquisitorische Miene an. Er wollte Thomas Truck reizen und zu Unvorsichtigkeiten verleiten.

Thomas schaute sich mit verirrten Augen um. Was wollten alle diese fremden Menschen von ihm, und wo war sie, die ihn solcher Pein aussetzte?

„Wo also liegt Ihr Weg?“ fragte der Rechtsanwalt noch einmal.

Da richtete er sich empor, und seine schlanke, feine Gestalt glich einer Edeltanne. Er war etwas blasser geworden, und seine Nasenflügel bewegten sich, über der Nasenwurzel hatte sich eine tiefe Falte eingegraben. „Mein Weg liegt,“ sagte er mit verschleierter Stimme, „bei Angelus Silesius im Nachtlicht.“

Man starrte ihn mit verdutzten Gesichtern an.

„Wer ist Angelus Silesius? Ist das 'n Utopist, 'n Socialreformer?“

Thomas beherrschte sich.

„Nein, Herr Rechtsanwalt, der ging auf die Seele. Nur auf die Seele, obwohl er sich,“ fuhr er langsam und nachdenklich fort, „mit dem Körperlichen beschäftigte — denn, wenn es Sie interessiert — er war Leibarzt des Herzogs Silvius Nimrod von Öls.“

„Ach so,“ sagte der Rechtsanwalt enttäuscht, „der Mann ist tot? Sie kommen uns mit den Toten!“

Ein leises Gekicher entstand.

„Angelus Silesius lebt; und im Vergleich zu diesem Lebendigen erscheinen Sie mir wie ein Leichnam. Darf ich ihn citieren?“

Er vergaß auf einmal, wo er war und wer um ihn stand. Seine Gestalt wuchs, sein Auge wurde innerlich.

Aus verschiedenen Zimmern hatten sich die Gäste inzwischen hinzugesellt; aber alle führten sie vor ihm einen Schattentanz auf.

Er stand plötzlich auf der Kanzel. Die Schatten verkörperten sich zu einer Gemeinde der Andächtigen, der Durstenden, die von ihm Zuspruch erwarteten.

„Der Zufall muß hinweg
und aller falscher Schein —
du mußt ganz wesentlich
und ungefärbet sein!

Mensch, werde wesentlich;
denn, wenn die Welt vergeht,
so fällt der Zufall weg —
das Wesen, das besteht —“

rief er mit vibrierender Stimme.

„Der Mensch ist pathologisch,“ raunte ein anwesender junger Arzt der Dame des Hauses zu.

Auch die kleine Gestalt des Rechtsanwalts reckte sich. Jetzt glaubte er ihn so weit zu haben, um das Spiel lustig und siegreich zu Ende zu führen. Einige wollten Fragen stellen, andere gaben ein unterdrücktes Gelächter von sich. Der Rechtsanwalt machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Niemand sollte ihm dazwischen kommen. Er war es, der das Kreuzverhör leitete.

„Was hat der Leibarzt des Herzogs mit dem Nachtlicht zu thun?“ begann er von neuem.

Es war klar, jetzt mußte die Geschichte zum Klappen kommen. Auch der Arzt stellte sich in Positur.

Das Gesicht Thomas Trucks wurde hilflos, ehe er entgegnete: „Im Nachtlicht finden sich gehetzte Seelen, die den Spuren des Angelus Silesius folgen. Menschen, die wesentlich sein wollen.“

Auf das Wort „wesentlich“ hatte er einen seltsamen Ton gelegt, und seine Miene hatte einen beinahe weltscheuen Ausdruck bekommen.

Das Gelächter und Gekicher war verstummt, und statt dessen trat nun ein peinliches Schweigen ein.

Thomas wollte noch etwas sagen, aber er brachte keinen Laut mehr hervor. Es flirrte ihm vor den Augen, und eine Art von Schwindel ergriff ihn. Er schloß einen Augenblick die Lider, und wortlos murmelte er: „Hilf mir ... hilf mir.“

Der Rechtsanwalt holte aus einer Seitentasche einen Klemmer hervor, den er sorgfältig mit einem weißen Taschentuche putzte, und brach die Stille mit den Worten: „Jetzt weiß ich es, Sie sind ein Revolutionär, Sie sind ein Revolutionär, obwohl Sie uns sorgfältig Ihre geheimsten Gedanken verschwiegen haben. Sollte Ihnen jemals etwas passieren, so bitte ich Sie, sich an mich zu wenden. Dieser Prozeß würde mich berühmt machen. Also, vergessen Sie mich nicht.“

Diese Anrede gab Thomas seine äußerliche Fassung wieder. Er blickte sein Gegenüber lange und durchdringend an. Dann verbeugte er sich plötzlich vor allen, ergriff eine Sekunde die Hand der gnädigen Frau, die ganz aschfahl geworden war, und verließ gerade und aufgerichtet den Saal.

Und plötzlich, er wußte nicht wie, war er in dem dunklen Tiergarten, heraus aus all dem Glanz, und schritt an den kahlen Bäumen, über die die Mondsichel ein gelbes, trübes Licht warf, vorbei. Und alles kam ihm fremd, verwunderlich und seltsam vor.

Aber in der Herzgegend fühlte er einen stechenden Schmerz.

* * *

In einer Dachkammer am Grünen Weg, der weit im Osten Berlins gelegen ist und so recht eigentlich zur Armeleutegegend gehört, wohnte der Mechaniker Fründel.

Fründels Kammer glich mehr einem engen, dumpfen Loch. Eine Kiste, die in der Mitte stand und als Tisch diente, ein eisernes Bettgestell, zwei Stühle und eine Schüssel füllten den Raum. Die Kiste war bedeutungsvoll. Hier wusch sich der Mechaniker, hier hielt er sein Mittagsmahl ab, und hier brannte die kleine Lampe, wenn er des Abends über seinen Büchern hockte.

Er war ein fleißiger, arbeitsamer Mensch, der, wie die Leute sagten, ein schönes Stück Geld verdiente. Er hätte es wirtschaftlicher

haben können, aber jeden Groschen, den er erübrigte, trug er in den Buchladen. Außerdem hatte er eine Notkasse, in die er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seine Steuern entrichtete.

Es war in der neunten Stunde, als die Thür seines Zimmers geöffnet wurde und Josefa Gerving eintrat.

Sie sagte kaum „Guten Tag“, sondern machte sich sofort an der Kiste zu schaffen, aus der sie einen Spiritusbrenner, eine Kasserolle, zwei Tassen mit Theelöffeln, eine Theekanne, zwei Teller mit Messern und Gabeln, Thee, Butter und Brot hervorförderte. Es stellte sich heraus, daß die Kiste auch der Speiseschrank und Kochherd war, denn auf ihre obere Fläche hatte man ein Eisenblech festgenagelt, um sie für diesen Zweck brauchbar zu machen.

Der Mechaniker nahm wortlos die Bücher weg und entzündete noch eine Kerze, die er auf den Stuhl stellte. Er rückte ihn an das Bett und setzte sich auf den Rand des Gestelles. Er las unaufhaltsam mit angestrengtem Gesichtsausdruck, während Josefa Wasser zum Thee aufsetzte, das Brot strich und mit Blutwurst belegte, die sie in einem kleinen Paketchen mitgebracht hatte. Zuweilen blickte sie zu ihm hinüber, aber er sah niemals auf, ja, schien es nicht einmal zu bemerken. Sie aber sah ihn an mit Liebe und Zorn und atmete unruhig dabei. Sie goß den dampfenden Thee in die Tassen und rief ihn leise bei seinem Namen: „Frank!“

Vorher hatte sie noch ein weißes Tüchelchen über die Kiste gebreitet. Jede ihrer Bewegungen hatte Anmut.

Er las noch den Satz zu Ende und legte das Buch aufgeschlagen auf das Bett, ehe er seinen Stuhl heranrückte.

Langsam schlürfte er den Thee. Er schien jedoch mit seinen Gedanken weit entfernt zu sein, denn er blickte beständig vor sich nieder.

„Frank, was hast du?“ fragte sie.

„Nichts,“ erwiderte er.

Ein vergrämter, bitterer Zug grub sich um ihre Mundwinkel. Sie erhob sich und trat an seine Seite. „Du willst mich los werden, ich fühle es. Du bist meiner überdrüssig und willst mich los werden.“

Er hob die Achseln ein wenig in die Höhe. „Quäle mich nicht. Was soll ich dir darauf antworten?“

„Du kannst mir eben nichts antworten,“ gab sie gereizt zurück. „Du kannst es nicht, und deshalb —“

Er lachte kurz auf. „Du bist eben ein Weibsbild; lange Haare und kurzer Verstand.“

„Ich brauche auch keinen Verstand; ich hasse diesen Verstand. Ich hasse diese Bücher,“ sagte sie in wütendem Ton und warf einen verächtlichen Blick auf die Diele, wo sie an den Wänden aufgestapelt lagen.

Er ging nicht darauf ein. „Laß mich den Thee wenigstens in Frieden trinken. Was willst du eigentlich von mir?“

„Dich,“ rief sie mit erstickter Stimme, „dich will ich.“ Sie löste auf einmal ihre Haare. „Mit meinen langen Haaren will ich dich umschlingen und festhalten. Ich lasse dich nicht. Hörst du? Ich lasse dich nicht. Und alle diese elenden Bücher verbrenne ich. Ich verbrenne sie,“ fügte sie erregt hinzu.

„Du bist ein Kindskopf und bringst uns gewaltsam auseinander.“ Die letzten Worte sprach er nachdenklich und fest.

Sie horchte mißtrauisch auf. „Ich? Ich?“ fragte sie verwundert und starrte ihn verständnislos an.

„Ja, du, du bringst es so weit, du allein! Ich bin nicht bloß dazu da, um an deiner Schürze zu hängen. Ich habe andere Dinge vor — Dinge, von denen du nichts verstehst und nichts verstehen kannst. Ich lasse mich nicht von dir bewachen und auf Schritt und Tritt verfolgen.“ Und wie mit einem Schlage in Zorn kommend, schrie er: „Du bist doch kein Hund, der einem auf den Fersen nachkriecht?“

Sie hatte ihm lautlos zugehört. „Du irrst dich,“ entgegnete sie, „ich bin ein Hund: gerade wie ein Hund bin ich.“ Ihre Augen glänzten.

Ihre letzten Worte fühlte er wie Peitschenhiebe. „Ich lasse mich aber nicht von einem Hunde beschnüffeln, belauern, bewachen!“ Seine Stimme schnappte über. „Hunde in Menschengestalt ...“

Ihre Augen trafen sich, und beider Gesichter waren verzerrt.

Er wurde jetzt ganz bleich. „Siehst du denn nicht, daß ich meine Freiheit brauche? Ich brauche sie wie die Luft. Siehst du denn nicht, wie ich mich quäle? Ich quäle mich —“ Er lachte niederträchtig auf mit jenem häßlichen Lachen, das alles in einem Menschen verzerrt.

„Bist du jetzt fertig?“

„Ja, ich bin fertig.“

„So bin ich an der Reihe.“ Und ohne seine Antwort abzuwarten: „Weißt du, was du mir damals gesagt hast? Weißt du, was du mir versprochen? Weißt du, wie du mich zu dir gezogen hast, obwohl ich mich gegen dich wehrte? Denn,“ fuhr sie in gesteigerter Erregung fort, „ich wußte es, ich wußte es dunkel, weshalb ich mich wehrte — ich wehrte mich gegen dich, weil ich in dich sah. Und weißt du, wie du mich zu dir zwangest? Wie du mich niederwarfst — wie ich in ohnmächtiger Wut dir unterlag? Wie ich dich zuerst haßte? Wie ich mich von dir zertreten fühlte?“ Aus ihrer weißen Stirn drang ein leichter Schweiß, und auch ihre Backen schienen feucht zu werden. „Ich sah, daß du mich wegwerfen würdest. Wegwerfen wie eine ausgepreßte Citrone ... und jetzt bist du dabei, leugne es nicht.“ Und mehr für sich in Erinnerung zurücktauchend: „Was hat er mir nicht damals alles gesagt! Wie hat er mich in meinem Schmerz und meinem Zorn gehätschelt und ist gut und zärtlich gegen mich gewesen! ... Und das soll jetzt alles fortgeblasen, aus sein?“ schluchzte sie krampfhaft. Und plötzlich stampfte sie mit dem Fuße auf. „Sage mir, ob du dein Wort brechen willst? Sage es mir.“ Sie stand in gekrümmter Haltung, wie eine zum Sprung bereite Katze, vor ihm.

Er glaubte ihre Krallen zu sehen, mit denen sie ihn zerkratzen würde. Und dennoch erwiderte er gelassen: „Es giebt Worte, die man brechen muß. Dieses sage ich nicht in Bezug auf dich, aber es bleibt dabei: Worthalten kann meineidiger sein als Wortbrechen.“

Sie zitterte. „Ich gehe nicht von dir. Ich bin ein Hund,“ murmelte sie vor sich hin. Sie hatte jetzt ihre drohende Haltung aufgegeben und war wie gebrochen. „Stoß mich nicht von dir,“ wimmerte sie. „Ich kann ohne dich nicht sein, du weißt es.“ Die Worte kamen wie ein Gebet von ihren Lippen. Und ganz verschüchtert, scheu und demütig sah sie aus.

Da zuckte es über seine Miene.

Sie sah, daß er mit sich zufrieden war; und doch rührte sie sich nicht, sondern wartete ganz still auf seine Antwort.

Er drückte sie auf den Stuhl nieder, und willenlos folgte sie ihm.

Sie war wirklich ein Hund, und er war ihr Herr.

Er ließ ihr Haar wie Wellen durch seine Hände gleiten und sprach ruhig auf sie ein. Und immer redete er von seiner Freiheit und von all den Dingen, die ihn quälten und auf ihm lasteten.

„Was kann ich dafür, daß, wenn ich vom Schraubstock komme, mir die Gedanken durch den Kopf gehen und mich erdrücken? Warum gehe ich nicht ins Wirtshaus oder lege mich aufs Fell? Immer ist etwas in mir, das arbeitet, und wenn ich ruhen will, so pocht es laut und vernehmlich — du darfst es mir glauben — es pocht laut und vernehmlich und reißt mich aus der Ruhe.“

Sie hörte ihm andächtig wie ein folgsames Kind zu. All ihr Trotz und Widerstand war von ihr genommen.

„Alles wäre gut,“ fuhr er fort, „wenn du mich nicht beständig aufstören wolltest. Du darfst nicht mit all deinen Klagen zu mir kommen. Du solltest eigentlich nur kommen, wenn ich dich rufe. Alles wäre dann gut,“ sagte er noch einmal. „Nichts ist schlimmer als der Zwang; und dann“ — docierte er gleichsam lehrhaft weiter — „ist es auch ein Verbrechen, wenn ein Mensch sich so an den anderen kettet; ein Verbrechen gegen den anderen und ein Verbrechen gegen sich selbst. Jeder muß danach trachten, fest auf beiden Füßen zu stehen, leicht und fest, und alles überflüssige Gepäck muß er abschütteln. Das muß er. Ich wünschte, du könntest mir folgen; nur nicht wie ein Hund winseln! Nur nicht Ketten hinter sich herschleifen! Gemein ist das, geradezu gemein!“

Sie gab keine Antwort mehr. Sie sah nur todestraurig auf all die Bücher, die auf den Dielen lagen. Diese Bücher waren es, die all das Unheil angerichtet, ihn ihr weggestohlen hatten.

Er fing ihren Blick auf und lächelte überlegen. Man konnte seine weißen, kräftigen Zähne sehen.

„Ganz falsch," sagte er, „ganz falsch. Denn die Bücher kamen erst," erklärte er, „als es in mir zu arbeiten anfing."

„Die Bücher?" wiederholte sie, und wieder wurde ihre Miene finster, und wieder schielte sie nach ihnen hin.

„Du möchtest sie am liebsten verbrennen oder in den Kehricht werfen," sagte er gleichmütig.

„Ja," antwortete sie mit heißer Stimme, „das möchte ich. Früher saßest du bei mir und hörtest auf alles, was ich sagte. Und du lachtest, wenn ich dir von den Schnurren der Maler erzählte. Du warst fröhlich und gut gegen mich. Auch damals," fuhr sie nachdenklich fort, „konntest du streng und hart sein — aber ich brauchte dich nur zu küssen, und du warst wieder gut. Weißt du, weshalb du damals gegen mich hart warst?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht?" nahm sie sein Wort auf und machte ein trauriges Gesicht. „Du warst hart, wenn ich einen anderen ansah. Aber deine Härte that mir wohl und jetzt ..."

Er stand auf. „Ich will das nicht länger hören," stieß er kurz hervor — und seine knabenhaften, weichen Züge wurden drohend — „ich will es ein für allemal nicht."

Sie erwiderte nichts. Sie deckte schweigend die Kiste ab, holte aus dem Korridor Wasser und wusch Teller, Tassen und Bestecke ab. Dann stellte sie alles in das Innere der Kiste, zog ihr Cape an, setzte sich die Mütze auf und blieb noch eine Sekunde im Zimmer stehen.

Er las wieder und kümmerte sich nicht um sie.

Sie ging aus der Thür.

Er hörte, wie sie die ersten Stufen hinabging, und atmete erleichtert auf. Aber gleich darauf kehrte sie zurück und kam von neuem in seine Kammer.

Er lachte laut auf, höhnisch und unverschämt. „Ich wußte es," sagte er. „Das sind alles eure verfluchten Komödien. Ihr wartet ab, ob man euch nicht doch nachläuft, und wenn ihr euch getäuscht habt, kommt ihr zurück. Ganz gemeine Handwerkskniffe," schloß er erbost.

„Gut, es soll so sein," antwortete sie, und sie lächelte ihm milde und freundlich zu, ohne im mindesten durch seine bösen Worte gereizt zu sein.

Das verdroß ihn eigentlich noch mehr. Aber unter keinen Umständen wollte er sich von ihr aus der Fassung bringen lassen. Er bezwang sich. „Mach es dir ruhig bequem," meinte er gelassen, „ich werde dich nicht stören." Und er rückte seinen Stuhl dicht an die Kiste und las weiter.

Sie stand eine kleine Weile ihm im Rücken und blickte auf die gedruckten schwarzen Buchstaben; sie atmete unruhig und sah verstört aus. Dann wandte sie sich hastig ab und legte sich auf das Bett. Sie fühlte, daß sie weinen mußte, aber sie biß sich auf die rote Lippe, denn weinen wollte sie nicht. So weinte sie ohne Thränen. Ein Wimmern und Stöhnen wollte sich ihr entringen. Sie kratzte sich die Nägel ins Fleisch, und so stöhnte sie, ohne einen Laut von sich zu geben.

Er las. Er sah nichts. Er hörte nichts. Er las und las.

Sie schloß die Augen, bis sie vor Müdigkeit einschlummerte.

Um einhalb zehn Uhr wurde die Thür geöffnet. Der Mechaniker schrak auf.

Auf der Schwelle stand Liers. Er kaute an dem schwarzen, glänzenden Schnurrbart und schien verlegen und wagte nicht näher zu treten. Er war blaß und verschlafen, aber er lächelte auf eine eigenartige Weise, und sein Lächeln hatte etwas Gewinnendes und Reizvolles.

Fründel streckte ihm die Hand entgegen. „Es ist nett, daß Sie zu mir kommen," sagte er harmlos und that plötzlich, als ob er nicht im mindesten erstaunt wäre.

„Die Liers wurde gerufen," antwortete der Dichter. „Ich begleitete sie, sah noch Licht bei Ihnen und faßte mir ein Herz. Denn Sie müssen wissen, für mich beginnt der Tag erst abends. Übrigens thut es mir leid, daß ich Sie gestört habe."

„Das ist nicht schlimm."

„Es thut mir leid um meinetwegen."

„Das ändert die Sache. Aber weshalb thut es Ihnen leid?"

„Weshalb? Es ist mir unangenehm, wenn ich jemanden arbeiten sehe. Ich schäme mich für ihn und für mich.“

„Das ist auch eine Auffassung,“ sagte Fründel und lachte.

„Es ist die einzige Auffassung. Es ist die gegebene Auffassung, mein Herr; wir sind nicht dazu da, um zu arbeiten, wir sind zum Genusse da, zur Lebensfreude!“

Fründel nahm aus dem noch aufgeschlagenen Buche ein weißes Blatt und notierte.

„Um Gottes willen, Mensch, was thun Sie?“

„Ich schreibe Ihre Worte auf.“

„Sie sind ja gemeingefährlich. Mir ist es schon neulich aufgefallen. Sie nageln einen jeden fest. Wollen Sie uns bei Gelegenheit denunzieren?“

„Ja,“ antwortete der Mechaniker mit festem Ton. „Alle die Brocken, die Sie mir hinwerfen, nehme ich auf. Und dann siebe ich sie, und dann sehe ich, was übrig bleibt. Nur so kommt etwas für mich bei der Geschichte heraus.“

Liers betrachtete verwundert und auch ein wenig scheu diesen merkwürdigen Menschen. „Sie sind aus schwerem Stoffe; man muß sich vor Ihnen in acht nehmen.“

„Das ist richtig,“ entgegnete der Mechaniker, „ich bin schwer und versuche leicht zu werden. Sie dürfen es glauben, das ist saure Arbeit.“

Der Dichter nahm das Buch in die Hand und las: „‚Der Wert des Lebens. Eine Denkerbetrachtung im Sinne heroischer Lebensauffassung von Doktor E. Dühring.‘ — Sind Sie Dühringianer?“ fragte er respektvoll.

„Ich bin Fründel,“ entgegnete der andere. „Oder richtiger ausgedrückt,“ fuhr er spöttisch fort, „ich bin der sich suchende Fründel. Denn, lieber Herr, ich suche mich.“

„Ach,“ sagte Liers, „was seid ihr für schwerfällige Kumpane, Sie und Thomas Truck! Auch der sucht sich. Er hat es mit den nämlichen Worten wie Sie ausgedrückt. Sie sind meine zweite Bekanntschaft, die sich sucht. Kinder, ihr müßt viel Zeit haben!“

„Thomas Truck,“ wiederholte der Mechaniker — er wollte eben an Liers eine Frage richten.

Aber der hatte sich plötzlich umgedreht und stand wie erstarrt vor der schlafenden Josefa, die er jetzt erst bemerkt hatte. Und ganz hingerissen sagte er mehr für sich: „O, ist die schön!“

„Dafür kann sie nichts,“ bemerkte der Mechaniker trocken.

Liers zuckte zusammen. Seine Schlaffheit war von ihm genommen. Der Anblick der schlafenden Josefa hatte ihn aufgerüttelt. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Sie Suchender, Sie sind ein Hornvieh.“ Und ganz außer sich setzte er hinzu: „Und denken können Sie auch nicht. Sie ist schön — basta. Sie ist eine Augenweide — basta. Daß ihr die Schönheit in den Schoß gefallen ist, was ändert das daran? Der eine hat's, der andere nicht.“ Er drehte sich wieder um. Er war wie außer Rand und Band. Und andächtig betrachtete er sie von neuem.

Fründel gab ihm einen Wink. „Kommen Sie einmal näher,“ sagte er leise. „Ich will Ihnen einmal sagen, weswegen Sie hier heraufgekommen sind, und weshalb Sie mir neulich Ihren Besuch ankündigten: Sie hofften, die bei mir zu treffen!“

Liers wurde rot wie ein Schuljunge.

„Es ist gut, daß Sie nicht schwindeln. Ich finde auch gar nichts dabei. Man muß sich in sie verlieben, das ist ganz natürlich. Mir ist es gerade so gegangen. Und nun versuchen Sie Ihr Heil bei ihr,“ fügte er noch leiser hinzu. „Finden Sie Gegenliebe, so ist nichts dagegen zu sagen. Josefa kennt mich gut genug. Sie weiß, daß ich ihre Freiheit nicht antasten werde.“

Liers stand wie verblüfft da. So etwas hatte er noch nicht erlebt. Jemand besaß das Herrlichste auf Erden und sagte zu dem anderen: Geben Sie sich Mühe, es mir zu stehlen; ich wünsche Ihnen viel Glück dazu. Vielleicht gelingt es Ihnen.

Der Mechaniker machte ein überlegenes Gesicht. „Wir hängen doch an keiner Sklavenmoral?“ Und in ganz ernstem Ton: „Es giebt nur eines: weder wollen wir Besitzende noch Besessene sein. In uns frei müssen wir werden. Darauf kommt alles an!“

Der Dichter hörte nicht mehr. Er stand wieder an ihrem Lager.

Josefa schlug eben die Augen auf. Sie that einen kleinen Schrei, ehe sie mit einem Satze aus den Kissen war, und warf verschlafene Blicke erst auf den Mechaniker und

dann auf Liers. Die Haare fielen ihr wirr über die Schultern und gaben ihr etwas Nixenartiges.

„Denke dir," redete der Mechaniker sie an, „er ist in dich vernarrt. Er hat es nicht aushalten können und ist am späten Abend noch heraufgekommen. Eben hat er gebeichtet. Nun sage ihm etwas Liebes."

Liers stand erstarrt da. Dieser Mensch machte sich über ihn lustig. Dieser Bursche mit dem Milchgesicht und den arbeitsschwieligen, breiten Händen!

Josefa war sprachlos; und in ihrer Verwirrung erschien sie dem Dichter mystisch.

Bewegt sah er ihr ins Gesicht: „Es ist alles wahr; nur daß er es aus mir herausgelockt hat."

Die Josefa stieß eine gellende Lache aus. „Du willst mich verkuppeln!" rief sie, und Cape und Mütze an sich raffend, ohne sie anzuziehen, jagte sie wie gehetzt aus der Thür, die Treppe hinunter.

Der Mechaniker verlor nicht seine Fassung. „Gehen Sie ihr nach," sagte er, „aber eilen Sie sich. Sie ist flinker als ein Jagdhund."

Dieser Mensch ist verrückt, dachte Liers. Er ist sicherlich verrückt, kalkulierte er weiter. Dennoch folgte er dem Rate. Er hörte noch, wie der Mechaniker ihm nachrief: „Sie wohnt Große Frankfurterstraße neunzehn."

* *
*

Neben Thomas Truck schritt ein lächerlich dünner Herr mit einem verschossenen Tiroler Hütchen und einem zerschlissenen, grauen Mantel, der ins Grünliche schillerte. Er hatte todestraurige und todesklare Augen.

In einer menschenleeren Allee des Tiergartens machte der Mann halt, und ein sanft gebieterischer Blick brachte auch Thomas zum Stehen.

„Sie sind auf falschem Wege," begann er nach einer Pause des Schweigens. „Sie sind ein Suchender, der absichtlich in die Irre geht. Sie sind doppelt unredlich, denn Sie betrügen sich selbst. Man beginnt mit der Wahrheit am eigenen Fleisch."

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Thomas finster.

„Sie verstehen mich," entgegnete der Mann.

Aber Thomas schüttelte energisch den Kopf.

Da zuckte es um die dünnen Lippen des Fremden. Er fuhr mit der Hand über seine große Stirn und über sein ärmliches, rotes Haar. „So werde ich es Ihnen sagen," begann er von neuem.

Thomas nickte lautlos und wagte nicht, seinen Augen zu begegnen.

„Warum werfen Sie begehrliche Blicke auf eine fremde Frau?"

„That ich das?" fragte Thomas erschreckt und leise.

„Sie thaten es. Sie vergriffen sich mit Ihren Blicken an dem Eigentum eines anderen. Sie gingen in dies Haus voll Stolz und Arglist. Sie zogen in selbstgefälliger Eitelkeit den Rock Ihrer Bedürftigkeit an. Sie wollten auffallen und hervorstechen — aus Eitelkeit.

„Nein," schrie Thomas, „das wollte ich nicht."

„Sie sahen diese Frau an," fuhr der Fremde unbeirrt fort, „und fühlten sich in Ihrem Inneren gekränkt, wenn sie zeitweise Sie mied. Sie sprachen mit dem Mann dieser Frau, in dessen Hause Sie Gast waren. Sie hörten gleisnerisch auf seine Worte, und im geheimen dachten Sie daran, sannen Sie auf Mittel und Wege, ihm sein Wertvollstes zu stehlen. Sie leben also nicht im Einklang mit Ihrem Empfinden; Sie sind unrein. Die Reinen streben nicht nach fremdem Besitz."

Der Fremde schwieg.

Thomas war zunächst niedergerungen und fassungslos. Erst die letzten Worte rüttelten ihn auf. „Herr," fragte er, „was ist Besitz?"

„Was mir nicht von Rechts wegen gehört," antwortete der armselige Herr.

„Nichts besitzen wir von Rechts wegen," rief Thomas laut und mit überzeugter Stimme. „Diejenigen, die das Land an sich gerissen haben und es ausschlachten mit dem Schweiße und der Arbeit der Mühseligen — besitzen die es zu Recht? Oder hat der einen Anspruch darauf, der mit seinem sauren Fleiße sät und erntet?" Der Herr schwieg, und Thomas fuhr fort: „Besitzt der Vater seinen Sohn, den er in die Welt gesetzt hat und an dessen Leib und Seele er doch keinen Anteil nimmt? Oder dessen Leib er nur

kennt, nicht aber die Seele? Besitzt ein Mann ein Weib und ein Weib einen Mann, weil sie in einer Stunde ihres Lebens auf ein weißes Papier ihren Namen gesetzt und einen Eheschein ausgefertigt haben? Besitzen sie sich nicht vielmehr nur so lange, als sie ihre Arme um sich schlingen und eines zum anderen sagt: ich besitze dich, weil du mich liebst, weil du in mir lebst, solange du mich liebst?“ Thomas geriet in tiefe Erregung. „Ich frage Sie: Wird Besitz durch Zwang und Übermacht — wird ein heiliges Recht auf Besitz durch solche unnatürlichen Mittel errungen? Sie antworten mir nicht. Ich sage, Besitz ist etwas, was nun und nimmer von Dauer ist, was von Stunde zu Stunde erkämpft sein will. Mein, dein und sein,“ rief er mit zorniger Stimme, „sind Begriffe nicht für die Ewigkeit, nicht für die Zeitlichkeit, nicht für die Stunde. Das Land, das ich zu bebauen aufhöre, versagt mir die Frucht; nur meine Arbeit giebt mir jeweiligen Besitz. Und in der Liebe nützt mir nicht einmal meine Arbeit und nicht meine Menschlichkeit. Man giebt sich oder versagt sich. Man giebt sich, weil man sich geben muß, und versagt sich aus dem nämlichen Grunde. Und handelt man anders, so handelt man sündig.“

Der Fremde hatte schweigend zugehört, dann antwortete er ruhig: „Sie sind ein Suchender in Verirrung. Besitz, wie Sie ihn auffassen, ist etwas Niedriges und Minderwertiges. Sie sind ein Suchender ohne Gerechtigkeit und Sittlichkeit. Sie stützen sich vielleicht auf Recht und Sitte, die wandelbar sind,“ erklärte er gleichsam das Vorhergesagte, „aber Sie vergessen, daß es Gerechtigkeit und Sittlichkeit giebt, die ohne Wandel, die ewig sind. Wer sich selbst besitzt, dessen Streben nach vergänglichen Werten hört auf, denn er hat in sich den Maßstab der Ewigkeit. Vergessen Sie das nicht,“ setzte er in gedämpftem Tone hinzu, „und verlassen Sie die Irre, denn noch einmal: Sie sind ein Suchender, der irrt.“

Thomas wollte erwidern, aber der Fremde schloß ihm mit einer Handbewegung den Mund. Er suchte die Lippen zu öffnen, aber der Fremde war verschwunden. Thomas schluchzte mit trockener Kehle in sich hinein. Er wollte dem Fremden nacheilen, aber eine dunkle Mauer türmte sich vor ihm auf und verdunkelte alles um ihn.

In diesem Augenblick erwachte Thomas Truck.

* * *

Es schlugen die Wogen über ihm zusammen. Sturmflut, gegen die es kein Sichwehren gab.

Frau Steinthal stand vor ihm in seinem dürftigen Zimmer und nestelte nervös an dem weißen Shawl, der über ihr Nerzjackett fiel. „Warum sagen Sie kein Wort? Ich stehe vor Ihnen wie eine Bettlerin, und Sie sagen kein Wort. Habe ich Ihnen etwas gethan? So reden Sie!“ Und gereizt fuhr sie fort: „Bevor einer für schuldig erklärt wird, klagt man ihn an und läßt ihn sich verteidigen.“ Und als er noch immer schwieg, sagte sie, und ihr Ton klang wild und höhnend: „Sie haben wohl Angst vor mir?“

„Ich hatte Furcht vor Ihnen,“ antwortete Thomas, und seine verstörten Züge belebten sich, und aus seinen eingesunkenen Augen sprühte etwas wie Rauflust.

„Sie wollen damit ausdrücken, daß Sie mit mir fertig sind?“ Sie verschränkte ein wenig die Arme, und ihre Lippen kräuselten sich hochmütig. „Ich finde es unerhört,“ brachte sie dann mit feindseliger Stimme hervor. „Aber wenigstens antworten sollten Sie mir. Kann ich etwas dafür, daß ein taktloser Bursche Sie in meinem Hause überfiel? War es das?“ Und ohne seine Entgegnung abzuwarten, zog sie aus ihrem Muff einen weißen Bogen, den sie ihm reichte. „Lesen Sie,“ sagte sie in befehlerischem Ton.

Er überflog flüchtig die Zeilen:

Gnädige Frau!

Ich habe heute Ihren Brief empfangen, in dem Sie mir Ihr Haus verbieten. Ich bin ebenso überrascht wie befremdet; vor allem bin ich der Überzeugung, daß Sie keineswegs im Sinne des Herrn Truck gehandelt haben. Und im Gefühle des mir gethanen Unrechts erwarte ich mit Ruhe meine Genugthuung. Sie werden mich zurückrufen. Wenn Sie es wünschen, werde ich Herrn Truck aufsuchen und ihm die Frage vorlegen, ob ich ihn verletzt habe. Ich sehe

Ihrer Antwort entgegen und zeichne mit dem Ausdruck der Hochachtung

Rechtsanwalt Kornfeldt.

Thomas gab ihr das Blatt zurück. „Der Mann hat vollkommen recht,“ sagte er kalt. „Der Mann kann mich nicht verletzen.“

Sie starrte ihn an. „So war ich es also.“

„Sie waren es. Ich war ein Gast in Ihrem Hause, aber Sie dachten nur an sich. Genau wie damals,“ setzte er zornig hinzu, „wo Ihrem Kutscher das Blut aus seiner klaffenden Stirn strömte und Sie dies Blut nicht sahen. Sie sahen auch mein Blut nicht. Sie empfanden es nur peinlich, daß in Ihrem Festsaal —“ Er brach mit einem kurzen Lachen ab.

Sie war um einen Schatten bleicher geworden und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Dann ließ sie die Arme schlaff sinken. Ihm schien es, als ob auf ihr Gesicht Furchen traten, die auftauchten, um gleich wieder zu verschwinden. Sie stand eine Weile bewegungslos da. „Das sagen Sie mir?“ flüsterte sie endlich. „Nun gut, nun gut; übrigens Sie haben ganz recht, Herr Thomas Truck,“ fügte sie, sich aufraffend, hinzu. „Es ist genau so, genau so ist es. Sie sind ein Seher, Sie haben in mich geschaut.“ Und auf einmal wuchs sie vor ihm. Ihre Miene wurde hart und stolz, und mit einem kaum merklichen Nicken ihres Kopfes verließ sie die Mansarde.

Thomas trat ans Fenster.

Unten stand ihr Wagen, und auf dem Bock saß der nämliche Kutscher, der damals aus der Stirnwunde geblutet hatte. Thomas sah, daß er einen Cigarrenstummel in Händen hielt und gemächlich zu rauchen schien. Und jetzt trat die gnädige Frau aus dem Thore seines Hauses — und jetzt stieg sie in den Wagen — und jetzt jagte sie davon. Sie sah sich nicht mehr um.

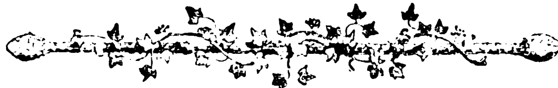
Thomas blickte ihr nach. Er horchte auf das Davonrollen der Räder. Er lachte in sich hinein, um etwas zu betäuben, das in ihm schmerzhaft war. Er fühlte aber, daß dies Lachen ihm wehe that und seinen Schmerz noch mehr aufstörte. Er riß die Fenster auf, denn es war ihm auf einmal dumpf und eng zwischen seinen niedrigen vier Wänden. Eine beklemmende Unruhe kam über ihn. Er setzte sich an seinen Tisch und zog einen Briefbogen hervor. Er fühlte dunkel, daß sie Herrin über ihn war, und empfand das mit Schmerz und Freude. Er schrieb mit großen, fahrigen Buchstaben:

Ich will Sie heute abend sehen, Sie werden zu mir kommen, ich bin von acht Uhr ab zu Hause.

Thomas Truck.

Und ohne über seine Handlungsweise nachzugrübeln, ohne sich einen Begriff zu machen, was er that, steckte er diesen Bogen in ein Couvert, siegelte es zu, warf sich seinen Mantel um, und den Hut in der Hand haltend, eilte er die Treppen hinunter. Er jagte gleichsam zum nächsten Briefkasten, als könnte er verfolgt werden und jemand ihm Einhalt thun. Erst als er den Brief in den blauen Kasten geworfen hatte, fiel ihm ein, daß er nicht frankiert war; dennoch atmete er tief auf, pfiff eine übermütige Weise und schritt durch die Straßen wie im Rausche.

(Fortsetzung folgt.)





Ubbelohde: Kinderfries.

Die Wand und ihre künstlerische Behandlung
in der Neuzeit.

Von

Oskar Bie.

(Vergl. Mai-, August- und Septemberheft 1900.)

Die künstlerische Behandlung der Wand war stets eine besondere Sorge der profanen Kulturen. Hier, im privaten Leben, treffen alle Bedingungen zusammen, die die Muße geben, künstlerische Vorstellungen und alle Träume der Phantasie auf die Mauer zu projizieren, die unsere Gedanken und Thaten und gesellschaftlichen Vereinigungen tags und nachts bewacht. Das offizielle Haus wird immer nur der Aufenthalt für einige Stunden sein, und seine Wände werden immer nur in jener allgemeinen feierlichen Sprache reden, die sie selbst vernehmen. Die private Wand dagegen hört die intimen Ehrlichkeiten unseres Lebens, hört unsere heimlichen Freuden und Leiden, hört die ersten Regungen unserer bestimmenden Ideen und ihre stolzen Erfolge im Freundeskreise, hört unsere Monologe und unsere Soireen, und sie wird den ganzen Reichtum dieser unverfälschten Kultur in ihre Erscheinung aufnehmen und in ihrer künstlerischen Verfassung wiederspiegeln.

In den drei großen Perioden, da die Wandbehandlung eine ganz besondere Blüte erlebt, in dem Hellenismus, der Renaissance und der modernen bürgerlichen Zeit, sind es private Interessen, die ihre Form endgültig bestimmen. In diesen drei Epochen ist die Wand auf eine bestimmte neue Weise künstlerisch in Angriff genommen worden, so daß davon weite Wellenkreise ausgehen.

Wir haben stets nur in die Herzen dieser Kulturen geblickt, wir haben die Wellenkreise, die sie notwendig treiben, nicht allzu genau weiter verfolgt. Die dritte Periode, die modern bürgerliche, erleben wir eben erst in ihrer Entwickelung, und hier ist ein System noch in der Bildung. Wir dürfen sie in ihrer ganzen bisherigen Ausdehnung bestreichen. Sie ist für uns die Erlösung der privaten Interessen, die an der Ausgestaltung der Wand gearbeitet haben. Die moderne tektonische Kunst ist eine überhaupt private, wie die des Altertums es nur streckenweise, die der Renaissance es nur zur Hälfte war. Wir haben heute keine monumentalen Interessen von denkwürdiger archi-

tektonischer Bedeutung. Unsere monumentalen Bauten sind alle mehr oder weniger Kopien alter Muster. Das neue vollzieht sich heute ganz und gar auf privatem Gebiete. Eine Grunewaldvilla und ein Warenhaus sind kunstgeschichtlich wichtiger geworden als der Bau eines Reichsgerichts. In dieser privaten Epoche ist eine Fülle von Ideen auf den Wänden niedergelegt worden, gegen die selbst der Reichtum der Renaissance einseitig erscheint. Die moderne Wand träumt nicht mehr, wie die antike, sie hat nicht mehr die feierlichen aristokratischen Allüren der Renaissance, sie spiegelt in tausendfältiger Verschiedenheit die ganze angesammelte Kultur wieder, wie sie sich in den einzelnen Intelligenzen bricht, und sie vereinigt alle Dankbarkeiten der Tradition mit der Selbständigkeit des freien Menschen. Das ist der entscheidende Sieg der höchstgebildeten Privatkultur.

Vor einer antiken Wand denken wir nicht an den Menschen, der unter ihr weilte. In diesen Säulenhalmen und Inkrustationen, diesen Iphigenien und Centauren lebt nichts von der Seele des Bewohners, sie sind alle gänzlich unpersönlich, sind ein allgemeines, weit verbreitetes, objektives Kunsthandwerk. Vor der Renaissancewand wächst der Mensch schon deutlicher hervor. Hier wird in höherem Stile von dem Leben des Fürsten oder des Kardinals berichtet, hier erscheinen seine Wappen in ornamentaler Umbildung, hier treten seine Lieblings-Arabesken auf, hier knüpft sich an das Gesicht dieser Madonna, jener Katharina, jenes Künstlers, der seitlich sich an die Säule lehnt, eine Anspielung aus der Wirklichkeit. Die moderne Wand kann den Menschen nun gar nicht mehr verleugnen; es giebt selbst keine Mietstapete mehr, auf welcher der Bewohner nicht ein noch so kümmerliches Erinnerungszeichen seiner Person angeheftet hätte, und es giebt Tausende



Jan van Eyck: Die Verlobung des Arnolfini.

von Wänden, die ganz persönlich nach eigenen Angaben mit eigenen Symbolen des Lebens hergerichtet sind. Dieser große Spiegel unseres Lebens, der die Wand ist, wirft nun das ganze Bild des Menschen zurück, der von Epoche zu Epoche maßgebender wurde in seiner Persönlichkeit. Früher war die Wand an sich eine Tafel, auf der allgemeine dekorative Phantasien ihre Darstellung fanden, heute ist sie an sich nichts mehr, sie ist nur der Hintergrund für alle Erinnerungen und Zeichen und Geräte des Lebens, die die Umgebung des Bewohners bilden.

Um dieses dritte Reich der Wandgeschichte zu erfüllen, mußte ein neues System gefunden werden, wie sich der Mensch mit den Dingen seiner Umgebung abfindet. Die Wand mußte mehr und mehr eine grundtongebende Fläche werden, die Gegenstände des Meublements mußten in einfacheren Fällen zu vollster Beweglichkeit ausgebildet werden, und was fest und ewig hingebaut war, mußte sich darum schärfer nur als konstruktives Gerüst dokumentieren, die Projektion gegen die Wand mußte immer mehr den Charakter des persönlichen Arrangements annehmen.

Der Beginn der modernen Ära ist dort, wo der Beginn der modernen bürgerlichen Kunst ist: in den alten Niederlanden. Der Blick für die intimen Wirkungen des Hauses ist hier schärfer als in Italien, und diese Wirkungen selbst sind kräftiger ausgebildet. Die Art, wie die alten Niederländer und Vlamen, von den van Eycks an, Innenwände bevorzugen und beleben, unterscheidet sich gänzlich von der italienischen Manier. In Italien wird eine allgemeine reiche Pracht aller Kulturelemente über die Wand gebreitet, hier aber werden die kleinen Gegenstände des privaten Lebens, deren Existenz für ihren Besitzer charakteristisch ist, an die Wände verwiesen. Der Nordländer bezieht seine Wand-Anschauungen vom einfachen bürgerlichen Hause her, das sich hier in derselben Weise maßgebend entwickelt wie der Palast im Süden. Auf dem Genter Altar, jener unbegreiflich genialen Eröffnung der nordischen Kunst, spielt sich die Verkündigung in einem Zimmer ab, auf dessen Wänden die Sonne spielt und auf dessen Fensterbänken und Mauernischen die Bücher und Flaschen und Leuchter stehen, die in die täglichen Gewohnheiten der Jungfrau gehören. Auf der Arnolfini-Verlobung des Jan van Eyck in der Londoner Nationalgalerie steht das Brautpaar gegen den Hintergrund einer schlichten einfarbigen Wand, auf der sich die Silhouetten der Möbel, der Krone, des Spiegels, des Rosenkranzes abzeichnen. Es ist nicht nur die erste bürgerliche Wand, die wir kennen lernen, sondern auch die erste, an der bewegliche Gegenstände, wie der Spiegel, in bewußtem Arrangement aufgehängt sind. Der interessanteste Nachfolger der van Eycks, dessen Namen man nicht kennt — er heißt „Meister von Flemalle“ nach dem Herkunftsort seines Hauptwerkes in Frankfurt — setzt auf dem rechten Flügel seines Werl-Altares im Madrider Prado die Jungfrau auf eine breite gotische Bank, vor dem Kamin, der mit seinem hohen Rauchfang zwischen die von Konsolen mit schönen großen Nägeln getragenen Deckbalken hinaufwächst; an der Wand steht ein Schränkchen mit einem Becken und einer Kanne darauf; oben hängt an einer Stange das Handtuch herab; am Fenster steht schräg ein Faltenstuhl mit einer Blumenvase; auf dem Kaminsims ist eine Trinitätsgruppe aufgestellt, darunter ein drehbarer Leuchter, daneben eine Vase. Es ist vielleicht die vollständigste Interieurdarstellung des fünfzehnten Jahrhunderts, die wir haben. Auf dem Gegenstück dieses Flügels sehen wir den runden Spiegel an einer Holzwand wieder erscheinen, und dieser kleine Spiegel mit seinen interessanten Reflexen kehrt immer gern wieder auf den Bildern der Zeit: bei dem Goldwäger des Quinten Massys in Paris liegt er auf dem Tische, während die Wand von dem Regal mit den Büchern und Utensilien des Mannes bedeckt ist. Die Regale, Konsolen, Leisten für die Utensilien der Leute sind in der ganzen nordischen Kunst verbreitet, auch über Deutschland. Die Fensterbänke erfüllen denselben Dienst. Hinter dem Hieronymus Dürers hängt der große Ausgehhut und die Sanduhr, auf dem Regal stehen die Leuchter und Vasen, darunter hangen Rosenkränze und Zettel, in der Pfeilernische zwischen den Fenstern steht das Tintenfaß, auf der Fensterbank liegen Bücher und Kissen und der Toten-

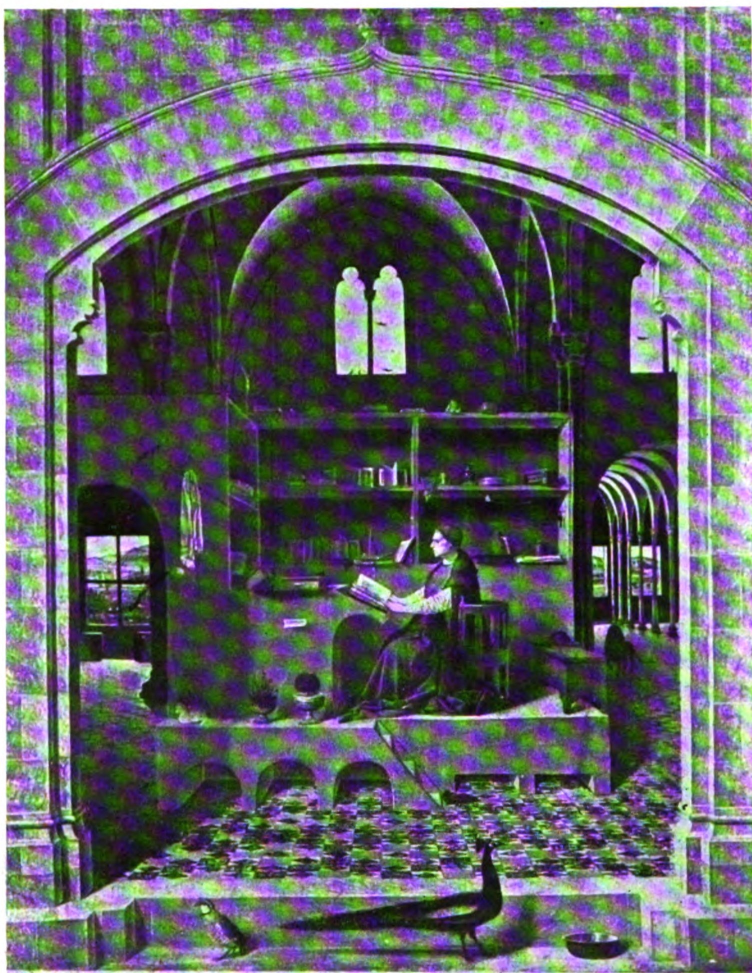
kopf. Dieselben Zettel hangen hinter dem Holbeinschen Kaufmann Gisze, nur sind es nicht Bibelcitate, sondern Handelsbriefe, und statt der Rosenkränze sieht man Petschafte, Wagen und Schnurrollen.

Wie wenig der Romane ursprünglichen Sinn hat für diese nordischen Wandausstellungen, zeigt ein ungemein interessantes Bild des Antonello da Messina in der Londoner Nationalgalerie. Antonello war lange in den Niederlanden gewesen und hatte von dort auch die Öltechnik nach dem Süden gebracht. Er sah dort, wie man den Hieronymus in eine Zelle mit vielen Regalen voll Büchern und Gerätschaften setzte, und wollte das nachmachen. Aber was bei den Nordländern echte Lebenserfahrung war, wurde bei ihm zum Theater. Eine Bogenöffnung, wie das Proscenium einer Bühne, läßt uns in eine große kirchenartige Halle sehen mit Gängen und Kreuzgewölben, und inmitten der Halle steht, wie für die Bühne aufgebaut, ein Podium, auf dem in cäsarischer Haltung der glattrasierte Heilige sitzt, im Buche blätternd, während das Regal hinter ihm eine Reihe aufgeschlagener Bücher zeigt, in denen, wie in einem Schaufenster, die besten Bilderseiten zu sehen sind. Es wirkt wie der aufrißartige Durchschnitt eines vorn offenen Bühnenzimmers.


Meister von Flemalle: Altarflügel.

Die Naivetät der Zimmerdarstellung im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert weicht im siebzehnten einer größeren malerischen Freiheit. Die Ideale der niederländischen Maler hatten sich verändert. Jetzt kam es ihnen nicht mehr so sehr auf gegenständliche Schilderung als auf malerische Probleme an: wichtiger als eine breite, mit Regalen staffierte Hinterwand war ihnen eine weit zurückliegende Thür, durch die das helle Licht in das Interieur hineinhuschte, wichtiger als die genaue Ausmalung aller der an der Wand hangenden Utensilien war ihnen der Mensch selbst, der davor stand. Die Arrangements von Gegenständen, die für die dargestellten Menschen bezeichnend sind, gehen jetzt weniger an der Wand vor sich als auf Tischen und Bänken oder auf der Erde. Wie sich früher die Inhalte der Repositorien als eine kleine Lebensgeschichte gruppierten, gruppieren sich jetzt bei Rembrandt die Stoffe und Atelierschwerter, bei Dou die Kessel und Besen in einer Ecke des Vordergrundes. Männer wie Franz Hals haben überhaupt keinen Gruppierungssinn mehr für Bibelots und Utensilien, sie sind ganz moderne Schilderer des Menschen an sich.

Es ist nur schade, daß die guten Niederländer anfangen, spanisch zu werden in dem-



Antonello da Messina: Der heilige Hieronymus.

len und Giebel, der Fries wird von einer Reihe Landschaften belebt. Es ist venetianische Kultur, halbfürstlich, aristokratisch. Diese Leute zeigen, daß sie tadellos auf der Höhe der Zeit sind.

Die niederländischen Maler, welche sich damit abgeben, das einfache Bürgerhaus zu schildern, zwingen uns, es mit ihnen unter koloristischen Gesichtspunkten anzusehen. Bei dem Musikunterricht des Delfter van der Meer — wie reizvoll nehmen sich der aufgeschlagene Spinett-Deckel und das Gemälde und die Köpfe der Menschen gegen die Wand aus! Mit welchem Stilgefühl ist der weißbedeckte Kopf der cäcilienhaft schönen Spinettspielerin auf Terborchs Berliner „Konzert“ gegen die bloße Wand gesehen. Die Maler dieser Zeit verfahren viel delikater, als ihre naiven Vorgänger, mit den Dingen, die sie der Wand Silhouette geben lassen. Eine Stuhllehne, eine Landschaft, ein Spinettdeckel, ein Kopf genügt ihnen. Sie haben nicht das Bedürfnis, viel Gegenständlichkeiten der Wand anzuvertrauen, sie sehen in der Wand nur den Hintergrund für die Begebenheiten im Zimmer — je einfacher im Ton, desto lieber. Selbst Jan Steen, der gern so üppig in seinen Motiven ist, findet höchstens mal ein Vogelbauer oder eine Vogelstange, um sie vor die Wand zu stellen; sonst sind Ge-

selben Augenblick, da sie sich politisch frei gemacht hatten. Sie wollen nicht gern als einfache Bürgersleute erscheinen, sie wollen ein bißchen als Grandseigneur aufgefaßt werden, sie spielen den Patricierfürsten. Es giebt genug Maler, die sich ihnen dafür zur Verfügung stellen. Die Draperien und Palastmauern und Säulenhintergründe Italiens ersetzen die unangenehme Erinnerung an das kleine Haus. Drüben in Vlamland war man schon ganz ins italienische Fahrwasser gekommen. Von Gonzales Coques läßt sich ein junger Mann in reicher Tracht, mit Statuen und dem Globus beschäftigt, malen, während seine Frau (stehend, damit man sie nur ja ganz sieht) ein prachtvolles Klavicymbal spielt. Das Zimmer ist mit hocheleganten Stoffen ausgeschlagen, die Thür hat Säu-

mälde die einzige Belebung. Alles Repositorienhafte, die Regale wie die Mauernischen, verschwindet vor den beweglicheren Dingen, unter denen nun zum erstenmal diese aufgehängten Bilder ihre bedeutende Rolle spielen. Die Bilder, Porträts und Landschaften, hangen in einfachen oder reicheren Rahmen vor der eingetonten Wand, der Haken ist bisweilen mit einem kleinen Lilienmuster-Aufsatz versehen, das Bild selbst öfters durch einen Vorhang geschützt. Im Altertum sind Tafelbilder etwas Untergeordnetes, in der Renaissanee dienen sie zur Hälfte kirchlichen Zwecken, die reine Kabinettsmalerei finden wir zum erstenmal in dieser niederländischen Kunst und ihre Verwendung zugleich auf diesen Bildern selbst. Mit dem kleinen gerahmten Bild, das sich der Bürger bestellt und an seine Wand hängt, war für deren künstlerischen Anblick ein neues Moment von großer Zukunft gegeben. In dem Palazzo Italiens hängt das Familien-Porträt und die mythologische Schilderung an einem architektonisch schwer zu verändernden Platz. Auf den Wänden Jan Steens und Terborchs kann man die oft vom eigentlichen Bildrahmen durchschnittenen Gemälde ganz beliebig umhängen, es nimmt ihnen nichts.

Die alten Bilder belehren uns also, daß sich die bürgerliche Wand immer mehr von der Stabilität zur Neutralität entwickelte. Sie gab immer mehr den Raum frei für die Bewegung der Möbel und Menschen, deren Silhouetten gegen sie gesehen werden. Und diese Möbel wurden mit ihren Menschen von Jahr zu Jahr beweglicher. Stühle, Tische, Bänke, Truhen, Schränke lösten sich aus ihrer Abhängigkeit vom Wandgetäfel und sind von ein und zwei Händen zu tragen und zu schieben. Die Menschen verlieren die Feierlichkeit der Bewegung auf den Bildern, weil man neben dem Feierlichen auch das Alltägliche anzuschauen lernt. Die stillen Beschäftigungen des Redens, Musizierens, Lesens werden immer mehr aus dem Leben heraus zu Gruppierungsmotiven umgebildet, und der Künstler sieht das Interieur mit den Möbellinien und den Be-



Gerard Terborch: Das Konzert.

wegungen der Menschen gegen das einfache Grau der Wand. Er versteht die Kultur des Interieurs, die sich in jedem einzelnen Augenblick feststellen läßt.

Doch noch war die Zeit nicht gekommen. Schon sehen wir die romanische Welle näher und näher steigen, sie ergreift Flandern, ergreift auch Deutschland und die Niederlande. Die bürgerliche Kultur selbst stockt vor diesen fremden Einflüssen, die mehr noch von der französischen als von der italienischen Übermacht genährt wurden. Ludwig XIV. baut aus italienischen Renaissanceblöcken ein neues großes Triumphthor, durch das ganz Europa zu ziehen hat. Es bleibt bis in die Empirezeit stehen. Die kleine bürgerliche Erregung der alten Niederlande verhallt vollständig, sie läßt nur ganz unmerkliche Spuren hinter sich, weder schreitet die Kultur des Bürgerhauses fort, noch erscheinen Künstler, die sie als fruchtbar ansehen: der herrschende Ton wird der aristokratische. In der Empirezeit erfolgt der Bruch. Der Empirestil, geschichtlich ein letzter Ausfluß der Renaissance, verrät bereits das Wehen des Nords. Er entwickelt aus den Renaissance-Überlieferungen eine dem modernen Empfinden mehr zusagende Konstruktivität und Schlichtheit, er betont die reelle Bequemlichkeit, er liebt, wie es stets der Norden that, die vertikale Linien-Anschauung; vor seinen vertikal gestreiften Tapeten stehen Stühle, Tische, Schränke in einfachsten, auf das Notwendige beschränkten Verhältnissen, wobei sich nun gern die Einfachheit mit griechischen Erinnerungen gleich fühlt, die damals als eine Art Natursehnsucht innerhalb der Renaissance in Mode kamen. Mit dem Empire schließen die fürstlichen Stile der Kunstgeschichte, wie mit Napoleon die Renaissance schließt. Von da ab haben niemals mehr fürstliche Wünsche die Entwickelung der Tektonik bestimmt, wie es bei der Renaissance so ausgesprochen der Fall war. Die Stilmoden, die nun erscheinen, sind von dem emancipierten Bürgertum gefördert worden, und heute bereits, hundert Jahre später, steht die Sache so, daß sich ein Fürst, der kunstsinnige Großherzog von Darmstadt, des modernen bürgerlichen Stils bedient, um sein Schloß zeitgemäß auszuschmücken. Das ist die genaue Umwendung der Wünsche eines wohlsituierten Bürgers am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der glücklich ist, gewisse entartete Nachahmungen von Panneaux à la Louis XVI. an seinen Wänden zu sehen.



Otto Eckmann: Moderne Tapete.

Das Bürgertum nahm die Empiremanier und machte daraus den Biedermeierstil: Möbel, die wir heute noch lieben können wegen ihrer soliden Bauart und schlichten Konstruktivität. Aber für die Entwickelung der Bür-

gerkultur kam dabei nicht viel heraus, so schnell konnte die künstlerische Emancipation nicht erfolgen, der Druck der alten fürstlichen Stile war zu schwer gewesen. Lange noch behalten die Zimmer die leere Ausdruckslosigkeit, die man von den Blättern Chodowieckis kennt, wo eine geschwungene Familiensofalehne mit dem Paradebild darüber die Innenzeichnung der Wand ist, wenn sie nicht ganz tot bleibt. In Frankreich hält man an den Empire-Überlieferungen stillvergnügt fest, in Deutschland versucht man es seit den siebziger Jahren, von München aus angeregt, mit einer bürgerlichen Wiederaufnahme der Renaissance, die an zwanzig Jahre herrschte, aber zu den größten Geschmacklosigkeiten der Stilgeschichte führte, zur fabrikmäßigen Herstellung alter edler Renaissancemotive. Das erlösende Wort kam von England, das — dem Süden am weitesten — niemals ganz sich der Renaissance verschworen, das auch mit der Beseitigung napoleonischer Reste am wenigsten Zeit verloren hatte und sich noch am meisten von der alten niederländischen Kunst- und Lebensauffassung gerettet hatte.



Otto Eckmann: Moderne Tapete.

In diesen Blättern hat im Jahre 1888 Dohme schon auf die Bedeutung des englischen Hauses hingewiesen. Wenn man seine Ausführungen liest, glaubt man nicht, daß sie erst zwölf Jahre alt sind. Wie ein fernes Wunder schildert er den Deutschen ohne rechtes Vertrauen, daß sie ihm alles glauben werden, die Nützlichkeit der englischen Grundrisse, wie die Räume gar nicht auf eine repräsentative Protzerei, sondern auf einen individuellen Geschmack eingerichtet sind, wie die Teilung der Wirtschaftszimmer bis zu den letzten Forderungen der Hygiene fortgeschritten ist, wie die Möbel konstruktiv gedacht, die Farben frisch empfunden, die Dekorationen materialecht hergestellt sind. Deutschland befand sich damals in der wildesten Bürger-Renaissance: die Wände des Hauses waren ein Museum von Tischlerei-Schablonen, die Friese bogen sich unter dem ornamentalen Kuchen der Stuckfüllungen, die Aufsätze über den unnötigen Flügelthüren nahmen die Gebärden von schloßherrlichen Prunksälen an, die Farben hielten sich in den abgestandensten Mischungen von Braun und Grau — da war es fast ein revolutionäres Unternehmen, von glatten Decken, einfachen Thüren, hellem Licht, frohen Farben, echten Konstruktionen zu sprechen. Dohme prophezeite damals den Beginn einer neuen Kultur, die von England ausgehen würde. Niemals ist eine Prophezeiung prompter erfüllt worden. Heute nach zwölf Jahren haben wir den „englischen“ Stil in den Hauptstädten schon fast hinter uns, er hat auf ganz Nordeuropa eingewirkt, hat eigene Kulturen wachgerufen und dringt jetzt auch in Süddeutschland und Wien vor.

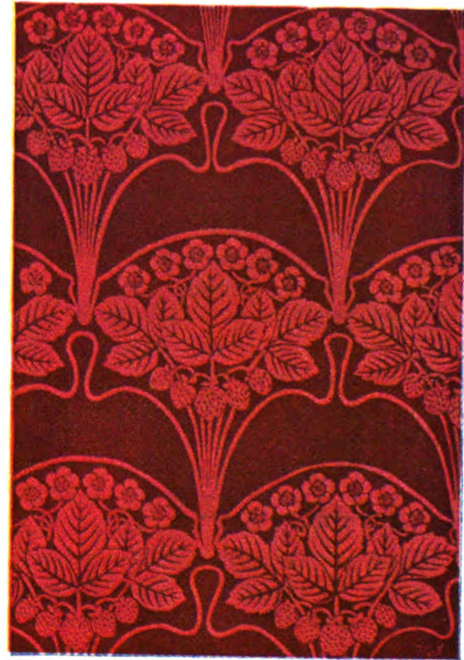
In den Engländern hatten alle guten gotischen Überlieferungen fortgelebt, wie manchmal ein altes gutes Konstruktionsdach unter dem schönen Scheine einer Renaissancemauer dort versteckt zu finden war. Das wichtigste nordische Baumotiv, grundlegend für Innen- und Außenwand, der Erker, hatte dort von der elisabethanischen Zeit an eine künstlerisch





Otto Eckmann: Moderne Tapeten.

fortschreitende Durchbildung erfahren. Er war der erste Ausdruck des nordischen Bestrebens, von innen das Äußere zu formen. Als eine bisweilen gänzlich in Glas durchgebaute, weite polygone Ausladung ist er etwas ungemein Ehrliches und Gemütvolles, ein Motiv, das sofort in seiner Echtheit den symmetrischen, triumphierenden Glanz einer Renaissancefassade zerstört und unmöglich macht. Diese innere Ehrlichkeit war das Leitmotiv des gotischen Hauses, und sie ist es wieder im modern englischen Hause, das bewußt die gotischen Erinnerungen aufnimmt. Die Renaissance hat in England nur eine kuriose Rolle gespielt; die Gotik war kaum vergessen, da begann sie mitten im achtzehnten Jahrhundert schon wieder. Der Engländer begreift nicht den schönen Schein südlicher Renaissance. Er meint, wer sich eine Renaissancefassade baue, müsse im Grunde das gegenüberliegende Haus mieten, um sie sich besehen zu können. Er liebt sein eigenes Haus und dessen vollkommene Nützlichkeit und logische Durchbildung im Grundriß, Aufriß und Ornament. Er liebt das Echte, die Ziegel als Ziegel, die Fugen als Fugen



Hans Christiansen: Moderne Tapeten.

zu zeigen, die Maserung des Holzes als natürliche Verzierung zu benutzen, die Schornsteine nicht zu verstecken, sondern schön zu machen, die Profile zu mäßigen, die Gesimse zu dämpfen und lieber die innewohnenden Funktionen des Tragens und Lastens naturgemäß auszubilden, organisch wie das Ornament, das dem Bau einer Pflanze nachempfunden wird. Vertäfelungen sind ihm überaus sympathisch; die alten praktischen

Vorteile, daß Schränke und Waschnischen und Regale in die Vertäfelung mit hineingenommen werden, holt er wieder hervor im Gegensatz zu allen Emancipationen der Möbel in der Renaissance. In jeder Beziehung ist er das Gegenteil des Italieners. Er will nichts präsentiv haben oder selbst präsentieren, er will es benutzen und als einen Teil in seiner alten schönen Privatkultur aufgehen lassen. Hier war das nordische Ideal des verfeinerten Interieurs in eben solcher Vollkommenheit erreicht wie einst in der Renaissance das südliche Ideal des prunkenden Interieurs. Hier war gar nichts von Exterieur mehr darin, es war reinste Innerlichkeit. Mit nordischem Auge gesehen erscheint uns diese Kultur ehrlich gegen die südliche; mit südlichem gesehen erscheint uns die Renaissance dionysischer als die Gotik. Es waren die zwei großen Lebenskulturen, die diese Welt gefunden hat. Die Gotik und die Renaissance sind Rasseneigentümlichkeiten. So wenig die Gotik einst jenseits der Alpen Eigenartiges geschaffen hatte, fühlte sich die Renaissance diesseits zu Hause. Ihre Zeit ist nunmehr abgelaufen, wieder tritt die Welt in eine gotische Kultur ein, eine Kultur der Konstruktivität und Intimität.

* * *

Das bürgerliche Zeitalter, das nunmehr, in langsamem und schwerem Kampfe mit den fürstlichen Stilen, die volle Selbständigkeit seines Ausdruckes gefunden hat, ist nicht eine leere Nachahmung der Gotik geworden, es hat nur den Geist der Gotik wieder aufleben lassen. Es ist modern geblieben in der vollen Beweglichkeit der Möbel, welche die Renaissance — nicht als Renaissance, sondern als Beginn der modernen Lebenserfassung — ausgebildet hatte. Es hat andererseits im alten gotischen Sinne der festen Organisation der Möbel dort ihre Stelle gegeben, wo der private Reichtum eine vollkommen abgeschlossene und grundbesitzerische Hauseinrichtung ermöglichte. Die moderne Zeit steht nicht mehr unter einem Stildogma, wie sie nicht mehr unter einem Kulturdogma steht — sie liebt die volle Entfaltung der Gegensätze im Individualismus und Socialismus und liebt die volle Entfaltung derselben Gegensätze in der Ausbildung des absoluten Privathauses und des freien Mietshauses.

Je schärfer diese Gegensätze sich ausbilden, desto organisierter werden ihre künstlerischen Darstellungen. Die ganze Notwendigkeit der Mietswohnung bedingt andererseits die feinste Durchführung des unveräußerlichen Besitztumes. Es sind zwei Pole, die sich unweigerlich gegenübertreten mußten: die höchste Steigerung der leichten Beweglichkeit der Möbel, aus welcher notgedrungen die reine Behandlung der Wand als Hintergrund folgt, und die höchste Steigerung des Stils der Privacy und des Castle, die zur Organisation eines konstruktiven Gerüstes führt, das die Wand als Hintergrund und Träger kennzeichnet. In beiden Fällen ist der Blick, den wir auf die Wand werfen, ein Blick in den Spiegel unserer Zeit. Dort sehen wir vor einem bis zur völligen Neutralität entwickelten Hintergrund die Silhouette von Möbeln und Menschen, die die äußerste Möglichkeit von Bewegung und Freihändigkeit erreichten; hier den Ausdruck eines festeren Geschmackes, der sich inmitten des industriellen Trubels eine eigene, auf bleibende Formen gebrachte Burg errichtet hat. Dort wird die Wand als Hintergrund hingenommen, hier als Hintergrund ausgebildet. Jenes ist innerhalb des Bürgertumes die demokratische, dieses die aristokratische Welt. Dort offenbart sich die Persönlichkeit in der Charakteristik des Arrangements, hier in der Form und Belebung der Innenarchitektur.

Der Mann des Mittelstandes, welcher heute ausgeht, eine Wohnung zu mieten, bekommt eine volle Neutralität zu sehen, die nur von wenigen Mißverständnissen getrübt ist. Man führt ihn in Zimmer, die außer einem frechen Ofen und den anspruchsvollen breiten Fenstern und renaissancelichen Thüren nur nackte Wände zeigen, soweit die viel zu vielen Thüren noch Wände übrig lassen. Der einzige Schmuck, den er zubekommt, ist die Tapete. Oder, wie man es heute schon öfter antrifft, die Wand ist einfarbig, rot oder grün, gestrichen. Bestenfalls steht ein grünglasierter Scheinkamin inmitten einer geweißten Wand. Diese Wand, die nichts mehr auf sich hat, selbst keine

Tapete, ist die letzte, unter größten Schwierigkeiten erkämpfte Neutralität, die der moderne Mietsbewohner nötig hat, um mit Möbel und Mensch das Zimmer zu beleben. Es ist der letzte Ausdruck der Wand als eines Hintergrundes.

Die flachste Wandbekleidung, zugleich die beliebteste der alten Zeit, war der Gobelin. Ein wallendes, mit der Hand gearbeitetes Gemälde, selten ein Ornament. Eine mythologische oder biblische Scene, gern auch eine Allegorie. Ein Gobelin an der Wand des Eßzimmers Karls des Kühnen stellt die Gefahren des allzu guten Lebens dar. Die gesellschaftlichen Tugenden rufen die Figuren der Gicht, der Kolik, des Schlagflusses herbei, um „Bankett" und „Souper" vor der „Erfahrung" zu verklagen — Bankett wird gehängt, Souper erlangt mildernde Umstände. Die Geschichte des Gobelins ist ein üppiges Kapitel der allgemeinen Kunstgeschichte, es ist die Geschichte der leichten dekorativen Auffassung aller figürlichen und ornamentalen Interessen, wechselnd mit den Moden der Zeit, aber immer gleich in der Vornehmheit des Materials. Der Zug der Stileinheit, der der Renaissance eigentümlich ist, bringt die Gobelins in dem Augenblick, da die Polsterung der Möbel beginnt, auch auf diese. Gleichzeitig beginnen die gemusterten Stoffe als Wandbekleidung eine größere Rolle zu spielen. Langsam geht der Gobelin in der bürgerlichen Kultur unter, seine alten Reste werden Seltenheiten für Sammler, die neuen Arbeiten werden Museumsstücke. In der modernsten Zeit beginnt sich der Sinn für den Wandteppich wieder zu regen. Für die kleinen Leute werden fabrikmäßig Gobelins nachgeahmt. Für die feineren entsteht eine Reihe von Wandteppichen, die alle Techniken in ihren Dienst stellen. Da sieht man geometrische Muster in alter Hautelissetechnik, wie sie sich in Skandinavien fortpflanzte und jetzt bei uns im schleswigischen Scherrebeck wieder aufgenommen ist. Oder Darstellungen von stilisierten Landschaften und Tieren, fliegende Reiher oder die Schwäne auf dem sich schlängelnden Wasser, die Eckmann entwarf. Oder es sind Stickereien und Aufnäharbeiten, in denen der Münchener Obrist unter organischer Verwendung vegetabilischer Formen sehr Feines leistet. In der feintönigen Abstimmung der Farben steht der Engländer Brangwyn an erster Stelle, in der Zeichnung ragt jetzt die Norwegerin Frida Hansen als Gobelinkünstlerin bemerkenswert hervor. Neben persischen Teppichen, indischen Batiks und japanischen Stickereien ist hier eine Fülle von Material, das in bescheidenem Maße, aber durchaus nicht unkünstlerischer, an unseren Wänden und auch als Portieren die Vorzüge der alten Gobelins ersetzt. Hier ist kein Schema mehr, das ein Stil auferlegt, es ist das persönliche Liebhabergefühl des Besitzers, das dieses oder jenes Motiv auswählt, und es ist die eigene Initiative des Künstlers, die die brauchbaren Formen der Natur für diesen Zweck stilisiert.

Neben den Wandbehängen haben sich in Anlehnung an alte Bauernmotive auch die Wandfliesen sowohl in England, als in Deutschland in moderner künstlerischer Form fortentwickelt. Alle Techniken, die einer fabrikmäßigen Herstellung unterworfen sind, waren den modernen Zwecken besonders willkommen. Der moderne Bürger hat in den Millionen von einfarbigen, gewebten und bedruckten Tuchen und Matten, die im Handel sind, eine überreiche Auswahl für persönliche Liebhaberei in der Bedeckung der Wände. Jener wird einen bedruckten Seidenstoff, dieser einen alten Damast, der dritte ein einfaches Militärtuch wählen, um die ganze Wand oder bloß die Paneelhöhe, die er mit einer einfachen Leiste abschließt, zu bekleiden. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß man sich diese Tuchbekleidung bei einem Umzug als eigene Tapete mitnimmt.

Die Tapete selbst hat sich langsam aus den alten Stoffbekleidungen der Wände entwickelt. Neben den schönen Sammeten und Brokaten mit ihrer feinen Musterung, in der noch lange das alte orientalische Granatapfelmotiv fortlebte, eignete sich das gepreßte, mit Farben und Gold behandelte Leder besonders zur Wandbedeckung, das als eine spanische Mode weit über die Renaissancewelt verbreitet war. Das schwere Leder tritt allmählich zurück vor den leichteren Stoffen der Seide und Baumwolle, die man nun immer geschickter mit den alten

Mustern bedruckt, bis im achtzehnten Jahrhundert ein noch leichterer Stoff eingeführt wird, die Papiertapete, zu der chinesische Fabrikate anregten. Die Geschichte der Tapete ist uns ziemlich unklar, es scheint, daß die ersten größeren Fabriken in England um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden. Soweit sich die Entwickelung der Tapete in französischen Fabrikaten darstellt, bietet die in Paris zur Zeit ausgestellte Privatsammlung von Follot ein glänzendes Material. Man findet dort sehr interessante alte Drucknachahmungen von Panneaux, Gobelins, Bildern, Holztäfelung und liest eine Geschichte des Geschmacks ab, die zu einer Geschichte des Ungeschmacks wird. Der Rollendruck änderte bald das ganze Verfahren.



van de Velde: Moderne Tapete.

Seit Erfindung der Papiermaschine im neunzehnten Jahrhundert ist man fähig, lange Rollen mit demselben Muster zu bedrucken, so daß sie nur nebeneinander geklebt zu werden brauchen. Die alten Motive, die schon in früherer Zeit im Schablonieren von Papier zu Dekorationszwecken von der Stoffornamentik auf dieses Material übertragen worden waren, erhalten sich hier lange Zeit. Bis in unsere Tage kann man noch die Granatblüte verfolgen, die einst Venedig und Genua den Sarazenen für ihre Brokate abgenommen hatten. Dazwischen sind Kopien chinesischer Bizarrerien, Überlieferungen der Rokoko-Blumenmalerei und tausend andere Stilmischungen zu beobachten, die so wahllos und geschmacklos verarbeitet werden, daß die Tapetenmuster bis in die neunziger Jahre den größten Tiefstand eines ornamentalen Empfindens darstellten. Auch hier haben persönliche Künstler bessernd eingegriffen. Von Eckmann, Leistikow, van de Velde und vielen anderen sind Tapeten in moderner Verzierungsart geschaffen worden, die dem Auge ein ruhiges oder mindestens musikalisches Bild geben sollen. England, Frankreich, Belgien, Deutschland haben sich in ihrer Weise an dieser Bewegung beteiligt. Neben stilisierten Pflanzenteilen und einer musikalischen Geometrie von Linienspielen sind auch figürliche Dinge reicher hineingezogen worden. Es werden für Kinderzimmer bestimmte Märchenmotive in Druck vervielfältigt, so daß sie als Friese verwendbar sind. Die Friese, die eine geringere Schablonierung vertragen als die Tapeten, sind darum eine besondere Lieblingsbeschäftigung persönlich empfindender moderner Künstler geworden. Hier kann man in Stilisierung von landschaftlichen Motiven, ziehenden Vögelscharen, Pflanzengruppen und figürlichen Scenen viel Phantasie entwickeln. Die persönliche Fassung der Tapeten- und Friesmuster und ihre scharfe Entwickelung aus einem bestimmten Pflanzen- oder Tiermotiv hat nach der Sitte der Engländer unsere Künstler veranlaßt, ihnen Namen zu geben, die nicht wie früher

äußerliche Reklame-Etiketten, sondern innerliche Signaturen sind: die Windrose, Flamingos, Herbst, Hortensie, Löwenzahn, Kastanienblätter.

Man hat heute unter dem Namen Anaglypta und Lincrusta, für Paneelzwecke besonders geeignet, gemusterte Reliefbekleidungen in den Handel gebracht, für deren Ornamentik sich unsere Künstler bisher nicht so sehr interessiert haben wie für die der Tapete. Sie fühlen, daß das Surrogate sind, daß sie etwas Parvenuhaftes stets an sich haben werden. Die Tapete aber hat ihre Surrogatgefahren völlig überwunden, seit sie sich unter der Hand dieser Künstler darauf besann, aus ihrer Technik, dem Druck, ihre Dekoration zu entwickeln. Es giebt Druckornamente, wie es Webeornamente giebt. Die Druckornamentik wird die flächenhafteste von allen sein, und dies interessiert die Künstler, ganz reine Flächenhintergründe zu schaffen, in denen eine verlorene Musik von Farben und Formen webt. Die verschiedenen Geschmacksrichtungen, die sich dabei geltend machten, die Entwickelung von England zu Deutschland, mitten in der wir stehen, ist ein Stück moderner Kunstgeschichte für sich. Immer denkt der Zeichner daran, einen brauchbaren Hintergrund zu schaffen, nicht wie einstmals einen Stoff täuschend nachzuahmen. Das Reich ist unendlich groß; auf der einen Seite steht schon wieder die altmeisterliche Wiederaufnahme der Handarbeit, auf der anderen die ungemusterte Unitapete, die keinen Mieter stören kann und den zuverlässigsten Hintergrund abgiebt.



van de Velde: Lesezimmer der Cassirerschen Kunsthandlung in Berlin.

Die Tapete ist die Grundlage für die Farbenstimmung des modernen Zimmers. Sie ist der Accord, auf dem die Melodie des



van de Velde: Laden der Havanna-Compagnie in Berlin.

Zimmers aufsteigt. Die Farbe bindet das moderne Zimmer, nicht der Stil. Es ist nicht mehr die rohe Rücksichtslosigkeit jenes Blau, das dem ersten Pariser Salon, dem der Marquise de Rambouillet, zur Zeit Ludwigs XIV. seinen Ruhm einbrachte, es ist auch nicht die mattbraune und mattgraue Farbentünche, die sich in den Zimmern der Zeitgenossen von Marie Antoinette über alle Vertäfelungen und Stoffe breitete, sondern es ist die natürliche Harmonie der Gegenstände, ihre feine Bindung in einem Grundton, der das Ensemble des modernen Zimmers koloristisch zusammenhält. Zweihundert Jahre nach jenem blauen Salon der Rambouillet baute in Paris Whistler seinem Freunde Sarasate die Wohnung. Er schuf ein Zimmer in Gelb und Weiß, daß die beiden Farben über das ganze Meublement hinstrichen. Die Wand gab die Folie dazu, wie sie auf den Bildern Whistlers die Folie für den porträtierten Menschen giebt. Hier war die letzte verfeinerte Auffassung des Gegen-die-Wand-Sehens von Menschen und Dingen, die in den Bildern des Terborch begann: der äußerste Sinn für die Einheit eines Zimmers und seiner Bewohner, die gegen die Wand projiziert werden, um sich als künstlerische Erscheinung fassen zu lassen.

An den Wänden Whistlers hangen Bilder in feinen, schmalen Rahmen. An der modernen Wand ist dieses leichte, selbst im Rahmen wechselbare Bild der beweglichste Schmuck. Die Landschaft, die Figur, die Radierung wird gegen den Ton der Wand gesehen. Wenn einst die Alten mit ihren Fresken die Wand zu durchbrechen glaubten, heute ist das Wandbild im Rahmen das gerade Gegenteil davon: ein isoliertes Besitztum von besonderer Kostbarkeit oder besonderem persönlichen Wert, das die innersten Neigungen des Bewohners in sorgsamer Fassung darbietet. Es giebt kein Bild, in dem nicht — je nach Maß — die stärksten individuellen Erinnerungen gebunden wären, auf das nicht die intensivste intime Betrachtung gewendet worden wäre. Die Tafelmalerei der modernen Schule — für ihre Beurteilung ist das einer der wichtigsten Punkte — hat sich immer mehr auf diese Rücksicht entwickelt. Das Bild will ein Stück beweglicher Wanddekoration sein, persönlich empfunden und persönlich angeschaut. Der Impressionismus setzt die rechte Entfernung voraus, der Symbolismus die allgemeine dekorative Stimmung. In beiden Fällen ist das Bild außer an der Zimmerwand undenkbar. Die alten Niederländer waren nur für das Zimmer bedacht, noch nicht für eine bestimmte Wand allein. Heute hat sich alles specialisiert. Wir haben Museumsbilder, Ausstellungsbilder, Staffeleibilder und Wandbilder. In derselben Weise specialisiert sich der Rahmen. Der dekorativ veranlagte moderne Künstler erfindet den Rahmen mit dem Bilde; Lechter, Vogeler, Ludwig von Hofmann geben in ihren Rahmen die einzig gewünschten Vermittelungen des Bildes und der Wand. Die alte Stiluniformität, die sich bis in die barockgoldenen Rahmen des neunzehnten Jahrhunderts wunderbar konservativ erhielt, ist auch in dieser Kunstgattung für uns erledigt. Das war die letzte Emancipation jenes Rahmenmotivs, das sich langsam aus der Antike über die Renaissance entwickelt hatte, aus einer Architektur zu einem lebendigen Wesen, eines der wichtigsten Motive in der künstlerischen Behandlung der Wand.

Im Bilde an der Wand besitzt diese das individuellste aller Objekte, die ihr Leben geben. Jedes Bild hat seinen eigenen Charakter, und jeder Charakter empfiehlt seine eigenen Rahmen. Es ist eine unendliche Reihe von den schweren altniederländischen Kehlrahmen bis zur eleganten schmalen weißen Leiste. In zahllosen Gestalten und Kombinationen beleben die Bilder den mittleren Wandteil — es sind die einzigen stets verwendbaren Stücke für diesen Wandteil, da Uhren, Hängeschränkchen und Spiegel nur eine geringe dekorative Ausnutzung zulassen. Die Bilder hangen in großen Pendantwirkungen oder frei und unsymmetrisch, je nach ihrem Charakter: sind es aparte Stücke, betonen sie einen aparten Platz; sind es Drucke, binden sie sich auch in eine kleine Galerie oder werden in die obere Abteilung des Paneels eingelassen. Sie geben der Breite der Wand einen Rhythmus, der zu feinster künstlerischer Berechnung führen kann.

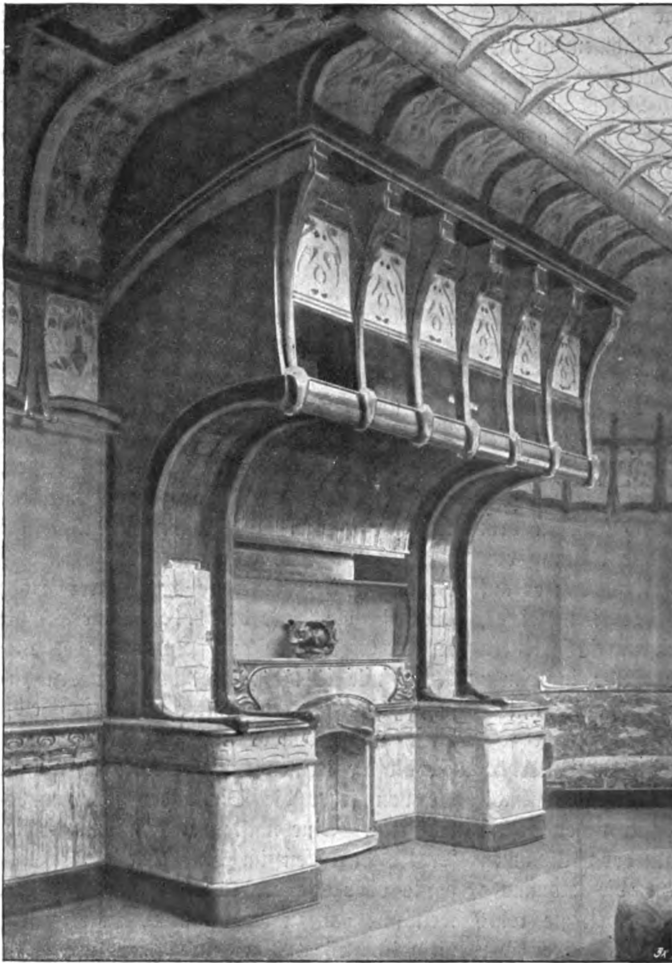
Neben den Rahmen und sonstigen kleinen Beweglichkeiten sind es gerade die massivsten

Stücke, die weiterhin die Zeichnung der Wand besorgen. Wie die Rahmen in kleinerem Maßstabe die persönlichsten Erinnerungen und Interessen des Bewohners einschließen, sind die Rückenmöbel im großen Maßstabe die Zeugen persönlicher Neigungen und Bedürfnisse. Das Regal mit den Büchern, bis zum Friese reichend, oft mit Sitzbänken kombiniert, stellt die Bibliothek an die schöne Stelle vor die Wand. In jedem Buch, auch wenn es broschiert und unbeachtet bleibt, in jedem Einband, dessen Kunst zu den delikatesten Liebhabereien gehört, in der ganzen behaglichen Abwechslung stehender, angelehnter, liegender Bücher steckt eine dekorative Wirkung allerpersönlichster Herkunft, die schon die ersten Niederländer kannten. In diesem Bücherhaufen, in dem sich alle Nichtachtung und alle Achtung von Litteratur wiederspiegelt, sei es, daß er auf leichtem Regal sich offen darbietet, sei es, daß er in einem fensterreihenartig geteilten Schrank, wie ihn van de Velde in seinem Münchener Herrenzimmer ausstellte, untergebracht ist, in diesem Bücherhaufen setzt der Bewohner seiner geistigen Unterhaltung ein echt modern-persönliches Denkmal. Bücher an der Wand sind für unser Gefühl schön, weil sie persönlich sind; der vollkommen geschlossene Schrank, selbst die Kommode der Barockzeit sind es nicht, weil sie reine Architektur bleiben. Dieses ist einer der wesentlichsten Unterschiede zur Renaissance. Aus Büchern, so wie sie da stehen und liegen, eine Belebung der Wand zu gewinnen, ist ein konstruktiver, nützlich-ästhetischer Gedanke.

In anderer Weise sind die sofa- und bankartigen Sitzgelegenheiten an den Wänden ein Ausdruck persönlicher Bedürfnisse. Die radialen Sofas in der Zimmermitte haben Museums-Beigeschmack. Im Zimmer wollen wir, wenn wir lange und behaglich zu sitzen wünschen, die Rückendeckung haben. Wieder mehren sich die Kombinationen der Sitze, wie es einst in der Gotik war, mit den Wandbänken, den Kaminen, den Vertäfelungen und Repositorien. Der englische Kaminsitz, das deutsche Ecksofa sind die wahren Ruhestätten, wo man plaudert und wo man träumt. An diesen Plätzen hangen die persönlichsten Erinnerungen unserer Geselligkeit. Die Stühle sind dagegen die leichten Vermittler der abwechselnden Gruppierung, die schnellen Diener der Freizügigkeit. Je mehr wir uns von der Wand ins Zimmer hineinbegeben, desto weniger Massivität und Beständigkeit hängt den Gegenständen an, desto weniger persönlich gestempelt erscheinen sie. Wir umgeben unsere eigene Beweglichkeit mit den allermobilsten der Mobilien und gruppieren in unserer Peripherie die bleibenden und geprägten Dinge des Lebens, die auf den Hintergrund der Wand eine Zeichnung unserer persönlichen Interessen und Erinnerungen werfen.

Im Bestreben, die Wand, die an sich keine bauliche Gliederung hat, zu beleben, gewöhnen wir uns daran, die Möbelstücke auf ihre Paneelhaftigkeit anzusehen. Zierschränke, Büffetts, Schreibtische, Sofas und Repositorien zeichnen je nach ihrer Höhe stückweise die Linie des hohen Paneels, wie es den Eßzimmern gut steht, oder des niederen, wie es mehr den Wohnzimmern zupaßt. Der Paneelcharakter betont sich selbst durch reiche Anwendung von Vortbrettern für all die kleinen kunstgewerblichen Dinge, die von jeher die Simse der Zimmer bevölkerten. Eine nackte Zurschaustellung dieser Kostbarkeiten im Stile der alten Servante oder Etagere lieben wir nicht mehr, weil uns das zu wenig intim, zu repräsentativ ist. Die Nippes und Vasen und Statuetten sollen nur eine Art von Spitzen der Möbel, ein Auslaufen ihrer Höhe gegen die Luft sein, wie Figuren auf der Höhe eines Hauses. Sie sollen die Vermittelung der Breitflächen gegen die Decke übernehmen. Wie der Deutsche im Gegensatz zum Italiener die Vertäfelung aus senkrechten Bohlen mit der daraus entwickelten Ornamentik liebt, so würde ihm auch die Notwendigkeit der breiten Borte unbehaglich sein, wenn er sie nicht durch diese Gegenstände, an denen er ähnlich persönlich hängt wie an den Bildern, vertikal milderte. Das ist der innere tektonische Grund der Nippes, die man nicht missen kann, sondern nur zu veredeln hat, die man nicht in Parade vorführen, sondern in kapriziösen Gruppierungen einer Amateurlaune verteilen wird.

Die modernen Möbel wissen, daß sie vor einer Wand als Hintergrund stehen, und



van de Velde: Salle de repos.

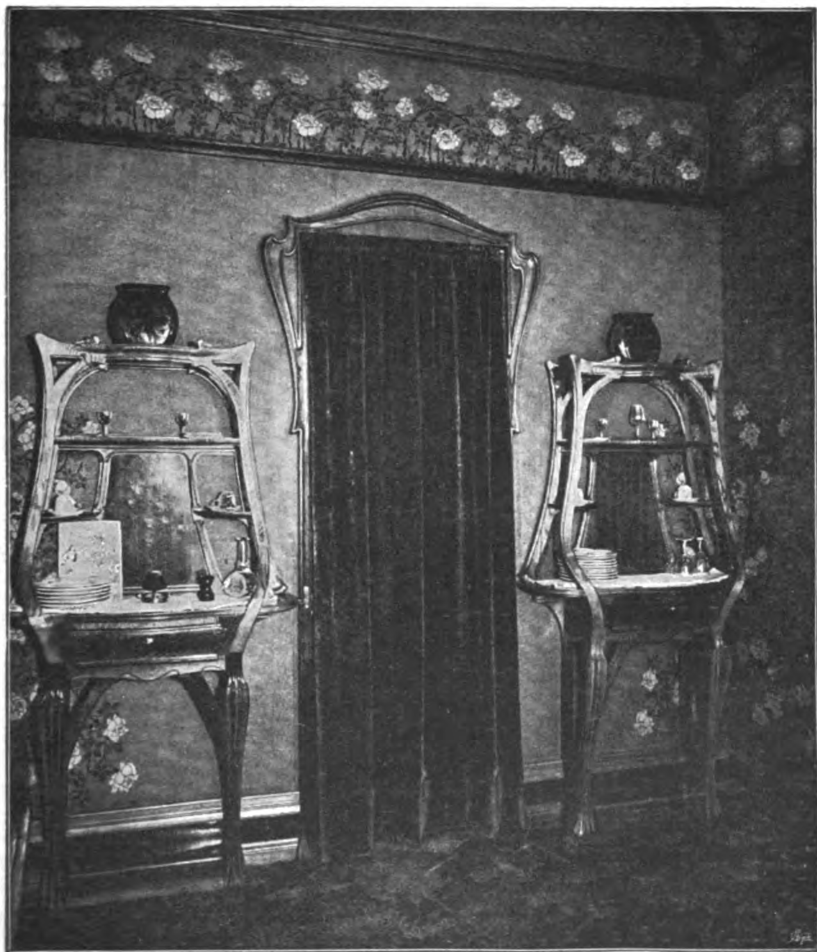
sein soll. Kein Stück steht da, das nicht in diesem Dienst aufginge.

Und um möglichst die Starrheit der Möbelgruppierung zu vermeiden, versteht man sich zu wechselnden Cäsuren, die dem Rhythmus des Zimmers von Zeit zu Zeit eine neue Form geben. Man teilt mit den Möbeln nicht nur die Fläche der Wand ein, sondern bringt wieder größere Abschnitte innerhalb dieses Ensembles hervor, indem man eine Sofahälfte aus der Wand herauswachsen, einen Diwan schräg vorspringen läßt, ein Klavier nach der Mitte orientiert, eine kleine Gitterwand hinüberführt, einen Erker- oder Kaminplatz zu einem selbständigen Raume gestaltet oder mit dem Paravent eine leicht improvisierte Cäsur schafft. Der Villeneigentümer genießt hier das ganze Glück einer nuancierten und gegliederten Innenarchitektur. In früherer Zeit ist es allein das Bett, das solche Innenabteilungen zustande bringt: das Bett, das in alten Tagen eine Art Wohnung für sich war, in dem die Herrin empfing, in dem sie sich, sei es im regulären Holzverschlag, sei es im Seidenbaldachin mit dem Federschmuck, ein kleines Schlafboudoir schuf. Das Bett wächst weit ins Zimmer hinein, sein Bau ist von imposanter Fülle, zwischen seiner Längsseite und der Wand des Zimmers bleibt die Ruelle, die in den Sittenmemoiren alter Zeit ihre bedeutsame Rolle spielt. Später wird die Ruelle ein ganzer Umgang. Das Bett steht in einem Alkoven, der vom übrigen Zimmer durch eine Balustrade getrennt ist — wie es Ludwig II. in Herrenchiemsee

haben die Mittel, sich interessant zu machen. Die Linien eines Selmersheimschen Büffetts, eines Pankokschen Schrankes, eines Plumetschen Damentisches sind gleich weit entfernt von dem starren Architekturschema des Renaissancemöbels oder den spielerischen Formen des Rokoko. Sie sind die lebendigen Entwickelungen von inneren Funktionen, sind eine Kausalität von Kraft und Last, die vor der Wand wirken wie ein Bild innerer Geometrie. Sie füllen nicht mehr in der Weise der Renaissance eine bestimmte Fläche der Wand aus, sondern sie stellen ein in sich organisiertes Gebilde davor, das das Leben einer konstruktiven Idee zu schildern hat. Diese Möbel wissen, daß die Silhouette, die sie zeichnen, kein Füllornament, sondern eine tektonische Augenweide ist oder

nachahmte. In den friesischen Bauernstuben ist das Bett ein hoher, vollkommen schließbarer Verschlag, zu dem Leiterstufen heraufführen. Auf den niederländischen Bildern des siebzehnten Jahrhunderts ist es ein Himmelbett mit allseitigen Gardinen. Frankreich im achtzehnten Jahrhundert entwickelt eine ganze Himmelbettkultur, wie wir sie auf den Stichen des Moreau bewundern und wie sie sich heute gerade dort noch hartnäckig erhalten hat. Der Himmel wird allmählich dreiseitig, wird gardinenmäßig drapiert. England brach dann ganz mit ihm. Man findet hinter den englischen eisernen und messingenen Bettstellen, die das genaue hygienische Gegenteil der alten hohen Verschläge wurden, nur noch einen leichten Musselinrahmen, der den rückliegenden Wandteil zart betont.

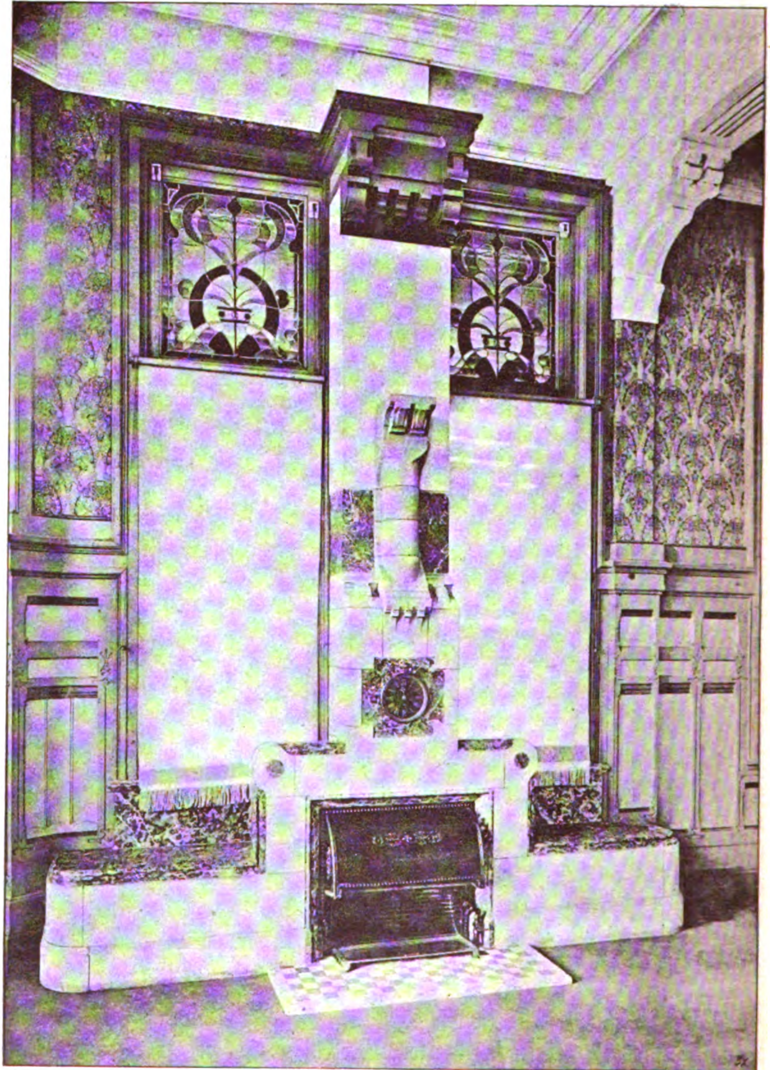
In demselben Maße, wie die cäsurmachende Stellung des Bettes schwand, wuchsen die anderen Einteilungsmöglichkeiten. Die Schlafzimmer wurden gänzlich private Angelegenheiten, der Verkehr zog sich aus ihnen in die Salons, das Bett war entthront, die Geselligkeit suchte koordinierte Formen. Für alle Cäsuren war Japan von willkommenem Einfluß. Das japanische Haus ist das mobilste und konstruktivste, das die Erde kennt. Fast nur aus Holz, ganz auf Falzarbeit berechnet. Das Dach wird zuerst auf dem Boden fertiggestellt, mit seinen praktischen Ausladungen. Dann werden zwei Reihen Bohlen postiert, die den Umgang des Hau-



H. Sauvage: Aus einem Pariser Restaurant.
(Aus der Zeitschrift „Dekorative Kunst“. Verlagsanstalt F. Bruckmann in München.)

ses bilden, das Dach wird auf sie gehoben. In die Falze der inneren Bohlenreihe werden die dünnen Tannenholzwände eingelassen, bewegliche Mauern. Im Saal selbst laufen andere Bohlenreihen, zwischen denen dicke Papierwände nach Belieben anzubringen und umzustellen sind. Wandschirme teilen heute diese, morgen jene Räumlichkeit ab. Japanische Wandschirme sind uns unentbehrlich geworden; haben wir nicht die originalen Stickereien und Malereien, so stellen sich unsere Künstler zur Verfügung: Obrist, Liljefors, Ubbelohde, Leistikow haben in diesem Geschmacke gearbeitet. Der leichte Geist japanisch improvisierter Zimmer-Einteilung zog zuerst in die Ateliers ein, welche nun nicht mehr Werkstätten, sondern phantastische Etablissements aller denkbaren dekorativen Launen wurden. Die Traulichkeit der Ecken- und der Coupébildungen kam von dort in die bürgerlichen Zimmer, die in dieser kapriziösen Beweglichkeit einen ihrer Hauptreize fanden im Gegensatz zum steifleinenen Paneaustil der symmetrischen Kunst fürstlicher Initiative. Wenn wir auch die ungezwungene Art Japans nicht vollständig uns aneignen können, mußte unserem konstruktiven und individuellen Empfinden doch diese Entdeckung von ganz besonderer Sympathie sein.

Das Zusammenarbeiten aller persönlichen Interessen — persönlich vom Besitzer und vom Künstler aus — hat in den wenigen Jahren der augenblicklichen Hochblüte der modernen Wand eine Verschiedenartigkeit des Aspektes gegeben, der das genaue Gegenteil der Renaissance ist. Mit der Heftigkeit aller Begierde, die die neu entdeckte Welt anstachelte, versuchen sich unsere dekorativen Künstler in der geistvollen einheitlichen Zusammenfassung sämtlicher Möglichkeiten, die in den neu belebten Tapeten, den neu be-



Rotterdam: Geschäftshaus H. Braakmann u. Co.: Kamin im Konferenzzimmer.
(Aus „Moderne Städtebilder": Abt. II. Neubauten in Holland. Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.)

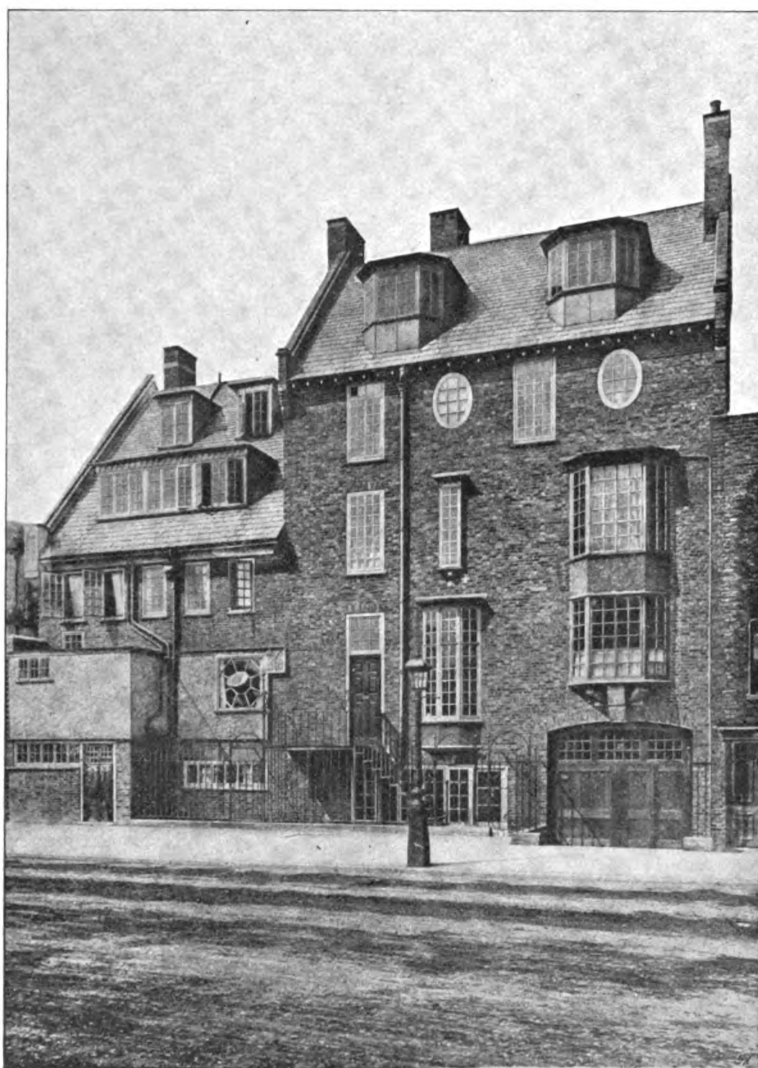


Brüssel: Rue de Turin 12; Treppengeländer und Wandmalerei.
(Aus „Moderne Städtebilder“: Abt. I. Neubauten in Brüssel. Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.)

lebten Glasmosaiken als Fenster und als Einlage, den freien Paneel- und Regalbildungen, der Einbeziehung von Kaminen, Sofas und Schränken sich darbieten. Holländische Schlafzimmer, Dresdener Ausstellungssäle, Lesezimmer in Kunstsalons, Ladeneinrichtungen, schottische Rauchzimmer, New-Yorker Drawing-Rooms, Billardsäle, Ateliers, Speisezimmer, Cafés und Restaurants, antike, japanische und indische Arrangements, alle Gattungen haben davon Gewinn gehabt. Die unendliche Verschiedenheit der Einzelideen abgerechnet, ist ihnen allen der Sinn für konstruktive Freiheit und tektonische Logik gemeinsam, die schöne Überflüssigkeit der Renaissance ist einer bewußten persönlichen Zwecklichkeit gewichen. Der Belgier van de Velde steht an Größe seiner tektonischen Empfindung zweifellos obenan. Gerade für kleinere Soloaufgaben weniger geeignet, hat er dort, wo es gilt, eine freie hohe Wand modern und konsequent zu entwickeln, die monumentalsten Beispiele geliefert. Die ganze Wand eines Rauchzimmers entwickelt er über einem Sofa, über Spiegel und Mosaikfüllungen, in einem einheitlich durchgeführten, mit eleganten Krümmungen arbeitenden Regalmotiv, das bis zu drei Fünftel des Zimmers hoch gebaut ist, während zwei Fünftel von einem graziös tropfenden Fries eingenommen werden. Oder — die entgegengesetzte Aufgabe — in einer Salle de repos macht er zwischen Ecksofas den breiten, zweiflankigen Kamin zum Mittelpunkt, mit blaugrauen Überlaufkacheln geziert, die als Paneel sich fortführen, starke Hölzer setzen prankenartig auf seine Vorsprünge auf, streben schwingend empor, tragen den baldachinartigen Oberbau und flachen sich an den übrigen Wänden zu einer leichten Frieskonstruktion ab, an der die Messingstangen für die aufzuhängenden Bilder auf den eintonigen Wandflächen entlang laufen. Das ist die moderne einheitliche Anschauung der Wand, die auf der ganzen Linie von den festen Bauten über die improvisierten Möbelsilhouetten bis zur vollen Neutralität nur das eine Gesetz darstellt: die Wand ist der Hintergrund für den Ausdruck persönlichster Charakteristik des Bewohners.

* *
*

Wie die Innenwand, so die Außenwand. Noch stehen ganze Reihen unserer Straßen unter dem drückenden Einfluß der Renaissance-



London: 72 u. 74 Cheyne Walk Chelsea S.W.
(Aus „Moderne Städtebilder“: Abt. III. Neubauten in London. Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.)

Menschen, die innerhalb der Stadt selten spazieren gehen, sondern ihre eiligen geschäftlichen Zwecke verfolgen, alle untereinander, ohne Standesunterschied. Die Ecken sind markiert durch Anschlags-Säulen, Verkäufer, Zettelverteiler. Auf dem Damm alles Fahrende unter einander, aristokratische Equipagen und Mietsdroschken, individuelle Radler und universelle Straßenbahnen, die die größte Rücksicht verlangen. Die Straßenadern münden in Plätze, die neue Adern aussenden. Eine gewaltige Organisation, an gefährlichen Stellen leicht geleitet, ein Kreislauf des städtischen Blutes, der der monumentalste Ausdruck des bürgerlichen Lebens wurde, ein Bild, täglich neu und überraschend in seinen tausendfachen Permutationen von Typen und Bewegungsformen. Die entarteten Palastfassaden sehen staunend auf dies demokratische Treiben herab. In dieser Straßenkultur ist weder etwas Palazzohaftes noch etwas Degeneriertes. Sind sie noch die Wände dieses Lebens?

fassade, die alle Stadien des Barocken und Antikischen durchlief und dabei von Mal zu Mal unpersönlicher wurde. Unsere Wohnhäuserfassaden, wie unsere Thüren und Fenster und Grundrisse und Aufrisse, beten zum größten Teil noch zu der alles gleichmachenden Kirche der Renaissance. Es sind entartete Palastfassaden, die sich an unseren Trottoirs entlang ziehen mit ihren Simsen, den Paradenreihen von Fenstern, den feierlichen Portalen, den schulmäßigen Pilastern und Giebeln. Eine Straßenkultur bewegt sich an ihnen vorbei, die nichts mehr mit den Erfindern dieser Palazzi gemeinsam hat.

Langsamer als im Zimmer schaffen sich hier die modernen Menschen ihre Hintergründe. Das Material ist schwerer, die Überlieferung stärker, die Beweglichkeit ge-

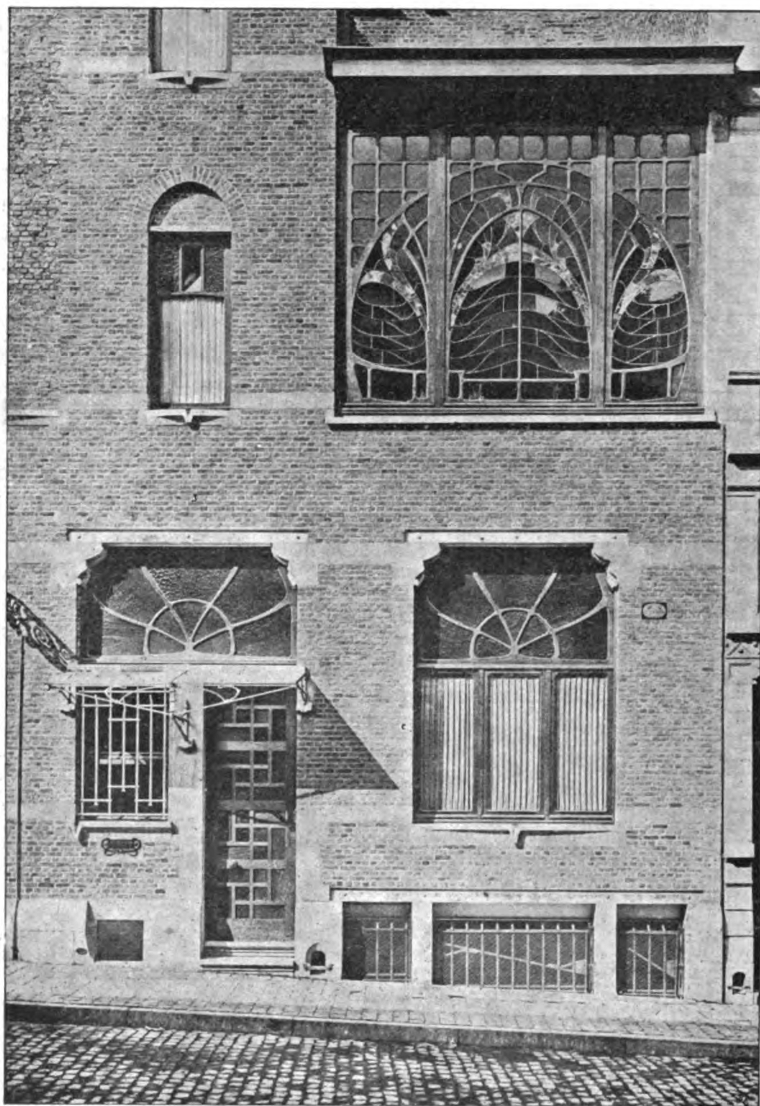
ringer. Aber auch hier beginnt die bürgerliche Zeit einzusetzen. Auch hier weht der Nordwind in der künstlerischen Auffassung. Wie im Zimmer, beginnt man in einfacheren Fällen der Straßenwand wenigstens die Ehrlichkeit des persönlichen Ausdrucks, die Ehrlichkeit gegen das Innere wiederzugeben, und in monumentaleren Fällen, wo man ganz freihändig schalten kann, geht man an die Lösung des Problems, die Fassade aus dem Wesen des Baues konstruktiv zu gestalten.

Mit dem englischen Cottage begann es auch hier. Das englische Landhaus wurde das gerade Gegenteil der römischen Villa. Diese schloß sich in den Zirkel weißer Mauern ein, um dem Gaste das vollendete Schauspiel eines Architektur- und Gartentheaters zu bieten, jenes betrachtete sich als einen bescheidenen Teil der ganzen Landschaft, nahm deren Wiesen für die kleinen Herden, deren Abhänge für die Waldeinsamkeiten, deren freie Plätze für die Sportspiele und richtete die Fassade ganz nach den Gewohnheiten und den Bedürfnissen des Innern ein. Die Fassade wurde aus einer Repräsentation ein passender Einband für private Liebhabereien. Alte gotische Erinnerungen, auch in den Materialien des Fachwerkes und der Backsteinmotive, lebten neu auf. Weiterhin in Belgien erinnerte man sich an die schönen Museen der alten schmalen und reichgegliederten Fassaden, man schrieb Preise auf neue gute Fassaden aus, die Folge war eine Restaurierung des Straßenbildes im Sinne nordischen Empfindens. Langsam ging die Eroberung vor sich, von Norden nach Süden, vom Landhaus in die Stadt. In den französischen Städten begann neben den eintönigen Renaissancefassaden mit ihren stereotypen Gitter-Balkonfenstern ein flämischer Geist umgestaltend zu wirken, die Fassaden entschlossen sich hier und da zu sprechen. In



Brüssel: Rue St. Jean 18.
(Aus „Moderne Städtebilder“: Abt. I. Neubauten in Brüssel. Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.)

den deutschen Städten, wo eine neue Kultur sich neue Häuser zu schaffen hatte, fielen noch zahlreicher die antikisierenden, schematischen Putzfassaden zu Gunsten einer bunten und persönlichen Abwechselung, die mit den Materialien der Gegend ehrlich arbeitete und die Bedürfnisse der Innenwohnung nicht verschleierte, sondern benutzte. Berlin ist in diesen Dingen von einschneidender Bedeutung geworden. Bei dem raschen Aufschwung der Stadt stellten sich hier die modernen Erfordernisse und Geschmackswandlungen schneller und schärfer ein, führten zu einer systematischen Entwickelung der neuen Auffassung und befruchteten alle Provinzen. Die Nachteile der neuen Bewegung, alles Protzenhafte und Scheinheilige, was mit jeder Revolution auftritt, mußte mit ausgekostet werden, aber der Gesamtfortschritt war nicht zu verkennen. Die Villenkolonie Grunewald, architektonisch die größte Sehenswürdigkeit Berlins, wurde zu einer entzückenden Galerie persönlich empfundener Fassaden, die über gemütliche Loggien, weite Altane, lockende



Brüssel: Rue de Ruysbroeck 21; Fassadenteil.
(Aus „Moderne Städtebilder“: Abt. I. Neubauten in Brüssel. Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.)



Berlin: Geschäftshaus Jacob Ravené Söhne, Wallstraße 5/6.
(Aus „Geschäfts- und Warenhäuser". Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.)

Erker, über reichen heraldischen Schmuck zu alten schönen giebligen Dachbildungen, emporführten und den niedlichen Luken und den koketten Türmchen. Hier wurde gegen die romanische Einförmigkeit in einer Schlachtreihe nordischer, individueller Bildungen vorgegangen, die spielend den Sieg erringen mußte. Wer durch die Villenkolonie wandert, ist nicht von den Wohnmauern einer schablonenhaften Ansiedelung begleitet, sondern wird behaglich von Zeit zu Zeit rechts und links von einer Fassade begrüßt, die im Grunde gar keine mehr ist, weil das Häuschen alle vier Seiten gleich liebt, die nicht

Parade macht vor dem Spaziergänger, die ein Stück der Natur geworden ist vor ihrem dunkelgrünen Föhrenhintergrund, das Dokument eines persönlich empfindenden Menschen.

In der Stadt begann es mit den Eckhäusern und griff dann tiefer in die Straßen hinein. Es verging kein Tag, an welchem in Berlin nicht ein Schinkelscher Bau weniger und ein nordisch-giebliges Haus mehr zu sehen war. Erker und Balkons, Vor- und Rücksprünge, Ziegel und Sandstein, Schiefer und Wetterfahne wurden Losungsworte. Die Spekulation benutzte es sofort und spießte die Balkone wie Reihen von Hängegerüsten auf und verwendete die Erker zur Absparung der Zimmer. Doch hat die modernste Strömung hier wieder vieles gebessert, so daß selbst Arbeiterhäuser in entlegenen Vierteln eine ehrlich durchgeführte Fassaden-Bildung aufweisen. Ateliertemperamente, wie Sehring mit seinem „Künstlerheim“ und anderen Privathäusern, brachten ihre frische Laune hinein. Der Fortschritt im allgemeinen ist heute bereits an der vollständig veränderten Struktur der Straßenwände festzustellen, die



Berlin: Geschäftshäuser Burgstraße 1.
(Aus „Geschäfts- und Warenhäuser“. Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.)



Berlin: Warenhaus Wertheim.
(Aus „Geschäfts- und Warenhäuser". Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.)

sich von der entarteten Renaissance hinweg zu einer heimatlichen und aus dem Wesen der Bewohner gedachten Formenwelt umwandeln. Der Prozeß wird langsam fortgehen. Die Häuser werden sich immer schärfer voneinander absetzen, immer persönlicher charakterisieren, immer häufiger Eigenarten des Bewohners und des Künstlers aussprechen dürfen, bis die Einförmigkeit der früheren Straßenbilder so zerstört ist wie diejenige der früheren Zimmerwände. Moderne Künstler, wie der Belgier Hankar, beschäftigen ihre Phantasie bereits mit dem bunten Bilde solcher scharf voneinander absetzenden Fassaden in ganzer Straßenfolge.

Wie im Innenbau, hat sich auch im Außenbau diese moderne Wandlung fast völlig auf profanem Gebiete abgespielt. Unsere offiziellen Monumentalfassaden belieben noch größtenteils sich im alten Renaissanceschema vorzustellen, das man nun einmal für den Repräsentationsstil hält. So ist es gekommen, daß selbst der protestantische Dom in Berlin, der eben seiner Vollendung entgegengeht, das Kleid vollblütiger italienischer Renaissance angezogen hat, obwohl in diesem Falle es doch kaum einem Zweifel unterliegt, daß ein Zurückgehen auf nordische Überlieferung, ein Konstruieren aus heimatlicher Gedankenwelt, ein Zurückstellen aller theatralischer Repräsentation das Richtige getroffen hätte. Der einzige offizielle Bau, der die ersten wichtigen Einflüsse eines gotischen und nordischen Empfindens in moderner Umwandlung zeigt, bleibt der Wallotsche

Reichstag, den spätere Geschlechter an den Anfang einer kunstgeschichtlichen Reihe stellen werden, während der Dom am Ende einer abgelaufenen Epoche stehen wird.

Die große monumentale Neuerung, die unsere Zeit in voll bewußter und schneller Entwickelung erlebt, liegt im Warenhause. Dieses ist der Palazzo unserer Zeit geworden, der Tempel der modernen Industriekultur, eigenartig, heimisch, konstruktiv und epochemachend. Es ist der Triumph der öffentlichen profanen Kunst, und seine Entwickelung an den charakteristischen Typen aus den verschiedensten europäischen Großstädten studieren, was einem übrigens durch Wasmuths bekannte und berühmte Architektur-Verlagswerke leicht genug gemacht ist, heißt unsere moderne Baukunst überhaupt, soweit sie selbständig und monumental, überschauen und erkennen.

Die Bewegung ging vom Laden aus. In alten Zeiten nur ein Geschäftslokal ohne Repräsentation gegen die Straße, wird er allmählich unter dem Einfluß der Renaissancekultur zu einem Hinterraum des Schaufensters, wie das Zimmer ein Raum hinter der repräsentativen Fassade war. Im Schaufenster, das sich in den letzten Jahrhunderten allmählich vervollkommnet hat, macht der Geschäftsmann mit seinen Waren Parade gegen die Straße. Er ordnet sie nach diesen Paradegesichtspunkten. In alten Läden hingen und standen die Sachen in der Ladenöffnung so zum Gebrauch wie jetzt im Inneren auf dem Ladentisch. Mit der Entwickelung des Schaufensters aber trennt sich die Repräsentation von der Praxis, und die Sachen, die ausstellenswert sind, ordnen sich nach denselben regelmäßig-tektonischen Bedingungen wie die Glieder einer Renaissancefassade. Wer die Geschichte des Schaufensters schriebe, würde die Anordnung der ausgestellten Gegenstände genau nach den Gesichtspunkten der großen Kunstgeschichte verfolgen können, von ihrer Parade à la Louis XIV. bis zur modernsten in England entwickelten, im Kontinent sich jetzt verbreitenden Anordnung nach Möglichkeitsbegriffen, Stoffe als Stoffe dargeboten, Handschuhe und Hüte wie eben abgelegt, eine Boa über den Stuhl geworfen, ein Schirm an die Wand gelehnt, ein Koffer halb ausgepackt. Unsere Wurstgeschäfte dekorieren noch in der Renaissance, unsere Modebazare sind bereits ganz in den konstruktiven nordischen Stil übergegangen.

Das Schaufenster mit seiner Durchbrechung der Fassade und seiner Repräsentation der Waren wurde mit der Zeit nicht bloß das charakteristischste Merkmal der Verkehrsstraßen, eine Art Sockelglied der ganzen Fassadenreihe, strahlend in eigenem Lichte, sondern auch das wichtigste Motiv zur Fortentwickelung. Wie das Renaissancehaus im Gesims seinen echten Abschluß verehrte, so darf das moderne Verkehrshaus im Laden seinen echten Antrieb zu der so erfolgreichen Höhenentwickelung sehen. Ästhetik und Notwendigkeit gehen hier Hand in Hand wie in allen ähnlichen Fragen. Der Besitzer des Hauses will beim steigenden Grundstückspreise den Mietzins erhöhen, er läßt die unterste Etage mit breiten Eisenschienen decken, macht Riesenläden und schlägt den zehnfachen Preis heraus. Dem Ladenmieter ist das nur recht, denn so erweitert er das Auge seines Ladens nach der Straße zu; ja, es ist schon kein Auge mehr, sondern der Laden wird eine Bucht der Verkehrsstraße, der Laden selbst wird sein eigenes Schaufenster, die Arbeit als solche stellt sich dem Vorübergehenden vor, der ganze Betrieb wird zur eigenen Reklame, und irgend eine Parade von Extragegenständen wird nicht mehr für nötig erachtet. Die uralte Form des Ladens, der mit der Straße zusammenhängt, erneuert sich unter modernen Gesichtspunkten. Erhöhung der Miete, Vergrößerung des Verkehrs, Entwickelung von Glas und Eisen, Überwindung des Renaissanceschaufensters — alles wirkt einträchtig zusammen.

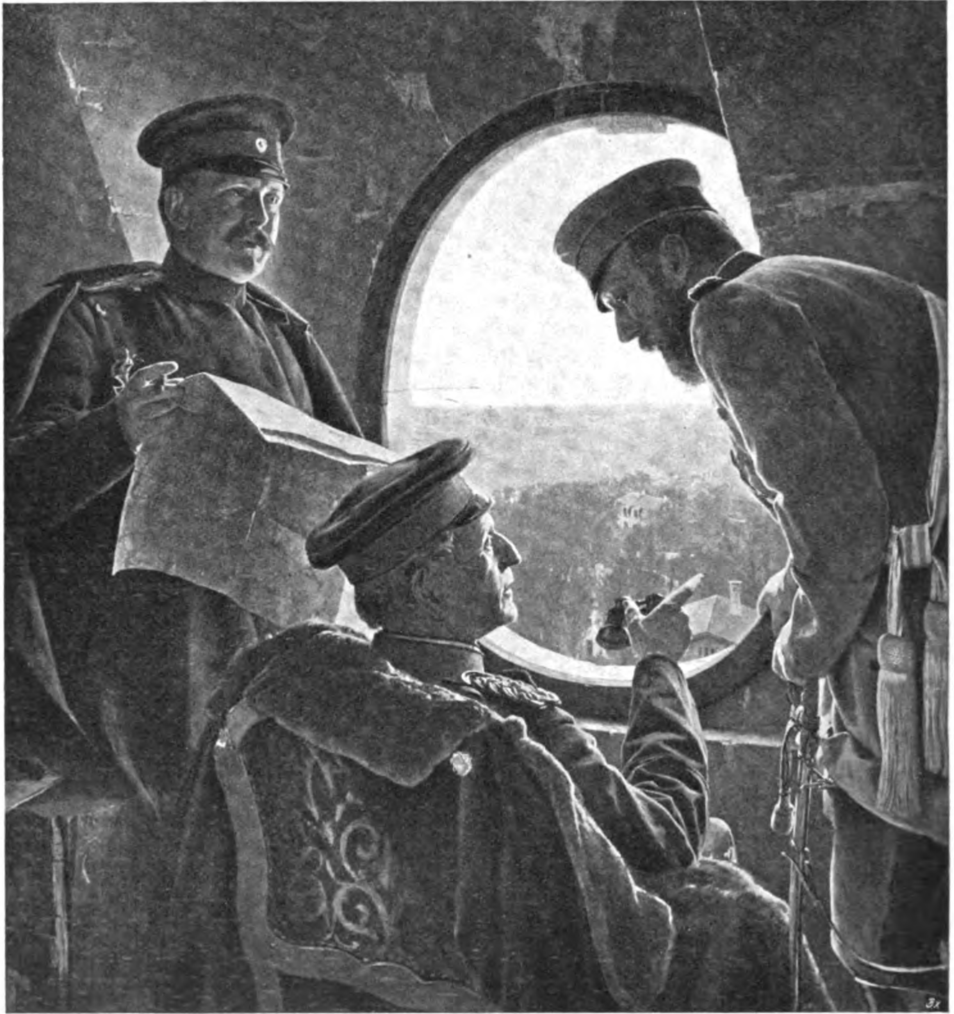
Von diesem buchtartigen Laden geht die Entwickelung aufwärts. Man nimmt, durch die Enge der modernen Citybildungen immer mehr gedrängt, einen Oberstock, mehrere Stockwerke, schließlich das ganze Haus dazu. Der Warenpalast entsteht. Langsam wird man sich — jetzt konzentriert sich die ganze Entwickelung in Berlin — über die Anordnung der aufeinander getürmten Läden klarer. Man versucht es erst mit rhythmischen vertikalen Gliederungen, die an Versmaße erinnern: zwei hohe Stockwerke und ein kleines Obergeschoß (metrisch ausgedrückt

– – ⌣), oder mehr jambisch mit einem Ladenuntergeschoß, starkem Mittelteil und eventuell noch einem Obergeschoß, also ⌣ – ⌣. Die Galerie der Hunderte von Berliner Geschäftshäusern, die Werke von Cremer u. Wolffenstein, von Otto March und anderen, haben diese Formen nach allen Arten durchprobiert, immer in dem Bestreben, dem neuen Inhalt auch die logische neue Form zu geben. Kein Wunder, daß man bei solchen Aufgaben anfing, an die Probleme von Kirchenschiffaufrissen zu denken. Ende u. Böckmann bauten die Fassade des berühmten Ravenéhauses genau in diesem Muster: unten eine breite Arkadenreihe, darüber wie bis zur Höhe des Mittelschiffs eine engere Arkadenreihe, darüber dann die unter dem Namen Triforium bekannte Zwerggalerie, darauf die langen Oberlichtfenster, endlich sogar ein Dachreiter.

Das war noch ein sehr interessantes Mißverständnis des konstruktiven Gedankens, der in der modernen Warenhausfassade geborgen lag. Hier war das Facit einer alten Konstruktion in Renaissanceformen als Fassade aufgeklebt, es fehlte die innere Erfassung des Konstruierens selbst und ihre moderne Durchführung. In seinem Wertheimbau hat Messel diesen letzten Schritt gethan, darum wurde er der Pfadfinder, dem nun schon eine große Schar von Jüngern gefolgt ist. Messel führte einfach einige Riesenpfeiler, ohne jede größere horizontale Teilung, senkrecht von der Erde bis zum Dach, setzte in diese die Eisenträger ein und balancierte darauf das ganze große Warenhaus, das sich um einen Innenhof gruppierte. Er fand darin das moderne, neugotische Princip, er verzichtete auf jede Etikettenfassade, er ließ die Fassade sich aus ihren notwendigen Konstruktivitäten bilden, ein Triumph der nackten Funktionen. Hier war die Fassade nun endlich rein aus dem Inneren geboren, nur der ehrliche Ausdruck dieses Inneren, nur das Gesetz selbst: ganz genau wie es die moderne Villa vorher in ihrer Art durchgeführt hatte. Eine Interieurwand van de Veldes, eine Wohnhausfassade Sehrings, eine Warenhausfront Messels: das ist der Spiegel der modernen Zeit.



Ubbelohde: Kinderfries.



Moltke vor Paris mit Hauptmann von Burt und Oberstleutnant de Clair.

Moltke im Krieg und im Frieden.

Ein Erinnerungsblatt zur Jahrhundertfeier des General-Feldmarschalls

von

Fedor von Köppen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das ist des Kriegsgotts Wagenlenker,
Das ist der kühne Schlachtendenker,
Der Schweiger Moltke, Parchims Sohn —

Mit diesen Worten wies vor dreißig Jahren Emanuel Geibel auf den Mann hin, der, wenn er noch lebte, am 26. Oktober dieses Jahres seinen hundertsten Geburtstag unter uns feiern würde, und als solcher, als „des Kriegsgotts Wagenlenker“, als „der kühne Schlachtendenker“ lebt er noch heute in dem dankbaren Herzen des Volkes fort. Mit dem Zusatz: „der Sohn Parchims“, der kleinen Stadt in Mecklenburg, ist zugleich sein engeres Vaterland bezeichnet. Ob aber das Land Mecklenburg, wo er geboren ward, ob Holstein, von dessen Erde sein Vater eine kleine Scholle, das Rittergut Augustenhof bei Kiel, sein eigen

nannte, ob Preußen, dem er durch siebzig Jahre und unter fünf Königen mit Schwert und Geist diente, ein größeres Recht hatte, sich seine eigentliche und wahre Heimat zu nennen — die Frage ist damit nicht gelöst. Jedenfalls, und wenn er auch die zehn Jahre seiner militärischen Elementardienstzeit (von Herbst 1811 bis Dezember 1821) infolge der Zugehörigkeit des deutschen Herzogtums Holstein zur Krone Dänemark in der dänischen Kadettenanstalt zu Kopenhagen und als junger Leutnant in der dänischen Landarmee zubrachte, war Moltke ein Deutscher, und er war deutsch, nicht nur nach seinem Waffenkleide, sondern auch nach seinem Charakter, seinem innersten Wesen. Deutsch war der Kern, aus welchem unser Moltke hervorgewachsen. Das ist ja das Eigentümliche unserer deutschen Helden und großen Männer: ihr Heldentum beruht nicht auf den besonderen Anlagen und Fähigkeiten für ihren Beruf, sondern vor allem auf ihrer sittlichen Größe und Bedeutung. Gottesfurcht, Treue zu Kaiser und Reich, Pflichtgefühl, das sind die Grundwurzeln unseres deutschen Heldentums, das sind die Eigenschaften, die bei uns sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht, die Tugenden, die Throne stützen und Reiche erhalten und mit deren Erlöschen das Vaterland selbst aufhören würde zu bestehen.

Dieser menschliche und sittliche Kern ist bei unserem Moltke durch seine ganze Lebenszeit von seinen Mannesjahren an unverändert derselbe geblieben. Die Verhältnisse um ihn in der Nähe und Ferne haben sich geändert. Das Preußen, dem er vom Jahre 1822 an seine Dienste und vollen Kräfte durch beinahe siebzig Jahre widmete, ist selbst ein anderes geworden — Moltke ist derselbe geblieben unter fünf Königen, ob er die roten Schulterstücke des Leibregiments oder die karmoisinroten Streifen des Generalstabes, ob er den türkischen Fes oder die preußische Pickelhaube trug, ob er gegen Österreicher oder gegen Franzosen zu kämpfen hatte. Seine Kenntnisse und Erfahrungen haben sich geklärt und erweitert, er selber ist gewachsen mit seinen größeren Zwecken, aber in seinem Kern und in seinem innersten Wesen ist er immer derselbe geblieben unter fünf Königen, semper idem, „allezeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit."

Moltkes Familie soll bereits von dem deutschen König Heinrich dem Finkler in den Adelsstand erhoben worden sein. Sein Vater war ein braver preußischer Haudegen. Er hatte, nachdem er sich mit dem Fräulein Henriette Paschen, Tochter des Geheimen Finanzrats Paschen, vermählt (1797), als Hauptmann seinen Abschied aus dem preußischen Militärdienste genommen und sich zu Parchim in den Ruhestand niedergelassen.

Das ahnte wohl damals weder Vater noch Mutter, noch sonst jemand in der Welt, was das Knäblein, das am 26. Oktober 1800 in der Wiege die ersten Lebenszeichen von sich gab und bei der Taufe (2. November) nach seinem Vatersbruder, dem zu Parchim in Garnison stehenden mecklenburgischen Hauptmann Helmuth von Moltke, den Namen Helmuth erhielt, dereinst für ein großer Mann werden würde. In den „Erinnerungen aus meinem Leben, allein für meine lieben Kinder nach meinem Tode bestimmt", schrieb der Vater selbst vierzig Jahre nach der Geburt Helmuths: „Damals ahnte ich nicht, daß ich es noch vierzig Jahre erleben würde, daß dieser Sohn meine Freude, mein Stolz und mein Wohlthäter werden würde und daß diesem Kinde ein so seltener Lebenslauf bestimmt war, in welchem ihm so viele Gefahren gedroht haben."

Im Jahre 1811 brachte der Hauptmann von Moltke seine beiden Söhne Helmuth und Fritz nach Kopenhagen, um sie der dortigen königlich dänischen Landkadetten-Akademie zur Ausbildung für den Militärdienst zu übergeben, und im Januar 1819 wurde Helmuth von Moltke nach besonderer Offiziersprüfung als Leutnant bei dem königlich dänischen oldenburgischen Infanterieregiment, das seine Garnison zu Rendsburg hatte, angestellt.

Die engen Verhältnisse der dänischen Landarmee, welche neben der Flotte stets als das Stiefkind des Inselkönigreiches behandelt wurde und unter den europäischen Heeren eine untergeordnete Stellung einnahm, boten jedoch dem jungen Manne keine Befriedigung seines Ehrgeizes. Er sehnte sich nach einem

größeren Wirkungskreise. Im Jahre 1821 reiste Helmuth von Moltke mit seinem Vater nach Berlin. Hier sah er zum erstenmal einen Teil der preußischen Armee, welche damals noch mit den frischen Lorbeern aus den Befreiungskriegen geschmückt war und deren heldenmütige Führer, Blücher, Gneisenau, Bülow, York, die Bewunderung der Welt erregt hatten. Der Eindruck, welchen diese Armee auf den jungen dänischen Offizier machte, war so mächtig, daß er seitdem keinen lebhafteren Wunsch hatte, als zu ihr überzugehen. Er teilte diesen Wunsch seinem Regimentschef, dem Herzog von Holstein-Beck, mit, und dieser unterstützte seinen Plan.

So begann Moltke, nachdem er seine ersten Leutnantsjahre im dänischen Dienste verlebt hatte, 1822 seine militärische Laufbahn in Preußen unter König Friedrich Wilhelm III. Er suchte nach dem ersten Jahre seiner praktischen Dienstleistung im Leibregiment durch den Besuch der Königlichen Allgemeinen Kriegsschule seine Kenntnisse zu erweitern.

Durch seine Leistungen auf der Kriegsschule wie im Topographischen Bureau erwarb sich Moltke die Anerkennung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten. Gleichzeitig erregte er aber auch die Aufmerksamkeit einer hochstehenden Persönlichkeit, die auf die Gestaltung seines späteren Lebens den entscheidendsten Einfluß gewann. Es war dies kein anderer als der Prinz Wilhelm von Preußen, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm I. Wir geben hier wieder, was dieser selbst in seinem letzten Lebensjahre einem bekannten Staatsmann darüber mitteilte:

„Es war in den zwanziger Jahren," erzählte Kaiser Wilhelm, „als ich einmal bei der Revue über ein brandenburgisches Regiment den Kommandeur nach dem Namen eines jungen, spindeldürren Offiziers fragte, bei dem mich der geistige Ausdruck der Physiognomie frappiert hatte. — ‚Das ist ein junger Herr von Moltke,' war die Antwort, ‚der aus Dänemark zu uns herübergekommen ist.' — Wenige Monate darauf wurden mir," fuhr der Kaiser fort, „zur Prüfung die Offiziersarbeiten aus jenem Regiment vorgelegt. Ich fand darunter eine Abhandlung über die Verteidigung von Kopenhagen, deren fein durchdachte Ausführungen mich ungemein wohlthuend berührten. Als ich nach dem Namen des Verfassers sah, fand ich unter der Arbeit den Namen: ‚Hellmuth von Moltke' und erinnerte mich sofort, daß dieser junge Offizier mir bereits bei der Parade aufgefallen war. Ich las nun die Arbeit noch einmal aufmerksam und übersandte sie mit einem eigenhändigen Vermerk dem Chef des Generalstabes (General von Müffling)."

Einige Monate später wurde Moltke unter Beförderung zum Premierleutnant in den Generalstab versetzt (1834). Prinz Wilhelm war es somit, welcher seinem und unserem Moltke die Thore zu seiner späteren großartigen Laufbahn öffnete.

Moltke machte darauf auch eine praktische Schule für die höhere militärische Laufbahn während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der Türkei (1835 bis 1839) als „Müsteschar", d. i. als militärischer Ratgeber bei dem Oberbefehlshaber der türkischen Truppen, Hafiz-Pascha, in dem Kriege gegen Ägypten durch. Dort in der Vereinsamung, fern von dem Vaterlande, unter ihm völlig fremdartigen Verhältnissen, als Berater eines Generals, der ihn nie ganz verstand und der seine Unwissenheit und Schwachmütigkeit durch einen noch höheren Grad von Starrköpfigkeit zu verdecken suchte, sammelte der Hauptmann von Moltke manche praktischen Kenntnisse und Erfahrungen, die er später zu Heil und Nutzen seines höchsten Kriegsherrn und seines Vaterlandes verwertete.

Unter König Friedrich Wilhelm IV. zum Chef des Generalstabes des 4. Armeekorps in Magdeburg ernannt (1846), blieb Moltke bestrebt, die von ihm gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen, soweit sein Wirkungskreis reichte, der preußischen Armee zum Eigentum zu machen. Er wachte, daß auch unter der friedlichen Regierung dieses Fürsten, welchem die politischen Demütigungen für Preußen nicht erspart blieben, der kriegerische Geist der Armee derselbe blieb. Er schärfte in dem Generalstab und durch ihn unablässig die geistigen Waffen des preußischen Heeres, welche in den folgenden Kriegen mehr und mehr die Hauptwaffen Preußens und Deutschlands wurden.

So wie Moltkes Wert und Bedeutung in seinem Berufe auf das engste mit seiner

sittlichen Größe zusammenhing, so beruhte auch seine Kriegskunst nicht auf einer Bereicherung der strategischen Wissenschaft durch neue Regeln und Lehrsätze, sondern auf der von ihm angestrebten und zum großen Teil erreichten Verbindung des kriegerischen mit dem volkstümlichen, d. i. mit dem geistigen und sittlichen Elemente des Volkes. Die Kriegskunst Moltkes bot daher im wesentlichen nichts Neues; es waren die Grundgedanken, die in der preußischen Armee seit Friedrich dem Großen und seit Blücher sich eingelebt hatten, welche in seinen strategischen Plänen immer wiederkehrten. Er war mit dem Charakter seines Volkes eng vertraut; er wußte, wie weit die preußische Strategie und Taktik jener Zeiten — der Geist der Initiative und Offensive, in welcher Preußen sich keinen Gegner zuvorkommen lassen durfte („sondern die Preußen sollen allemal den Feind attackieren"), und das tapfere „Vorwärts", welches in den Befreiungskriegen durch Blücher verkörpert wurde — auch jetzt noch dem kriegerischen Geiste des preußischen Volkes und Heeres entsprachen. Er lehrte auch die technischen Fortschritte der Zeit (Eisenbahnwesen und Elektricität) für die Kriegszwecke verwerten. Moltkes Pläne waren überraschend einfach, frei von jeder Künstelei, weil sie nur auf gesunder, klarer Einsicht beruhten; sie waren oft gewagt, aber stets ausführbar, weil sie sich unmittelbar an die wirklichen Verhältnisse hielten und auf eine richtige Schätzung der eigenen, wie der feindlichen Mittel und Kräfte begründet waren. Mit der Großartigkeit der Reflexion und der genialen Kühnheit seiner Entwürfe verband Moltke jene antike Einfachheit und edle Bescheidenheit, die ihn mit seiner Person hinter der Sache oder auch hinter der Person, der er diente, vollständig zurücktreten und ihn mit objektiver Ruhe der Ausführung seiner Ideen und seiner Pläne durch die dazu berufenen Werkzeuge — seine Unterbefehlshaber und Truppen — harren ließ.



Moltkes Geburtshaus in Parchim.

Mit der Regierung König Wilhelms I. (1861) trat Moltke in die Meisterjahre seines Lebens ein. Schon als der Prinz von Preußen die Regentschaft für seinen erkrankten königlichen Bruder führte, hatte er Moltke zum Chef des Generalstabes der preußischen Armee ernannt (1857 mit der Führung der Geschäfte beauftragt, 1858 endgültig zum Chef ernannt), und in dieser Stellung sehen wir ihn in zwei großen Kriegen an der Seite seines Königs und Kriegsherrn, dem mit hingebender Treue zu dienen ihm für die höchste Freude und Ehre seines Lebens galt.

In dem ersten dieser beiden Kriege — dem Kriege Preußens mit Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland — zeigten sich Moltkes strategische Maßnahmen besonders in zwei Momenten als hochbedeutungsvoll für den Verlauf, ja für den Ausgang des ganzen Krieges: in der Einleitung des Krieges und in der Disposition zu der ersten und entscheidenden Schlacht.

Über die Einleitung des Feldzuges von 1866 sprach Moltke selbst sich folgendermaßen aus:

„Erst in meinem sechsundsechzigsten Lebensjahre ist mir das Glück geboten worden, thätigen Anteil an einem Feldzuge zu nehmen, welcher für die Zukunft Preußens und Deutschlands von entscheidendem Erfolge geworden ist. Nächst Gottes Willen und der Tapferkeit der Truppen sind für den Ausgang der Sache zwei Rücksichten entscheidend geworden: die ursprüngliche Verteilung der diesseitigen Streitkräfte auf den verschiedenen Kriegstheatern und ihre Versammlung auf dem Schlachtfelde.

„Offenbar war Österreich der mächtigste und der bereiteste Gegner; mit seiner Niederwerfung mußte das Bündnis aller übrigen Feinde auseinanderfallen, die zwar gegen Preußen einig, unter sich aber uneinig und ohnehin noch nicht versammelt waren. Es war eine kühne, aber entscheidende Maßregel, daß gleich anfangs alle neun Armeekorps nach dem Centrum der Monarchie in Bewegung gesetzt, der Schutz der Rheinprovinz einem gleichsam improvisierten Heere — aus der 13. Division und den in den Bundesfestungen und in den Elbherzogtümern abkömmlich gewordenen Truppen — anvertraut blieb.

„Der Transport von 285000 Mann war in der angegebenen Frist nur durch gleichzeitige Benutzung aller Eisenbahnlinien möglich, diese enden aber bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz und Freiburg an den Landesgrenzen. Dort mußten die zuerst anlangenden Echelons notwendig das Eintreffen der letzten abwarten, um die Korps in sich zu sammeln ...

„Eine andere geographisch gebotene Notwendigkeit, welche durch keinerlei Anordnungen zu umgehen, war, da die Österreicher in Böhmen auf der inneren Operationslinie zwischen der Mark Brandenburg und Schlesien standen, daß Berlin wie Breslau durch selbständige Armeen geschützt werden mußten. Die Vereinigung beider konnte nur nach vorwärts bewirkt werden, diese Richtung führte aber auf feindliches Gebiet, sie führte unmittelbar zum Kampfe.

„Sehr achtenswerte Stimmen waren laut geworden, welche aussprachen, daß bei einem Kampfe von ‚Deutschen gegen Deutsche‘ Preußen nicht den ersten Schuß thun dürfe. Allein der König und seine Räte erkannten, daß jedes weitere Zuwarten den Staat in Gefahr brachte. Österreich hatte die Initiative der Rüstungen ergriffen, Preußen erfaßte diejenige des Handelns und schrieb dadurch für die ganze Folge dem Gegner das Gesetz vor. Hätte man das Überschreiten der sächsischen Grenze um vierzehn Tage verschoben, so würde man heute aller Wahrscheinlichkeit nach die Schlachtfelder des Krieges auf der Landkarte von Schlesien zu suchen haben.

„Wenige Märsche genügten, um die beiden Hauptarmeen auf der Linie Bautzen-Glatz an der böhmischen Grenze zu versammeln, aber die schließliche Vereinigung konnte nur durch Verdrängung des Feindes und durch Gefechte erreicht werden. Mit welcher Tapferkeit und welchem guten Erfolge diese geschlagen wurden, ist bekannt. Zehn Tage genügten, um die Österreicher zur Entscheidungsschlacht zu nötigen.“

Die beiden Heere, welche die Entscheidungsschlacht gegeneinander kämpfen sollten, standen in der Nacht vom 2. zum 3. Juli 1866 mit ihren Spitzen in der Entfernung von nahezu einer Meile einander gegenüber, ohne daß eines die nahe Anwesenheit des anderen ahnte. Das königliche Hauptquartier war am 2. Juli in Gitschin angekommen, und König Wilhelm hatte den gemeinsamen Oberbefehl über die drei preußischen Armeen übernommen. Nach den höchst anstrengenden Märschen und Gefechten der letzten Tage war für die sämtlichen Truppen den nächstfolgenden Tag Ruhe befohlen.

Um elf Uhr nachts hörte man Hufschläge auf dem Marktplatze von Gitschin. Ein Reiter hielt vor dem Hause, wo der Chef des Generalstabes der Armee von Moltke sein Quartier hatte, gab die Zügel seines Pferdes der ihn begleitenden Ordonnanz und eilte in die Wohnung des Generals hinauf. Es ist der Generalstabschef der Ersten Armee, General von Voigts-Rhetz, welcher aus dem Hauptquartier der Ersten Armee (Prinz Friedrich Karl) kommt. Wenige Minuten darauf sehen wir beide Generale, Moltke und Voigts-Rhetz, sich zum Vortrage bei dem Könige begeben. Dieser erhebt sich sogleich vom Lager und läßt auch die übrigen Generale des Hauptquartiers, von Roon, von Alvensleben, von Treskow, zu sich bescheiden.

Dies war die große Stunde, in welcher die wichtigste Entscheidung des Krieges vorbereitet ward.

Nach den bei der Ersten Armee eingegangenen zuverlässigen Meldungen stand die feindliche Hauptmacht am Nachmittag des 2. Juli nicht mehr — wie bisher angenommen — konzentriert auf dem rechten, sondern mit einem großen Teile bereits auf dem linken Ufer der oberen Elbe, nordwestlich von Königgrätz, hinter dem Abschnitte der Bistritz. Der Feind schien danach willens, mit seiner Hauptmacht die Offensive gegen die Erste Armee zu ergreifen und einen Vorstoß gegen die noch getrennten Heeresteile zu unternehmen.



Helmuth von Moltke, königl. preußischer General-Feldmarschall.

Die Frage war nun, ob es dem Prinzen Friedrich Karl überlassen bleiben solle, sich in einer Defensivstellung allein mit seinen eigenen Kräften des drohenden Angriffes zu erwehren, oder ob man der beabsichtigten Offensive des Feindes durch eine noch viel kühnere eigene Offensive zuvorkommen solle.

Um für die letztere auch die Mitwirkung der Zweiten Armee (Kronprinz von Preußen) zu gewinnen, war die Vereinigung mit dieser vorwärts zu suchen und konnte wahrscheinlich erst auf dem Schlachtfelde selbst

erreicht werden. Dabei kam es in Frage, ob die Armee des Prinzen Friedrich Karl im stande sein würde, dem überlegenen Andrange des Feindes bis zur Ankunft der Zweiten Armee Widerstand zu leisten und ob der Kronprinz mit seinen durch die Märsche und Gefechte der vorangegangenen Tage ermüdeten Truppen den Anschluß an die Erste Armee noch rechtzeitig erreichen würde, um entscheidend in die Schlacht eingreifen zu können. Jedenfalls war es ein Wagnis, die Vereinigung der beiden Armeen, welche durch ein Aneinanderschieben in der Frontlinie oder durch eine Konzentration rückwärts in den nächsten Tagen sich ohne Kampf bewerkstelligen ließ, nun von der Entscheidung der Waffen abhängig zu machen; aber es war ein Wagnis, welches dem Geiste der Führer und der Truppen entsprach, die den Kampf herbeisehnten und an dem Siege nicht zweifelten, ein Wagnis, welches in der altpreußischen Tradition begründet war, wonach das Kühnste auch allemal das Sicherste ist. Denn das alte Blüchersche Vorwärts hatte in dem preußischen Heere noch seinen vollen Metallklang, und die Leistungsfähigkeit der Truppen wuchs, je höhere Anforderungen an sie gestellt wurden. Das mochte auch der große Stratege im preußischen Hauptquartier erwogen haben, bevor er sich zu wagen entschloß; denn sein Entschluß war bereits in dem Augenblick gefaßt, als er sich zum Vortrag bei dem Könige begab.

Bald nach Mitternacht sehen wir den General von Voigts-Rhetz in Gitschin wieder sein Roß besteigen und sich auf den Rückweg nach Kamenitz begeben. Gleichzeitig sprengt ein anderer Offizier, der Flügeladjutant Oberst Graf von Finkenstein, in anderer Richtung von dannen, um dem Kronprinzen, Oberbefehlshaber der Zweiten Armee, im königlichen Auftrage direkt ein Schreiben des Generals von Moltke zu überbringen, dessen Hauptstelle lautete:

Ew. Königliche Hoheit wollen zugleich die nötigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der Ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu können, und dabei sobald als möglich eingreifen.

gez. von Moltke.

In diesen wenigen Worten lag also der Keim zu der wichtigsten Entscheidung des Feldzuges.

Zwischen acht und neun Uhr morgens traf der König mit seinem Generalstabschef und zahlreichem Gefolge auf der Höhe bei dem Dorfe Dub ein. Hier bestieg er sein Pferd und ritt bis an den Rand der Höhe vor. Vor ihm im Grunde floß die Bistritz; unten an der Straße nach Königgrätz, eineinhalb Meilen nordwestlich dieser Festung, lag Sadowa mit der Brücke über den Bistritzbach, dahinter ein Wald und noch weiter gegen Osten, amphitheatralisch ansteigend, ein mit österreichischen Batterien gekrönter Höhenzug, über dem Sadowawalde die so berühmt gewordenen Höhen von Lipa und Chlum, der eigentliche Schlüssel der feindlichen Stellung.

Bald nach seinem Eintreffen gab der König für die Erste Armee den Befehl, zum Angriff zu schreiten, um sich in Besitz der Bistritz-Linie zu setzen. An der Hartnäckigkeit der österreichischen Verteidigung und der Heftigkeit der Gegenstöße erkannten die preußischen Heerführer, daß sie es nicht — wie vorher angenommen — mit einem beträchtlichen Teile, sondern mit der vereinigten österreichischen Nordarmee unter Benedek zu thun hatten.

Es ist zwischen ein und zwei Uhr mittags, die ernsteste Stunde der Schlacht! Schon sind die Reihen des preußischen Fußvolkes durch das überlegene österreichische Geschützfeuer stark gelichtet, schon hat Fransecki, der „Fanatiker der Pflicht“, im Walde von Benatek (Swiepwalde) sein historisches „Hier bleiben wir“ den Seinigen zugerufen, schon sind die Reserven der Ersten Armee, das brandenburgische Korps mit den „Düppelstürmern“, unter den Augen des Königs vorüber, zur Unterstützung des bedrängten preußischen Centrums vorgezogen, und wie einst Wellington auf dem Schlachtfelde von Waterloo die Hilfe Blüchers herbeisehnte, so richteten sich von der Höhe von Sadowa her immer wieder die Blicke nach der Gegend, aus der man den Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete.

Mit unveränderter Seelenruhe, als handelte es sich nur darum, das Ergebnis eines einfachen Rechenexempels zu ziehen, hin und

wieder das Fernglas vor das Auge haltend und nach den Hügelkuppen richtend, zwischen denen die Dörfer Horenowes, Masloweb, Rosberitz und Chlum, die Hauptstützpunkte des österreichischen rechten Flügels und Centrums, sichtbar wurden, im Herzen das stolze Bewußtsein, alles eingeleitet und gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, um die von ihm als gerecht erkannte Sache zum Siege zu führen und es nun Gott anheimgebend, die Menschenkraft zur Vollstreckung seines Willens zu stärken, so harrte Moltke an der Seite des Königs auf das Eintreffen der Spitzen der Zweiten Armee — und sie kamen. Die österreichischen Angriffe gegen den linken Flügel der Ersten Armee wurden matter und matter, und die Linien der Zweiten (kronprinzlichen) Armee rückten unter Kanonendonner gegen die rechte Flanke der österreichischen Stellung vor.



Frau Marie von Moltke, geb. von Burt.
(Nach einem Original aus dem Verlage von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin.)

„Jetzt ist Ew. Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen," sagte Moltke, zum Könige gewandt, mit leuchtendem Antlitz, und wie zur Bestätigung seiner Worte traf die Meldung ein von der Erstürmung der Höhen von Chlum und Lipa, im Rücken des österreichischen Centrums, durch die preußischen Garden.

Die Schlacht bei Königgrätz führte zu dem Ziele, welches nach Moltke die größte Wohlthat im Kriege ist, nämlich zur „raschen Beendigung des Krieges" durch die Friedenspräliminarien von Nikolsburg, denen der Friede zu Prag folgte.

Wie man in der österreichischen Armee damals über die preußische Strategie, die zu der Schlacht bei Königgrätz führte, und über unseren großen Strategen Moltke dachte, darüber sollte ich bald einiges Nähere erfahren. Es war zwei Jahre nach der Schlacht bei Königgrätz, da führte mich mein Lebensweg in die österreichische Hauptstadt. Ich wohnte in einem Hotel ersten Ranges und saß um die Mittagszeit an einem Tische allein für mich. An einem Nachbartisch gewahrte ich einige österreichische Offiziere bei einer Flasche Vöslauer. Sie waren in lebhaftem Gespräch über die Begebenheiten des Krieges von 1866 begriffen. Die Unterhaltung wurde so laut geführt, daß ich, obgleich anfangs nicht darauf hörend, doch mit der Zeit immer aufmerksamer wurde, zumal da die Herren mich dabei scharf ins Auge nahmen, als ob sie auch meine Ansicht zu hören wünschten.

„Ja, diesmal sind die Preußen noch so davongekommen, aber zehn andere Male würde es ihnen schlecht bekommen," sagte der Ältere unter den Österreichern sehr laut und bestimmt.

Die beiden anderen rückten zusammen und sahen mich gleichsam fragend an.

So herausgefordert, trat ich an den Nachbartisch heran, stellte mich den Herren vor und bat um die Erlaubnis, mich an ihrer Unterhaltung zu beteiligen.

„Nicht wahr," sagte der Ältere nach der Gegenvorstellung statt der Antwort, „das werden Sie uns bestätigen müssen: die Herren Preußen haben bei Königgrätz auch viele Fehler gemacht?"

Ich bejahte lachend: „Ei, wozu wären sonst die Fehler da, wenn sie nicht gemacht werden sollten!"

„Nun ja! Aber jeder Fehler muß bestraft werden, und dieses Mal hat die Strafe nicht den Rechten getroffen, sonst wäre der Moltke bei Königgrätz geschlagen worden, er hat ganz falsche Dispositionen getroffen —"

„Darin kann ich Ihnen nicht beistimmen."

„Das können Sie nicht, weil Sie halt ein Preuße sind; aber ich will es Ihnen sagen: niemals darf der General die Vereinigung seiner Truppen auf dem Schlachtfelde selbst suchen."

„Nun, dieses Mal war doch die Ausnahme von der Regel gerechtfertigt —"

„Nit gerechtfertigt, aber der Fehler hat sich nit gestraft. Der Sieg ist Ihnen durch einen Zufall zu teil geworden. Von Rechtswegen hätten Sie geschlagen werden müssen."

„Ja, moralisch haben wir eigentlich gesiegt," sagte jetzt einer der beiden jüngeren Offiziere mit apodiktischer Bestimmtheit, der sich berufen fühlte, der Meinung seines Obersten zu Hilfe zu kommen.

„Nun, wenn es denn ein Fehler gewesen sein soll," setzte ich den Angriff gegen meinen Hauptgegner, den österreichischen Obersten, fort, „welcher durch die Tapferkeit unserer Truppen so schnell in einen Sieg verwandelt ward, so haben wir dies noch insbesondere unserer Taktik zu danken."

„Sie haben halt a anderes Taktik'l als wir Österreicher," versetzte der Oberst.

Wir hoffen, daß die Österreicher, unsere guten Kameraden und treuen Verbündeten, jetzt einen anderen Maßstab an die Beurteilung unserer und der Moltkeschen Strategie anlegen und daß sich die früheren militärischen Gegensätze, die sich politisch längst ausgeglichen, jetzt auch praktisch versöhnt haben. —

Moltkes Strategie bewährte sich in dem Kriege des vereinigten Deutschland gegen Frankreich (1870) aufs neue glänzend in den Erfolgen, die sich nach dreitägigem blutigem Ringen bei Metz in der Einschließung der französischen Rheinarmee, nach der Schlacht bei Sedan in der Kapitulation der Zweiten französischen Hauptarmee und der Gefangennehmung des Kaisers Napoleon und nach der Einschließung der befestigten Hauptstadt Frankreichs in der Kapitulation von Paris und dem Friedensschluß von Versailles kundgaben.

Es sei dem Verfasser gestattet, hier über eine Begegnung mit dem General-Feldmarschall Grafen von Moltke zu berichten, die einige Zeit nach dem Kriege stattfand.



Moltkes Wohnhaus in Creisau.

Ich hatte einen Aufsatz über „General-Feldmarschall Graf von Moltke und seine

Kriegführung" geschrieben. Der Erfolg, welchen dieser Aufsatz hatte, regte mich neben mehrfachen anderweiten Aufforderungen an, ein umfassenderes Lebensbild des großen Mannes zu bearbeiten. Hierfür war es mir von hohem Interesse, von dem Feldmarschall zu einer wenn auch nur flüchtigen Unterredung angenommen zu werden. Ein höherer Offizier, dem ich meinen Wunsch mitteilte, war so liebenswürdig, mir zur Erfüllung behilflich zu sein, und machte zugleich den Feldmarschall auf jenen Aufsatz von mir aufmerksam. Moltke nahm diesen zu meiner großen Freude entgegen und erklärte sich bereit, meinen Besuch zu empfangen. Ich begab mich nun zunächst in das Generalstabsgebäude zu Berlin am Königsplatz, um jenem Herrn für seine erfolgreiche Vermittelung zu danken. Dieser ging sogleich, um mich bei dem Feldmarschall anzumelden. „Seine Excellenz sind zwar soeben im Begriff, zur Meldung zu Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland zu fahren," sagte er bei seiner Rückkehr, „wollen Sie aber doch wenigstens für kurze Zeit gern sprechen."

Eine Ordonnanz führte mich darauf in das Arbeitszimmer des Feldmarschalls. Er saß in der russischen Feldmarschallsuniform an seinem Arbeitstische, mit der Durchsicht von Papieren beschäftigt.

„Ich habe Ihren Aufsatz da mit Interesse gelesen," sagte er, indem er mir winkte, Platz zu nehmen. „Sie sind ja ein scharfer Kritiker," fügte er lächelnd hinzu; „man muß sich ja vor Ihnen in acht nehmen."

Die Stelle meines Aufsatzes, welche Moltke im Sinne hatte, bezog sich auf die Einleitung der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat (am 18. August 1870) durch die bekannte große Rechtsschwenkung der Zweiten Armee; sie lautete:

„Diese Rechtsschwenkung, durch welche also die Armee mit der Front nach Osten, den Rücken gegen Paris zu stehen kam, war ein ebenso schwieriges als gewagtes Manöver. Schon die Leitung der Marschbewegungen eines Armeekorps, welches auf der Landstraße von der Tete bis zur Queue, von den vordersten bis zu den letzten Truppen, die Tiefe eines Tagesmarsches (drei Meilen) einnimmt, hat ihre Schwierigkeiten. Dieselben steigern sich, wenn mehrere nebeneinander



Der Grabtempel zu Creisau.

marschierende Armeekorps plötzlich und — wie es hier geschah — in der Schlacht selbst angesichts des Feindes eine veränderte Direktion erhalten. Bei dem nun folgenden Angriff mit umgekehrter Front war die Armee der Gefahr ausgesetzt — wenigstens zeitweise — ihre Verbindungen über die Mosel nach Deutschland aufgeben zu müssen; denn für den, wenn auch nicht wahrscheinlichen, so doch immer möglichen Fall eines Mißlingens dieses Angriffes würde die geschlagene Zweite Armee ihren Rückzug über die Moseldefileen schwerlich zu bewerkstelligen vermocht, dieselbe würde vielmehr wahrscheinlich Befehl erhalten haben, auf die Dritte Armee auszuweichen, welche während der Schlachttage bei Metz die Gegend von Nancy-Luneville erreicht hatte."

„Sie haben ja recht," sagte Moltke, „diese Einleitung der Schlacht mit der Rechtsschwenkung einer ganzen Armee war ein schwieriges und gewagtes Manöver, aber man weiß ja doch auch, was man wagt und mit wem man es wagt. Was ein französischer Marschall seinen Truppen damals allerdings nicht hätte zumuten dürfen, das konnten König Wilhelm und seine Generale mit ihrer Armee im Vertrauen auf ihre Disciplin und bewährte Tüchtigkeit und in voller

Zuversicht auf den glücklichen Erfolg getrost wagen."

Ich dankte für die Belehrung, konnte jedoch nicht unterlassen, zu meiner Rechtfertigung auf das hinzuweisen, was in demselben Aufsatze über den Krieg von 1866 gesagt war und was ganz mit den von Moltke soeben ausgesprochenen Grundsätzen übereinstimmte.

„Ja," sagte Moltke, „die Leute glauben oft, die Strategie lasse sich erlernen wie eine Wissenschaft, die in eine bestimmte Summe von Regeln und Lehrsätzen gebannt ist — das ist aber grundfalsch! Man braucht zu der Strategie nichts als seinen gesunden Menschenverstand, aber allerdings, **den braucht man!**"

Wir möchten hinzufügen: Man braucht auch die Charaktergröße, Willensstärke und Thatkraft und vor allem die moralischen Eigenschaften eines Moltke, um eine Strategie in seinem Geiste durchzuführen!

Moltke hatte als General-Feldmarschall (seit 16. Juni 1871) die höchste militärische Stellung und wohl auch die höchste Stufe des Ruhmes erreicht, der einem Sterblichen beschieden. Er hätte nach dem Kriege 1870/71 bei seinem Alter, zufrieden mit dem, was er geleistet und was er errungen, sich in den Ruhestand auf seinen Landsitz, das Rittergut Creisau bei Schweidnitz in Schlesien, zurückziehen können, welches er sich (1887) mit der ihm vom Staate als Nationalbelohnung für seine vaterländischen Verdienste gewährten Dotation (von 300000 Thalern) erworben hatte; er erachtete es indessen für würdiger und schöner, nach allem, was er geleistet, seine Kräfte noch bis zum letzten Atemzuge dem Dienste des Kaisers und des Reiches zu widmen.

Wenn es dem Kaiser Wilhelm I. — vorzüglich durch Moltkes Mitwirkung und Kriegführung — gelungen war, die größte geschichtliche Schöpfung unseres Jahrhunderts, das Deutsche Reich, als eine Schutzmacht des europäischen Friedens ins Leben zu rufen, so war der greise Feldmarschall jetzt während des Friedens bedacht, diese großartige Schöpfung auch für die Zukunft gegen alle Gefahren und Anfechtungen von außen wie von innen sicher zu stellen; denn: „was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen," so sagte er selbst, „das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird!"

Deshalb lag Moltke auch nach dem Frieden nicht allein seinem Berufe als Chef des Generalstabes der Armee mit demselben Eifer und derselben Pflichttreue wie zuvor ob, sondern er nahm auch die Wahl als Abgeordneter zu dem Deutschen Reichstage, als Vertreter des Wahlkreises Memel-Heydekrug, an.

Am Schluß einer sechzigjährigen thatenreichen Dienstzeit (1879) überlegte Moltke doch, so schwer es ihm auch werden mochte, den Dienst des Königs zu verlassen, und ob er nicht wohlthue, jüngeren Kräften das Feld zu räumen. Der König kam jedoch der Einreichung eines formellen Abschiedsgesuchs durch den Hinweis zuvor, daß er selbst ja noch drei Jahre älter als Moltke sei und doch auf seinem Posten ausharren müsse. Jedoch bestimmte er einige Zeit darauf den Generalquartiermeister der Armee, General Grafen Waldersee, zum Stellvertreter des Feldmarschalls in seiner Stellung als Chef des Generalstabs der Armee, auf welchen nun auch ein Teil der Dienstgeschäfte des letzteren überging. Es war dadurch einerseits die Thätigkeit in der Geschäftsführung des Generalstabschefs der Armee vorgesehen und andererseits auch der Nachfolger bestimmt, welcher das Lebenswerk Moltkes dereinst fortzuführen am berufensten war.

Im Sommer, wenn der Reichstag geschlossen und die Dienstgeschäfte weniger dringend waren, pflegte Moltke wenigstens einige Monate auf seinem Landsitze Creisau zuzubringen. Es hat einen eigentümlichen Reiz, den Mann, den wir auf dem Schlachtfelde, auf der Höhe des Kriegsruhmes gesehen haben, auch hier in der Stille seines Privatlebens aufzusuchen. So wie Moltke lieber seine Thaten reden ließ, als selber redete, so war auch über sein Privatleben bisher im ganzen nur wenig bekannt. Erst nach dem Tode des Feldmarschalls hat auch diese Seite seines Lebens in den von der Familie des Verstorbenen herausgegebenen „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke" (Berlin 1892, Mittler

u. Sohn) gebührende Berücksichtigung gefunden.

Moltke hatte seine Gemahlin, geborene Miß Mary Burt, mit der er fünfundzwanzig Jahre lang in glücklicher Ehe zusammen gelebt, bereits 1868 durch den Tod verloren. Er lebte jetzt in Creisau mit der Familie seines Neffen, des Hauptmanns Helmuth von Moltke, zusammen, dessen Gemahlin, geborene Gräfin von Moltke-Holtfeld, seine Häuslichkeit leitete.

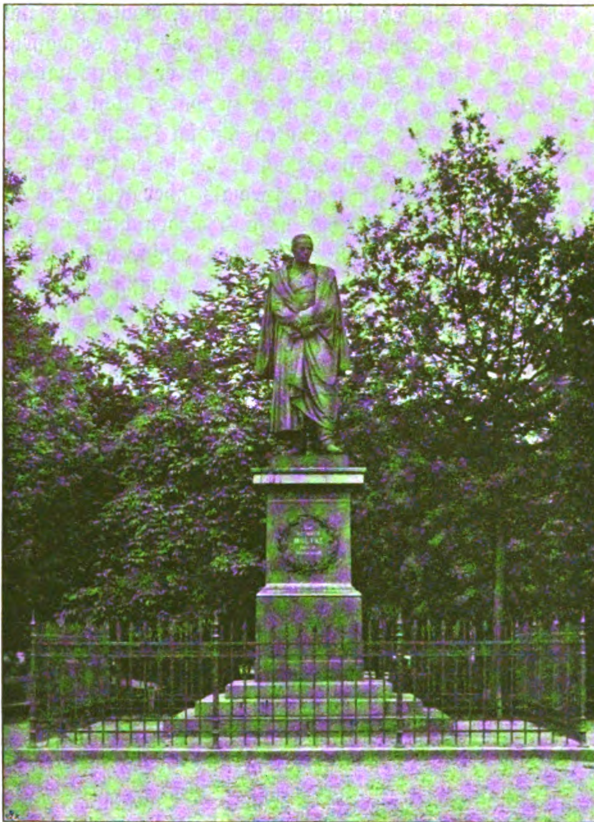
Lebendiges Naturgefühl und Liebe zur ländlichen Einsamkeit, deren Quelle, wie Humboldt sagt, in den Tiefen eines großen und edlen Charakters liegt, waren Moltke in hohem Grade eigen. Hier in Creisau widmete er seine besondere Aufmerksamkeit der Bewirtschaftung des Gutes und erfreute sich an dem Anblick der lieblichen schlesischen Hügellandschaft, aus welcher die dichtbewaldeten Häupter des Zobten und der Eule hoch emporragen. Hier wanderte der Feldmarschall — ein preußischer Cincinnatus — in den Wirtschaftsräumen umher, prüfte das Korn auf der Tenne, das Vieh im Stalle, gab hier und da dem Inspektor und den Aufsehern Vorschriften und wandte sich dann nach dem Garten, dem Schlosse zu.

Eine Hauptfreude war ihm die Anlage und Pflege des Parks. Sorgsam verfolgte er das Wachsen und Gedeihen der Sträucher und Bäume; mit großer Mühe suchte er oft den Pflanzen aufzuhelfen, die nicht recht vorwärts kommen wollten; denn in dem Zuge seiner Natur lag es ja, den Schwachen zu helfen. Die Eiche war sein Lieblingsbaum, sie zog er in verschiedenen Arten in selbstangelegten Pflanzgärten, um sie hinauszusetzen an Wege und Stege, und obwohl er wußte, daß sie erst späteren Generationen Schatten spenden würde, stand er doch unermüdlich im Sonnenbrand, die jungen Stämme richtend, die schwachen stützend, die zu rasch treibenden beschneidend. „In hundert Jahren wird es hier hübsch sein," pflegte er zu sagen, „und meine Nachkommen werden ihre Freude an den Eichen haben."

Jahr um Jahr führte er die Anlagen weiter, immer an das anknüpfend, was vorher geschaffen war. Mit achtundsechzig Jahren hatte er angefangen, die ersten Bäume zu setzen, und mit neunzig Jahren wandelte er unter ihnen dahin, noch selber sich freuend an dem Werke, das er geschaffen. Kein Tag verging, an dem er nicht stundenlang im Freien gewesen wäre; nicht Sturm, nicht Regen konnten ihn im Zimmer zurückhalten. Oft vergaß er bei schlechtem Wetter seinen Überrock, niemals aber seine Baumschere. Überschuhe und Regenschirm gab es nicht für ihn, aber der Stock, auf den er sich stützte, ließ sich zur Baumsäge spannen.

Stets legte er selber Hand an, und oft setzte er seine Angehörigen in Besorgnis, wenn die Stunde des Mittagessens schlug und er nicht heimkehrte. Dann fand man ihn nach langem Suchen mitten im Gebüsch vergraben in voller Arbeit, oft ganz erschöpft von Hitze und Sonnenbrand, alles um sich her vergessend, in mühsamer Thätigkeit. Oder er saß, von der Arbeit ruhend, auf einer kleinen Holzbank unter einer mächtigen Eiche und blickte mit stillem Sinnen in den Frieden der Natur hinaus. Vor ihm breiten sich Parkwiesen aus, begrenzt von der Peile, die leise murmelnd dahinfließt, zur Rechten eingefaßt von hoher Tannenwand, während links der Blick hinüberschweift bis zum fernen Gebirge. Die Zweige der Eiche wölben ihr schattiges Dach über dem Ruhenden, und auf der grünen Fläche vor ihm spielt der Sonnenschein. Lässig sitzt er da, etwas zurückgelehnt, wie ein von der Arbeit müder Mann. Eine vornehme Grazie aber liegt über der ganzen Erscheinung. Das eine Bein ist über das andere geschlagen, die schlanken Hände halten über dem Knie gekreuzt ein rotseidenes Taschentuch, der langschößige schwarze Rock ist bestäubt, die Krawatte verschoben, der breitkrempige graue Filzhut zerdrückt; aber nicht auf diese Äußerlichkeiten richtet sich die Aufmerksamkeit der Herantretenden. Sie wird gefesselt von dem feingeschnittenen Profil des geistvollen Kopfes, der sich scharf von dem dunklen Hintergrunde der Tannen abhebt, und von dem klaren Blick der wunderbaren, hellgrauen Augen, in deren Glanz etwas liegt von dem Blitz des geschliffenen Edelsteins.

So konnte es kommen, daß der sonst so pünktliche die Stunde der Mahlzeit versäumte. Hunger und Durst mahnten ihn nicht, sie waren Empfindungen, die er kaum zu kennen schien. „Ich habe in meiner Ju-



Moltkes Standbild in Parchim.

gend mich so an den Hunger gewöhnt, daß ich ihn jetzt nicht bemerke," pflegte er zu sagen. Mäßig in allen Lebensgewohnheiten, war er auch mäßig im Essen und Trinken.

Moltke hatte unter drei Königen von Preußen — Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. — gedient, von welchen der letztere seit 1871 zugleich die deutsche Kaiserkrone trug. Die längste und ruhmvollste Zeit seines Wirkens gehört dem Kaiser und Könige Wilhelm I. an. Zwischen diesem Kaiser und seinem treuen Diener hatte sich mit der Zeit ein Verhältnis gebildet, das nur etwa in dem Verhältnis des Großen Kurfürsten und seines Feldmarschalls Derfflinger oder Friedrichs des Großen und Zietens seinesgleichen in der Geschichte hat; es war das Verhältnis einer erhabenen Freundschaft zwischen echten Männern und erscheint als die Vollendung des Ideals germanischer Mannentreue, wie wir sie etwa aus dem Nibelungenliede kennen. Niemals hat ein Diener treuer, fleißiger und selbstloser für seinen königlichen Herrn gearbeitet als Moltke; niemals ist ein König in neidloser Anerkennung dieser Verdienste, in Dankbarkeit und Liebe bewundernswerter und größer gewesen als Kaiser Wilhelm. So blieb das harmonische Zusammenwirken der beiden Männer ungestört dasselbe bis zum Jahre 1888, dem Todesjahre Kaiser Wilhelms I.

„Bleiben Sie mir, was Sie Meinem Vater gewesen sind, ein Freund, ein Vertrauter, der heldenmütige Berater zum Wohle des Heeres." So lauteten die ersten Zeilen, welche Kaiser Friedrich III. von Charlottenburg aus (am 12. März 1888) an Moltke richtete, und dieser beeiferte sich von ganzem Herzen, die Mahnung seines neuen Königs zu erfüllen und die Liebe und Anhänglichkeit, die er für den heimgegangenen Kaiser gehegt, auf dessen Sohn und Nachfolger, dessen edle Eigenschaften und hochherzige Denkweise er kannte und ehrte, zu übertragen. Leider aber wurde der persönliche Verkehr zwischen Kaiser Friedrich III. und Moltke beschränkt durch die fortdauernde Krankheit des Kaisers, die bald alle Hoffnung auf Genesung ausschloß. Oft sah man in dieser Zeit den greisen Feldmarschall mit kummervollem Antlitz von Charlottenburg und später von Schloß Friedrichskron bei Potsdam zurückkehren, wo er den todkranken Kaiser während seiner Leidenszeit besucht hatte.

Neunundneunzig Tage nach dem Heimgange Kaiser Wilhelms I. stand Graf Moltke an dem Sterbelager des zweiten Hohenzollernkaisers. Der Enkel Kaiser Wilhelms I. und Sohn Kaiser Friedrichs III. ergriff als Kaiser Wilhelm II. das Zepter, das ihm gebührte.

Mit Genugthuung sah Kaiser Wilhelm II. viele von den Männern, welche dereinst seinem erhabenen Großvater mit Rat und That beigestanden, das Reich zu begründen und auszubauen, auch jetzt noch neben dem Ban-

ner des Reiches stehen. Ihr Geist war frisch geblieben und ihr kräftiger Wille noch ungebrochen; aber die körperlichen Kräfte, mit denen sie einst Wilhelm I. so tapfer gedient, waren in Abnahme. Das fühlte auch der achtundachtzigjährige Feldmarschall, und wenn er auch freudig dem fünften preußischen König noch seine letzten Kräfte dargebracht hätte, so glaubte doch der hochverdiente, bescheidene greise Held, daß der junge Kaiser für den Wirkungskreis eines Chefs des Generalstabes seiner Armee jüngerer Kräfte als der seinigen bedürfe. Deshalb entschloß er sich mit schwerem Herzen zur Einreichung seines Abschiedsgesuchs; er begründete es mit den rührenden, weil so militärisch schlichten und phrasenlosen Worten: „Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermag.“

Gewiß ward es dem Herzen des Kaisers schwer, den Mann, der unter vier seiner Vorfahren sich hohe Verdienste um das Vaterland erworben hatte, nicht mehr auf dem Posten sehen zu sollen, den er zur Ehre und Freude des Vaterlandes beinahe durch fünfzig Jahre eingenommen hatte. Dennoch konnte er der Triftigkeit der Gründe, mit welchen Graf Moltke sein Abschiedsgesuch motivierte, sich nicht verschließen. Er erfüllte das Gesuch, indem er ihn von seinem Amt entband, aber er konnte sich nicht entschließen, seinen ältesten und ruhmreichsten Soldaten aus der Armee zu entlassen, sondern er wies Moltkes rastlos thätigem Geist ein neues Feld zum Wirken und Schaffen für das Vaterland an, indem er ihn zum Vorsitzenden der Landesverteidigungs-Kommission ernannte (9. August 1888), in welchem Amte der Kronprinz und nachmalige Kaiser Friedrich III. sein letzter Vorgänger gewesen war. Mit innigster Dankbarkeit sah Moltke sich durch diese gnädige Entscheidung in die Lage versetzt, dem Kaiser und dem Vaterlande noch ferner in einer hochehrenvollen Stellung dienen zu dürfen, und widmete sich mit Hingebung den ihm aus dieser Stellung erwachsenden neuen Aufgaben. So beschäftigte er sich noch während seiner letzten Lebenszeit mit dem Befestigungsplan für die unter Kaiser Wilhelm II. für Deutschland neu erworbene Insel Helgoland.

Bald aber meldeten sich immer deutlicher die Anzeichen des nahenden körperlichen Verfalls. Vorbereitet und gerüstet ging der Held und Sieger so vieler Schlachten seinem letzten Kampfe entgegen, aus dem er am 24. April 1891 einging zum ewigen Frieden.

Das Leben und Schaffen des Menschen auf Erden ist nur für eine gewisse Zeitdauer bemessen, aber der wahre geistige In-

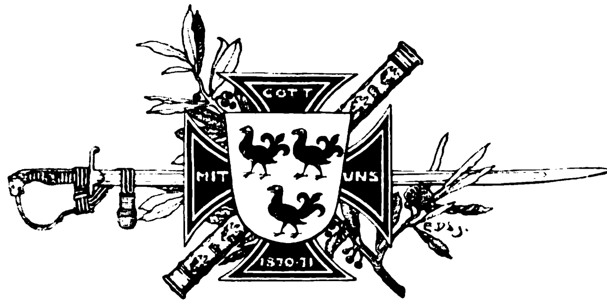


Moltkes Reiterstandbild am Leipziger Siegesdenkmal.

halt des Lebens bleibt auch der Nachwelt unverloren. Man kann Moltkes Bedeutung als Feldherr nicht gesondert von seinem allgemeinen sittlichen Wert als Mensch betrachten. Das aber erscheint uns gerade als besonders groß und verehrungswürdig an ihm, daß auch seine Kriegskunst vor allem auf solchen Tugenden und sittlichen Eigenschaften beruht, welche schon unseren Altvordern eigen waren und welche noch heute den Schmuck und den wahren Wert des deutschen Mannes, insbesondere des deutschen Kriegers, bilden: Gottvertrauen, fester Wille, Mut und Tapferkeit, Todesverachtung, Treue, Hingebung, Selbstverleugnung. Dadurch mehr als durch seine großen Siege ist Moltke der Held und Liebling der deutschen Nation geworden. Er gehört zu den Männern, welche das deutsche Volk wie eine Mutter sozusagen unter dem Herzen getragen und großgezogen hat; er aber hat den eigentümlichen, heldenhaften Zug begriffen, der durch das Herz unseres Volkes geht, der es stählt und stärkt zu den geistigen Kämpfen, welche es für die Erfüllung seines Weltberufes noch in Zukunft zu bestehen hat. Denn es ist nicht mehr die materielle Gewalt, welche in den Kämpfen der Zukunft die Entscheidung geben wird, sondern es ist der Geist, der die Völker beherrscht und sie höheren Zwecken dienstbar macht. Die durch ein Vierteljahrhundert bewährte Moltkesche Feldherrnkunst verschafft uns somit die erfreuliche Genugthuung, daß auch die Kriegführung dem allgemeinen Fortschritt der Menschheit folgt und ihre Kulturzwecke fördern hilft von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Wir aber erkennen mit Recht Moltke als den „kühnen Schlachtendenker“, als den „Wagenlenker des Kriegsgottes auf der Bahn des Fortschritts, der Gesittung und Menschlichkeit“.

Wenige hundert Schritte von dem Schlosse Creisau entfernt, am Saume des Parks, erhebt sich ein Hügel und auf seinem Gipfel ein einfacher, tempelähnlicher Bau. Graf Moltke hat den letzteren nach seiner eigenen Zeichnung in einfachen edlen Formen über der Gruft seiner verstorbenen Gemahlin aufführen lassen und besuchte diese Stätte bei seiner Anwesenheit in Creisau fast täglich.

Hier ruht er nun selbst in einsamer Stille an der Seite seiner langjährigen treuen Lebensgefährtin. Ein mattes Licht dringt durch die blauen Scheiben in das Innere der kleinen Kapelle und umspielt die beiden Särge. Über die Thür und bis über das Dach hinweg schlingt eine Kletterrose ihre üppigen Ranken. Tausende weißer Blüten winken hinab in duftender Pracht und umschließen wie die Verheißung neu erstehenden Lebens die stille Stätte des Todes. Zu Häupten der beiden Särge erblickt man die Gestalt des Heilands, welcher die Arme, gleichsam segnend, erhoben hat, und über ihm an der Decke der Kapelle leuchtet der Spruch: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ So weist Moltkes Andenken auch heute noch, einhundert Jahre nach seiner Geburt, für die Erfüllung des Gesetzes, das ist die ganze Summe des Lebens, nicht auf das Schwert, sondern auf die — Liebe.





Lulus Glück.

Erzählung
von
Ernst Clausen.

Früher, wenn ihm eine ältere Patientin oder ein guter Freund den Rat gab: „Sie sollten wieder heiraten, Herr Doktor, und der kleinen Lulu eine Mutter geben," pflegte er zu sagen: „Meine Gnädigste" oder „mein lieber Freund, wer so glücklich gewesen wie ich in einer leider so kurzen Ehe, der heiratet nicht wieder. Ich weiß auch, daß ich meine selige Frau glücklich gemacht habe, sehr glücklich! Ich kann das wohl sagen, ohne eitel zu erscheinen. Sie war die beste der Frauen; man soll auch den Toten die Treue bewahren."

Er meinte ehrlich, was er sagte, und man fand es rührend, und jede ältere Dame, der er während dieser Worte den Puls gefühlt hatte, empfahl den Doktor Weishaupt weiter mit dem Zusatz: „Er ist nicht nur ein außerordentlich gescheiter und gewissenhafter Arzt, sondern auch ein durch und durch gemütvoller Mensch."

Auf jeden Fall litt seine Praxis nicht unter seinem beharrlich festgehaltenen Witwerstand, und da er ein gemeinnütziger Mann war mit großem Interesse für das Gemeinwesen Krottendorfs mit seinen achttausend Einwohnern, wurde er Gemeinderat, Vorstand von einem halben Dutzend Vereinen und Ehrenmitglied eines weiteren halben Dutzends.

So lebte er schlicht und recht als ehrsamer Bürger in seinem hübschen Hause am Krottenberge, der so stolze Thüringer Buchen und Fichten trug, daß man im Sommer ihr Rauschen und im Winter ihr Raunen und Flüstern im Hause hören konnte und bei Nordwind der Fichtelnadelduft zur Hausthür hineinwallte.

Die kleine Lulu sagte als kleines Mädchen wohl: „Horch, Vater, der Wald zankt!" wenn der Herbststurm brauste, oder „Vater, jetzt erzählt der Wald etwas!" wenn in windstillen Frostnächten die Wipfel nur leise hin und her schaukelten und vom Krottenfelsen die Eulen schrien.

Papa Weishaupt pflegte dann zu antworten: „Kind, Kind! was denkst du dir zusammen. Der Wald kann nicht zanken oder Geschichten erzählen! Das kann nur der Vater, wenn's Kindchen recht brav und artig ist."

* * *

„Verehrter Herr Assessor,“ sagte er heute zu diesem, der in tadellosem schwarzem Gehrock und in bescheidener Haltung dem Doktor gegenübersaß. „Ihr Antrag kommt mir, offen gestanden, nicht überraschend! Ich weiß, daß Sie sich um meine Lulu bewerben. Meine Achtung vor der Solidität Ihres Charakters ist fest begründet, und da alle anderen Verhältnisse günstig liegen, haben Sie von meiner Seite nur Unterstützung Ihrer Wünsche zu gewärtigen.“

Assessor Tietenhofen machte eine leichte Verbeugung und senkte den Blick, wie dies einem Freier zukommt, dem der Zukunftsschwiegervater seine Achtung versichert und die Bestätigung giebt, daß alle anderen Verhältnisse günstig liegen, obgleich das letztere kein Verdienst des Assessors war, sondern mehr dasjenige seines verstorbenen Vaters, welcher der „Schwanenapotheke“ verdienstvoll als Besitzer vorgestanden hatte.

Der Doktor betrachtete wohlwollend lächelnd, wie es sich bei einem alten praktischen Arzt von selbst versteht, sein Gegenüber. „Nun, mein junger Freund,“ meinte er dann, indem er ihm, sich selbst vorbeugend, die Rechte jovial aufs Knie legte, „nun mal mit der Sprache heraus! Ich vermute, daß Sie mit meiner Lulu bereits eine mehr oder weniger klare Aussprache gehabt haben; he?“

„Aber Herr Doktor!“

„Na, na, man ist auch einmal jung gewesen! Donnerwetter, noch mal! Immer heraus mit der Sprache!“

„Auf Ehre, Herr Doktor, ich hielt es weder für opportun, noch für streng ehrenhaft, mir ein Jawort von Ihrer Tochter zu erbitten, ehe ich nicht Ihre Zustimmung zu diesem ernsten Schritt eingeholt hatte.“

„Hm, allerdings,“ machte der Doktor und knöpfte seinen Rock langsam zu: „Offen gestanden kann ich Ihr Verhalten nur billigen. Sie sind ein Ehrenmann, und Sie halten an guten alten Sitten fest, worin ich nur eine Gewähr für das Glück meines Kindes erblicken kann. Das gefällt mir ganz außerordentlich; immerhin werden Sie ja aus Lulus Verhalten so ungefähr wissen, wie Sie daran sind.“

„Ich weiß nicht — ich glaube — ich hoffe — aber wie gesagt —“

„Nun ja, wir werden sehen.“ Doktor Weishaupt stand auf und machte einige Schritte nach der Thür zu, zögerte dann aber und kehrte langsam an seinen Platz zurück. „Richtig! Lulu ist zum Schlittschuhlaufen; laufen Sie nicht auch?“

„Früher, Herr Doktor; es macht mir keinen Spaß mehr.“

„Darin ist Lulu allerdings noch vollständig Kind; sie ist ganz zappelig darauf. Die Kleine ist noch sehr jung, Herr Assessor, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn, ja wenn Sie vielleicht noch etwas Geduld haben müßten. Immerhin halte ich es für besser, wenn ich erst einmal in Ihrem Interesse auf den Busch klopfe. Auf jeden Fall wissen Sie, daß Sie meine Billigung haben!“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, für Ihr Wohlwollen!“ Der Assessor ergriff seinen Cylinder und stand auf.

„Na, also abgemacht! Und nun frisch drauf und dran zum Sturm auf die Festung, lieber Herr Assessor! A propos, ich glaube Ihnen als sicher verraten zu können, daß die Chancen Ihrer Wahl zum Bürgermeister ziemlich gut stehen. Ich thue natürlich, was ich kann; nicht aus persönlichem Wohlwollen, denn bei solchen Fragen des Gemeinwohls muß das Persönliche zurücktreten, sondern weil ich überzeugt bin, daß Sie der richtige Mann für uns sind. Sagen Sie mal, Sie halten doch auch die Anlage eines Kurhauses bei unserer von Jahr zu Jahr zunehmenden Sommerfrischlerzahl für wünschenswert? Ein alter Lieblingsplan von mir.“

„Unbedingt, Herr Doktor! Nicht nur für wünschenswert; es ist eine Lebensfrage für Krottendorf!“

„Freut mich, daß wir da an demselben Strang ziehen. Also, Sie sollen in den nächsten Tagen von mir hören!“

Ein kurzer Händedruck, und Doktor Weishaupt war allein. Mit den Händen auf dem Rücken schritt er einigemal auf und nieder. Dann, vor dem Porträt seiner verstorbenen Frau stehen bleibend, strich er mit der wohlgepflegten Hand über den kurzgehaltenen, grauen Vollbart und nickte wie im Selbstgespräch dem zarten Gesichtchen zu, das mit seinen edlen, durchgeistigten Zügen und den klaren, lichtblauen Augen ihm ernst aus dem Goldrahmen entgegenblickte.

„Wie würdest du heute mit mir glücklich sein, Lulu, glücklich über dein blühendes Kind. Ich habe dir Wort gehalten, habe wahr gemacht, was ich dir versprach, und will's weiter thun!"

Er strich sich langsam über die noch immer faltenlose Stirn. Er dachte an die schwere Stunde zurück, wo seine Lulu von ihm ging. Es war ihm, als sähe und fühlte er die schlanken mageren Hände der Kranken sich wieder krampfhaft um seine Rechte legen, als sähe er wieder den fieberglänzenden Blick der großen Augen: „Gustav, versprich mir's, berede sie nie zu einer Heirat, nie und nimmer!"

Er hatte es versprochen und hinzugefügt: „Ich weiß, Lulu, weshalb dir das am Herzen liegt! Sie soll so glücklich werden wie du!"

Da hatten die Augen der Sterbenden lange auf ihm geruht mit einem rätselhaft grübelnden Ausdruck, vor dem er den Blick gesenkt hatte, weil er ihn nicht verstand, bis ein wehmütig resigniertes Lächeln sich über ihre Züge stahl und sie langsam den Kopf nach der anderen Seite wandte. Das war der letzte Blick von Lulus Mutter gewesen. —

Nur nichts übereilen! Es ist besser, wenn ich nicht gleich mit der Thür ins Haus falle, dachte Doktor Weishaupt und setzte sich an den Schreibtisch, um die Liquidationen zu prüfen und zu unterzeichnen, welche seine Schwester aus den Tagesjournalen herauszuschreiben pflegte. Eine hielt er einen Augenblick sinnend in der Hand: Herrn Architekt Viktor Hittfeld. Für ärztliche Behandlung fünfundsiebzig Mark.

Hm! Es war ein schwieriger Fall gewesen; komplizierter, mehrfacher Bruch des linken Unterschenkels. Der junge Mann konnte sich gratulieren, daß er in Weishaupts Behandlung gekommen war. Hittfeld! Hittfeld! Er stützte den Kopf in die Hand.

Plötzlich tauchte in seiner Erinnerung ein Bild auf, weit, weit zurückliegend. An seinem Polterabend war es in Dresden, der Heimat seiner Frau. „Wer ist das?" hatte er seine Braut gefragt, die, neben ihm stehend, einem großen blonden Herrn die Hand gab, wobei es ihrem Verlobten auffiel, wie ernst die beiden einander ansahen bei jenem langen Händedruck.

„O," hatte Lulu gemeint, ohne ihn anzusehen, „ein alter Bekannter, der Maler Hittfeld! Wir haben schon als Kinder miteinander gespielt. Er ist mir fast wie ein Bruder!"

Später am Abend wollte es der Zufall, daß der junge Doktor Weishaupt im Zimmer, wo die Herren rauchten, mit dem Maler zusammentraf und in der rosigen Stimmung, in der man jedem etwas Freundliches sagen möchte, dem Maler die Hand schüttelnd, lachend meinte: „Hoffentlich brechen Sie die alten Beziehungen aus der Kinderzeit zu meiner Braut nicht ab, Herr Hittfeld! Sie werden schon als alter Freund Lulus mir stets in Krottendorf herzlich willkommen sein."

Weishaupt hatte einige Gläser Champagner getrunken und wußte gar nicht, daß er beinahe sämtliche Hochzeitsgäste für den nächsten Sommer nach Krottendorf eingeladen hatte.

Der Maler hatte ihn lange angesehen, so verständnislos, wie es dem Doktor schien, daß dieser nahe daran war, seine Einladung noch einmal zu wiederholen.

„Sehr freundlich, Herr Doktor," hatte endlich Hittfeld gesagt und dabei langsam das blonde Haar aus der Stirn gestrichen.

„Nicht wahr, Sie kommen? Na, Sie müssen ja wissen, welch liebes Geschöpf ich zur Frau bekomme."

„Ich weiß dies sehr wohl, Herr Doktor!"

„Nicht wahr? Aber schließlich, Donnerwetter, ich stehe doch auch meinen Mann, das kann ich ohne alle Eitelkeit sagen. Ich biete meiner Lulu eine gesicherte, angesehene Stellung, und glücklich soll sie werden, dafür lassen Sie mich nur sorgen!"

„Ich glaube es Ihnen, Herr Doktor!"

Merkwürdig! Diese an sich unverfänglichen Worte des Malers und dessen Gesichtsausdruck standen plötzlich wie lebend vor Weishaupts Phantasie, obgleich er seit über zwanzig Jahren — richtig, es konnten sechsundzwanzig Jahre darüber vergangen sein — nicht wieder daran gedacht hatte. Und nun schien es ihm, als sähe der Architekt Hittfeld genau so aus wie damals der Maler gleiches Namens. Er wollte ihn doch gelegentlich fragen, ob er dessen Sohn sei.

Weishaupt lehnte sich weit in seinen Schreibtischstuhl zurück und ließ die Augen wieder zu dem Porträt hinaufschweifen.

Ja, wenn er so zurückdachte, hatte er damals ein Recht gehabt, ein gewisses Selbst-

bewußtsein zu hegen, wenn er jetzt auch lächelte über seine eigene Polterabendlustigkeit, die ihn so selbstbewußt werden ließ. Eingebildet war er nicht, nein, nein! Wenn er die lange, gerade Straße seines Lebens zurückblickte, wo wie in einer Allee alle Bäume in genau gleichen Abständen rechts und links ordentlich gepflanzt standen, wo die Kilometersteine Jahre bedeuteten, jedes Jahr innerlich und äußerlich genau so lang wie das vorherige; wenn er so zurückblickte, dann konnte er sagen, daß auf dieser Chaussee niemals weder Schneeverwehungen noch Unterwühlungen vorgekommen waren; auch kein Gewittersturm hatte die Bäume in Unordnung gebracht. Ja, wenn er sich erinnerte, daß diese Lebensstraße von ihm stets in gutem Reparaturzustand gehalten worden war, so konnte er mit seinem Erdenwallen ganz zufrieden sein. An einer Stelle der Straße, bei Kilometerstein Nummer 28, zweigte ein kleiner Fußweg ab in die Felder zwischen grüne Hecken hinein, um sich nachher wieder mit der Straße zu vereinigen. Das war seine Hochzeitsreise am Anfang, wo der wilde Jasminstrauch stand, und nachher sein Eheleben zwischen den ordentlich eingeteilten und beackerten Feldern, aber auch dieser kleine Nebenweg war sauber und umsichtig angelegt worden. Alle Steine waren fortgeräumt, über die seine Lulu möglicherweise hätte stolpern können, und seit sie tot war, hatte er den Weg stets aufs beste in Ordnung gehalten aus Pietät, und der Kirchhofsgärtner bekam jedes Jahr zehn Mark Trinkgeld.

Auf Lulus Grab stand ein Engel mit gesenkter Fackel aus Sandstein, der im Winter ein sauberes grünes Schutzdach aus Holz bekam.

Ja, wenn Weishaupt sich erfreuen wollte, ging er seinen Feldweg in Gedanken zurück.

Und jetzt klapperte es draußen im Flur, die Thür wurde von eiliger Hand aufgerissen, und Lulu kam herein, jung, frisch, keck und blühend.

„'n Tag, Papa! Feine Eisbahn, sage ich dir! Schön ist es draußen, Rauhfrost, weißt du! Wir sind auf dem Mühlteich Kette gelaufen, was kannst'e, was hast'e!“

Sie brachte einen Strom kalter Winterluft mit ins Zimmer, und sie sah allerliebst aus in der Pelzjacke, aus deren weichem, goldbraunem Kragen ihr junges, gesundes Gesicht herauslachte wie ein frischer, lustiger Wintertag, an dem selbst der Schnee quietscht vor Vergnügen, wo die Schlitten klingeln und die Schuljungen vom Krottenberge jauchzend heruntersausen.

„Ich sage dir, Papa, der Baumeister Hittfeld war da, der kann laufen! Er hat immer die Kette angeführt, und ich war immer die erste Dame hinter ihm. Mich könnte man ordentlich anfassen, meinte er, das sei nicht so 'ne Damenhand, die nur aus Handschuh bestehe, und dann liefe ich auch gut. Beim Ausschwenken nämlich, da müssen die Vorderen in der Kette den Schwung hineinbringen! Ach, es war famos! Sein Bein sei übrigens ganz gut wieder, du hättest es schön zusammengeleimt — er macht nämlich immer so kleine Scherze. Er gefällt mir überhaupt gut, besser als die anderen Herren, die hier höllisch langweilig sind.“

„Kindskopf!“ meinte Vater Weishaupt, ohne es hindern zu können, daß sein Gesicht eine leichte Enttäuschung zeigte, die aber von Lulu gar nicht bemerkt wurde. Sie hatte sich in den Lehnstuhl geworfen, in dem der Vater die Zeitung zu lesen pflegte. Die zierlichen Füße weit vorgestreckt und gekreuzt, ließ sie ihren Pelzmuff an den Fingerspitzen herumwirbeln.

„Sieh da, Lulu! Und weshalb gefällt er dir am besten?“

Sie antwortete nicht gleich. Ihr Blick schweifte sinnend zum gegenüberliegenden Fenster hinaus.

„Ach Gott, Papa, so was läßt sich doch nicht erklären! Ich meine auch nur so! Ich habe ihn ja erst zweimal gesehen; das erste Mal neulich bei Müllers! Er ist so ganz anders; er hat fast immer in München gelebt und spricht über ganz andere Dinge, und dann hat er so ein wenig Sarkasmus, und vor allen Dingen macht er keine Komplimente! Heute schnallte er mir die Schlittschuhe ab; gestern that's der Assessor Tietenhofen, der den ganzen Nachmittag um den Mühlteich herum spazieren gegangen war. Weißt du, was der sagte?“ Sie ahmte geschickt die etwas gedehnte Sprechweise jenes Herrn nach: „‚Was für einen hübschen, kleinen Fuß Sie haben, gnädiges Fräulein!‘ Weißt du, was Hittfeld sagte?“

„Nein, Lulu, das weiß ich wirklich nicht."

„Zum Totlachen! Er sagte: ‚Fräulein Weishaupt' — gnädiges Fräulein sagt er überhaupt nicht, weil er behauptet, wir seien gar nicht gnädig! Also er meinte: ‚Fräulein Weishaupt, wenn man uns beide nun photographierte, dann gäbe das ein feines Bild für eine Krottendorfer Familienstube, und alle Philister würden sagen: Wie reizend!'"

„Hm," machte der Doktor. „Ich finde das eher naseweis als geistreich!"

„Na ja, ein bißchen frech ist er nun mal! Aber man muß unwillkürlich nachdenken, was er damit hat sagen wollen. Hittfeld behauptet auch, daß die Menschen die Gottesgabe des Denkens nicht genug ausnützten, besonders in Krottendorf nicht!"

Weishaupt faltete unmutig die Stirn. „Kindereien! Dieser junge Architekt ist ein Schlingel! Er hat dem Magistrat Pläne eingereicht für den vorläufig nur projektierten Bau eines Kurhauses. Ich habe sie allerdings nicht gesehen!"

„Lulu! Lulu!" rief draußen Tante Franziska.

„Ja, ja, ich komme sofort! Himmel, gleich zwei Uhr!"

Sie wirbelte hinaus, und ihr Vater saß noch eine Weile nachdenklich da und dachte, es sei am Ende besser, mit der Wahrnehmung der Assessorinteressen langsam zu Werke zu gehen. Alberner Bengel, dieser Hittfeld! Die Krottendorfer Philister! Nun ja, aber er, der Doktor Weishaupt gewiß nicht! Er war alter Korpsstudent, und ein solcher wird nie Philister, ganz gewiß nicht!

Er vertraute am Nachmittag die Thatsache, daß der Assessor um Lulu angehalten habe, seiner Schwester unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit an.

Er konnte freilich nicht ahnen, daß Frau Kanzleirat Liebling, die den Assessor beim Betreten und Verlassen des Doktorhauses beobachtet hatte, um dieselbe Zeit bereits ihrer Freundin, der Gemeinderat Trinius, davon Mitteilung gemacht hatte. Die Trinius hatte zwei erwachsene Töchter, und der Assessor hatte die Erlaubnis, sich jederzeit zum Abendessen anzumelden, was durch den Umstand hinreichend motiviert war, daß seine Urgroßmutter und die der beiden jungen Damen Geschwisterkinder gewesen waren. Frau Gemeinderat behauptete, der Assessor sei lediglich wegen der Bürgermeisterwahl beim Doktor gewesen, und es sei noch sehr fraglich, wie sich ihr Mann zu der Sache stellen würde. Er habe doch mindestens ebensoviel Einfluß wie der Doktor.

Über diese Ungläubigkeit erbost, ging Frau Kanzleirat Liebling zu einer anderen Freundin, die ihre Mutmaßungen für richtig hielt, und so wurde es bis zum Montag-Morgen eine ausgemachte Sache, daß Lulu Weishaupt heimlich verlobt sei, trotzdem Tante Franziska dem Bruder gegenüber Bedenken äußerte in Bezug auf die Aussichten des Assessors.

„Ich glaube, sie hat überhaupt noch nie an so etwas gedacht."

„Ich bitte dich, Schwester! Ein Mädchen von zwanzig Jahren!"

„Sie ist weit jünger, als man den Jahren nach annehmen kann."

„Dann wird es allerdings Zeit, daß ich mit ihr ernsthaft spreche!"

Um dieselbe Zeit, da dies Gespräch stattfand, war Lulu bei ihrer Freundin Therese Schneider zum Kaffee eingeladen, und als sie dort ankam, überraschte man die jungen Damen mit einem vor der Thür bereitstehenden Schlitten, der sie auf herrlicher Schlittenbahn nach Sonnwendberg, einem beliebten Ausflugsort, bringen sollte.

Ganz zufällig natürlich hatten mehrere bekannte Herren ebenfalls einen Ausflug dorthin gemacht, und zuletzt saß Frau Schneider am Klavier, und vier junge Paare tanzten einen Walzer nach dem anderen in der ausgeräumten Wohnstube des Wirtes.

Daß Lulu dies Vergnügen nicht so genoß wie ihre Freundinnen, war nicht Schuld des Assessors Tietenhofen, der mit ihr fast jeden Tanz tanzte, wobei er allerdings den Fehler beging, seinen Huldigungen gar zu deutlichen Ausdruck zu geben, was der blonden Lulu scheinbar nicht paßte. Er riskierte sogar einen Vergleich zwischen Sonnenwendberg und einem Wendepunkt seines Lebens, den zu bestimmen ganz in Lulus kleinen Händen läge. Sie fühlte sich unbehaglich dabei, und der Assessor hätte ein ganzes Staket von Zaunpfählen verbrauchen können, ohne damit aus seiner Angebeteten etwas herauszubringen.

Als es Zeit zur Rückfahrt wurde, hatten die Damen Mitleid mit den Herren, und man beschloß, bei dem herrlichen Mondschein gemeinsam durch den Wald zu gehen und den Schlitten vorauszuschicken bis zu dem Punkt, wo der Waldweg auf die Chaussee stieß. Lulu hielt sich fest an der Seite der Frau Schneider, und da der Weg nur für zwei Personen Raum bot, deckte der Assessor hinter ihr den Zug und machte hübsche Bemerkungen über die magische Wirkung des herrlichen Mondlichtes im Walde. Lulu fand es auch schön, aber sie wäre am liebsten hundert Schritt weit allein hinter den anderen hergegangen unter den hohen schnee- und eisbereiften Buchenstämmen.

Als dann die Damen den sie erwartenden Schlitten bestiegen, kam auf dem Waldweg von der anderen Seite, ein Lied vor sich hinpfeifend, ein einzelner Mann mit großen Schritten heran. Gerade als er den Schlitten passierte, sah Lulu dicht vor sich, vom Schein der Schlittenlaternen hell beleuchtet, Viktor Hittfelds fideles Gesicht, und seine frische Stimme rief ihr ein munteres: „Guten Abend, Fräulein Weishaupt!“ zu. Dann schritt er ihnen voraus nach der Stadt.

Lulu saß, nachdem sich der Schlitten in Bewegung gesetzt, stumm unter den anderen; sie sah seine hohe Gestalt sich scharf vom Schnee abheben. Die trabenden Pferde brachten sie ihm näher und näher. Da bog er plötzlich scharf rechts ab wieder in den Wald hinein. Lulu kannte den Weg, er führte durch die Herrenschlucht, auf einem Umweg den Wald durchschneidend, nach der Stadt, wo er oberhalb der Weishauptschen Villa auf die Straße mündete.

War's nur der romantische Gedanke eines zwanzigjährigen Mädchenkopfes oder ein anderes Gefühl? Kurz und gut, Lulu wäre am liebsten aus dem Schlitten gesprungen, um zu rufen: Nimm mich mit durch die Herrenschlucht! Und die war doch so steil und tief eingeschnitten, daß Lulu sie nicht hätte am hellen Tage allein durchwandern mögen. Der hochstehende Mond gelangte zwar an einigen Stellen in die Schlucht hinein; sie sah wenigstens den jungen Baumeister gerade noch durch einen solchen Mondstreifen schreiten. Von fern tönte das Rauschen des Herrenbachs durch die stille Nacht.

Als Lulu nach dem Verlassen des Schlittens heimwärts ging, flog ihr Blick einigemal spähend die in die Chaussee ausmündende Straße hinunter. Noch am Gartenthor stand sie einen Augenblick still und blickte dorthin. Sie sah keinen Menschen, und plötzlich wurde ihr angst auf der einsamen Straße, und sie eilte mit klopfendem Herzen zur Hausthür.

Nachdem sie verschwunden war, löste sich vom dunklen Schatten der Mauer des gegenüberliegenden Grundstücks eine Gestalt ab und schritt eilig der Stadt zu. Viktor Hittfeld lachte über sich selbst. Er erinnerte sich, als Primaner auch einmal solche Streiche gemacht zu haben.

Nach dem Abendessen blieb Lulu mit Tante Franziska im Eßzimmer sitzen. Die letztere arbeitete an einer Decke, und Lulu saß ganz im Schatten, hinter dem Büffett, verkrochen zwischen die Polster eines Lehnstuhls, und träumte vor sich hin.

„Lulu, war der Assessor Tietenhofen auch auf dem Sonnenwendberg?“

„Ja, Tante!“

„Er ist doch ein sehr netter Mensch, auf den dein Vater große Stücke hält —“

„Ja, Tante, gewiß!“

Diese überlegte eine Weile, ob der Assessor doch vielleicht mit Lulu gesprochen habe. Da war es ihr, als höre sie Lulu schluchzen, und weil sie überzeugt war, daß ein Mädchen, welches liebt, schluchzen müsse, spähte sie mit hoffnungsfreudigem Gesicht hinüber.

„Luluchen, was ist denn? Fehlt dir etwas?“

„Nein, nein; ach, Tante, ich weiß nicht — Mutter fehlt mir, ich muß so oft an sie denken!“

„Ja, ja, deine gute Mutter! Daß sie das nicht erleben durfte!“

Plötzlich verstummte das Schluchzen, und Lulu fragte: „Was erleben, Tante?“

„Ach, ich meine nur so, zu sehen, was du für ein hübsches, frisches Ding geworden bist, dem die Männer die Kur machen!“

„Ach so,“ meinte Lulu. „Wer weiß, ob die Mutter sich darüber gefreut hätte.“

Ja, das wußte Tante Franziska auch nicht; sie wollte lieber das Thema fallen lassen.

„Du hast dir heute viel zu viel zugemutet, Lulu!“

„Nein, das ist's nicht, Tante!"

Fräulein Franziska Weishaupt schwieg, und Lulu fühlte sich einsam; sie hatte eigentlich niemanden, dem sie um den Hals fallen konnte, der zu ihr gekommen wäre mit der Frage: Na, Lulu, was ist dir denn? Komm, wein dich einmal aus!

Die Lichtstrahlen der Lampe lagen voll auf den nicht gerade strengen, aber doch scharfen Zügen Tante Franziskas, die, ohne aufzusehen, jetzt sagte: „Zu dumm, jetzt hat mir der Schendler doch die falsche Stickseide geschickt!"

Da stand Lulu auf und ging zum Vater hinüber, der nach dem Essen in seinem Zimmer die Zeitung las. Sie that das, ohne zu wissen, weshalb, von einer ihr selbst unerklärlichen Unruhe getrieben.

„Na, Lu, du wirst wohl höllisch müde sein heute abend, mein Kind! Geh früh zu Bette!"

„Nein, Vater, müde bin ich gerade nicht." Damit setzte sie sich ihm gegenüber auf den drehbaren Schreibtischstuhl, stützte den rechten Ellenbogen auf die Tischplatte und legte den blonden Kopf in die Hand. Was wollte sie nur eigentlich hier beim Vater? Cora, die Hühnerhündin, stand von ihrer Strohmatte neben dem Ofen auf, dehnte sich, kam dann schweifwedelnd zu Lulu und legte ihr den klugen Kopf aufs Knie. Es war etwas ganz Einfaches und Alltägliches, und doch kamen Lulu beinahe Thränen in die Augen, als sie mit der Hand über die trockige, eckige Stirn des Tieres strich und ihm in die großen braunen Augen blickte.

„Da lese ich gerade einen Artikel," sagte der Vater nach einer Pause, „über den wahrscheinlichen Ausfall der Bürgermeisterwahl; es scheinen starke Aussichten für Tietenhofens Wahl zu sein."

Lulu antwortete nicht, sondern beugte sich zu Cora hinab. „Alte, gute Cora," sagte sie, worauf das Tier freundlich die Rute bewegte.

Vater Weishaupt fuhr fort: „Ich würde sehr froh darüber sein, Lulu. Nicht nur weil Tietenhofen der richtige Mann für diese Stellung ist, sondern weil ich ihn auch persönlich gern habe."

Lulu beugte sich noch tiefer hinab und ließ den seidenweichen Behang des Tieres durch die Finger gleiten.

„Wie kann nur jemandem etwas daran liegen, in Krottendorf Bürgermeister zu sein!"

„Du bist doch ein rechtes Kind, Lulu! Übrigens glaube ich, daß er sich ernstlich für dich interessiert. Vielleicht war das ein Grund mehr, sich um die Stellung zu bewerben!"

Nun hob sie den Kopf und sah den Vater groß an.

„Ja, ja, Kind! Ich habe meine Gründe, das als sicher anzunehmen."

„Ach Gott, Papa, ich heirate überhaupt nicht! Und den Assessor ganz gewiß nicht! Den kenne ich viel zu gut, der ist doch geradezu gräßlich langweilig, und gar wenn er hier in Krottendorf bleibt. Frau Bürgermeisterin! Gerechter Himmel! Da komme ich bei jedem Kaffee in die Sofaecke! Kusch dich, Cora!"

Dabei stand sie auf und ging wieder zu Tante Franziska hinein, nachdem sie sich aus dem Bücherregal ein Werk über „Baukunst der Alten" geholt hatte, aus dem sie sich die charakteristischen Merkmale der dorischen, jonischen und korinthischen Säulen einzuprägen suchte, wobei sie vielleicht noch mehr profitierte, als Tante Franziska beim Sticken ihres Tischläufers, der höchstens dreimal im Jahre gebraucht wurde, wenn Weishaupts ein Diner gaben. Tante Franziska aber sah Lulu kopfschüttelnd an. Wann würde dies Mädchen anfangen, wirklich nützliche Arbeiten vorzunehmen? Na, Assessor Tietenhofen mußte sich damit abfinden!

Lulus Vater blieb ziemlich ratlos in seinem Lehnstuhl zurück. Was war das? Woher kamen dem Kinde solche Gedanken? Was sollte er thun? War es nicht seine Pflicht, den Assessor von Lulus Widerwillen gegen Sofaplätze zu unterrichten?

Der Montag begann für ihn mit einem sehr unruhigen und unerfreulichen Vormittag. Gemeinderat Trinius war gekommen und suchte seinen Kollegen Weishaupt zu überzeugen, daß Tietenhofen eine ganz ungeeignete Persönlichkeit sei.

„Aber, lieber Herr Trinius, gestern noch waren Sie für seine Wahl —"

„Nun ja, ich hab's mir überlegt!"

Das war richtig, insofern seine Frau beim ersten Frühstück die Überlegung ihres Mannes in die richtigen Wege geleitet hatte in-

folge der gestern abend erhaltenen Meldung, daß dieser undankbare Assessor trotz der Verwandtschaft der Urgroßmütter, und obgleich sie ihn wie einen Sohn im Hause aufgenommen hatten, auf dem Sonnenwendberg ausschließlich mit Lulu Weishaupt getanzt hatte.

„Haben Sie denn irgend welche triftigen Gründe?“ fragte der Doktor gereizt.

„Jawohl, selbstverständlich! Ich habe meine Gründe!“

„Na, dann heraus damit!“

Der alte Herr legte die Stirn in gewichtige Falten. „Herr Doktor, meine Gründe sind derart, daß meine Diskretion mir verbietet, sie auszusprechen!“

„Na, da hört doch alles auf,“ brach der Doktor los. „Was wollen Sie damit sagen, mein Verehrtester? Das klingt ja beinahe — was soll ich sagen? Als ob der Assessor etwas Unehrenhaftes — ich hoffe, Herr Trinius, daß Sie nichts Derartiges gemeint haben; sonst würde ich mich als Ehrenmann verpflichtet halten, dem Herrn davon Mitteilung zu machen, der dann wohl die richtigen Mittel und Wege finden wird, solche Verleumder zur Rechenschaft zu ziehen!“

„Ich habe ja gar nichts gesagt! Was wollen Sie nur, Herr Doktor? Aber natürlich, Sie kümmert das Gemeinwohl nicht, Sie wollen nur Ihren Herrn Schwiegersohn —“

„Unverschämter!“ brüllte Weishaupt.

„Ich gehe, aber ich werde dafür sorgen —“

„Hinaus!“

Und Trinius ging mit dem stolzen Gefühl, nicht nur als Staatsbürger, sondern auch als Familienvater seine Pflicht gethan zu haben.

„Ekelhafter, kleinstädtischer Philister und Querkopf,“ schalt Weishaupt hinter jenem her und ging in sein Sprechzimmer, wo der Führer der Opposition im Gemeinderat, Herr Schneidermeister Kettenhauer, ihn mit einer geschwollenen Backe und wütenden Zahnschmerzen erwartete.

„Der Absceß muß geschnitten werden; setzen Sie sich dort auf den Stuhl!“

Ehe aber der Doktor die Operation begann, fragte er, das scharfe Messer kampfbereit in der Hand: „Ich hoffe, mein lieber Herr Kettenhauer, Sie sind als verständiger Mann für die Wahl des Assessors Tietenhofen?“

Kettenhauer sah den Doktor mit dem nicht verschwollenen Auge ganz entsetzt an. Unter anderen Umständen würde er, getreu seinem Oppositionsstandpunkt, „Nein“ gerufen haben. „Na, natürlich,“ sagte er jetzt. „Der Herr Assessor ist doch ein Kunde von mir. Pünktlicher Zahler! alles, was recht ist! Machen Sie fix, Herr Doktor! Es ist mir ja absolut schnuppe, wer Bürgermeister wird; ich bleibe doch in der Opposition; wenn ich nur die Schmerzen los werde!“

Und der Doktor befreite ihn mit einem besonders gründlichen Schnitt von der Geschwulst.

Da die Köchin auf dem Markte war, hatte Tante Franziska die Nichte gebeten, im Wartezimmer nach dem Ofen zu sehen; es sei niemand mehr im Zimmer.

Aber es war trotzdem jemand da, und zwar der Architekt Hittfeld, der sich bei Lulus Eintritt erhob und „Guten Morgen“ sagte. Sie starrte ihn an, als sei er ein Gespenst, und wurde glühendrot, so daß er beim Anblick des Feuers, das ihr in die Wangen schlug, nicht umhin konnte, zu lächeln, was sie noch mehr in Verlegenheit brachte.

„Sie sind doch nicht krank, Herr Hittfeld?“

„Ich? Im Gegenteil! Ich wollte Ihrem Herrn Vater nur meine Pläne zeigen.“

„Ich wollte nur mal nach dem Feuer sehen!“ Sie beugte sich herab und fuhr energisch mit dem Ofenhaken in die glühenden Kohlen des Füllofens.

„Geben Sie mal her!“ Er hockte neben ihr nieder, während sie sich vergeblich mühte, den Feuerhaken zwischen den Stäben des Eisenrostes wieder herauszuziehen.

„Ein renitenter Haken!“ meinte sie.

„Wir müssen doch aussehen wie zwei Feueranbeter aus Ninive!“

Lulu lachte über das ganze Gesicht. „Links herum den Haken! Warten Sie!“

Es war merkwürdig, wie oft ihre Hände einander berührten beim Kampf mit dem widerspenstigen Haken, der durchaus nicht nachgeben wollte.

„Na nu!“ sagte plötzlich der Doktor, der den Kopf ins Wartezimmer steckte.

„Guten Morgen, Herr Doktor! Ein verflixter Haken!“ begrüßte ihn der Architekt.

„Ich vermute, Herr Hittfeld, Sie wollten zu mir?“ fragte der Doktor sehr reserviert.

„Jawohl, Herr Doktor! Das heißt, in einer Privatangelegenheit, nicht als Patient! Wenn Sie jetzt dafür Zeit haben?“

„Bitte, treten Sie näher!“

„Darf ich nicht erst Ihrer Fräulein Tochter behilflich sein?“

„Danke schön! Endlich!“ erwiderte Lulu und zog triumphierend den rotglühenden Eisenstab heraus.

„Also bitte, Herr Hittfeld!“ Der Doktor ließ, den Thürgriff in der Hand haltend, den Architekten vor sich eintreten und sagte ziemlich scharf zu seiner Tochter: „Sag der Tante, daß derartige Arbeiten in meinem Wartezimmer nur vom Mädchen vorzunehmen seien!“ Dann folgte er seinem Besuch ins Sprechzimmer.

„Bitte, nehmen Sie Platz! Ich stehe zu Ihrer Verfügung!“

„Mich führt ein doppelter Zweck zu Ihnen, Herr Doktor,“ begann der junge Mann, indem er der Aufforderung nachkam, während er eine starke Rolle von Bauplänen quer über die Knie legte. „Zunächst bitte ich Sie höflichst, mir das schuldige Honorar für Ihre freundliche ärztliche Behandlung noch etwas zu stunden. Ich“ — er lachte gezwungen — „ich habe nämlich kein Geld! Abgebrannt, total abgebrannt!“

„Bitte recht sehr, mein Verehrtester,“ erwiderte Weishaupt jovial, „bin ja selbst jung gewesen! Verlieren wir kein Wort darüber!“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen! Leider bin ich seit Jahren in der Lage, sehr wenig Geld zu haben. Ich will mich nicht selbst loben, aber meine letzten fünfzig Mark habe ich meinem Alten geschickt, damit er endlich nach Leipzig reist und dort eine Kapazität konsultiert. Übrigens bekomme ich am ersten März wieder Geld; ich arbeite nämlich an Entwürfen für eine große Möbeltischlerei in München!“

„Aber bitte, Herr Hittfeld, lassen wir das! Ihr zweites Anliegen?“

„Betrifft den Plan zum neuen Kurhaus. Ich möchte für die Anlage der Badestuben und einiger anderer Dinge Sie um Ihren Rat bitten, ob es vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht besser wäre, die Räume dafür in einem Nebenhause zu wählen. Darf ich Ihnen den Plan zeigen?“

„Bitte, es interessiert mich selbstverständlich! Dort ist ein leerer Tisch, wenn Sie den Plan ausrollen wollen.“

Während der Architekt die Papiere ordnete, gingen Doktor Weishaupt die verschiedensten Gedanken durch den Kopf. Bürgermeisterwahl und Kurhaus begannen für ihn eine sehr persönliche Bedeutung zu gewinnen. Wenn diesem jungen Mann der Bau des Kurhauses übetragen würde, das heißt, wenn dessen Pläne die übrige Konkurrenz schlugen, dann blieb dieser blonde Riese vorläufig auf unabsehbare Zeit in Krottendorf, was ihm bei der Erinnerung an Lulus Erzählungen vom Schlittschuhlaufen und in Anbetracht der soeben beobachteten kleinen Feuerhakenidylle einige Beklemmung verursachte.

„Sagen Sie mal, Herr Hittfeld, ist Ihr Vater Künstler?“

„Ja, Maler, Herr Doktor,“ erwiderte jener, den Kopf erhebend.

„Dann kenne ich ihn. Er war ein Jugendbekannter meiner seligen Frau, den ich auf unserer Hochzeit kennen lernte.“

Unwillkürlich hatte der Doktor den Blick auf das Porträt gerichtet, und Hittfeld sah auch dorthin, und zwar mit mehr und mehr erwachendem Interesse. Das Bild kam ihm bekannt vor; je länger er es anblickte, desto klarer wurde es ihm: das war dieselbe Person, deren kleines Porträt er in seines Vaters Atelier gesehen hatte.

„Das — das wußte ich nicht,“ sagte er langsam.

„Ist Ihr Herr Vater sehr leidend?“

„Das körperliche Leiden ist wohl zu ertragen; aber mein guter Vater gehört zu den Künstlern, die sich nicht durchringen konnten, und daran ist seine Energie zu Grunde gegangen.“

„Ja, ja,“ meinte der Doktor, „die alte Geschichte von den brotlosen Künsten! Es kommt nichts dabei heraus!“

„Nein, heraus kommt dabei in der Regel nichts,“ erwiderte Hittfeld mit leichtem Sarkasmus. „Da ist es schon besser, man zeichnet Möbelmodelle, das bringt doch Geld ein!“

Der alte Herr verstand den Sarkasmus nicht. „Na, nun zeigen Sie Ihre Pläne mal her!“

Nachdem die sachliche Erörterung dieser Frage beendet war und Hittfeld eine Cigarre bekommen hatte, forderte der Doktor ihn auf, Platz zu nehmen.

„So, nun noch eins! Sie kennen die beiden Bauplätze, die in Erwägung stehen, für welchen würden Sie sich entscheiden?“

Es lag etwas Lauerndes in der Fragestellung, was aber dem anderen in seiner Unbefangenheit entging.

„Nun, ich halte den Platz an der Theresienhöhe für den besten.“

„Hm,“ machte der Doktor und strich sehr umständlich die Asche seiner Cigarre ab. „Warum? wenn ich fragen darf!“

„Nun, zunächst würde der Bau sich von dem prachtvollen Hintergrund von Felsen und Tannen prächtig ausnehmen.“

„Ästhetische Rücksichten können doch nicht maßgebend sein!“

„Nein, nein, gewiß nicht in Krottendorf!“ polterte Hittfeld heraus.

„Wieso? Wie meinen Sie das?“

„Ach, wissen Sie, bei uns in Krottendorf ist ja alles schön, ich meine die Natur selbstverständlich! Außerdem aber haben wir dort besseres Trinkwasser, Schutz gegen Norden und Osten; kurz und gut, dort muß das Kurhaus hin!“

Weishaupt kaute an seiner Cigarre mit mißmutigem Gesicht. Der Bauplatz gehörte Trinius, und der andere, der in Frage kam, lag auf seinem Grund und Boden.

„Na, wir werden ja sehen! Ich gebe dem anderen Bauplatz aus hygienischen Gründen den Vorzug. Frische Luft ringsherum ist die Hauptsache bei einem Kurhause, außerdem ist es näher beim Bahnhof!“

„Frische Luft ringsherum ist ja auch was Schönes, Herr Doktor,“ meinte der Architekt und machte ein Gesicht, aus dem der Doktor nicht klug werden konnte.

Sympathisch war ihm dieser blonde Jüngling auf keinen Fall. Als er gegangen war, standen vier Dinge fest: Erstens würde Weishaupt gegen Hittfelds Bauplan stimmen, zweitens sollte Trinius seinen Bauplatz nicht gut verkaufen, drittens sollte Tietenhofen Bürgermeister werden, und viertens wollte er mit Lulu am nächsten Tage ein ernstes Wort reden.

Bei dem Architekten dagegen brach sich ein anderer Entschluß Bahn. Er wollte und mußte das Kurhaus bauen, wobei ein hübsches Stück Geld und Renommee zu verdienen war. „Ach was, Junge,“ sagte er sich, „sei kein Frosch! Begieb dich in den Kampf ums Dasein! Die kleine Lulu ist es wert!“

Er wanderte den Tag über von einem Gemeinderat zum anderen und außerdem zu den einflußreichsten Persönlichkeiten der Stadt. Mit dem alten Trinius mußte er sogar eine Flasche sauren, kalten Rotwein leeren und aufs Gelingen anstoßen.

Als er gegen Abend ganz erschöpft im „Schwarzen Mohren“ anlangte, tönte aus dem großen Saal Tanzmusik heraus.

„Auch das noch! Was ist denn heute?“ fragte er den Wirt.

„Die erste Gesellschaft hält heute Ball!“

Etwas mißmutig setzte sich Hittfeld in die öde Gaststube und bestellte sein Abendessen. An Arbeiten oder Schlafen war gar nicht zu denken. Nachdem er die Abendnummer des Krottendorfer Tageblattes durchstudiert hatte, die keine neuen Depeschen aus Südafrika brachte, ging er, von Neugierde getrieben, die Treppe zum Saal hinauf. Plötzlich fiel ihm ein, daß möglicherweise die kleine Lulu Weishaupt dabei sein könnte.

In dem kleinen Vorraum mit Glasthüren vor dem Tanzsaal standen schon einige Neugierige. Viktor Hittfeld eroberte sich einen Platz und blickte durch die Glasscheiben. Da wirbelte gerade Lulu vorbei, und ihr Anblick genügte, um ihn die Leere seiner Börse und die Nachwirkungen der heutigen Philisterbesuche vergessen zu lassen.

Sah das Mädchen reizend aus! Er ließ sie nicht aus den Augen. Bei der nächsten Polka tanzte sie links herum mit einem sehr langen, dünnen Herrn. Das sah nun wirklich famos aus, denn Lulu wurde von ihrem großen Tänzer unwillkürlich auf die Fußspitzen gehoben und flog leicht wie eine Bachstelze durch den Saal. Es ist doch ein Jammer, daß ich nicht hinein kann! dachte Viktor Hittfeld.

Ab und zu ging neben ihm die Thür auf, und einzeln oder in kleinen Gruppen kamen ältere Herren und begaben sich nach dem Rauch- und Spielzimmer hinüber.

Plötzlich fühlte er einen derben Schlag auf der Schulter, und sich umwendend, blickte

er in das weingerötete, strahlende Vollmondsgesicht des Gemeinderats Trinius.

„Ha, da sind Sie ja auch, Herr — Herr Baumeister! Fideles Fest, sage ich Ihnen, heute abend! Hübsche Mädchen hier bei uns in Krottendorf! Na, ich sage, wir brauchen uns hier nicht zu verstecken!“

„Gewiß nicht, Herr Trinius!“

„Sehen Sie wohl! Übrigens, was stehen Sie eigentlich hier draußen herum? Kommen Sie mit herein, wenn Sie das Tanzbein schwingen wollen; es ist so wie so Mangel an Herren, wir Alten müssen sogar mit heran.“

„Aber, Herr Gemeinderat! Ich, in dem Anzug, ohne Frack?“

„Papperlapapp,“ machte der alte Herr und faßte Hittfeld am Arm. „Was denken Sie denn? Wir sind hier keine Philister! Sie sind mein Gast, damit basta! Immer rin ins Vergnügen! Und dann trinken wir eine Pulle Sekt zusammen. Sie denken wohl, hier kommt so was nicht vor? Da kennen Sie uns schlecht, wir lassen was draufgehen in Krottendorf! Die Mehrheit im Gemeinderat haben wir, ich meine für unseren Bauplatz!“

Und damit schob er den jungen Mann in den heißen Ballsaal hinein und steuerte mit ihm durch dessen in der Tanzpause leere Mitte auf den „Drachenfels“ los, wie er das etwas erhöhte Podium nannte, wo die Mütter saßen.

Hittfeld fühlte, daß aller Augen sich auf ihn richteten.

„Also, meine Damen, hier bringe ich Ihnen eine junge Kraft, meinen lieben jungen Freund, Baumeister Hittfeld!“

Frau Trinius erhob sich sogar und gab, wohlwollend lächelnd, dem Ankömmling die Hand. „Sehr angenehm, Herr Baumeister!“ Und da standen auch schon neben ihr wie hervorgezaubert ihre beiden Töchter, zu denen gewendet die Mutter sagte: „Kinderchen, seid so gut und nehmt euch des Herrn Hittfeld etwas an; er wird sich hier fremd fühlen.“

Eskortiert von den beiden jungen Mädchen wurde er nun in die rechte Saalecke gebracht, wo alle jungen Damen standen.

Aus der Wolke von grünen, blauen und rosa Toiletten kam ihm eine Gestalt entgegen und gab ihm die Hand: Lulu Weishaupt.

Aber Hittfeld blieb ganz korrekt und bat zunächst nur eine Trinius um einen Tanz.

Dicht am Ausgang standen Doktor Weishaupt und der Gemeinderat Trinius einander gegenüber, beide mit roten Köpfen.

„Wie kommen Sie dazu, Herr Trinius, hier einen wildfremden Herrn in unseren Kreis einzuführen, ohne Zustimmung des Vorstandes?“

„Gott, Herr Doktor, mir paßte es gerade so,“ erwiderte Trinius, der seit dem Souper einen Löwenmut besaß.

„Nun, wir werden das in der nächsten Vorstandssitzung zur Sprache bringen! Außerdem hat nach unseren Statuten jeder Herr im Frack zu erscheinen.“

„Wenn er nun keinen hat? Herr Doktor, den jungen Damen ist das ganz egal, wenn er nur tüchtig tanzt! Und das thut er, ganz famos sogar! Nun sehen Sie bloß hin, Herr Doktor! Da schwenkt er gerade Ihr Fräulein Tochter, und die sieht ganz vergnügt aus!“

Der Anblick war nun gerade nicht geeignet, den Doktor zu besänftigen.

„Ich bestehe darauf, daß dieser Herr den Saal verläßt, oder ich lege mein Amt nieder und trete aus!“ rief Doktor Weishaupt, und die Musik spielte: „Lustig sein! fröhlich sein! Hopsasa!“

Um die streitenden Herren hatte sich eine Gruppe gebildet.

„Verehrtester Herr Doktor, nur keine Scene,“ flüsterte ihm Tietenhofen ins Ohr.

Andere riefen: „Nur kein Unfriede! Immer gemütlich, Herr Doktor!“

Da setzte die Musik ab, und mitten durch den Kreis kam der Baumeister mit seinen breiten Schultern und seinem fidelen Gesicht.

„Entschuldigen Sie, mein Herr Doktor, und auch Sie, meine Herren, daß ich nicht zuerst um Ihre werte Erlaubnis nachgesucht! Herr Trinius und die jungen Damen ließen mir keine Zeit dazu.“

„Unsere Statuten —“ begann der Doktor.

„Ach was, Statuten! Wir bürgen für ihn, wir kennen ihn fast alle! Machen Sie doch keine Geschichten, Herr Doktor!“ so tönte es durcheinander.

Die Majorität war erdrückend. Der Doktor als Mitglied von zwölf Vereinen war gewohnt, sich der Majorität zu fügen, deren

Wohlwollen er doch vielleicht in der nächsten Gemeinderatssitzung brauchte.

Er gab mit sauersüßem Gesicht dem jungen Architekten die Hand. „Ich that meine Pflicht als erstes Vorstandsmitglied, die Sache ist erledigt. Seien Sie uns — willkommen!“

Die Gruppe löste sich auf, und der alte Trinius nahm Hittfeld am Arm und schleppte ihn ans Büffett, wo er eine halbgeleerte Flasche Sekt stehen hatte.

„Ärgern Sie sich nur nicht, Herr Baumeister! Der Doktor ist ein Krakeeler! Wir sind freie Bürger, aber er — na, so ein oller Korpsstudent, das kommt immer wieder durch! Prosit, Herr Baumeister! Hoffentlich bleiben wir noch ein Jahr zusammen!“

Von Viktor Hittfeld nahm eine tolle Laune Besitz. Heute wurde die Schlacht geschlagen oder nie! Er wurde Realpolitiker sans phrase, das heißt, er engagierte die Frau Trinius zum nächsten Lancier und zur darauf folgenden Française Fräulein Franziska Weishaupt, die diesen Tanz nach altväterischem Drill, und ohne einen Knix auszulassen, absolvierte, worüber ihr der junge Architekt Komplimente machte.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „auf Sie kann man sich doch verlassen. Unsere Lämmchen heutzutage, du lieber Gott, da will jedes sich individuell entwickeln, und schließlich wird doch auch nur ein — Lamm daraus! Es kann doch nicht ein jeder Française nach seinem Temperament tanzen!“

„Ja, sehr richtig! Na, überhaupt diese Emancipationsideen!“ meinte Tante Franziska strahlend.

Hittfeld verstand zwar nicht genau den Zusammenhang zwischen seinen Worten und der Emancipation der Frauen, aber da er seinen Ausführungen einen starken Sarkasmus untergelegt hatte, schwieg er mit schlechtem Gewissen und machte eine Verbeugung rechts und dann eine links, und dann kam chassée croisée, wobei Fräulein Weishaupt zierlich ihr Perlgrauseidenes mit den Händen seitwärts hielt und Hittfeld ein Gesicht machte, als gäbe es in der Welt nichts Wichtigeres als eine deutsche Française.

In Krottendorf war es seit Menschengedenken nicht vorgekommen, daß ein junger Herr ohne den Druck verwandtschaftlicher Beziehung Mütter und Tanten zum Tanz aufforderte, wogegen auch sämtliche junge Mädchen bei dem dauernden Mangel an Herren mit Recht Protest eingelegt haben würden.

Viktor Hittfeld gewann die Majorität aller älteren Damen, die den übrigen Herren rieten, sich an solchem Benehmen ein Beispiel zur Nacheiferung zu nehmen.

„Wirklich ein reizender, wohlerzogener Mensch!“ sagte Tante Franziska zu Tietenhofen, dessen Opferwilligkeit sich darauf beschränkte, ihr ab und zu ein Glas Selterswasser zu bringen.

„Hm“ — machte dieser gedehnt — „ich glaube, der reizende Mensch hat's faustdick hinter den Ohren.“

Aber Tante Franziska war so sehr in Ekstase, daß sie mit geradezu staatsgefährlicher und aller Ordnung hohnsprechender Tendenz die Worte sprach: „Ach, Herr Assessor, wissen Sie, das sind immer die nettesten!“

Dieser ließ beinahe das Glas fallen, das er ihr gerade anbieten wollte.

„Gnädiges Fräulein, sind Sie sich der Tragweite Ihrer Äußerung wirklich bewußt?“

Da kam er aber schön an! Sie schlug sich für den Architekten durch dick und dünn.

„Bewußt? Natürlich bin ich mir bewußt, da ich nämlich erfahren genug bin, mich auf meine eigene Menschenkenntnis zu verlassen.“

Der Assessor erwiderte darauf kein Wort, vielleicht weil er es auch faustdick hinter den Ohren hatte. Jedenfalls kam er zu dem Entschluß, seine Rache auf spätere Zeiten zu verschieben, wenn —

Und Lulu? Sie begriff merkwürdig schnell, was Viktor Hittfeld erreichen wollte, und amüsierte sich prächtig darüber.

Zuweilen begegneten ihre Augen den seinigen, und sie verstanden einander und lachten. Darin lag eine gewisse Gefahr, wenigstens für den Assessor Tietenhofen.

Vater Trinius sah plötzlich seine bessere Hälfte in einem Lichte, das sie um zehn Jahre verjüngte. Er gab sich die Sporen, machte seiner Trina eine Verbeugung und walzte mit ihr vergnügt durch den Saal.

Gott, wenn der Baumeister eines seiner Mädels haben wollte, warum denn nicht? Dann würde er von seinem Schwiegersohn die Bauprojekte ausführen lassen, mit denen

er sich seit einigen Jahren trug; es war klar, daß er dabei fünfzig Prozent Unkosten sparen würde. Vorläufig waren die beiden jungen Trinien noch in schönster Eintracht, obgleich sie sich eigentlich klar machen konnten, daß dieser Zustand der Eintracht nicht festgehalten werden konnte auf die Dauer, solange das Bürgerliche Gesetzbuch nur monogamische Eheschließungen zu Recht bestehend anerkannte.

„Weshalb wollen Sie eigentlich durchaus unser Kurhaus bauen?" fragte Lulu den Baumeister, der sich in der Tanzpause neben sie gesetzt hatte, was jetzt, im zweiten Teil des Balles, weniger auffiel.

„Ganz einfach, weil ich Geld verdienen will und muß! Nicht nur meinetwegen, sondern auch weil mein alter Vater — doch lassen wir das — es kann Sie ja nicht interessieren!"

„Doch, Herr Hittfeld!"

Da sah er rasch auf. Er glaubte, nie zuvor in zwei Menschenaugen geblickt zu haben, die so offen und ehrlich waren, die weder die Kunst verstanden, sich absichtlich zu senken, oder etwas von dem zu verbergen, was in dem jungen Herzen unter der Rosataille vorging und klopfte.

„Sehen Sie, Fräulein Weishaupt, mein guter Alter hat für meine Studien alles hergegeben. Er wird nicht nur älter, sondern auch kränklicher jedes Jahr, und viel Glück hat er nicht gehabt in der Welt, wie das so zu sein pflegt bei allen prachtvollen Menschen. Ich will damit nicht sagen, daß er als Künstler ein verkanntes Genie ist, denn dafür kann ich nicht unparteiisch genug urteilen, aber er ist als Mensch ein Kind geblieben sein Leben lang, so rein, so unberührt, aber leider nicht so glücklich wie ein Kind!"

Er schwieg; und Lulu, obgleich sie nur halb verstand, was ihr Nachbar sagte, fühlte doch, wie herrlich es war, daß ein Sohn so über seinen Vater sprach. Das war nicht nur das konventionelle Maß pflichtgemäßer Kindesliebe, das war mehr, viel mehr! es rührte sie.

„Mein Vater muß übrigens Ihre selige Mutter vor vielen Jahren porträtiert haben," fuhr er fort. „Ich erkannte das Bild, das in seinem Atelier hängt, in dem Porträt Ihrer Mutter in Ihres Vaters Zimmer wieder. Ich sage dies nur, weil ich nie ein Gesicht gesehen habe, das mich, als Kind schon, so sehr gefesselt hätte wie das Ihrer Mutter in meines Vaters Atelier! Sie ist jung gestorben?"

Lulu nickte nur. Es war ihr, als sei sie ganz allein im Saal mit ihm, als ginge die ganze Außenwelt sie nichts mehr an.

So schwiegen beide einige Minuten; aber sie schwiegen wie zwei Menschen, die sich zu viel zu sagen haben, und nicht wie zwei, die nach einem neuen Gesprächsstoff suchen.

Viktor war noch in den Jahren, wo ein Mann gewaltsam alles Gemütvolle zurückdrängt, weil er zu jung ist, um seiner Selbstbeherrschung sicher zu sein.

„Übrigens, wenn mich nicht alles täuscht," begann er wieder, „giebt es in Thüringen noch viele Kurhäuser zu bauen im Lauf der nächsten zehn Jahre, und wenn mein Plan hier gefällt, so würde das sehr aussichtsreich für mich sein. Nebenbei bleibe ich gern noch einige Jahre hier, schon der Kasinobälle halber," fügte er lächelnd hinzu.

Sie wußte nicht recht, ob er das nicht ironisch meinte.

„Ach, Sie kennen Krottendorf nicht, Herr Hittfeld! Es mag ja in größeren Städten auch nicht alles wunderschön sein, aber wenn man in einem kleinen Orte geboren und erzogen ist und dann immer darin bleibt, so ist das fürchterlich. Papa will zwar mit mir reisen, aber es kommt nie dazu, erst recht nicht, seit hier noch zwei andere Ärzte sind. Er sagt, er könnte nicht fort der Konkurrenz wegen."

Armer Doktor Weishaupt! dachte Hittfeld. Da hat er nun eine hübsche Villa und wahrscheinlich sein gutes Auskommen, und aus Angst, einige Patienten zu verlieren, klebt er mit seinem einzigen Kinde hier fest.

Sie that ihm leid, denn weder der Doktor noch Tante Franziska machten ihm den Eindruck, als seien sie innerlich jung geblieben.

„Na, im Grunde haben Sie es gut, Fräulein Weishaupt! Ihnen legt niemand einen Stein in den Weg."

„Nein, das nicht," sagte sie, resigniert lächelnd. „Wir marschieren alle hübsch auf der Landstraße, wo alles immer in schönster Ordnung ist und es keine Steine giebt."

Das klang beinahe bitter; er sah sie erstaunt an.

„Wie kommen Sie auf solche Gedanken?“

„Vielleicht weil ich jung bin; ich weiß selbst nicht wie, aber oft ist es mir, als sollte ich ersticken, wenn ich daran denke, ohne Unterbrechung hier mein Leben zubringen zu müssen.“

„Das wäre doch schad um Sie!“

Sein Gesichtsausdruck hielt die Mitte zwischen Rührung und Neckerei. Lulu sah ihn etwas mißtrauisch an, und diesen Ausdruck wahrnehmend, fügte er leise hinzu: „Nein, nein, ich meine es ernsthaft!“ Und er beugte sich dabei vor, so daß er ihr von unten in die Augen sehen konnte. „Fräulein Weishaupt, ich möchte mir gern an Ihnen die Lebensrettungsmedaille verdienen: Errettung vom Erstickungstod unter für den Retter erschwerenden Umständen. Darf ich kommen, wenn es Zeit ist?“

Ihre Augen verstanden und beantworteten die Frage, und der blonde Kopf senkte sich bejahend, und ganz unabsichtlich verließ ihre Hand den im Schoß gehaltenen Fächer und glitt herab zwischen zwei große Falten des duftigen Kleides, wo Viktor Hittfeld sie ganz unbemerkt drücken konnte. „Lulu, ich komme zur rechten Zeit!“

„Gnädiges Fräulein, darf ich bitten?“

Vor ihnen stand Assessor Tietenhofen; Lulu erhob sich schnell. Als sie ihrem Tänzer die linke Hand auf die Schulter legte, bekam Viktor einen Blick aus ihren strahlenden Augen, daß er beinahe mitten in das Gewühl hinein „Hurra!“ gerufen hätte. Er war aber zu sehr Kulturmensch und drückte sich statt dessen vorsichtig aus dem Ballsaal heraus, an Vater Trinius' Büffettecke vorbei, bis er unten im leeren halbdunklen Gastzimmer anlangte. Dort setzte er sich unter die Öldruckbilder von Bismarck und Moltke und träumte glückselig vor sich hin. Die Stube war kalt, und es roch darin nach Tabakrauch, und über ihm schien die Decke zu schwanken unter dem wuchtigen Takt der Schlußpolka, aber in seinem Herzen war's Frühling, zwar etwas vorzeitig dem Kalender nach, aber Frühling war's, und der Tauwind, der seit Mittag eingesetzt hatte, fuhr pustend und heulend im kalten Ofenrohr herunter.

Als er vernahm, daß die Festteilnehmer nach Schluß des Balles die Treppe aus den oberen Räumen herabkamen, schlüpfte er hinaus unter das dunkle Portal, und als Lulu zum Glück unten allein anlangte, als der Vater seine Galoschen und die Tante ihre Boa nicht finden konnte, riß er den Wagenschlag auf und bekam noch einen Händedruck, dieses Mal durch keinen Handschuh gemildert, sondern sehr schön warm und kräftig, so daß er, den Kopf verlierend, die Wagenthür zuschlug und dem Kutscher zurief: „Los!“

„Halt! halt! Kutscher, sind Sie verrückt? Wir wollen doch auch mit!“

Das war Doktor Weishaupt mit Schwester.

Der junge Architekt drückte sich klugerweise in den Schatten zurück.

„Nu, Herr Doktor, es hat doch einer gerufen ‚Los!‘“ verteidigte sich der Kutscher.

„Sie sind nicht recht bei Troste,“ schalt der Doktor. „Weshalb hören Sie auf jeden Hansnarren? Na, nu aber nach Hause.“

Als Viktor Hittfeld, der den Hansnarren schmunzelnd quittiert hatte, wieder ins Haus schlüpfen wollte, stieß er mit dem Gemeinderat Trinius zusammen.

„Na, Herr Baumeister, gut amüsiert? Das ist recht! Wie gesagt, Sie sind uns stets willkommen!“

Viktor mußte der ganzen Familie noch die Hände schütteln und den Damen beim Einsteigen behilflich sein, ehe er seinen Rückzug fortsetzen konnte.

Es war ein schwerer, aber schöner Tag gewesen. Lulu saß neben Tante Franziska im Wagen und hörte und verstand sehr wenig von dem, was ihr Vater sagte, der in seiner üblen Laune über Trinius und Konsorten schalt, bis er endlich meinte, daß doch wirklich eine Stirn dazu gehöre, wenn ein Mensch wie dieser Hittfeld sich mir nichts, dir nichts in eine wildfremde Gesellschaft dränge.

Da erwiderte Lulu ganz energisch: „Aber warum denn nicht, Papa? Ein wahres Glück, daß er noch kam! Man sieht doch mal ein anderes Gesicht! Assessor Tietenhofen zum Beispiel —“

„Na, was ist's mit ihm?“

„Langweilig ist er, zum Sterben langweilig, Papa! Ich glaube, der Mann hat nie einen eigenen Gedanken.“

„Kinderei! Eigene Gedanken! Als wenn's darauf ankäme! Unruhige Köpfe giebt's heutzutage mehr als gut ist, auch bei uns in Krottendorf!" brummte der Doktor.

Lulu schwieg; aber zu ihrem Erstaunen fühlte sie, wie Tante Franziska nach ihrer Hand tastete und sie kräftig drückte. Bisher war der Doktor für die Schwester unfehlbare Autorität gewesen. Um so mehr war Lulu über diese Sympathiekundgebung der Tante erstaunt und zugleich erfreut.

„Auf jeden Fall," wagte Fräulein Franziska einzuwerfen, „ist der junge Herr Hittfeld ein Mann, der weiß, was sich gehört. Mich hat noch kein Assessor zur Française aufgefordert!"

„Ach was, ein Windhund ist er, der nicht einmal seine Doktorrechnung bezahlen kann," knurrte der Doktor, den der Grimm über den Widerspruch der Damen jede Fassung verlieren ließ.

Da hielt der Wagen. Die Damen verschwanden in ihren Zimmern, und Weishaupt ging gewohnheitsmäßig noch einmal in seine Stube, um nach etwa eingelaufenen Postsendungen zu sehen.

Auf seinem Schreibtisch lag ein kleines, leichtes Paket. „Abs.: E. von Ellernthal, Dresden" buchstabierte er heraus.

Merkwürdig! Ganz unbekannter Name! Er konnte nicht widerstehen und öffnete rasch. Ein zusammengelegtes Päckchen Briefe fiel ihm entgegen, und obenauf lag ein Begleitschreiben „Hochverehrte, gnädige Frau!"

Weishaupt stutzte und sah die Paketadresse noch einmal an. Da stand ganz deutlich: An Frau Doktor Lulu Weishaupt.

Das war also eine Sendung an eine Tote, die er vor fünfzehn Jahren begraben hatte! Er blickte unwillkürlich zu dem Porträt auf, das im flackernden Licht der Kerze Leben zu bekommen schien.

Hochgeehrte, gnädige Frau!

Beim Ordnen des Nachlasses meiner Mutter fand ich beifolgende Briefe mit der Bestimmung: Nach meinem Tode zurückzugeben an Frau Doktor Lulu Weishaupt in Krottendorf! Ich erfülle hiermit den Willen der Dahingeschiedenen, ohne zu wissen, gnädige Frau, in welchem Verhältnis Sie zu meiner unvergeßlichen Mutter gestanden haben!

Der Doktor ließ den Brief sinken. Richtig, das war die Handschrift seiner Frau, und der Poststempel des obersten Briefes bewies, daß er ein Jahr nach seiner Heirat mit Lulu Steinhauer verfaßt worden war. Er drehte das verschnürte Päckchen einigemal in der Hand, öffnete dann ein Schreibtischfach und legte es dort zu den anderen pietätvoll aufbewahrten und sauber geordneten Briefen seiner Frau.

* * *

Doktor Weishaupt war von der entscheidenden Gemeinderatssitzung, der die Bürgermeisterwahl vorangegangen war, nach Hause gekommen, müde, erschöpft und im Grunde mißmutig.

Der Triumph, den Assessor durchgebracht zu haben, wurde stark verdunkelt durch die Niederlage der von ihm organisierten Opposition gegen die Kurhauspläne des Architekten Hittfeld und in zweiter Linie gegen die Wahl des Bauplatzes auf dem Grundstück dieses unangenehmen Gemeinderats Trinius.

Doppelt erregt war der Doktor vielleicht deshalb geworden, weil er bei den beiden letzten Punkten nicht mit gutem Gewissen und blankem Schild gekämpft hatte, wenn er das auch natürlich nicht eingestand.

Aber heimlich flüsterte im inneren Herzen doch die gute Stimme, die selbst ein ganzes Leben im Krottendorfer Weltschwunge nicht ertöten konnte, nämlich, daß hinter den guten Gründen, die er gegen Bauplan und Bauplatz ins Feld geführt hatte, doch persönliche Interessen verborgen waren.

Die Niederlage mit dem Bauplatz hätte er schließlich überwunden, aber daß dieser Architekt mindestens ein bis zwei Jahre hier bleiben würde, verursachte ihm ernste Bedenken. Ein Mann ohne sociale Stellung, der nicht einmal seine Doktorrechnung begleichen konnte und über dessen Dasein Lulu Freude empfand, blieb für ihn ein steter Anlaß zur Beunruhigung.

Als der junge Baumeister vom Ergebnis der Gemeinderatssitzung Nachricht bekam, stürzte er aus dem Hotel fort. Er brauchte frische Luft und Bewegung, es war ihm zu eng im Zimmer. Er hatte bei den Bauplänen manche Nacht durchgearbeitet, sein

Bestes gebend, hatte allen Gemeinderäten Besuche gemacht, sich von Weishaupt beinahe hinauswerfen lassen aus den Gefilden des Kasinoballes und trotzdem immer noch gefürchtet, daß man ihn zurückweisen würde.

* * *

Das Tauwetter hatte angehalten. In der Luft lag es wie Vorfrühling, wenigstens für junge Menschen in Hittfelds Stimmung. Die Spatzen spektakelten, und einige junge Amselmännchen saßen protzig auf den obersten Zweigen der Obstbäume und übten in dem kahlen Geäste die ersten Anschläge zur Frühlingsouverture. Die Straßen waren grundlos und die Gräben voll von Schneewasser. Überall schmutzige Pfützen und doch in jeder ein Spiegelbild vom Himmelsblau, das sich zwischen grauen Wolken herausarbeitete.

Hittfeld wollte ins Freie am Krottenberge vorbei, und als er vor des Doktors Hause über die Wegpfützen voltigierte, stand Lulu im Erkerfenster des Balkons und setzte Hyacinthen ans Licht. Sie hatte eine große, blau- und weißgestreifte Schürze vorgebunden, und ihre Finger waren schwarz von der feuchten Blumenerde.

Viktor schwenkte bei ihrem Anblick und Ausblick den Filzhut, und wie es eigentlich zuging, weiß Lulu bis auf den heutigen Tag nicht genau, kurz und gut, sie riß die Balkonthür auf, flog die Holzstufen hinunter zum Garten und über den Rasenplatz an das eiserne Staket.

„Ich baue das Kurhaus!" rief Viktor, und durch die Eisenstäbe kamen ihm zwei erdfarbene Mädchenhände entgegen, und er drückte sie. Und erst als der Tollkopf Anstalten machte, die Hände zu küssen, bekam Lulu einen Schreck und einen roten Kopf.

„Um Gottes willen, meine Hände!"

Da lachte er hell auf und hielt ihr die seinigen triumphierend entgegen, die deutliche Vielliebchenspuren von Gartenerde zeigten.

Beschämt und doch glücklich zog sich Lulu an die Treppe zurück und schaute nicht eher zum Gartenzaun hinüber, als bis sie ziemlich sicher sein konnte, daß er nicht mehr dort stehe.

Statt dessen stand hinter ihr in der Eßzimmerthür Tante Franziska drohend, hochaufgerichtet, wie ein Schutzgeist der guten Sitten. „Unglaublich, Lulu!"

Da hatte sie nun die Bescherung! Aber sie warf den Kopf zurück, hob, äußerlich ruhig, eine Hyacinthe vom Boden auf und sagte: „Was ist unglaublich, Tante?"

„Welche Frage! Lulu, besinne dich! In dem Aufzuge, öffentlich im Garten! Gegenüber von Frau Liebling und — und — es spottet jeder Beschreibung!"

„Ach, Tante, ist das schön!" Und ehe die würdige Dame es sich versah, flog Lulu ihr an den Hals.

„Um Gottes willen, Lulu, deine Hände!" schrie Tante Franziska, zurückweichend.

„Ach so — ja, die Hände! An so was denkt man nicht!"

Lulu schlich still wieder zu ihren Blumen zurück.

„Und was soll ich deinem Vater sagen?"

„Was du willst, Tante!"

„Ja, sag mal, Lulu, bist du denn mit diesem — diesem Baumeister verlobt?"

„Ich glaube, so richtig noch nicht," meinte Lulu trocken, nahm in jede Hand einen Blumentopf und ging an der sprachlosen Tante vorbei ins Zimmer.

Lulu war verzogen worden, kein Zweifel! Tante Franziska hatte ihren Bruder oft gewarnt. Nun mochte er selbst sehen, wie er mit dem Kinde fertig wurde.

Aber es hatte doch hübsch ausgesehen, wie die beiden so am Eisengitter standen, obgleich es unerhört war. — —

„Lulu!" rief der Vater, der inzwischen ohne Ahnung des soeben Vorgefallenen zu einem festen Entschluß gekommen war.

„Ich komme gleich, Vater! Ich muß nur erst die Hände waschen."

Während der Zeit legte sich der Doktor noch einmal jedes Wort zurecht, das er ihr sagen wollte; und als Lulu eintrat, seine hübsche, schlanke Lulu, da faßte er ihre beiden Hände und drückte sie sanft in den Lehnstuhl nieder.

„So, mein liebes Kind, ich habe etwas Ernstes mit dir zu sprechen!"

Lulu saß mäuschenstill, während ihr der Vater die Werbung des nunmehrigen Bürgermeisters Tietenhofen vortrug. Er schloß mit dem Satz: „Ich meinesteils könnte durch nichts glücklicher gemacht werden als durch

diese Verbindung, liebes Kind, in der ich mit gutem Recht nach allen Umständen eine sichere Gewähr für deine Zukunft erblicken muß! Also, kann ich Tietenhofen bitten, zu kommen?"

„Nein, Vater," sagte sie mit gesenktem Kopf.

„Kind, überlege dir das in Ruhe. Ich will dich nicht drängen! Es ist ein durch und durch ehrenwerter Antrag eines ehrenhaften Mannes in bevorzugter Stellung."

„Was habe ich von der Stellung?" meinte Lulu. Als aber der Vater nichts erwiderte, blickte sie auf und sah nun, wie schmerzlich ihn ihre Antwort enttäuschte. „Lieber, lieber Vater! Ich habe ihn doch nicht lieb!"

Der Doktor senkte den Kopf. „Ganz recht — ja; gewiß, Lulu!" Er strich langsam mit der Hand über das grüne Tuch der Schreibtischplatte. „Lulu, vielleicht kommt dir der Antrag überraschend!"

„Nein, Vater, ich war darauf vorbereitet," sagte sie freimütig, und so schwer ihn ihre Ablehnung bekümmerte, fühlte er doch, wie offen und vertrauensvoll sein Kind zu ihm sprach. Das war wohlthuend und bewies ihm, daß er trotz alledem seines einzigen Kindes Herz ganz besaß.

„So — so! Nun ja, ich werde dich nie zu einer Heirat zwingen, schon um deiner Mutter willen nicht," sagte der Vater, mit einem Blick auf das Porträt über dem Schreibtisch deutend.

Lulus Augen richteten sich auch auf das Bild mit einem so herzlich dankbaren Ausdruck, daß der Doktor, gerührt von der Weihe des Augenblicks, wo zwei junge Menschenaugen der toten Mutter dankten, sich abwenden mußte, um seine Rührung zu verbergen. Er trat ans Fenster, und eine Weile war es totenstill im Zimmer.

„Vater, sei mir nicht böse!"

„Nein, Lulu. Der Assessor thut mir leid, und die Sache ist unangenehm in einer so kleinen Stadt. Beantworte mir ehrlich die Frage: hättest du die Werbung angenommen, ehe du diesen Herrn Hittfeld kanntest."

„Ich weiß nicht, Vater!" Sie stand glutübergossen da.

„Gut, Kind! Ich zwinge dich, wie gesagt, nie zu einer Heirat! Ich habe es deiner Mutter versprochen, ehe sie von mir ging; das entbindet mich aber nicht der Pflicht, als Vater über dein Wohl zu wachen. Es ist besser, ich spreche dir deutlich meine Meinung dahin aus, Lulu, daß ich nie meine Einwilligung zu einer Verbindung geben werde mit einem Manne, der nichts ist und nichts hat! Es ist besser, du machst dir da keine kindlichen Illusionen. Komm, Lulu."

Er faßte sie an der schlaff herabhangenden Hand und trat mit ihr vor das Porträt.

„Diese da, deine selige Mutter — sie sagte mir ehrlich, als ich um sie warb, daß sie eine Jugendneigung zu überwinden habe. Nun, ich hielt sie trotzdem fest, und ich glaube, nein, ich weiß es sogar bestimmt, daß ich sie glücklich, unendlich glücklich gemacht habe in unserer leider so kurzen Ehe. Ich habe sie auf Händen getragen; ich habe sie aus der Misere ihres elterlichen Hauses befreit, habe ihr ein sorgenloses Leben, eine gesicherte angesehene Stellung gegeben, und sie hat das empfunden. Hast du Vertrauen zu mir und zu deiner toten Mutter, die auf uns herabschaut?"

„Ja, Vater!" Lulu fiel ihm schluchzend an die Brust.

„Nicht wahr, mein gutes Kind!" Er öffnete ein Fach seines Schreibtisches und nahm das Briefpäckchen heraus. „Ein Zufall, vielleicht auch eine Fügung, lieferte mir gestern diese Briefe deiner Mutter in die Hände, die sie im ersten Jahr unserer Ehe an eine Freundin schrieb. Ich habe sie nicht gelesen, aber ich denke, es ist dein gutes Recht, zu wissen, wie glücklich deine Mutter war."

Lulu nahm die Briefe fast ehrfurchtsvoll entgegen und ging langsam hinaus.

Der Doktor machte sich an die schwierige Aufgabe, dem Assessor Tietenhofen das Resultat seiner Interessenwahrnehmung brieflich mitzuteilen, konnte aber doch nicht unterlassen, ganz am Ende des Briefes einzuflechten, daß Lulu ja noch sehr jung sei und er den Assessor herzlich bäte, noch nicht jede Hoffnung aufzugeben, sondern der Zeit zu vertrauen.

Der Assessor war keine so zart angelegte Natur, wie der Doktor glaubte, denn er sagte sich bei Trinius zum Abendessen an und wunderte sich über den Empfang, der

zu seinem früheren, noch dazu durch Urahnen gestützten Verhältnis zu den Damen des Hauses in merkwürdigem Kontrast stand, was ihn um so mehr ärgerte, als der gleichfalls anwesende Herr Hittfeld sich beim Theetisch der liebevollsten Fürsorge der drei Damen erfreute.

Bei Doktor Weishaupt verlief das Abendessen trübselig. Lulu saß mit niedergeschlagenen Augen da und rührte fast nichts an. Dem Vater wurde das unerträglich, und da er sich nicht anders zu helfen wußte, schickte er die Köchin zur Delikateßhandlung und ließ geräucherten Lachs holen, den Lulu so gern aß. Aber als der Lachs kam und Weißhaupt freundlich sagte: „Na, Lu, da hast du deine Lieblingsspeise! Nun iß, Kind!" schlug sie die Hände vors Gesicht und ging schluchzend hinauf in ihr Zimmer, wo alle die Hyacinthentöpfe aufgereiht vor den Fenstern standen und auf Frühlingssonnenschein warteten.

Der Doktor legte ebenfalls Messer und Gabel hin und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Eine schöne Aussicht, wenn das so fortginge. „Ich glaube, es ist das beste, Lulu auf einige Wochen zu meiner Schwägerin nach Dresden zu schicken," meinte er nach einer Weile.

Seine Schwester antwortete nicht.

„Nun sitze du doch nicht da," fuhr er fort, „als ob dir auch die Petersilie verhagelt wäre. Was meinst du dazu?"

„Besser wird es dadurch nicht werden, lieber Eberhard. Was hast du eigentlich gegen diesen Herrn Hittfeld?"

„Nun fragst du wahrhaftig auch noch!" fuhr er auf. „Was ist denn dieser Mann, der nicht einmal seine Doktorrechnung bezahlen kann! Nebenbei ist Lulu doch noch nicht mit ihm verlobt!"

„Hm," machte Tante Franziska. „Das weiß ich nicht! Nur habe ich Lulu heute am Gitter stehen sehen, und auf der anderen Seite stand der Herr Hittfeld."

„Nun ja, was weiter?" brauste der Doktor auf.

„Weiter eigentlich nichts! Sie schüttelten sich die Hände, und die alte Klatschbase, Frau Liebling, saß drüben am Fenster und sah es!"

„Unerhört! Und das ließest du geschehen?"

„Ja; was sollte ich denn thun? Das hätte ja die Sache nur verschlimmert. Nebenbei ist dieser Herr Hittfeld wirklich ein sehr netter, wohlerzogener junger Mann!"

„Wohlerzogen? Das nennt ihr Weiber wohlerzogen. Ein leichtsinniger Windbeutel ist er, den ich mir morgen kaufen werde, und zwar ganz energisch! Ich werde ihm klar machen, wie sich ein Ehrenmann zu benehmen hat, und daß der gute Ruf meiner Tochter — Himmeldonnerwetter noch mal!"

Tante Franziska blieb stumm und begann ruhig eine Scheibe Lachs zu verzehren.

„Natürlich, ihr Frauenzimmer haltet zusammen wie Pech und Schwefel," schalt der Doktor.

Da erhob Tante Franziska den Blick hoheitsvoll und ließ das Citat hören: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!"

„Ein alter Pappenstiel ist es!" schrie der Doktor und stürmte aus dem Zimmer.

Oben saß Lulu und grübelte vor sich hin; ihr hübsches, junges Gesicht schien schmal, bleich und um Jahre älter geworden zu sein. Nicht weil sie verzichten sollte, daran dachte sie gar nicht, denn schließlich, wenn er wollte und sie auch, so konnte ja der Vater nicht bei seinem Nein bleiben.

Lulu litt unter dem Eindruck, den das Lesen der Briefe bei ihr hinterlassen hatte, der Briefe, die ihr beweisen sollten, wie glücklich ihre Mutter gewesen sei. Die einzelnen Schriftstücke glitten ihr nochmals durch die Hand. Ein Brief war darunter, den sie nun schon mehreremal gelesen hatte:

„Du weißt, liebe Hilda," schrieb ihre Mutter an jene Jugendfreundin, „du weißt, was mich gezwungen hat zu dieser Ehe! Ich sah ja ein, daß H. und ich nie einander gehören konnten, und daß es eine Sünde gewesen wäre, aneinander festzuhalten, schon um seinetwillen. Er ist Künstler, und er muß und soll frei sein, sonst geht er zu Grunde. Und dennoch, Hilda, ich wußte nicht, was ich that, was es bedeutet, aus Pflichtgefühl eines anderen Weib zu werden! Die Eltern sind nun zufrieden, und das ist mein Trost! Und ich — nun, ich vegetiere so weiter! Es wird jeden Tag stiller in mir; ich komme mir vor wie eine Maske, die lächelt oder ernst ist, wie es gerade schicklich erscheint;

die lächeln muß, weil er so gut ist gegen mich, immer und immer nur gut, weil er überhaupt nie begreifen würde, daß ein Menschenkind, welches er liebt und beschützt und, wie man es nennt, auf Händen trägt, unglücklich, todunglücklich sein kann. Als ob es für eine Frau keine größere Wonne gäbe, als getragen zu werden! Doch wozu das alles! Und dann hier in Krottendorf! In Dresden könnte ich in die Galerie gehen oder ein gutes Konzert hören, Eindrücke haben, die die Seele über das Erdenleid hinwegheben, aber hier? Ich habe noch nicht einen Menschen gefunden, der vom Morgen bis zum Abend etwas anderes denken und sinnen könnte als sein persönliches Interesse. Ich lese viel und finde nie einen Menschen, mit dem ich darüber sprechen könnte. Mein Mann liest nichts außer der Zeitung und den medizinischen Fachblättern. Neulich traf er mich, als ich in Goethes ‚Wahlverwandtschaften' las. Ja, ja, meinte er, Goethe sei ein Schwerenöter, eigentlich nichts für ehrbare deutsche Frauen! Ich glaube, das ist alles, was er von Goethe weiß. Und doch, er ist gut! Ich weiß es, er hat ein rechtschaffenes, gutes Herz! Die Gegend ist hübsch hier, und die Krottendorfer sind sehr stolz darauf, nicht, weil sie sich der Schönheit freuen, nein, weil die Wälder, Flüsse und Berge auch Krottendorfisch sind. Wenn Fremde kommen, zeigt man ihnen die Umgebung, aber sonst geht niemand hinaus. Und ich habe reizende Punkte gefunden auf meinen einsamen Spaziergängen, die kein Krottendorfer kennt! Aber ich darf und will nicht bitter werden! Hilda, Hilda! Du hast deinen Mann lieb und hast ein Kind, ein süßes, lachendes Kind! Und mich friert!"

Lulu ließ den Brief sinken, warf die Arme auf den Tisch und legte den Kopf darauf.

„Mutter, Mutter! Arme Mutter! Und armer Vater!"

Sie schluchzte lange, bis das Weinen leiser und leiser wurde und die Lider ihr zufielen.

Als sie aufwachte, war es fast taghell im Zimmer. Voller Mondschein lag darin, und die zerstreuten Briefblätter leuchteten geisterhaft auf der dunklen Tischdecke.

Sie raffte alles zusammen und schloß es in ein Schubfach. Ihr Vater sollte diese Briefe nie zu Gesicht bekommen! Das wollte sie ihm ersparen.

* * *

Doktor Weishaupts Sprechstunde war vorüber, das Wartezimmer leer. Nachdenklich steckte er das Notizbuch mit dem Verzeichnis der zu erledigenden Patientenbesuche in die Brusttasche seines Gehrocks. Der erste Besuch sollte dem jungen Baumeister gelten, und wenn der sich auch höchst wohl befand, hielt er eine scharf durchgreifende Operation doch für sehr notwendig, eine Operation, die diesen Patienten von Gehirnhallucinationen heilen sollte, aus deren Mittelpunkt Lulu ausgeschaltet werden mußte.

Der Doktor konnte eine gewisse Nervosität nicht unterdrücken. Dieser Herr Hittfeld hatte etwas in seinem Wesen, was nicht nur dem alten Praktikus, sondern auch dem alten Korpsstudenten Achtung einflößte.

Da wurde an der Thür gepocht, und Christine, die Köchin, meldete: „Herr Hittfeld!"

Um so besser! Er lachte bitter. Dem Eintretenden gab er weder die Hand, noch forderte er ihn auf, sich zu setzen. Er wußte, was der junge Mann wollte, und hielt es für besser, allem zuvorzukommen.

„Ich weiß, weshalb Sie zu mir kommen, mein Herr," sagte er sehr kalt.

Das offene Gesicht des anderen nahm einen freudig erstaunten Ausdruck an. Sollte Lulu dem Vater gebeichtet haben? Er verbeugte sich lächelnd.

„Offen gestanden, Herr Doktor, bin ich dankbar, wenn Sie mir die Einführungsrede ersparen; ich habe mich wirklich etwas davor gegraut. Im Grunde ist es ja eine so einfache Sache —"

„Bitte, Sie können sich jede Einleitung ersparen, Verehrtester!" fiel ihm der Doktor ins Wort. „Ich meinerseits möchte zunächst eine Sache erledigen, die allerdings im ursächlichen Zusammenhang mit Ihrem Besuche steht. Ich frage Sie, wie Sie es als Ehrenmann verantworten können, hinter meinem Rücken mit meinem Kinde Zusammenkünfte zu haben, die geeignet sind, den Ruf meiner Tochter —"

„Halt, Herr Doktor," unterbrach ihn der junge Mann, indem er sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete und dem älteren frei in die Augen blickte. „Von heimlichen Zusammenkünften kann keine Rede sein, oder sie waren so heimlich, daß weder ich noch Ihr Fräulein Tochter etwas davon wissen."

„Wollen Sie etwa leugnen, daß Sie gestern vormittag hier sogar öffentlich auf der Straße mit meiner Tochter gesprochen haben?"

„Das ist doch keine heimliche Zusammenkunft! Für eine solch unqualifizierbare Handlungsweise stehe ich allerdings ein, Herr Doktor. Meinem Ehrgefühl geschieht dadurch kein Abbruch," meinte Hittfeld, dem das Blut zu Kopf stieg, etwas sarkastisch.

„Erlauben Sie, Herr Hittfeld, daß ich über Mannesehre anders zu denken gewohnt bin."

Weishaupt war kirschrot vor Wut, und Hittfeld wurde kreideweiß; aber er zwang sich zur Ruhe.

„Wollen Sie mich, bitte, zu Ende sprechen lassen? Sie sind ein Mann mit grauen Haaren und Lulus Vater, und deshalb lege ich mir Mäßigung auf."

Nichts hätte nun den Doktor mehr reizen können als diese Art von Schonung, die ihm der junge Windbeutel angedeihen ließ.

„Ach was, mein Herr, an Ihrer Rücksicht liegt mir nichts. Ich bin alter Korpsstudent, und solche Dinge machen wir mit der Klinge ab!"

Hittfeld überhörte die Herausforderung absichtlich.

„Herr Doktor, Sie verweigern mir also das Recht jedes rechtschaffenen Mannes, bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter zu werben!"

„Allerdings, mein Herr! Ich sehe, daß Sie beginnen die Situation zu erfassen."

Hittfeld stand da mit gesenktem Kopfe. Er war einer von den zähen Charakteren, die nicht gern nachgeben. Einen Augenblick sann er nach.

Nebenan im Wohnzimmer stand Lulu mit klopfendem Herzen lauschend an der Thüre. Sie hatte jedes Wort verstanden. Plötzlich ergriff sie eine furchtbare Angst, daß alles aus sein könnte. —

„Lulu! Um Gottes willen!" rief Tante Franziska vom Fenster her.

Zu spät! Lulu hatte energisch die Thür zu des Vaters Zimmer geöffnet und war eingetreten. — Der Blick beider Männer richtete sich erstaunt auf sie.

„Lulu, ich habe mit Herrn Hittfeld privatim zu verhandeln unter vier Augen!"

„Ja, Vater, ich weiß; aber ich weiß auch, daß ich ein Recht habe, dabei zugegen zu sein. — Es ist nicht wahr, daß ich mit Herrn Hittfeld heimliche Zusammenkünfte hatte. Ich war es, die gestern, als er vorbeiging — die — die —"

Die Stimme versagte ihr. Mit gesenktem Kopfe, nach Worten suchend, stand sie vor den Männern. Hittfeld sah sie traurig an. Welch ein mutiges, wahrheitsliebendes Mädchen sie war!

„Ich möchte uns allen das Weitere ersparen," sagte er langsam. „Aber die eine Erklärung sind Sie mir als Ehrenmann schuldig, Herr Doktor. Haben sie etwas gegen mich persönlich einzuwenden, daß Sie mir ohne jede Erklärung die Hand Ihrer Tochter versagen, falls diese, was ich noch nicht weiß, mir das Recht giebt, Sie darum zu bitten?"

„Erklärungen, Gründe! Natürlich habe ich solche!" sagte Weishaupt, Lulu fragend anblickend.

Diese erhob den bis dahin gesenkten Kopf und sah dem jungen Architekten offen in die Augen: „Ich gebe Herrn Hittfeld das Recht, so zu fragen."

„Nun denn, Herr Hittfeld, Lulu ist ein Kind! Ich habe allerdings meine Gründe! Wer sind Sie? Nichts! Welche Existenzmittel haben Sie, auf die Sie einen Ehestand gründen können? was bieten Sie meiner Tochter?"

„Eine ehrliche Männerhand, die arbeiten will und kann."

„Allerdings eine große Sicherheit!" bemerkte Weishaupt sarkastisch.

„Ich denke, mehr Sicherheit kann kein Mann bieten, es sei denn, daß seine Vorfahren für ihn gespart hätten," erwiderte Hittfeld bitter.

„O doch! zum Beispiel ein Staatsbeamter. Die Aussicht, hier unser Kurhaus zu bauen, bietet mir keine Gewähr!"

„Sagen Sie es nur ehrlich, Herr Doktor, Sie wollen mich nicht, und zu der Absage ist Ihnen jeder Grund gut genug!"

„Da haben Sie recht! Also mein letztes Wort! Lulus Mutter hat mir das Schicksal dieses Kindes anvertraut, und ich will, daß sie in ihrer Ehe so glücklich wird, wie diese es war!“

Hittfeld senkte den Kopf. In seinen Zügen arbeitete es gewaltig. Einen Augenblick dachte er daran, dem Doktor den Brief zu geben, dessen Empfang am Morgen ihm erst Mut gemacht hatte, schon jetzt um Lulu zu werben. — Eine größere Stadt in Sachsen hatte ihm den Bau eines Bismarckmonuments übertragen auf Grund seiner eingereichten Pläne. Aber sein ganzer junger Stolz sträubte sich dagegen.

„Sie üben Ihr gutes Recht als Vater, Herr Doktor! ich habe nichts mehr zu sagen.“

Er griff nach seinem Hut. Lulu drückte beide Hände gegen die Brust. Es war ihr, als er der Thür zuschritt, als ginge ihr Lebensglück von ihr. Sie handelte ohne Überlegung, sie handelte als Egoistin, allen guten Vorsätzen zum Trotz, als sie heftig ausstieß: „Vater, es ist nicht wahr, daß meine Mutter glücklich war! Ich, ich selbst hab's gelesen. O, mein Gott im Himmel!“

Und sie sank auf den nächsten Stuhl, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend. Ein Weinkrampf schüttelte ihren Körper.

Hittfeld hatte sich, schon an der Thür stehend, umgewendet; er konnte die Bedeutung der Worte nicht verstehen, aber er sah den Doktor bleich werden, sah, wie dieser mit hastigen Schritten an Lulu herantrat, und hörte, wie er flüsterte: „Was sagst du da? Lulu, du redest irre!“

Sie schüttelte schluchzend den Kopf. Hittfeld sah, daß hier ein dritter zu viel war, daß sich da etwas begab, was zwischen Vater und Tochter allein abgemacht werden müsse. So ging er ohne Gruß leise hinaus.

„Lulu! wer giebt dir das Recht, so etwas zu sagen, mir, deinem Vater?“

Da nahm sie die Hände vom Gesicht. „Ich wollte dir nicht wehe thun! ganz gewiß nicht, Vater! Ich weiß nicht mehr, was ich sagte. Verzeih, Vater! ich habe ihn ja so lieb! so furchtbar lieb!“

Doktor Weishaupt ging langsam zum Fenster. Er erinnerte sich eines Tages, wo Lulus Mutter auf demselben Stuhl saß wie jetzt ihr Kind. Es handelte sich damals um die Werbung eines Mannes, der Weishaupts jüngere Schwester heiraten wollte, die nun auch schon draußen im Familienbegräbnis lag. Er war Vormund der Schwester und wies den Bewerber ab. Jetzt sah er seine selige Frau wieder vor sich, wie sie kämpfte für die Schwägerin, wie sie zuerst bat und flehte, man möchte ihr nicht jede Hoffnung abschneiden, wie sie dann heftiger und heftiger wurde, bis sie in die Worte ausbrach: „Du kannst sagen, Eberhard, was du willst, aber was du thust, ist Sünde!“

Er hatte die leidenschaftlichen Worte ihrem Zustand zu gute gehalten, es war kurz nach Lulus Geburt gewesen, und die junge Mutter fühlte sich noch sehr schwach. Er war ja Arzt und wußte, daß man in solchen Zeiten Nervosität nur mit Ruhe behandeln kann. Später schickte er seine Frau mit dem Kinde zur Kur nach Pyrmont, und seitdem waren solche leidenschaftliche Scenen nicht wieder vorgekommen. Merkwürdig, wie ähnlich Lulu der Mutter war!

Nach kurzem Sinnen sagte er langsam: „Lulu, gieb mir die Briefe!“

„Nur das nicht!“ flehte sie. „Nur das nicht! Es ist nichts darin, ich war schlecht, ich habe gelogen, mir fiel in der Angst nichts anderes ein! — Mutter! o, Mutter!“

Es klang wie ein Hilferuf.

„Ich will die Briefe haben! ich bestehe darauf! Komm, Lulu!“

Er ging ihr voran, die Treppe hinauf. Als sie oben vor dem Schubfach kniete, in dem die Briefe lagen, sagte sie nochmals: „Vater, erlaß mir das! Laß mich glücklich werden mit ihm!“ Sie hielt zögernd das Päckchen in der Hand.

„Nein, Lulu, ich will die Wahrheit wissen!“

Da sprang sie auf, an ihm vorbei zum Ofen, riß dessen Thür auf und warf die Briefe in die Kohlenglut. Hochaufatmend stand sie und sah ihren Vater an. Er sagte kein Wort, sondern ging langsam zur Thür hinaus; sie hörte ihn die Treppe hinabschreiten und sich dann in sein Zimmer einschließen. Sie stand und starrte in die Glut, die langsam, Blatt um Blatt verkohlend, ein jedes langsam aufrollte. Dann warf sie sich auf das Sofa und vergrub den Kopf in die Kissen. Sie konnte nicht mehr denken, nicht einmal mehr weinen.

Es mochten Stunden vergangen sein, bis ihr Vater wieder zu ihr kam. Als er eintrat, schien es ihr, als sähe er müde aus, als grübe sich ein scharfer Zug um seine Mundwinkel ein. Er zog schweigend einen Stuhl heran und nahm die kalten Hände seiner Tochter in die seinen.

„Liebes Kind! Ich habe es durchgekämpft! Sei offen mit mir, deinem Vater! Mir ist, als lernte ich jetzt erst deine selige Mutter kennen! jetzt, wo es zu spät ist!"

Er sprach sehr leise und strich dabei über ihre Hände. Sie lehnte den Kopf gegen seine Schulter.

„Sieh, Vater, die Briefe waren an Mutters Freundin gerichtet, und es stand etwas zwischen den Zeilen, glaube ich, irgend ein Leid, ein Herzweh, das ich herauszufühlen meinte. Ich war ja so schrecklich traurig! Und dann, Vater, erzähltest du mir selbst, daß meine Mutter, ehe sie dich gekannt, eine andere Neigung gehabt und doch glücklich wurde, später, mit dir!"

„Nicht, ehe sie mich kannte, Lulu! Gutes Kind, schone mich nicht! Schrieb sie, daß sie unglücklich war, ganz unglücklich mit mir?"

Durch den Ton seiner Stimme klang, vernehmlich für Lulus Ohr, eine bange, zitternde Hoffnung, daß die Frage verneint werden könnte.

„Nein, Vater, davon stand wohl nichts in den Briefen! Ganz gewiß nicht! Im Gegenteil" — sie nestelte sich noch näher an des Vaters Brust heran — „das hätte die Mutter ja gar nicht schreiben können! Nein, du seiest so gut gegen sie gewesen, habest ihr alles zuliebe gethan! Und dann schrieb sie auch, wie sehr sie die Freundin beneide, ein Kind zu haben!"

„O, that sie das wirklich?"

„Ganz gewiß, Vater! Nur im Anfang klingt es aus den Briefen, als ob es ihr schwer geworden, als hätte es ihr Kämpfe gekostet, eine alte Neigung zu vergessen."

Wie ernst und zartfühlend die kleine Lulu sprach, die selbst noch bis vor wenig Tagen ein Kind war, dem eigenes Herzeleid dann das Verständnis für Fragen öffnete, die so zarte Behandlung erforderten.

„Nannte sie einen Namen?"

„Nein, Vater! Nur einmal spricht sie von einem gewissen H.!"

„So? — so?" Der Vater versank in ein minutenlanges Grübeln. Da stand die Scene von seinem Polterabend wieder vor seinen Augen, wo seine Braut dem Jugendfreunde die Hand reichte. Er richtete sich langsam auf.

„Du sollst glücklich werden, Lulu! Es ist dein gutes Recht!"

„Vater!" schrie Lulu auf und sprang auf die Füße.

„Laß, Mädchen! Deine Mutter — ja, mir scheint, als hätte ich sie nicht immer verstanden!"

Er küßte Lulu auf die Stirn und konnte lächeln.

„Sei getrost, Lu, ich schicke dir den — den unverschämten jungen Menschen!" Er richtete sich stramm auf und ging hinaus.

Wenige Minuten später sah Lulu ihn das Haus verlassen, aber er wandte seine Schritte zunächst nicht der Stadt zu, sondern schlug den Fußweg ein, der an Lieblings Hause vorbei nach dem Friedhof führte. Lulu verstand.

Eine Stunde später kam ein langer, junger Mensch in fliegendem Havelock die Straße herauf und klingelte am Doktorhause, so daß Tante Franziska selbst zur Thür lief, um zu öffnen.

„Wo ist Lulu?" rief der unverschämte Mensch.

„Lulu? — Lulu — ich weiß nicht. Oben wird sie sein!"

Ehe sie sich's versah, stürmte er die Treppe hinauf, und Tante Franziska, ihr Schlafzimmer von unten verteidigend, konnte nur aufkreischen: „Links! die Thür links!"

Dann sank sie erschöpft auf den Vorsaalstuhl, auf dem sonst nie ein Mensch saß.

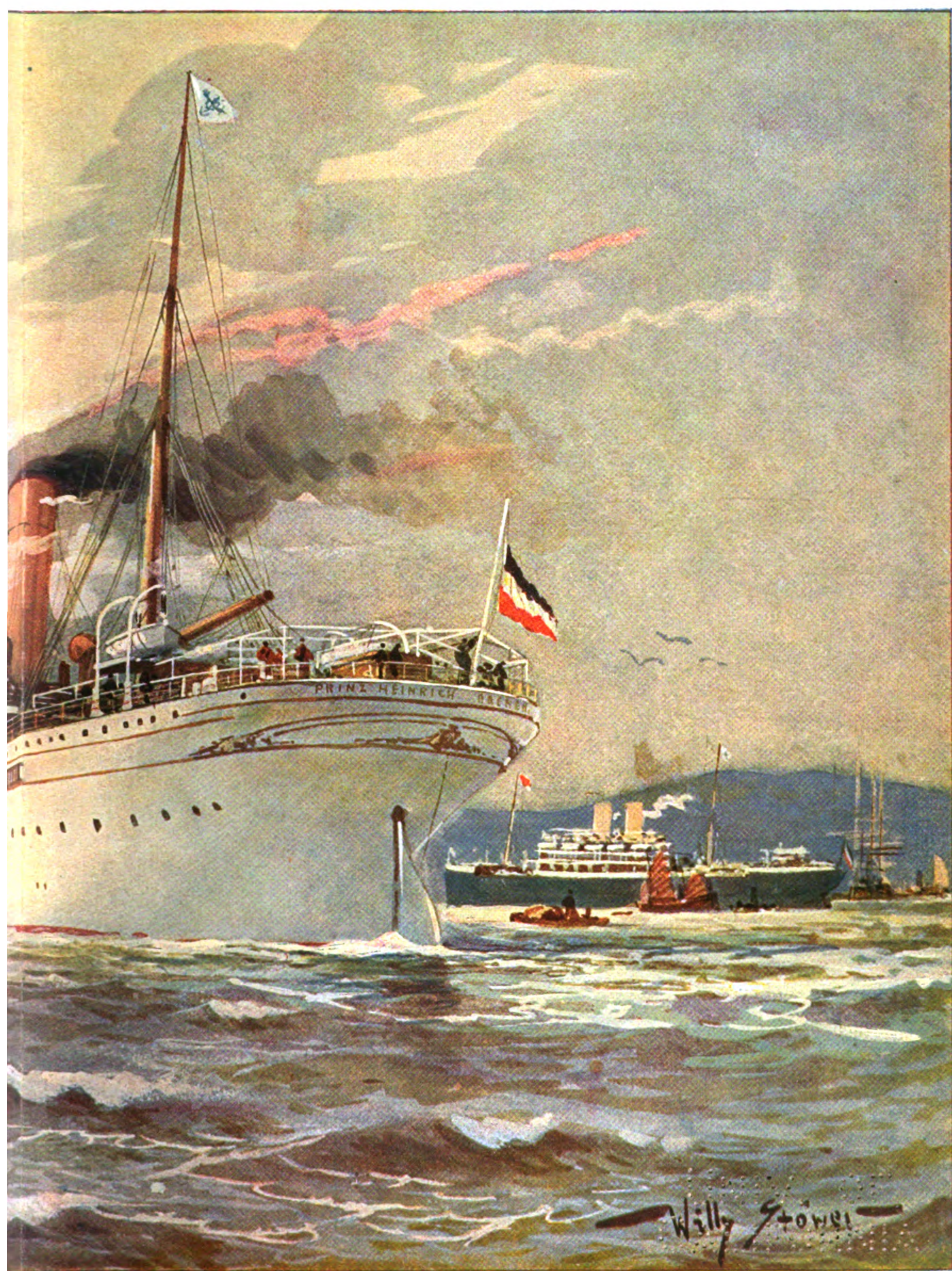
„Herr des Himmels! wenn das mein Bruder erfährt!"





Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Reichspostdampfer „Prinz Heinric



Zu Beaulieu: Unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd

…ich" in den japanischen Gewässern.

Zweitausendsiebenhundert Meilen unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd.

Von

Freiherr von Beaulieu-Marconnay.



II.

Ihm, dem Tagus und Ganges, dem Rhein und Indus gehorchen,
Wälzet die Schelde froh dienender Fluten Gewalt;
Und wie einst sie des Ahnherrn Flotten, des Kaisers, getragen,
Leistet sie ähnlichen Dienst, großer Philippus, auch dir.

Wie eine Stimme aus ferner, ferner Vorzeit muten diese Worte an, welche drüben an der langen Werftzeile das verwitterte stolze Portal des Scheldethores krönen. Wie kaum in einer anderen Stadt an den Küsten dieser historischen Welt- und Wasserstraße weht hier auf Schritt und Tritt um Gassen und Märkte, um Stein und Giebel der Atemzug großer seegeschichtlicher Erinnerungen. Hineingesetzt mitten in das Handelstreiben der langen Quais und der zahllosen breiten und tiefen Hafenbecken.

welche die Namen aller fünf Erdteile tragen, erscheint dort drüben die alte Burg von Antwerpen, der Steen — wie ein eisiger Hauch, wie Moder- und Blutgeruch steigt aus den Kellern und düsteren Verließen dieses Hochschlosses der spanischen Inquisition der Name des Herzogs von Alba zu uns auf, und in das lachende Bild spiegelnder Wellen und flatternder Fahnen von den Toppen aller jener Oceansegler fällt unwillkürlich manch tiefer grauer Schatten, wenn der sinnende Geist die ruhmreichen furchtbaren Kämpfe vor sein inneres Auge ruft, die der Arm dieses wetterharten niedersächsischen Volkes gegen das kaiserliche Weltreich Groß-Hispaniens geführt. Und drüben, jenseits über dem Flusse der gefestete Brückenkopf, Vlaamsch Hoofd, das Haupt Flanderns genannt, legt Zeugnis ab aus einer späteren Zeit, wo die Faust des Korsen sich über Europa reckte, wo nur ein einziger Staat dieses Erdteiles, geschützt von dem Meeresgürtel seiner Küsten und den hölzernen Mauern seiner Schiffe, ihm noch Trotz bot und der Imperator, um das Inselreich zu zerschmettern, Hafen um Hafen an der atlantischen Nordküste seines weiten Reiches umschuf und ausbaute für die Flotten, welche die Adler seiner Legionen an den grünen Strand Englands tragen sollten.

Vorbei, vorbei! Seefahrende Völker haben gar zähes Mark in den Knochen und eiserne Herzen; wie die Klinge aus edlem Stahl von Toledo schnellt ihre nationale Kraft, wenn des Schicksals Sturm sie gebeugt, um so sieghafter wieder empor. Das Meer, das ihre Küsten umspült und ihre Geschlechter groß zog, giebt ihnen neue Kraft, wie die Erde dem Riesen Antäus. Seefahrender Völker Erbteil ist die Freiheit, und wer die See hat, dem wird ihr Reichtum zur Beute. Flamländer und Deutsche fahren heut wieder zur See wie einst, und doch ganz anders. Unsere eilende Zeit und der nimmer rastende erfinderische Geist des Menschen haben die weiten Wege über See von Erdteil zu Erdteil gekürzt. Stolz und sicher ziehen die Kauffahrer der neuen Zeit ihre feuchten Pfade hinaus, auf schnellen großen Schiffen, in Sonnenschein und Sturm, und aus den alten niedersächsischen Strommündungen flutet unaufhaltsam und mächtig die Woge transoceanischen Handels vom weiten Hinterlande der deutschen Marken über See, zum alten sagenumwobenen Orient und zu der Küste der Neuen Welt. —

Nun waren die Tage vorbei, ach, nur zu rasch, die wie mit Märchenzauber dort unser Schauen und Sinnen umsponnen. Gebieterisch verlangte die Gegenwart ihr Recht: der blaue Lootsenstander wehte aus vom Vortopp der „Barbarossa", Ladung in schier unermeßlichen Mengen, neue Passagiere und auch Auswanderer waren an Bord gekommen. Rudermaschine und Telegraph wurden probiert, und nach tadellosem Befund warfen wir kurz nach sieben Uhr in der Sonntagsfrühe von Land los und dampften vom Peer ab.

Mit meinem alten Waffengefährten Julius Wittich lehnte ich an der Reeling. Im Café Riche zu Brüssel hatten wir uns getroffen, nach frohem Wiedersehen und herzlicher Begrüßung klang mein Glas an das seine, und mit geheimnisvollem Lächeln sprach der Schalk aus mir: „Also auf blaues Wasser, mein lieber Jules, auf blaue Augen und interessante Abenteuer zur See und an Bord! Du weißt ja, wenn wir beide zusammen als fahrendes Volk hinausziehen, gilt noch immer der alte Wahrspruch aus Norwegen von der aufgehenden Sonne: solen staar op!"

Mit vollen Zügen und köstlichem Behagen genossen wir die auffrischende Brise. Man sah meinem Reisebegleiter auf den ersten Blick den Offizier in Civil an. Die stramme, gerade Haltung, das gebräunte Gesicht mit dem kräftig aufgesetzten Schnurrbart à l'empereur, das sichere, selbstbewußte Auftreten in Stimme und Haltung schufen zusammen jenes Etwas, das den Berufssoldaten auch im bürgerlichen Gewande verrät. Noch ahnte er nichts von dem Geheimnis, das die „Barbarossa" für ihren neuen Passagier barg, nichts auch von meinem letzten, geheimnisvollen Gang an Land, kurz vor der Abfahrt, auf das Hafenpostamt, wo ein kleines, mehrfach verschnürtes und versiegeltes Paket aus meiner Hand durch den Schalter gewandert war.

Frühzeitig waren wir zum Frühstück hinuntergegangen in den Salon, in dem um diese Zeit die Tafeln ziemlich leer zu sein pflegten. Wir hatten richtig nur den alten



„Darmstadt" in Wilhelmshaven: Einschiffung eines Marine-Ablösungs-Transportes.

Herrn Westmann bei seinem üblichen Teller Oatmeal getroffen, die Damen pflogen noch der Ruhe, und wir waren bald wieder an Deck gegangen. Je mehr wir uns Vlissingen näherten, desto herber und kräftiger wehte der Nordwest zu uns herüber, und

inbrünstig betete ich in meinem Herzen, Leukothea wolle in schimmernder Herrlichkeit und umsprüht von weißem wallendem Wogengischt unsere Fahrt durch den Kanal begleiten — freilich nicht gerade eine Stimmung, wie sie der Landbewohner liebt, wenn re um Meeresstille und glückliche Fahrt zum Poseidon fleht — aber die See sollte meine Verbündete sein und in lachendem Spiel unseren mächtigen Dampfer schaukeln und wiegen, daß seinen Gästen nur für heute, nur für diesen einen Tag ihre Macht fühlbar und die reizvollen Freuden der Tafel und des geselligen Flirts versagt blieben, bis wir Southampton passiert! Dann mochte kommen, was wollte!

Gegen Mittag hatten wir Vlissingen erreicht. Die Mündung der Schelde gewinnt hier an der Südküste der Insel Walcheren eine Breite von über vier Kilometern. Wie Antwerpen, so ist auch dieser ihr vorgelagerte kleinere Oceanhafen reich an geschichtlichen Erinnerungen, und von den Mauern des Hafens drüben grüßt uns das Bronze-Standbild des berühmtesten holländischen Seehelden, des Admirals de Ruyter. Von der langen, grau gestrichenen Brücke aus schmiedeeisernem Gestänge dort neben dem Bahnhof löste sich während unseres Hinausgehens in die offene See einer der großen königlichen Kanal-Schnelldampfer, welche den Post- und Passagierverkehr der nordeuropäischen Durchgangszüge nach Dover leiten. Nun lagen sie vor uns, die hochinteressanten zweihundert Seemeilen durch den englischen Kanal, diese Hochstraße des Weltverkehrs und des Welthandels, die tagtäglich tausend Kiele kreuzen und die im Laufe der Jahrhunderte das Grab von Tausenden und Abertausenden wackerer Seeleute aller Weltenden geworden ist! Das Einsetzen der Dünung wurde fühlbarer von halber zu halber Stunde, die Luft war klar und blau, die Linie des Horizontes erschien unbestimmt und verschwommen. So weit das Auge blickte, brachen die Wogenkämme klatschend und schäumend über, in Blöcken und Tauen sang der Wind; auf der Brücke war längst ein schützendes Kleid vor der Reeling gespannt, und immer öfter schlugen die Seen als sprühende Brecher über die Back — lichter und dünner ward die Schar der Damen auf dem Promenadendeck, hilfreiche Stewardessen verschwanden in den



Auf dem Promenadendeck.

Kabinen, auch mancher der Herren der Schöpfung starrte blaß, wie der Dichter singt, „in die dunkle Flut, in den kalten Wind“. Aber wir machten gute Fahrt. Gerade um sieben Uhr abends, als der Stabstrompeter der Schiffskapelle oben und unten im Schiff



Auswanderer.

sein Signal zum Diner geblasen, das die ermatteten Lebensgeister auffrischen sollte, erschien drei Strich voraus an Steuerbord vor den hohen, dunkel verschwimmenden Kreidefelsen Alt-Englands die lange, schimmernde Lichterreihe von Dover, nachdem nachmittags West-Hinder und East-Goodwin-Feuerschiff passiert waren. Weithin an der englischen Küste sah man die Feuer des hohen Uferlandes aufleuchten; drüben von Backbord querab blitzten die Lichter der französischen Küste herüber, scheinbar noch weit heller und zahlreicher, eine glänzende Bestätigung ihres alten Rufes, eine der bestbefeuertsten Küsten der ganzen Welt zu sein. Man muß unseren westlichen Nachbarn den Ruhm lassen, schon vor über dreißig Jahren, zu einer Zeit, welche die Kindheit unserer modernen Elektrotechnik bedeutet, Leuchttürme mit elektromagnetischen Maschinen der primitivsten Art ausgerüstet und so bahnbrechend unserer heutigen elektrischen Beleuchtung den Weg geöffnet zu haben.

Ich stand diese ganze Nacht an der Seite des Kapitäns auf der Brücke. Wohl hatte ich schon manche Nacht auf der Brücke von Kriegs- und Handelsdampfern zugebracht, und die eisernen Gebote der Steuermannskunst über das Ausweichen von Schiffen bei Nacht waren mir längst geläufig — aber auf solchem Boden macht man stets von neuem die Feuerprobe, und der Ernst der Lage läßt uns jene erneut in Fleisch und Blut übergehen.

Schiffe führen an Steuerbord ein grünes, an Backbord ein rotes Licht, dazu die Dampfer im Vortopp eine weiße Laterne; und man hat zur Unterstützung des Gedächtnisses die vier Fälle, unter denen sich Fahrzeuge begegnen, in Reimregeln gebracht. Bei zwei uns entgegenkommenden Schiffen heißt es:

Grün an grün, rot an rot,
Geht alles gut, hat keine Not.

In den beiden Fällen, wo ein Schiff von rechts oder links auf uns zukommt:

Wird rot an Steuerbord gesehn,
So heißt es aus dem Wege gehn.
Siehst du jedoch an Backbord grün,
Brauchst du dich weiter nicht zu mühn:
In diesem Fall muß grün sich klaren
Und hat dir aus dem Weg zu fahren.

Und schließlich der letzte Fall, wenn ein Schiff dem anderen begegnet, da geht es nach der Regel:

Beide Lichter voraus in Sicht,
Leg Steuerbordruder, zeig rotes Licht.

Wir hatten in dieser Nacht Gelegenheit, den noch in aller Erinnerung lebenden Fall der „Elbe“ und der „Crathy“ an einem ganz gleichartigen Beispiel selbst zu studieren. Es mochte kurz nach Mitternacht sein, bald ein Glas Hundewache, und ich lehnte gerade mit dem Kapitän im Gespräch an Backbordseite der Brücke, als ich plötzlich etwa zwei Meilen links voraus einen Dampfer schräg auf uns zukommen sah, welcher seinen Kurs nicht änderte.

„Bei Gott,“ sagte der Kapitän, „genau wie damals, als mein armer Freund, der Kapitän von Gössel, hier mit der ‚Elbe‘ untergehen mußte — das ist sicher wieder ein englischer Kohlendampfer, der leer von Dieppe oder Havre zurückläuft; Führer und Mannschaft liegen betrunken unten im Schiff,

und irgend ein halbnüchterner Steuermannsgast setzt den Kurs am Ruder einfach auf das nächste englische Feuer, ohne an Ausweichen zu denken — wir müssen ihm gegen alle Regeln aus dem Wege gehen!“

Wir näherten uns jetzt immer mehr der englischen Küste. Um drei Uhr morgens glitt unser Dampfer zwischen den Feuern der beiden Seeforts von Spithead hindurch, welche drohend die Einfahrt in den mächtigen Kriegshafen von Portsmouth beschirmen, und weiter vorbei an diesem in die tief ins Land schneidende Bucht von Southampton, welche durch die nach dem Meere zu vorgelagerte Insel Wight eine herrliche geschützte Reede bietet. Um vier Uhr früh fiel der Anker, gegenüber dem mächtigen Hospital, von der Königin Viktoria am Ostufer der Bucht ihren Seeleuten errichtet. Als die Sonne aufging, sahen wir tief hinten im Grunde der Bai Southampton liegen, rechts und links ansteigende grüne Halden mit einzelnen alten Baumgruppen bestanden; hier und dort ragte aus dem Laubwerk das graue, epheuumsponnene Gemäuer eines Edelsitzes hervor. Segelboote zogen an uns vorbei mit weißen Schwingen, und drüben, kaum eine halbe Meile querab von uns, ankerten zwei Yachten, entzückend schöne Fahrzeuge mit feinen eleganten Linien, als Schooner getakelt. Im Topp ihrer schlanken, weit hintüber hangenden Masten wehte der Stander des englischen Royal-Yachtklubs.

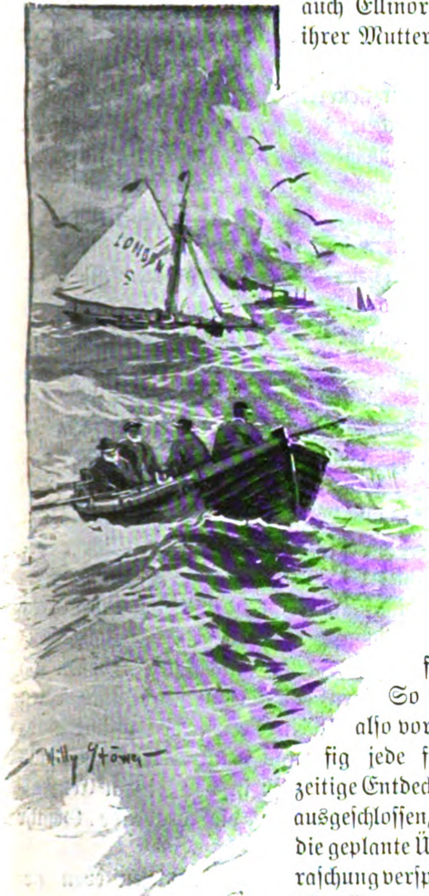
Hinter uns an der Südwestspitze der Küste blickte malerisch der breite runde Turm von Calshot-Castle herüber, trutzig und fest, wie das Nest eines alten Wikings, auf der Plattform oben ein Feuer für die Hafeneinfahrt tragend.

Southampton selbst macht in der Nähe nicht den großartigen Eindruck, den man von dieser Hafenstadt erwartet. Häuser und andere Baulichkeiten sind im allgemeinen klein und schmucklos, die Straßen mit wenigen Ausnahmen auch nach der Landseite zu verhältnismäßig schmal; charakteristisch für die breiteren unter ihnen sind die ihre Seiten säumenden Läden, Haus an Haus, und die über den Schaufenstern nach der Straße zu in gleicher Regelmäßigkeit niederhangenden weißen und buntgestreiften Marlisen, unter denen vielfach offene Warenauslagen auf der Straße errichtet werden. Ein schönes altes Thor in gotischer Bauart aus verwittertem grauem Sandstein, ein Kirchlein aus Feldstein mit Mörtel gefügt, eingebettet in Rosen und Grün, unterbrechen hier und dort anmutig die sonst schmucklosen Zeilen.

Der Verkehr in den unmittelbar an den eigentlichen Innenhafen anstoßenden Straßen ist auch nicht übermäßig belebt. Die großen Dampfer fast sämtlicher einlaufenden Linien müssen wegen der Wasserverhältnisse draußen zu Anker gehen und lassen ihren Verkehr von und zu Lande durch kleine Tender vermitteln. Neben den großen englischen Reedereien zeigt auch die Lloydflagge in diesem Hafen ein gar häufiges Kommen und Gehen: je zweimal wöchentlich laufen hier, aus- oder heimreisend, die Schnelldampfer der New-Yorker Fahrt ein, einmal im gleichen Zeitraum der für denselben Hafen bestimmte Postdampfer. Auch die Dampfer der südamerikanischen Fahrt berühren diesen Ankerplatz und endlich, wie unser eigenes Beispiel lehrt, alle Reichspostdampfer nach Ostasien und Australien. Für die Passagiere, vorwiegend englischer oder amerikanischer Nationalität, die hier an Bord der nordatlantischen Lloyddampfer gehen, wird, sobald die Signalstation auf Dover-Castle das Passieren des Schnelldampfers nach London an die General-Agentur meldet, von der Charing-Croß-Station, ähnlich wie von Bremen nach Bremerhaven, ein eigener Extrazug des Lloyd aus Durchgangswagen abgelassen, welcher die Reisenden mit ihrem Gepäck nach Southampton befördert. Gleichzeitig pflegt in Southampton die letzte Festlandspost an Bord zu kommen — wenigstens für die Amerikafahrer — denn die südamerikanischen Linien berühren nochmals einen Hafen auf der iberischen, die Reichspostdampfer auf der italienischen Halbinsel, wo sie die letzte europäische Post übernehmen.

Die meisten Reisenden hatten das schöne Wetter benutzt, um in früher Morgenstunde mit dem Tender für einen halben Tag an Land zu gehen, unter ihnen auch mein Freund Wittich. Mir selbst war der Hafen bekannt und in Anbetracht der auf der Brücke durchwachten Nacht daher eine ausgedehntere Morgenruhe in meiner Kabine lieber; so war ich

denn, als ich vormittags an Deck kam, einer der wenigen Zurückgebliebenen, unter denen sich übrigens, wie ich frohlockend beim verspäteten Frühstück im Salon drunten feststellte, auch Ellinor mit ihrer Mutter befand. So war also vorläufig jede frühzeitige Entdeckung ausgeschlossen, und die geplante Überraschung versprach über Erwarten zu gelingen.



Kanal-Lotse an Bord kommend.

Ellinors Züge trugen heute, wie mir schien, einen etwas abgespannten Ausdruck; sie war auffallend schweigsam während des Frühstücks, beantwortete meine Fragen nach ihrem Befinden und ihren Erlebnissen in Antwerpen und Brüssel nur einsilbig und zerstreut — das linke Handgelenk war leer. Scheinbar überrascht nahm ich davon Notiz: „Ich vermisse Ihren herrlichen norwegischen Armreif, Miß Ellinor, den ich am ersten Tage unserer Reise so sehr bewunderte — darf ich das Schmuckstück nicht einmal in der Nähe betrachten?"

Ärgerlich und wie fröstelnd zog die Angeredete den seidegefütterten Ärmel ihres grauen tailor-made-Kleides auf die Hand herunter und sagte mit einer unmutigen Falte auf der weißen Stirn: „Ich habe den Reif heute morgen nicht angelegt, es ist ein Amulett, das ich nicht gern aus der Hand gebe."

Ehe ich etwas erwidern konnte, hatte sie sich mit kurzem Neigen ihres stolzen Hauptes erhoben und verließ ohne ihre Mutter den Raum. —

Beim Hinaufsteigen begegnete mir auf der Treppe Herr Arndt, der erste Offizier, und flüsterte mir mit halblauter Stimme ins Ohr: „Gehen Sie auf das Brückendeck, Herr Baron, wir werden gleich Bootsmanöver machen — aber nichts verraten!"

Erfreut und gespannt begab ich mich nach oben, wo mich Freund Richter willkommen hieß: „Punkt elf Uhr geht es los."

Für die Sicherheit des Schiffes und der Reisenden gegen Feuer- und Seegefahr ist auf diesen Oceandampfern alles geschehen, was die moderne Technik zu leisten vermag. Je nach der Größe des Schiffes befinden sich auf dem die rückwärtige Verlängerung der Brücke bildenden hölzernen Sonnendeck sechzehn bis zwanzig große Rettungsboote mit Luftkästen und dauernd mit dem vorschriftsmäßigen Inventar an nautischen Instrumenten, wie auch eisernen Brot- und Wasserportionen beschickt; ihr Raum wird ergänzt durch eine Anzahl mittschiffs übereinander aufgestapelter Patent-Rettungsflöße. Um den Schiffskörper möglichst vor dem Versinken zu schützen, ist er durch dreizehn Quer- und ein Längsschott in eine Anzahl wasserdichter Abteilungen unterhalb der Schwimmlinie zerlegt, von denen bei etwaigen Zusammenstößen oder Leckagen ohne Gefahr für die Schwimmfähigkeit des Schiffes ein bis zwei vollaufen können, während zugleich ein ausgedehntes Lenz-System die Entleerung eindringenden Wassers durch die mächtigen Dampfpumpen gewährleistet. In jeder einzelnen Kabine erster und zweiter Klasse, wie auch gleicherweise in den großen Zwischendecksräumen lagern in reichlich bemessener Menge für Passagiere und Besatzung Schwimmgürtel mit Korkfüllung zum Umschnallen; endlich sind auf den freiliegenden Gängen der beiden Promenadendecks, des Vor- und Hinterschiffs und der Brücke hufeisenförmige Rettungsgürtel neuester Konstruktion bereit gehängt,

um sofort von dem nächsten besten hinausgeschleudert zu werden, wenn der Ruf ertönt „Mann über Bord“. Um auch bei Nacht, wenn das Schiff in voller Fahrt ist und dadurch immerhin zum Halten, Wenden oder Beidrehen fünf bis zehn Minuten Zeit verloren gehen, den Punkt wiederzufinden, in dessen Nähe der Verunglückte oder die ihm zugeworfene Rettungsboje treibt, befinden sich auf der Brücke, auf der Back und auf der Campagne besonders große Patent-Rettungsringe, an welchen eine mit Chlorcalcium gefüllte Blechbüchse befestigt ist. Der Deckel dieser Büchse wird vor dem Hinabschleudern des Ringes mit einem ebenfalls daran befestigten Pfriem durchlocht, so daß das Wasser in das Innere der Büchse eintreten und ihr chemisches Gemenge selbstthätig zu einer hellen roten Flamme entzünden kann, die etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten mit weithin sichtbarem Schein fortlodert.

Während der Kapitän mich mit allen diesen vertrauenerweckenden Einzelheiten bekannt machte, hatte es sechsmal geglast, elf Uhr; mit fragender Miene sah der erste Offizier durch die offene Thür zu uns in das Kartenzimmer herein: „Bitte anfangen, Signal Schotten dicht.“

Wir traten hinaus, unsere Uhren in der Hand.

Gellende Pfiffe, Signale aus Bootsmannspfeifen, hallten über Deck hin und pflanzten sich, sofort aufgenommen und weitergegeben, bis tief in das Innerste des Schiffes durch alle Decks hindurch fort. Klingel- und Glockenzeichen ertönten aus dem Schiffsinnern, aus dem Maschinenraum und dem gedeckten Steuerhaus auf der Brücke. In einem mächtigen, an der Rückwand des letztgenannten Raumes angebrachten Nummerntableau fällt in rascher Folge Klappe auf Klappe selbstthätig nieder, sobald unten im Schiff die korrespondierende Schottthür dicht ist, und nach Verlauf von wenigen Minuten kommen die Meldungen der Bootsleute und Ingenieure zum ersten Offizier, daß Abteilung um Abteilung dicht ist. Sobald auch von dem entferntesten Raum ganz vorn im Schiff, dem Vor- und Kollisionsschott unter der Back, die entsprechende Nachricht eingegangen ist, tritt der erste Offizier an den Kapitän heran und meldet mit militärischem Gruß: „Überall Schotten dicht im Schiff.“

„Danke sehr, bitte Dampflöschleitung in Bunker vierzehn zu probieren.“

Die maschinellen Einrichtungen zur Bekämpfung des furchtbarsten Feindes, den der Seemann an Bord kennt, des Feuers, fußen bei allen neueren Schiffen auf dem Princip des Löschens durch Wasserdampf: durch ein weitverzweigtes System von Dampfleitungen, welche außerdem auch zum Heizen der Schiffsräume dienen, ist mittels Öffnung von Auslaßventilen das Einströmen des Dampfes in die betreffenden Abteilungen ermöglicht.

Wir begaben uns hinunter nach dem auf Steuerbordseite hinter dem Fockmast tief drunten belegenen Kohlenbunker Nr. 14. Gerade in diesen Bunkerräumen ist die Gefahr des Ausbruchs von Feuer besonders groß, weil man zahlreiche Fälle erlebt hat, daß feucht übergenommene Kohlen sich selbst erhitzten und schließlich zur Entzündung kamen. Neuerdings sucht man dieser Gefahr der Selbstentzündung von Kohle oder sonstigen unten im Raum lagernden leicht brennbaren Gütern dadurch vorzubeugen, daß man Fernmelde-Thermometer anbringt, in denen sich beim Steigen der Temperatur über einen gewissen Punkt ein elektrischer Kontakt automatisch schließt und dadurch im Ruderhaus auf der Brücke oder in der Signal-Centralstelle der Maschine die drohende Gefahr anzeigt.

Daß naturgemäß neben diesen eben geschilderten Vorrichtungen besonders in den oberen Decks, in den hölzernen oder doch vorwiegend mit Holz ausgekleideten Decksaufbauten auch die Wasserlöschleitungen des Pumpensystems mit ihren stets an den Ventilöffnungen befestigten langen Spritzschläuchen bei ausbrechendem Feuer zur Verwendung gelangen, ist selbstverständlich.

Unten in dem schwarz gähnenden, mit staubiger Luft erfüllten Kohlenbunker angekommen, ließ der Kapitän einen Armvoll Zeitungspapier mit Spiritus tränken, anzünden und hinunterwerfen. Sowie die blitzschnell auflodernden Flammen den ganzen Papierballen ergriffen hatten, befahl er uns, von der Eingangsthür zurückzutreten, schloß diese und ließ im gleichen Augenblick das Dampfventil für den Raum aufschlagen; zischend



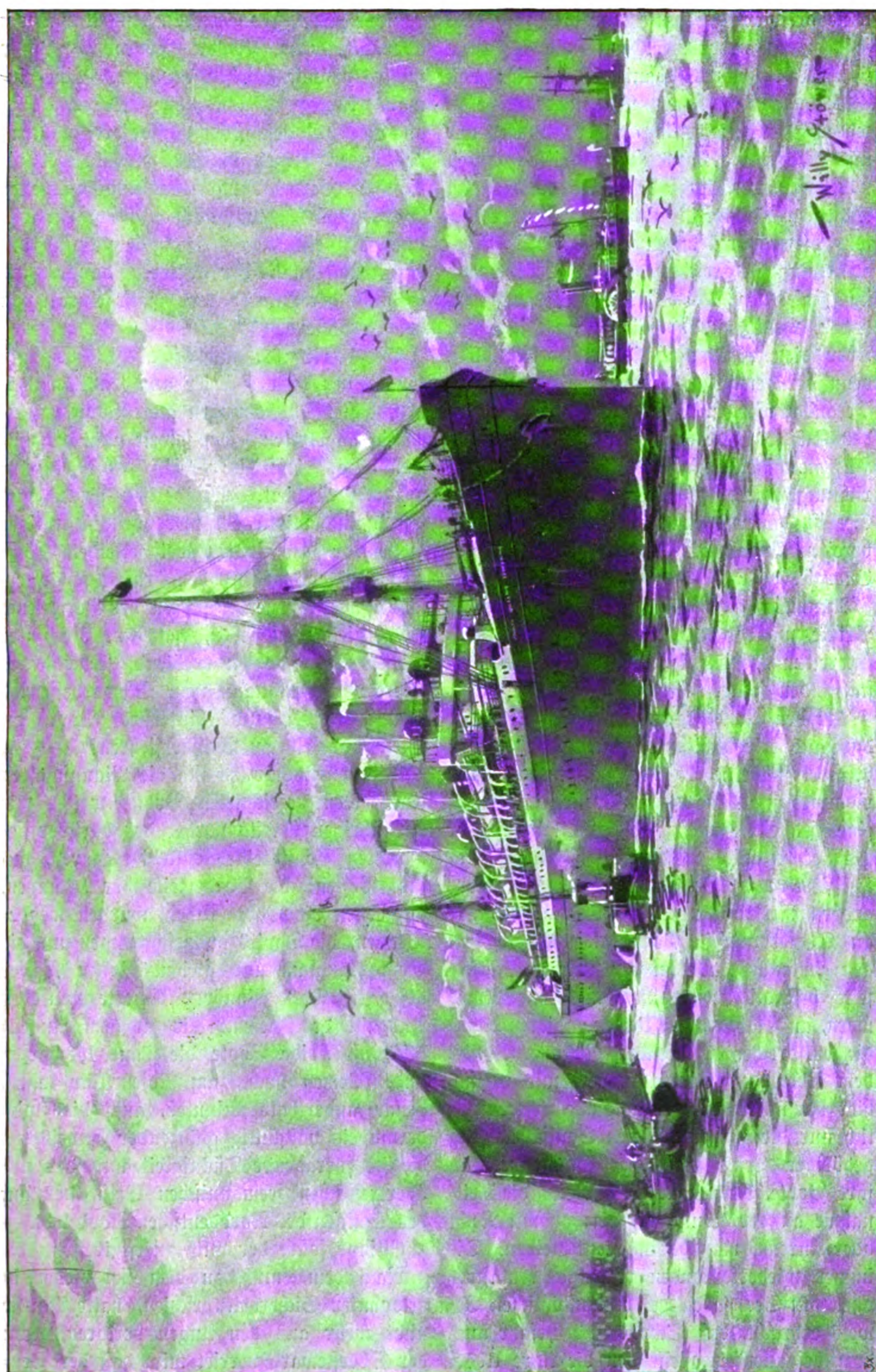
Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Schnelldampfer „Kaiser

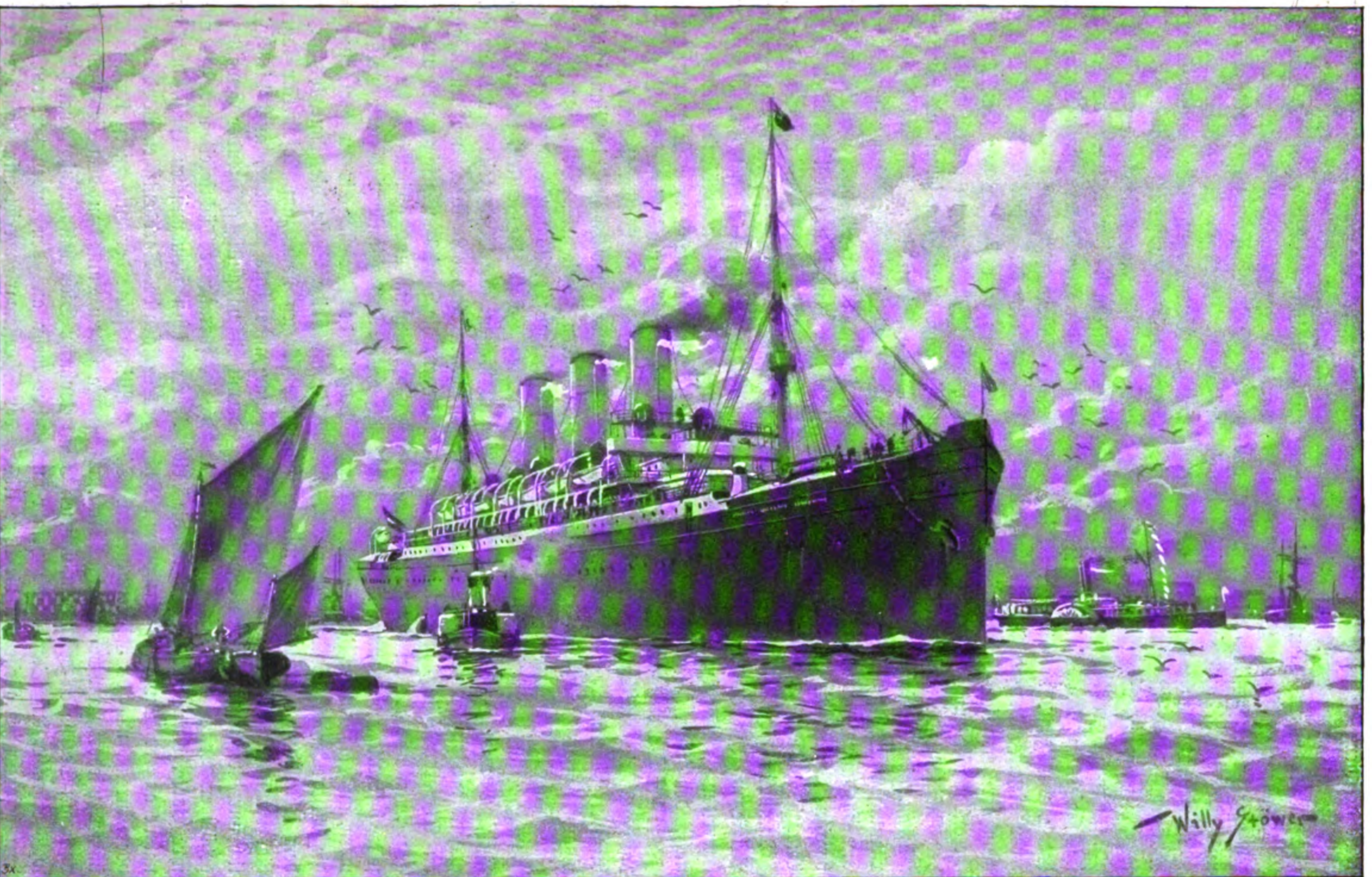


Zu Beaulieu: Unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd.

Wilhelm II." vor Neapel.



Schnellpostdampfer „Kaiserin Maria Theresia“ Southampton verlassend.



Schnellpostdampfer „Kaiserin Maria Theresia" Southampton verlassend.

strömt der Wasserdampf drinnen aus: noch keine dreiviertel Minute war verflossen, als man mich aufforderte, nun die Thür zu öffnen. Gespannt schaute ich hinein: von dem leuchtenden Feuer war nichts mehr zu sehen. Der Raum lag wieder dunkel vor uns wie zuvor, aus seiner Tiefe quollen uns erstickende, kochende weiße Wassernebel entgegen — wahrlich ein überzeugender Erfolg dieser vorzüglichen Einrichtung! Voraussetzung ist freilich, daß die Schiffe auch im Hafen zu Anker immer Dampf auf haben, wenigstens doch in einem Hilfskessel. Aber diese Forderung ist selbstverständlich, denn der gewaltige Apparat eines modernen Oceandampfers mit seinen je nach der Größe des Schiffes oft achtzig bis hundertzwanzig Hilfsmaschinen umfassenden maschinellen Einrichtungen erheischt, auch wenn man nicht in See ist, dauernd einen jederzeit verfügungsbereiten Vorrat an Dampf oder elektrischer Energie.

Nunmehr ging es wieder hinauf auf die Brücke, wo der letzte Teil unseres Morgen-Exercitiums, das eigentliche Bootsmanöver, stattfinden sollte.

Auf den Lloyd-Dampfern, deren Disziplin durchaus kriegsschiffmäßig gehandhabt wird, befindet sich eine in allen Gängen und Korridoren aufgehängte Bootsrolle, das heißt eine Tabelle, welche die Verteilung der Passagiere und Mannschaften, sowie der Offiziere und Bootsführer auf jedes der großen Rettungsboote genau angiebt. Die an Steuerbordseite befindlichen Boote tragen genau wie alle an der gleichen Schiffsseite befindlichen Kabinen ungerade Nummern, an Backbordseite korrespondieren damit die entsprechenden geraden Nummern. Bei dem Üben der Bootsmanöver, wie es sich hier vor unseren Augen abspielte, treten freilich nur die zur eigentlichen Schiffsbesatzung gehörigen Leute auf dem Sonnendeck an ihre Boote, den Passagieren bleibt die Teilnahme an der Übung erspart; ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben. Die immer wiederkehrenden traurigen Katastrophen auf See haben den unumstößlichen Beweis erbracht, daß Schreck und Gefahr auch dem besonnensten Reisenden die klare Überlegung rauben. Unverständige Hast und rücksichtsloses, oft brutales Hineinstürzen in die Boote, in regelloser Wahl, hat auch bei ruhiger See schon manches Rettungsboot überfüllt, zum Kentern gebracht und so nutzlos manches Leben geopfert. Eine einmalige kurze und sachgemäße Belehrung aller an Bord eingeschifften Passagiere während des ersten Tages in See sowohl über die richtige Verwendung der umschnallbaren Rettungsgürtel, wie auch über die Verteilung der einzelnen Rettungsboote und den Aufstellungsplatz der letzteren dürfte vielleicht in der Stunde der Gefahr einmal von segensreichster Folge sein.

Sechs Minuten nach Abgabe des Signals konnte der erste Offizier dem Kapitän melden, daß die Besatzungen aller Boote rollenmäßig angetreten seien, soweit nicht der notwendigste Dienst im Schiff selbst einzelne unten zurückhielt. Wunderbar genug und fast komisch wirkte es, hier oben in luftiger Höhe vor den Booten weißgekleidete Köche und Bäcker neben den rußgeschwärzten, schweißübergossenen Gestalten der Heizer und Kohlenzieher zu sehen, daneben, oft unter derben Scherzworten errötend, seebefahrene ältere oder furchtsame neue Stewardessen!

„Vorderstes und hinterstes Boot an Steuerbordseite zu Wasser fiehren!“

Blitzschnell stürzten sich die Mannschaften der beiden bezeichneten Boote, welche wie alle übrigen bereits vorher des darüber gespannten Schutzkleides entledigt waren, auf ihre Posten; die Vorderteile der Klampen, auf denen die Boote ruhen, wurden weggeschlagen, die Davits ausgeschwungen und die Boote langsam und gleichmäßig zu Wasser gefiehrt. Das Manöver dauerte von der Ausgabe des Befehls bis zu dem Augenblick, wo beide Boote die Taue loswarfen und, Riemen hoch, zum Rojen klar lagen, genau anderthalb Minuten, auch dies wiederum ein vollgültig glänzender Beweis für die hervorragende Tüchtigkeit und den unübertrefflichen seemännischen Geist, der auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd lebt. —

Ellinor sollte der Blitz zuerst treffen.

Nach dem Lunch, zu dem sie wieder in gewohnter Sicherheit erschien, hatte ich sie nicht mehr aus den Augen verloren, denn der Obersteward verriet mir, daß der Tender bald nach zwei Uhr längsseit kommen und wir voraussichtlich um drei Uhr Anker

auf gehen würden. Mit einem trefflichen Prismen-Feldstecher bewaffnet, sah ich denn auch aus dem Hafen zur bezeichneten Stunde den kleinen Dampfer in voller Fahrt seinen Kurs zu uns heraus richten. Rasch entschlossen trat ich an das geöffnete Fenster des Damensalons, in dem Ellinor die neueste „Times“ durchblätterte.

„Kommen Sie heraus, Miß Ellinor, gleich kommt der Tender heran mit den neuen Passagieren! Wir wollen uns die Gesellschaft in aller Ruhe von oben ansehen, und wer uns nicht gefällt, dem verweigern wir den Zutritt an Bord und schicken ihn zurück nach London.“

Lächelnd nickte die Angeredete, ließ die Zeitung fallen und warf ihre prächtige weiße Federboa um.

Wir standen vorn auf dem oberen Promenadendeck. An Steuerbordseite waren zwischen dem Mittschiffshause und der Back die Fallthüren der Reeling zurückgeklappt, um zwei mächtige Laufbrücken vom Deck des Tenders zu unserem Oberdeck hinüberzulegen. In elegantem Bogen rundete der kleine Dampfer jetzt das Heck des großen Genossen, um gleich darauf längsseit von uns zu stoppen und mit den niedergeworfenen Trossen seine Poller zu belegen.

Gegen die Blicke der Ankömmlinge durch den Feuerturm des grünen Positionslichtes ziemlich gedeckt, beobachteten wir neugierig die dichte Menge, welche sich auf dem Deck des Tenders erwartungsvoll staute; mein Glas hatte mir längst verraten, daß Julius weit hinten abgesondert am Flaggenstock stand, die weiße Schirmmütze stach prächtig von seinem frischen fröhlichen Antlitz ab.

„Sehen Sie sich die Leute drüben einmal durch mein Glas an, wir müssen jetzt rasch unsere Auswahl treffen,“ sagte ich scherzend zu meiner schönen Gefährtin.

Aufmerksam musterte Ellinor die Gesichter dort drüben, langsam wanderten die Gruppen vom Vorkastell aus durch ihr Gesichtsfeld bis zum Heck.

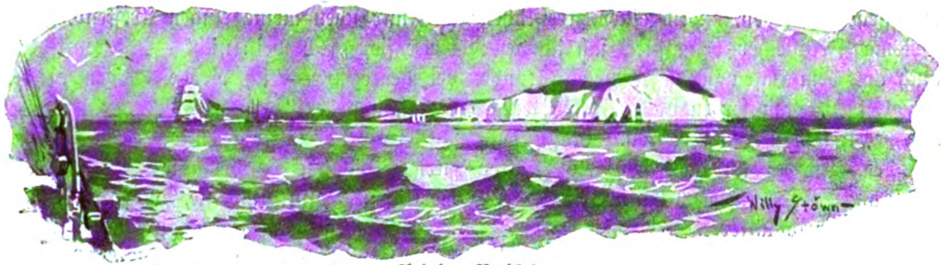
Da zuckte sie zusammen, setzte das Glas ab, starrte hinüber, um das Fernrohr sofort wieder an ihr Auge zu führen. Der zweite Blick durch das Glas währte nur den Bruchteil einer Sekunde; sichtlich erblassend, trat sie einen Schritt zurück von der Reeling, und nur scheu meine Augen streifend, murmelte sie: „Ich weiß nicht — die Luft blendet heute so — ich werde drüben in den Schatten gehen.“

Verwirrt reichte sie mir den Feldstecher zurück, die weiße, beringte Hand zitterte merklich. Dann ging sie, ohne sich umzusehen, in den Damensalon zurück.

Befriedigt sah ich ihr nach, das Spiel näherte sich der Peripetie! Julius hatte von dem kleinen Intermezzo nichts gemerkt, fast als letzter kam er über die Laufplanken an Bord zurück, wo ich ihn mit herzlichem Händedruck und arglosester Freundlichkeit bewillkommnete, um ihn geschickt und auf gefahrlosen Umwegen nach seiner Kabine zu bugsieren. Dann stiegen wir unbemerkt in dem Trubel, der in Gängen und Salons herrschte, rasch zur Kommandobrücke empor, um von ihrer luftigen Höhe das Verlassen unseres Ankerplatzes und die Reize der Fahrt durch den Solent zu studieren.

Nach etwa zwanzig Minuten war die Arbeit erledigt, das neue Gepäck und die Ladung an Bord der „Barbarossa“, darunter ein hoher Stapel ungemünzter Silberbarren im Werte von drei Millionen, bestimmt für die indische Regierung. Zischend holte das Dampfspill unseren schweren Backbordanker mit sechzehn Faden Kette auf, das Schiff wendete mit seinen Doppelschrauben wie auf dem Teller, und der Seelotse übernahm auf der Brücke das Ruderkommando.

Von Wight, dem gesegneten Eiland mit seiner vom Golfstrom fast tropisch gezogenen Flora, grüßte freundlich das Städtchen Cowes, davor sein yachtberühmter Hafen, aus dem allsommerlich zu siegreichem Rennen die Flagge unseres Kaisers im Topp des „Meteor“ startet. Zahlreiche Schiffe begegnen uns in diesem schmalen Fahrwasser zwischen der Insel und der südenglischen Küste, Segler und Dampfer. Noch einmal tritt von rechts her das felsige Ufer weit hinaus in See bei Hurst Point, dann biegt sich die Küste in tiefem Bogen nordwärts zurück um die Christchurch-Bai. An Backbord voraus erscheinen bereits, weithin kenntlich an ihren eigenartig bizarren Formen, die Needles, jene letzten drei felsigen Eckpfeiler von Wight, wo der Europa-Lotse den Ocean-



Bei den Needles.

fahrer verläßt und die letzten Grüße für die Heimat mit sich nimmt. Mit kurzen Schlägen kreuzt bereits dicht vor uns sein harrender Kutter; unsere beiden Maschinen stoppen — mancher der Passagiere drückt dem Scheidenden noch ein Telegramm in die dienstwillige Hand — dann entert er nieder über die Jakobsleiter. Ein sicherer Sprung in das auf- und niedertanzende Boot, die Schleppleine fliegt los, grüßend schwingt er die Mütze „farewell, farewell". Von der Reeling oben und unten winken Hände und flatternde Tücher zu ihm nieder — drüben auf der Brücke klingt scharf und tönend hart hintereinander zweimal helles Glockensignal: „Beide Maschinen volle Fahrt voraus!" Rasch und rascher nimmt die „Barbarossa" wieder Fahrt auf, wie ein Pünktchen nur noch auf der weiten Fläche bleibt der Lotsenkutter weit hinter uns zurück im Kielwasser, und wir wenden den Blick nach Westen, wo sich in unbegrenzter blauschimmernder Linie der Horizont über dem Atlantischen Ocean spannt.

Früh brach heute der Abend herein, leichte Gewitterböen warfen uns prasselnde Regenschauer ins Gesicht, und doppelt traulich und wohnlich speiste es sich heute drunten in dem hellerleuchteten ersten Salon.

Julius hatte mir schräg gegenüber, links neben Herrn Westmann seinen Platz erhalten, der in Southampton durch das Aussteigen der semmelblonden Engländerin frei geworden war. Der Platz zu meiner Rechten freilich war heute abend leer geblieben, wie ich im stillen schon mit Bestimmtheit vorausgesetzt hatte; die liebenswürdige alte Mrs. Green entschuldigte das Fehlen ihrer anmutigen Tochter mit einem Anfall von Migräne.

Jules zieht ein bedenkliches Gesicht und bestellt sich als Antwort auf meine Bemerkung: „Morgen um diese Zeit schaukeln wir auf der Biscaya!" sofort beim Obersteward eine Flasche Pommery, um die köstliche Stunde zu nützen, bevor vielleicht das gefürchtete grüne Gespenst wieder an Bord kommt.

Tiefes Behagen und wonnige, nervenerfrischende Ruhe zieht durch unseren Sinn bei dem Gedanken, daß nun für eine lange Reihe von Tagen jedes Band mit der Welt dort drüben zerschnitten, daß dies Schiff und seine Bewohner nun eine eigene neue, in sich abgeschlossene Welt bilden, die unbekümmert um die lärmenden Ereignisse des Tages ihren einsamen Pfad dort draußen auf hoher See ziehen wird. Keine Zeitung, kein Brief,

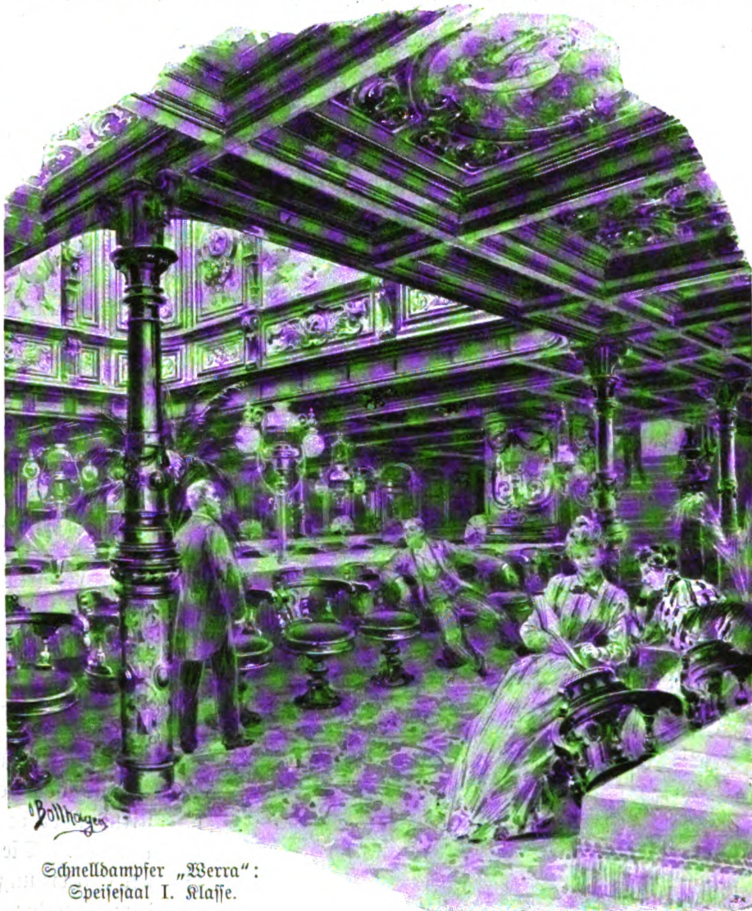


Schiff in Sicht.

kein Draht findet den Weg zu diesem schwimmenden, weltentrückten Eiland; schweigen und schlafen darf nun für eine Spanne Zeit alle Arbeit, die daheim im Zügel des Lebens nimmer ruhen noch rasten mag. Auf die Hast des Tages und das nervenermüdende Draußen folgt hier stille Einkehr nach Drinnen und friedliche Ebbe in Herz und Sinn. Wasser ringsum in weiter, unendlicher Fläche und der Himmel über uns, Tag um Tag, vom Aufgang der Sonne zum Niedergang, Nacht um Nacht, wenn die stillen Sterne in wandelloser Pracht und schweigender Majestät als ewige Zeichen auf den einsamen Schiffer niederschauen!

Das letzte Feuerzeichen der englischen Küste, bei Start Point, hatten wir kurz vor elf Uhr abends an Steuerbord querab, das Wetter klarte langsam ab, das Barometer fing an zu steigen und stieg auch die ganze Nacht weiter, so daß wir mit Recht für die gefürchtete Biscaya gut Wetter hoffen durften. Klar und wolkenlos ging der nächste Morgen auf, der weite Horizont schimmerte in tadelloser scharfer Kreislinie über der blauen, goldig besonnten Flut, und ein leichter westlicher Wind kräuselte die mäßig bewegte See. In rötlich schimmernden Linien zeigte sich fernab im Osten Kap Quessant, die äußerste vorgelagerte Inselspitze der Bretagne, sonst war weit und breit kein Land und Fahrzeug zu sehen.

Ein eigenartiger Zauber ergreift den Reisenden, der zum erstenmal segelt auf hoher, atlantischer See! Und der gewaltige Ocean wirkt wohl in majestätischer Ruhe nicht minder erhaben, als wenn Poseidon alle Stürme der Tiefe entfesselt. Vollständige tote Ruhe, wie es der Inländer von einem Binnensee gewöhnt ist, herrscht hier draußen niemals; selbst wenn bei völliger Windstille der Spiegel des Meeres glatt erscheint, zeigt das leise, langsame Pendeln der Mastspitzen, daß dennoch eine Bewegung vorhanden: es ist die Dünung, welche auf dem Ocean steht, gleichsam der Atemzug des schlafenden Riesen, das Echo weitab verhallender Stürme, der Ausklang der Gezeiten, die als Ebbe und Flut die fernen Küsten des Landes netzen.



Schnelldampfer „Werra“: Speisesaal I. Klasse.

Allzeit und immer dieselbe und doch an jedem Tag, ja in jeder Stunde eine andere, das ist die See. Im Spiel der Farben ewig wechselnd, im Zauber von Lichtern und Tönen, wie keines Meisters Pinsel

sie je und je hervorbringen mag, alle Stufen durchlaufend von sonnenhell lachendem Tag zu dunklem donnerndem Nachtsturm im heulenden Orkan; von silbern plätschernder Welle in sickerndem Sande zum tosenden Donner der brüllenden Brandung, die Türme und Deiche zerschmettert und Inseln und Städte im Kampfe begräbt!

Uns war die gefürchtete Biscayische See gar gnädig: in glatter Fahrt von vierzehn Meilen ging unser Kurs nach Süden, Wind und Sonne ließen die herbstliche Jahreszeit kaum fühlen.

Zum erstenmal seit unserer Ausreise von Bremerhaven mußte am heutigen Mittag



Besteck.

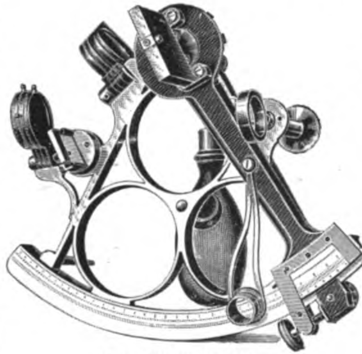
das Besteck mittels astronomischer Navigation gemacht werden. Der Laie denkt sich meistens die Bestimmung des Schiffsortes auf hoher See besonders schwierig, und es erscheint ihm rätselhaft, wie das überhaupt beim Fehlen fester irdischer Landmarken ausführbar ist.

Die Navigation, in welcher jeder Offizier der Kriegs- und Handelsmarine eine besondere Prüfung bestehen muß, zerfällt in terrestrische und astronomische Navigation. Erstere findet Ort und Weg des Schiffes mit Hilfe von Land- oder Seemarken, sowie Kompaß, Geschwindigkeits- und Tiefenmesser; letztere nimmt in Ermangelung irdischer Objekte astronomische Höhenbestimmung zu Hilfe.

Das einfachste sogenannte gegißte Besteck arbeitet lediglich mit der vom Kompaß abgelesenen Richtung und mit der durch das Logg gemessenen Geschwindigkeit, naturgemäß ein auf die Dauer ziemlich rohes Verfahren. Das Peilen von Landmarken unter gleichzeitiger Einzeichnung der Visierlinie, unter welcher sie über der Kompaßrose erscheinen, in die betreffende Segelkarte des fraglichen Meeresteiles ergiebt bereits Hand in Hand mit Abstandsbestimmungen ein recht genaues Verfahren. Wenn aber auf hoher See auch hierfür die Vorbedingungen fehlen, wird eine regelrechte Längen- und Breitenbestimmung vorgenommen. Das hierzu dienende Instrument ist der Sextant, welcher gestattet, an einem geteilten Kreisbogen mittels eines Fernrohres und zweier Spiegel die Höhe der Sonne oder eines anderen Gestirns über dem Horizont zu bestimmen. Die Breite ist gleich der Entfernung des Zeniths über dem Äquator.

Hat man nun die Höhe eines Gestirns zur Zeit seiner Kulmination gemessen, so muß das Supplement der Entfernung des Gestirns vom Zenith gleich sein. Addiert man zu diesem Betrage die Deklination, nämlich den Abstand des Gestirns über dem Äquator, so erhält man die Entfernung des Zeniths vom Äquator oder die Breite. Da aber dieser Breitengrad oder die Polhöhe über dem Horizont als Kreislinie die Erdkugel umläuft, so ist zur Bestimmung desjenigen Punktes dieser Kreislinie, wo sich unser Schiff jetzt eben befin-

det, noch die Längen- oder Meridianbestimmung nötig. Letztere erfolgt mittels der Chronometer-Methode, indem man die durch den Schiffschronometer gegebene Greenwicher Zeit mit der Ortszeit vergleicht. Die Ortszeit aber wird wie vorhin durch eine Höhenbestimmung mit dem Sextanten gefunden und der hieraus ermittelte Zeitunterschied dazu benutzt, festzustellen, um wieviel wir uns in östlicher oder westlicher Richtung dem Meridian von Greenwich genähert oder von ihm entfernt haben.


Der Spiegelsextant.

Der schlimmste Feind des Seemanns bleibt freilich auch in der astronomischen Navigation Nebel oder bezogene Luft: hier muß, solange keine wirklich brauchbaren Solarimeter mit künstlichem Pol und künstlichem Horizont erfunden sind, das gegißte Besteck aushelfen, und die dauernde Tiefenmessung gewinnt unter solchen Verhältnissen in der Nähe von Land, Untiefen oder Bänken besondere Bedeutung. Das früher zu diesem Zweck verwandte, aus einem schweren Gewicht an einer Leine bestehende Lot zeigte sich bei den modernen Dampfern naturgemäß um so fehlerhafter, je mehr die Fahrgeschwindigkeit wuchs und infolgedessen die Lotleine nicht senkrecht zur Tiefe aushing, sondern mehr oder minder schräg nach hinten stand. Man verwendet darum heutzutage fast ausschließlich die ebenso geistreiche wie eigenartige Erfindung des Engländers Sir William Thomson, Lord Kelvin, welche auf folgendem Princip beruht:

Ein hohler, innen mit chromsaurem Silber belegter Glascylinder wird mit einem Lot verbunden und an einem Klaviersaitendraht hinuntergelassen. Je tiefer das Lot mit dem Cylinder fällt, desto weiter dringt das Wasser infolge des Drucks in den belegten inneren Teil des letzteren ein, wobei es natürlich gleichgültig bleibt, ob der Apparat senkrecht oder schräg aushängt. Soweit das Wasser eindringt, wird der rote Innenbelag des Cylinders entfärbt. Man mißt dann nach dem Aufholen die Länge des entfärbten weißgewordenen Teiles und ermittelt an einem hierzu beigegebenen Maßstab mit leichter Mühe die Wassertiefe. —

Julius und ich hatten der interessanten Auseinandersetzung des Kapitäns mit großem Interesse gelauscht und die Sextantenbeobachtung seitens des ersten und dritten Offiziers genau verfolgt; zu meiner Schande muß ich aber gestehen, daß meine Aufmerksamkeit im innersten Herzen doch nur eine geteilte war — am meisten interessierte mich eigentlich der Zeiger der Uhr, die an der Rückwand des Steuerhauses hing: unaufhaltsam rückte er weiter, eben glaste es bereits einmal. In zwanzig Minuten mußte das erste Signal zum Lunch ertönen und dann —! Aufzuschieben war die Katastrophe nicht länger, dazu gab es beim besten Willen keine Möglichkeit mehr!

„Was hast du nur eigentlich, du scheinst mir ja schrecklich zerstreut heute — paß doch auf, was der Herr Kapitän uns erklärt," sagte mein ahnungsloser Freund mit einem ärgerlichen Rippenstoß in meine rechte Seite, als ich wie geistesabwesend auf die drei prachtvollen, mit dem Prüfungsstempel der Hamburger Seewarte ausgezeichneten Schiffschronometer starrte, dabei zum zweitenmal die an mich gerichtete Frage überhörend, ob ich wisse, was diese Dinger kosteten.

Möglichst unbefangen log ich: „Mir ist etwas flau im Magen, ich habe heute morgen wenig gefrühstückt und bin daher schrecklich hungrig, hoffentlich bläst es bald zum Lunch!"

Der Himmel in seiner Güte hatte ein Einsehen. Thatsächlich hatte ich kaum ausgesprochen, als das bekannte Signal in langgezogenen Tönen zu uns heraufklang.

„Du bist doch eigentlich ein krasser Materialist," meinte Jules, als wir die Treppe hinunterstiegen. „Am liebsten hätte ich diese Mittagsbeobachtung, das Schießen der Sonne, gleich einmal selbst praktisch probiert."

„Habe die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne," citierte ich mit eindrucksvollem Seufzer. „Du weißt, mein lieber Jules, es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von

denen du dir nichts träumen läßt, und das Unglück schreitet schnell."

Allmählich fing die innere Unruhe wirklich an, mich selbst etwas aufzuregen; fast beneidete ich meinen Begleiter, dessen sorgloses Herz nichts ahnte von der Klippe, die unmittelbar vor ihm in seinem Fahrwasser lag.

Ein schneller Blick in den Salon zeigte mir beim Eintreten, daß die Heldin des Dramas noch nicht zur Stelle war — Gott sei Dank! Ruhig ließen wir uns auf unsere Plätze nieder; beinahe zugleich mit uns traten der Kapitän und Herr Westmann durch die andere Thür ein und nahmen ebenfalls Platz. Ein Teller scharf gewürzter Mullygatney-Suppe stand dampfend vor uns. Da hörte ich das bekannte Rauschen und Rascheln der seidenen Jupons, die ein unzertrennliches Attribut von Ellinor bildeten. Über meinen Teller gebeugt, beobachtete ich unter halbgesenkten Lidern das Gesicht von Julius.



Reichspostdampfer „Prinz Heinrich": An der Tafel.

„Good morning, dear baronet," klang Ellinors Stimme verbindlich hinter mir.

Mit jähem Ruck fuhr Julius in die Höhe, der halberhobene Löffel entglitt seiner Hand. Bis in die Lippen erblassend und mit weit



Schnellpostdampfer „Lahn“ im Atlantic Eisberge passierend.

geöffneten Augen starrte er sein schönes Gegenüber an, das im selben Augenblick an meiner Seite sich niederließ, den Blick freundlich, aber fest auf mich geheftet. Ich mußte die Haltung ehrlich bewundern. Dann reichte ich Ellinor die Hand und sagte unbefangen:

„Guten Morgen, Gnädigste! Darf ich Ihnen meinen Freund, den Hauptmann Wittich, vorstellen?“

Langsam wandte sie das anmutige Antlitz, der Bewegung meiner Hand folgend, dem Vorgestellten zu, der sich, noch immer fassungslos, halb von seinem Platze erhoben hatte. In vornehmer Sicherheit, mit gewinnendem Lächeln streckte sie ihm freimütig die schmale, weiße Hand über den Tisch zu: „Willkommen an Bord, Herr Hauptmann, das ist eine große, große Überraschung für mich!“

Gewandt und respektvoll hatte der schöne Julius die dargebotene Rechte erfaßt und geküßt: „Das ist in der That auch mir eine ganz unverhoffte Freude, gnädigstes Fräulein; ich hätte mir nicht träumen lassen, daß ich Sie hier auf der Biscaya wiedersehen sollte!“

Während beide sich niederließen, fragte Freund Richter erfreut: „Ah, die Herrschaften sind von früher her miteinander bekannt?“

Auch mein Antlitz nahm, gleichsam in Bekräftigung seiner Worte, einen überraschten und fragenden Ausdruck an: „Hätte ich das gewußt, meine Gnädigste, so hätte ich Ihnen diese Freude schon längst vorher verkündigt; mein Freund hatte mir schon nach Bremerhaven telegraphiert, daß er sich mir unterwegs anschließen wollte. Ich begreife nur nicht, daß Sie sich erst heute hier begegnen, Julius ist doch bereits seit Antwerpen an Bord.“

„Während der Kanalfahrt waren die Damen wohl nicht unten zu den Mahlzeiten?“ meinte Herr Westmann mit gutmütigem Spott.

Die Damen nickten mit leichtem Erröten.

„Und gestern hatte mein Freund einen Ausflug an Land unternommen,“ setzte ich hinzu. „Aber eigentlich hätten Sie ihn bei seinem Zurückkommen sehen müssen, wie der Tender mit den englischen Passagieren längsseit kam!“

In Ellinors Gesicht zuckte keine Fiber. Sie fühlte sich wieder vollkommen Herrin der Situation. Sich voll mir zuwendend, hielt sie meinen forschenden Blick ruhig aus mit ihren großen tiefen Augen und sagte mit einer leisen, nur meinem Ohr verständlichen Ironie: „Dann hätten Sie mir Ihr vorzügliches Fernrohr leihen müssen, lieber Baron, als wir oben standen — aber so ist die gegenseitige Überraschung ja ein noch größeres Vergnügen.“

Ich fühlte den Hieb — ahnte Ellinor? Jedenfalls bewies ihre Taktik von neuem, wie wunderbar Anmut und Geist sich hier einten, wie nahe sie daran war, mich zu durchschauen, und wie schwer es für einen Mann, gegen ein Weib zu spielen, dem neben der Schönheit auch die Waffe der Klugheit eigen.

Auch die ehrwürdige Mrs. Green hatte den Bekannten ihrer Tochter mit der ihr eigenen Anmut begrüßt. Wie Julius mir, noch immer nicht völlig frei von einer gewissen Verlegenheit, erzählte, hatte er Miß Ellinor während des verflossenen Winters in Hannover wiederholt auf den Abendgesellschaften des Grafen Waldersee getroffen, dessen Gemahlin, als geborene Amerikanerin, häufig Bekannte aus ihrer alten Heimat drüben in ihrem gastfreien Hause für längere Zeit bei sich sah.

Das Tischgespräch wurde heute rasch sehr lebhaft und angeregt, wir alle beteiligten uns daran in bester Laune, und der Vorschlag des Kapitäns, das unverhoffte Wiedersehen mit einem schäumenden Fläschchen zu feiern, fand allseitigen Beifall.

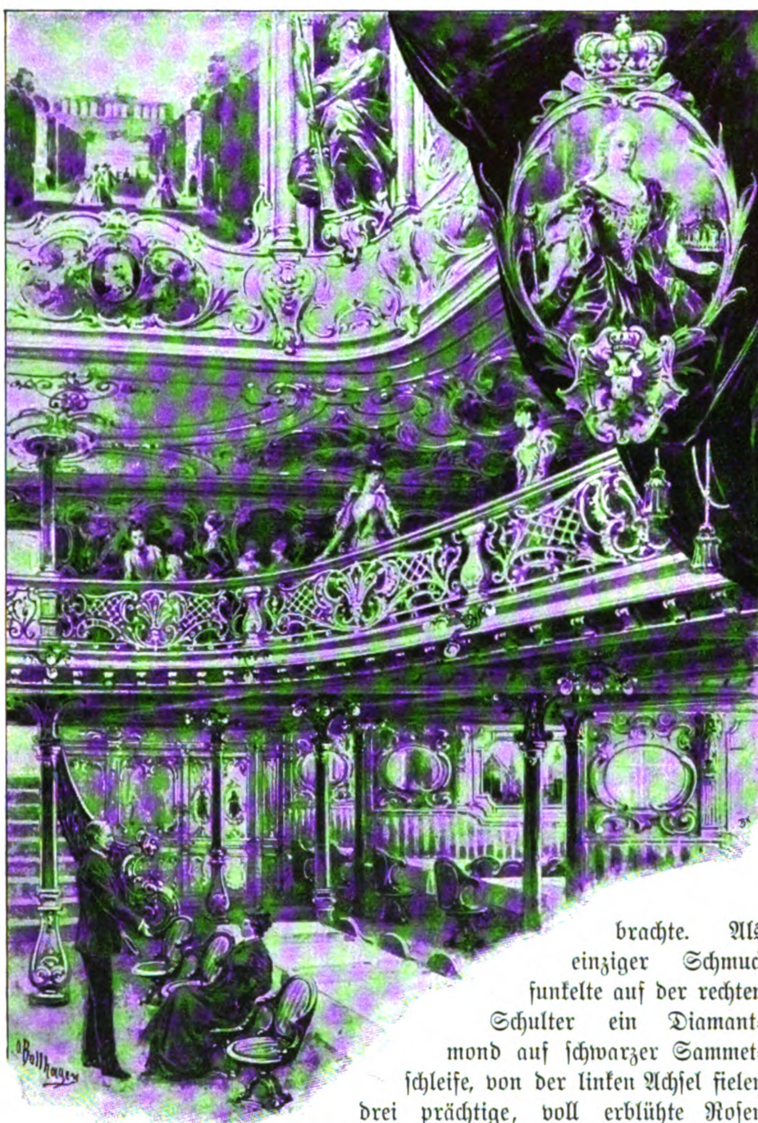
Nach Aufhebung der Tafel gingen wir wieder an Deck; die Damen zogen sich bald zurück, und auch Julius, der sich offenbar in so aufgeräumter Stimmung befand wie überhaupt noch nicht seit unserem Wiedersehen, hatte Sehnsucht nach seiner Kabine.

* * *

Am nächsten Mittag kam die spanische Küste in Sicht; auf den niedrigen Vorbergen erhebt sich der Leuchtturm von Kap Vilano, beiläufig ein schlechtes, unzureichendes Feuer für diese gefährliche, vorspringende Küste: ging hier doch vor nicht allzu langen Jahren der englische Panzer „Serpent“ verloren. Wir bleiben weitab in sicherer Entfernung von der Küste und peilen bald darauf das berühmte Kap Finisterre, den westlichsten Punkt des europäischen Festlandes. Unser Kurs ist rechtweisend Süd, westliche Brise kommt wieder stärker und stärker auf, und der grobe Seegang läßt den mächtigen Dampfer rollen und schlingern. Die Tafeln

im Speisesaal abends zeigen aber nicht mehr jene bedenklichen Lücken wie neulich im Kanal, unsere Mitreisenden werden von Tag zu Tag seefester, und das Gefühl der Sicherheit, des Vertrauens in Schiff und Besatzung trägt im Verein mit der sehr guten Verpflegung wesentlich dazu bei, unsere Seefahrt, ob Sturm, ob Sonnenschein, von Tag zu Tag schöner und genußreicher zu gestalten.

Heftige Regenschauer verraten, daß drüben jenseits der felsigen Kette der Küstengebirge ein Gewitter niedergeht; weit im Süden und Osten leuchten am Firmament langzuckende Blitze auf, bald aus den Wolken kommend, bald scheinbar aus der Tiefe, und fernab verhallender Donner verleiht diesem eigenartigen Wetterleuchten in lauer südlicher Abendstimmung ein eigenartiges Gepräge.

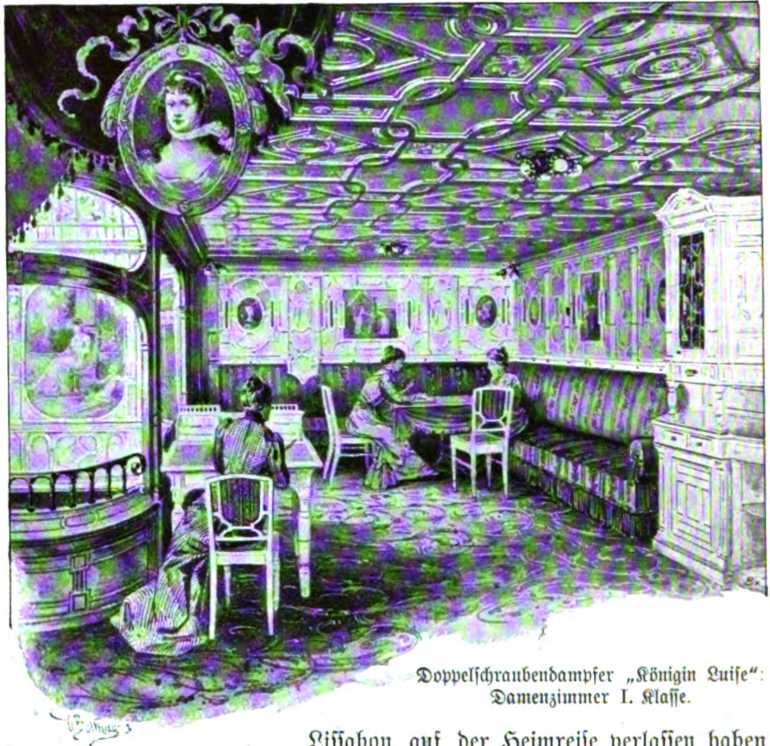


Schnellpostdampfer „Kaiserin Maria Theresia“: Lichtschacht des Speisesaals I. Klasse.

Beim Diner sah ich Julius' Blick häufig forschend auf Ellinors linker Hand ruhen; sie trug heute abend ein kostbares, duftiges Kleid aus schwarzer Spitze, das den marmorweißen Teint ihres Halses und ihrer Hände in wunderbarem Gegensatz zur Geltung brachte. Als einziger Schmuck funkelte auf der rechten Schulter ein Diamantmond auf schwarzer Sammetschleife, von der linken Achsel fielen drei prächtige, voll erblühte Rosen Gloire de Dijon nieder. Schwarze Spitze, kreuzweis wie ein Gitter durchzogen von schmalem, schwarzem Sammetband, rieselte nieder vom Oberarm bis über das Handgelenk und verhüllte neidisch dort das Ziel der suchenden Blicke, die von jenseits der Tafel forschten und fragten. Zu später Stunde, als das Wetterleuchten erloschen und der Vollmond am schweigenden blauschwarzen Nachthimmel stand, klangen wieder lockende Töne aus dem Damenzimmer in die Nacht hinaus. Schweigsam träumten wir Kriegsgefährten beide unter den Fenstern in unseren Deck-Chairs; bei den ersten Accorden hatte mein Gefährte sich aufge-

richtet und mit langem Blick unsere schöne Gefährtin drinnen am Flügel umfaßt. Versunken ganz in den Zauber ihrer Musik, hatte sie, sich selbst vergessend, die hangenden Spitzenfalten von der kunstfertigen Hand weit zurückgeschlagen. Mehr und mehr verfinsterte sich das Gesicht meines Freundes — ich biß mir auf die Lippe — fühlte Ellinor nicht in diesem Augenblick, was hier vorging? Schwer aufatmend und stumm ließ sich Julius wieder in den Sessel zurückgleiten. Schweigsam sogen wir an unseren Cigarren, die wie kleine rotglühende Irrlichter im Dunkel der Nacht leuchteten. Kein Wort kam über unsere Lippen. Endlich ging ich hinein. Fast enttäuscht sah Ellinor zu mir auf, als habe sie noch einen anderen erwartet, aber vergeblich. Wohl sang sie mir auf meine Bitte noch einmal jenes schwermütige Niggerlied, dessen Zauber mein Herz am ersten Abend so unsäglich bestrickte — aber der kommen sollte, blieb fern, und mit trübem Auge, selbst erfaßt von der dunklen Stimmung des letzten Liedes, erhob sie sich, schloß die Tasten und zog sich nach wenigen Abschiedsworten zur Ruhe zurück.

Als ich wieder hinaustrat, war auch Julius von seinem Platze verschwunden. Ich hörte sein kräftiges Organ oben auf der Brücke im Gespräch mit dem wachgehenden Offizier. Wie er mich die Treppe heraufkommen hörte, rief er mir entgegen: „Du kommst gerade zur rechten Zeit, wir werden wahrscheinlich gleich dem Lloyddampfer ‚Pfalz‘ begegnen, der bestimmungsmäßig heute früh


Doppelschraubendampfer „Königin Luise“: Damenzimmer I. Klasse.

Lissabon auf der Heimreise verlassen haben muß.“

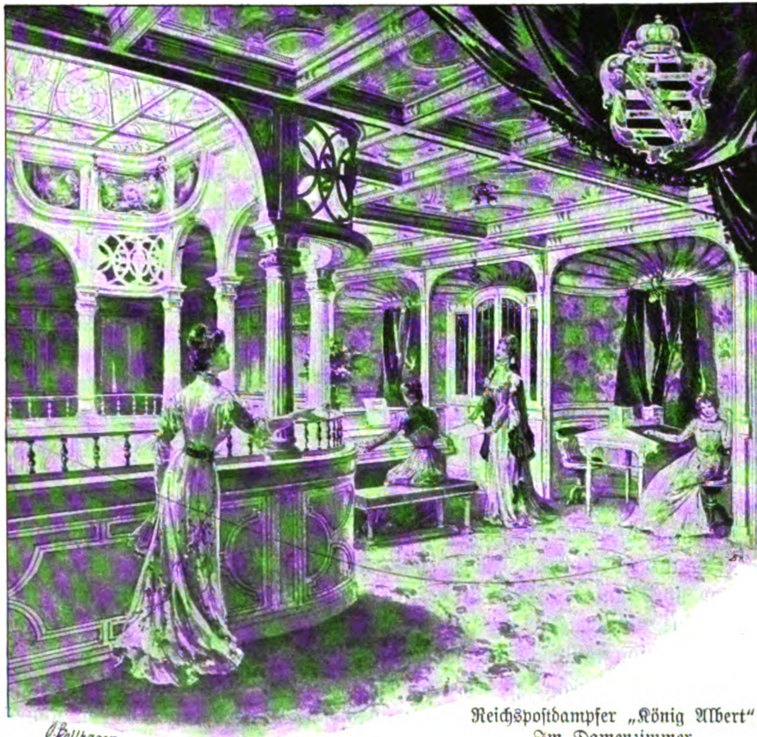
Gespannt beobachteten wir alle den dunklen Horizont voraus. Auch der Kapitän war zu uns getreten. Da tönte der Ruf des Postens auf der Back durch die stille Nacht zu uns herüber: „Dampfer ein Strich an Backbord voraus!“

Im selben Augenblick hatten wir mit unseren Nachtgläsern bereits die Lichter eines großen Dampfers wahrgenommen, der auf gleichem Kurs uns entgegenkam; sein Abstand betrug etwa noch drei Seemeilen, wir mußten ihn also, da unsere Geschwindigkeit vierzehn und die seinige etwa zwölf Seemeilen betrug, in sieben bis acht Minuten querab passieren.

In Erwartung der bevorstehenden Begegnung mit einem Dampfer unserer eigenen Reederei hatte der wachgehende Offizier bereits die Begrüßungssignale klarlegen lassen: am vorderen und hinteren Ende des Mittschiffshauses auf dem unteren Promenadendeck war je ein Mann der Wache bereitgestellt, um auf Kommando die Unterscheidungsfeuer abzubrennen. Mit Spannung beobachteten wir das Näherkommen des Schiffes, dessen dunkle Umrisse bereits deutlich erkennbar

aus dem Wasser wuchsen. „Ja, das ist die ‚Pfalz‘,“ sagte der Kapitän, als die beiden Schiffe ungefähr noch achthundert Meter voneinander entfernt waren. Kaum hatte er ausgesprochen, da flammte es drüben auf, zwei Magnesiumfeuer, mit hellem, weißlich blauem Schein auflodernd, die allmählich in leuchtendes Rotfeuer übergingen. Auch bei uns züngelten die blue-red-Feuer hoch: das Erkennungszeichen von Lloyddampfern, die nachts sich begegnen. „Barbarossa“ und „Pfalz“ passierten in einem Abstande von etwa fünfhundert Metern; phantastisch wie ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht wirkte der ganze Vorgang. Zwei mächtige, stolze Dampfer, unter gleicher Heimats- und Hausflagge segelnd, hier draußen auf fernem Meer, an fremder Küste, in schweigender Nacht; lautlos, geisterhaft, wie Schemen, gleiten sie aneinander vorüber, kein Wort, kein Laut dringt von Bord zu Bord hinüber, unaufhaltsam eilen sie ihrem Ziele zu. Magische bunte Feuer lodern für einige Sekunden hell auf. Grell beleuchtet zieht visionengleich dort drüben die Erscheinung an unserem Auge vorüber — dann ist alles dunkel und einsam um uns wie zuvor. Aber unsere Seele gab dem schwindenden Schiff stille, herzliche Worte des Geleits auf den Weg, treue Grüße an die ferne Heimat und alle die, welche unser dort gedenken.

Schiffe, die nachts sich begegnen! Wundersame Meerespoesie; eng verflochten mit Seemannssage und Aberglauben! So taucht wohl manchmal der guten Brigg, die in monatelanger Fahrt von fernem Hafen zum Heimatsgestade über See zieht, plötzlich aus dunkler Nacht ein mächtiges Vollschiff auf, und wie sie auch selber in toter Flaute auf der trägen Dünung stampft, scheint doch jener voll besegelt unter starkem Südwest daherzukommen; blauweißes Licht umleuchtet gespenstisch den verwitterten Schiffsrumpf, silbern glänzen Stengen und Spieren, silbern die geschwellten weißen Segel. Hohle, bärtige Gesichter starren über die Reeling, fremdartige Worte tönen herüber durch das Sprachrohr, und ein morsches Boot soll vom hohen Achterdeck zu Wasser gefiehrt werden. Doch in abergläubischem Entsetzen schlägt der Steuermann der Brigg drei Kreuze, bringt sein Fahrzeug scharf an den Wind mit hart übergelegtem Ruder, und gespenstisch, wie sie gekommen, ist die Erscheinung verschwunden. Verschlungen vom



Reichspostdampfer „König Albert“: Im Damenzimmer.

Dunkel der Nacht ist das Geisterschiff, unstät und rastlos zieht der fliegende Holländer seine unselige Bahn weiter von Pol zu Pol, durch Tropensonne und Wintersturm — und heute noch verläßt kein braver Seemann den Heimatshafen am Freitag, denn Frei-

tagssegeln bringt Unglück! Aber Mynheer van der Straaten zieht noch heute unerlöst seine Bahn, Tag um Tag, über alle Meere der Welt; ein sicherer Künder des Sturmes, der ihm folgt, jagt er dahin mit rasender Schnelligkeit, schneller als der schnellste Dampfer, heute diesen, morgen jenen Ocean kreuzend. Schiff um Schiff, das ihm begegnet, fällt der Tiefe zur Beute, stolze, stählerne Dampfer, eichengefestete Segler wirbelt die kochende See in die Tiefe. Allen Erfindungen zum Trotz fordert der unerbittliche Ocean Jahr um Jahr seine Opfer, und Jahr um Jahr mehrt sich der Seefahrer Gebein, die im kühlen Seemannsgrab dort drunten schlafen. Aber der Schrecken des Meeres lacht heute wie einst das eiserne Herz des Wikings: sechstausend Fuß Wasser sind besser als sechs Fuß Erde. Navigare necesse est, vivere non necesse.

* * *

Der kommende Vormittag bringt uns näher unter die Küste. Bald nach zehn Uhr peilen wir Kap Roca, und hoch aus den Wolken von dem jäh abfallenden, kahlroten Felsen schimmert das sagenhafte maurische Bergschloß Cintra herüber, von dem der Portugiese, wie der Italiener von Neapel, sagt: Siehe Cintra und stirb! Alte maurische Lieder und Märchen ranken sich um die phantastischen grauen Zinnen des alten Königssitzes — um den Fuß seines Felsens spülen die Fluten des Tajo — von den bewaldeten Kuppen an der Mündung des Stromes grüßen die Bastionen der Forts Braganza, Vigia und Alpéna, welche die alte weißtürmige Lisboa beschirmen — Sturmvögel und Kormorane ziehen in weitem Bogen über unser Schiff, und wir denken des alten Märchens, das uns die Mutter einst sang von wilden Schwänen, die über eine ferne grüne Insel flogen, um das Königskind im verzauberten Turm zu erlösen.

Unser Kurs geht immer näher unter Land her, deutlich erkennen wir mit dem Glase die weißen Dörfer, Gehöfte und Klöster, welche sich malerisch aus dem dunklen Grün der Berghänge abheben. Der arabische Baustil ist nicht zu verkennen: glatte Außenmauern, nur hier und dort ein schießschartenartiges kleines Fenster, innere Höfe mit Brunnen und Bogengängen, meist nach dem Meere zu geöffnet. —

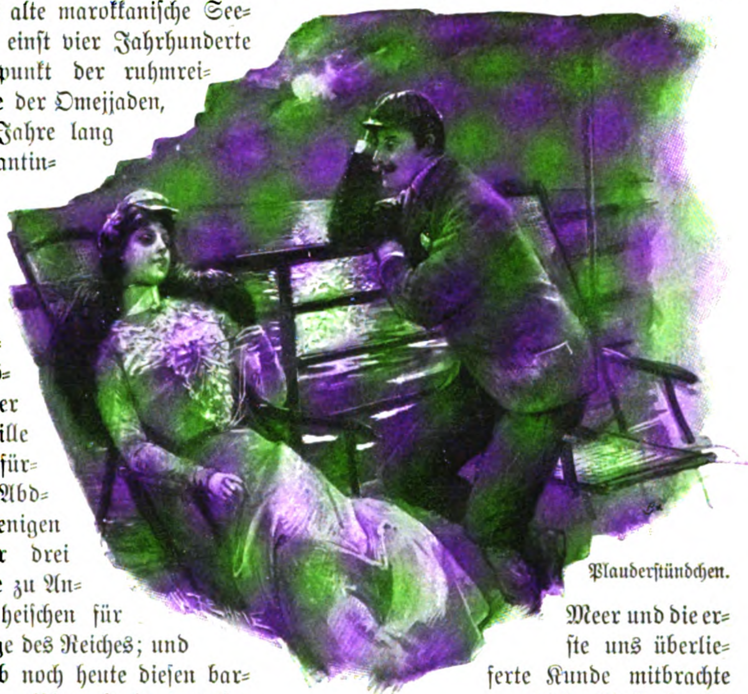
Auch der nächste Tag ging in wolkenloser Bläue auf, und Luft und Sonne ließen fühlen, daß wir uns Afrika näherten. Unser Kiel glitt heute über geschichtlichen Boden: zur Linken, zehn Seemeilen querab, liegt Kap Trafalgar, und der weit ins Land zurückspringende Meerbusen von Cadix gemahnt uns an jenen Oktobermorgen vor bald einem Jahrhundert, der in heißer, gewaltiger Seeschlacht unverwelklichen Lorbeer um die meerbeherrschende Flagge Alt-Englands wand. Dort im Süden sammelte sich die vereinigte spanisch-französische Flotte von dreiunddreißig Schiffen unter dem Admiral Villeneuve, nur mangelhaft formiert und ungünstig zu Wind und Wasser liegend — hier, auf unserem heutigen Kurse, in zwei Treffen das englische Geschwader, rechts fünfzehn Schiffe unter Collingwood auf dem „Royal Sovereign“, links zwölf Dreidecker, geführt von dem größten Seehelden Englands auf seinem Flaggschiff, Nelson auf der „Victory“! „England erwartet, daß jedermann heute seine Schuldigkeit thue,“ so lautete sein unvergeßlicher Tagesbefehl an die englische Flotte, und der ruhmgekrönte Seekönig besiegelte seinen Befehl mit dem eigenen Herzblut; auf der Schanze seines Schiffes stehend, durchbrach er in kühnem Anlauf die feindliche Schlachtreihe beim französischen Admiralsschiff „Redoutable“. Die mächtigen Linienschiffe verfingen sich hierbei mit ihrer Takelage, und ein erbitterter Kampf mit dem Entermesser und der Muskete entspann sich von Bord zu Bord. Nelson erhielt einen Schuß durch die Schulter, und in die Arme seines Flaggenkapitäns Hardy zurücksinkend, sprach er: „Es ist aus mit mir, sorgt dafür, daß die Flotte nach der Schlacht zu Anker gehe!“

Zehn französische Schiffe entkamen mit knapper Not in den schützenden Hafen von Cadix, neunzehn waren vernichtet und gesunken und vier von dem Gegner fortgeführt. England aber war für ein Jahrhundert die unbestrittene Königin der See und ehrte dankbar seinen größten Helden, indem es ihn in der Königsgruft zu Westminster beisetzte, zu seinen Häupten auf einer Erztafel

die unvergeßlichen Worte jenes letzten Tagesbefehls.

Weiter gleitet unser Schiffskiel gen Südost: dort die blaue Bergkette voraus, das ist Afrika, und in der Bucht zu Füßen des Atlas, da liegt das alte marokkanische Seeräubernest Tanger; einst vier Jahrhunderte hindurch ein Stützpunkt der ruhmreichen Maurendynastie der Omejjaden, dann zweihundert Jahre lang Brautschatz der Infantinnen von Portugal und nun seit dem siebzehnten Jahrhundert wieder maurisch. 1844 donnerten hier die Geschütze einer französischen Flotte unter dem Prinzen Joinville gegen die Kabylenfürsten Abdelkader und Abderrhaman; vor wenigen Jahren lagen hier drei deutsche Kriegsschiffe zu Anker, um Sühne zu heischen für ermordete Angehörige des Reiches; und wie tief der Seeraub noch heute diesen barbarischen Horden im Blute steckt, das beweist die unerhörte Thatsache, daß noch im Mai 1895 eine holländische Galeasse, welche bei Windstille vor der Meerenge lag, von Booten umzingelt und angegriffen wurde. Kapitän und Steuermann wurden von den Piraten im Handgemenge erschossen und die Ladung des Schiffes geraubt und an Land geschafft.

Unser Dampfer hält jetzt immer mehr östlichen Kurs; die Strömung, welche hier aus dem Atlantischen in das Mittelmeer fließt, schießt mit einer Geschwindigkeit von sechs Knoten in die Meerenge, was hauptsächlich eine Folge ist der starken Verdunstung des Wassers in diesem warmen Binnenmeer und seiner verhältnismäßig wenigen Stromzuflüsse. Die Straße verengert sich immer mehr, zur Rechten und Linken tauchen die Säulen des Herkules auf: dort der ragende Felsen von Gibraltar, hier das niedrigere Kap Céuta. Jahrtausende schauen auf den Seefahrer herab! Jene ewigen Wächter an der Schwelle zweier Erdteile und zweier Oceane erzählen uns von jener ersten phönizischen Trireme, welche um 600 v. Chr. unter der Regierung Necos II. von Ägypten in dreijähriger, schier endloser Reise um die Südspitze von Afrika herum wieder hier einlief in das heimische



Plauderstündchen.

Meer und die erste uns überlieferte Kunde mitbrachte von dieser Wasserstraße, deren Berggrenzen zwei Jahrtausende früher Melcart, der tyrische Herkules, seinen Namen gegeben hatte; sie berichten von dem Drachen des nordischen Wikings, der in wagemutiger Fahrt mit germanischen Recken ins blaue Griechenmeer zog, wo in Marmortempeln reiche Beute an schimmerndem Golde lockte. Sie nennen mit Stolz den Namen jenes Sarazenenfürsten Tarik, den der Kalif Walid von Damaskus als Eroberer nach Spanien sandte, wo er beim Betreten des Landes den Felsen „Gebel al Tarik“ taufte: das heutige „Gibraltar“. Heute schauen von dieser uneinnehmbaren Felsenfeste tausend Kanonenschlünde drohend in den Engpaß herunter, und von der höchsten Zinne flattert die englische Fahne im Winde, seit jenem 4. August des Jahres 1704, wo die Engländer unter Führung des tapferen Prinzen Georg von Hessen den Spaniern im heißen Ringen diesen meerbeherrschenden Eckpfeiler Europas abgewannen.

Wir signalisieren Namen und Heimatsort unseres Schiffes hinüber mit der Bitte, uns

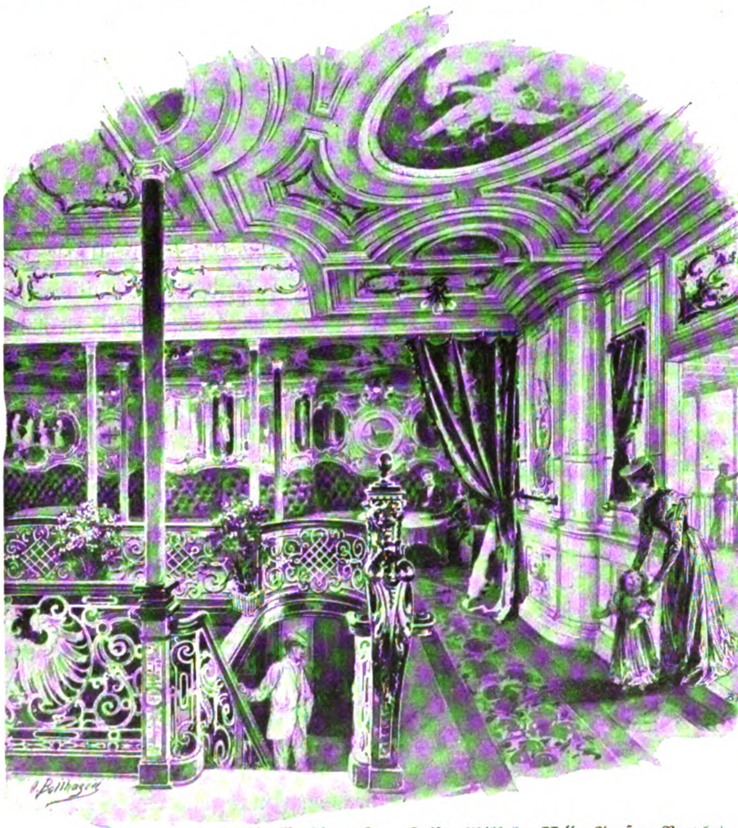
unserem Reeder zu melden, und morgen lesen es unsere Angehörigen daheim in der Zeitung, daß der Dampfer „Barbarossa“, auf der Ausreise nach Australien begriffen, um 9 Uhr 24 Min. morgens Europa-Point passiert hat.

* * *

Das gesellige Leben an Bord war jetzt immer reger und freundschaftlicher geworden; unserem kleinen Kreise vom oberen Ende der Kapitänstafel hatte sich neuerdings auch der liebenswürdige Schiffsarzt Dr. Thalfeldt angeschlossen, der infolge gänzlichen Fehlens wirklicher oder eingebildeter Kranker mit großem Eifer und vielem Geschick seinen photographischen Studien oblag und zur Freude der Passagiere manch wohlgelungenes Gruppen- oder Einzelbild zum Andenken an diese Meerfahrt schuf. Mit seinem Apparat stand er auch heute morgen neben mir oben auf dem Bootsdeck, um Gibraltar und Algeciras auf der Platte zu verewigen.

Durch das Skylight in den Damensalon hinunterblickend, sah ich Ellinor in eifriger Verhandlung mit dem Obersteward begriffen. Kurz darauf begegnete uns dieser und bat den Doktor für einen Augenblick um Gehör.

„Unser Obersteward ist in großer Verlegenheit,“ berichtete dieser mir gleich darauf, „Ihre Tischnachbarin hat ihm eben mitgeteilt, daß sie bereits seit mehreren Tagen, wahrscheinlich schon seit Antwerpen, ein Armband vermisse, das für sie unersetzlich sei. Vergeblich habe sie ihre ganze Kabine durchforscht und bitte nun, daß der Obersteward auch seinerseits Nachforschungen nach dem Verbleib des Schmuckstückes anstelle. Sie können sich denken, daß für den die Sache recht peinlich ist. Wenn auch die Gesellschaft naturgemäß den Reisenden gegenüber keine Bürgschaft gegen Diebstahl übernimmt, sondern vielmehr ganz ausdrücklich auffordert, Geld und Wertsachen dem Zahlmeister zur Verwahrung einzuhändigen, so bleibt ein solches Vorkommnis doch immer auf dem Schiffe haften, und besonders der Obersteward fühlt sich mit gewisser Berechtigung in erster Linie verantwortlich für das ihm unterstellte Personal an Stewards und Stewardessen. Wäre das Armband irgendwo in den Räumen des Schiffes oder an Deck gefunden worden, so hätte man es sicher längst abgeliefert. Ich glaube daher ebensowenig wie der Obersteward jetzt noch an die Möglichkeit einer Wiedererlangung und habe ihm deshalb geraten, den



Schnellpostdampfer „Kaiser Wilhelm II.“: Großer Vorplatz.

Kapitän sofort von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen."

Nachdenklich hatte ich zugehört; dann klopfte ich ihm begütigend auf die Schulter: „Seien Sie ganz unbesorgt, Verehrtester, und trösten Sie auch unseren vortrefflichen Obersteward! Ich werde nachher selbst einmal mit dem Kapitän sprechen und ihm ein altes bewährtes Hausmittel verraten, das ich schon oft in ähnlichen Fällen mit bestem Erfolg anwandte. Ich kann Ihnen, glaube ich, die bestimmte Versicherung geben, daß, wenn unser Schiff nicht etwa noch vor dem nächsten Hafen scheitert, Miß Green beim Betreten des Landes wieder im Besitz des vermißten Schmuckes sein wird."



Doppelschraubendampfer „Großer Kurfürst": Rauchzimmer, Steuerbordseite.

Ungläubig schüttelte der Jünger Äskulaps den Kopf: „Wie wollten Sie das machen, da bin ich doch sehr neugierig."

„Lassen Sie das meine Sorge sein, lieber Doktor. Würde ich mein Mittel im voraus verraten, dann wäre der Erfolg so gut wie unmöglich. Ich werde nur den Kapitän davon verständigen, und Sie sollen sehen, daß ich auch diesmal recht behalte!"

Wir trennten uns bald, und ich hatte noch vor dem Lunch oben in der verschwiegenen Kapitänskajüte ein langes geheimes Gespräch mit Freund Richter, das mit einem verständnisinnigen langen Händedruck und dem gegenseitigen Versprechen schloß, auf der Reede von Genua noch eine ganz eigenartige Schlußfeier zu begehen.

Allen meinen Anspielungen wußte Julius mit großer Gewandtheit zu entgehen. Vergeblich suchte ich Näheres von ihm zu erfahren über seine Beziehungen zu Ellinor. Scheinbar verkehrten beide hier an Bord lediglich im leichten Ton guter Bekannten, jedoch ohne jede nähere Vertrautheit. Beide waren stolze Naturen, von herber Eigenart, die wohl nur schwer das unter der kühlen weltgewandten Oberfläche schlagende warme Herz zeigen mochten. Ein unsichtbares Etwas stand sichtlich trennend zwischen ihnen; so lag es über ihrem ganzen Verkehr wie feiner, grauer Herbstreif.

Das iberische Meer war uns Eindringlingen zunächst nicht günstig gesonnen; schon am Nachmittag war das Barometer auffallend schnell und hoch gestiegen, der Wind war völlig eingeschlafen, und die Befürchtung des Kapitäns, daß uns Nebel bevorstehe, sollte sich bewahrheiten. Kurz vor dem Diner war es, da tauchte recht voraus eine mächtige weiße Nebelbank auf, unbeweglich, wie eine Wolke auf der See ruhend, und nach wenigen Minuten umfing uns dichter und dichter ein weißer Schleier, der jede Fernsicht raubte. Kaum eine Schiffslänge konnte der nun doppelt besetzte Ausguck auf der Back voraussehen; immer dicker wurde der Nebel, bald war selbst von der Brücke

aus weder der Flaggenstock am Heck, noch der Großtopp zu erkennen. Unsere Maschinen liefen mit möglichst kleiner Tourenzahl, gerade so viel nur, daß das Schiff dem Ruder gehorchte. Durch ein elektrisches Kontaktwerk bethätigt, ließ unsere Dampfpfeife in regelmäßigen Zwischenräumen von fünfzig zu fünfzig Sekunden ihre tiefen warnenden Töne erschallen. Hier und da antworteten bald von fern, bald ganz nahe bei uns ähnliche Stimmen anderer Fahrzeuge; Dampfpfeifen, Sirenen, Nebelhörner in den verschiedensten Tonarten durchbrachen die unheimliche weiße Nacht, in der wir gespenstergleich tastend und zaudernd unseren gefährlichen Pfad suchten.

Der Nebel ist ein gar ernster Feind des Seemanns, und zahllose furchtbare Schiffskollisionen vollziehen sich immer wieder trotz aller Vorsicht unter seinen tödlichen Fittichen. Alle internationalen Vereinbarungen und Vorschriften über langsames Fahren der Dampfer im Nebel haben daran nichts zu ändern vermocht und werden auch nicht Wandel schaffen, so lange, ganz besonders auf der nordatlantischen Fahrt, der Schnelligkeitsrekord den Kampfpreis der wetteifernden großen Linien bildet. Eine gesetzliche Vorschrift über die höchste im Nebel zulässige Fahrgeschwindigkeit giebt es bis heute noch nicht; es wird lediglich Fahrtverminderung vorgeschrieben. Und was will es bedeuten, wenn ein moderner großer Schnelldampfer seine normale Fahrtleistung von vielleicht zweiundzwanzig Knoten auf sechzehn herabsetzt! Dazu kommt der immer von neuem aufgestachelte Ehrgeiz gerade mancher ausländischen Kapitäne, schnelle Reisen zu machen, der in ganz eigenartiger Weise von ihren Gesellschaften genährt wird: wurde doch noch vor nicht allzulanger Zeit der langjährige bewährte Führer eines bekannten englischen Schnelldampfers, nachdem dieser infolge seines vorsichtigen Fahrens beim Nebel auf den New-Foundland-Bänken mehrfach sogenannte „schlechte Reisen" gemacht, mit der Begründung entlassen: „Einen Kapitän, der immer Nebel hat, können wir nicht brauchen."

Unser Mittelmeernebel hielt noch die ganze Nacht hindurch an, unaufhörlich dröhnte das warnende Rufen der Dampfpfeife hinaus, und das Bewußtsein der eigenartigen Lage, in der wir uns befanden, ließ wohl nur wenige den Schlaf finden.

Endlich am Morgen klarte es ab, endlich konnten die mächtigen Zwillingsmaschinen wieder volle Fahrt aufnehmen, und rastlos und unaufhaltsam eilte die „Barbarossa" auf nordöstlichem Kurse ihrem Ziele zu. Wir passieren die klippigen Eilande der Balearen, welche einst König Jakob von Aragon dem spanischen Scepter unterwarf; wie ein rätselhaftes Gebilde aus dem Morgenland, einer ungeheuren Sphinx gleichend, grüßt uns Ibiza mit dem malerischen hohen Turm von San Antonio. Und als wir Dragonera-Feuer quer hatten und Dunkel sich wiederum über die weite Meeresflut senkte, da umfing uns die afrikanische Nacht mit ihrem ganzen Zauber. Weit im Norden, mit nur zwei Sternen noch über dem Horizont sichtbar, lag unser heimisches Sternbild, der große Bär. Aber der südliche Sternhimmel glänzte in weit hellerer Pracht, und die leuchtenden Welten über uns schienen weit größer und näher, gleichsam körperlich und greifbar vom dunklen Firmament herniederhangend.

Fahles, grünliches Licht, wie Büschel elektrischer Strahlen, tanzt auf Toppen und Raahnocken, huscht hin über die schweren Rüstanker vorn auf der Back zum Knopf des Flaggenstocks und klimmt empor über Falls und Wanten. Jetzt glimmen auch schon auf der Brücke, auf dem Steuerhaus und den Steven der Rettungsboote drüben grünliche Flämmchen und Lichter auf: die ganze Atmosphäre ist erfüllt mit Elektricität, und das geisterhafte St. Elms-Feuer mutet gar seltsam und märchenhaft an. Unwillkürlich gedenken wir jener nächtlichen Begegnung mit dem La Plata-Fahrer auf der Höhe von Kap Vincent — und während wir noch sinnen, siehe, da beginnen schon dort draußen die Schaumkronen der köpfenden See von innen heraus zu leuchten und zu glühen; bald wogt und brodelt auch die schäumende Bugwelle und das wirbelnde Kielwasser wie eitel flüssiges Gold, jede zerstiebende Welle zischt empor in grünlichem Phosphor, und dort, wo neben dem Schiff unsere treuen Begleiter, die Delphine, ihr neckisches Spiel treiben, sprüht jedesmal ein

funkelnde Flammengarbe auf, wenn sie den Fischleib über die Flut schnellen.

Verzückt und versunken stehen wir an der Reeling. Unsagbar bestrickend und traumschön zieht der Feuerzauber der See durch unsere Seele, und was die See in Frieden und Groll, in tagesheller Majestät noch nicht von unseren Herzen gewonnen, das wird ihr heute zu eigen in stiller leuchtender Zaubernacht!

Wem die See so ihr Lied sang, wer die schimmernden Brautnächte der Töchter des Nereus schauen durfte in heiliger Schönheit, wem der seltsame leise Harfenton aus der rätselhaften Tiefe und die süßen, lockenden Stimmen der weißen Nixen dort drunten im purpurnen Palaste Leukotheas sehnend das Herz schwellten, der ist dem Meere für ewig verfallen! Seiner Seele Tiefe birgt nun für ewig den Abglanz jenes Wunders wie ein köstliches Kleinod; wenn er daheim wieder ruht im festen Hause auf trautem Lager, dann klingt wohl in seine Träume hinein, wie von fernher, heimliches Rauschen der See, und der winterliche Sturm, der von Norden über die kahle Heide welke Blätter und dürres Gezweig an sein Fenster wirft, der grüßt den Schläfer dort drinnen von brandenden Brechern auf hoher atlantischer See und von dem Schiffer, mit dem er einst am Großmast gestanden in tosendem Orkan. — —

So war denn heute der letzte Tag unserer Fahrt herangekommen; gestern hatten wir den Golf von Lyon gekreuzt und vor den Hyerischen Inseln die Trikolore eines französischen Panzers salutiert, welcher dort Scharfschießübungen nach schwimmenden Scheiben abhielt. Während der Nacht grüßten uns von den hohen Ufern der Ponente die Lichterreihen von Nizza, Bordighera und San Remo. Als wir heute früh an Deck kamen, zeigte sich bereits die langhin nach Südost verlaufende Küste der Levante, und vor uns in weitem Bogen spannt sich nun der Busen von Genua, im Sonnenlicht weiß umkränzt von dem Marmor seiner Paläste: von der Mole löst sich bereits das niedrige grüne Lotsenfahrzeug, unsere Fahrt geht zu Ende, und bald ertönt für unser Ohr zum letztenmal das Kommando: „Klar bei Ketten und Anker — fallen Anker!"

Die Abschiedsstimmung, die gestern abend bei Beginn des Diners mehrfach aufsteigen wollte, war in glücklichster Weise von dem liebenswürdigen Kapitän und dem trefflichen Obersteward beseitigt durch ein besonders erlesenes Menu und ein nicht minder geschickt zusammengestelltes heiteres Konzertprogramm. Schon beim zweiten Gange war uns auf höheren Wink goldig perlender Lloyd-Sekt in schimmerndem Krystall serviert, und immer aufs neue leerten und füllten sich die Becher, wenn wir in Dank und Freundschaft des Kapitäns und des Schiffes, der unvergeßlich schönen Fahrt und unserer freundschaftlichen Beziehungen zueinander gedachten. Auf den stolzen Zügen meiner Nachbarin lag unverkennbar weicherer Liebreiz als sonst, und um die frischen roten, sonst so herben Lippen spielte heute ein wehmütiger Zug. Auch der forcierte Humor meines Freundes Wittich drüben hatte etwas Künstliches an sich, seine scheinbar so frohe Laune kam nicht von Herzen, auch über seine hohe Stirn zog es hin und wieder, vielleicht nur mir und noch einer sichtbar, wie leichter, trüber Schatten. Als wir uns trennten zu später Stunde, blieb er noch auf, und als ich, lange noch wachend, in meiner Koje lag, kam es mir mehrfach vor, als ob ich durch die schmalen Ritzen meiner Fensterjalousie ein hochgewachsenes, schlankes Paar im Mondschein vorbeiwandeln sah: liebe Gestalten. In voller Hoffnung harrte ich dem nächsten Tage entgegen.

Die Damen waren in ihren Kabinen, wohl mit dem letzten Packen beschäftigt; Julius, schweigsamer als je und tiefernst, stand neben mir an Backbordseite der Brücke. Gespannt blickten wir dem kleinen Pilotdampfer entgegen. Außer dem italienischen Seelotsen pflegt ein Vertreter der Lloyd-Agentur mit der europäischen Post für den Dampfer an Bord zu kommen. So auch heute; gewandt enterten die beiden Männer auf, der Lotse übernahm das Ruderkommando, um die „Barbarossa" in weit nach Südost ausholendem Bogen um die Spitze des Molo Galliera herum zu führen; wir anderen folgten dem Agenten in den ersten Salon, um die ersten bei der Verteilung der eingehenden Post durch den Obersteward zu sein. Kaum hatte der Vielgewandte mir

selbst einige Briefe und Telegramme behändigt, mit denen ich mich abseits hinter einer deckstützenden Säule zur Beobachtung alles weiteren niedergelassen, als er plötzlich rief: „Herr Hauptmann Wittich, ein kleines Paket!“

Langsam und gleichgültig streckte Julius die Hand aus, um das unscheinbare dünne Paket in grobem grauem Packpapier zu empfangen; zurücktretend, riß er achtlos und ohne Augenmerk auf den halbverwischten Abgangsstempel die Hüllen herunter, um darin einen kaum handbreiten weißen Pappkarton zu finden. Offenbar neugierig geworden, trat er nun an das nächste Bulleye heran, um den Inhalt zu prüfen — ich wandte kein Auge von ihm. Nun hob er den Deckel und entnahm dem Kästchen etwas Watte, dann einen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand von runder Form — sein Zeigefinger und Daumen lüfteten vorsichtig diese letzte Hülle — da fuhr er jäh zusammen, schaute noch einmal wie zweifelnd auf das verhüllte Etwas, knitterte dann scheu und hastig das Papier wieder zusammen und schob den Gegenstand in seine Tasche; dabei flatterte aus der achtlos umgedrehten Schachtel ein Papierblatt zu Boden — hastig bückte er sich, um es aufzuheben, las — um im selben Augenblick zu erblassen und im nächsten tief zu erröten. Zerknittert entsank der Papierstreifen seiner Hand, und stumm, ohne Gruß verließ er den Raum.

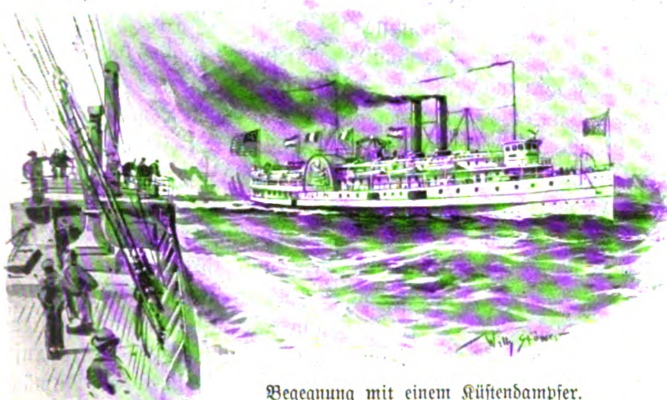
Auch der Obersteward, der mittlerweile die Eingänge sortiert hatte, schien den merkwürdigen Vorgang beobachtet zu haben. Die zu Boden gefallenen Papier- und Papphülsen aufsammelnd, entdeckte auch er das beschriebene Blättchen und warf einen Blick darauf, um ebenfalls sofort ein höchst erstauntes Gesicht zu machen. Ich trat auf ihn zu. Ganz aufgeregt strich er mit dem



Sanitätsoffizier an Bord gehend.

Finger den Papierfetzen glatt und sagte mit halblauter Stimme: „Hören Sie nur, Herr Baron, so etwas hätte ich doch nicht für möglich gehalten! Ihr Freund hat eben dies Paketchen empfangen, hier ausgepackt und diesen Zettel daraus fortgeworfen. Hier steht, offenbar mit verstellter Handschrift, geschrieben:

„Was Ellinor Green auf der Höhe von Wielingen-Feuer unbewußt verlor, sendet


Begegnung mit einem Küstendampfer.

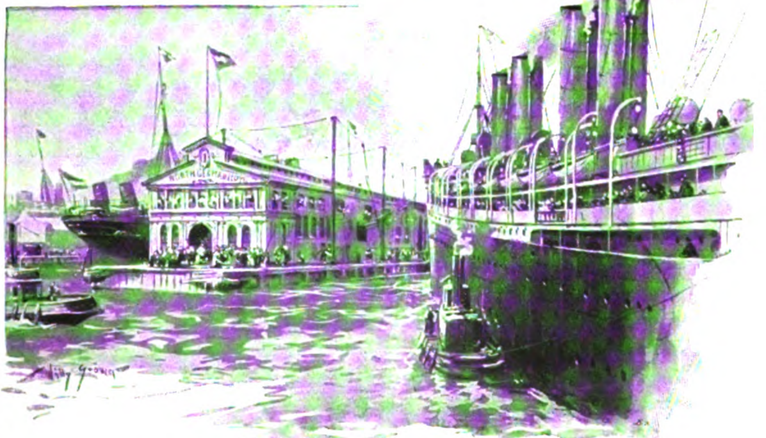
der Finder dem ersten Besitzer hiermit zurück. Auch er kennt Sinn und Geheimnis des Amuletts und befiehlt, daß seine Zauberkraft zum zweitenmal die erste Beute binde. Solen staar op.“

Kopfschüttelnd hatte der Brave zu Ende gelesen: „Begreifen Sie das?“

Lächelnd klopfte ich ihm auf die Schulter: „Warten Sie noch ein kleines Weilchen, lieber Obersteward, dann werden Sie ein Wunder erleben; aber wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, dann richten Sie sich trotz der Morgenstunde darauf ein, daß viel kalter Sekt und Champagnerbecher klar stehen!“

Als wir nach vierzig Minuten in dem weiten herrlichen Innenhafen zu Anker gingen inmitten eines Gewühles von Schiffen und Seglern aus allen Häfen der Welt, als uns lachend Genova la superba grüßte mit ihrem lichten farbenfrohen südlichen Leben, blauer tyrrhenischer Himmel über uns und weiße schneeige Alpenwipfel im tiefen Hintergrund dieses majestätischen Panoramas — da sprangen droben im Zimmer des Kapitäns die Champagnerpfropfen mit lautem, fröhlichem Knall zur Decke empor. Warmer, goldiger Sonnenglanz flutete auch hier drinnen durch das Gemach, wohl heißer und glückhafter als das Sonnengold dort draußen auf den glitzernden Wellen und schimmernden Marmorpalästen. Wir alle, die wir uns lieb gewonnen auf dieser einzig schönen Fahrt unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd, waren noch einmal beieinander, noch einmal klangen die Gläser zusammen, in denen der perlende Rebensaft schäumte wie flüssiges Gold. Hell scholl das Klirren der Gläser, wie so oft auf unserer Fahrt und doch heute in ganz neuer sieghafter Harmonie: Julius und Ellinor standen dort nebeneinander, ihre linke Hand, um deren Gelenk sich wieder wie einst der nordische Talisman schlang, ruhte auf seiner Schulter; tiefer Purpur flammte über ihre zarten Wangen und Züge, ihre dunklen Augen zeigten verräterisches Leuchten. Der schöne Julius aber war wieder ganz der Alte; sonnig und sieghaft wie immer, stolze Freude auf dem männlichen Antlitz, blickte er die Geliebte an, die er nun sich für immer errungen hatte.

„Das ist das Schönste und Herrlichste, was mir


New-York-Hoboken: Einlaufen in den Pier des „Norddeutschen Lloyd“.

das Meer beschieden auf dieser Fahrt unter Ihrer Flagge, Herr Kapitän — nie, niemals in unserem Leben werden wir beide Ihrer und der ‚Barbarossa‘ vergessen in unseren Herzen, und wenn Sie heimgekehrt sind aus der fernen Südsee, dann sehen wir uns wieder beim hochzeitlichen Mahl, und unsere Hochzeitsreise machen wir dann unter Ihrer Führung hinüber nach Ellinors Heimat, diesmal dann wohl dreitausend Meilen, in Glück und Liebe, unter der Flagge des Norddeutschen Lloyd!“

* * *

Dankerfülltes Erinnern zieht auch heute durch meine Brust, wenn ich jener Tage gedenke, da ich fahren durfte auf blauem Wasser.

Wie das gewaltige, länderumflutende Meer in ewigem Gleichmaß Ebbe und Flut, als den Atemzug völkerverbindenden Lebens, an die Gestade beider Halbkugeln rollt, wie der leuchtende Wagen des Sonnengottes in schimmernder Herrlichkeit Tag um Tag seine strahlende Bahn über die rauschende See zieht, so tragen heute in stolzer Fahrt ragende Dampfer des Norddeutschen Lloyd ihre Masten aus deutschem Stahl in unablässiger Folge nach fernsten Gestaden; und wenn diese mächtigen Schiffe draußen auf weiter Erde neidvolle Bewunderung und ehrfürchtiges Staunen bei fremden Völkern erzwingen, so sollen sie daheim im deutschen Volke kräftiges Nationalbewußtsein wecken und stärken. Das ist der hohe ideale Beruf des Kauffahrers, der das Band des heimischen Handels um die Welt schlingt, mit den Erzeugnissen der Arbeit seines Volkes auch ihre Herzen hinauszuführen auf die hohe See, kühnen Sinn und mannhafte Wikingsart groß zu ziehen in ihrer Seele und ihrem geistigen Auge das erhabene Ziel zu weisen, das im Morgenrot des anbrechenden Jahrhunderts das junge kaiserliche Deutschland aufs Meer ruft!

So walte denn die Hand des Allmächtigen allezeit, heute und in kommenden Tagen, gnädig über den Schiffen des Norddeutschen Lloyd; schützend und schirmend, ob Sturm, ob Sonnenschein, halte er seine Hand über der strahlenden weißen Flagge mit dem Schlüssel und Anker, auf daß dieses erhabene Symbol siegreich und sicher sich Handel und Wandel des Erdballs erobere, fort und fort bleibend, was es war und ist:

Der Markstein hansischer Größe — das Fundament deutschen Handels — das Wahrzeichen seegewaltigen germanischen Kaisertums im neuen Jahrhundert: „Navigare necesse est — quia vivere!“





Thomas Babington Macaulay.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Von

Georg Stamper.

(Nachdruck ist untersagt.)

„Geschichte," so heißt es zu Beginn von Macaulays Essay über Hallams Verfassungsgeschichte,* „ist, zum wenigsten in idealer Vollendung gedacht, eine Verknüpfung von Poesie und Philosophie. Sie vermittelt unserem Geiste die allgemeinen Wahrheiten durch das Mittel einer lebendigen Darstellung besonderer Charaktere und Ereignisse. Allein niemals haben, soweit bekannt, diese zwei feindlichen Elemente sich gegenseitig völlig durchdringen können, und in der Gegenwart hat man sie gänzlich und bewußt voneinander geschieden. Gute Geschichtsdarstellungen besitzen wir deshalb nicht, wir kennen gute historische Romane und gute historische Essays."

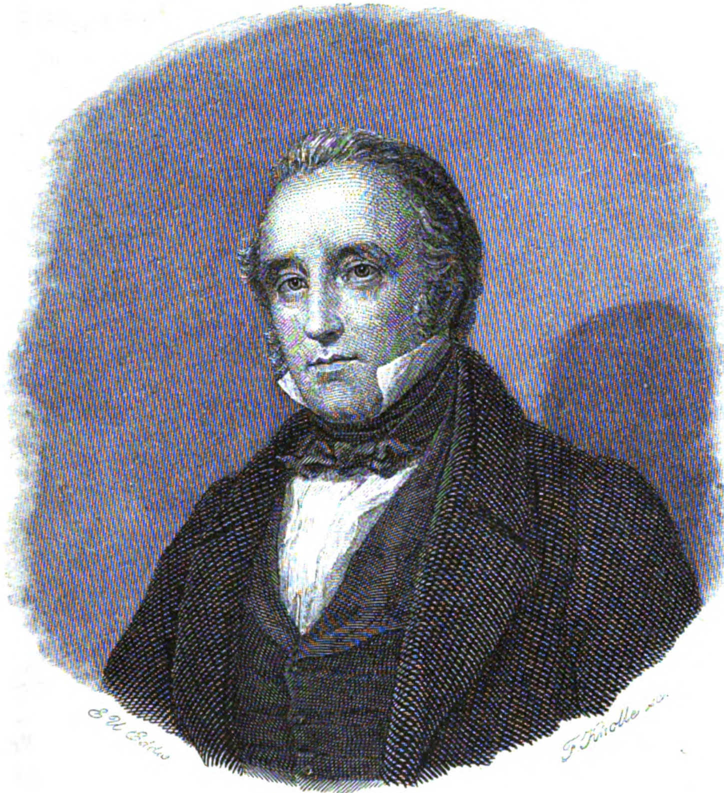
Es war der Traum des jugendlichen Ehrgeizes in Macaulay, und der gereifte Mann widmete seiner Erfüllung die ernsteste Arbeit, jene Vereinigung der beiden feindlichen Elemente in seinem Lebenswerke zu vollbringen. Und wahrlich, zur Durchführung solcher Aufgabe bedurfte es einer Persönlichkeit von ungewöhnlicher Bedeutung und von ganz specifischer Begabung, deren Studium, von welcher Seite her immer unternommen, stets von neuem anziehend ist und bei der eigentümlichen Organisation von Macaulays Wesen als Mensch und Schriftsteller auch reichen Gewinn psychologischer Erkenntnis gewährt. Nehmen wir die fascinierende Wirkung hinzu, die er mit seinen Schriften auf seine Zeitgenossen in seiner Heimat nicht minder als namentlich in Deutschland auf die Generation nach 1848 ausübte und deren Eindruck zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts kaum verblaßt ist, so erscheint es gerechtfertigt, wenn wir heute, wo uns ein Jahrhundert von seinem Geburtstag trennt, uns fragen: Wie ist Macaulay zu der außerordentlichen Erscheinung in der Weltlitteratur geworden, als die er sich, trotz scharfer Kritik, die seiner Art als Geschichtschreiber und seinem Werke im ganzen wie im einzelnen reichlich und gewiß mit Recht zu teil ward, heute noch achtunggebietend darstellt? Die Antwort auf diese Frage zu finden wird uns erleichtet dadurch, daß wir in einem Denkmal ersten Ranges, dem Geschichtschreiber von dessen Neffen Sir George Otto Trevelyan gewidmet, gleichsam den Schlüssel besitzen für eine erschöpfende Beurteilung dieses Mannes von seltener Vielseitigkeit und dabei einziger Einheitlichkeit des Denkens und Schaffens. Kaum jemals konnte ein Historiker einen besseren Biographen finden. Im Besitze gediegener Bildung und litterarischer Begabung, ein ausgezeichneter Kenner moderner englischer Geschichte, hatte der hervorragende liberale Staatsmann, als der Trevelyan bekannt geworden, den gesamten litterarischen Nachlaß

* Der Darstellung dient außer den Schriften Macaulays zur Grundlage: George Otto Trevelyan: The Life and Letters of Lord Macaulay in 2 vols., London 1876. J. Cotter Morison: Macaulay (English men of Letters), London 1882, und Rankes Englische Geschichte.

des Oheims, dessen gewaltige Bibliothek, seine umfangreichen, höchst wertvollen Aufzeichnungen und Tagebücher für seine Arbeit zur Verfügung. Aus täglichem Verkehr von Jugend auf vermochte er unmittelbar zu künden von der gewaltigen Persönlichkeit. Tausende jener blitzartig schnell hingeworfenen und mit weitherziger Freigebigkeit nach allen Richtungen hin gespendeten Briefe bieten einen erwünschten Einblick in des Verfassers Wesen. War er der Welt bekannt als hervorragend in seinen Unternehmungen, als Essayist, Redner, Geschichtschreiber, Dichter, Politiker und Gesetzgeber, so zeigt uns der Neffe den edlen, sittlich schönen Charakter des Menschen in voller Lebendigkeit.

Der Ursprung von Macaulays Familie leitet uns hinauf nach Schottland. Auf Tiree und Coll, einer Inselgruppe an Schottlands Westküste, treffen wir in den Tagen der Königin Anna den Urgroßvater unseres Geschichtschreibers Aulay Macaulay als Prediger, auch sein Sohn erwählt den Beruf des Seelsorgers. Altschottische Lebensstrenge und Religiosität im Bunde mit bürgerlicher Tüchtigkeit ist die von Generation zu Generation in der Macaulayschen Familie fortwirkende Überlieferung; eine Verknüpfung, die seit den Tagen von John Knox und seit den Stürmen der großen Rebellion des siebzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag für den schottischen Nationalcharakter als typisch zu bezeichnen ist und zu dessen glänzendsten Eigenschaften zählt. In seiner aufsteigenden Amtslaufbahn gelangte Macaulays Großvater als Prediger nach Cardroß, an der Mündung des Clyde. Aus seiner zahlreichen Kinderschar kommt dem Vater des Geschichtschreibers Zachary Macaulay eine besondere Beachtung zu. Ein Sechzehnjähriger, schon 1784 von einer schottischen Firma als Buchhalter einer Gutsverwaltung nach Jamaika geschickt, rückte er bald zum geschäftlichen Leiter der Unternehmung auf. Die westindischen Erfahrungen wurden für sein ganzes Leben entscheidend. Seine Gaben und seine ungewöhnliche Thatkraft stellten seinem Geist große Ziele. Durch unablässige Beobachtung und jahrelanges Denken gelangt er zu der festen, sein ganzes Leben durchdringenden Überzeugung, die Sklaverei als Quelle alles Bösen und Unsittlichen müsse verschwinden, und hält sich von höherer Gewalt dazu berufen, diese Wurzel des Unheils abzugraben. Begnügt er sich vorerst, „den bitteren Kelch der Sklaverei seinen Mitmenschen so schmackhaft wie möglich zu machen“, so erkennt er die Unmöglichkeit einer Vermittelung zwischen gut und böse bald und beschließt, mit aller Thatkraft auf die Beseitigung der verhaßten Einrichtung zu dringen. Er schlägt glänzende Anerbietungen der westindischen Sklavenbarone aus und kehrt zum Erstaunen seines Vaters nach Schottland zurück. In jenen Tagen hatten uneigennützige Patrioten, Wilberforce und Henry Thornton, die englische Nation auf die schreienden Mißbräuche hingewiesen, die mit der Sklaverei verbunden waren, und eine für die Abschaffung dieser Einrichtung thätige Gesellschaft beauftragte Zachary Macaulay mit der Kolonisierung freigewordener Sklaven an der Küste von Sierra Leone, die er mit Geschick durchführte. Deshalb ward er 1799 zum Sekretär der Gesellschaft ernannt. Er vermählte sich mit Selina Mills, einer Tochter frommer Protestanten mit heiterem Temperament, und der am 25. Oktober 1800 an Sankt Crispins Tage oder, wie er selbst zu sagen liebte, am Jahrestage der Schlacht von Azincourt in Rothley-Temple in Leicestershire geborene Historiker ist das älteste Kind dieser Ehe.

Gegen Ende 1800 siedelte seine Mutter mit ihm nach London über. London wurde der Schauplatz seiner Jugend, er ist durch und durch ein Londoner Kind, und da er den Eindrücken seiner ersten Kindheit sein ganzes Leben hindurch unterworfen geblieben, so hat das Gewoge der City mit ihrem Gassenknäuel ihn stets bei weitem mehr angezogen als die Parks und die anmutvollen Umgebungen der britischen Hauptstadt. Auf einem winzigen Hofe, in der Nähe der elterlichen Wohnung, in „Drapers Garten“ hat der Kleine sich im Freien getummelt. Im dritten Lebensjahre zog Macaulay mit seinen Eltern nach Clapham, das damals noch nicht dicht bewohnt war. Diese Wohnung in der Vorstadt bot der Entwickelung des Knaben unleugbare Vorteile. Er lernte sehr rasch, und seit seinem dritten Lebensjahre las er unaufhörlich. Schon im zartesten



Alter zeigte sich bei ihm ein ganz außergewöhnliches Gedächtnis für Thatsachen. Wenngleich fast alle großen Geschichtschreiber ein sehr starkes Gedächtnis besessen haben, so dürfte kaum einer über die ungemein zähe und treue Erinnerungskraft verfügt haben, die Macaulay sein eigen nannte und die später das Erstaunen aller seiner Zeitgenossen erregt hat.

Als fünfjähriger Knabe kam er in die Schule eines Mr. Greaves. Der langsam vorrückende Schulunterricht war ihm zuwider, er suchte auf alle mögliche Art sich wenigstens den Nachmittag Befreiung davon zu verschaffen; zudem lenkte seine Gewohnheit, das Gelesene während der geringen Zeit, in der er nicht las, im Gedächtnis oder mündlich zu reproduzieren, vom Lehrvortrage ab. Der Siebenjährige empfand schon das Bedürfnis, die Summe von Kenntnissen, die in seiner Vorstellung lebendig war, durch Niederschreiben sich gleichsam zu objektivieren, er begann ein Kompendium der Weltgeschichte, schrieb mit acht Jahren einen Traktat für die Bekehrung der Eingeborenen von Malabar zum Christentum, er lernte Scotts Lay und Marmion auswendig und versuchte sich selbst in der Komposition von Hymnen. Eine harmonische, ungestörte Entwickelung seiner Fähigkeiten wurde durch das innere wie durch das äußere Glück der Familie dem Heranwachsenden gewährt. Seit 1812 besuchte Macaulay dann die berühmte Schule des Mr. Preston in Litle Shelford bei Cambridge, wo er fünf Jahre blieb. Den Spielen abgeneigt, war er doch der Liebling aller seiner Mitschüler und genoß seltene Achtung bei seinen Lehrern. Hier hat Macaulay den Grund gelegt zu seiner Kenntnis der großen Litteraturen der Hauptkulturnationen. Unter Vernachlässigung der Mathematik und der exakten Wissenschaften verschlang er in seinen Mußestunden die griechischen, römischen, französischen und englischen Klassiker; unsere deutsche Dichtung war damals noch kaum über den Kanal gedrun-

gen. Miltons „Paradise Lost“ und John Bunyans leidenschaftliches, in der Sprache der Bibel gedichtetes Volksbuch „The Pilgrim's Progress“ kannte er auswendig, und seine gesprächige, offene Art bildete das Entzücken seiner Geschwister. Die erste gedruckte Arbeit von Macaulay ist eine Verteidigung der Novellen Fieldings und Smolletts, die sein Vater im „Christian Observer“ veröffentlichte.

Die Fähigkeiten des Jünglings fanden seit Oktober 1818 im Trinity-College in Cambridge weitere Ausbildung. Nach alter englischer Sitte lag der Schwerpunkt des Universitätsstudiums in den einzelnen Colleges an den Universitäten in der von dem sogenannten Tutor, einem zum Unterricht ausgebildeten Privatlehrer, den Studenten gegebenen dauernden Unterweisung, und neben Preisen in Geld und Medaillen winkte nach bestandener Prüfung als Hauptpreis eine Fellowship, die ein festes Jahreseinkommen von zweihundert bis dreihundert Pfund Sterling bedeutete und sieben Jahre andauerte, aber durch Verheiratung des Inhabers erlosch. Im Oktober 1821 gewann Macaulay für eine lateinische Deklamation eine Scholarship, nachdem er schon 1819 den Preis für ein englisches Gedicht über Pompeji errungen und ihn 1821 für ein zweites Preisgedicht: „On Evening“ wiederum erhalten hatte. Ein Versuch über den Charakter König Wilhelms III., in dem sein Stil schon deutlich erkennbar ist, brachte ihm einen Jahrespreis, und nach sechsjährigem Studium am 1. Oktober 1824 wurde er zum „Fellow“ des Trinity-College gewählt.

Die ernste Arbeit, die von seiten der seinem Vater vertrauten Führer der Antisklavereibewegung zur Förderung ihrer Ziele geleistet wurde, mußte das Verständnis des Jünglings, dessen lebhaftes Interesse schon längst sich der englischen Geschichte, Politik und Gesetzgebung zugewandt hatte, für politische Fragen bedeutsam fördern. Durch Familientradition war die Anschauung Zachary Macaulays durchaus konservativ; was Wunder, daß der junge Thomas, der seinen zweiten Namen Babington von dem Schwager und Gesinnungsgenossen seines Vaters trug, gleichfalls in dem politischen Gedankenkreise eines Tory sich bewegte. War dem Vater längst die schmerzliche Erfahrung geworden, wie wenig von Pitts Anhängern für die Abschaffung der Sklaverei zu erreichen gewesen war, — die Tradition war mächtig genug, den Sohn noch lange beim Torysmus zu halten. Bezog er die Hochschule noch als ein durchaus konservativ Denkender, so bewirkte der Einfluß seiner Kameraden, des Lord Grey, des radikal denkenden Austin und Praeds, seine politische Umkehr, wozu auch die Wirkungen jener unheilvollen Reaktion hinzukamen, die seit etwa 1790 das politische und sociale Leben Englands beherrschte und die dem hellen Auge und dem politisch scharfen Denken eines Macaulay nicht zu entgehen vermochte. Als Whig verließ er die Hochschule von Cambridge.

Während seiner Studienzeit war ein ungünstiger Umschwung in den Vermögensverhältnissen seines Vaters durch geschäftliche Verluste eingetreten, und es ist rührend, wie der Sohn diese doch tief in seine künftige Laufbahn einschneidende Wendung aufnimmt. Er nahm 1823 einige Schüler an, siedelte aber kurze Zeit darauf nach London über, um bis 1829 in Great-Ormond-Street gemeinsam mit Eltern und Geschwistern zu leben, von da ab in 8. South-Square, Gray's Inn sich der fast ununterbrochenen Arbeit des Schriftstellers und Politikers zu widmen.

Schon beim Abgang von der Hochschule fest entschlossen, die Politik und Schriftstellerei zu wählen, schrieb er in Knights Quarterly Magazine 1823 gegen die Sklaverei; ließ sich 1826 zwar als Advokat einschreiben, doch ohne je die Praxis auszuüben. Seine Neigung galt durchaus der Litteratur. Die litterarische Arbeit hat ihm als solche stets einen reinen Genuß gewährt.

Einer Aufforderung, die von der Edinburgh Review an ihn erging, beschloß er Folge zu geben. Diese berühmte Zeitschrift, die seit dem Jahre 1802 dem Aufsteigen der liberalen Sache mit Aufopferung gedient, hatte gegen die Mitte der zwanziger Jahre ihren Höhepunkt erreicht und sich einen weder vorher noch nachher von einer Zeitschrift erreichten politischen, socialen und litterarischen Einfluß errungen. Einem Autor, der in ihren Spalten schrieb, öffnete sich die glänzendste Laufbahn, und doch sah

sich ihr Herausgeber, der ausgezeichnete Kritiker Jeffrey, nach neuen Kräften um und wandte sich, da die Jugend in der schottischen Hauptstadt meist toryistisch gesinnt war, nach London. Macaulay schrieb für diese Revue im August 1825 seinen Essay über Milton, den er an die Besprechung einer kurz zuvor aufgefundenen Schrift des Dichters knüpfte. Dieser Essay hat in der Geschichte englischer Prosa Epoche gemacht. Seine Wirkung war zündend. Wie Lord Byron nach dem Erscheinen des „Childe Harold“ konnte der Verfasser von sich sagen: „Eines Morgens beim Erwachen war ich berühmt.“ Selbst die widerstrebendsten Kritiker mußten sich gestehen: hier trat eine neue, unerwartet starke und durchdringende litterarische Kraft auf den Plan. Alle die Vorzüge, die des Meisters Darstellung so unvergleichlich machen, erscheinen dem Leser oder Hörer — denn es geht ein rhetorischer Zug durch den Text, der beim Hören darum fast noch mehr wirkt als beim Lesen — hier schon als deutlich ausgeprägt. Zu der vollkommenen, bis ins einzelne und kleinste vordringenden souveränen Beherrschung des Stoffes gesellt sich die eigentliche Kraft des historischen Künstlers, die in der plastischen Vergegenwärtigung der Vergangenheit ihr Höchstes leistet, schärfste charakteristische Zeichnung der leitenden Persönlichkeiten und jene farbenreiche Palette, mit der eines Rubens vergleichbar, auf der aus dem weltgeschichtlichen Überblick, den der Autor besitzt, sich die Töne mischen, in die jene treffenden geschichtlichen Parallelen stimmungssicher getaucht sind. Meisterhafte Disposition, eine glänzende, an die besten französischen Muster erinnernde Sprachform, scharf geprägte Gedanken und Sentenzen, alles durchweht von einem temperamentvoll liberalen Geiste, erklären den entscheidenden Erfolg des jungen Mannes, der mit seiner glücklichen Hand der Edinburgh Review einen noch erhöhten Einfluß schuf, damit eintrat in den Kreis der für die kommende Generation verheißungsvollen Jugend und der nunmehr, in die Londoner Gesellschaft eingeführt, Gelegenheit fand, diese selbst nach jeder Richtung hin zu studieren.

Schmeichelei und Verhätschelung konnten einen Charakter wie den Macaulays nicht berühren. Er hatte festbegründete moralische Grundsätze und strebte danach, diejenigen Mängel, die ihm gerügt wurden, zu beseitigen.

Insbesondere wurde ihm neben seinem rhetorischen Zuge eine damit verbundene Breite des Stils und eine Vorliebe für die Helden vorgehalten, die er sich gleichsam selbst in ihrem Wesen geschaffen. Ein unablässiges Studium, angeregt durch das reiche wissenschaftliche und künstlerische Leben der Hauptstadt, erhöhte ihm die Fähigkeit, die Vergangenheit in sicheren Zusammenhang mit der Gegenwart zu setzen, so daß seine Darstellungen unmittelbar vom Leben der Stunde durchpulst sind. In seinem Geiste lagen Schätze historischer Kenntnis wie in einem Schachte, in den der Besitzer nur hinabzusteigen braucht, um sie ans Licht zu fördern.

In rascher Arbeit entwirft er nun seine Essays über Macchiavelli und über die Verfassungsgeschichte Englands von Hallam. Zeigt der erstere eine Tiefe historischer Einsicht in das Leben der Zeit, da der ungestüm die Realität derb anfassende große Florentiner als Diplomat und politischer Schriftsteller wirkte, und dazu eine im politischen Leben des England jener Tage unbekannte Unbefangenheit, so giebt sich der durch strenge Beweisführung ausgezeichnete Artikel über Hallam als ein populäres Kompendium der whiggistischen Principien, in stürmischem Angriff auf die Toryauffassung englischer Entwickelung, vielleicht ein wenig über die Anschauungen der damaligen Whigs hinausgehend. Die geistvolle, gerechte Würdigung, die im Milton-Essay Cromwells Charakter gewidmet ist, zeichnete für Carlyles Lebensbild des großen Puritaners die Umrisse. Diese Arbeiten lassen mit verfeinertem Stil auch höhere Urteilsreife erkennen.

Mit Vorliebe folgte das Publikum den Fortschritten seines Lieblings, und schnell waren die Nummern der Edinburgh Review vergriffen, in denen Macaulay das Wort nahm. Sein Schriftstellerhonorar brachte ihm jetzt etwa fünfhundertfünfzig Pfund Sterling jährlich; und als guter Sohn und Bruder fühlte er sich verpflichtet, die ungünstige Lage, in die seine Familie durch den Rückgang der väterlichen Geschäfte geraten war, wieder zu beseitigen. Seit 1828

zum Kommissar am Konkursgericht ernannt, hat er den größten Teil seines nun auf tausend Pfund Sterling gestiegenen Jahreseinkommens für die Seinigen verwendet. Seinen jüngeren Geschwistern, die ihn zärtlich liebten, las er, stets zu übersprudelnder Mitteilsamkeit geneigt, seine Arbeiten vor dem Drucke vor und änderte häufig an Stellen, die seinen jugendlichen Kritikern mißfielen. Diesem Umstande, sowie der Vorliebe seines Verkehrs mit jungen Leuten und Kindern wird von seiner Schwester Margaret zum Teil die Leichtigkeit und Krystallklarheit seines Stils zugeschrieben.

Die Entwickelung Macaulays schritt nun einem Wendepunkte zu, der für dessen ganzes ferneres Leben von allergrößter Bedeutung geworden ist. Im Februar 1830 lud Lord Lansdowne den jungen Politiker ein, bei einer Nachwahl zum Parlament in Wiltshire, wo er bedeutenden Einfluß besaß, als Kandidat aufzutreten. Die Wahl erfolgte, und der Eintritt ins Parlament brachte dem neuen Mitgliede, das eifrig seine Pflichten im Unterhause erfüllte, vermehrte Arbeit; er trat für die Judenemancipation mit guten Gründen ein, und als nach der Auflösung des Parlaments, die der durch den Tod Georgs IV. erfolgte Thronwechsel nach sich zog, die Julirevolution den Thron der Bourbonen von neuem gestürzt hatte, wirkte dieses Ereignis auf die freiheitliche Bewegung in England dahin, daß die Whigs nunmehr in Westminster als Mehrheit einzogen. Macaulay ward wiedergewählt, und nach kurzem Aufenthalt in Paris, im August 1830, den er mit vollendeter Anmut geschildert, begann er in jene große politische Bewegung sich zu stürzen, aus der in erbitterten Kämpfen die erste Reformbill hervorgegangen ist. Unerträglich fast war die politische Reaktion in England für ein freiheitgewohntes Volk geworden. Die Minister, stolz auf ihre Entschlossenheit und Thatkraft, die Napoleons Fall herbeigeführt, suchten dies Ereignis im Sinne eines konservativen Parteitriumphes auszubeuten. Allein der letzte Kanonenschuß, der am 18. Juni 1815 abgefeuert wurde, er war in Wahrheit die Totenglocke für das goldene Zeitalter des Toryismus. Als die kriegerische Leidenschaft der durch fortgesetzte Handelskrisen erzeugten Unzufriedenheit wich, da ging den Gegnern des Fortschritts die Erkenntnis auf, daß ihnen nicht mehr eine kleine Partei der Mißvergnügten gegenüberstand, sondern die Mehrheit der Nation, geführt von den bedeutendsten ihrer Söhne. Staatsmänner wie Earl Grey, der vierzig Jahre vorher mit dem Rufe: „No Popery“ durch North Shield's Straßen gejagt worden war, und Brougham wurden die Führer in dem Kampfe, der nunmehr einsetzte, in dem das alte aristokratische England dem Andrängen der frischen, populären und den Fortschritt verbürgenden Kräfte erlag. Hatte schon die Katholikenemancipation (1829) der Torypartei einen nicht mehr zu verwindenden moralischen Stoß versetzt, so beschleunigte die Thorheit des Herzogs von Wellington ihren Sturz. Der Herzog riet dem König Wilhelm, eine Einladung zur Amtseinführung des Lord-Mayor am 9. November 1830 mit dem Hinweise auf die Aufregung abzulehnen, die in der Londoner City herrschte. Beim Bekanntwerden dieser Nachricht ward die Bevölkerung von Schrecken erfaßt, die Warenhäuser und Läden wurden befestigt, die Rente fiel von 84 auf 77 im Laufe weniger Stunden, und man erwartete den Ausbruch des Aufstandes. Es blieb indes alles ruhig, und die Folge war der Sturz des Ministeriums Wellington, an dessen Stelle Earl Grey mit einem liberalen Kabinett in die Geschäfte eintrat. Die Wahlreform war das Programm der neuen Regierung. Galt es doch die Bevorzugung ländlicher Bezirke zum Nachteil der Bevölkerung der aufstrebenden Städte abzuschaffen. Die sogenannten rotten boroughs, Orte, die, seit Jahrhunderten verfallen, kaum noch als Weiler gelten konnten, sandten mehrere Abgeordnete ins Unterhaus, während eine Reihe von Handels- und Industriestädten nicht vertreten war; ebenso forderte man mit der Beseitigung dieses Zustandes eine Erweiterung des Wahlrechtes, das nur wenige Hunderttausende wirklich auszuüben berechtigt waren. In der Debatte, die am 1. März 1831 über den von Lord John Russel vorgelegten Gesetzentwurf begann, handelte es sich um die Erhaltung der englischen Verfassung, und hier sehen wir, wie Macaulay wiederholt eingreift und fast stets mit durchdringendem Erfolg spricht;

er weiß sich in dem wüstesten Toben, das das Unterhaus nur zu oft in jenen stürmischen Kampfestagen erfüllte, doch Gehör zu erringen. Eine offene, gerade, aber auch selbstbewußte Natur, zwang Macaulay seine zahlreichen Gegner durch sein gewaltiges Wissen und die scharfen Waffen, die er mit kluger Taktik und hervorragendem Geschick im parlamentarischen Turnier zu führen wußte, zur höchsten Achtung. Wenn die gedrungene männliche Gestalt dastand, in straffer, aufrechter Haltung, mit unachtsam geknoteter Halsbinde, die eine Hand in der Westentasche verborgen, aber beherrscht von dem an sich nicht schönen, massiven Kopfe, auf dem das Haar von einem Mittelscheitel aus in dichten Strähnen herabfiel, dessen Gesichtsausdruck aber neben großer Macht der Intelligenz auch tiefe Gemütskraft offenbarte, da empfand jeder, er habe etwas Bedeutendes zu sagen, oder er wolle der Debatte eine neue Wendung geben. Die sorgsamste Vorbereitung, die sich in Anordnung, Folgerichtigkeit der Gedankenentwickelung und in der vollendeten Form bewährte, begründete den Eindruck, den er als Redner erzielte. Er konnte einen Strom der Beredsamkeit entfesseln, die reich an treffender Begründung seiner Behauptungen wie an nachwirkenden Sätzen durch seine auf den Hörer gleichsam eindringende Sprache diesen fesselte, um so mehr, als die Unbeweglichkeit der Person, der Mangel an Gestikulation und ein eintöniges Organ den Sprecher kaum unterstützen konnte. Kurz nach Annahme der Reformbill ward dann Macaulay, der als Vertreter von Leeds ins neugewählte Parlament eintrat, zum Sekretär des Indischen Kontrollamtes befördert, da seine Stelle am Konkursgericht vom Parlamente eingezogen worden war.

Das seit 1784 eingerichtete Kontrollamt vertrat bis 1858 die englische Krone in ihrem Verhältnis zur Ostindischen Compagnie. Alle Inhaber der Stellen bei dieser Behörde hatten bisher ihr Amt als Sinekure aufgefaßt. Anders Macaulay. Freilich wußte damals die Masse des Volkes in England und selbst die gebildete Klasse kaum irgend etwas von Indien und nahm kaum Anteil an dessen Regierung. Parlament und Presse leisteten dieser mangelnden Kenntnis durch die Art der Behandlung indischer Fragen noch Vorschub. Vertraut mit indischer Geschichte, erwies Macaulay, der den Bedürfnissen des indischen Volkes mit Sympathie entgegenkam, als es 1833 um die Aufhebung der Vorrechte der Ostindischen Compagnie sich handelte, und sonst noch in indischen Fragen, der Regierung die besten Dienste, so daß, da nach Parlamentsbeschluß ein Mitglied des obersten Rates von Indien kein Beamter der Ostindischen Compagnie sein durfte, ihm, als der passendsten Persönlichkeit, im Dezember 1833 durch die Direktoren der Compagnie diese glänzende, mit zehntausend Pfund Sterling dotierte Stellung übertragen wurde.

Die Thätigkeit in Parlament und Amt, der weitausgreifende Briefwechsel mit den verschiedensten Persönlichkeiten, besonders mit seinen Schwestern Hannah und Margaret, deren Wohlthäter er war, füllten noch nicht die ganze Zeit und Arbeitsfähigkeit des Mannes aus. In den frühesten Morgenstunden schon trieb er wissenschaftliche und litterarische Studien, deren Frucht er in den Essays über Byron, Bunyan, jenen aus dem Volke aufgestiegenen Dichter, über Horace Walpole, Johnson, Burleigh und in seinem ersten Aufsatz über den älteren Pitt niedergelegt hat. Freilich durchzieht alle diese Essays der whiggistische Parteicharakter, der Schriftsteller wollte keine wissenschaftlichen historischen Untersuchungen bieten, er wollte der Sache des Liberalismus und der Verbreitung der gesunden konstitutionellen Auffassung im Volke den Boden bereiten, deshalb ist jeder Abstrich, den man dem Verdienste des Historikers machen muß, als ein Vorzug dem großen Publizisten anzurechnen. Daher stammt der schnelle Vorwurf, den er dem Regiment der Elisabeth anheftet, es habe den Charakter der Intoleranz und der Verfolgung als hervorstechendes Moment besessen.

Mitte Februar 1834 reiste Macaulay in Begleitung seiner Schwester Hannah nach Indien und traf am 10. Juni in Madras ein. Er verweilte zunächst mehrere Wochen in dem hochgelegenen Ottakaimandu, um dann nach Kalkutta zu reisen. Sein Aufenthalt in Indien war ihm keine Gelegenheit, sich auf gewissenlose Weise, wie es lei-

der damals oft von Engländern geschah, zu bereichern, vielmehr suchte er mit Billigkeit und Milde, geleitet von strengster Ehrlichkeit, zwischen Hindus und englischen Kolonisten zu vermitteln und Härten auszugleichen. Unbekümmert um die Vorurteile seiner Landsleute erfüllte er seine Amtspflichten gewissenhaft und regte Reformen an, die ihm den Dank Englands eingetragen haben. Er hat die Abschaffung des Rechts der Engländer durchgesetzt, in Civilprozessen den obersten Gerichtshof in Kalkutta anzurufen. Ein von ihm aus eigenem Antrieb ausgearbeiteter Entwurf für ein Strafgesetzbuch gelangte zunächst, infolge der mehr nach Annexionen strebenden britischen Politik, die die inneren Fragen zurückdrängte, nicht zur Annahme; erst 1857, nach der Niederwerfung des Aufstandes, ist dann auch die Strafrechtspflege Gegenstand der Fürsorge für Indien geworden. Für den Jugendunterricht suchte Macaulay an Stelle des indischen Altertums die moderne englische Litteratur als Grundlage zu empfehlen, ein Vorschlag, dem der Erfolg nicht gefehlt hat.

Mitten aus diesen amtlichen Arbeiten heraus fand er noch Muße, für seine Edinburgh Review jene Besprechung von Mackintoshs „Geschichte der englischen Revolution“ und den Essay über Bacon zu schreiben.

Macaulay war gegen Ende des Jahres 1837 im Besitze von fünfunddreißigtausend Pfund Sterling; er war entschlossen, von nun an sich von den politischen Geschäften zurückzuziehen; in England wollte er seinen Studien und der Ausarbeitung eines großen Geschichtswerkes leben; doch schreibt er damals einem Freunde: „Ich kann nicht voraussehen, was ich beim Anblick von Westminster empfinden werde.“ Auf der länger als vier Monate dauernden Rückreise nach England finden wir ihn deutsch mit großem Eifer lernen — doch hat er mit Ausnahme einiger Schriften Goethes, Schillers und Lessings nicht viel von der deutschen Litteratur kennen gelernt. Um die Trauer über den Tod seines Vaters, der während seiner Seereise dahingeschieden war, zu sänftigen, stürzte sich der Unermüdliche unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Heimat von neuem in historische Studien und schrieb jenen wundervollen Essay über Sir William Temple. Mannigfaltigkeit in Farbe und Schattierung, das lebendige Interesse für alle ernsten Fragen, dazu jenes das Hauptthema zierlich umrankende Nebenwerk, einzig in seiner Anordnung, machen diesen Aufsatz zu einem Meisterstück englischer Prosa. Im Oktober desselben Jahres begiebt sich Macaulay nach Italien und schwelgt in den Erinnerungen, die Florenz und Rom ihm bieten, schon die Gedanken ordnend für seinen berühmten Essay zu Rankes Papstgeschichte und die Eindrücke in sich aufnehmend, denen er in seinem Lays of Ancient Rome (1842) poetischen Ausdruck geliehen, den farbensatten Bildern, in denen Roms Urgeschichte vor unserem Auge vorüberzieht. Dennoch sehnte er sich in die Heimat, zu den Studien zurück; und im Februar ist er wieder in London, tritt als Mitglied für Edinburgh ins Unterhaus und übernimmt das Sekretariat des Krieges im Ministerium Melbourne, das indessen schon 1841 der Torymehrheit weichen mußte. Wenngleich Macaulay sein schottisches Mandat behielt, so war er der Bürde des Amtes nun ledig und konnte den Plan des großen Geschichtswerkes, das er seit 1838 zu schreiben beabsichtigte, in festeren Umrissen gestalten.

„Ich beabsichtige,“ so hebt sein Geschichtswerk an, „die Geschichte Englands zu schreiben seit der Thronbesteigung König Jakobs II. bis zu der Zeit, die noch im Gedächtnis der Gegenwart lebendig ist.“ Die Vorarbeiten, die der Verfasser für die ersten Bände unternahm, füllten sechs volle Jahre der fast ununterbrochenen Arbeit aus, auch wurden die Beiträge für die Edinburgh Review während dieser Zeit seltener, bis sie völlig aufhörten. Unter den weiteren zahlreichen Essays wird der über den großen puritanischen Vorkämpfer bürgerlicher Freiheit, John Hampden, in seiner pietätvollen Achtung vor dessen edlem Charakter von einer rührenden Anmut durchweht, dagegen ist der Essay über Friedrich den Großen völlig unverständlich und, man muß es aussprechen, eines so großen Schriftstellers und politischen Kopfes wenig würdig. Völlig verschieden muten uns die zwei indischen Artikel über Lord Clive und Warren Hastings an gegenüber dem Aufsatze, den Macaulay dem jün-

geren Pitt gewidmet. In den ersteren staunen wir über den Pomp und Glanz einer fast orientalischen Beredsamkeit, die dem Gegenstande durchaus angepaßt ist; die immerhin noch stolze Rhetorik erscheint dort aber doch ein wenig gezügelt. Die Charaktere dieser großen indischen Prokonsuln wie die der Pitts lagen der Individualität des Schriftstellers nahe, und sein Bedürfnis, die Helden zu bewundern, denen seine Feder Leben verlieh, verschaffte ihm für einfache und große Charaktere ein kongeniales Organ, das freilich zum Eindringen in eigentümlich gemischte und kompliziertere Individualitäten nicht hinreichte. Es lebte in ihm etwas Heldenhaftes, das seinem Stil eine leidenschaftliche Wärme und einen volleren Klang lieh, wenn er sie darstellte, jene achilleischen *κλέα ἀνδρῶν*, die Großthaten der Kraft und der Tapferkeit im Rat und im Felde. Die Gestalten der Pitts scheinen, wenn man die Einsicht und Sympathie erwägt, die er außer ihnen in dem Maße nur noch König Wilhelm III. entgegenbringt, eine ungewöhnliche Anziehung auf ihn geübt zu haben. Der dem jüngeren Pitt gewidmete Essay ist eine echte Biographie nach Plan und Ausführung, die ohne alle Rhetorik in gemütvollem und edlem Bemühen zum Verständnis der moralischen Persönlichkeit vorzudringen sucht. Den im Vorgefühl des nahenden Todes geschriebenen Aufsatz durchdringt eine früher von dem Autor kaum erreichte Tiefe und Feierlichkeit des Tones.

Die durch Lord John Russel 1846 an Macaulay übertragene Stelle eines Kriegszahlmeisters und Schatzmeisters der Flotte in dessen Kabinett hinderte die Vorbereitungen für sein Geschichtswerk kaum. Er hatte all die Erfahrungen gewonnen, die dem Politiker durch Teilnahme an den parlamentarischen Geschäften kommen können. Die Energie des englischen Parteilebens hielt den Historiker im Unterhause fest. Bei den Neuwahlen von 1847 unterlag indessen Macaulay in Edinburgh, da man, wie seine Gegner betonten, keinen Essayisten, sondern einen Politiker nach Westminster senden müsse; auch hatte die von ihm unterstützte Gewährung eines Staatszuschusses für das katholische Priesterseminar Maynoth ihm die Sympathien vieler seiner Wähler entzogen.

Allein diese Niederlage kam der Vollendung seines Geschichtswerkes nur zu gute, dessen beide ersten Bände im Herbst 1848 die Presse verließen. Sie enthielten die Darstellung der Regierung König Jakobs II. vom Februar 1685 bis zum Februar 1689, der eine Einleitung voraufgeschickt war mit dem al fresco gehaltenen Überblick über Englands Geschichte bis zu Karls II. Tode. Geschichte und Verfassung lernen wir hier bis zu den Zeiten kennen, da die Krone den ersten Kampf begann mit dem Parlamente von England. In breiterer Darstellung ziehen dann die entscheidungsvollen Tage an uns vorüber, und an sie knüpft Macaulay die ohne Muster in der historischen Litteratur ausgeführte lebenatmende Schilderung des England vor zweihundert Jahren, die allein eine Kulturgeschichte jener Zeit aufwiegt. Wir werden alsdann Zeugen von Karls II. letzten Tagen und lernen die Regierung seines katholischen Nachfolgers kennen, die durch die „glorreiche Revolution“ abgeschlossen wird. Ein nicht oft gesehener Ausbruch nationalen Stolzes begrüßte das mit Ungeduld vom Publikum erwartete Werk. Seit Scotts „Waverley“ war kein Buch so vielfach begehrt worden. Die zweite Auflage wurde in wenigen Tagen notwendig, und schon der Mai 1849 sah die sechste. Im Auslande, vorzüglich in Amerika und Deutschland, wurde das Werk mit Begeisterung aufgenommen, Tauchnitz in Leipzig gab eine in Deutschland berechtigte Ausgabe heraus, und der Westermannsche Verlag in Braunschweig hat am meisten zur Verbreitung der Werke des Geschichtschreibers in unserem Vaterlande durch seine Übersetzungen beigetragen, die heute zum großen Teil vergriffen sind. Die Wahl des Themas und die zu dessen Ausführung kaum glücklicher zu findenden Eigenschaften des Geschichtschreibers rechtfertigten die Übersetzung seines Werkes in die Mehrzahl der Kultursprachen; vergessen wir auch nicht, daß König Friedrich Wilhelm IV. Macaulay 1853 den Orden pour le mérite verlieh und das Institut de France ihn zu seinem Mitgliede erwählte.

Die Zeit, deren Darstellung Macaulay begann, verdient deshalb schon unser besonderes Interesse, weil in ihr die Grundlagen des modernen England als einer do-

minierenden Kulturmacht in schweren Kämpfen gelegt worden sind. Mit einem Staatsmann aus den Tagen der Rebellion oder Cromwells haben wir heute kaum irgend eine gemeinsame Denkrichtung in politischen, socialen oder religiösen Fragen; anders mit Halifax, Nottingham, Shrewsbury oder jenem großen Analytiker des menschlichen Verstandes, John Locke. Das vielseitig reiche politische Leben jener Zeit wird durch das Steigen des Volksreichtums gestützt, London ward der Sammelplatz für einen beginnenden Welthandel, der für den Landeskredit die sichersten Grundlagen forderte. Die Gründung der Bank von England, die Einführung von Schatzscheinen und die Herstellung geordneter Münzverhältnisse gehen mit der einer regelmäßig und sicher arbeitenden Verwaltung, einer durch die aufsteigende Technik begünstigten Verstärkung der Land- und Seestreitkräfte Hand in Hand.

Weder Hume noch sein trockener Fortsetzer Smollet hatten den weltgeschichtlichen Gehalt dieser Epoche scharf genug erfaßt. Macaulay war durch seine Studien, die von den Tagen der Elisabeth bis in die letzten Jahre Georgs III. den Boden englischer Geschichte tief durchpflügt hatten, für seine Aufgabe einzig vorbereitet. Kannte er die Reformationsgeschichte und das Mittelalter weniger und besaß er keine allzu große Einzelkenntnisse der allgemeinen europäischen Geschichte, selbst seit den Tagen Martin Luthers, so war seine Kenntnis der englischen Geschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ausgebreitet, tief und weit ins einzelne eindringend. Dazu kam, daß der Verfasser als Whig es unternahm, eine Rechtfertigung des heroischen Zeitalters des modernen England zu führen, dessen Charakter in der langen Zeit des Toryregiments oft verkehrt und oftmals böswillig entstellt worden war. In seiner Auffassung ward Macaulay durch den Glauben der Nation an die Unübertrefflichkeit seiner Leistungen getragen.

Welche Fähigkeit, sich in die Vergangenheit einzuleben, und welcher Fleiß im Zusammentragen des Stoffes, in der Meisterung der Form! Die gründlichste und sorgsamste Durchforschung der Staatsarchive, der Schätze des britischen Nationalmuseums, unbekannter Familienchroniken, der Archive des französischen Kriegsministeriums und insbesondere der Flugschriftenlitteratur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die er an allen Stätten, wo sie erreichbar war, studierte, auf den Magazinen der Antiquare, den Landsitzen seiner vornehmen Freunde, oder die er dem Staube der Jahrhunderte in den Büchersammlungen entriß; sie lieferte ihm im Verein mit der Beachtung aller Reste der vergangenen Tage, nicht zuletzt des geographischen Schauplatzes der dargestellten Begebenheiten, die reiche Fülle und das Gesättigte, das seiner Darstellung eine so hohe Genußwirkung giebt. Wir staunen stets von neuem über die Formenschönheit der in glänzenden Metaphern und scharfen Antithesen üppig dahinströmenden Rede, über die hohe Anschaulichkeit der Erzählung, bewundern die Vielseitigkeit und Eigentümlichkeit des urteilenden Geistes, werden durch den Reiz der blendenden Sprachform selbst dort hingerissen, wo die Thatsachen und Kombinationen für das kritische Bewußtsein nicht mehr haltbar sind. Die staunenswürdige Belesenheit des Autors, sein leidenschaftliches Ergreifen der Personen und Dinge macht ihm diese völlig bekannt und vertraut, er schafft die Persönlichkeiten vor unserem Auge, stellt sie in das rechte Licht; denn er fühlt als der Genosse der Staatsmänner, die seine Feder zeichnet, deren Erwägungen und Entschlüsse, empfindet ihre Furcht und ihre Hoffnungen, ihren Haß und ihre Neigungen in seinem eigenen Herzen, er steht fast körperlich auf dem gleichen Boden mit seinen Menschen. Porträt reiht sich an Porträt: Karl II., Jeffreys, Jakob II., Wilhelm III., Montague und so fort. Wir leben in London, in Versailles, Sedgemoor, Glencoe, Londonderry, in deren lokales Kolorit wir gleichsam untertauchen. Dem politischen verbindet sich auch ein bestimmter sittlicher Standpunkt des Verfassers, der schon in den Parallelen und Pointen der Essays oft mit überraschender Wendung als individuell hervortritt. Hier hat Macaulay denn auch das Höchste als Schriftsteller geleistet. In der „Geschichte von England“ hat er bisweilen die Selbstverleugnung, die doch eine Pflicht des Historikers ist, dem Beifall zum Opfer gebracht, der dem Parlaments-

redner gespendet wird. Er setzt seine Ehre, seine Achtung vor sich selbst wie seine Geltung vor der Welt in den politischen Kampf des Tages, er steht und fällt mit den Interessen seiner Zeit; doch das genügt seinem starken, arbeitenden Geiste noch keineswegs.

Nicht wie Leopold von Ranke vertieft sich Macaulay zum Zwecke der reinen Forschung oder historischer Kunst in weite und ernste Studien, die ihn auf die Anfänge und die Analogien der politischen, kirchlichen und socialen Fragen der Gegenwart leiten. Es sind die gleichen, die die Geister in der Gegenwart zum Kampfe entfachen und die durchstritten und gelöst werden müssen. Diese Ausgangspunkte reizen den Schriftsteller, spornen seinen Forschungseifer und spannen die Energie des politischen Denkers. Als Vorkämpfer der Whigs kämpft er für Parlamentsreform, für Emancipation der Katholiken und Juden, für Kirchenreform und Verbesserung socialer Zustände in Irland. Zur Stellung des Ministeriums gegenüber einem Mißtrauensvotum des House of Commons, zur Registrierung der Wahlen, zur Frage der Kornzölle steht er als Liberaler und behandelt protestantische Dissenters und katholische Seminare vom gleichen Standpunkt aus. Und fast alle diese Streitfragen entstammen mit den im Leben Englands einander befehdenden Parteien dem siebzehnten Jahrhundert. Einige dieser Fragen vergiften noch in der gegenwärtigen Stunde die Debatte, andere haben zu Macaulays Zeiten nicht selten den Sturm einer mit Aufruhr und Umsturz drohenden Bewegung erregt, und manche der Fragen, die der Eifer des Parlamentariers in Westminster in zielbewußtem, oft heißem Streit verfocht, sie haben in jenen Tagen, die sein historischer Griffel seinen Zeitgenossen beschreiben wollte, Verschwörung auf Verschwörung geschürt, Bürgerkriege entzündet, Könige auf das Blutgerüst und in die Verbannung gebracht und Ströme schuldigen und unschuldigen Blutes fließen lassen. Wenngleich nun nicht im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, so gebührt doch im dritten bis fünften Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, in Macaulays Frühzeit, der Whigpartei das Verdienst, das englische Leben aus langer Versumpfung emporgehoben zu haben, und so hat der eifernde, streitfreudige parlamentarische Vorkämpfer für die Reform die Leistung der Whigpartei in den Zeiten der Revolution im Großen idealisiert, gleichsam um seinen politischen Freunden den Dank der Nation für lange Zeit hinaus zu sichern.

Die umfassende Forschung, die Macaulay auf sein Werk verwandte, bedingte nur ein langsam fortschreitendes Arbeiten: er pflegte an den Tagen, wo er den Text niederschrieb, den Umfang von etwa zwei Druckseiten der großen Ausgabe im Concept zu entwerfen und feilte daran wieder und wieder, oft ohne selbst mit dem Erreichten zufrieden zu sein.

Mit geringer Unterbrechung wird die Darstellung der Regierungszeit Wilhelms und Marias durchgeführt, und nach kurzer Erholung im Sommer 1851 treffen wir den alten Kämpen wieder in der parlamentarischen Arena. Freilich war die Arbeitslast, die sich der Unermüdliche auflud, selbst für diesen robusten Körper zu groß, und ein als Herzfehler erkanntes Übel machte ihn nach einer aufreibenden parlamentarischen Campagne zu einem Leidenden. Als gegen Ende 1855 die beiden folgenden Bände erschienen, die mit gleicher Kraft die Erzählung bis zum November 1697 führten, fanden sie die gleiche Aufnahme wie die ersten. Die spröden Fragen der Verfassung, der kirchlichen und finanziellen Verwickelungen, der Krieg mit Frankreich bis zum Ryswicker Frieden sind auf das eingehendste klargelegt. Geht man vergleichend der Rankeschen Darstellung dieser Epoche nach, so treffen wir wohl auf eine vertiefte Auffassung der Parteigeschichte und eine Aufspürung des Zusammenhanges der englischen Katastrophe von 1688 mit den allgemeinen europäischen Kämpfen jener Zeit, doch ist der Ausgang König Jakobs II. von Macaulay in den Einzelheiten so fesselnd erzählt, daß Ranke diese innerenglische Geschichte nicht hat wiedererzählen wollen; und wie flutet der Strom Macaulayscher Geschichtserzählung erst in seiner vollen majestätischen Breite, da es die Darstellung des neuen, aus parlamentarischer Berufung hervorgegangenen Königtums gilt! Zudem gehört die ganze Liebe des englischen Geschichtschreibers dem großen Oranier, den man treffend einen europäischen Patrioten

in seinem Streben genannt hat, Europa vor Ludwigs XIV. Übergewicht zu bewahren. Hat er doch der englischen Verfassungsumbildung die Gestalt einer organischen Entwickelung gegeben und jenes Bündnis zu stande gebracht, das den Bourbonenthron erschüttern und Frankreichs übertriebene Machtstellung brechen sollte. Ob Wilhelm vorausahnend die blutige Wahlstatt von Blenheim und Turin, von Ramilies und Malplaquet gesehen hat?

Zum Pair 1857 erhoben, lebte Macaulay seitdem auf seinem Landsitze Holly-Lodge in Campden-Hill; er gehörte dem Parlament nicht mehr an und suchte, soweit sein Leiden es gestattete, sein Geschichtswerk fortzuführen; die ursprüngliche Absicht, es bis zu Georgs IV. Tode (1830) hinauszuführen, mußte er bei seiner Auffassung, Geschichte zu schreiben, längst aufgegeben haben, und doch konnte er, wenn anders er dauernd fesseln wollte, nicht gut einen neuen Weg einschlagen. So kommt es, daß die fünf Bände seiner Geschichtserzählung etwa nur fünfzehn Jahre umfassen.

Originell ist an Macaulay die Fähigkeit, die Fäden der Erzählung miteinander so kunstgemäß zu verschlingen, daß die malerische und die dramatische Einheit, die er zu erzielen weiß, nicht gestört wird, vielmehr noch schärfer hervorspringt. In seiner Eigenart, die doch das Interesse an der Erzählung als solcher mit hoher Kunst zu wahren weiß, übertrifft er alle seine Vorgänger, wenn man erwägt, daß er Thatsachen der Überlieferung in die Form eines litterarischen Kunstwerkes gebracht hat, das mit den Schöpfungen der Dichter in Wettbewerb zu treten vermag.

Trotz schwankender Gesundheit Macaulays lag im Dezember 1859 ein weiterer Abschnitt seines Geschichtswerkes vollendet vor, der die Erzählung bis zum April 1700 bringt und 1861 von Macaulays Schwester veröffentlicht wurde. Dazu kommen noch zwei Fragmente, die Jakobs II. Ausgang und den Tod des Oraniers schildern. Das nationale englische Geschichtswerk teilt mit dem Treitschkes das Schicksal, ein Torso geblieben zu sein.

Macaulay ist am 28. Dezember 1859 gestorben. Im Poetenwinkel in Westminster-Abbey ruht er zu Füßen der Statue Addisons. „Sein Leib ist in Frieden bestattet, aber sein Name lebt immerdar,“ heißt es auf seinem Grabstein.

Überblicken wir sein Leben, so erscheint es fast als vollendet glücklich. Nach einer sorgenlosen Jugend hat er in jungen Jahren die äußere Not schon überwunden und tritt als gefeierter Schriftsteller in das Parlament. Seit Pitt und Lord Byron hatte kein Engländer mit zweiunddreißig Jahren einen Ruhm erlangt wie dieser feurige Whig. Von da an hebt er sich stets in aufsteigender Linie bis zur höchsten Entfaltung, die seiner hervorragenden, wenngleich nicht für die Enthüllung neuer Wissensquellen ausreichenden Begabung möglich war.

Ein Mann ehrenhaften, offenen, tapferen Charakters und edlen, zarten Gemüts, uneigennützig, ein guter Bürger, ein treuer Freund, voll von Liebe und Aufopferung für seine Verwandten, zuverlässig in jeder Forderung des Lebens, hat Macaulay als Schriftsteller einen Weltruhm erlangt, ebenbürtig dem Ruhme der größten Staatsmänner, Feldherren und Entdecker Großbritanniens. Als Geschichtschreiber, ganz entgegengesetzt seinem großen Landsmann Carlyle, zählt sein Name zu den hervorragendsten aller Zeiten.

Ehre, Auszeichnung, Reichtum, Würden, Ämter hat er erlangt. Mit Fug und Recht sind seine Bücher von allen Ständen und Berufsklassen der gesitteten Welt seit fünfzig Jahren wieder und wieder gelesen worden; und weil trotz einzelner Fehler der Autor im großen und ganzen der Wahrheit sicher war, deshalb wird sein Geschichtswerk auf lange Zeit hinaus auch nicht veralten. Es lebt als Werk des Künstlers.





Goethes sprachliche Entwickelung.

Von

Ferdinand Rahlwes.

(Nachdruck ist untersagt.)

„Unter allen Lebensäußerungen, an welchen Geist und Charakter eines Volkes erkennbar sind, ist die Sprache die geeignetste, beides in ihren geheimsten Gängen und Falten darzulegen." Dieses Wort Wilhelm von Humboldts wird heute von niemandem bestritten werden. Wir wissen, wie die Sprache, „das Menschlichste, was wir haben," mit dem Seelenleben aufs engste verbunden ist. So ist die deutsche Sprache uns ein Stück Deutschtum und wahrlich nicht das geringste Stück.

Welche Zeit doch hat uns das Wort „Muttersprache", das dem deutschen Ohre so traut klingt, geschenkt? Man könnte es erraten, auch wenn man es nicht wüßte: das sechzehnte Jahrhundert. Am Anfang der neueren deutschen Sprachgeschichte steht die reckenhafte Gestalt Martin Luthers. Er war es, der die grundlegende Bedeutung der Muttersprache für die Bildung des Volkes geradezu entdeckte. Rund zweitausend Fremdwörter hat der Humanismus in Deutschland eingeführt, in Luthers Bibelübersetzung wird man sie vergeblich suchen. Mit der deutschen Bibel bricht die Zeit einer neuen volkstümlichen Bildung an.

In Norddeutschland ward Luthers Sprache bald maßgebend, aber um so entschiedener wehrte sich der katholische Süden dagegen. Und dieser konfessionelle Sprachenkampf hat bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus gedauert. Noch im Jahre 1779 gab ein Kanonikus Braun in Bayern Schulbücher heraus, die ihm wegen der darin angewandten „lutherischen" Sprache viel Anfechtung, ja sogar einen Verweis seines Bischofs eintrugen.

Aber auch in Norddeutschland, wo Luthers Vorbild durchaus anerkannt war, gab es doch der Übelstände genug. Die Gelehrten blieben nach wie vor bei ihrem Latein und sahen vielfach immer noch verächtlich auf die „barbarische" deutsche Sprache herab. Die Protestanten mußten sich von den Katholiken den Vorwurf gefallen lassen, daß gerade in ihren Kreisen die Lateinisierung der deutschen Namen besonders im Schwange sei. Man rechnet, daß etwa bis zum Jahre 1730 über die Hälfte aller Druckschriften in Deutschland lateinisch geschrieben wurden! Kein geringeres Übel als diese unbeschränkte Herrschaft des Lateinischen auf weiten Gebieten unserer Litteratur war die maßlose Überschwemmung der deutschen Sprache mit französischen Wörtern im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Es ist ja die Zeit der „alamodischen" Sprache, dieser traurigsten Erscheinung, die es jemals in der ganzen deutschen Sprachgeschichte gegeben hat.

An dem Wunsche, zu bessern, hat es nicht gefehlt. Alle Achtung vor der Arbeit der Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts! Sie verdienen nicht den Spott, mit dem man sie zuweilen überschüttet hat, wenn sie auch oft zu einem Lächeln Anlaß geben. Sie haben, um nur eins zu nennen, eine gute Zahl deutscher Wörter unserer Sprache neu gewonnen, welche heute gäng und gäbe sind, so: Statthalter, Staatsmann, Heerschau, Beispiel, Mundart, Lehrbegriff u. s. f. Aber sie haben im ganzen

dem Unwesen doch nicht zu steuern vermocht.

Es ist nicht zweifelhaft: eine einheitliche deutsche Schriftsprache gab es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht. Im Gegenteil, es sah recht kläglich aus um unsere deutsche Sprache selbst da noch, als ihr schon der größte Meister geboren ward, den sie je gehabt, ihr Befreier: Johann Wolfgang Goethe.

Nur auf dem Hintergrunde der sprachlichen Gegensätze und Bestrebungen seiner Zeit läßt sich Goethes eigene Entwickelung verstehen. Er hat auch hier seine Vorläufer und Wegbereiter, die, während er im Hause am großen Hirschgraben seine kindlichen Träume träumte, schon in heißem Bemühen standen um größere Reinheit, Ausdrucksfähigkeit und Einheitlichkeit der deutschen Sprache. Übrigens läßt sich sein sprachliches Werden nicht trennen von dem Werden des Dichters, des Menschen. Seine Sprache — bei Goethe ist es kaum nötig, das zu betonen — ist zuletzt doch immer er selbst.

Drei Gruppen lassen sich deutlich nebeneinander unterscheiden im sprachlichen Leben Deutschlands um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie haben alle drei nacheinander auf Goethe eingewirkt, jede anknüpfend an einen besonderen Abschnitt seines Lebens: in Frankfurt, Leipzig und Straßburg.

Die Stadt Frankfurt trägt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch ein halb mittelalterliches Gepräge, sie wurzelt ganz und gar in der Vergangenheit, alles erinnert an die vergangenen glänzenden Zeiten der freien Reichsstadt. Eifersüchtig wahrt die Reichsstadt ihre Besonderheiten, den eigenen Charakter, auch auf dem Gebiet der Sprache. Zwar die Schreibsprache des Frankfurters, wenn er sich möglichst „gebildet“ ausdrückt, hat nicht viel Eigentümliches. Die schwerfällige Kanzleisprache früherer Zeiten ist auch hier aufs stärkste beeinflußt von der gezirkelten Schreibsprache der Rokokozeit. Auch bei dem Knaben Goethe ist es so, wenn er schreibt. Anders aber das gesprochene Wort. Hier gab sich der Frankfurter wohl viel mehr, wie er wirklich war: natürlich, frisch, derb. In der litterarischen Bildung ist er etwas rückständig, um geistige Dinge in jener Zeit nicht sonderlich bemüht. Goethe schreibt nicht mit Unrecht nach der Rückkehr von Leipzig von der „Hungersnot des guten Geschmackes“ in der Vaterstadt. Es herrscht unbestritten die rheinfränkische Mundart, handfest und natürlich wie der Frankfurter selbst. Die Bemühungen der Sachsen um größere Einheitlichkeit der deutschen Sprache fanden nicht allzuviel Gegenliebe. Ja, das echte Frankfurter Kind ließ sich auch in seinen Briefen von der modischen Sprache der Zeit nicht anfechten, so des Dichters Mutter, Frau Rat. Ihre Briefe sind gut Frankfurterisch. Orthographische Regeln giebt's für Frau Rat nicht. Starke biblische, namentlich alttestamentliche Anklänge finden sich. Eigenartige, stark persönlich gefärbte Bilder und Vergleiche stellen sich in Fülle ein. Eine Zeitlang durfte Frau Rat zu ihrem größten Kummer nicht schnupfen. In Erinnerung an diese schlimmen Tage schreibt sie: „Ohne ein Prieschen Taback waren meine Briefe wie Stroh — wie Frachtbriefe — aber jetzt, das geht wie geschmiert — das Gleichnis ist nicht sonderlich hübsch, aber es fällt mir gerade kein anderes ein.“ Wie schlagend charakterisiert sie ihre Zeit, „wo die Leidenschaften, wenn sie in honetter Compagnie erscheinen wollen, steife Schnürbrüste anhaben müssen.“ Oft giebt sie Gespräche in dramatischer Form wieder: „Ich will die Geschichte dialogisiren, es klingt besser als das ewige sagte ich, sagte sie.“ Zuweilen gerät sie ins Reimen: „Der Primas* wird täglich erwartet — vielleicht geht Alles besser als man denkt — müssen erst den neuen Rock anprobiren — vielleicht thut er uns nur wenig geniren — drum laßt hinweg das Lamentiren.“

Von seiner Mutter zunächst hat der Knabe Goethe sprechen gelernt, und welche Lehrmeisterin hat er an dieser Mutter gehabt! Gewiß, die Sprache der Frau Aja war in mancher Hinsicht etwas rückständig und hätte vielleicht manches Schütteln des Kopfes bei den sächsischen Sprachgelehrten jener Zeit erregt, aber sie war wie die damalige Sprache Frankfurts überhaupt voll Kraft, Natürlichkeit, Bilderreichtum. Sie war gewachsen, nicht gemacht.

* Der neue „Großherzog von Frankfurt“, Fürst-Primas von Dalberg.

In ähnlicher Weise wie die Mutter haben auch die wichtigsten der Bücher, die den Knaben deutsch sprechen lehrten, ihn beeinflußt. Vor allem die deutsche Bibel. Viktor Hehn hat in einem prächtigen Aufsatze („Goethe und die Sprache der Bibel", Goethe-Jahrbuch 8. Bd. 1887) ihren Einfluß auf die Sprache des Dichters geschildert. Wer wüßte nicht aus „Dichtung und Wahrheit", wie der Knabe Goethe an und mit der Bibel Luthers aufwuchs! Seine Jugendschriften namentlich sind voll biblischer Anklänge. Seine Briefe zeigen, wie der junge Dichter in den Bildern, dem Sprachschatze der Bibel daheim ist. Das Gleichnis bei Goethe besonders hat sich an der reichen Gleichniswelt der Bibel gebildet. Leben und Kraft hat Goethes Sprache aus der markigen Sprache Luthers gezogen. Erst nach seiner Rückkehr aus Italien, in seiner klassizistischen Zeit, sind die Anklänge an biblische Sprache und Bilder seltener geworden.

Neben der Bibel haben wir die deutschen Volksbücher zu nennen. In Frankfurt selbst wurden sie gedruckt und fanden reißenden Absatz. Für ein paar Kreuzer konnte der Knabe sie bei einem Büchertrödler täglich haben, freilich „auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt". War das Heft zerlesen, so war es bald wieder angeschafft und „aufs neue verschlungen". Der ganze reiche Erzählungsschatz des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts that sich dem Knaben auf: der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, Kaiser Oktavian, die schöne Magelone, Reineke Fuchs, Fortunatus, der ewige Jude, Faust. Wie manches von dem, was das empfängliche Gemüt des Knaben hier in sich aufnahm, summte gar vieltönig noch in dem Manne fort! Die Sprache dieser Volksbücher war ungeschlacht, ja manchmal roh, aber kräftige Anschaulichkeit hatte sie als gutes Erbteil aus alter Zeit wohl zu bewahren gewußt.

Fassen wir den Ertrag der Frankfurter Zeit zusammen. Einen doppelten Schatz brachte die Sprache des werdenden Dichters von dort mit: die innige Fühlung mit der heimischen Mundart; den engen Zusammenhang mit der kernigen Sprache Luthers.

Als Probe für die Frankfurter Zeit möge ein Brief dienen, den der junge Leipziger Student in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthaltes an einen Frankfurter Freund schrieb:

„Riese, guten Abend! Gestern hatte ich mich kaum hingesetzt um euch eine Stunde zu widmen, Als schnell ein Brief von Horn kam und mich von meinem angefangenen Blate hinweg riß. heute werd ich auch nicht länger bey euch bleiben. Ich geh in die Commoedie. Wir haben sie recht schön hier. Aber dennoch! Ich binn unschlüßig! Soll ich bey euch bleiben? Soll ich in die Commoedie gehen? — Ich weiß nicht! Geschwind! Ich will würfeln. Ja ich habe keine Würfel! — Ich gehe! Lebt wohl! — Doch halte! nein! ich will bleiben ... Gottscheden hab ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheuratet. Eine Jungfer Obristleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schue groß und er 7. Sie ist mager wie ein häring und er dick wie ein Federsack. — Ich mache hier große Figur! — Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht. — Ich brauche Kunst um fleißig zu sein. In Gesellschaften, Concert, Comoedie, bei Gastereyen, Abendessen, Spazierfahrten so viel es um diese Zeit angeht. ha! das geht köstlich. Aber auch köstlich kostspielig. Zum henker das fühlt mein Beutel. halt! rettet! haltet auf! Siehst Du sie nicht mehr fliegen? Da marschierten 2 Louisdor. helft! Da ging eine. Himmel! schon wieder ein paar. Groschen, die sind hier wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche. — Aber dennoch kann hier einer sehr wohlfeil leben. Die Messe ist herum. Und ich werde recht menageus leben. Da hoffe ich das Jahr mit 300 Rthr. was sage ich mit 200 Rthr. auszukommen. N. B. Das nicht mitgerechnet, was schon zum henker ist. Ich habe kostbaaren Tisch. Merkt einmahl unser Küchenzettel. Hüner, Gänße, Truthahnen, Endten, Rebhüner, Schnepfen, Feldhüner, Forellen, Haßen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern u. s. w. Das erscheint Täglich, nichts von anderem groben Fleisch ut sunt Rind, Kälber, Hamel u. s. w. Das weiß ich nicht mehr wie es schmeckt. Und die herrlichkeiten nicht teuer, gar nicht teuer ..."

Wie grundverschieden war doch die neue Heimat, die den sechzehnjährigen Studenten

aufnahm, das „galante Leipzig“, von der ehrwürdigen freien Reichsstadt am Main! Goethe selbst hat einmal seine Vaterstadt die „Antithese von Leipzig“ genannt. War Frankfurt ganz Vergangenheit, so war Leipzig ganz Gegenwart. Ist der Ton in Frankfurt etwas altfränkisch, so ist er in Leipzig ganz und gar modisch. Gab es in Frankfurt nur wenig schöngeistiges Interesse, so war Leipzig der Mittelpunkt der damaligen deutschen Litteratur. Die Frauen und Mädchen Frankfurts lasen außer Bibel und Gesangbuch vornehmlich den tugendsamen Familienroman Richardsons und seiner deutschen Nachahmer, etwa: „Pamela oder die belohnte Tugend“ und natürlich den „Grandison“. Die Leipziger Damen wußten über die neueste deutsche und namentlich auch französische Litteratur stets vortrefflich Bescheid. Sie waren an das beste nicht gewöhnt, allein sie hatten schrecklich viel gelesen. Der junge Frankfurter fühlt sich hier „wie aus einer fremden Welt hereingeschneit“. Es ist allbekannt, wie die gesamte, vom biederen Frankfurter Hausschneider gefertigte Garderobe in Leipzig alsbald zum Trödler wanderte, um einer „neumodischen“ Platz zu machen.

Die Leipziger Schönen hatten den jungen Dichter, der anfangs wohl sich wehrte, doch bald von der Notwendigkeit dieses Schrittes zu überzeugen gewußt. So war der äußere Mensch nunmehr in den Stand gesetzt, in der eleganten Welt Leipzigs zu verkehren. Aber noch haperte es bei dem Adepten modischer Bildung gewaltig an einem anderen Punkte: der Sprache. Leipzigs feine Kreise waren entsetzt ob der rheinfränkischen Mundart, ob der allzu natürlichen Redeweise des Studiosen. Hier mußte geholfen werden, und mit Eifer unterzogen sich Männlein und Weiblein der verdienstlichen Aufgabe. Mit Schaudern denkt der Dichter noch nach Jahrzehnten daran, was er „unter diesem beständigen Hofmeistern“ ausgestanden hat. „Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter“ mußten ja mit der Aussprache, der Redeweise zugleich aufgeopfert werden. „Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte, und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch statt vielen Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen; ich wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte.“ Aber diese schmerzhafte Operation war in Leipzig unerläßlich. Zwar einige wenige unter den Studenten wagten es, sich zu widersetzen, ja Leipzigs feinen Ton offen zu höhnen. So berichtet noch der alternde Dichter mit augenscheinlichem Wohlgefallen von jenen zweien, die in Schnallenschuhen und seidenen Strümpfen mit höchst feierlichem Ernst auf Eseln die Promenaden abritten, auf denen Leipzigs elegante Welt unter unglaublichen, von der Höflichkeit vorgeschriebenen Gliederverrenkungen sich begrüßte. Er selbst hat sich doch zähmen, schniegeln und striegeln lassen im deutschen Klein-Paris.

Daß Goethe sich völlig der Gottsched-Gellertschen Sprache gefangen gab, dafür ist sein in Leipzig entstandenes Liederbuch „Anette“ der deutliche Beweis. Alle Lieblingswendungen der tändelnden Anakreontik begegnen uns hier: Amor, Cupido, Venus, Bacchus werden häufig benutzt, Luna darf nicht fehlen. Zephyre fächeln um den Busen, der Papillon gaukelt, Chloe entschlummert bei Philomelens Lied. Auf Schritt und Tritt finden wir: Zärtlichkeit, Wollust, süße Liebe, reine Triebe, Küßchen, Mäulchen, Mädchen, Schäfchen — alles der Anakreontik erb- und eigentümlich. Treffend nennt Goethe sich selbst, wenn er von jener Zeit spricht, einen „Schäfer an der Pleiße“. Die Sprache der Leipziger Lieder will Natur sein und ist doch gemacht, nicht gefühlvoll, sondern empfindsam. Auch weist der Dichter selbst auf ein charakteristisches Kennzeichen dieser Lieder hin, sie „nehmen meist eine epigrammatische Wendung“. Ein überraschender, witziger Abschluß wird gesucht. Nun ist der Witz der Tod aller echten Lyrik, hier muß er über den Mangel an wahrem Empfinden hinwegtäuschen. Übrigens klingt zuweilen auch später noch, in den Liedern an Friederike, ein schäferlicher Ton an. Man lese z. B. das berühmte Lied „Willkommen und Abschied“ — jedoch in seiner ursprünglichen Gestalt, die der späteren bei weitem vorzuziehen ist. Welche herrlichen Bilder enthält na-

mentlich die erste Strophe! Und daneben nun der Schluß der dritten:

Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft es, ich verdient es nicht.

Das ist unverfälschte Anakreontik!

Die Briefe der Leipziger Zeit sind von der durchgreifenden Stiländerung auch durchaus nicht unberührt geblieben, doch tritt sie in ihnen weniger stark hervor. Die etwaige Befürchtung, der „Schäfer an der Pleiße" möge den kräftigen heimatlichen Ton ganz verlernt haben, wird zerstreut durch solche urwüchsigen Wendungen wie etwa die: „ich verplatz vor Lachen".

Nun möchte es fast scheinen, als ob die Leipziger Jahre für Goethe in sprachlicher Hinsicht nur Rückschritt und Verlust bedeutet hätten. Das aber könnte nur behaupten, wer über den offenkundigen Schwächen der Leipziger Sprachbestrebungen ihren berechtigten, wertvollen Kern ganz verkennen wollte. Die nachdrückliche Lehre Goethes werden wir nie vergessen, daß die heimische Mundart „das Element ist, in dem die Seele ihren Atem schöpft". Die frischen Quellen, die hier sprudeln, verstopfen wollen, wäre Thorheit. Aber es geht doch auch nicht an, daß man eine jede fließen läßt, wie und wohin sie will. Sie müssen sich vereinigen zu **einem** großen Strome; so bleiben sie selbst erhalten, so dienen sie dem Ganzen. Ein Volk bedarf, will es den Zusammenhang seines geistigen Lebens nicht verlieren, notwendig einer einheitlichen Schriftsprache. Es soll Gottsched, dem vielgeschmähten, doch unvergessen bleiben, daß er zuerst den Gedanken einer deutschen Gesamtlitteratur faßte und mit zäher Energie sein lebenlang an ihm festhielt. Es wird stets sein Ehrentitel bleiben, daß er das dringende Bedürfnis einer einheitlichen Schriftsprache erkannt und mit richtigem Blick an die naturgemäße Entwickelung der Sprache in Mitteldeutschland angeknüpft hat. Von kräftig nationalen Gesichtspunkten aus hat er den Kampf gegen die Dialekte geführt. Seine Einseitigkeit in diesem Kampfe mag unter den damaligen Verhältnissen eine Notwendigkeit gewesen sein. Mit ungeteiltem Herzen dürfen wir auf Gottscheds Seite stehen in einem anderen Kampfe, den er führte: dem Kampfe gegen die zahllosen Fremdwörter, die damals noch unsere Sprache entstellten. Wiederholt ist er mit allem Spott und Nachdruck gegen sie zu Felde gezogen. Daß Goethe in Leipzig einen Ort fand, wo man der Sprache, wenn auch in einseitiger Art, aufmerksamste Pflege widmete, daß er dort in unmittelbare Berührung trat mit den lebhaftesten Bestrebungen nach Einheitlichkeit und Reinheit der deutschen Sprache, das darf als Gewinn für ihn bezeichnet werden, und unschwer lassen sich die guten Wirkungen solcher Berührung nachweisen. Auch darf darauf hingewiesen werden, daß Gottsched seinen Schweizer Gegnern Bodmer und Breitinger an Glätte und Gewandtheit des sprachlichen Ausdrucks überlegen war und Goethe eben in dieser Hinsicht in Leipzig gewonnen hat. Mehr als eine Episode freilich konnte Leipzig für ihn nicht sein. Der Grundfehler Gottscheds und derer, die ihm folgten, war die rationalistische Auffassung der Sprache; sie galt als bloßes Verständigungsmittel. Gegenüber dem unerträglichen Schwulst der zweiten schlesischen Dichterschule war das eine gesunde Reaktion; aber Gottsched hat doch durch diesen seinen Grundirrtum die Sprache aller Poesie entkleidet, sie unfähig gemacht, der Ausdruck starker Leidenschaft und kühner Phantasie zu sein. Bezeichnend für ihn ist, daß er durch sein kritisches Hauptwerk „Anfänger in den Stand setzen will, Gedichte von allen üblichen Arten untadelig zu verfertigen". Die Anweisungen lesen sich oft genug wie Kochrezepte.

Gegen Ende der Leipziger Zeit klingt durch Goethes Lieder zuweilen doch schon ein ganz anderer Ton, grundverschieden von dem der Anakreontik. Die drei Oden an seinen Freund Behrisch zeigen eine völlig andere Welt der Sprache und Gedanken. Die anfängliche Bewunderung der „großen Männer" Leipzigs ist gewichen, ihm selbst freilich noch fast unbewußt. Noch folgt er ihnen, aber seine Seele gehört ihnen schon nicht mehr. Schmerzliche Unzufriedenheit mit sich ist das Symptom dieser inneren Umwälzung. Dieses erste echte Gefühl, das über ihn kommt, läßt ihn den entsprechenden dichterischen Ausdruck finden:

Gerne verließest du
Dieses gehaßte Land,
Hielte dich nicht Freundschaft
Mit Blumenfesseln an mir.

Zerreiß sie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen,
Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Ist ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten,
Da springen die Riegel, frei bin ich wie du!

Wer hat dem „Schäfer an der Pleiße“ diese vollen, kräftigen Töne entlockt? Klopstock war es, der Goethe in Leipzig schon den ersten Blick in das Land der Dichtersprache thun ließ. Im Elternhause hatte Goethe Klopstocks großes Werk kennen gelernt. Wir wissen aus „Dichtung und Wahrheit“, wie eifrig der Knabe und seine Schwester Bruchstücke aus dem „Messias“ recitierten, zum Teil sogar mit verteilten Rollen, wie z. B. ein Gespräch zwischen Satan und Adramelech. „Die wechselseitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen.“ In den ersten Leipziger Jahren scheint jeder Einfluß Klopstocks völlig geschwunden, aber allmählich tritt er immer stärker hervor, um dann in der nachleipziger Zeit seine volle Kraft zu gewinnen.

Klopstock ist ein gewaltiger Markstein in der neueren Geschichte der deutschen Sprache. Schon seine Vorläufer, die Schweizer Bodmer und Breitinger, haben gegenüber dem rein verstandesmäßigen Standpunkt Gottscheds den Begriff der natürlichen Sprache, der Sprache der Leidenschaft, des Gefühls wieder entdeckt, die über den grammatischen Regeln steht. Gottsched wollte dem Dichter nur die Sprache des alltäglichen Lebens gestatten, ähnlich wie vor ihm Christian Weise dem Dramatiker die gebundene Rede untersagte, denn „ich finde keinen casum im menschlichen Leben, wo die Leute miteinander Verse machten.“ Die Schweizer verfochten das Recht der „dichterischen Sprache“, die entgegen den grammatischen Regeln auch von dem „Röslein rot“, der „Jungfrau zart“ reden darf. Die Schweizer empfahlen die Anwendung der sogenannten „Machtwörter“, kräftiger, kerniger Ausdrücke aus dem Sprachschatze vergangener Zeiten, wie denn Bodmer am Nibelungenlied, am Parzival, am Minnelied zuerst wieder Gefallen fand, ja sie zum Teil sogar neu herausgab zum Ärger und Entsetzen Gottscheds. Wörter wie Fehde, Gau, bieder, Ger, Hain, Hort haben Bodmer und die Seinen unserer Sprache neu gesichert. Allerdings hinter der trefflichen Theorie blieb die Praxis stark zurück. Die eigene Sprache der Schweizer in ihrer Zeitschrift, den „Diskoursen der Mahlern“, ist doch recht dürftig. Man höre nur die Sätze, mit denen die Zeitschrift bei ihren Lesern sich einführte. „Was die Autores des gegenwärtigen Blattes anbetrifft, welche sich heute zum ersten Male wagen, auf das publique Theatrum zu treten, so schließen sie die Reussite desselben gern inner die enge Zirkel dieser wenigen politen Personen, welche bei ihrer Unparteilichkeit auch die übrigen Qualitäten eines guten Lesers besitzen, das reife Discernement, die Kenntnis der Sprache und ihrer Zierlichkeit, die lebhafte Imagination, den fertigen Geist. Diese auspolirte Menschen sind es, für welche sie schreiben und welchen sie ihre Arbeit zu eigen übergeben; sie haben das Ziel ihrer Wünsche erreichet, wenn dieselben ihr Present annehmen“ u. s. w.

Erst Klopstock hat die Ideen der Schweizer in die That umgesetzt. Er, der erste wirkliche Dichter der Deutschen in neuer Zeit, ist auch ein Meister der Sprache, ja ein Sprachschöpfer ersten Ranges gewesen. Herder hat ihn den Alexander genannt, dem das Macedonien, die deutsche Sprache seiner Zeit, zu eng war, der darum erobernd auszog und weithin die Grenzen dehnte. Die Sprache starker Empfindung, erhabener Begeisterung, kühner Phantasie haben die Deutschen von Klopstock zuerst wieder vernommen. Seinen schwärmerischen Verehrern war er der „seraphische“, den Kreisen Gottscheds der „sehr affische“ Sänger. Seine neue Sprache

war ihnen fast ein Zeichen psychischen Gestörtseins, und Schönaich, der von Gottsched patentierte Mustersänger, verspottete sie, übrigens nicht ohne Witz, in seinem „Neologischen Wörterbuch“. Wir greifen einige Beispiele heraus, welche uns zugleich den tiefgehenden Einfluß Klopstocks auf Goethe zeigen mögen.

Klopstock gebraucht häufig statt des matteren, zusammengesetzten Zeitwortes das einfache, sinnlich kräftigere, etwa kehren statt zurückkehren. Schönaich sagt darüber: „Wir haben schon bewundert, daß unsere heiligen Dichter berechtigt sind, den armen Wörtern bald ihren Kopf, bald ihren Schwanz zu rauben.“ Der heilige Lächler sagt unter anderem: „Ein göttliches Lächeln hellt die selige Stirn“. Nur ein Goethisches Beispiel von unzähligen, die sich anführen ließen, sei genannt: „Er deckte ihre Hand mit tausend Küssen“. Goethe geht hier also ganz in Klopstocks Spuren. Wieviel kräftiger, sinnlicher in beiden angeführten Fällen das einfache Zeitwort ist als das zusammengesetzte sein würde, das wird jedem sein Sprachgefühl sagen. Klopstock als echter Dichter personifiziert gern; auch das Leblose gewinnt für ihn persönliches Leben. Schönaich spottet: „So kann man auch sagen: Mutter Natur! denn der Dichter wird ihr wie ein kleiner pausbäckichter Junge an die Brust gelegt.“ Wem fielen nicht Goethes Worte ein: „Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält!“ Wendungen wie „stille Thränen“ „stilles Schauern“ werden von Schönaich verbannt. Ähnliche Wendungen finden sich bei Goethe in Menge. Ganz besonders zürnt Schönaich über den häufigen Gebrauch des Wortes „golden“: „Uns ist zwar niemals vorgekommen, als klänge das Gold so vortrefflich, daß man einen goldenen Klang schmieden sollte. Allein das Gold ist schön, daher muß alles, was vom Gold kommt, schön sein: ein goldener Klang, ein goldener Laut, ein goldener Hauch.“ Wieder begegnen wir Goethe in Klopstocks Bahnen: „Träumte da von vollen goldenen Stunden ungemischter Lust“. Oder wir nehmen wieder Goethes herrliches Lied „Auf dem See“ zur Hand. Der Gedanke an die ferne Lilly wacht da im Dichter auf: „Goldene Träume, kehrt ihr wieder?“ Auch manche Zusammensetzungen, durch die Klopstock die dichterische Sprache bereicherte und die uns heute ganz geläufig sind, erregen Schönaichs höchstes Mißfallen: „Das Sylbelein um mit einem Zeitwort ist wie eine rote Tinktur, die auch Wasser färbet.“ Klopstock sagt nämlich: „Gelindere Lüfte umflossen sein Antlitz.“ Goethe hat solche Bildungen in reichem Maße verwandt: „Morgenwind umflügelt die beschattete Bucht.“

Doch genug! Die vielfältige, starke sprachliche Einwirkung Klopstocks auf Goethe völlig darzustellen, ist eine große Aufgabe für sich. Noch war in Leipzig die Zeit tiefdringenden Klopstockschen Einflusses nicht gekommen. Ein anderer erst sollte ihm diesen Dichter ganz erschließen: der Mann, der in Goethe den Dichter frei machte, der von allen, die je auf ihn gewirkt, das beste dazu that, den schlummernden sprachgewaltigen Genius in ihm zu wecken — Johann Gottfried Herder.

Als die lange böse Zeit des Siechtums im Elternhaus vorüber war und neue Kraft Körper und Seele des jungen Dichters zu füllen begann, that Straßburg ihm seine Thore auf. Es war Goethes Wunsch, französische Art und Sitten hier völlig kennen zu lernen; gedachte er doch auch, von Straßburg aus eine Reise nach Paris zu unternehmen. Noch war es ihm das erstrebenswerteste Ziel, ein Dichter im französischen Geschmack zu werden. Aber eben dort, welch wunderliche Fügung! auf damals französischem Boden sollte der Dichter für deutsche Art Verständnis und Liebe gewinnen. In der alten Münsterstadt war mehr Deutschtum zu finden, als es in Leipzig, im Herzen Deutschlands, damals der Fall war. Namentlich die Universität war zu Goethes Zeit noch völlig deutsch. Es ist auffallend, wie verhältnismäßig wenig französische Namen die Immatrikulationslisten der Universität Straßburg aufweisen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Erst Napoleons durchgreifende Umgestaltung des Unterrichtswesens hat der Universität den deutschen Charakter genommen. Auf diesem für den Dichter so günstigen Boden nun hat ein gütiges Geschick ihm den Mann auf den Weg geführt, der von allen damals Lebenden der fähigste war, Goethe zu Goethe zu

machen. Der junge Dichter fühlte tief schon nach dem ersten Gespräch, was dieser große, umfassende Geist ihm sein könne, ihm werden müsse. Er klammert sich mit allen Fasern an ihn: „Jakob rang mit dem Engel des Herrn, Herder! Herder! ich lasse Sie nicht, und sollte ich lahm drüber werden.“

Schon in den „Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur“ hatte Herder dem Verhältnis der Sprache zur Litteratur nachgesonnen, einer Frage, die zu jener Zeit vielfach verhandelt wurde. Die verschiedenen Lebensalter der Sprache hatte er hier geschildert und das bedeutsame Wort gesprochen: „Der Genius der Sprache ist auch der Genius der Litteratur eines Volkes.“ Als Goethe ihn kennen lernte, arbeitete Herder eben an seiner später preisgekrönten Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache“. Seine neuen, kühnen Gedanken über das Wesen der Sprache hat er hier vornehmlich niedergelegt. Goethe war vielleicht der erste, der diese Arbeit Herders kennen lernte. Staunende Bewunderung kam über ihn. Die Sprache ist nicht ein äußeres Verständigungsmittel, das menschliche Überlegung gebildet hat. Innerlich entsteht sie, aus den lebendigen Kräften des Menschen selbst wächst sie notwendig hervor. Sie ist „das Einverständnis der menschlichen Seele mit sich selbst.“ Nicht der Gelehrte ist ihr Kenner, ihr Meister, nur der Künstler. Die lebhafte Vorstellung, die tiefe Empfindung rufen geheimnisvoll das Wort hervor. Wo bisher die Grammatik, der Verstand, der Witz sich getummelt hatten, da breitet sich nun vor des Dichters Augen das wogende Meer der Sprache, von gewaltigen, tief innerlichen Kräften stürmisch bewegt, der heilige Urborn menschlichen Seelenlebens. Wie geblendet von diesem Anblick steht er da. „Wie eine Göttererscheinung ist es über mich herabgestiegen und hat Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebt: wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bilden! So innig hab ich das genossen.“ Von Herder lernt Goethe: „Wie nach Plato die Seele sich zum Körper verhält, so verhalten sich Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck.“ In sich selbst, in die Seele seines Volkes soll der Dichter hinabsteigen, daraus quillt ihm das Eigenwort. Von Herder wird Goethe gemahnt: der Dichter soll „in die Eingeweide der Sprache graben wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden“. Das Wesen der Poesie enthüllt sich nun dem begierigen Schüler: sie ist nicht das Sondereigentum einiger Gebildeten, sondern „Welt- und Völkergabe“, ja die Poesie ist „die Muttersprache des Menschengeschlechts“.

Die Zeit unsicheren Tastens ist nun für Goethe vorüber, sonnenhell liegt vor ihm die Bahn. Alles Fremde fällt von ihm ab wie leichter Flitter. Sei du selbst! hat Herder gemahnt. Schneller und kühner, als der Lehrmeister denkt, wird der Schüler der Mahnung folgen.

Es war noch ein anderes Erlebnis der Straßburger Zeit, das des Dichters ganzes Wesen und damit seine Sprache umgestalten half, sie „in Flammen setzte“. Die erste echte Liebe hatte sein Herz ergriffen. Friederike Brion hat, ihr selbst zu Schmerz und Leid, uns allen zu reichstem Gewinn, aus dem Dichterherzen die ersten wunderbar reifen Früchte lyrischen Gesanges herausgelockt. Von Herder gelehrt, von Friederike geliebt, steht Goethe mit einem Schlage auf der Höhe sprachlicher Meisterschaft. Von den Liedern der Straßburger Zeit bis zum „Mahomet“ und „Prometheus“ ist nur ein Schritt. Das beste, was er in sich trug, hat Goethe vor seinem Straßburger Lehrer verschlossen: die Bilder, mit denen er innerlich rang, die in ihm zu Gestalt und Leben kommen wollten: Götz und Faust. Beide Werke sind in ihrer ursprünglichen Gestalt der Ertrag der Straßburger Zeit, da Goethe in Wort und Wesen ein Dichter von deutscher Art und Kunst ward. Durch Erich Schmidts glücklichen Fund ist uns ja zwar nicht der „Urfaust“, wohl aber eine zusammenhängende Reihe ältester Faustscenen erschlossen. In dieser Dichtung des Vierundzwanzigjährigen hat Goethes Sprache den Höhepunkt ihrer Kraft und Schönheit erreicht. Wann hätte je ein deutscher Dichter so die Sprache jubelnden Glückes und höchster Seligkeit und auch herzbrechenden Wehes und verzweifelten Wahnsinns zu sprechen gewußt wie dieser junge Titan? Die Frage: woher ward ihm das? hat hier keinen Raum mehr. Hier stehen wir vor dem Geheimnis

Wirklichkeit aber teuren Preises wegen so beliebt waren. In derselben vornehm-gediegenen Liebhaberausgabe und zu demselben Preise bringt die gleiche Verlagshandlung **Heines Buch der Lieder** nun schon in 4. Auflage heraus; zu Geschenken in solchen Kreisen, die Schönes und Edles auch aus schöner und edler Schale genießen möchten, ohne sich doch von allzu prunkvollem Gewande den Inhalt verhüllen zu lassen, seien diese Ausgaben angelegentlich empfohlen. F. D.

Der Herbst ist am Sterben, mit den letzten falben Blättern spielt der Wind, kaum daß sich dann und wann noch ein paar einsame Sommerfäden durch die herben Lüfte spinnen. Da mutet es uns fast wie eine grausame Zeitwidrigkeit an, wenn uns jetzt gerade noch ein paar Reise- und Wanderbücher auf den Pfad oder — seien wir ehrlicher — auf den Schreibtisch gelegt werden, die aus ihren Blättern tausend und abertausend lockende Stimmen in unser Ohr senden, von grünen Wäldern und saftigen Wiesen, himmelanstrebenden Bergen und lachenden Seen, plätschernden Quellen und blinkenden Flüssen, und doch von uns verlangen, daß wir das alles zunächst allein auf dem Papiere in der Beschreibung genießen und die Sehnsucht nach den Originalen bis zum Frühjahr bannen. Selten ist mir das schwerer geworden als vor dem prächtigen Buche, in dem Wilhelm Jensen im Bunde mit einigen stimmungsbegabten Künstlern vor Jahren den **Schwarzwald** feierte. Jetzt ist aus dem großen Prachtwerk ein Auszug erschienen, der freilich auf die Abbildungen verzichtet, den Zauber der Jensenschen Prosa aber möglichst unangetastet gelassen hat (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag). Nur was inzwischen in topographischer und touristischer Hinsicht sich Neues ergeben hat, ist von kundiger Hand eingefügt worden. Wie sehr Jensen im Schwarzwald zu Hause, wie nicht bloß sein Fuß, sondern auch seine Seele und seine dichterische Phantasie hier auf allen Wegen und Stegen bewandert ist, lehrt jedes Blatt zum Entzücken des Lesers. Neuerdings ist Jensens hervorragende Gabe, sich mit Denken und Empfinden in den Geist der Vergangenheit zu versetzen und auch die Sprache an dieser Metamorphose teilnehmen zu lassen, leider in Gefahr, zur Manier zu erstarren; hier, in seinem Schwarzwald, spürt man von diesem Fehler seiner Tugend noch nichts: ein eigenartiger Reiz mehr spinnt sich durch diese gemütsverwandte Schilderung um die Bilder, die der Poet vor uns erstehen läßt. Dazu ist es ihm gegeben, aus einem reichen Erinnerungsschatze fremder Dichtungen zu schöpfen und auch aus ihren Truhen um die gefeierte Landschaft den Edelsteinkranz der Poesie zu winden. So erst wird das wahrhaft entzaubert, was man die innerste Seele, den Herzschlag des Schwarzwaldes nennen könnte. Auch die schlichte, aber doch vornehme Ausstattung des handlichen Büchleins entspricht dem hübschen Inhalt, getreu dem Motto des Verlages, das von dem Titelblatt grüßt: „Schön und wahr."

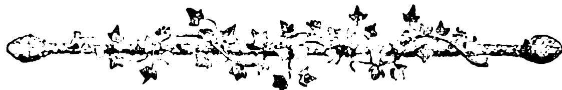
Seiner alten Heimatsliebe Thüringen getreu, bringt der unermüdliche August Trinius neuerdings gleich eine Trinität von Wanderbüchern zum Lobe des lieblichen Landes zu Markt. Das erste und umfangreichste ist ein neuer Sproß eines alten Bekannten, der siebente Band des **Thüringer Wanderbuches** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Nicht ganz mit Unrecht ist wohl gesagt worden, was Fontanes „Wanderungen" für die Mark Brandenburg, das seien Trinius' warmherzige Bücher für das anmutige Herzland unseres Reiches; aber ein Unterschied kehrt sich dabei doch bald heraus: während sich die herbe Mark ihre verborgenen Schönheiten nur mühsam entringen läßt, trägt Thüringen seinen Schmuck wie eine saubere Maid mit einer unschuldigen, kindlichen Gefallsucht zur Schau, und sein Schilderer hat es demnach ein gut Teil leichter, ihm zu den alten Freunden und Liebhabern aus den nachwachsenden Generationen stetig neue zu werben. Diesmal wählt der getreue Eckart meistens Pfade, die von den breiten Touristenstraßen abseits führen, mit ihren stillverborgenen Schönheiten aber trotzdem manches vielbesuchte Modebad ausstechen. Die Fahrt nimmt ihren Ausgang von Eisfeld, dem Geburtsorte Otto Ludwigs, geht durchs obere Schleusethal, erlebt ein Thüringer Volksfest am Großen Dreiherrnstein, tummelt sich zwischen Ilm und Schwarza, führt auch durch das Schwarzathal selbst, das immer die Perle Thüringens bleiben wird, berührt Limbach, Steinheid am Bernstieg, geleitet uns von Groß-Breitenbach nach Oberweisbach, von dort ins Zoptethal, auf den Quittelsberg, nach Gräfenthal, Burg Lauenstein, Ludwigsstadt, Lehesten, Saalfeld, die Kulm u. s. w. u. s. w. Man wandert nicht gerade immer mit leichtem Gepäck; der Verfasser hat vielmehr aus der Geschichte, der Sage, der Geologie, der Botanik und der Ethnologie vielerlei Wissenswertes und Interessantes eingeheimst, das er uns „mit auf den Weg giebt", aber er besitzt andererseits doch auch gute Laune und frischen Humor genug, sich und uns vom Staube der Wissenschaft nicht das Auge für die Schönheiten der Natur trüben zu lassen. Jeder, der sich in diese Blätter vertieft, wird ihnen am Ende — sei ihm nun Thüringen schon lieb und vertraut, sei es ihm noch unbekannt — frohe und genußreiche Stunden zu danken haben. — Einem Glanzpunkte des grünen Waldgebirges wendet sich desselben Verfassers neue Sammlung „Thüringer Kurorte und Sommerfrischen" zu. Sie soll eine Reihe von Einzelführern bringen, die tieferen, vor allem gemütvolleren Ansprüchen zu genügen trachten, als die landläufigen Handbücher sie zu liefern pflegen. Praktische Winke und Ratschläge finden

sich hier nicht; der Plan ist — mit der nötigen Beschränkung — derselbe wie der des „Wanderbuches“. Geschichte und Sage insbesondere sind es, die hier ihre Ranken um Land und Leute winden. Das erste Bändchen behandelt **Friedrichroda und Umgebung**, das zweite **Eisenach und Umgebung** (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag; geb. je 1 Mk.).

Auf daß neben Berg und Thal auch Fluß und See nicht zu kurz komme, hat der Berliner Maler Otto Protzen in Wort und Bild **Eine Studienfahrt** geschildert, die ihn drei Monate hindurch im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern herumgeführt hat (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Die Fahrt wurde am 4. Juni 1895 angetreten, in dem Jahre also, da die Nordostsee-Kanaleröffnung für jeden Wassersportsmann die great attraction bedeutete. Hierhin zog es denn auch unseren modernen Odysseus, spree-, havel- und elbabwärts schlendernd via Hamburg-Brunsbüttel ging es nach Kiel. Ganz gemächlich und mit vielen, vielen Ruhepausen, die der Künstler dem Sportsmann abzwang. Denn wo sich irgend ein malerischer Anblick bot, wo eine alte Brücke sich über den Fluß schwang, wo Wolken und Wasser zu besonderer Landschaftsstimmung sich vereinigten, wo ein romantisches Gehöft sich in den Fluten spiegelte, wo eine graue Stadt ihre verwitterten Mauern und Türme bis ans Wasser erstreckte, wo das Ufer interessante Bildungen aufwies, der Wald seine Baumriesen bis an den Strand vorschickte, überall da schlug die „Ellida“, das wackere Fahrzeug, ihr „Atelier“ auf, und Stift und Pinsel bannten aufs Papier, was sich den für jeden seinen Stimmungsreiz empfänglichen Augen darbot. Denn die landschaftlichen Schönheiten dieser niederdeutschen Gegenden wollen sein erspürt sein, sie drängen sich nicht auf und ergeben sich nur einem empfindungs- und gefühlsverwandten Gemüte. Ein solches aber ist Otto Protzen: in allem, in seinem Stil, seinem Humor, seiner Phantasie, seinen Zu- und Abneigungen verrät sich der tapfere, ehrliche Norddeutsche, der, was ihm an Eleganz des Auftretens und glänzender Form abgeht, durch die schlichte, herzhafte Natürlichkeit seines gediegenen Wesens ersetzt. Protzen hat seine Fahrt von der ersten bis zur letzten Zeile des Buches als ein rein persönliches Erlebnis geschildert, ganz impressionistisch, mit allem scheinbar nebensächlichen Drum und Dran, ohne viele gelehrte Exkurse über Geschichte und Kultur all der Stätten, die sein Ruder gestreift hat; aber gerade diese ungebundene, frisch-fröhliche Subjektivität giebt seiner Darstellung einen nicht gewöhnlichen Reiz. Das beste und wesentlichste freilich bleiben in dem üppig ausgestatteten Großquartbande die zahlreichen Landschaftsstudien, die die Hand des Zeichners eingestreut hat und die in der meisterhaften Reproduktion (zum Teil in Doppelblättern) von der künstlerischen Feinheit der Originale kaum etwas eingebüßt haben. Allen Freunden und Liebhabern des märkischen, mecklenburgischen und holsteinischen Landes wird das Buch eine Freude und Erquickung sein.

Von der Spree, Havel, Elbe, Trave und Müritz ist es ein weiter Weg bis nach Paris, und deshalb wird es auch niemanden wundern, daß ein Büchlein von Dr. Alex. Poppovic, das dessen **Pariser Eindrücke im Frühling 1900** schildert, aus ganz anderer Tonart zu uns spricht (Wien, A. Hartlebens Verlag; Preis 2,25 Mk.). Der Verfasser, der als österreichischer Commissaire adjoint und als Vertreter des K. K. Generalkommissärs die Arbeiten für die Pariser Weltausstellung von Anfang an hat entstehen und wachsen sehen, that zwar weit tiefere Blicke in die Dinge als der Vergnügungsreisende oder feuilletonistische Reiseschilderer, verleugnet deshalb aber keinen Augenblick den freien Standpunkt des vorurteilslosen, mit freien Augen und freier Zunge begabten Privatmannes, der unbeeinflußt seine Eindrücke wiedergiebt. Äußerst fein empfindend und unterhaltsam zugleich plaudert er über Volk und Stadt, über Musik, Theater und Vergnügungen und läßt daraus gewissermaßen erst die Ausstellung in ihren charakteristischen Formen herauswachsen. Überall ist der Verfasser darauf aus, die Silhouette der Ausstellung, den bleibenden Eindruck zu fassen, und hübsch hat er namentlich verstanden, das System, ihre innere Struktur dem Leser verständlich und lebendig zu machen.

F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.



Thomas Truck.

Ein Buch von gestern und morgen.

Von

Felix Hollaender.

III.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es kam der Abend. Thomas hatte keine Lampe angezündet, er fürchtete sich vor dem Licht. Das Dunkel und die Finsternis stimmten besser zu seinen unruhigen Gedanken. Er durchmaß aufgeregt die kleine Kammer, zuweilen hielt er inne und lauschte. Aber es blieb still, kein Geräusch regte sich, eine Totenruhe umgab ihn. Es war ganz schwarz in dem Zimmer, und keinen Gegenstand konnte sein Blick durchdringen. Er setzte sich auf das Sofa und drückte die Hände gegen die Augen. Und nun sah er aus dem tiefen Dunkel ringartige Farben leuchtend hervortreten. Einmal hatte die Finsternis goldene Reifen bekommen, in denen Regine wie ein seltsames Bild eingerahmt war. Und plötzlich löste sich der Hintergrund in eine weiße Lichtgestalt auf — und das war sie. Da nahm er erschreckt die Hände fort. Und nun horchte er jählings auf und hielt den Atem an. Er hörte ihren Gang — sie war es, sie mußte es sein. Er öffnete mit unsicheren Fingern die Thür, und am Geländer tastend, schritt er die Stufen der ersten Treppe hinunter. Auch auf der Treppe dieses Hauses war kein Licht — aber plötzlich stand er ihr gegenüber, und ihre Hände fanden sich ohne Worte. Einen Augenblick standen sie so still und fühlten nur ihren Atem. Aber dann machte sie sich los und schlang ihre Arme um ihn. „Da bin ich," sagte sie und küßte ihn durch ihren Schleier hindurch.

„Du ... du ..." stammelte er verwirrt. Es war aber ganz hell um ihn; der Himmel hatte sich geöffnet, und Engel in weißen Kindergewändern jauchzten ihm zu. Das dauerte nur eine Sekunde.

Sie hatte sich in seinen Arm gehängt, und vorsichtig führte er sie herauf, behutsam wie ein zerbrechliches Wesen, das schon durch eine unglückliche Bewegung Schaden nehmen konnte. Er wollte Licht anzünden, aber sie sagte bloß: „Bitte, bitte," und da ließ er es dunkel.

Und wieder küßte sie ihn; aber diesmal hatte sie den Schleier ein wenig gehoben. Er zog sie so heftig an sich, daß sie leise aufschrie, aber sogleich sagte sie, daß das nichts zu bedeuten habe.

„Ich wußte, daß du kommen würdest.“

„Ja,“ entgegnete sie, „ich wartete nur auf deinen Ruf. Du mußtest mich rufen.“

Er zog sie an das Fenster, das er öffnete. Das Schneegestöber fuhr ihnen in die Gesichter, und sie lachten wie Kinder. Aber er bekam Angst, sie könnte sich erkälten, und schloß hastig die Flügel. Nun zündete er Licht an.

Sie stand in einem englischen schwarzen Tuchjackett da, das ganz einfach und schlicht aussah, und auf dem Kopfe trug sie einen gewöhnlichen grauen Filzhut, der nur durch eine Hahnenfeder geschmückt war. Niemals hatte sie ihm besser gefallen als in dieser Tracht. Sie sah wie ein junges Mädchen aus, wie ein kleines, schlankes Fräulein. Und sie fühlte das. Ihre Züge hatten etwas Keckes, Unternehmendes, Leuchtendes. „O,“ meinte sie, „wie schön ist es, zu seinem Liebsten zu schleichen. Nie wußte ich, daß das so schön sein könnte!“ Bei diesen Worten jedoch drehte sie sich um und mied ihn. „Komm,“ bat sie leise.

Er zog den Mantel an, und wieder verschleierte sie sich. Und der weiße Schleier mit den schwarzen Punkten gab ihr einen besonderen Reiz. Sie legte ihren Arm in den seinigen, und trotz der Dunkelheit sprangen sie wie Kinder sorglos die schiefen Stiegen hinab. Sie spürten es nicht, daß unten auf der Straße ein harter Wind ihnen entgegenschlug und ihre Haare zerzauste. Sie schmiegten sich enger aneinander und gingen durch das Schneegestöber und Lichtgefunkel wie ein verliebtes, junges Paar.

„Wunderst du dich denn nicht, daß ich bei dir bin?“ fragte sie.

„Nein, ich wundere mich nicht,“ entgegnete er. Und das „du“ durchdrang ihn wie ein linder, süßer Feuerstrom. In dieser Stunde war er stark sondergleichen. Er hatte die Kraft eines jungen Bären, dem niemand nahekommen durfte.

„Mein Mann ist verreist,“ begann sie. „Er hat Aufsichtsratssitzung.“

Diese Erklärung ihres Kommens ernüchterte ihn einen Augenblick. Er wollte es gewaltsam vergessen und glaubte schon damit fertig zu sein, als er an der Ecke der Straße zusammenschrak. Ein Herr mit einem grünen Tiroler Hut, einem zerschlissenen grauen Mantel war an ihnen vorübergehuscht.

„Ist dir etwas?“ fragte sie besorgt.

„Nein, nein,“ antwortete er nervös.

Sie drückte ihn inniger an sich, und der Herr, dessen dünnes, rotes Haar unter dem Tiroler Hut nur noch matt aus der Ferne herüberschimmerte, war vergessen. Er atmete wie befreit auf.

„Ich bin jung,“ sagte er mehr für sich, „ich habe das Recht zur Liebe und zum Leben.“ Und noch einmal wiederholte er es sich: „Ich bin jung.“

„Niemand sieht mich, und niemand erkennt mich,“ unterbrach sie glückselig die Stille.

„Und wenn dich jemand erkennt?“

„Nein, niemand erkennt mich.“

„Und wenn doch?“

Sie blieb stehen und sah befremdet in seine gespannten Züge. „So würde es nichts schaden,“ erwiderte sie leise. „Ich liebe dich ... ich liebe dich.“

Die Menschen drängten an ihnen vorüber. Alles eilte in diesem störrischen Wetter nach Hause. Sie hatten jedoch keine versorgten und verkümmerten Gesichter. Sie lachten und sprachen laut und fröhlich miteinander, und Thomas summte es durch den Kopf: „O Welt, wie bist du so wunderschön!“ Auf sein heißes Gesicht fielen die Schneeflocken und thaten ihm wohl. Und die bittere Kälte ging durch seine Glieder und stärkte ihn. Er dachte nur eines: dieser dunkle Winterabend möchte nicht enden.

Einmal starrte ihnen jemand dreist ins Gesicht, so daß die Frau zusammenzuckte; aber gleich darauf lächelte sie wieder.

Sie kamen in ein Weinrestaurant der Friedrichstadt. Ein befrackter Kellner, diensteifrig, mit einem unterwürfigen Gesicht, machte eine einladende Handbewegung und führte sie in ein kleines, elegantes Zimmer, in dem kein Mensch war.

„Wenn die Herrschaften mich brauchen, so bitte ich zu klingeln,“ sagte er diskret und verschwand sofort wieder.

Sie sah sich neugierig in dem Raum um, zog das Jackett aus und stand in einem bescheidenen braunen Kleide vor ihm. Sie klatschte ein wenig in die Hände. „Zu wissen, daß du mich lieb hast!“ rief sie wie verzückt. „Komm, zieh mir die Handschuhe aus.“

Er versuchte es und stellte sich dabei ganz ungeschickt an.

„Ach, was bist du für ein Bär,“ lachte sie. „Nein, nein,“ verbesserte sie sich sofort, „du bist kein Bär. Du siehst aus,“ fuhr sie ruhig fort, indem sie ihn prüfend betrachtete, „wie ein verkleideter Fürst.“ Und ganz ernsthaft setzte sie hinzu: „Es würde mich nicht wundern, wenn du plötzlich ohne viel Aufhebens sagen würdest: Ich bin der Fürst Schuwalow.“

„Weshalb gerade Schuwalow?“ fragte er erstaunt.

„Ach, nur so,“ entgegnete sie, „nämlich ein russischer Fürst wäre mir am liebsten.“

„Muß es ein Fürst sein?“

„Es muß nicht, denn in dieser Stunde bist du für mich ein Fürst.“

„Ich bin es,“ antwortete er feierlich.

„Ich glaube, du bist es wirklich, du verstellst dich und hältst alle Welt zum Narren. Du wohnst in einer Dachkammer, weil du all der Pracht müde bist. Ach,“ sagte sie, „es muß zu schön sein!“

Etwas klang durch ihr lustiges, einfältiges Reden, das ihn traurig machte.

„Komm, laß uns einkaufen, ich will bei dir oben essen.“

Er nickte nur und klingelte.

Der Kellner kam auf der Stelle.

„Sie ...“ Thomas stockte und wußte im Augenblick nicht, wie er die gnädige Frau titulieren sollte. Und ganz hilflos brachte er die Worte hervor: „Wir müssen doch nach Hause.“ Er drückte dem Kellner einen Thaler in die Hand.

Der Garçon verbeugte sich tief, redete ihn mit „gnädiger Herr“ an und reichte ihm den Mantel — und wieder waren sie auf der Straße.

Es war zu seltsam, es war zu merkwürdig, es war zu schön!

Und auf einmal hielt er seine Schritte an und fragte sie: „Sage mir, ob ich träume, sage mir, ob ich wach bin.“

„Du bist wach,“ antwortete sie glücklich.

Sie gingen in einen Delikateßladen. Die gnädige Frau kaufte ein: ein halbes Viertel Astrachaner Kaviar, ein halbes Viertel Spickgans, ein halbes Viertel Zunge, ein halbes Viertel geräucherten Lachs, ein halbes Viertel Blasenschinken, eine kleine Dose Brie und Gorgonzola und ein viertel Pfund Butter. „Willst du noch etwas, Männe?“ fragte sie.

„Nein,“ stotterte er verlegen und gab seinen Zettel an der Kasse ab. Er bezahlte gegen fünf Mark. Es kam ihm in diesem Augenblick lächerlich wenig vor. In einem Theegeschäft wurde Thee gekauft. Dann trat man den Heimweg an.

Die alte Frau, bei der Thomas wohnte, sah ihn wirr und verständnislos an; sie begriff ihn nicht. Sie verstand auch nicht, daß die gnädige Frau sie um Teller, Bestecke und ein Tischtuch bat. Die gnädige Frau ging mit ihr in die Küche, und die Alte humpelte demütig an ihrer Seite. Nach einer Weile kam sie wieder herein. Sie hatte kein weißes Tischtuch, nur eine rotgepunkte Kaffeekränzchendecke aus früheren Tagen hatte sich gefunden und ein paar kleine Servietten in der nämlichen Farbe. Aber Teller hatte sie, einfache weiße, und schwarze Messer und Gabeln, ein wenig stumpf und wackelig, aber zur Not doch noch verwendbar.

Sie deckte den Tisch, während die Wirtin auf einem armseligen, kleinen Herde das Wasser für den Thee zum Sieden zu bringen sich mühte.

Nie hatte Thomas ein solches Glück empfunden. Jetzt, dachte er in seiner hellen Freude, bekomme ich eine Vorstellung, wie es ist, wenn Mann und Frau zusammenhausen; wie sie den Tisch deckt und sich auf jeden Bissen freut, den man gemeinsam essen wird. Wie man dazwischen lacht, sich in zärtlichem Verlangen ansieht — nur an sich denkt und alles andere vergißt. Und es kam ihm vor, als ob es gar kein anderes Glück gäbe als das, wenn Mann und Weib zwischen vier Pfählen sich gegenüber säßen.

„Du, ich muß noch einmal hinunter,“ sagte sie.

Und ohne sich das Jackett zuzuknöpfen, den Filzhut ein wenig schief auf dem Kopf, nickte sie ihm lustig zu und eilte an ihm vorbei.

Das Warten wurde ihm zur Ewigkeit. Er sah auf die Uhr. Er trat an das Fenster. Er schritt durch das Zimmer. Er zählte. Er wurde ängstlich, und die Furcht stieg in ihm auf, alles sei ein Mummenscherz gewesen — und nun, nachdem sie ihn in Rausch und Freude gebracht, kehre sie ihm hinterlistig den Rücken und lasse ihn in seiner Einsamkeit.

Da kam sie herein. Das Haar war ihr wirr, die Augen funkelten. Aus weißem Seidenpapier nahm sie Veilchen und Maiglöckchen, Christblumen und Anemonen. Und die legte sie bunt durcheinander auf die Kaffeedecke mit den roten Punkten. Und nun war das Zimmer ein Garten im Winter, und die Christblumen und Anemonen schufen ihm das Bild der Heimat. Der Tisch war an das wurmstichige Sofa gerückt. Die Alte brachte das dampfende Getränk herein, dessen Farbe rotgolden war.

Regine hatte mit behenden Fingern die Brötchen mundrecht gemacht, und den ersten Kaviarbissen mußte er aus ihrer Hand nehmen. Sie zwitscherte wie ein Vogel, sprühte vor innerer Lebendigkeit, lachte vergnügt, sah ihn dann wieder großäugig und leuchtend an und bewegte ihn bis in die Tiefe. „Sage, wie lieb du mich hast."

„Ich kann es gar nicht sagen."

„Sage es, ich bitte dich."

Seine Halsmuskeln zitterten, und seine Lippen bewegten sich beständig.

Sie sah seine Qual. „Sage es, bitte," wiederholte sie noch einmal.

„Ich habe dich so lieb," entgegnete er langsam, „so daß ich zum erstenmal begreife, begreifen kann, wie ein Mensch um seiner Liebe willen alles andere vergißt." Er machte eine kleine Pause.

Sie ließ ihn in ihrer Erwartung nicht los.

Da sagte er langsam und fast für sich: „Ich verstehe, daß ein Mensch aus Liebe zum Strauchdieb und Mörder werden kann; denn," fuhr er fort, „es giebt für ihn keinen Willen mehr, eine dunkle Macht treibt ihn mit einer blutigen Peitsche." Er sah sie ein wenig scheu von der Seite an.

„O," sagte sie, „ist das schön, wenn ein Mensch so liebt!"

Er wurde von dieser Antwort ganz betroffen.

Sie merkte es und nahm seine Hand zwischen die ihrigen. „Ich meine," brachte sie freudig hervor, „daß das das Tiefe und Wahre ist. Alle Vernunft, aller nüchterner Verstand hört auf, alle kleinlichen Erwägungen fallen; man liebt sich einfach und vergißt alles. Es giebt keine Religion, es giebt keine Rücksicht, es giebt keine Moral mehr. Man wird, wie du es so prachtvoll ausdrückst, zum Strauchdieb oder gar Mörder." Sie war vor Erregung ganz blaß geworden. Nichts Totes war mehr in ihrem Blick, und wenn ihre Augen stumpfen, schwarzen Kohlen glichen, so hatte sie sie selbst zu strahlenden Diamanten umgeschliffen. „Du wunderst dich über mich, ich sehe es dir an, du wunderst dich, daß man mit Freude zu so schrecklichen Dingen sich bekennen kann; aber glaube mir," fuhr sie fort, „noch vor acht Tagen hätte ich nicht gewußt, daß so etwas aus mir herauskommen könnte. Du bist daran schuld, du allein. Und dann," setzte sie hinzu, und ihr Gesicht bekam einen tüftelnden und grüblerischen Ausdruck, „kannst du es nicht verstehen, daß jemand, der in einem goldenen Käfig gefangen ist, neidisch auf die Freiheit der anderen ist? Und daß ihm die Liebe erst dann groß, stark und übermächtig vorkommt, wenn sie alle Schranken durchbricht und nicht vor Diebstahl" — ihre Stimme wurde fiebrig — „und nicht einmal vor Mord zurückschrickt?" Sie lachte in heißer Erregung plötzlich auf. „Ich komme mir selbst jetzt fremd und wunderlich vor. Nie, nein, nie hätte ich gedacht, daß ich solche Dinge reden könnte."

Sie rückte ganz dicht an ihn heran, erhob sich ein wenig und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Sage mir," schloß sie, „wenn so etwas in uns ist, muß es dann nicht wahr und tief sein?"

Ihre Worte machten einen sichtlichen Eindruck auf ihn, und das spürte sie.

„Da ist etwas in deiner Frage," entgegnete er, „das an die letzten Dinge rührt, und worüber sich mancher schon den Kopf zerbrochen hat. Was in uns ist, ist tief; was ist, ist wahr und notwendig, mag es uns auch Hemmnisse und Leiden, Krankheit und Seuchen schaffen!"

Sie legte ihre beiden Hände an die Stirn und sagte: „Du, das begreife ich alles nicht, ich kann nicht denken."

„Doch, du kannst. Du mußt. Dinge, die wir nicht fassen können in unserer Beschränktheit, die uns verwirren und lähmen, haben in der Natur ihr Ziel und ihre Bestimmung; und mögen sie zum Kampf und Tode führen, so bedeuten sie doch Leben und Entwickelung. Denn was ist das Sterben an-

ders als Werden und Entwickelung; das, was stirbt, macht dem, was stärker und jünger ist und zu neuer Entwickelung führt, einfach Platz, und so kann man wirklich sagen, alles, was in uns und um uns von Natur ist, steht mit der Natur im innigsten Zusammenhang, wenn wir es auch oft nicht zu begreifen vermögen. Aber," fügte er hinzu, „in uns ist eine solche Unendlichkeit von Trieben, Instinkten, Empfindungen, die gegenseitig sich befehden und aufeinander lauern, daß auch hier wohl eine Auslese sein muß; und es kommt schließlich wohl wirklich nur darauf an, daß das herrscht, was für unser Sein bestimmend ist."

„Das ist alles so schwer und rätselhaft," meinte sie ängstlich.

„Ja," antwortete er leise und nickte ihr zu; „weil wir selber Rätsel sind, ist alles in uns ohne Lösung. Man ahnt sie wohl, aber niemand hat mit Bestimmtheit sagen können, daß er das Richtige getroffen hat. Hast du dich niemals mit diesen Dingen beschäftigt?"

„Nein," erwiderte sie, „ich habe mir alles Denken abgewöhnt. Ich lebe nur so dahin und denke nicht. Er sagt: Denken ist überflüssig," fügte sie leiser hinzu und mied es, ihn anzusehen.

Dieses „Er sagt" brachte ihn für eine kleine Weile um alle Stimmung. „Und hast du niemals religiöse Vorstellungen gehabt, in denen sich solche oder ähnliche Ideen kreuzten?" fragte er endlich.

„Nein, ich habe keine Religion. Ich lebe dahin und glaube an nichts. An nichts glaube ich." Und langsam und bedächtig, aber in völlig bestimmtem Ton setzte sie hinzu: „Es ist mir völlig gelungen, alle die Vorstellungen von Gott zu vergessen. Gott ist in mir erloschen. Auch denke ich nie ans Sterben; niemals gehe ich auf einen Kirchhof, und keine schwarzumränderte Todesanzeige darf mir gezeigt werden. Ich will einfach nicht daran erinnert werden, ich will nicht," schloß sie mit dem Ausdruck eines trotzigen und eigensinnigen Kindes.

Er hatte ihr aufmerksam und angestrengt zugehört. Ist das nicht alles so wie bei mir? dachte er leise. Und er erinnerte sich an seine Knabenzeit, wo ihm der Sterbegedanke Schmerz und Pein gebracht, wo die Tamara mit ihm in den Kissen geweint und er erst Ruhe gefunden hatte, als er aufhörte, über alle diese Dinge zu grübeln.

Sie waren eine Spanne Zeit in Gedanken versunken und fuhren scheu zusammen, als die Alte den Kopf in die Thür steckte, über den sie wie eine Haube ein schmutziges, graues Tuch geschlungen hatte.

„Wünschen Sie noch etwas, Herr Doktor?" fragte sie in demütiger Haltung. „Von wegen weil ich müde bin und Schlaf in den Augen habe."

„Gehen Sie ruhig zu Bett."

Aber sie ging nicht sofort, sondern trat in das Zimmer ein, und indem sie einen unterwürfigen Knix machte, sprach sie mit einem lächerlich ehrfürchtigen Ausdruck: „Gute Nacht die gnädige Frau —" und reichte Reginen wie ein Kind die alte, runzelige Hand.

Diese Hand berührte Regine kaum. Ja, sie schüttelte sich beinahe wie im Frost bei dem Anblick der Wirtin. Sie murmelte etwas Unverständliches, zog ein Goldstück aus der Tasche und drückte es ihr in die Hand, aber so flüchtig, daß sie sie nur streifte.

Die Frau machte ein verblüfftes, beinahe entsetztes Gesicht, sah Thomas Truck einen Moment verwirrt an und humpelte hinaus.

Nach einer kurzen Stille sagte Regine und zog die Schultern zusammen, als ob sie fröre: „Glaubst du auch daran, daß alte Weiber Unglück bringen?"

Er gab ihr keine Antwort. Es war so merkwürdig in dem engen Raum geworden. So ernst, so feierlich. Alle Liebesworte waren verstummt, und schwermütige Gedanken und Stimmungen hatten sich unvermerkt eingeschlichen. Sie waren gekommen wie Diener in alten Häusern, die unhörbar, gleichsam auf Filzsohlen in den Festsaal treten und den Gästen den Becher und die Speise reichen. Es lag auf ihnen wie ein Alp; aber dieser Alp hatte bei alledem etwas Süßes, etwas, das sie noch enger verknüpfte.

Sie standen beide auf einmal wie verabredet auf und traten an den armseligen, weißen Kachelofen und legten auf die Fliesen eng ihre Hände nebeneinander. Sie lachten zusammenklingend auf, denn der Ofen war

kalt. Aber ihre Hände, die sich trafen, zitterten und strahlten Wärme aus. Sie sprachen kein Wort.

Dann verließ sie ihren Platz, und während sie ihr Jackett anzog und den Hut aufsetzte, sagte sie: „Wenn du wüßtest, wie schön das war!“

Und dann nahm sie, ehe er es abwehren konnte, seine Hände und küßte sie.

Er durfte sie nicht nach Hause begleiten. In einer geschlossenen Droschke verließ sie die Luisenstraße. Bevor sie einstieg, sahen sie sich noch lange an.

In dieser Nacht jagte Thomas noch stundenlang durch die Straßen. Als er wieder heimkam, entkleidete er sich nicht, sondern las, bis der Morgen graute, aber was er gelesen hatte, wußte er nicht.

* *
*

Dieser Abend hatte Thomas Truck in einen glücksschweren Rausch versetzt. Doch am anderen Morgen fühlte er beim Erwachen, das ihn sitzend im Stuhle fand, einen dumpfen Schädel.

Er mußte sich langsam und mühsam an alle Vorgänge des verflossenen Abends erinnern; alles kam ihm wie in Nebel gehüllt vor, auch glaubte er, geträumt zu haben. Und erst allmählich, als Einzelheiten lebendig in ihm auftauchten, zweifelte er nicht mehr, daß der gestrige Abend mit seinen Erlebnissen in Wirklichkeit gewesen war.

Er dachte ihn zurück bis auf den Tonfall jedes Wortes, bis auf den wechselnden Ausdruck ihrer Züge; zuweilen schloß er die Augen, um den Erinnerungseindruck ganz stark sich zurückzurufen, und schließlich blieben alle seine Gedanken an ihrem Worte haften: „Was in uns ist, ist wahr.“ Aber was ist in uns? dachte er weiter. Was bleibt in uns übrig, wenn alle Krusten und Hüllen gefallen sind? Und gab es eine Möglichkeit, daß man mit saurem Schweiße unaufhörlich in sich das Erdreich aufschüttete, bis man an die Wurzeln seiner Persönlichkeit kam? Und wie viele gelangten bei dieser Arbeit zum Ziele? Das Innere des Menschen war ein Urwald, in dem alles wild durcheinander wucherte, was Jahrtausende hineingetragen. Gift- und Schlingpflanzen, kriechendes Gewürm, leuchtende Käfer, unheimlich gebildet, wuchsen neben hochstämmigen Bäumen, bewegten sich neben tummelnden Ameisen und schwärmenden Waldbienen. Das Innere des Menschen war ein Urwald, in dem beim Erwachen des Frühlings ein schläfrig süßer Duft aus dem Erdreich stieg, wo aus der Stille und Einsamkeit ein unheimliches Leben sich herausschlich. Spechte wetzten die Schnäbel, Auerhähne balzten, der Kuckuck machte sich in langgezogenen Tönen vernehmbar, Eichhörnchen huschten behende die Stämme empor, das welke Laub fiel geräuschlos hernieder, und wer Ohren hatte, vernahm, wie alles in der Natur summte und sich losrang und nach Erwachen und Leben gierte. Unzählige Stimmen, Laute und Geräusche, ein Gewisper und ein Geflüster, eine Regsamkeit und ein Bewegungsdrang, die alles in Aufruhr versetzten. Einem Urwalde glich das Innere des Menschen. Kahl und abgestorben liegt es da, bis all das unheimliche Leben plötzlich wie mit einem Schlage das unterste zu oberst kehrt. Und selbst wenn man jeden dieser Laute deutlich vernähme, wer vermochte sich einen Einklang zu schaffen, wer vermochte durch die Finsternis und das Urgestrüpp sich einen Weg zu bahnen? Und wer hatte die Kraft und den Mut, den Weg zu gehen? War es nicht viel besser und lebenstüchtiger, wenn man das Hören allmählich verlernte? Wenn die unendlich vielen Stimmen verstummten, wenn man die empfindlichen und trostlosen Geräusche überschrie, wenn man das Keimen und Wachsen nicht mehr sah? Lief nicht schließlich das ganze Leben des Menschen darauf hinaus, dem inneren Auge das Licht zu nehmen, dem inneren Ohre den Ton? War es nicht vermessen und die Jugend untergrabend, auf die Suche zu gehen nach dem, was in uns ist? Aber war dieses Suchen nicht unsere Sehnsucht? Und war man überhaupt noch ein hochragender Mensch, wenn man seiner Sehnsucht die Flügel beschnitt und sie wie arme, gefangene Vögel erdkriechend machte? Aber was war denn die Sehnsucht? schrie er sich heftig an. Vielleicht war sie nur ein dumpfes Gespenst, leer, inhaltlos, das ihn verfolgte wie sein Schatten und nicht einzufangen war, ein Phantom, ein Reflex! Ja,

ein Reflex! erwiderte er sich selbst. Aber wie der Schatten ein Reflex von etwas Körperlichem, etwas Seiendem, also ein Abbild vom Wesen der Dinge, also wirklich existierend, also etwas Wesentliches, vielleicht das Wesentliche!

Seine Ideen schmerzten ihn. Er entkleidete sich und verwandelte sein Zimmer in eine Badestube. Er goß das kalte Wasser wie einen Strom über seinen Körper, schüttelte sich wie ein nasser Pudel und warf sich, ohne sich abzutrocknen, in das Bett. Er hatte das Gefühl, daß es thöricht und unvernünftig wäre, heute in ein Kolleg zu gehen. Er würde gedankenlos in die Luft starren und kein Wort verstehen. Und wenn er doch etwas verstünde, so würde es ihm kindisch und belanglos vorkommen.

Das war das letzte, was er dachte. Nur noch unklare, unbestimmte Empfindungen durchwogten ihn. Er fühlte wohl, wie der nasse Körper unter den Decken und Kissen sich trocknete und Wärme aufnahm, wie es ihn durchrieselte, als ob durch seinen Körper ein Feuerstrom geleitet würde. Aber das alles kam nicht mehr zu klarem Bewußtsein in ihm; er hörte auch nicht mehr, wie seine Wirtin hereinkam, um das Zimmer aufzuräumen.

Sie sah sich kopfscheu in der Nässe um und holte einen schmutzigen, baumwollenen Lappen, mit dem sie stöhnend über die Dielen fuhr. Hierauf stellte sie sich vor sein Bett und betrachtete ihn neugierig. Er atmete schwer und schien unruhig zu träumen. Sie legte ihre welke Hand, die sie vorher an ihrem Rocke trocknete, einen Augenblick auf seine Stirn; dann schüttelte sie das Oberbett, daß der Wust der Federn nach unten kam und die Brust nicht beschwerte. Und mit sich selbst zufrieden, räumte sie gemächlich den Tisch auf, that die Speisereste und das Geschirr auf ein Tablett, besah sich sorgfältig die rote Decke, die sie an längst vergangene Zeiten zu erinnern schien, und trippelte, mit ihrem Schatz beladen, schwerfällig hinaus.

Er schlief bis zwei Uhr mittags. Als er das Bett gekräftigt verließ, beherrschte ihn nur noch die eine Vorstellung: es giebt nichts Schöneres und Besseres, als verliebt zu sein, ich bin jung, ich bin glücklich, ich bin verliebt! Und herzhaft sprang er in seine Kleider und pfiff dabei eine Melodie. Wie kann man nur so kindisch sein, immer zu grübeln, sagte er zu sich selbst. Wer nicht genießt, lebt nicht. Und sein ganzes Leben betrachtete er auf einmal in einem völlig anderen Lichte. Alle seine Ideen kamen ihm wie Jugendeseleien vor; erst seine Liebe hatte ihn gereift und zum Manne gemacht.

Er zündete sich seine Pfeife an und schritt auf die Straße.

* * *

Er ließ sich treiben. Es war ihm so wunderlich in seiner neuen Freiheit. Er begriff auf einmal das Selbstbewußtsein der Reichen. Er kam sich ja selbst wie ein Millionär vor! Die Straße gehörte ihm und war in einen Garten verwandelt. Durch schattige Alleen ging er, auf Rasenbänken ließ er sich zeitweilig nieder und fing die Sonne auf, die ganze Sonne als sein persönliches Eigentum! Dann verließ er den Garten und bewegte sich wieder in dem lebendigen, unübersehbaren Gewoge der Großstadt. All die fleißigen Bienen schwärmten an ihm vorbei und brachten in den Bienenstock den Honig, den sie aus tausend Blüten gesogen hatten.

Jemand trat an ihn plötzlich heran, jemand, der einen Cylinder trug und funkelnagelneue, rotbraune Glacés.

„Ah, Sie verzeihen, Sie sind Herr Thomas Truck?“

„Gewiß, der bin ich.“ Er nimmt für einen Augenblick die kurze Pfeife aus dem Munde.

„Ah, Sie gestatten, daß ich Ihnen gratuliere. Alle Welt spricht von Ihrem Glück. Wie viele haben sich vergebens bemüht, bei der gnädigen Frau zu reüssieren, und nur Ihnen ist es gelungen, Ihnen allein! Ah, Sie sind ein Sonntagskind, ich gratuliere.“

Und der Herr zog devot den Cylinder, reichte ihm die mit dem funkelnagelneuen Glacéhandschuh bekleidete Rechte und entfernte sich.

Das kam ihm alles natürlich vor. Es konnte gar nicht anders sein. Er blies den Rauch in großen Wolken von sich. Er fühlte, wie fest und sicher er schritt, und trotz des

Geräusches der Straße hörte er seine eigenen Tritte.

„Herr Truck ... Herr Truck —"

Rief ihn jemand? Er drehte sich um. So eine fettige Stimme! Dummheit, er vernahm doch nicht etwa bereits Stimmen? Hallucinierte er?

„Herr Truck ..."

Wieder blickte er sich um. Das war ja unerhört, wie er sich selber narrte! Er hob den Kopf in die Höhe. Jetzt konnte einer rufen, soviel er wollte, er würde sich den Teufel darum kümmern. Aber in diesem Augenblick erschrak er. Er erinnerte sich deutlich, daß die Stimme, die er gehört hatte, der des Herrn Steinthal glich. Aber Herr Steinthal war verreist — und doch war es der nämliche nasale Ton; und wie kam es, daß er gerade in dieser Sekunde, wo er auf der Höhe des Ruhmes stand und auf alles unter sich beinahe verächtlich herabsah, diese Stimme hörte?

„Herr Truck ..."

Er sah verstört auf und taumelte. Hart an der Bordschwelle starrte ihm aus einem Wagen das wohlgenährte Gesicht des Bankiers entgegen, und Herr Steinthal winkte ihm lebhaft mit der fleischigen Hand.

Nun erkannte er auch, daß beim Kutscher auf dem Bock ein eleganter Handkoffer stand. Er trat scheu näher.

„Die Stimme kann man sich ja nach Ihnen ausschreien. Kommen Sie 'n bißchen in meinen Wagen."

Thomas bekam angst. Er glaubte vorübergehend wirklich zu hallucinieren, mit dem Gehör und mit dem Gesicht. Dennoch sagte er laut: „Sie verzeihen, ich habe es eilig."

„Kommen Sie nur! Ein junger Mensch hat immer Zeit," erwiderte Herr Steinthal und zog ihn trotz seines Widerstrebens in den Wagen. „Es ist wirklich angenehm, daß Sie der erste waren, dem ich begegnet bin. Sie sehen mich erstaunt an, Sie fragen wieso? Sehr einfach! Man ist abergläubisch; wir Börsenleute sind abergläubisch. Ich bilde mir jetzt ein, daß ich in den nächsten Tagen Glück haben werde. Sie habe ich zuerst gesehen — Sie müssen nämlich wissen, ich komme soeben von einer kleinen Spritztour zurück — Sie sind 'n anständiger Mensch. Also ich werde Glück haben, ich bin überzeugt davon. Mensch, was machen Sie für eine sauertöpfige Miene," unterbrach er sich. „Was wollen Sie? Ihnen steht doch die ganze Welt offen! Frieren Sie? Wollen Sie meine Decke?"

„Ich danke," antwortete Thomas.

Dennoch legte Herr Steinthal fürsorglich die Reisedecke über ihn. „Wissen Sie," begann er von neuem, „ist doch angenehm, wenn man wieder nach Hause kommt. Hatte da 'ne Sitzung im Aufsichtsrat, langweilig gewesen, scheußlich langweilig! Meine Frau hat keine Ahnung, daß ich komme; ich liebe Überraschungen." Diese Worte sagte er leiser und sah Thomas lächelnd an.

Der senkte die Augen. Ist das ein niederträchtiger Mensch, dachte er im stillen. Er weiß alles und zieht mich auf. Er spielt mit mir wie der Untersuchungsrichter mit dem Verbrecher.

Der Bankier zog ein Etui aus der Tasche und drückte an dem Knopf. Ein unheimlich funkelndes Brillantenkollier strahlte Thomas entgegen.

„Bring ich ihr mit," sagte er. „Was soll man thun? Man muß sich beliebt machen. Ich versichere Ihnen, das ist schwerer, als Sie denken. Sie hat alles. Giebt überhaupt nichts mehr, womit man sie sozusagen blöffen könnte. Glauben Sie mir, die Leute, die alles haben, gehen an ihrem eigenen Überfluß zu Schanden. All die kleinen Freuden existieren für sie nicht. Schadet nichts, sie ist dankbar und freut sich doch." Er lachte lustig und begann plötzlich mit seinem Kneifer zu pendeln. „Am Ende thut sie nur so, aber das ist ja schließlich egal, finden Sie nicht?"

Thomas hatte auf die letzten Worte gar nicht gehört. Er sah nur dieses entsetzliche Taktieren, das ihm auf die Nerven fiel.

Was wollte der Mensch von ihm? Er wäre am liebsten aus dem Wagen gesprungen.

Eine Sekunde dachte er daran, ihm folgendes zu sagen: Bilden Sie sich nicht ein, daß ich ein Dummkopf bin; ich merke genau, daß Sie alles wissen. Ich leugne es nicht. Hören Sie, ich leugne es nicht. Hätte ich Sie nicht zufällig getroffen, so wäre ich in Ihre Wohnung gekommen, um Ihnen eine Erklärung abzugeben. Diese Erklärung war

ich Ihnen schuldig, und Sie können sich darauf verlassen, ich hätte sie abgegeben. Ich finde es aber nicht nobel, Fallen zu stellen und Schlingen zu legen. Im Gegenteil, das ist hinterlistig und gemein. Ich sage Ihnen das geradezu. Warum stellen Sie mich nicht Auge in Auge?

Der Bankier nahm unvermittelt seinen Arm. „Beneiden Sie mich?“ fragte er.

Thomas war empört. In welch infamer Weise geht dieser Mensch gegen mich vor? Mit Fallstricken sucht er mich zu vernichten. Warum legt er nicht herzhaft das Gewehr an, zielt und trifft? „Ich beneide Sie nicht,“ antwortete er scharf.

„Ich glaube Ihnen aufs Wort. Neidische Menschen sind mir unangenehm, sind mir widerlich; und im Vertrauen“ — er senkte ein wenig die Stimme — „Sie haben keinen Grund dazu. Sehen Sie, da sammle ich Kapitalien an, bin an allen großen Unternehmungen beteiligt und speichere Reichtümer auf. Für wen? Für sie und meinen Jungen, der siech und elend ist. Sie kennen doch meinen Jungen? Sie sind ja Mediziner, glauben Sie, daß er mit dem Körper —“ er brach mitten im Satze ab, und über sein dickes, im gewöhnlichen Leben schlaues Gesicht legten sich Schatten. Nur die mechanische Bewegung mit dem Kneifer machte er nach wie vor. „Wieso muß ich zu solch einem Kinde kommen?“ fragte er leise. „Und glauben Sie, daß es so leicht ist, mit so einer Frau zusammen zu leben? Ich sage Ihnen, solche Frauen haben Mucken, von denen Sie sich keinen Begriff machen können. Wenn so eine Frau den Teufel herauskehrt, dann ist es aus, dann giebt es kein Rezept, lieber Doktor. Sie können's machen, wie Sie's wollen, falsch machen Sie's immer.“ Er hob jetzt das Pincenez ein wenig in die Höhe, und indem er Thomas mit halb eingekniffenen Augen ein wenig anblinzelte, fuhr er fort: „Man muß noch froh sein, wenn man so einer Frau nichts anderes vorzuwerfen hat.“ Er hielt inne.

Aha, dachte Thomas, jetzt ist der Moment gekommen; jetzt geht er aufs Ganze. Er rückte sich in Positur und faßte einen festen Entschluß. Unter keinen Umständen wollte er sich diesem boshaften Kreuzverhör noch länger unterziehen.

„Herr Steinthal ...“

Der Bankier wehrte ab. „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Bitte sehr,“ sagte er, indem er die Hand ein wenig hochhob, „ich weiß es genau.“

Thomas flirrte es vor den Augen.

„Sie wollen sagen, wie komme ich dazu, einem mir beinahe wildfremden Menschen alle diese Dinge zu beichten? Ja, sehen Sie. Wie Sie damals in meinem Hause diesen Schlingel, der sich mit Ihnen einen faulen Witz machen wollte, heimgeleuchtet haben, da wußte ich, daß Sie ein ehrlicher und aufrichtiger Mensch ohne Falsch seien. Vielleicht,“ fuhr er überzeugt und ernsthaft fort, „der einzige ehrliche und wahrhaftige Mensch in der ganzen Gesellschaft. Sie haben Schrullen, sind 'n Idealist, sind 'n bißchen hier“ — er wies auf die Stirn — „aber das thut nichts, Sie sind rein und durch und durch anständig. Wer, wie ich, mit so viel Gesindel zusammenkommt, hat dafür einen Blick und eine Wertschätzung.“

Bei diesen Worten war Thomas alles Blut aus dem Gesicht getreten. War das alles noch teuflische Ironie, oder war es Wahrheit?

„Solche Menschen wie diesen Schwätzer von Kornfeldt muß ich um mich dulden, solche Menschen, die mir unangenehm sind. Warum? Meine Frau wünscht es. Thun Sie mir einen Gefallen, hören Sie?“

„Ich höre.“

„Essen Sie heute abend bei mir. Machen Sie keine Umstände, unvorbereiteterweise.“

Jetzt war alles klar. Er wollte ihn in seinem Hause haben; er wollte ihn seiner Frau gegenüberstellen; er wollte ihn in Sicherheit wissen, und um jeden Verdacht zu ersticken, hatte er den Rechtsanwalt bei ihm angeschwärzt, der vielleicht, nein bestimmt, ebenfalls zu diesem merkwürdigen Souper zwecks Aufnahme des Protokolls geladen war. Dennoch war er seiner Sache nicht völlig sicher und wußte nicht, ob dieses Manövrieren des Herrn Steinthal auf einen vagen Verdacht oder eine untrügliche Wissenschaft zurückzuführen war. Er wollte vorsichtig sein, obwohl ihn diese Vorsicht innerlich schmerzte und ihm schimpflich vorkam. Und bei dieser Erwägung kreuzten sich tausenderlei Gedanken in seinem Hirn.

Vorsicht war Hinterlist, war der Beginn zur Niedertracht und Ehrlosigkeit. Vorsichtig waren die im Lande, die sich duckten und die Buckel krümmten, die durch Kriechen und Streben emporkommen wollten; vorsichtig waren die Einbrecher und Diebe, die Lichtscheuen und Erbärmlichen. Bei diesen Vorstellungen, die mit beängstigender Schnelligkeit in ihm auftauchten, wurde ihm schlecht zu Mute. Es war ihm, als ob ein Fremdkörper in seinem Inneren rumorte, und als ob er nicht den Mut habe, ihn beherzt herauszuziehen. Er bildete sich auch ein, daß sein Mißtrauen und sein Widerstand durch dieses ewige Taktschlagen mit dem Kneifer hervorgerufen sei.

„Ich muß leider ablehnen," sagte er langsam, „ich habe nämlich eine —" er stockte, dann fügte er renommistisch hinzu: „eine wichtige Zusammenkunft."

„Lassen Sie sie schießen! Meine Frau würde sich gewiß freuen."

Thomas' Erregung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Was meinte er damit, daß seine Frau sich freuen würde? Es war sonnenklar, dieser Mensch spielte mit ihm, trieb ihn in die Enge wie ein kniffliches Staatsanwalt — und wieder schwankte er. Aber, wie war es, wenn er nur von Einbildungen gehetzt wurde und in der That die Gelegenheit hatte, sie sorglos wiederzusehen ... unvermutet ... Eine heftige Freude erfaßte ihn bei dieser Idee. Er wies sie sofort zurück und — schämte sich.

„Kommen Sie doch," bat Herr Steinthal von neuem.

„Ich kann wirklich nicht," entgegnete er scheu. „Im Gegenteil, ich muß mich sofort von Ihnen verabschieden."

„Na, denn 'n andermal. Kutscher, halten!"

Thomas sprang aus dem Wagen und lüftete den Hut. „Ich empfehle mich, Herr Direktor."

„Keinen Gruß für meine Frau?"

„Gewiß, gewiß," stotterte Thomas mit Anstrengung, denn seine Zunge bewegte sich schwer. Und wie angewurzelt blieb er noch eine Weile stehen und sah dem davonrollenden Wagen nach. Dann ging er langsam weiter. Habe ich nun alles das erlebt? fragte er sich schmerzhaft. Vielleicht sind es nur wirre, krause Träume? Ich werde annehmen, daß ich alles geträumt habe, dachte er bei sich, zum mindesten diese wahnsinnigen Schlußfolgerungen über Bord werfen. Was soll mir das? Ich bin doch nicht dazu da, rief er sich erbittert zu, um mir mein eigenes Glück zu zerstören. Ich habe ein Recht auf Liebe. Mein Hemd ist mir näher als mein Rock. Und dieser Steinthal ist nicht einmal mein Rock. Er lebt in einer Welt wilder Genüsse und Spekulationen, und ich bin schließlich nicht verantwortlich dafür, wenn sie mich liebt. Ich werde mit Regine sprechen, und wir werden dann beide vor ihn hintreten; denn so viel steht fest, es ist unwürdig und gemein, mit seiner Leidenschaft wie mit einem gestohlenen Gute sich zu verkriechen und trübe Schlupfwinkel aufzusuchen. Es ist unzweifelhaft ein entsetzlicher Schlag, der den Ahnungslosen trifft, vorausgesetzt, setzte er bei sich mißtrauisch hinzu, daß er wirklich ahnungslos ist. Aber wenn draußen auf dem empörten und vom Sturm gepeitschten Meere die Wogen über armseligen Brettern zusammenschlugen und die Menschen samt ihrer Habe verschlangen, so konnte auch niemand verantwortlich gemacht werden. Und wenn die schwarze Pest ausbrach und ohne zu sondern die Guten und die Schlimmen hinwegraffte, so hörte auch die Frage nach der Gerechtigkeit auf. Was war überhaupt das Schicksal des einzelnen gegen das dunkle Walten der Naturkräfte! Und dennoch bedeutete das Schicksal jedes einzelnen unendlich viel; und jeder mußte, wollte er sich behaupten, seinen Anspruch auf Glück und Liebe mit starken Händen festhalten.

Sie und er gehörten zusammen. Sie und ihn hatte das rätselhafte Leben zusammengebracht. Sie und er mußten ihren Weg gehen, mochte der andere darüber zusammenbrechen. Das stand für ihn unverbrüchlich fest — wenigstens in diesem Augenblick.

So ... Er klopfte die Pfeife aus, die ihm längst verglommen war, und blickte gedankenlos in die blauen Blitze der elektrischen Wagen. Und dennoch, all sein Wehren nützte nichts. Er hatte einen nagenden Gram, gegen den er vergebens ankämpfte. Er fühlte sich aus seinem tiefen und freudigen Rausch aufgerüttelt, und die gemeinen Alltagssorgen bissen ihn wie giftige Schlangen.

Ich muß stark sein, sonst verblute ich daran, sagte er zu sich selbst. Ich muß Klarheit schaffen, denn ich bin ein Mensch, der ohne Klarheit nicht sein kann; ich brauche die Klarheit wie die Luft; ich kann nur leben mit der Achtung vor mir selbst. Aber was ist eigentlich Achtung? Quäle ich mich nicht mit lauter Gefühlsduseleien?

Er schritt durch das Brandenburger Thor. Die breiten Linden lagen im grauen Nebel vor ihm, der selbst die elektrischen Lampen in seinen Dunstkreis zog. Alles verschwamm durcheinander. Er blickte befremdet um sich. In seinen Grübeleien hatte er gar nicht darauf geachtet — keine drei Schritte weit konnte man sehen. Die Auslagen waren gleichsam verschwunden. Man vernahm das Gerassel der Wagen und sah sie nicht. Man hörte die Stimmen der Menschen, aber die Gesichter blieben verschleiert.

Jemand beugte sich dicht an sein Ohr und flüsterte ihm zu: „So ist das ganze Leben. Die Dinge und die Wahrheit sind ganz nahe, aber die meisten sehen sie nicht, sie gehen im Nebel. Und zu diesen ‚meisten‘ gehören Sie, Herr Thomas Truck.“

„Ich?“

„Ja, Sie ... Sie!“

Und jetzt blickte ihm der Mensch gerade ins Auge.

„Ah, Sie sind es,“ sagte Thomas zitternd.

„Ich bin es,“ entgegnete der Herr mit dem verschlissenen grauen Mantel und dem eingedrückten Tiroler Hut.

* *
*

Die Lissauer war wie benommen. Ihr Gesicht war vor innerer Erregung fleckig geworden, und das Brandmal auf ihrer Backe trat noch brandiger als gewöhnlich hervor. Aber sie ließ den kleinen Blinsky, der verlegen vor ihr stand und unter seinen Brillengläsern furchtsam zwinkerte, nicht aus den Augen. Sie achtete nicht darauf, daß ihr das dünne Haar zerzaust und unordentlich herunterfiel. Als sie sich endlich gefaßt hatte, fuhr sie Blinsky grob und rücksichtslos an: „Wie kennen Se meinen Mann hineinziehen in dieserr Geschichte? Wirr missen uns sauer genug unserr Geld verdienen.“

Der schmächtige Mensch strich mit seiner dünnen Hand über das spärliche Haar. Er lächelte trübe, und in den hervorquellenden Augen flackerte es unruhig. „Brose muß geholfen werden,“ sagte er mit unsicherer Stimme, „sonst geht er zu Grunde.“

„Muß?“ erwiderte sie höhnisch. „Übrigens,“ fuhr sie mißtrauisch fort, „was geben Sie denn?“

„Dasselbe,“ antwortete Blinsky.

Die Frau schlug die Hände zusammen. „Merr haben Se ja selberr nich,“ schrie sie entsetzt. „Se sind ja närrisch; närrisch sind Se.“

In diesem Augenblick trat ihr buckliger Mann in das Zimmer.

Sie stellte sich in Positur. „Ich werrde geben hundert Mark firr Brose; nich einen Groschen merr und nich einen Groschen wenigerr,“ sagte sie herausfordernd.

Lissauer schüttelte den Kopf. „Mach keine Sperenzchen,“ antwortete er. „Für ein halbes Jahr muß Miete bezahlt werden. Dazu kommen noch die Schulden. Verdienen kann er nichts, denn er liegt krank zu Bette.“

Die Frau wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Wie kommen wirr denn aber dazu? Wirr sind doch mit die Leute nich verwandt? Wenn wirr werden anfangen mit Brose, wird morgen kommen Heinsius und ibermorgen am Ende gar der Herr Liers!“

„Hast du jetzt ausgeredt?“ fragte Lissauer.

Sie nickte und mied es, ihn anzusehen. Sie hatte Furcht vor seinen strengen Augen, die sie durchbohren zu wollen schienen.

„Du wirrst das Geld geben,“ sagte er kurz.

„Lissauer, thu mirr das nich an,“ bat sie ängstlich. „Thu mirr's nich an,“ fügte sie noch einmal hinzu.

Er nahm ihre Hand, die vor Aufregung zitterte. „Du sollst mich ansehen,“ sagte er rauh.

Ihre Augen richteten sich flehentlich auf ihn.

Er wandte sich zu Blinsky: „Hast du so was schon erlebt?“ fragte er den Freund. „Se klammert sich an irr Geld wie 'ne Klette.“

Die Lissauer fing zu heulen an. „Sieh dirr bloß meine Hände an,“ rief sie ununter-

brochen und zeigte ihre vom Nähen zerstochenen Fingerspitzen.

„Du kannst froh sein," entgegnete Lissauer, „daß es bloß deine Finger sind, bei Brose sind es die Lungen!"

Sein Gleichmut, der durch nichts zu bewegen war, brachte sie aus der Fassung. „Ich werrde geben zweihundert Mark," sagte sie noch immer schluchzend.

Lissauer zuckte zusammen. Er ließ ihre Hand los. „Komm, Blinsky." Er drehte ihr den Rücken.

Sie war sofort an seiner Seite. „Lissauer, was haste vorr?" fragte sie ängstlich.

„Laß mich."

„Lissauer, ich werr geben virrhundertfinfundsiebzig Mark." Ihr Gesicht war krampfhaft verzerrt, ihre Stimme klang heiser. Man konnte es deutlich merken, wie sie litt.

Der Mann wurde weich. „Meinethalben." Und ein wenig spöttisch lächelnd, wandte er sich an Blinsky: „Du kannst es mir glauben, mit jedem neuen Hundertmarkschein wird sie geiziger; das ist bei ihr geradezu eine Krankheit. Sie mechte sich den Bissen vom Munde absparen, bloß um —"

Die Lissauer ließ ihn nicht ausreden. Sie packte den kleinen Blinsky an den Schultern. „Bloß um uns ein sorgenfreies Alter zu schaffen," schrie sie wütend, „bloß um uns vor dem Betteln zu schitzen."

„Man ist nicht bloß für sich da," meinte Blinsky und vermied es, sie anzusehen.

Sie lachte spöttisch. „Man is bloß fier sich da," stieß sie hervor. „Das haben se ja erst neulich im Nachtlicht beschlossen!"

„Du hast das nicht ganz verstanden," warf Lissauer dazwischen. „Du redest in der letzten Zeit iberhaupt ein bißchen viel," bemerkte er scharf.

„So? Hm!" machte sie, biß die Lippen aufeinander und ging in das Nebenzimmer.

„Das ist bereits bei ihr pathologisch; das Geld hat sie rein verrückt gemacht!"

Blinsky nickte stumm.

Die Lissauer kam mit einer eisernen Schatulle wieder herein. Sie öffnete sie, und ihr Blick hatte etwas Düsteres und Melancholisches, während sie die Goldstücke herausnahm. Sie zählte Lissauer das Geld auf dem Tische vor. Sie fühlte, wie bei der Berührung des harten Metalles es in ihren Händen klopfte. „So," sagte sie aufatmend und schloß die Schatulle.

„Das sind nurr vierhundertsiebzig Mark," sagte Lissauer trocken.

Sie lachte über das ganze Gesicht und hatte die Thür hinter sich zugeworfen und abgeriegelt, ehe er sich's versah.

„Komm," sagte der buckelige Mann zu dem Freunde, „ich bin froh, so viel herausgeschlagen zu haben."

* *
*

In der letzten Sitzung des Nachtlichts, in der Thomas aus einer inneren, unbestimmten Scheu nicht zugegen war, hatte Brose zum Entsetzen aller plötzlich einen Blutsturz gehabt.

Niemand wußte, daß der große, muskulöse Mann schon seit längerem mit seinen Lungen zu thun hatte, denn zu niemandem sprach er von seinen Leiden. Nun waren sie alle plötzlich Zeugen seines Zusammenbruchs gewesen, der um so erschütternder auf sie gewirkt, als die Malersfrau zuerst wie ein versteinertes Bild des Jammers neben ihrem Mann gekauert hatte.

Am anderen Tage hatte sie sich verstört Blinsky offenbart. Der kleine Mann hatte begriffen und es ihr angesehen, wie sie ihren Stolz und ihr Selbstgefühl blutig geschlagen und mit Füßen getreten hatte, um sich dieses Geständnis abzuringen. Leise und demütig hatte er ihre großen Hände gestreichelt.

Der Doktor hatte eine geordnete Lebensweise angeordnet; vor allem außerordentliche Pflege und vorzügliche Ernährung.

Der Maler selbst hatte von der wirtschaftlichen Kalamität seines Hauses keine Ahnung. Er war wie ein großes Kind. Und all ihre Mühe zielte darauf, ihn in seiner Unwissenheit zu erhalten. Die Porzellanmalerei wurde immer schlechter bezahlt, und der Absatz war immer geringer geworden. Außerdem wußte sie, welch eine Überwindung ihrem Mann diese Arbeit kostete. Sie selbst war unermüdlich thätig. Ihr ganzes Sein hing an diesem Menschen, der für sie die Menschlichkeit überhaupt darstellte.

Sie war die Tochter eines Generals und hatte um seinetwillen das elterliche Haus, die Familie verlassen und mit allem ge-

brochen, was sie an die Vergangenheit knüpfte. Es gab keine Stunde, in der sie diesen Schritt bereute. Immer hatte sie dumpf gegen die Dogmen revoltiert und gegen die Ketten sich aufgelehnt, die sie im Hause einengten und in ihr Fleisch schnitten. Immer hatte sie in dunkler Sehnsucht gewünscht, sich loszuringen, bis sie ihn getroffen hatte. Er hatte ihr eine Idee von Freiheit und Menschenwürde gegeben, die sie aus allen dumpfen Ängsten löste. Mit linden Händen hatte er die Scherben und Trümmer, die auf ihr lasteten, fortgeräumt, und wo sie wund und blutend war, hatte er sie mit Balsam geheilt. Das, was er von tiefster Freiheit besaß, baute sich auf dem Grunde der Güte auf, und diese Güte hatte ihr Leben voll Not und Entbehrung versonnt und vergoldet.

Als sie ihr einziges Kind verloren, hatte sie sich noch enger an ihn angeschlossen, der ihr das Evangelium der höchsten Treue gegen sich selbst offenbart hatte. In ihre herbe Frauennatur war eine unbeugsame Entschlußkraft eingezogen. Und gerade weil sie so viel morschen Ballast fortwerfen, so viel Schutt und Asche abtragen mußte, ehe sie wiederaufbauen konnte, hatte ihre neue Weltanschauung und Betrachtungsweise von Menschen, Dingen und Zuständen tief in ihrem Erdreich Wurzeln geschlagen. Sie war innerlich frei geworden und ihrer Freiheit sich bewußt! Sie war stolz darauf, daß sie sich zu dem Maler mit ganzer Seele bekennen konnte, und sie fühlte sich ihm zu Dank verpflichtet bis zum letzten Atemzuge, daß er sie so behutsam zu sich hinaufgezogen hatte. Sie liebte ihn als Charakter, und sie hing an ihm als Frau; alles an ihm erfüllte sie mit Hingebung. Als ein altes, herbes Mädchen war sie ihm in die Ehe gefolgt, aber an ihrem Herde glomm noch einmal das Feuer der Jugend auf und brachte ihr Wärme und Leidenschaft. Eine edle, süße Scham erfüllte das altjüngferliche Mädchen, das trotz seiner dreißig Jahre innerlich jung geblieben war. Und nun folgten vier Ehejahre voll Entbehrungen und Kümmernissen, voll feinstem Zusammenleben und Zusammenwachsen. Mochte der Körper darben; die Seele feierte Feste. Man stieg auf hohe Gipfel und zündete Freudenfeuer an. Die Zweiheit hörte auf, man wurde eines.

Erst als des Malers Leiden sich herausstellte, fielen schwere, dunkle Schatten über ihr Glück. Es war jetzt ein ewiges Bangen und Sorgen, das sie allein mit sich herumtrug; denn in seiner Gegenwart war sie heiter, und wenn sie innerlich blutete, sah sie ihn mit lachender Miene an, und niemals sprach sie zu den Freunden von dem, was auf ihr lastete. Erst in der bittersten Not war sie zu einem Dritten gegangen. Es handelte sich um ihn — da gab es keine feigen Bedenken. Aber als der Doktor gleichmütig von der guten Ernährung sprach, da empfand sie doch etwas Schmerzhaftes — nicht so sehr in Bezug auf ihr eigenes Schicksal als auf das der ungezählten anderen, für deren Leiden es keine Linderung in diesem Thale der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe gab.

* * *

Alles das erzählte der Volksschullehrer Heinsius mit verkniffenen, bleichen Lippen Thomas. Und aus seinen Blicken funkelten Unversöhnlichkeit und wilder Haß.

„Er geht an der Proletarierkrankheit zu Grunde wie ich," sagte er. „Wir sind das Kanonenfutter in Friedenszeiten. Das ist die Gerechtigkeit des Staates, daß wir nicht einmal in unserem Elend uns nähren können! Dieser Mensch muß auf Porzellan malen, und ich?" — er blinzelte Thomas mißtrauisch an. „Erfüllt Sie denn das gar nicht mit Zorn?" fragte er heftig. „Man soll nach einem Hungerdasein in seinen besten Jahren zu Grunde gehen, so elend krepieren! Ist man dazu geboren? Und dann kommt diese Gesellschaft und will einen mit Jenseitswahn und ausgleichender Gerechtigkeit da drüben trösten! Aufhängen an allen Laternenpfählen sollte man diese Schwindler und Hochstapler! Das sind die Demagogen," schrie er heiser, „Demagogen im schlimmsten Sinne! ... Sie reden ja gar nicht. Machen Sie sich über mich lustig? Ich sage Ihnen, es ist mir damit heiligster Ernst, und bevor sie mich einscharren, will ich mich noch um Kopf und Kragen reden. Einmal es hinausbrüllen, einmal wenigstens dem Gesindel den

richtigen Spiegel vorhalten, daß es seine Fratzen sieht."

Thomas sah den erregten Menschen mitleidig an. „Ich bin," brachte er langsam und zögernd hervor, „nicht ganz Ihrer Ansicht. Ich empfinde wie Sie dieses furchtbare Mißverhältnis zwischen den Besitzenden und den Ausgeschlossenen; aber," fuhr er nachdenklich fort, „mir kommt es so vor, als ob der leibliche Mangel nicht so schlimm ist wie der geistige Hunger. Ein Mensch wie Sie hat wenigstens ..."

Heinsius fiel ihm ins Wort. „Ich weiß schon, was Sie vorbringen wollen; aber kommen Sie mir nicht damit," sagte er gereizt. „Kommen Sie mir um Gottes willen nicht mit der Kunst als Surrogat. Ich pfeife auf die ganze Kunst!"

„Ich habe das zwar nicht sagen wollen. Aber was heißt das, Sie pfeifen auf die Kunst? Shakespeare und Goethe lassen Sie doch gelten, Homer und Dante? Und die großen Musikanten Bach, Beethoven?"

Heinsius sah ihn höhnisch an. „Niemanden laß ich gelten," erwiderte er grinsend. „Mit Autoritäten bin ich fertig — Gott sei Dank. Die Dichter" — er lachte — „die sind auch nur für die satten Magen. Wer gegessen hat, hat obendrein noch die Dichter. Nun, ich gönne sie dem Pack. Ich gönne ihnen diesen Wust von unklaren Vorstellungen und Gefühlsduseleien."

Thomas Truck war ganz verblüfft. „Das kann doch nicht Ihr Ernst sein?" fragte er zaghaft. „Sie können doch nicht solche Werte leugnen?" setzte er beinahe schüchtern hinzu.

„Ich leugne sie." Heinsius riß die kleinen, trüben Augen weit auf und fuhr nervös mit Daumen und Zeigefinger durch seinen dürftigen, rötlichen Flaum. „Ich leugne sie. Ich leugne diese Gemütsathleten, die mit ihren unsauberen Empfindungen die Köpfe verwirren und mit ihren erhitzten Phrasen die Hirne benebeln. Ja, mein verehrter Herr, ich leugne sie. Ich leugne alles, was sich von der Vernunft entfernt und dem einsichtigen Denken. Ich danke für Gefühle. Sie mögen kommen, woher sie wollen. Ich habe mir als kleiner Bengel den Magen damit verdorben — Gott sei Dank, ich habe dieses Zeug ausgebrochen! Die Kunst ist nur für die Schmarotzer da, für Tagediebe und Lumpen, für die Denkträgen. Wir brauchen überhaupt keine Kunst. Würdige Zustände brauchen wir! Freiheit ... Freiheit im tiefsten Sinne. Alle Hirne und alle Gedanken haben sich darauf zu richten, wie man die Hungernden sättigt, wie man uns aus der Kerkerluft in die Freiheit bringt ... alles andere, mein verehrter Herr, ist Kräftevergeudung, ist Verbrechen. Wer statt dessen Dichter liest, stiehlt meinem Herrgott" — dieses „meinem" betonte er seltsam — „die Zeit, und die Zeit ist kostbar."

„Das kann nicht Ihr Ernst sein. Sie können doch unmöglich alle Kultur leugnen? Und das sind die Gipfel der Kultur!"

„Sie haben recht, ich kann etwas nicht leugnen, was überhaupt nicht vorhanden ist ... nämlich, es giebt keine Kultur; die Menschheit hat die Jahrtausende nur dazu verwandt, um mit allen Mitteln und Kräften eine Unkultur zu schaffen."

Thomas zuckte ärgerlich mit den Achseln. „Das sind Schlagwörter und Paradoxen," sagte er, „mit denen ein ernsthafter Mensch jemanden, den er auch ernst nimmt, nicht drangsalieren sollte. Ich kann nur annehmen, Sie erlauben sich mit mir einen schlechten Spaß."

Heinsius kniff die Augen zusammen. „Sie irren. Wer, wie ich, am Scheidewege steht, sozusagen bereits jenseitig ist, hat keine Zeit zum Spaßen mehr. Das ist mir alles blutiger Ernst. Das sind die einzigen Erkenntnisse meines lumpigen Daseins. Es ist ein Beweis meiner Achtung, daß ich sie Ihnen gegenüber ausspreche; mir scheint," fuhr er bissig fort, „ich habe Sie etwas überschätzt. Sie halten sich noch mit Gefühlen auf."

Das Gesicht dieses verhungerten Menschen that Thomas weh. Dennoch bemerkte er: „Sie sprechen etwas viel vom Sterben; sie kokettieren ein wenig damit. Ich finde das nicht gerade geschmackvoll."

Heinsius antwortete gelassen: „Sie machen einen kleinen Denkfehler. Es kommt mir nicht darauf an, was Sie finden, sondern einzig und allein darauf, was ich finde. Das ist für mich überhaupt der Punkt, um den sich alles dreht. Nur vor den Leuten, die mir mein Brot geben, von denen ich abhängig bin, buckle ich mich noch; ich warte nur den Augenblick ab, wo ich sie nicht mehr

nötig habe und mir Luft machen kann … ich brauche nämlich Luft, ich erstícke fast. Warum lächeln Sie denn so spöttisch?" schloß er gereizt.

„Ich habe gelächelt, aber nicht spöttisch. Und ich lächelte, weil ich die Quelle Ihrer Weisheit und Weltanschauung entdeckte."

„Es fällt mir nicht ein, die zu leugnen; ich mache daraus kein Hehl. Ich verdanke diese Weisheit, die einzig fundamentale, die ich gefunden habe, Max Stirner. Der war auch ein armer, verhungerter Lehrersmann. Übrigens hat das mit meiner Anschauung von Kunst nichts zu thun, und außerdem — Sie mögen mir das glauben oder nicht — bin ich ganz selbständig zu diesen Ideen gekommen. Nur ihre klassische Aufzeichnung fand ich bei ihm; ich habe keinen besseren Wunsch für Sie, als daß Sie auch einmal zu dieser innerlichen Freiheit kommen. Sie tragen auf der Stirn so ein Leidensmal … Sie haben auch etwas von den Gezeichneten. Ich wünsche Ihnen guten Appetit für die lange Wanderung. Solange Sie auf Ihrem Wege als Zehrbrot Gefühle mit sich schleppen und davon sich sättigen, wird es mit dem Vorwärtskommen ein bißchen hapern. Leichtes Gepäck, junger Mann, leichtes Gepäck … darauf kommt alles an. Und man wird erst leicht, wenn man den ganzen Plunder verbrannt hat" — und während seine Stimme überschlug, sagte er noch einmal: „Es giebt nur eins: die Freiheit! Man hat sie, wenn man jedes Dogma, es sei, wie es sei, zerrissen hat."

Eine Weile schritten sie stumm nebeneinander. Keiner von ihnen sprach ein Wort.

„Ich möchte wissen," unterbrach Thomas plötzlich das Schweigen, „welches Ihre letzten Gedanken und Empfindungen sein werden, wenn es wirklich ernst wird. Ich wünsche allerdings, daß dieser mein Wissensdurst noch lange unbefriedigt bleiben möchte. Vielleicht giebt es doch noch in Ihrem Leben Entwickelungsstadien, in denen Sie über Ihre jetzigen Anschauungen hinauskommen."

Da lächelte Heinsius eigentümlich. Es war ein Lächeln, das Thomas nicht zu entziffern vermochte. Es lag darin etwas von höherer Schelmerei und von tragischer Wehmut.

„Ich werde Ihnen Ihren Wunsch erfüllen; Sie sollen meine letzten Aufzeichnungen erhalten, ich verspreche es Ihnen!"

Sie waren vor dem Hause angelangt, in dem das Atelier Broses sich befand, und stiegen gemeinsam die Treppen hinauf. Thomas hörte den schweren Atem des Volksschullehrers, er glaubte das Pfeifen seiner Lungen zu vernehmen — es war eine schauerliche Militärmusik, zu der der Meister Hein den Takt schlug.

Er als Mediziner wußte, daß es hier keine Hilfe gab. Er spürte es, daß der Tod neben ihm schritt — er hörte sein Rascheln und Wehen, und in seine Erregung, in seinen Lebensdrang und seine Lebensfreude fiel ein eisiger Reif.

Leise und behutsam klopfte er an der Thür, die zum Atelier führte.

* * *

Die Liers öffnete und streckte ihnen die derben Hände entgegen. Das große Frauenzimmer zog ein schiefes Maul, um das Weinerliche in den groben Zügen zu verbergen. Und zu Thomas sagte sie leise, indem sie ihn beiseite zog: „Herr Doktor, der macht's nicht mehr lange."

Sie traten in das Schlafzimmer ein, in dem eine peinliche Sauberkeit herrschte.

Brose lag in schneeweißen Kissen und lächelte milde. Die Malersfrau saß an seinem Bett und hielt seine rechte Hand. Eine Elster spazierte in Freiheit auf den Dielen des Zimmers einher, und dicht über dem Bett hingen zwei Vogelbauer, in denen eine Grauamsel und eine Feldlerche leise zwitscherten; auf einem kleinen Nachttisch lief innerhalb von vier starken Drahtwänden eine weiße Maus mit roten, winzigen Äuglein hin und her. Der Maler, der ein Tierfreund war, hatte sich seine Kameraden aus dem Atelier ins Krankenzimmer bringen lassen.

Heinsius ging mit einer Art von triumphierendem Gesicht auf seinen Leidensgefährten zu. Der war auch ein fälliger Wechsel auf die Nichtswürdigkeit des Daseins. Es that ihm gleichsam wohl, gerade in einem Menschen wie Brose seinen Gram und seine innere Not bestätigt zu sehen.

„Na, lieber Bruder in Christo," sagte er lustig, „Sie scheinen sich ja ganz munter zu befinden."

„Ja," antwortete Brose. „Und wenn Sie meinen, in Christo gleich in homine, so acceptiere ich Ihren Gruß."

„Das meine ich zwar nicht; aber es schadet nichts. Nicht in Christo, nicht in homine, sondern einfach in me, zu deutsch: in mir."

„Lieber Heinsius, das ist ja dasselbe," erwiderte der Maler und lächelte demütig. Und sich an Thomas wendend: „Sehen Sie mich nicht mit so verzweifelt medizinischen Blicken an!"

Die Malersfrau schielte ängstlich zu dem Angeredeten hinüber.

„Das thue ich gar nicht," antwortete Thomas.

Die Brose machte ihm Platz.

„Es ist doch etwas sehr Feierliches," nahm der Maler das Wort wieder auf, „euch hier zu sehen. Ihr bringt mir Blumen" — er wies auf ein paar dunkle Rosen — „ihr seht mich gut an und sprecht mit mir gut; es kommen Augenblicke, wo ich mich euch ganz nahe fühle, fast so nahe wie dieser Seele" — er zeigte auf seine Frau — „und fast so nahe," setzte er hinzu, „wie es sein sollte. Von dieser Warte aus gesehen, hat das Kranksein etwas Feines und Schönes in sich."

„Lieber Maler, Sie sind ein Schönfärber," warf der Volksschullehrer dazwischen.

„Sie irren, ich sehe nur ein wenig tiefer."

„Das ist alles ganz schön," drohte Frau Liers, „aber Sie dürfen nicht so viel sprechen."

Er schüttelte den Kopf. „Thut mir wohl; nur keine Rezepte, Kinder, ich bin gegen alle Rezepte."

Frau Brose erhob sich und schritt dem Atelier zu, wohin ihr die anderen außer Thomas folgten.

Eine Weile war es still. Dann beugte sich der Maler aus seinem Bette zu Thomas hin, und sein Gesicht nahm einen ängstlichen Ausdruck an. „Sie müssen wissen," sagte er, indem er die Stimme senkte, „daß der äußere Zusammenbruch schneller gekommen ist, als ich glaubte. Ich dachte, es würde noch ein paar Jahr gehen."

„Das wird es auch noch."

Brose wurde nervös. „Nein, nein, nein," entgegnete er, „ich mache mir nichts vor, und meine Freunde dürfen es auch nicht. Es wird mit mir sehr schnell zu Ende gehen, und ich betrachte es an sich als ein Glück. Zu Ende gehen mit den paar äußerlichen Scherben, an denen nichts gelegen ist. Meine Ewigkeit bleibt. Sie machen ein verblüfftes Gesicht! Ich will auch jetzt nicht über meine Ewigkeit sprechen, darüber ein anderes Mal. Es sind andere Dinge, die mich im Augenblick beschäftigen. Ich halte es für ein wirkliches Glück," fuhr er fort, „wenn die Geschichte rasch zum Abschluß kommt. Siech und krank sein, ist an sich schlimm; aber schlimmer noch ist es, anderen zur Last zu fallen, und am furchtbarsten für mich, ihr, deren Leben ein einziger Opferdienst für mich ist — und über sie wollte ich mit Ihnen reden. Ich kenne Sie noch nicht lange, und dennoch komme ich mit einer Bitte. Darf ich?"

„Sie dürfen," entgegnete Thomas bewegt.

Der Maler wischte sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn. „Ich bin der Ansicht, daß Sie Güte in sich haben und mit dem Menschentum es ernst nehmen, hinaus über das leere Wort. Und darum frage ich Sie: wollen Sie ihr zur Seite stehen? Sie wird sich Ihnen nicht aufdrängen. Sie ist in sich tüchtig, von edler Kraft und festem Eigenwillen. Aber dennoch, es könnten Stunden kommen, wo sie einer zuverlässigen Hand bedürfte. Vor dem Tode," setzte er nach einer kleinen Pause fort, „bekommt man, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas Hellseherisches — und so sehe ich den Weg voraus, den sie nehmen wird. Auf diesem Wege stehen nur Dornen, an denen sie sich blutig ritzen wird. Sie hat einen starken Körper — aber eine wunde Seele. Seien Sie ihr ein Arzt, wenn sie blutet; verbinden Sie ihre Wunden — ich bitte Sie flehentlich," flüsterte er mit höchster Anstrengung. „Lassen Sie sie nicht verbluten. Lassen Sie sie nie aus den Augen!" Er sah Thomas fest und durchdringend an und hing an seinen Lippen.

Der antwortete: „Ich verspreche es Ihnen, so wahr ich Thomas Truck heiße, und so wahr ich mich suche!" Die letzten Worte sprach er mit Bangigkeit.

Der Maler fiel in die Kissen zurück, schloß die Augen, und auf seinem Gesicht lag für

kurze Zeit Frieden und Glück. „Sie ist mit den anderen hinausgegangen," sagte er dann, „weil sie wußte, daß ich mit Ihnen sprechen wollte. Was es ist, weiß sie nicht." Er nahm Thomas' Rechte und streichelte sie, wie man ein Kind streichelt. „Ich habe in meinem Leben," begann er von neuem, „viel durchgemacht und viel gesehen. Gehungert habe ich vom ersten Tage an; aber durch all den Hunger bin ich gegangen, ohne den Rücken zu beugen. Und wenn es noch so dunkel war, durch ein Spältchen glimmte das Nachtlicht. Manches Mal habe ich gemeint, ich hätte mich durchgehungert und äße edles Brot. Aber immer stellte es sich heraus, daß mir der Magen schwer davon war, und daß ich schließlich Kieselsteine verschluckt hatte, die ich mit aller Gewalt und nur mühsam wieder loswerden konnte. Und dennoch bin ich weiter gegangen, ein verirrter Wanderer mit zerbrochenen Gliedern und mattem Körper, der vor dem Einbruch der Nacht doch noch eine gastliche Stätte zu finden hoffte." Er seufzte. „Was war das für ein weiter, mühseliger Weg! Und trotz allem bin ich der Wanderung froh, die, Sie mögen sagen, was Sie wollen, in das gelobte Land führt. Ich stand auf dem heiligen Berge. Ich sah von dem Gipfel in das Reich der Freude, und die rote sinkende Sonne vergoldete es mit ihren letzten Strahlen. Im Abendrot liegt das Reich der Freude! Es steht unter dem Zeichen der inneren Freiheit, und überall, allüberall sehe ich seine Bannerträger, die mit fliegenden Fahnen durch das Land eilen."

Er hatte die edlen, schlanken Hände gefaltet auf das weiße Linnen gelegt und blickte beinahe schwärmerisch Thomas Truck an.

„Wie kommt man zur Freiheit?" fragte der bebend und hörte, wie sein Herz schlug.

„Indem man treu gegen sich selbst ist. Indem man sich sucht, wie Sie vorhin sagten, und nicht aufhört, sich zu suchen, indem man sein Göttliches entdeckt. Wir leben wie elende Knechte, weil wir in uns selbst herrenlos sind; denn, glauben Sie mir, glauben Sie mir," sagte er noch einmal, „es giebt eine Sünde, und die ist wider den eigenen, heiligen Geist! Wir haben den heiligen Geist in uns und kreuzigen und martern ihn. Alle äußere Freiheit ist erst von Segen, wenn wir die innere haben. Fallen und straucheln Sie über tausend Gestrüpp, über Waldwurzeln und Felsblöcke, aber — straucheln Sie nicht über sich selbst. Sie weinen?" fragte er. „Warum weinen Sie?"

Und mit reinster Güte blickte er in das weinende Gesicht des Thomas Truck.

Thomas raffte sich zusammen. „Ich sehe mich weit von Ihnen und weit von dem Ziele," entgegnete er gedrückt. „Für Sie giebt es keinen Zorn und keine Bitterkeit. Sie sind bereits in einem Festsaal, der hell erleuchtet ist, in dem mehr als tausend Kerzen brennen."

Broje wehrte ab. „Sie irren. Ich sehe den Festsaal und den Kerzenschein — aber ich habe meinen Zorn und meine Bitterkeit. Und mein Zorn und meine Bitterkeit sind mir heilig! Zorn und Bitterkeit sind das Eisen, aus denen man die Waffen schmiedet, um die alten Thore zu stürmen. Der Zorn und die Rache sind uralt; sie kommen von dem alten Judengott Jehova und sind das beste und edelste an ihm. Verlernen Sie nicht den heiligen Zorn! Der Zorn und die Rache, die ich im Sinne habe, sind die mächtigsten Hebel, mit denen man innere und äußere Knechtschaft aus den Fugen hebt. Ich bin von Kindesbeinen in mir still gewesen, aber meinen Zorn und mein Rachegefühl, die hörte ich wachend bei der Arbeit und im tiefsten Schlafe, im schwersten Traum. Die Edlen sind zornig," schloß er kaum hörbar.

Vor Thomas stiegen weiße Nebelsäulen auf, undurchdringliche Nebel. Die Schläfen schmerzten ihn, der Kopf that ihm weh, und es war ihm, als ob seine Augen, vor denen es beständig hin und her flimmerte, plötzlich geschwollen wären. Zuletzt sah er nichts mehr. Das Zimmer verschwand, die Züge des Malers waren nicht mehr sichtbar — es wogte nichts mehr durcheinander. Alles war aufgelöst in Dunkelheit. Aber brausende Töne vernahm er, in wuchtigen Accorden, wie aus einer Messe des Johann Sebastian Bach.

Da erhob er sich und schlich, unbemerkt von den anderen, davon.

Als Thomas die frische Luft entgegenschlug, begann er allmählich wieder klar zu

werden und das Erlebte nachdenkerisch in sich zu verarbeiten.

Was für eine Freiheit hatte Heinsius im Sinn, und welcher Freiheit war der Maler nachgestrebt? Es war klar, daß sie beide blutig gerungen hatten, um schließlich mit zerlöcherten Lungen zu ihrem Ziele, das ihm so verschieden dünkte und doch den gleichen Namen trug, zu gelangen. Und vielleicht hatte er in beschränktem Hochmut den Volksschullehrer abgefertigt, der mutig und folgerichtig ohne Erbarmen gegen sich selbst seine Bahn zurückgelegt hatte. War das wirklich Unsinn, was er von den Gefühlen sagte? Litt er, Thomas Truck, am Ende nicht selber an einem Überschwang von Empfindsamkeit, der sein klares Denken einlullte? Vielleicht waren die Gefühle nur Krankheitsträger, die wie Irrlichter von klarer Erkenntnis und strenger Aufrichtigkeit ablenkten?

Er empfand über sich Ärger. Sein eigenes Bewegtsein und unruhiges Schwanken verdroß ihn. Er begann sich zu schämen. Wie hatte der Maler auf seine Rührung einen Dämpfer aufgesetzt, und wie gründlich hatte er ihn mißverstanden!

Er blieb stehen, zog das Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß ab; er hatte plötzlich einen üblen Geschmack auf der Zunge, und wieder begann ein dumpfes Gefühl seinen Kopf zu beschweren. Gewisse Phrasen Broses fielen ihm ein, die seine kindlichen Thränen hervorgelockt hatten. Nichts hatte auf ihn empfindlicher und schmerzhafter gewirkt als des Malers Idee von der Treue gegen sich selbst. Er fühlte es jetzt ganz deutlich und sah es klar, daß Brose mit diesem Worte die wundeste Stelle in ihm getroffen hatte. Er war aus seinem Geleise gleichsam mit Gewalt geschleudert worden, weil er sich gegen sein Innerstes vergangen hatte.

Daß er für Regine überstark und übermächtig empfand, war ein Heiliges, und hier sprach er sich von allem Makel frei — es war vielleicht ein Verhängnis, aber niemals eine Schuld. Die Schuld begann erst von dem Augenblick an, wo er kriechend und duckmäuserisch geworden war.

Es hatte nur eine Möglichkeit gegeben, klar, offen und bündig dem Manne die Wahrheit zu bekennen — und diese Bündigkeit hatte er außer acht gelassen ... aus Bequemlichkeit und niederträchtiger Feigheit!

Er blickte sich verlegen um, als ob ihn jemand in seinen innersten Gesprächen belauschen könnte. Aber die Menschen schritten gleichgültig an ihm vorüber, niemand bekümmerte sich um ihn.

Wie konnte ich so handeln? fragte er sich scheu. Wie war das möglich? Es verhielt sich genau so, wie der Maler gesagt hatte: er war über sich selbst gestrauchelt! Das stand fest. Unwiderleglich fest. Er konnte sich nicht rein waschen.

Ich bin jetzt auf dem besten Wege, dachte er weiter, die Psychologie des Verbrechens zu begreifen. Ich fange jetzt an, zu verstehen, wie man dazu kommt, sein Innerstes zu verleugnen und das Gemeine in sich zu entdecken. Wenn mir jemand das vorausgesagt hätte!

Es giebt also dunkle Mächte, die einen treiben, Einbruch zu verüben oder, wie Brose es ausdrückte, den heiligen Geist in sich zu kreuzigen. Es war nur ein Zufall, wenn die Sündigen diesen dunklen Mächten entgingen. Es konnte eine Stunde kommen, die die Auslösung des Verbrecherischen im Menschen besorgte.

Er blieb mechanisch vor einer Litfaßsäule stehen und starrte auf die bunten, angeschlagenen Zettel: Ball in Joachims Festsälen, las er ... Letztes Philharmonisches Konzert unter Nikisch, Extravorstellung im Cirkus Busch, Götterdämmerung, Die Dame von Maxim. Er las die Titel, und sie kamen ihm komisch und verrenkt vor — tolle Aushängeschilder von Narren für Narren.

Er drehte sich erschreckt um. Jemand hatte ihn gezupft. Der Student der Theologie Bechert stand dicht vor ihm und grinste ihn an, wie es ihn dünkte.

„Ah, guten Tag!" sagte er zerstreut.

„Sie wollen wohl heute ins Theater gehen?" fragte der Theologe.

„Hm, ja," machte er und wußte eigentlich nicht, was er geantwortet hatte.

„Sind Sie schon mal in Joachims Ballsälen gewesen?"

Thomas starrte ihn verständnislos an.

„Wissen Sie," sagte plötzlich der andere unvermittelt, „ich würde nicht ungern Ihrem Nachtlichtverein beitreten, aber, offen gesagt,

es stört mich, daß Sie Juden aufnehmen. Sie sollten unbedingt auf eine rein arische Zusammensetzung halten. Hören Sie zu?"

„Nein," sagte Thomas und verschwand mit einem kurzen Gruß.

Studiosus Bechert blickte ihm betroffen nach und fuhr mit Zeigefinger und Daumen von der Stirn bis zum Kinn über sein glattrasiertes Gesicht.

Als Thomas nach Hause kam, fand er zu seiner Verwunderung in seiner Wohnung Blinsky vor, der ihn noch nie besucht hatte.

„Verzeihen Sie," sagte er schüchtern, „wenn ich Sie aufstöre."

Dann reichte er ihm zur Erklärung einen ärmlichen Briefbogen, auf dem mit unsicherer, tastender Hand zitterige Buchstaben mit blasser Tinte geschrieben standen. Er war von Maria Werft, die Blinsky in demütigem Tone um Hilfe bat. Sie lag seit vierzehn Tagen krank und konnte ihre Miete nicht bezahlen. Zwischen den Zeilen war außerdem zu lesen, daß sie halb verhungert sei. Am Schlusse stand: „Wenn Sie mir nicht helfen können, so zeigen Sie diesen Brief dem gnädigen Herrn Thomas Truck. Aber wenn Sie mir helfen können, so zeigen Sie ihm den Brief nicht."

Blinsky erzählte stockend, daß er sein Letztes für den Maler Brose hergegeben habe. Er schämte sich bei diesem Bekenntnis und vermied es, Thomas anzusehen. Er wurde erst ein wenig freier und lustiger, als er weiter berichtete, wie man der Lissauerin ebenfalls eine bestimmte Summe Geldes abgenötigt habe. Das sei der Grund, weshalb er sich an ihn wenden müsse, da seine Hilfsquellen erschöpft seien.

Thomas dankte, und ohne seinen Mantel abzulegen, begleitete er Blinsky. Den Brief der Maria Werft, der ihre Adresse enthielt, steckte er in seine Seitentasche.

Blinsky verabschiedete sich rasch, und Thomas stand plötzlich vor dem Delikatessengeschäft, wo Regine an jenem denkwürdigen Abend die Leckerbissen für ihr Liebesmahl eingekauft hatte. An diesem Abend hungerte vielleicht bereits die Maria Werft und marterte ihr leeres Hirn mit den entsetzlichen Fragen, die die Not stellt. An diesem Abend dachte sie vielleicht in ihrem armseligen Bettgestell an ihn, den sie so hartnäckig „gnädiger Herr" titulierte. „Gnädig" — wieviel Knechtseligkeit und wieviel niedrige Komik lag in diesen Worten! Die Sklavin nannte ihn „gnädiger Herr"!

Er fragte sich, wie er dazu kam, auch nur einen Groschen überflüssiges Geld für sich in Anspruch zu nehmen. Im Grunde genommen lebte er wie ein Schmarotzer; während die Leute vom Nachtlicht sich krank und elend darbten, saß er in seinen vier Wänden und naschte Kaviar und Lachs.

Ich bewege mich doch auf einer ganz falschen Linie, fuhr er sich grimmig an. Ich verwechsele die Begriffe. Nicht daß ich Kaviar und Lachs esse, ist ein Verbrechen; erbärmlich ist nur, daß die Dinge liegen, wie sie liegen. Daß an der Freudentafel nur eine Handvoll Menschen sitzt, während die anderen mit gierigen Blicken und ausgehungertem Magen feindselig daneben stehen.

Er trat in den Laden, und jede Einzelheit des Abends fiel ihm ein. Und wieder drangen warme Glückswellen zu seinem Herzen, wieder sah er sie, die sich zu ihm bekannt hatte.

Ein Kommis fragte ihn, was er befehle.

„Ich befehle nichts," entgegnete er leise. Und beinahe grob fügte er hinzu: „Wie können Sie sich selbst so erniedrigen!"

Der Kommis lächelte bescheiden, im stillen dachte er: Was ist das für eine überspannte Kruke.

Thomas kaufte zwei Mandeln Trinkeier, Schinken, Würste, eine Brust Spickgans, mehrere Flaschen Ungarwein, und zuletzt ließ er noch eine Dose mit Kaviar füllen. Sie sollte es gerade so gut haben wie er an jenem Abend.

„Dieses alles packen Sie in einen Korb," sagte er langsam, „und schicken ihn nach der Bärwaldstraße 14, Hof vier Treppen, abzugeben an Fräulein Maria Werft, beim Flickschneider Kessel wohnhaft."

Wieder lächelte der Kommis. Er hatte seine eigenen Gedanken.

Thomas sah es nicht, er war ganz mit sich beschäftigt, während der Kommis von einem Block einen weißen Zettel riß, auf dem er die einzelnen Kosten dieses Einkaufs notiert hatte. Diesen Zettel gab Thomas an der Kasse ab.

Die Kassiererin wartete eine Weile vergebens, daß er sich dazu bequemen würde, den Beutel hervorzuziehen.

Andere Kunden drängten sich heran.

„Ja, das macht dreiundzwanzig Mark fünfzig," sagte sie und sah ihn von oben bis unten an. Sie erinnerte sich, daß dieser Mensch vor wenigen Tagen erst, ebenfalls zur Abendzeit, mit einer pikfeinen Dame hier gestanden hatte.

Thomas zuckte ordentlich zusammen und legte einen Hundertmarkschein hin. Die Kassiererin gab ihm heraus, und er verließ eiligst das Geschäft.

Als der Laden sich geleert hatte, sagte der Kommis zur Kassiererin: „Das scheint ein doller Hecht zu sein!"

Sie nickte verständnisvoll.

Thomas ging zum nächsten Postamt, wo er den größeren Rest der Summe an die Maria Werft sandte; und er beschloß in dieser Stunde, keinen Pfennig mehr für sich zu behalten, als er zu seinem dringendsten Lebensunterhalt bedurfte.

Einen Augenblick that ihm das wohl, aber gleich darauf raunte ihm eine Stimme zu: Täusche dich doch nicht, das thust du alles aus purem Egoismus, einzig aus dem Grunde, um an gewissen brüchigen Stellen eine Schutzmauer gegen dich selbst aufzurichten.

Und in dieser Sekunde tiefster Seelenpein trat das blutende Lächeln der Tamara auf seine Züge.

* *
*

„Guten Tag," sagte eine helle Frauenstimme, und lachend fügte sie hinzu: „Sie sehen ja aus wie ein Nachtwandler."

Sie stellte sich unter einer elektrischen Bogenlampe dicht vor den Angeredeten und sperrte ihm den Weg.

Der zog die Arme, die er bisher verschränkt über den Rücken gehalten hatte, hervor und grüßte ein wenig linkisch und hochmütig. Er legte nur leise die Hand an den Hut.

„So sagt man doch nicht guten Tag," brummte er etwas ärgerlich und aus der Fassung gebracht.

Die Studentin Charlotte Ingolf errötete. „Sie entschuldigen," sagte sie kurz.

„Gewiß," erwiderte Mechaniker Fründel.

Sie schritten nebeneinander.

Die Ingolf lachte. „Ich werde mir durch Sie Eisbär nicht die Laune verderben lassen!"

„Will ich das?" knurrte er und streifte sie mit einem flüchtigen Blick.

„Warum sind Sie denn so grob?"

„Ich bin niemals grob," sagte er ernsthaft. „Sie haben mich mitten in einer Sache gestört, und das war mir unangenehm."

Er holte eine Cigarre hervor, und sie bemerkte, daß er vergeblich nach Streichhölzern in seinen Taschen suchte.

„Bitte" — sie reichte ihm ein kleines, silbernes Etui hin.

Er betrachtete es spöttisch, blieb stehen, ohne sich um sie zu kümmern, und zündete sich seine Cigarre an.

„Ich müßte mich eigentlich bei Ihnen entschuldigen, daß das Ding aus Silber ist." Sie zeigte ihre weißen Zähne.

„Bei mir?" Er hob die Achseln.

„Was macht die Josefa Gerving?"

Der Mechaniker gab auf diese Frage keine Antwort. Er beschäftigte sich offenbar wieder mit sich und nahm keine Notiz von ihr.

„Sie amüsieren mich königlich," sagte die Ingolf.

„Na, sehen Sie," antwortete er trocken.

„In der Tanzstunde waren Sie wohl niemals?"

Er verzog seinen Mund: „Ich pfeife lieber, als daß ich tanze."

„Ich merke es." Die Ingolf fühlte, daß ihr Selbstbewußtsein neben diesem durch nichts zu bewegenden Klotz von Menschen zu schwinden drohte. Sie wehrte sich dagegen. Sie war gereizt durch diese brüske Überlegenheit. Sie wollte ihm einfach den Rücken kehren, ihm mit gleicher Münze dienen und ohne Gruß davonlaufen. Aber etwas Unbestimmtes bannte sie. Sie bildete sich ein, daß dieser Bursche sie psychologisch interessiere. „Thomas Truck ist ein feiner Kopf," bemerkte sie unvermittelt.

„Finden Sie?"

„Allerdings. Und Sie sind anderer Ansicht?"

„Ich kenne ihn noch nicht genügend. Nur kommt es mir vor, als ob er etwas schwärmte."

„Sie sind gegen Schwärmer?“

Der Mechaniker rückte sich den Hut ein wenig zurecht. „Mit solchen Fragen fängt man Bauern,“ erwiderte er.

Die Ingolf zog die Stirn empor. „Wofür halten Sie mich?“ fragte sie erbittert.

„Zunächst für eine Studentin der Medizin.“

„Und dann?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Sie denken doch nicht etwa gar —?“ Sie hielt fassungslos mitten im Satze inne.

„Nein, ich denke das nicht. Es könnte doch aber sein. Ich stecke ja nicht in Ihnen. Es laufen jetzt so viele Frauenzimmer herum,“ fuhr er langsam und unbeirrt fort, „die unter allerhand Masken spionieren und die dunklen Geschäfte der Polizei verrichten. Sie haben doch gehört von solchen Agenten und Agentinnen unserer Sicherheitsbehörde? Sie können es doch einem nicht übelnehmen, wenn er vorsichtig ist. Nein, das können Sie nicht!“ sagte er zu seiner eigenen Selbstbekräftigung.

Die Ingolf war grau wie Kalk geworden. „Das ist eine gemeine Zumutung,“ stammelte sie. „So etwas kann man nur einem wehrlosen Frauenzimmer sagen!“ Eine kleine Weile atmete sie heftig. „Wissen Sie, was ich glaube? Toll sind Sie, einfach toll.“ Und bissig fügte sie hinzu: „Haben Sie vielleicht einmal einen Schädelbruch gehabt? Oder sind Sie einmal geisteskrank gewesen? Oder stammen Sie vielleicht aus einer Familie, in der sich Geisteskranke befinden? Mit einem Wort: Leiden Sie an Verfolgungswahn?“

„Sie stellen wenigstens die Fragen klipp und klar,“ entgegnete er ohne jede Gereiztheit. „Also: Schädelbruch ausgeschlossen. Geisteskrankheit ebenfalls. Erbliche Belastung zweifelhaft. Verrückte giebt es in jeder Familie. Es ist schnuppe, ob sie interniert sind oder nicht. Wieviel auf mich gekommen ist, bleibt dahingestellt. Ich halte mich für absolut — für absolut gesund.“

„Man müßte Sie einmal untersuchen,“ erwiderte sie ernsthaft, aber um ihre Lippen zuckte es wie in verhaltenem Lachen.

„Sie sind Adeptin der Medizin?“

„Stimmt. Und Sie sitzen am Schraubstock.“

„Stimmt ebenfalls, wenigstens was den Tag anbelangt. Und bei Nacht suche ich meine Vernunft zu erweitern.“

„Das ist sehr löblich, aber Sie müssen fleißig weiter arbeiten. Vernunft erweitern ist eine schwierige Sache. Man gerät da leicht auf Holzwege. Man sieht doppelt, oder man sieht statt rot blau oder schwarz.“

„Hm,“ machte der Mechaniker. „Auf den Kopf gefallen sind Sie auch nicht.“

„Gott behüte mich davor! Nach so einem kleinen Schädelbruch wird man schwachsinnig.“

„Man verliert nur seinen Verstand,“ bemerkte er trocken, „wenn man vorher welchen gehabt hat.“

„Aber es kommt auf die Nuancen an.“

„Das stimmt,“ entgegnete er spöttisch.

Sie waren vor ihrer Wohnung in der Dorotheenstraße angelangt.

„Wollen Sie bei mir eine Tasse Thee trinken?“ fragte sie ruhig.

„Ist der gut?“

„Ich hoffe.“

„Dann nehme ich an.“

Sie wohnte vorn in der zweiten Etage, in einem Zimmer mit Extraeingang.

Es war groß, geräumig und elegant eingerichtet; ein japanischer Wandschirm verbarg ihr Bett. Die Möbel waren aus schwerer Eiche, und ein wirklich bequemes und prachtvolles Sofa lud zum Sitzen ein. Die Lampe brannte bereits, als sie eintraten.

Des Mechanikers erster Blick fiel auf die eichenen, offenen Schränke, die mit Büchern vollgestopft waren. Auf dem Schreibtisch, der eine breite, außergewöhnliche große Platte hatte, lagen verschiedene Bände der Königlichen Bibliothek.

Der Mechaniker schlug einen Band auf. Es war Häckels Entstehungsgeschichte.

Er blickte sich voll Neid um. Die Bücher berauschten ihn.

„Jeder Student kriegt von der Königlichen Bibliothek Bücher geliehen?“ fragte er.

„Das hat mit dem Studieren nichts zu thun. Jeder Mensch kriegt sie.“

„Ich auch?“

„Sie auch, wenn Sie einen Bürgen haben.“

„Bürgen ...“ er lachte höhnisch. „Ich habe keine Bürgen.“

„Sie könnten die Bücher durch mich bekommen,“ sagte die Ingolf, ohne ihn anzu-

sehen. „Man hat das Recht, mehrere Bände jeden Tag zu erheben."

„Sie wollten?"

„Gewiß. Es ist zwar verboten, sie weiter zu verleihen, aber ich würde mich in diesem Fall nicht daran kehren."

„Hm," meinte er. „Ich würde das unbedingt annehmen."

Er setzte sich auf das Sofa ohne irgend welche Gene. Aber eine gewisse Erregung kam über ihn. Die Möglichkeit, alle Bücher zu erhalten, die er brauchte, erfüllte ihn rauschartig.

Die Ingolf drückte auf einen Knopf.

Ein Stubenmädchen mit einer weißen Schürze trat ein.

„Bitte, besorgen Sie uns etwas Abendbrot mit Thee," bat sie gelassen. „Der Thee muß gut und stark sein, besser als sonst."

Sie blickte schelmisch zu ihm hinüber. Er rührte sich nicht. Er dachte nur an die Bücher.

Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, trat er dicht vor sie hin, so daß sie einen gelinden Schreck bekam.

„Das mit den Büchern fasse ich als ein festes Versprechen auf, das Sie mir nicht mehr brechen dürfen!"

Sie reichte ihm die Hand, in die er geradezu feierlich einschlug.

Dann fing sie plötzlich unaufgefordert von sich zu erzählen an, vergnügt und lustig, und obwohl er ihr gerade keine auffällige Teilnahme entgegenzubringen schien, ließ sie sich in ihrem Plaudern doch nicht stören. Und dabei sah sie ihn mit guten, zuweilen aufleuchtenden Augen an.

Aus dem Holsteinischen stammte sie. Sie waren zugezogene Leute, merkwürdigerweise aus dem Elsaß ins Holsteinische verschlagen. Ihr Vater war Fabrikant gewesen und hatte ein kleines Vermögen hinterlassen, das den einzelnen Kindern ein gewisse Selbständigkeit gewährte. „Aber Philister waren sie durch und durch, und wenn die jetzt wüßten, daß ich einen solchen Herrn wie Sie zu Gaste habe! Einen solchen Herrn!" wiederholte sie mit einem Anflug leiser Koketterie. „Die Augen würden sie aufreißen, starr würden sie vor Schrecken werden!"

Er, in einem trockenen und gleichgültigen Ton: „Mein Vater ließ sich zum Krüppel schießen; meine Mutter stand zeitlebens am Waschtrog. Die Hände hätten Sie sehen sollen — diese breiten, roten, großen Hände, die beständig nach grüner Seife rochen, und die Geschwister ... na, eins starb immer nach dem anderen. Die Frau wusch eigentlich nur für den Totengräber — und die Hebamme. Erbaulich, was? — Mir ist hier ein bißchen zu warm." Er stand auf und riß, ohne zu fragen, die Fenster auf.

Die Ingolf verfolgte erregt jede seiner Bewegungen. Sie fühlte deutlich, daß dieser Mensch seltsam auf sie einwirkte.

Das Stubenmädchen trat ein und deckte sorgfältig den Tisch. Sie stellte eine Schüssel mit Aufschnitt, Butter, Brot und japanisches Theegeschirr auf den Tisch. Messer und Gabeln waren aus Britannia, die Teller aus edlem Porzellan, und alles sah wohlig und sauber aus. Die Studentin goß den Thee ein, der Mechaniker schloß die Fenster und setzte sich wieder auf das Sofa.

Er aß vor sich hingrübelnd und sie scheinbar völlig wieder vergessend. Sie merkte, daß er weder Manieren noch Lebensart hatte, wie ein Raubtier die Bissen verschlang und mit einer Schnelligkeit das Brot hinunterwürgte, die etwas Groteskes und Abstoßendes hatte.

Dennoch nahm sie an diesen Äußerlichkeiten keinen Anstoß — und darüber wunderte sie sich selbst im stillen. Sein Gesicht zog sie an, weil es ihr zu raten aufgab. Niemals hatte sie einen Menschen mit solcher Hingebung sich mit sich selbst beschäftigen sehen. Wenn er angestrengt nachdachte oder in Eifer geriet, so grub sich zwischen den Augenbrauen eine so tiefe Falte, daß seine Miene einen Ausdruck vergrämten, fanatischen Insichgekehrtseins bekam. Sie betrachtete ihn gespannt und erschrak vor dieser Selbstsicherheit ... Sie beobachtete ihn unverhüllt und, wie es ihr selbst vorkam, mit einer unverschämten Dreistigkeit.

Und alles das berührte diesen Menschen nicht im geringsten. Er aß weiter, ohne sich stören zu lassen.

„So." Er wischte sich mit der geballten Hand den Mund ab und legte Messer und Gabel beiseite.

Sie war nicht im stande, ein unterdrücktes Lachen völlig hinunterzuschlucken.

Er merkte es sofort. „Na,“ sagte er, auf die Serviette deutend, „auf das bißchen Kultur brauchen Sie sich weiter nichts einzubilden.“ Er war aber auch nicht einen Deut peinlich berührt.

Sie dagegen blickte doch ein wenig verlegen beiseite.

Er ging ungeniert an ihren Schreibtisch und stöberte unter den Büchern. Er schlug ein kleines Büchlein auf. Es war Taines Philosophie de l'art.

„Sie lesen das französisch?“ fragte er.

„Ja.“

„Sie beherrschen diese Sprache vollständig?“

„Ich glaube.“

„Können Sie auch englisch?“

„Ich bilde es mir ein.“

„Sie sprechen und lesen es ebenfalls vollkommen?“

„So wie das Französische.“

Ein unverhüllter Neid trat auf seine Züge, in denen es wieder zu arbeiten begann. Er hatte eine Bemerkung auf der Zunge, aber er unterdrückte sie.

Er ging mehreremal in dem Zimmer auf und nieder, als wenn er der Herr darin wäre, und stellte sich dann dicht vor sie hin.

„Ist es schwierig, diese Sprachen zu erlernen?“

„Nein,“ entgegnete sie, „denn jeder Kellner kapiert sie. Man braucht nur viel Zeit, wenn man es nicht richtig anfängt.“

„Hm. Haben Sie Talent zum Unterrichten?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, ob Sie sich zutrauen, einen gescheiten Unterricht in diesen Sprachen zu erteilen, bei dem man schnell vorwärts käme?“

Sie antwortete langsam: „Ich habe noch nie daran gedacht, Sprachlehrerin zu werden; dennoch traue ich mir zu, einen leidlich intelligenten Menschen ins Französische und Englische einzuführen.“

Er sah sie mit fest geschlossenen Lippen kühl und durchdringend an. „Wollen Sie mich unterrichten? Ein Honorar würde ich Ihnen nicht zahlen,“ setzte er hinzu, „Sie müßten es rein aus Interesse an meiner Person thun.“

Sie war doch etwas verblüfft.

„Aus Interesse an Ihrer Person?“

„Nun ja, ein gewisses Interesse nehmen Sie doch an mir,“ entgegnete er fest und bestimmt, als ob dagegen kein Widerspruch möglich wäre. „Übrigens, wenn Sie nicht wollen, ich bitte niemanden.“

Sie warf den Kopf in die Höhe und sagte: „Ich will.“ Und tief aufatmend fügte sie hinzu: „Ich habe keine Furcht vor Ihnen.“

„Sie haben unter Ihrer schweren Kindheit gelitten?“ sagte sie nach einer Weile, und aus ihrer Stimme klang Mitleid.

Er lachte kurz auf. „Ich leide an solchen Dingen nicht. Ich habe sie nicht nur an mir, sondern an tausend anderen beobachtet. Sie stählen mich nur; sie haben ganz im Gegenteil den festen Grund für meine Auffassung von Menschen und Verhältnissen gelegt. Insofern bin ich ihnen dankbar.“

Die Ingolf brach dieses Thema ab, und sprunghaft, ohne Übergang, bemerkte sie: „Sie sagten vorhin, Thomas Truck sei ein Schwärmer. Könnten Sie mir das näher begründen? Ich habe für diesen Menschen ein lebhaftes Interesse. Seine ganze Art hat etwas tief Bewegendes.“

„Schwärmer,“ warf er hin, „leiden an einer bestimmten Krankheit. Sie wollen erlösen. Sie gehen am Erlöserwahnsinn zu Grunde. Sie werden ans Kreuz geschlagen — oder sie schlagen sich selbst ans Kreuz. In der Sache läuft das auf eins hinaus.“

„Sie halten den Erlösergedanken für etwas Pathologisches?“

„In Bezug auf die Allgemeinheit — ja. In Bezug auf den einzelnen — nein.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie kleinlaut und bedrückt.

In seinen schmalen und geschlitzten Augen funkelte es auf. „Der einzelne bin ich selbst. Nur ich kann mich erlösen.“

„Aha,“ rief sie, „Sie stehen auf einem ähnlichen Standpunkt wie der Volksschullehrer Heinsius?“

„Es ist eine Ähnlichkeit vorhanden,“ bestätigte er. „Indessen,“ setzte er in eigentümlichem Tone hinzu, „ich glaube, daß ich über ihn hinausgehe.“

„Alle Ihre Propheten,“ rief sie erregt, „sollte man an den Laternenpfählen aufspießen, und ihre Lehren sollte man, wo sie

gedruckt sind, einstampfen, daß nicht ein Buchstabe übrigbleibt!"

Die Züge des Mechanikers wurden fanatisch. „Unsere Lehre," antwortete er, und die Ingolf spürte, daß er sich jetzt an seinen eigenen Worten berauschte, „ist wie jene wunderbare Schlange, der tausend neue Köpfe wachsen, wenn man ihr einen abschlägt."

„Und welches wird das Ende des Thomas Truck sein?" fragte sie.

„Ich prophezeie nicht. Haben Sie aber einmal seinen Hals gesehen?"

„Ja," erwiderte sie, „er hat einen schlanken, edlen Hals."

„Er hat den Hals des Egmont," sagte der Mechaniker. „Sie erinnern sich an diese Stelle bei Goethe?"

„Ich erinnere mich." Ihr Gesicht war erregt und ängstlich geworden. „Sie lesen Goethe?"

„Ich habe ihn ehedem gelesen."

„Und das, glauben Sie, ist das Schicksal des Thomas Truck?"

„Ja."

„Nein, ich glaube es nicht," rief sie und glühte am ganzen Körper. „Das ist es nicht! Das wird es nicht sein!"

Mechaniker Fründel zog seinen Mantel an und nahm den Hut in die Hand. Er lächelte boshaft und niederträchtig.

„Ich will Ihnen für das gespendete Abendbrot, die versprochenen Bücher, den in Aussicht gestellten Unterricht eine kleine Weisheit schenken. Spitzen Sie die Ohren," fügte er bissig hinzu.

„Ich höre."

Und er in leisem Ton, jede Silbe accentuierend: „Alles, was zu Grunde geht, ist wert, daß es zu Grunde geht ... gute Nacht, Fräulein Ingolf!"

„Gute Nacht ... Herr Fründel."

* *
*

Herr Steinthal begrüßte Thomas mit ungeheuchelter Freundlichkeit und führte ihn gleich zu Tisch.

Die gnädige Frau kam herein, als die Suppe bereits aufgetragen war. Sie sah blaß und leidend aus und reichte ihm stumm die Hand.

Ihr Anblick ergriff ihn. Und wenn er in der Laune des Verliebten zuerst unmutig gewesen war, daß sie ihn nicht vor ihrem Mann begrüßt hatte, so verflog das schnell.

Auch der Junge saß bei Tisch und redete ihn zutraulich mit „Onkel Thomas" an. Sein schwächliches Körperchen trug ein altes und kluges Gesicht.

Thomas war der einzige Gast. Und während der Mahlzeit zog ihn der Hausherr beständig ins Gespräch.

Sie war einsilbig, nervös und von einer zitterigen Unruhe. Mehreremal fuhr sie ihren Mann an, als er das Wort an sie richtete.

Der Junge schielte ordentlich verschreckt zu ihr hinüber, er schien diese Zustände der Mutter zu kennen.

Auch Herr Steinthal mied es, sie anzureden.

„Meine Frau," sagte er einmal, devot lächelnd, „hat heute ihren Tag. Weh dem, der ihr verfällt! Nehmen Sie sich in acht, ich rate es Ihnen. Das heißt," fügte er hinzu, „Sie stehen ja bei ihr in Gunst und dürfen schon etwas wagen."

Bei diesen Worten blickte sie ihn bitterböse an. Sie that den Mund auf, als ob sie eine gereizte Bemerkung machen wollte, dann aber schloß sie verächtlich wieder ihre Lippen.

Als der servierende Diener einmal durch eine ungeschickte Bewegung ein Geräusch hervorrief, konnte sie sich nicht beherrschen.

„Sie sind wohl toll geworden?" schrie sie. Und als der eingeschüchterte Mensch etwas erwidern wollte, wies sie ihn mit einer herrischen Bewegung aus der Thür.

Vater und Sohn sahen sich ängstlich an und blickten starr auf ihre Teller.

Was hat sie? fragte sich Thomas im stillen und wußte sich keine Antwort. Ihr Benehmen machte ihn ratlos und quälte ihn. Er hatte die Einladung nur angenommen, um Klarheit zu schaffen, und nun schuf ihre Art alles verwirrter und unklarer denn je. Warum zeigte sie ihm offenkundig dieses Zerrbild ihres eigenen Ichs?

Und dennoch fühlte er, wie stark er sie liebte! Sie konnte sich ihm zeigen, wie sie wollte — seine Leidenschaft erfüllte ihn und ließ alles, was sie that, in einem anderen

Lichte erscheinen. In jeder Sekunde hatte er tausend und eine Entschuldigung für sie bereit.

Die Tafel wurde aufgehoben.

„Sie entschuldigen, wenn ich mich ein Stündchen lege,“ sagte Herr Steinthal, „aber in meinem Alter ...“ Er nahm den Jungen mit und wollte, ohne ein Wort an sie zu richten, aus dem Zimmer gehen. Als er schon in der Thür stand, wandte er sich noch einmal um. „Darf ich der Gnädigen gesegnete Mahlzeit wünschen?“

Sie nickte ihm flüchtig zu.

Er machte noch eine Handbewegung gegen Thomas und verschwand.

Eine Minute horchten beide.

Dann drückte sie an der elektrischen Glocke.

„Ich wünsche von niemandem gestört zu werden,“ sagte sie zu dem eintretenden Diener.

Ihr Ton klang herrisch.

„So, jetzt komm,“ flüsterte sie.

Sie zog ihn leise an der Hand durch eine Flucht von Zimmern in ein kleines Damenboudoir.

Sie schloß die Thür, ging dann auf ihn zu und sah ihn eine flüchtige, kleine Weile in tiefer, verhaltener Erregung an. Alles Herrische war von ihr gestreift. Ihre Gestalt hatte etwas Hilfloses und Zerbrochenes. Ihre Wortlosigkeit schien zu sagen: Sieh, ich liege am Boden, hebe mich auf.

Diese ihre verwandelte Haltung bewegte Thomas bis ins Innerste ... das war die Regine, an der er hing, die von seinem ganzen Wesen Besitz genommen hatte. Er legte seine zitternde Hand auf ihr dunkles Haar.

Und diese Berührung nahm ihr den Rest ihrer Selbstbeherrschung. Ohne einen Laut hervorzubringen, zog sie ihn wie eine Verdürstende an sich und küßte ihn leidenschaftlich.

Und nun vergaßen Sie alles. Es kam etwas wie Rausch über sie, der jeden Gedanken an die Außenwelt aus ihrer Erinnerung trieb. All ihr Empfinden und Denken war nur darauf gerichtet, sich für die lange Trennung schadlos zu halten.

Thomas war, als ob ihre Augen alle Vorstellungen und Gedanken, in denen er früher gelebt, ausbrannten. Er sah in ihren Augen keine Thränen, und dennoch waren sie feucht und schluchzten in tiefer, unsagbarer Freude, die ihn trunken machte. Alles, was sie sprach, klang ihm wie leise, gedämpfte Sphärenmusik, die aus weiter Ferne kam und seine Sinne bethörte. Er fühlte auch, wie sein Haar zitterte, wenn sie es streifte.

„Schließ die Augen,“ bat sie.

Und Thomas gehorchte.

Sie küßte ihn im Kranze — den Hals, das Ohr, die Stirn, die Augen und zuletzt den Mund.

„Du darfst dich nicht rühren,“ flüsterte sie, und immer wieder küßte sie ihn. „So, jetzt sieh mich an,“ sagte sie plötzlich. Und fiebernd raunte sie ihm zu: „Wenn du wüßtest, wie ich mich nach dir sehne!“

Sie riß ihn mit sich fort und entzündete seine junge Manneskraft.

„Du zerdrückst mich ja,“ stöhnte sie einmal, aber als er nachlassen wollte, setzte sie unter Thränen lächelnd schnell hinzu: „Nein, zerdrücke mich; ich will, daß du mich zerdrückst!“

Das brachte ihn zur Besinnung. „Ich will dich nicht zerdrücken, ich will mit dir leben,“ antwortete er ernst.

Sie duckte sich wie ein Kätzchen und blinzelte mißtrauisch zu ihm hinüber, als verstünde sie nicht den ganzen Sinn seiner Worte.

Er wollte ihr nun alles sagen, aber von neuem verschloß sie ihm mit tausend Zärtlichkeiten den Mund. Nur ganz dunkel fühlte er eine Auflösung aller seiner Kräfte. Er fühlte, wie sein Wille weich wurde, wie aller Widerstand in der Glut dieses Liebesfeuers zerfloß. Er wollte sich dagegen wehren. Er wollte alles das, was er sagen mußte, sagen; aber er empfand nur eines, daß es ihm in dieser Stunde unmöglich war.

Sie fuhr auf einmal empor und trat horchend an die Thür.

Und diese Bewegung rüttelte ihn und brachte ihn von neuem zur Besinnung.

Sie strich sich die Haare zurück, und voll schmerzlicher Hingebung sagte sie: „Komm hinein, er wartet gewiß schon.“

Aber als sie in sein Gesicht blickte, sah sie darauf einen todesscheuen Ausdruck und

eine seltsame Leblosigkeit. Auch war es ihr, als ob es in seinen Augen zu bluten anfing.

„Was hast du?" schrie sie entsetzt auf und schmiegte sich sofort wieder an ihn.

In dieser Stunde erkannte sie deutlich, daß er jedes Wort gleichsam wie mit einer Zange aus sich herausholen mußte; sie fühlte instinktiv die entsetzliche Anstrengung, die ihn das Sprechen kostete.

„Ich muß noch mit dir reden. Versprich, daß ich heute noch mit dir reden kann," brachte er mühsam hervor.

„Ich verspreche es dir," erwiderte sie, „du wirst mich begleiten, zu Bekannten begleiten, die ich aufsuchen muß. Und jetzt komm."

Im Herrenzimmer war zum Kaffee gedeckt.

Die gnädige Frau verließ Thomas auf einen Moment. Er stand allein und lehnte sich an die Wand.

Wenn ich nur nicht umfalle, dachte er, und laut sagte er vor sich hin: Ich darf nicht umfallen.

Es verstrich eine Zeit, die ihm ohne Ende vorkam.

Als sie wieder eintrat, bemerkte er sofort auf ihrem Gesicht einen Ausdruck nervöser Unruhe. „Was ist denn?" fragte er schreckhaft.

„Nichts, nichts," entgegnete sie zerstreut und suchte ihm zu verbergen, was in ihr vorging.

Da blickte er sie tieftraurig an.

„Ich suche meinen Mann," sagte sie erklärend und sich gleichsam entschuldigend. Dabei mied sie es, ihn anzusehen. „War er vielleicht hier?" fügte sie rasch hinzu, um in Thomas jeden anderen Gedanken zu verscheuchen.

„Nein," antwortete er schmerzhaft.

„Ja, wo steckt er denn?" sagte sie mehr für sich und drückte an einem elektrischen Knopf.

Unmittelbar darauf erschien ein Diener.

„Ist der Herr ausgegangen?"

Der Diener zuckte mit den Achseln. „Ich weiß es nicht, gnädige Frau, ich bin eben erst gekommen, ich hatte ..."

„Das ist mir ganz gleichgültig," sagte sie und fixierte ihn scharf. „Fragen Sie den Portier, ob der Herr bereits fort ist!"

Der Diener verschwand.

Wieder verstrich eine Spanne Zeit, die in beiden eine Art von banger Stimmung aufwachsen ließ.

„Er ist doch um die Zeit immer noch da," brachte sie geärgert hervor. „Ich muß ihm doch sagen, daß ich fortgehe, daß ich —" sie brach ab, denn plötzlich schien sie zu merken, wie sie mit jedem Worte Thomas peinigte.

In diesem Augenblick erschien Herr Steinthal auf der Schwelle. Sein Gesicht war verzerrt; es hatte etwas Verweintes und Vergrämtes. Er blickte Thomas eine flüchtige Weile verständnislos und beinahe blöde an und suchte über ihn hinweg Regine zu begegnen.

„Was hast du denn?" fragte sie unwirsch; aber aus dem Ton ihrer Stimme klang doch etwas wie Angst.

Er gab keine Antwort, sondern stierte sie nur fassungslos an, und seine Züge schienen noch weinerlicher zu werden.

Um Gottes willen, sagte Thomas leise zu sich, was ist das? Ihm war es, als ob er jeden Halt verlöre, als ob unter ihm die Erde sich aufthäte und er langsam herabgezogen würde. Nimm dich zusammen, schrie er sich innerlich an. Nimm dich zusammen, wiederholte er noch einmal und ballte fest die Hände.

Regine warf den Kopf zurück und ging ganz dicht auf Steinthal zu. „Willst du mir jetzt sagen," fragte sie beinahe drohend, „was mit dir ist?"

Ihr Blick und ihre Stimme schienen ihn einzuschüchtern. Er wollte sprechen, aber nur ein paar lallende Laute entrangen sich ihm.

Sie lachte kurz und haßerfüllt auf.

Ihr Lachen schreckte ihn und brachte ihn in die Wirklichkeit zurück. Er sah demütig empor. „Man hat ... man hat mich ..." stammelte er langsam — wieder machte er eine kleine Pause — „man hat mich soeben benachrichtigt," fuhr er dann, gleichsam sich überstürzend, fort, um unmittelbar darauf wieder in eine Art von Stottern zu verfallen — „daß ... daß ... daß meine ... Mutter vom ... vom Schlage getroffen ist ... Sie ... Sie ... entschuldigen," brachte er noch mit Anstrengung hervor, sich an Thomas wendend.

Und Thomas Truck murmelte ein paar nichtssagende Worte und taumelte aus dem Zimmer.

* * *

Zu Hause humpelte die alte Frau ihm entgegen. „Herr Doktor,“ sagte sie wichtig, „Herr Doktor ...“ Sie hielt einen Moment inne und riß die kleinen Augen auf, in denen immer noch das Feuer der Neugier glitzerte. Dabei suchte sie in der Tasche und zog endlich ein zerknittertes Telegramm hervor. „Vor einer Stunde ist es gekommen,“ sagte sie und blickte ihn gewichtig an.

Was war das? Während er ihr das Telegramm aus den Händen nahm, durchdrang ihn ein rätselhaftes Empfinden. Es war ihm, als müßte es etwas Schreckliches enthalten, und er stierte die Frau wie geistesabwesend an. Dann schlich er an ihr vorbei in sein Zimmer.

Ich bin bereits so feige geworden, dachte er, daß ich nicht einmal den Mut habe, es zu öffnen.

Er zündete die Lampe an. Auf dem Tisch lag noch ein Brief. Die Handschrift kam ihm bekannt vor. Aha, es waren die Schriftzüge der Maria Werst.

Was wollte sie denn noch? fragte er sich ungeduldig. Und mit einer hastigen Bewegung riß er das Couvert auf. Er las:

Gnädiger Herr!

Ich liege auf den Knien und danke Ihnen in Christi Namen. Am liebsten möchte ich all die wunderbaren Dinge aufheben und sie immer und immer wieder betrachten und zu mir sagen: das hat mir alles mein gnädiger Herr geschenkt! Es ist viel zu schade für mich; und das viele Geld! Sie hätten sehen sollen, gnädiger Herr, was die Wirtsleute für Augen gemacht haben. Ich bin jetzt wie eine Prinzessin. Nein, ich bin nicht wie eine Prinzessin, ich bin demütig in Christo. Gnädiger Herr, alles kam so, weil ich so innig glaube. Es küßt Ihnen die Hände

Maria Werst.

Das ist ja entsetzlich, sagte er vor sich hin, und die wunderlichsten Widersprüche bewegten ihn. Das ist rührend und kindisch zugleich. Und woher weiß sie, daß ich es bin?

Er erinnerte sich, daß er beim Absenden des Geldes mit ganz undeutlichen Buchstaben einen nicht zu entziffernden Namen aufgegeben hatte.

Diese Seele klammert sich an mich, dachte er weiter, und er hatte die üble Vorstellung, die jemand hat, der einem siechen, kranken Menschen aus Langerweile ein Almosen hingeworfen hat und nun von dessen redseligem Dank gepeinigt wird. Man will sein Almosen gedankenlos hinwerfen, aber man will mit so einem Bettler nichts weiter zu thun haben. Denn, schloß er weiter, man giebt ja gar nicht aus einem inneren Drange heraus; man giebt aus Bequemlichkeit, Selbstberäucherung, Hochmut und Furcht! Wer giebt, wie Christus gab?

Er trat an das Fenster und blickte in das Dunkel. Er schämte sich seines Unmuts gegen das dürftige, arme Mädchen, das elend in schmutzigen Kissen lag und für einen flüchtigen Augenblick in seinem Glauben einen Prinzessinnenrausch gehabt hatte.

Aber warum läßt sie mich auch nicht in Frieden? sagte er zu seiner eigenen Entschuldigung. Warum heftet sich dies Weibsbild an meine Fersen? Warum? ... Warum suche ich nach innen und außen Befreiung? Thue ich nicht genau das gleiche? Ist nicht diese Anschauung einfach lächerlich und anmaßend? So ist es. Und dennoch erhebe ich sie.

Wieder fiel ihm das Telegramm ein, das er gewaltsam zu vergessen gesucht hatte. Er nahm es in die Hand, als ob er es seinem Gewichte nach wägen wollte.

Was bin ich für ein Kindskopf ... ich war doch früher nicht so. Ich war früher beherzt, aufrichtig und mutig ... und jetzt — was ist aus mir geworden!

Er warf den Kopf ein wenig zurück und öffnete die Depesche.

Komme zehneinhalb Uhr Bahnhof Friedrichstraße an.

Bettina.

Also das war es, sagte er ganz leise vor sich hin, und seine Gesichtsfarbe bekam einen fahlen Ton, und es war ihm, als ob kein

bittereres Ungemach ihm widerfahren konnte als ihre Ankunft jetzt und zu dieser Stunde.

Er hatte alle Erinnerungen an sie begraben. Es war ihm in diesen Zeiten gelungen, sie aus seinem Gedächtnis zu streichen; denn der Gedanke an die kleine Bettina und die Tage der Jugend hatte etwas Mahnendes gehabt an übernommene Verpflichtungen, an Wünsche von ehedem und an tausenderlei damit verknüpfte Dinge. Mit alldem war er fertig geworden. Eine ganz andere Sehnsucht erfüllte ihn, und den Zusammenhang zwischen der Kindheit und dem Heute glaubte er niedergerissen zu haben.

Und nun kam sie! Weshalb kam sie jetzt? Mitten in sein neues Glück, in seinen Rausch gleichsam hineingeschneit? Gab es da eine geheime innere Verbindung? War das einer der feinen Fäden, die das Schicksal bisweilen zu spinnen pflegt, um daraus ein unsichtbares Netz zu knüpfen? Und sollte er darin gefangen werden? Oder sollte ihm ein Strick gedreht werden, um ihn elend zu würgen? ...

Mensch, das sind ja alles Einbildungen, krankhafte Fluchtideen! fuhr er sich selbst an. Aber dann fiel sein Blick zufällig in den Spiegel — und da erschrak er. Seine Augen waren geschwollen und seine Züge entstellt.

Das ist ganz gleichgültig, flüsterte er sich zu, merkwürdig bleibt die Geschichte in jedem Fall. In dem Exempel ist ein Rest, mit dem ich nicht fertig werde.

Er schloß plötzlich den alten Sekretär auf und entnahm einer Schublade zwei noch geschlossene Briefe von Bettina. Er hatte sie nicht geöffnet, weil es ihm in seiner Verfassung schmerzhaft gewesen war, in ihnen zu lesen. Und ohne die Hülle zu lösen, that er sie wieder an ihren alten Platz.

Wie seltsam und verschlungen war alles! Hier in seiner Mansarde, hier inmitten des brausenden Lebensstromes pochte unvermutet mit kaum hörbaren, zarten Fingern die Kindheit an seiner Thür. Wieviel Jahre waren vergangen, daß sie sich nicht mehr gesehen hatten! Mußten sie sich nicht als zwei fremde, neue Menschen gegenübertreten? Er suchte sie sich zurückzudenken in ihren schwarzen Zigeunerlocken, dem blassen Gesicht und dem dunklen Trauerkleide, so, wie er sie das erste Mal gesehen. Und dann in dem lichten, weißen Gewande, wie sie leichtfüßig mit ihm durch den Garten gejagt war, ihre kleinen Hände an sein klopfendes Herz gelegt und demütig sich an ihn gehängt hatte. Das Stück Wiesenland im Garten, der Weiher, die Christblumen und Anemonen, ihr Haus mit der Vorhalle aus steinernen Fliesen, die Tamara, die dunkle Bodenkammer mit den zerbrochenen Figuren und dem Skelett, das auf ihre Phantasie so grausig gewirkt — alles tauchte in greller Deutlichkeit unvermittelt dicht nebeneinander auf, und unzählige Einzelheiten, an welche er all die Jahre nicht gedacht hatte, stellten sich ein.

Ein bitteres Gefühl über sich selbst durchdrang ihn. Wie bin ich schlecht und hart geworden, dachte er. Selbstsüchtig und nur an mich denkend. So schmiedet man sich selbst zurecht. So hämmert einen das Leben!

War sie nicht seine arme, kleine Bettina, die, wie er, in die Einsamkeit und in den Kampf hinausgestoßen war? Und verbanden ihn nicht brüderliche Empfindungen, die nichts und niemand auflösen konnte?

„Ah, es ist gut, daß Sie kommen," sagte er zu der alten Frau, die ihren Kopf in die Thür steckte — sie sah ihn fragend und neugierig an — „nämlich," fuhr er fort, „ich bekomme Besuch, noch heute abend. Eine Cousine von mir, die aus Paris ..."

Die Alte lächelte seltsam und verschmitzt.

Er hielt ganz verblüfft inne. „Sie sind wohl verrückt geworden?" sagte er in kaltem und gelassenem Ton. „Was denken Sie denn von mir? Soll ich Ihnen sagen, was Sie denken?" setzte er gereizt hinzu. „Sie denken: erst hat dieser Herr eine vornehme Dame bei sich zum Abendbrot gehabt, und jetzt kommt er gar mit einer Pariser Bekanntschaft, die er für seine Cousine ausgiebt! Haben Sie das gedacht oder nicht?" fragte er grob.

Die Alte wand sich vor Verlegenheit. „Um Gottes willen, wo werd ich denn," antwortete sie entsetzt. „In meinem Alter denkt man überhaupt nicht mehr," fügte sie gleichsam entschuldigend hinzu. Und etwas bissig sagte sie nach einer kleinen Weile: „Leute von meinem Stande haben gar nicht das Recht zu denken, Herr Doktor!"

„So? Haben sie nicht?“ erwiderte er zornig. „Das ist mir ja ganz neu! Übrigens, was soll denn der Ton, den Sie mir gegenüber anschlagen? Denn Sie schlagen mir gegenüber einen Ton an, den ich bisher von Ihnen noch nicht gehört habe.“ Und mit erhobener Stimme fuhr er fort: „Ich verlange, daß man mir mit der nämlichen Achtung entgegenkommt, die ich selbst ...“

Die Frau schlug die Hände zusammen. „Was ist denn mit Ihnen los, Herr Doktor?“ stammelte sie und strich sich eine der silbernen Haarsträhnen zurück, die ihr in der Aufregung wirr über die Stirn gefallen war.

„Was mit mir los ist?“ — er witterte bereits in jedem Worte einen Angriff — „Sie halten mich wohl für verrückt? Sie können es gerade heraussagen. Es ist mir sogar lieb, wenn Sie aufrichtig sind. Ja, es liegt mir daran, jetzt Ihre Meinung über mich zu wissen. Ich fordere Sie in allem Ernste auf, mir Ihre Meinung zu sagen.“

Er ließ sie nicht aus den Augen, und die Frau krümmte sich unter seinen Blicken, die sie bannten.

„Meine Meinung über Sie?“ stammelte sie. „Meine Meinung? ... was liegt an meiner Meinung? ... Sie wollen meine Meinung wissen?“ wiederholte sie noch einmal ... „na, gut ... ich brauche sie nicht zu verbergen ... meinem Schöpfer habe ich gedankt, daß ich einen so anständigen Mieter wie Sie gekriegt. Alles war gut und schön, bis“ — sie machte eine kleine Pause — „bis,“ nahm sie dann langsam das Wort wieder auf, „diese Dame zu Ihnen kam. Seit der Zeit, Herr Doktor, ist es mit Ihnen anders geworden. Wenn Sie es durchaus wissen wollen ... das ist meine Meinung ... Der Herrgott helfe mir — aber das ist meine Meinung.“

Er sah die Alte lange und traurig an. „Es ist gut, daß Sie mir das gesagt haben. Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen aufrichtig.“ Er nahm ihre runzelige Hand und hielt sie einen Moment. „Es ist nämlich vollkommen richtig,“ setzte er hinzu, als fühlte er sich zu dieser Erklärung verpflichtet. „Es ist vollkommen richtig, ich bin ein anderer geworden. Und auch mit dem Datum haben Sie recht. Ich habe gar keinen Grund, Ihnen etwas vorzuflunkern; ich habe gar keinen Grund, Ihnen das mitzuteilen; indessen, ich will es Ihnen mitteilen. Nicht weil ich mich bei Ihnen entschuldigen möchte — man kann nicht eine Grobheit begehen und sich dann einfach entschuldigen —, sondern weil ich eben Lust verspüre, es Ihnen mitzuteilen. Verstehen Sie mich? Es ist nämlich nicht ganz leicht, mich zu verstehen. Dahinter liegt eine ganze Reihe von Vorstellungen,“ fügte er mehr für sich hinzu.

Die Alte nickte stumpfsinnig. „Das liegt im Blute,“ meinte sie. „So was liegt im Blute.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete er feierlich.

Aber in diesem Augenblicke wirbelten hundert Vorstellungen in ihm durcheinander, und eine Reihe von Fragen kreuzten sich in ihm. Weshalb bin ich in dieser Stunde, wie ich bin? forschte er. Weshalb komme ich aus dem Gleichgewicht? Warum verliere ich meine Ruhe und fliehe vor mir selbst? Weshalb bin ich von Ängsten verfolgt, und aus welchem Grunde werde ich plötzlich ceremoniös? Kann ich mich erkennen, oder kann ich mich nicht erkennen? Und er erinnerte sich auf einmal daran, daß jemand zu ihm gesagt hatte, daß das „Erkenne dich selbst“ die größte Lüge sei. Mit seinem Kopfe kann man sich nicht erkennen. Das ist nichts anderes als die Geschichte von der Schlange, die sich in den eigenen Kopf beißt.

„Wollten der Herr Doktor mir noch etwas sagen?“ fragte die Alte.

Er erwachte aus seinen Grübeleien. „Das Fräulein,“ nahm er unvermittelt die Unterhaltung wieder auf, „kommt heute um halb elf Uhr an. Ich wollte wissen, ob Sie einen Raum haben, wo sie schlafen könnte?“

„Gewiß ..: gewiß hab ich das. Ich habe doch meine gute Stube mit dem Ledersofa. Wenn das Fräulein auf dem Ledersofa schlafen wollte ... einen Stand Betten hab ich auch und frisches Überzeug, und reine Wäsche kratze ich auch noch zusammen. Sie müssen nämlich wissen, daß ich das alles verpackt habe seit dem Tode meines seligen Mannes. Was sollte ich auch mit all den Betten, lieber Herr. So was wird einem nachher zur Last.“ Sie wurde immer redseliger.

Er aber dämmte ihren Wortstrom mit einem „Schon gut“ zurück. „Also dann wird das Fräulein hier ruhen. Sie heißt Bettina,“ setzte er mit einem stillen Lächeln hinzu.

Die Alte wurde jetzt ganz aufgeregt. „Ich muß mir sputen,“ sagte sie und entfernte sich rasch.

Er blickte auf seine Uhr. Es war halb neun. Dann schüttelte er sich vor Frost. Ihn fror, obwohl man bereits im April stand. Es war allerdings ein unheimlicher Winter gewesen, der kein Ende hatte nehmen wollen. Und erst ganz schüchtern, zaghaft und vorsichtig hatte sich in den letzten Tagen etwas Frühlingswärme hervorgewagt. Er war todmüde. Und so erschöpft und matt kam er sich vor! Die Augen fielen ihm fast zu vor Schläfrigkeit. Noch einmal zog er die Uhr und blickte mechanisch auf das Zifferblatt. Wie merkwürdig so ein Zifferblatt aussieht! dachte er. Und wie merkwürdig ist so eine Uhr mit ihrem Räderwerk, ihrem weißen Zifferblatt und ihrem unheimlichen Tick, Tack. Man trug eine Maschinerie bei sich, die die unendliche Zeit endlich machte, endlich für den flüchtigen Tag und die flüchtige Nacht. Wie närrisch war das eigentlich, wie sonderbar, wie unheimlich! Stunden, Minuten und Sekunden gab sie an. Die Zeit wird eingeteilt in Stunden, Minuten, Sekunden, wiederholte er für sich. Es war zu lächerlich und komisch. Und eine Spirale hatte solch ein Ding und ineinander geschlungene Räder, alles höchst einfach und doch höchst kompliziert und geheimnisvoll!

Hm ... Ich kann also laut diesem Zifferblatt noch reichliche anderthalb Stunden schlafen.

Er löschte die Lampe aus, warf sich auf das Bett und zog seinen Paletot über sich. Anderthalb Stunden, flüsterte er mehreremal vor sich hin und schlief sofort ein. Er träumte wirres und krauses Zeug. Aber zuletzt sah er eigenartige Gestalten in seltsamen Reigen tanzen. Es sah schnurrig und teuflisch aus. Die Männer machten Clownsprünge, und die Frauen, die Kränze in den Haaren hatten und bunte, verwegene Trachten trugen, wanden und drehten sich so schnell, wirbelten so unaufhaltsam, kreisten so ungestüm, daß ihm schwindelig wurde. Es war ein jähes Durcheinander, in das er keinen Sinn und Verstand bringen konnte; aber die Mienen der tanzenden Männer und Frauen waren boshaft und abscheulich. Auch glaubte er ein verächtliches Gekicher zu vernehmen, das ihm schadenfroh und bösartig in den Ohren klang.

So, jetzt werden wir fliegen, rief eine Stimme, und dann flogen sie alle in die Höhe. Die Männer hatten glänzende, silberne Pickelhauben auf dem Kopfe, und die Weiber waren wie Walküren gegürtet. Wir fliegen, wir fliegen, so summte es beständig um ihn, und dazwischen immer dieses niederträchtige und gemeine Lachen, das ihm in die Ohren schnitt.

Es war Schlag zehn Uhr, als er erwachte. Langsam und schwerfällig mußte er sich auf alles besinnen. Aber die Wirklichkeit kam ihm zuerst wie ein Traum und der Traum wie die Wirklichkeit vor. Erst als er die Lampe angezündet hatte und die Depesche auf dem Tische liegen sah, stellte sich das klare Bewußtsein bei ihm ein.

Er zog sich hastig an und stürmte die Treppen hinunter.

* *
*

Als er am Bahnhof Friedrichstraße ankam, war es ein viertel elf. Er hatte also noch eine gute Viertelstunde. Dennoch trat er sofort in den Bahnhof, löste aus dem Automaten eine Bahnsteigkarte und sah sich in dem Getriebe um.

Man stand dicht vor dem Osterfeste, und die Urlauber in ihren bunten Uniformen, die kleinen Handkoffer mit sich führend, drängten neben den anderen zu den Schaltern. Aber auch das übrige Reisepublikum war zahlreich vertreten. Dieser und jener trat an den Zeitungsstand, um ein Abendblatt oder ein Buch zu kaufen. Die Gepäckträger in ihren blauen Hemden gaben geschäftig die großen Koffer der Reisenden auf, und beständig fuhren neue Droschken vor. Es war ein unglaubliches Getümmel. Viele, die in ihrem Reisefieber um eine gute Weile zu früh gekommen waren, eilten mit erregten Gesichtern in die anstoßenden Wartesäle. Alles schien Thomas geschäftig und be-

wegt. Drei Damen, ganz in Schwarz gekleidet, eine ältliche Frau und zwei junge Mädchen mit tollen Frisuren, fielen ihm in dem Schwarm der Menschen auf. Er sah plötzlich die Gestalt des Rechtsanwalt Kornfeldt auftauchen und wandte sich rasch ab. Diejenigen, die es besonders eilig hatten, schufen sich mit den Ellbogen Bahn. Man stieß und puffte einander rücksichtslos.

So wie auf diesem Bahnhof ist das ganze Leben, dachte er bei sich. Jeder sieht nur sein Ziel. Jeder trachtet nur nach seinem Platze, sucht krampfhaft mitzukommen, unbekümmert um den anderen, gierig nach dem besten Coupé. Und alle erschienen ihm friedlos und eigensüchtig.

Er stieg langsam die Treppe empor, die zu dem Fremdenverkehr führte. Er war gerade im Begriff, auf den Perron zu treten, als ihn der Beamte mit den Worten anfuhr: „Wollen Sie mir nicht Ihre Fahrkarte geben?"

Eine Weile suchte er in allen Taschen, bis er sie fand. Der Mann stotterte noch ein paar grobe Bemerkungen, aber Thomas hörte sie nicht mehr.

Er trat in die mächtige, bogenförmige Halle. Es wimmelte auch hier von Menschen. Auf den Schienen stand ein Zug, der in wenigen Minuten abgehen mußte. Er war dicht besetzt. An einem Coupéfenster hingen ein paar rote Kinderhüte. Aus den verschiedenen Waggons sahen die eingepferchten Menschen heraus und sprachen mit ihren Angehörigen, die sie auf die Bahn begleitet hatten. Eine junge Frau hatte zwei Kinder auf den Armen, und an jeder Seite ihres Rockes hingen ebenfalls zwei Würmer, aber trotz der Plage lachte sie über das ganze Gesicht und zeigte ihre gesunden, starken Zähne, die aus dem roten Munde hervorlugten. In den Wagen vierter Klasse war das Gedränge am stärksten. Ein paar polnische Handelsjuden im schmutzigen Kaftan und mit dünnen, langen Haaren, die bis zu den Schultern reichten, gestikulierten in ihrer lebhaften, aufdringlichen Art. In einer Ecke saß ein Mann mit einem ausrasierten Kinn, einem schlecht geschnittenen, grauen Vollbart. Er hatte ein melancholisches, müdes Gesicht und stierte teilnahmslos vor sich hin. Eine ältliche Frau mit versorgten und verkümmerten Zügen, die Hände über dem Schoß gefaltet, saß apathisch neben ihm.

Wieder aus einem anderen Fenster blickte ein junges Paar, das sich zärtlich umschlungen hielt und allerhand dummes, lebenslustiges Zeug herausschwatzte.

Er schritt den Zug entlang. In der zweiten Klasse setzte sich ein elegant gekleideter Herr eben eine Reisemütze auf und entledigte sich darauf seiner Zugstiefel, um sie mit weichen Filzschuhen zu vertauschen. Dann ließ er sich nieder und legte eine elegante Reisedecke über seine Knie. Dicht daneben standen ein paar Ausländer mit slavischem Gesichtsschnitt. Er hörte eine fremde Sprache, die wie russisch klang. Ein Mensch neben ihm sagte mit scharf accentuierter Stimme: „Dieser Eisenbahnzug repräsentiert unseren Klassenstaat."

Er drehte sich flüchtig um. Ein gellender Pfiff ertönte — aus allen Fenstern wehten Taschentücher — aus der Lokomotive stieg der Dampf empor, und unmittelbar darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Eine Minute später war der Perron vollkommen leer und das Bild gänzlich verändert. Öde und wunschlos lag er da, alles Leben und alle Bewegung war geschwunden. Er sah jetzt fast wie eine Leichenhalle aus, so einsam, so melancholisch, so regungslos.

Thomas schritt die Schienen entlang. Sich still hier hinlegen, dachte er, und das Ungetüm über sich hinbrausen lassen, und alles ist vorbei, kein Grübeln, keine Sehnsucht mehr — nur Grabesruhe und Frieden.

Vor dem Bücher- und Zeitungsstand, der auch hier oben aufgestellt war, machte er Halt. Ohne Interesse blickte er auf die vielen schwarzen Zeitungsblätter, die gelb gehefteten Bücher und sonstigen Druckschriften.

„Wünschen Sie etwas?" fragte der Zeitungshändler.

„Ich danke."

Der Mann, der mit dem Bücherständer den Zug entlang gelaufen war, trat hinzu.

Thomas schritt weiter. Da hinten war eine kleine Bude, in der Erfrischungen, Selters, Bier, Apfelsinen und andere Früchte feilgehalten wurden.

Es fiel ihm ein, daß er nicht einmal eine Blume für sie mitgebracht hatte. Er sah

auf die Uhr. Es waren noch sechs Minuten. Entschlossen flog er mit ein paar schnellen Sätzen die Treppe wieder hinab, und atemlos erwischte er eine Händlerin, der er einen Veilchenstrauß abkaufte.

Als er wieder auf den Bahnsteig kam, fehlten nur noch zwei Minuten. Der Zug war bereits signalisiert.

Eine nervöse Unruhe ergriff ihn. Wie mochte sie aussehen? ... Würde er sie erkennen? Würde er verlegen sein? Wie würde überhaupt das erste Wiedersehen sich gestalten?

Wieder ertönte ein langgezogenes, schrilles Pfeifen. Es klang stöhnend und klagend und ging ihm durch die Glieder.

Er sah jetzt die beiden hell erleuchteten Augen des Zuges — in wenigen Sekunden würden sie sich gegenüberstehen. Ein leichtes Zittern überfiel ihn. Noch ein paar Stöße — und der Zug hielt. Er hatte es gar nicht gemerkt, daß der Perron sich wieder gefüllt hatte, und daß außer ihm eine Reihe von Menschen mit fahrigen Blicken von Coupé zu Coupé rannten.

Auch sein Auge irrte suchend umher. Aber auf einmal fühlte er sich umschlungen, und eine liebe, süße Stimme rief jauchzend nur das eine Wort: „Thom, Thom!"

Da ergriff ihn die alte Herzlichkeit, und leise sagte er: „Bettina."

Sie hatte einen hellgrauen Reisemantel aus Gummistoff an und einen schwarzen, schmucklosen Filzhut auf. Über den Schultern hing an schmalem, langem Riemen eine gelblederne Tasche. In der Hand trug sie einen Geigengasten.

Er sah sie verwundert und in unverhohlener Neugier an. Der bauschige Mantel hüllte ihre schlanke, unentwickelte Gestalt ein; aber ihr Gesichtchen trug die alten Kinderzüge, nur daß es bleich und überarbeitet aussah. Aus ihren großen Augen loderte das alte, unruhige Feuer. Es dünkte ihm, als ob diese Augen etwas rätselhaft Suchendes, Forschendes und geheimnisvoll Unberührtes hätten.

Aus ihrem elenden Gesichtchen blickte ihm die Heimat und der Garten entgegen. Und aus ihrer Stimme tönte in unsagbar keuscher Innigkeit die ganze Kindheit! Nur ein feiner Schleier lag über ihrer Sprache, ein Anflug von ausländischem Accent, der sie noch reizvoller, fremder und eigenartiger machte.

Er ergriff plötzlich ihre mageren Hände, die nicht bekleidet waren, und streichelte sie sanft. Und bei dieser Berührung fing sie unaufhaltsam zu weinen an.

„Was ist dir denn?" fragte er erschreckt.

„Ach, Thom," antwortete sie, „ich bin so glücklich."

Sie gab ihm ihr kleines Portemonnaie und nahm vertraulich seinen Arm. Und wie Kinder, wie Bruder und Schwester schritten sie nebeneinander zu der Treppe, die nach dem Ausgang führte.

Sie traten auf die Gasse, die gegenüber dem Bahnhof, seitwärts von der Friedrichstraße und dem großen Verkehrsstrom liegt.

All die dicht nebeneinander postierten Hotels mit ihren großen Aufschriften: Aachener Hof, Stadt Magdeburg, Koburger Hof und noch etliche andere sahen herausfordernd auf das kleine Fräulein. An der Ecke glänzte ihnen in funkelnden, kleinen Flammen das Transparent „Wintergarten" entgegen.

„Ich soll doch nicht in einem dieser fremden Häuser wohnen?" fragte sie ängstlich.

„Nein," beruhigte er sie, „du wohnst bei mir."

Sie atmete tief auf und zeigte ihm ihr glückstrahlendes Gesicht.

Es fiel ihm plötzlich ein, daß er ihr Gepäck vollkommen vergessen hatte.

Sie kehrten noch einmal um. Am Gepäckschalter kam ein armseliger Korb zum Vorschein.

Als sie in der Droschke saßen, schmiegte sie sich dicht an ihn. Für nichts hatte sie ein Auge. Nichts sah sie, und nichts wollte sie sehen.

„Ich habe dich gleich erkannt," sagte sie triumphierend. „Gerade so bist du, wie ich dich mir vorstellte; so groß und schlank und schön," fügte sie kindlich hinzu. Und gleichzeitig: „Sieh mich um Gottes willen nicht an. Ich bin so furchtbar häßlich. Nein, sieh mich nicht an!"

Er lachte und nannte sie gutmütig eine kleine, eitle Person.

Etwas Unerklärliches, Merkwürdiges, das ihn seltsam berührte, schimmerte bei seinen Worten aus ihren Augen. Aber als wollte

sie ihn ablenken, nahm sie seine Hände und ließ sie nicht mehr los.

„Was magst du für Augen gemacht haben," begann sie, „als du plötzlich mein Telegramm bekamst!" Und sie lachte schalkhaft und silbern in sich hinein. „Immer stellte ich es mir vor, was wird er für Augen machen, wenn er das Telegramm liest! Hast du dich sehr erschreckt?" Sie wartete nicht auf seine Antwort. „Du mußt nicht denken, daß ich immer so häßlich bin," sprudelte sie hervor. „Du mußt nämlich wissen," setzte sie lehrhaft hinzu, „daß so eine Reise viel Geld kostet, und daß ich all die Zeit gespart habe." Ihr Gesicht glänzte. „Wenn du wüßtest, wie wenig ich in den letzten Wochen gegessen habe! Bei jedem Bissen, den ich zu mir nahm, sagte ich zu mir: was willst du denn eigentlich, Bettinchen, du bist ja satt, du bist ja vollkommen satt! Und wirklich, dann war es mit allem Appetit zu Ende."

Sie schwatzte in einem fort und blickte dabei ununterbrochen bewundernd zu ihm empor.

„Thom, ich freue mich so," sagte sie ein über das andere Mal.

„Bist du müde?" fragte er freundlich.

„Ich bin gar nicht müde," erwiderte sie schnell, „ich wünschte nur, daß diese Fahrt nie ein Ende hätte!"

Es rührte und bewegte ihn, wie unverhüllt und ungekünstelt sie ihrer Freude Ausdruck gab.

„Thom, ich werde zehn Tage bei dir bleiben, wenn du es erlaubst. Erlaubst du es?"

Zehn Tage! ... Er wurde innerlich unruhig. Aber laut sagte er: „Ich freue mich ja so sehr, Bettina." Und gleichzeitig flüsterte eine Stimme in ihm: jetzt belügst du sie schamlos.

„Ich will nichts von der Stadt sehen, nirgends will ich hingehen; ich will nur immer bei dir bleiben, von früh bis abends. Darf ich, Thom?"

„Ja, du darfst."

Die Droschke hielt, und er half ihr beim Aussteigen. Der Kutscher trug den Korb die engen Stiegen hinauf.

In der Thür stand bereits die alte Frau und knixte. Sie hielt ein schlecht riechendes Öllämpchen in der Hand, mit dem sie Bettina beleuchtete. Sie schien zufrieden, denn ihre welken Züge glänzten.

„Guten Tag, junges Fräuleinchen. Ich bin die Wirtin vom Herrn Doktor. Kommen Sie nur und machen Sie sich's vor allem bequem."

Aber Bettina folgte nicht sogleich, sondern sah sich erst nach Thomas um, ob er auch mitkäme.

Sie traten in das Zimmer, das allen Schmuck und alle Herrlichkeiten der alten Frau enthielt. Ein Glasschrank barg den verwelkten Myrtenkranz, den Silberkranz, bemalte Teller und Tassen, große Glasglocken, ein paar Krüge aus Zink, eine mit Silber beschlagene Bibel und ähnliche Dinge mehr. Auf dem ledernen Sofa waren die Betten getürmt, und über dem Sofa hingen ein paar schlechte, alte Familienbilder.

„Das sind alles handfeste Linnen," sagte die alte Frau, auf die Betten weisend, „die stammen noch von meiner Großmutter her. Solche Gewebe, Fräulein, giebt es heute nicht mehr; Sie können danach im ganzen Lande suchen — viel werden Sie nicht finden!"

Bettina nickte, stellte den Geigenkasten auf den Tisch, zog den Mantel aus und sah sich im Zimmer um.

„Ah, Sie meinen das Waschwasser!" Die Alte führte sie in eine Ecke, wo sich ein kleines, eisernes Gestell befand.

Thomas war unbemerkt hinausgegangen.

Sie knöpfte sich ein wenig die Taille auf und wusch sich Hände und Gesicht. Dann nestelte sie rasch die Knöpfe wieder zu, ordnete vor einem kleinen Spiegel ihr wildes, schwarzes Haar und bat die Frau, sie zu Thomas zu führen.

Vor Thomas' Thür nahm sie die Hand der Alten, und in einem Gefühl von Dankbarkeit und Rührung küßte sie sie. Die Wirtin wich erschreckt einen Schritt zurück.

„Da bin ich, Thom." Und ohne es auszusprechen, schien es in ihrem Blick zu liegen: Nun sieh mich gehörig an und sage, wie du mich findest.

Sie hatte ein grünes Tuchkleid an, dessen Rock und Taille mit einem schmalen Pelzstreifen besetzt waren.

Aber sie vergaß bald ihren eigenen Wunsch und betrachtete nur ihn. Und darin lag

etwas von Anstrengung und Mühseligkeit. Jeden Zug schien sie ergründen zu wollen, und ihr Gesicht wurde für eine Spanne Zeit sehr ernst und sehr nachdenklich.

Dann ging sie im Zimmer auf und nieder, warf zuweilen einen flüchtigen Blick auf den gedeckten Tisch, die Bücher, den Schreibsekretär.

„Wenn ich dir sagen könnte," begann sie von neuem, „wie eigentümlich es mir ist, hier auf und ab zu gehen. So ein merkwürdiges Gefühl ist es, das einen Menschen beschleicht, Thom, der nach langer Reise an seinem Ziele ist. Man ist gar nicht müde, obwohl man doch eigentlich allen Grund dazu hätte. Man ist so erregt, daß man die ganze Nacht aufbleiben möchte, um alles, was man auf dem Herzen hat, zu erzählen. Thom, man hat so viel zu sagen, und man weiß nicht, wo man eigentlich beginnen soll."

„Ja, es ist so," erwiderte er. „So, wie du sagst, ist es."

Er machte mit der Stirn eine Bewegung, und es schien ihr, als ob seine Augenbrauen zusammenkämen.

„Weißt du, Thom," begann sie wieder und sah ihn von neuem an, „du bist gerade so geworden, wie ich es mir dachte. Und manches, was ich in deinen Briefen nicht verstand, verstehe ich jetzt." Und langsam, mehr für sich: „Etwas ist in deinem Gesicht, was auch in deinen Briefen war."

„Was ist es, Bettina?"

„Thom, du hast etwas Vergrämtes. Man sieht ... ich sehe, daß irgend etwas an dir frißt."

Er stutzte aufhorchend. Alles, was sie sprach, klang so schlicht und einfach, so ernst und bewegend. Er fühlte, daß er ihr gegenüber unsicher wurde. Er fühlte, daß sie noch immer mit der alten Treue in ihm zu lesen verstand, und daß es kein Verbergen vor ihr gab.

Sie setzten sich nebeneinander auf das Sofa.

Er errötete flüchtig. Hier an der nämlichen Stelle hatte auch sie gesessen, und es war anders, ganz anders gewesen!

Ihr entging nicht die Veränderung seiner Farbe — aber sie sagte nichts.

„Sieh einmal," nahm er wieder das Wort, und der alte, vertrauliche Zusammenhang hatte sich unversehens eingestellt, „wie du in mich schauen kannst. In all den Jahren habe ich immer versucht, in mir sicher zu werden. Ich habe danach gerungen mit allen meinen Kräften, Bettina. Ich habe versucht — ich weiß nicht, ob du das verstehst —, in alle meine Widersprüche, in all mein Streben irgend eine Einheit zu bringen, und das ist alles," fügte er leise hinzu, „vergeblich gewesen. Ich bin älter geworden, aber ich bin noch gerade so unsicher und hilflos wie damals. Aber was schwatze ich für dummes Zeug," unterbrach er sich. „Ich schwätze dir von mir vor, und du bist hungrig. Komm, laß uns vergnügt sein!"

„Ich bin weder müde noch hungrig," antwortete sie gedrückt.

Er goß ein helles, dünnes Bier in die Gläser, und mit den harten, ungeschliffenen Wassergläsern stießen sie an. Es gab keinen Ton. Aber plötzlich ging die Thür auf, und die Wirtin brachte auf einem Tablett eine Flasche mit rotem Wein und edle Gläser.

Es kam so unerwartet und wirkte überraschend. Und wie sie wieder allein waren und jetzt die Gläser hell erklangen, blitzte in Bettinas Augen etwas von der alten Schelmerei auf. Sie trank mit einem Zuge aus und sah ihn mit weit geöffneten Augen froh und lachend an. Ihr ganzes Wesen riß ihn für Momente hin, aber dazwischen dachte er immer nur an Regine und fragte sich, was wäre, wenn Bettina alles wüßte.

Sie fing unvermittelt laut zu lachen an, so daß er ganz verdutzt wurde.

„Was hast du denn?"

„Ach, es ist zu komisch! Du mußt es hören. Eines Tages kommt mein Vater nach Paris, um dort zu konzertieren. Ich hatte keine Ahnung. Er depeschiert, ich soll in sein Hotel kommen. Ich frage nach ihm, und es wird mir gesagt, ich sollte warten. Ich warte eine Ewigkeit dicht vor seiner Thür. Endlich kommt eine verschleierte Dame heraus, und ich werde eingelassen. Und wie steht er vor mir?" Sie lachte von neuem. „Er hatte ein scharlachrotes Jackett an, von dem sich seine schwarzen, zerzausten Haare abhoben. Er stand vor dem Spiegel, und ohne sich nach mir umzukehren, sagte er: ‚Warte einen Augenblick.‘

Und was that er? Er färbte sich vor dem Spiegel seinen Schnurrbart! Thom, ich mußte mich zusammennehmen, um nicht laut loszulachen. Er färbte sich mit der größten Sorgfalt seinen Schnurrbart, jedes einzelne Haar, möchte ich sagen. Dann kam er auf mich zu und wollte mich küssen. Aber da hättest du mich sehen sollen. ‚Du willst mich doch nicht schwarz machen?‘ sagte ich ziemlich grob. Er sprach dann eine Viertelstunde nur von seinen Erfolgen. Endlich gab er mir eine Geige und befahl mir ihm etwas vorzuspielen. Und nun hättest du sehen sollen, was geschah! Er wurde ganz blaß und sah mich verwundert an. Thom, du magst es glauben oder nicht, er war neidisch, daß ich etwas gelernt habe. Und dann klopfte es wieder, und wieder kam eine Dame. Er schickte mich schleunigst fort."

„Wie spielte er denn?" fragte Thomas teilnahmlos und zerstreut.

Sie überhörte den Ton. „Wie ein fahrender Virtuose. Er hat sich verludert. Sehr elegant, wie die Franzosen sagen, aber es steckt nichts dahinter. Nach dem Konzert packte er mich am Handgelenk und fragte mich: ‚Und was sagst du?‘ ‚Zu genial,‘ antwortete ich. Von dem Moment war es vollkommen aus zwischen uns. Und erst später merkte ich, was ich für eine Riesendummheit begangen hatte. Ich wollte aus Paris fort, um hier weiter zu studieren. Hätte ich ihm etwas vorgeschwindelt, er würde es am Ende zugegeben haben. Jetzt aber haßt er mich, Thom, er haßt mich, du darfst es mir glauben. Nein, wie er aussah in seinem scharlachroten Jackett und seiner schwarzen Mähne! Und immer sah ich ihn mit neuen Damen. Einmal sagte er verächtlich zu mir: ‚Daran kannst du es sehen, wie man mich feiert, du Grünschnabel.‘ Ich antwortete ganz frech: ‚Daran kann man nichts weiter sehen, als daß es tolle Frauenzimmer giebt.‘ Er behauptete, ich sei temperamentlos," und leiser, mit vibrierender Stimme fügte sie hinzu: „O, wenn er mich kennte!" Ihre Augen funkelten. Sie sprang auf einmal auf und stellte sich vor Thomas hin. „Nämlich, ich habe sein Temperament, nur stärker und wahrhaftiger, aber ich habe noch etwas anderes," setzte sie feierlich und voll stolzen Selbstgefühls hinzu: „Ich habe etwas in mir, was ich allein besitze, ich kann es nicht ausdrücken und nicht erklären. Ich fühle Beethoven, wie ich unseren Garten in allen seinen Knospen, Blättern, Blüten und Blumen fühle. Wenn ich fertig werde, spiele ich Beethoven, wie nur ich ihn spielen kann. O," fuhr sie fort, „was habe ich gearbeitet! Was habe ich geweint Tag und Nacht! Was war ich verzweifelt!" Es glitzerte und leuchtete in ihren Augen; sie war ganz Bewegung und Erregung; sie war wie ein ganz in Glut getauchter Körper. Aber nach diesem kurzen Rauschgefühl brach sie plötzlich wie haltlos zusammen, und ein bitterer Zug grub sich in ihren linken Mundwinkel tief herab bis zu dem feinen Kinn. „Das ist alles Unsinn," sagte sie. „Ich werde das nie erreichen. Ich bleibe zeitlebens eine Stümperin. Ich kann nichts und werde nichts können. Ich quäle mich, und alles ist umsonst. Das, was ich will, kann ich nicht, ich kann es einfach nicht, hörst du?"

„Vielleicht willst du zuviel?"

Etwas Bitteres und Leidvolles trat in ihre Züge. Dann wechselte sie wieder rasch den Ausdruck, und wiederum lächelte sie unerforschlich und zugleich tief freudig. „Immer wenn ich glaubte, ich sei an der Grenze angelangt, ich könne nicht weiter, trotz aller Arbeit und allem Fleiße — denn fleißig war ich, Thom —, sagte ich mir, was würdest du für Augen machen, wenn ich nur einigermaßen so spielen könnte, wie ich es mir vorstellte! Und so bist du's gewesen, der mir immer weiter geholfen hat!"

Er fuhr sich verlegen mit der Hand über die Stirn. Und ablenkend fragte er: „Bist du denn so ehrgeizig?"

„Für jemanden, der einen tiefen Begriff von der Kunst hat, ist nichts schlimmer als die Mittelmäßigkeit. In jedem anderen Berufe, glaube ich, ist mittelmäßiges Können respektabel — in der Kunst ist es beinahe ein Verbrechen. Es giebt da nur ein Entweder — oder, Thomas."

Ihm kam das alles überreizt und überspannt vor. Wie kann nur solch ein fiebernder und treibender Wille in ihr arbeiten, dachte er bei sich und betrachtete sie von der Seite. Ihre Gestalt sah mager und dürftig aus, und ihre Formen waren eckig, unent-

wickelt und noch kindlich. Aus ihrem Gesicht sprach ein unaufhaltsames Ringen und eine gewaltsame Überarbeitung; und doch glich es noch genau dem der kleinen Bettina, nur daß in seine feinen Linien etwas Rastloses und gleichzeitig ein edler Ernst gekommen war. Er sagte sich, daß trotz allem Ehrgeiz sich in ihr Gesicht nichts Gemeines und Gieriges, eher eine Art von Großzügigkeit hineingemeißelt hatte. Sie nahm plötzlich die Geige aus dem Kasten und löschte mit einer raschen Bewegung die Lampe aus.

„Warum machst du dunkel?“ fragte er.

„Laß mich,“ bat sie leise. Und nach einer kleinen Weile begann sie zu spielen.

Da vergaß er alles. Er lauschte und hielt zuweilen den Atem an. Das war eine Leidenschaftlichkeit, die mit sich fortriß. Das war ein Durchsetzen der ganzen Persönlichkeit, das in diesem Spiele zu ihm drang. Immer spürte er sie, die Bettina, heraus. Doch war es nicht das zarte, schmächtige Persönchen mit den dünnen Armen, um dessen Körper die Kleider viel zu weit und lappig hingen — es war, als ob ein aus seinen dunklen Tiefen emporstrebender Geist alle Hüllen von sich geworfen hätte. Er fühlte, daß das, was sie ihm hier gab, ihr Urwesen war, und daß sie sich vielleicht nie wieder so nackt und unverhüllt zeigen würde wie in dieser Stunde, wo ihr Spiel die dunkle Mansarde in ein weißes, unerhörtes Licht tauchte. Er stand unter diesem Eindruck und hörte, wie sein Herz pochte. Er empfand sie als ungebändigt und zügellos, und es kam ihm auf einmal vor, als ob seine kleine Bettina ein edles Vollblutpferd wäre, das sich mit seiner wilden Kraft von dem Wagen, an den man es gespannt, gewaltsam losgerissen hatte und mit schnaubenden Nüstern, den weißen Schaum vor dem Gebiß, in wilder Freiheit dahinraste. Ja, sagte er leise zu sich, so ist es. Und er freute sich, daß er dieses Bild für sie gefunden hatte.

Sie hatte mitten im Spiele aufgehört, die Geige auf sein Bett gelegt, und sich an ihn schmiegend, vor Erregung zitternd, flüsterte sie: „Bist du zufrieden, Thom?“

Der Klang ihrer Stimme traf ihn bis ins Innerste, und er glaubte auch im Dunkel ihre Augen zu sehen, die, von ihrem eigenen Spiele erinnerungstrunken, auf ihn gerichtet waren. Und nicht nur das. Aus diesen Augen redete laut ein Gebet zu ihm. Er hörte es: Nimm mich und küß mich wie früher! Nimm mich und sag mir tausend gute Sachen! Mit aller meiner Kunst bin ich elend ohne dich.

Da nahm er ihren Kopf und küßte sie auf die Stirn, keusch, beinahe priesterlich. Und dieser Kuß enträtselte ihr alles. Und dieser Kuß machte sie aus tausend Wunden bluten. Er schnitt in ihr Gesicht ein Leiden, einen Schmerz, den er nicht sehen konnte.

Sie entwand sich ihm und verhüllte sich mit ihren durchsichtigen Händen die Augen. Und nun weinte sie in sich hinein, wie er niemals einen Menschen hatte weinen hören.

Und alle Dunkelheiten und Finsternisse der Nacht legten sich auf sie beide.

* *
*

In dieser ganzen Nacht lag sie mit starren, aufgerissenen Augen in ihren Kissen. Sie fror, und in kurzen Pausen schlugen ihre Zähne aufeinander. Sie lag nicht ausgestreckt da, sondern hatte die Knie fest an den Körper gepreßt. Sie war von der langen Reise wie zerschlagen, aber das fühlte sie nicht. Sie stöhnte, ohne einen Ton von sich zu geben. Niemals war sie in der großen, fremden Stadt so einsam gewesen, so trostlos, so verlassen, so entwurzelt wie in dieser Nacht. Immer hatte sie ihre Sehnsucht gehabt und ihre Träume, an die sie sich geklammert hatte wie ein elendes, schwächliches Kind an seine Mutter. Das ist nun alles zu Ende, flüsterte sie einmal vor sich hin und erschrak vor dem Klang ihrer eigenen Stimme.

Von den alten, wurmstichigen Tapeten knisterte und knatterte es in die Stille hinein, vielleicht waren es hungernde Mäuse, die unter dem einsamen Schweigen der Dunkelheit hervorkrochen und mit ihren scharfen, weißen Zähnchen beknabberten, was ihnen in den Weg kam.

Sie hielt es nicht aus, und in ihrem dünnen Hemdchen stieg sie aus den Betten und tastete nach den Streichhölzern. Sie entzündete eins und nahm von der Lampe Glocke und Cylinder. Um ein Haar wären sie ihren Händen entfallen, die so kraftlos waren wie

ihre Seele. Und wieder legte sie sich. Dann richtete sie sich halb auf und stierte dumpf und besinnungslos vor sich hin. So verharrte sie eine geraume Weile. Als sie wieder in sich wach wurde, begann sie, sich zu martern und darüber zu grübeln, wie alles gekommen sei. Sie begriff alles. Sie begriff sein Schweigen und seine kalten Briefe, die jedesmal ein Frösteln in ihr hervorgerufen hatten. Hätte man mich bei ihm gelassen, so wäre es anders geworden, dachte sie. Nein, das ist nicht wahr, daran liegt es nicht. Er hat mich nie lieb gehabt, es war nichts weiter als Mitleid. Sie bekam einen Haß auf dieses Mitleid, das sie belogen und hinterlistig überfallen hatte. Durch dieses Mitleid war sie in sein Garn gegangen und flatterte darin wie ein verängsteter, hilfloser Vogel.

Was war das für eine Unglücksstimme gewesen, die ihr all die Monate diese Reise zugeraunt hatte? Sie dachte an die schmutzige kleine Blechbüchse, in die sie ihre erhungerten Groschen gethan hatte. Sie dachte an die kindische Freude, wenn ein Frank zum anderen sich gesellt hatte. Sie dachte an all die zärtlichen Blicke und Empfindungen, die sie für die harten Geldstücke gehabt hatte. Und wie sie sich alles vorgestellt hatte ... und die lange, ihr endlos dünkende Fahrt, die Minuten hatte sie gezählt! Es war ein Glücksstrom gewesen, der alle ihre Poren erweitert und sie rein und empfänglich gestimmt hatte. Wie demütig war sie gewesen in ihrer Freude und in ihren zauberhaften Vorstellungen von diesem Wiedersehen!

Sie biß sich die Zähne in die Unterlippe, daß das Blut herausdrang und ein paar Tropfen auf den weißen Überzug fielen.

Was wird nun jetzt? dachte sie. Was wird nun jetzt? sagte sie laut vor sich hin. Irgend etwas muß werden, das stand ihr fest und klar. Das ganze Leben würde sich anders gestalten — fremdartig und kalt, wie sie es sich niemals hätte ausmalen können ... das Leben; das war also ihr Leben — das Leben und Schicksal der Bettina!

Sie faltete plötzlich die Hände. Lieber Gott, schließe meine Augen für immer, betete sie. Sie stellte sich vor, daß er dann an ihrem Lager knien und sie nicht nur auf die Stirn küssen würde.

Auf die Stirn hatte er sie geküßt — so kalt und gönnerhaft! Nein, dazu war sie zu stolz. Er durfte sie nicht im Tode küssen. Ein weißer Zettel mit schwarzen Buchstaben würde ihm überreicht werden, auf dem stünde: Ich liebe dich. Küsse mich nicht. Bettina.

Sie wollte in ihrer Liebe keine Gnade ... aber Gott schloß ihre Augen nicht ... Gott war hart und ohne Erbarmen. Von klein auf hatte Gott sie herumgestoßen. Der einzige Mensch, der ihr nahestand, sorgte kaum für ihren kargen Unterhalt und kümmerte sich nicht um sie.

Sie sah ihn wieder in dem roten Jackett mit den wilden, wirren Haaren, und all die fremden Damen, die aus und ein gingen, sah sie. Sie fand ihn jetzt gar nicht mehr komisch. Er war wie ein Fürst in seinem roten Jackett, streng, unnahbar. Er hatte den Ruhm und hatte die Liebe! Er kam ihr auf einmal sogar wie ein Kardinal vor. Sie wußte selbst nicht, wie diese Idee sich ihr aufzwang ... Wenn Gott sich nicht dazu entschloß, ihre Augen für immer zu schließen, so konnte er es doch zum mindesten so einrichten, daß sie mit dem grauen Morgen einschlief und, wenn sie erwachte, am ganzen Körper gelähmt dalag. Gelähmt für immer! Dann mußte man sie irgendwo hinschaffen und für ihren Unterhalt aufkommen. Sie würde mit niemandem mehr sprechen, nur ihre Geige würde neben ihr auf dem Stuhle liegen, und sie würde sie zuweilen an sich drücken und streicheln ... aber nie mehr würde sie spielen!

Und auf einmal erfüllte sie eine unsinnige Furcht ... würde sie überhaupt noch spielen können? Würde sie nach diesem Erlebnis noch spielen können? Vielleicht hatte sie es verlernt und konnte dem Instrument keinen Ton mehr entlocken. Und während der Gedanke in ihr aufstieg, glaubte sie es felsenfest.

Wieder wollte sie herausspringen, um auf der Stelle sich zu überzeugen, aber ihr fiel ein, daß ihre Geige ... die unselige Geige in seinem Zimmer lag. Es fiel ihr ein, daß sie irgendwo gelesen hatte, daß jemand durch eine Erschütterung seiner Seele mit einem Schlage seine Sprache verloren hatte. Er konnte kein Wort mehr sprechen. Nur ein paar Lieder konnte er singen; ein paar

armselige Lieder, die er beständig vor sich hinplärrte.

Konnte es ihr mit dem Geigen nicht ebenso gegangen sein? Konnte sie nicht den Sinn dafür verloren haben? Man würde sie nach Paris bringen, und ein Medizinprofessor würde sie den Studenten vorstellen. Man stellte ja die Kranken den Studenten vor, das wußte sie. Der Professor würde ihre Geschichte erzählen, und sie würde ganz teilnahmlos und stumpf zuhören. Der Professor würde sagen: „Versuchen Sie doch einmal zu spielen, Fräulein!“ Sie würde die Geige an das Kinn pressen, den Bogen aufdrücken, mit aller Gewalt aufdrücken, dann würde ein entsetzlicher, harter Ton laut werden, sie würde den Kopf schütteln und die Arme schlaff sinken lassen. „Sehen Sie,“ würde der Professor sagen und einen lateinischen Namen für ihre Krankheit nennen. Und bei alle dem würde nur ein Vorstellungsbild sich ihr aufdrängen, ihr ganzes Leben hindurch; wo sie ging und wo sie stand, wachend und träumend — dieses Bild trug die Züge des Thomas Truck. Er war in sie hineingewachsen, und nie konnte sie ihn aus ihrem Inneren reißen!

Es gab noch eines. Und aller Gram und jedes Elend war zu Ende ... von ihr aus zu Ende ... Mit einem Sprung stand sie am Fenster und sah in die Tiefe hinab. Sie riß die Flügel auf und ließ die Nachtluft herein. Sie starrte hinunter auf die Straße, die einsam und menschenleer dalag.

Wenn ich jetzt hinunterspränge ... in einer Minute ist es aus, für immer aus.

Sie fuhr zusammen und schloß hastig das Fenster; die alten Scheiben klirrten. Es war entsetzlich, nur auszudenken, daß man sie da nackt und mit zerschmettertem Körper finden würde. Er würde sie in ihrer Nacktheit mit zerschmettertem Schädel und entstelltem Körper sehen! Die Todesangst der letzten Sekunden würde ihre Züge verzerrt haben, und er würde sich schütteln und sich rasch abwenden. Das war dann die letzte Erinnerung, die er von ihr besaß. Er ... er ... er ... immer und immer wieder er ... all die Jahre hindurch er ... und das war das Ende! Es war sonnenklar, sie mußte den Verstand verlieren, wenn sie weiter nachdenken würde. Man schleppte sie dann in eine Anstalt, wo sie häßliche, zusammenhanglose Dinge reden würde. Sie wurde schamrot bei der Vorstellung von diesen Dingen. Und zuletzt würde sie immer sagen und gottserbärmlich alle Umstehenden dabei anblicken: Mein Damen und Herren, er war mein Bräutigam.

Sie sah plötzlich in den Spiegel und erkannte, daß sie weißer war als das Linnen. Sie biß in das Bettzeug, damit eine körperliche Anstrengung diese Flucht toller Gedankensprünge bezwänge.

Dann trat eine tiefe Erschöpfung ein, und sie saß wieder vornübergebeugt mit leerem, ausgebranntem Kopfe da; nur in ihren Zügen lag ihr ganzer Jammer.

Schließlich brach sie vor Erschlaffung zusammen. Aber es war kein Schlaf, der sie überfiel. Es war mehr eine Art von Lethargie, die abgelöst wurde durch kurze Wachzustände, in denen sie herzzerreißend schluchzte, um wieder in ein fieberiges Träumen zu versinken.

Und dieses Träumen war das furchtbarste. Sie sah diese schwarzen Gestalten, die zu ihren Füßen kauerten und untereinander tuschelten und wisperten, bis eine schließlich auf sie zutrat und sie, die sich nicht zu rühren wagte, mit dem langen, weißen Totenhemd bekleidete. Dann that man sie in einen häßlichen, schwarzen Sarg, und die vermummten Gestalten ließen sie an Leitseilen in die Gruft hinab. Da wurde es ihr klar, daß sie nicht sterben wollte und nicht sterben konnte! Und sie wimmerte beständig die Worte: „Thom, gieb mir meine Geige.“

Dann schrie sie aus ihrem Grabe gellend auf, denn sie war gar nicht tot, sondern man hatte sie lebendig eingescharrt.

Sie erwachte. Und von diesem Moment schlief sie nicht mehr ein.

Den Kopf in den Ellbogen gestützt, bangte sie in ihrer Seelenangst und Furcht dem Morgengrauen entgegen.

— — — — — — — — — — — — — —

Und während sie von Erniedrigung und Verzweiflung hin und her, her und hin geworfen wurde, wachte Thomas die ganze Nacht an seinem Schreibtisch. Er sagte sich beständig, daß er sie zerstört habe, und er litt darunter. Er fühlte, daß er einen wert-

vollen Besitz preisgegeben hatte — und trauerte. In seinem Überreichtum hatte er sie weggeworfen.

Konnte ich anders? fragte er sich beständig. Und jedesmal antwortete eine Stimme in ihm: Nein.

Aber eine Nebenstimme klagte ihn leise an, leise und traurig, voll Mitgefühl und Jammer. Er hörte deutlich, wie diese Stimme redete: Nun bist du ein armer, bettelarmer Mann. Nun hast du ein Bahrtuch über deine Kindheit und Reinheit geworfen.

Und dann sah er einen schwarzen Reiter mit einer eisernen Maske vor dem Gesicht, der auf seinem Rappen über blühende Felder sauste, und die Hufe des Rappen zerstampften alles keimende Leben, und hinter der eisernen Maske verzerrten sich des Reiters Züge zu einem Todeslächeln.

Aber neben dem Reitersmann jagte auf weißem Hengste Frau Regine.

* *
*

Der Wind blies Thomas und Bettina entgegen. Sie konnten sich nicht ansehen und schritten mit etwas vorgebeugten Körpern einher. Hier und da flog ein Hut an ihnen vorbei. Es war ein richtiger Frühlingssturm, der welke Blätter jagte und dazu seine unverschämten Melodien pfiff.

Einen Augenblick atmeten sie unter dem Stadtbahnbogen am Zoologischen Garten auf. Bettina sah blaß aus, und eine gewaltsame und gequälte Ruhe lag auf ihr.

Es war Frühling, aber der Tiergarten lag kahl und arm da. Die schwarzen Stämme hatten nur ganz schüchterne Knospen angesetzt, und nur ein spärliches, dürftiges Grün lugte zwischen den Sträuchern hervor. Sie kamen an dem grauen Wasserturm vorbei, und die Wolken begannen auf einmal wie gehetzt zu fliegen, und die Sonne drang durch die Nebel. Die uralten Eichen wirkten in ihrer Laublosigkeit schwer und massig, düster und groß, und aus all dem Schwarz tauchten in feinen Linien die weißen Birkenstämme hervor, die etwas wie Licht und Farbe in das Dunkel brachten. Neben den Baumalleen zweigten sich vereinzelte Reitwege ab, die vereinsamt dalagen. Sie gingen beide in kargem Schweigen. An der Schleuse machten sie Halt und blickten in das Wasser, das an einer Stelle weiß aufwirbelte und sich gleichsam zu überstürzen schien. Ein paar große Spreekähne und Schleppdampfer lagen bewegungslos da, bis es sich auf einem der Kähne zu regen begann.

Aus der Koje traten zwei Schiffer. Der eine mit flachsgelbem, der andere mit rotem Haar, das Gesicht bis zu den Hälsen gebräunt. Sie nahmen die großen Ruderstangen und stießen ab; die eisernen Thore wurden von einem Manne in hellem Vollbart, der Wasserstiefel trug, ein braunes Wams anhatte und aus einer bemalten Porzellanpfeife rauchte, aufgezogen, und der Kahn bewegte sich langsam vorwärts. Aus dem Schornstein der Koje stieg der Mittagsrauch empor.

Ein kleines Mädchen mit einem aufdringlich kläffenden Spitz kam zum Vorschein und hinter ihr eine junge Frau, die verlebt und abgearbeitet dreinschaute.

Auch auf den Schleppdampfern tauchten die Gestalten der Schiffer auf. Sie sahen schwarz und rußig aus, trugen Kinnbärte wie Fresen, verschlissene Velvethosen und blaue Blusen, die verschossen waren. Ein alter Mann mit trüben Augen saß vorn auf dem einen Dampfer. Er hatte einen dicken Shawl mehreremal um den Hals geschlungen und stierte teilnahmlos in die Luft und das verschlungene Geäst der Bäume.

Wie aus einer Versenkung stand plötzlich neben Thomas und Bettina ein ziemlich großer Mann mit einem weißen Vollbart und weißem Hauptthaar, das ihm in dünnen Locken bis zu den Schultern reichte. Er hatte lebhafte Augen, trug eine Soldatenmütze und einen an allen Ecken und Enden geflickten Soldatenmantel. Die Nase war gerötet, und ein leichter Fuselgeruch strömte von ihm aus. Er hielt eine große, gelbe Guitarre und wußte trotz seines Alters eine straffe, soldatische Haltung zur Schau zu tragen. Neben ihm stand ein zwölfjähriges Mädchen, das mit einem hellgrauen Jackett bekleidet war. Es war ihr offenbar von einer ältlichen Frauensperson geschenkt, reichte ihr bis zu den Knien, war fettig und befleckt und gab dem Kinde ein groteskes Aussehen. Auf dem Kopfe hatte sie eine kaffeetrichter-

förmige Mütze, die Füße waren mit zerlöcherten Filzschuhen bekleidet, und die viel zu großen Strümpfe waren ihr heruntergerutscht.

Diese vier Menschen standen auf der Brücke und sahen teilnahmlos auf die Spreekähne, die Schleppdampfer und die dunklen Baumkronen im Hintergrunde.

Der alte Mann legte seine Hand soldatisch an die Mütze. „Was meinen Sie wohl," sagte er, „das Kind hier könnte Opern singen. Die Herrschaften von der Oper bemühen sich um das Kind — Prosit die Mahlzeit, ich gebe es nicht her." Dabei strich er sich mit einer verhältnismäßig weißen und gepflegten Hand durch den Vollbart.

Thomas nickte stumm.

„Ich bin Socialist," fuhr der Alte fort. „Ich habe drei Feldzüge mitgemacht." Er schlug den Mantel zurück. „Sehen Sie dieses Ehrenzeichen hier? Das kann mir niemand nehmen; solange ich nicht stehle, kann mir das niemand nehmen, und ich stehle nicht," sagte er bedeutsam. „Ich bin Socialist. Alles Unheil kommt von den Pfaffen her. Mein Herr, die Bibel kenne ich genau. Ich verstehe mich auf die Bibel. Man soll nicht sagen, daß ich keinen Glauben habe. Mein Herr, ich habe einen Glauben, einen ganz bestimmten Glauben. Ich wohne draußen in Weißensee. Wissen Sie, was dieses Kind nach der Schulzeit thut? Sie näht für den Bäcker Mehlsäcke, das Stück für zehn Pfennige." Er rümpfte die Nase. „Sie wollen sie für die Oper! Prosit die Mahlzeit, ich gebe sie nicht her. Es ist das einzige, was mir von zehnen geblieben ist. Will das Fräulein eine spanische Romanze hören?"

„Singen Sie nur," sagte Bettina leise.

„Seit zwanzig Jahren spiele ich zur Guitarre auf," redete er weiter, ohne ihrer Aufforderung Folge zu leisten. „Ich bin zweiundsiebzig Jahre, wer hätte das gedacht! Sie müssen wissen, ich bin von gutem Herkommen. Ich klage nicht unseren geliebten Kaiser an, denn unser Kaiser" — er hob den Finger ekstatisch empor — „unser Kaiser ist unschuldig ... ich klage die Regierung an, ich bin ein königstreuer Socialist. Sie glauben, daß ich trinke? Ich trinke niemals. Fragen Sie dieses Kind, ob ich trinke. Will das Fräulein eine spanische Romanze hören?"

Er gab der Kleinen einen Ruck und begann in die Saiten zu greifen. Das Mädchen sang mit einer Stimme ohne Ton, die obendrein hohl und ausdruckslos klang, ein langatmiges, sentimentales Lied; den Refrain gurgelte er beständig mit. Er war mit vollem Eifer dabei und schien während des Spiels gerührt und bewegt. Bei jedem Einsatz rülpste er sich gleichsam und gab ein röchelndes Geräusch von sich.

Immer und endlos kehrte die Zeile wieder, daß der Sänger, der gestoßen und von der Welt nicht verstanden sei, unter den schattigen Kastanien Spaniens begraben sein wollte.

Die ganze Vorführung wirkte unglaublich komisch und grotesk; und dann diese beiden Menschen in der sonderbaren Tracht, deren Mienen beim Gesange etwas Heiliges bekamen! Am Schlusse atmete der Alte tief auf. Dann sagte er noch einmal höhnisch und überlegen: „Zur Oper wollen sie sie haben!"

„Komm," sagte Bettina schmerzhaft.

Thomas gab dem Manne ein Geldstück; dieser stellte sich in militärischer Haltung vor ihm hin, das Mädchen knixte feierlich.

Lange Zeit waren sie wortlos, bis endlich Thomas das Schweigen brach: „So verzerrt das Leben den Menschen! Zweiundsiebzig Jahre ist er alt geworden, um schließlich mit langen, weißen Locken zum Branntwein zu flüchten. Er lügt das Blaue vom Himmel herunter, schneidet dreist auf und taxiert seine Kunden. Vor dem ist er kaiserlich, und vor jenem macht er den Revolutionär. Bloß um das bißchen Leben zu fristen durch dies schmierige Gewerbe. Und doch," fuhr er fort, „kann man ihn vielleicht nicht einmal einen frechen Schwindler nennen. Vielleicht liegt in seinen Lügen der letzte Rest von Idealismus, das Ende aller Lebensträume!" Und er lächelte sonderbar: „Was ist es anders, wenn dieser alte Süffel sich in den Kopf gesetzt hat, daß in der Kehle seines Kindes Millionen stecken, daß alles sich nach ihm drängt und er mit stolzer Miene jedem die Thür weist! Und ist es schließlich nicht natürlich, wenn er sich mit welken Händen an das letzte klammert, was er besitzt? Stelle dir vor, daß es eine Zeit gab, wo er voll Lebensfreude und Zuversicht seinen

Weg ging, wo er von früh bis spät gearbeitet hat, um sein Haus zu erhalten. Stelle dir vor, daß, wenn er abends heimkam, voll Stolz und Selbstgefühl an seinem Familientische sich niederließ, neben ihm seine Frau und rings um ihn herum die Kinder, die alle voll Vertrauen und Liebe zu ihm emporschauten. Denke dir, er hatte zehn Kinder, und jedes sah in ihm nicht nur den Ernährer, sondern den gütigen Vater, der mit seiner Liebe ihre Dürftigkeit vergoldete, und er selbst kam sich hier in seinem Elend reich, stark und vermögend vor. Er war wie ein kräftiger Baum, an dessen Ästen die Früchte reiften. Das alles," schloß er lehrhaft, „muß man bedenken, wenn man so einen Menschen richtig verstehen, wenn man ihn in seinem Gram begreifen will." Er blickte sie von der Seite an.

Ihre Züge hatten noch immer den zerknitterten, blassen Ausdruck. Sie hatte offenbar krampfhaft zugehört und kein einziges Wort begriffen. Sie rang nach Haltung und schien doch bei jedem Wort zusammenzubrechen. Wo ist das Ende meiner Träume? fragte sie sich leise; aber sie sprach es nicht aus, sondern sah ihn nur milde, demütig und gütig an.

Wieder trat ein Schweigen ein, bis er stehen blieb und ihre Hand nahm.

„Bettina, bleibe mir gut. Ich fühle, daß ich dein Gutsein brauche."

Seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung; und sie erwiderte mit einem unsagbar elenden Lächeln: „Ich kann gar nicht anders, als dir gut sein, ich brauche es nicht erst zu versprechen."

Er fühlte, daß sie die Wahrheit sprach, und war tief bewegt.

Aber in diesem Augenblicke hielt hart neben ihnen ein Wagen; er hörte seinen Namen rufen und sah dicht vor sich Regine.

Im ersten Augenblick war er so betroffen, daß er keinen Laut hervorzubringen vermochte.

Die gnädige Frau reichte ihm die Hand. Da faßte er sich, und auf Bettina deutend, aus deren Gesicht jeder Blutstropfen geschwunden war, sagte er: „Das ist Bettina, von der ich Ihnen erzählt habe. Meine Cousine Bettina oder, richtiger, meine einzige Schwester Bettina."

„Um Gottes willen, Sie sind ja leidend!" sagte die gnädige Frau. Und zu Thomas: „So helfen Sie ihr doch in den Wagen."

Ehe sie sich's versahen, fuhren sie mit der gnädigen Frau davon.

Und Thomas saß ihnen beiden gegenüber, und der Kopf drohte ihm zu springen.

„Mir ist ganz wohl," sagte Bettina, und wieder trat dies elende Lächeln auf ihr Gesicht, „ich habe nur den einen Wunsch, nach Hause zu kommen," fügte sie leiser hinzu, und Thomas merkte deutlich, welche Anstrengung sie das Sprechen kostete.

„Wir fahren selbstverständlich sofort zu Ihnen," und Frau Steinthal rief dem Kutscher Thomas' Wohnung in der Luisenstraße zu.

Die gnädige Frau nahm dann Bettinas Hand und streichelte sie und bat sie, zu ihr zu kommen. „Ich erinnere mich deutlich," redete sie auf das blasse, lautlos wimmernde Mädchen ein, „daß Thomas mir von Ihrem Spiel erzählt hat. Ich bin eifersüchtig geworden," setzte sie hinzu, und sofort erkennend, daß sie zu viel gesagt hatte, errötete sie tief.

Da sie gar keine Antwort bekam, schwieg sie eine Weile, um dann mit Thomas ein paar belanglose Phrasen zu wechseln. Ihre Schwiegermutter habe sich erholt, sie habe den Soupçon, daß die ganze Geschichte eine kleine Komödie gewesen sei. „Diese Frau," schloß sie boshaft, „läßt sich sogar vom Schlag treffen, wenn sie damit eine Sensation erzielen kann!"

Die harte und lieblose Äußerung verletzte Thomas.

Der Wagen hielt, und Frau Steinthal wiederholte noch einmal ihre Aufforderung.

Im Hausflur blieb Bettina stehen und lehnte sich bleich an die Wand. „Laß mich einen Moment," brachte sie mühsam hervor.

Sie bebte am ganzen Körper. Sie hatte die kleinen Hände geballt und die Augen geschlossen. So stand sie ein paar Sekunden da, ein Bild des tiefsten Jammers.

Und niemals glaubte Thomas etwas Elenderes, gleich Hilfloseres und Verlasseneres gesehen zu haben.

Aber sie erholte sich merkwürdig rasch. Inmitten ihres Schmerzes hatten ihre blut-

losen Lippen gemurmelt: Gott, verlaß mich nicht ... Gott, laß mich jetzt nicht zusammenbrechen ... vergiß alle meine sündhaften Reden von heute nacht ... Mein Herr und Heiland steh mir bei.

Und da hatte sie die Kraft gefunden, sich zusammenzuraffen.

„Sei mir nicht böse, Thom, daß mir plötzlich schlecht wurde.“ Und in einem Ton, der fast heiter und ruhig klang: „Komm, laß uns jetzt hinauf.“

Sie sollte seinen Arm nehmen, aber sie bestand darauf, allein zu gehen. Und am Geländer sich stützend, klomm sie empor.

Oben saß sie ihm in seinem Zimmer gegenüber. Sie sah ihm ruhig und offen in die Augen, und kaum hörbar fragte sie: „Nicht wahr, Thom, das war sie?“

„Ja,“ entgegnete er ebenso.

„Ich glaube, sie hat dich lieb,“ fügte sie nachdenklich hinzu, „und schön ist sie auch.“

Sie stand mühsam auf und ging aus dem Zimmer. Aber gleich darauf kehrte sie wieder zurück.

„Thom, ich habe eine Bitte. Willst du sie mir erfüllen?“

„Ich will.“

„Erzähle mir, wie alles gekommen ist. Erzähle es mir von Anfang an und vergiß nichts. Du hast doch gesagt, ich bin deine Schwester.“

Er setzte sich ihr gegenüber und berichtete der Reihe nach.

Sie lauschte ihm angestrengt, als wenn es sich um die schwersten Probleme handelte, und verzog keine Miene in ihrem Gesicht. Jeden seiner Blicke verfolgte sie, und jedes seiner Worte sog sie gleichsam in sich auf. Sie wollte den Ton seiner Stimme nicht vergessen und wollte den Ausdruck seiner Züge in dieser Stunde festhalten. Ihre Augen waren durchdringend, feierlich und forschend auf ihn gerichtet. Sie luden ihn zur Beichte. Sie hatten etwas Strenges und Zwingendes.

Alles erzählte er — nur den Jubel seiner Seele suchte er leise zu dämpfen.

Aber gerade den heimlichen Ausbruch seiner Freude hörte sie heraus. Sie lauerte darauf — und er entging ihr nicht.

Als er geendet hatte, beugte sie sich tief zu ihm herab, küßte, ohne daß er es verhindern konnte, seine Hände und war aus dem Zimmer verschwunden.

Er blickte ihr betroffen nach. Alles an ihr kam ihm verwunschen und geisterhaft vor.

* * *

Am Sonnabend hatten an den Litfaßsäulen grüne Plakate von mäßigem Umfang geprangt, die für den Sonntag-Vormittag eine Versammlung in den alten Räumen des Konzerthauses ankündigten. Der sie abhielt, war ein Herr von Ernesty. Sein Thema lautete: Persönlichkeit, Zusammengehörigkeit, Versöhnung.

Die Freunde vom Nachtlicht hatten sich verständigt. Sie wollten der Tagung beiwohnen. Auch Thomas hatte eine Aufforderung erhalten und sie schweigend Bettina gezeigt. Die hatte müde „ja“ gesagt, wie sie zu allem, was er wünschte, lautlos nickte. Und er selbst war innerlich froh, auf diese Weise eine Ablenkung und Gelegenheit zu haben, sie mit dem Freundeskreise bekannt zu machen.

Der Sonntag kam. Ein grauer, verregneter Apriltag mit häßlichem, undurchdringlichem Gewölk und einem widrigen Ostwind, der über die Stadt und die kahlen Bäume jagte. Dieser Wind hatte etwas Unangenehmes und Gehetztes, etwas Jämmerliches, Stöhnendes, dem alle Größe fehlte. Man sah ihn deutlich, er glich einer im Regen triefenden Schindmähre, die mit ihren klapperigen Beinen, von Peitschenhieben drangsaliert, ächzend in schnellem Trabe sich fortbewegt.

Bettina hatte ihren Arm in den von Thomas legen müssen, während er in der Linken den aufgespannten Schirm hielt. Aber das Dach des Schirmes hielt nicht stand, es kippte beständig um, so daß die Tropfen auf das Netz der schwarzen, stählernen Stäbe fielen und heruntenglitten. Er gab es auf und spannte den Schirm zu.

„Was kann uns das weiter thun?“ sagte er mit einem Anflug von Heiterkeit.

Sie entzog ihm bei diesen Worten leise den Arm, den er kaum gespürt hatte.

Der Regen hatte überall Pfützen gebildet, durch die der Wind peitschend fuhr, die unter dem Geraffel der Wagenräder aufspritzten,

die die Fußgänger mit großen Schritten zu vermeiden suchten, um sich dabei doppelt zu beschmutzen.

Die Häuser der Stadt lagen in der bleichen, grauen Beleuchtung trostlos da, und die alten Mietskasernen glichen schon äußerlich Stätten des Elends und menschlichen Jammers — wenigstens erschienen sie Thomas Truck so während dieses Regensturmes.

Das alte Konzerthaus lag in der Leipzigerstraße. Die Omnibusse waren überfüllt, die Kondukteure winkten jedesmal ab — es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu Fuß zu gehen. Einen Augenblick hatte Thomas daran gedacht, eine Droschke zu nehmen, aber Bettina lehnte das ab.

Als sie anlangten, war der Saal bereits dicht gefüllt. Die Neuhinzukommenden stürmten eine Treppe hinauf zu dem Balkon. Die beiden folgten, und ein glücklicher Zufall wollte es, daß sie gerade vor der Rednertribüne in der ersten Reihe ihre Plätze erhielten.

Es herrschte von all den vielen Menschen eine dicke, dunstige Luft, und ein merkwürdiges Konglomerat von Gestalten war es, das sich hier zusammengefunden hatte. Alles sprach lebhaft untereinander. Die Gesten waren erregt, und die Neugier brannte ihnen aus den Augen. Sie starrten unverwandt auf das Podium.

Thomas suchte vergeblich nach den Freunden: er konnte sie in dem Gedränge nicht entdecken.

Und plötzlich stand da oben, wo ein kleiner Tisch aufgestellt war, ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann, auf dessen starkem Nacken ein entschlossener und zugleich wunderbar gütiger Kopf ruhte. An das breite, etwas fleischige Kinn schloß sich ein fein geschwungener, sanfter Mund, der von einem militärischen Schnurrbart beschattet wurde. Helle, milde Augen mit buschigen Brauen blickten aus tiefen Höhlen, und an sie schloß sich eine geradlinige, hohe, schöne Stirn. Das Haar war dünn und militärisch gescheitelt, die schönen, großen Ohrmuscheln und eine stark entwickelte große Nase paßten vollkommen zu dem männlichen Ausdruck dieser Züge. Obwohl das Gesicht des Mannes ins Völlige ging, hatte es doch einen unzweifelhaft geistigen Ausdruck und ein sofort frappierendes Gemisch von Festigkeit und Duldsamkeit.

In dieser Versammlung war kein sogenanntes Bureau gebildet. Es gab keinen Vorstandstisch. Der Mann erschien ohne allen Prunk, ohne jene Komödiantenart; er machte mit der Hand eine kurze Bewegung, und eine lautlose Stille trat im Saale ein.

Er sprach in abgerissenen, scharf accentuierten Sätzen, die wie durchdringende Kommandos durch den Saal tönten. Seine ganze Art, sich zu geben und zu sprechen, zeigte eine Schlichtheit, die auch die Herzen der Widerstrebenden zu packen schien.

Alles kam unerschütterlich, getragen von einer in sich gefestigten Weltanschauung, heraus. Aber die Hörer fühlten, daß die Seele des Mannes mitzitterte. Sie fühlten den leidenschaftlichen Ernst, mit dem er für die ihm heiligsten Ideen eintrat.

Er sprach von der Individualisierung der Persönlichkeit. Und mit einer Stimme, die wie eine helleuchtende Flamme in diese Sonntagsgemeinde einschlug, rief er: „Zuerst muß das Individuum zum vollen und tiefen Bewußtsein seines Ichs, seines Selbsts, seines Rechts, seiner Würde, seiner Hoheit gelangen; es soll erfahren, daß sein Ich, daß jedes Ich einen oder sogar **den** Mittelpunkt des Weltganzen bildet. Diese Individuen, diese Selbstmenschen, diese Charaktere mögen sich dann nach wirtschaftlichem und sonstigem Bedürfnis oder Notwendigkeit zu neuen Gebilden zusammenfügen. Nur unter der Voraussetzung, daß wir die Einzelmenschen zum Vollgefühl ihres Selbstbestimmungsrechtes gebracht, würde die Socialisierung der Menschheit einen Fortschritt in der Entwickelung, eine Befreiung bedeuten. Die Entwickelung der Persönlichkeit kann nur zu einem Ziele führen: der Ganzheit und jedem einzelnen innerhalb der Gemeinsamkeit mit genau der gleichen Treue und Liebe zu dienen. In der Entwickelungskette des zur inneren Freiheit und zum Selbstbestimmungsrecht gelangten Menschen wird der letzte Ring mit absoluter Notwendigkeit zum Zusammengehörigkeitsbewußtsein führen. Das Neue kann nur aus dem Alten herausgeboren werden, keine tabula rasa, kein Riß in der Entwickelung; aber entschlossenes Vorwärtsschreiten, nach Umständen auch ein

Sprung über den Graben, wenn er uns den Weg sperren will; mit den vorhandenen Menschen rechnen, aber sie umzuwandeln versuchen, und dies mit Liebe, nicht mit niederträchtigem, kleinlichem Haß; nicht Unwille gegen die Träger der heutigen Zustände, noch gar Schmähungen der Vergangenheit oder Neid dürfen die Leitmotive sein, nur der Wunsch nach Vollkommenerem, die Idee der Versöhnung darf uns in diesem Kampfe leiten. In diesem Kampf, in dem jeder die Pflicht hat, seine Volksgenossen aufzuklären und eine Strecke Weges mit sich zu führen."

Unter atemloser Stille hatte der Mann gesprochen. Als er geendet, herrschte diese Todesruhe noch mehrere Sekunden, dann brach ein wildes Jubeln und ein frenetisches Beifallstosen durch den Saal.

Der Mann blickte ernst und ruhig über die tausendköpfige Menge.

Die Diskussion wurde eingeleitet, und nun traute Thomas seinen Augen nicht, als plötzlich Lissauer mit roten Backenknochen und glühenden Augen hinter dem Rednertische stand.

Der kleine Mann schrie in fistelndem Ton: „Ich heiße Benjamin Lissauer und bin Schriftsteller. Von Versöhnung und Überbrückung aller Klassenunterschiede spricht der Herr Redner, der als ehemaliger hoher Offizier die Rangunterschiede wohl noch in der Erinnerung hat! Wie sollen wir Juden zur Versöhnung geneigt sein, wenn man uns im Staatsleben unterdrückt, mit Füßen tritt und straflos beschimpfen darf ..."

„Was will denn der bucklige Jude?" gellte eine Stimme durch den Saal.

Und unter diesem Worte, das vernehmlich bis zur Rednertribüne schallte, wand sich Lissauer wie von einem Schlage getroffen.

Doch in dem nämlichen Augenblick stand schon dicht neben ihm, bleich und verstört, Blinsky und rief mit schallender Stimme: „Her mit dem Feigling, damit wir Auge in Auge mit ihm abrechnen!"

Ein Durcheinander von Geschrei und Stimmen entstand.

Aber wieder trat Schweigen ein, als Herr von Ernesty vor dem Tische seine Gestalt kerzengerade aufrichtete. Er hatte diese vielköpfige Menge gleichsam in seinen beiden starken Händen. Bevor er noch den Mund aufthat, hing sie an seinen Lippen. „Wir sind hier zur Verständigung," rief er, „und wer gekommen ist, um aufzuhetzen, er hetze gegen wen er wolle, er sei, wer er sei — in diesem Saale hat er keine Stätte. Wir wollen die Wege der Versöhnung bahnen. Die Krümmungen und Windungen, in denen man wühlt und verdächtigt, meiden wir. Wir kämpfen im Zeichen der Liebe!" Wieder trat er beiseite.

Blinsky zog Lissauer mit sich fort, und beide machten sie Platz einem blassen und verhungerten Menschen, der kein anderer war als Heinsius.

Seine Stimme schlug schon über, als er Namen, Stand und Wohnung angab. Er schien ganz in Erregung und Haß getaucht, und Thomas sah es ihm beim ersten Blicke an, daß er den großen Tag der Abrechnung, die Stunde, nach der er in seinen Verzweiflungen gedürstet hatte, für gekommen erachtete.

„Was ich sagen werde," begann er, „sei nicht gerichtet gegen die hochehrenwerte Privatpersönlichkeit des Vortragenden. Ich kämpfe nicht mit ihm, ich kämpfe mit seinen Ideen. Ich bekämpfe sie rückhaltlos. Man wird mich anhören und zu Ende sprechen lassen, auch wenn es vielen bitter ist." Und sich ruckartig zu dem Sprecher wendend, fuhr er fort: „Sie, Herr von Ernesty, sind meiner innersten Überzeugung nach ein Verführer der Menge. Sie sind gefährlicher als diese niedrig gestirnten Demagogen, als diese armseligen Socialisten, in deren kleinen Hirnen kein gerader Gedanke wächst. Sie sind gefährlicher, weil der Schein und die äußeren Anzeichen für Sie sprechen. Sie sind ein Grundübel, weil Sie zu den Halben, zu den Lauen, zu den Gelegenheitsmachern, zu den Opportunisten gehören. Sie schachern und handeln um den Preis, wo es einzig und allein den ganzen Einsatz gilt. Wo es sich aber um die großen Ideen der Menschheit oder, sagen wir besser und richtiger, um die der Persönlichkeit handelt, da muß man mit seiner Ganzheit Bekenntnis ablegen, man muß die letzten Konsequenzen ziehen, will man dieser Horde und Herde von Knechten ein Führer sein. Man erzieht keine Herren, wenn man die Versöhnung

der Klassen predigt, wenn man die Träger der Staatsgewalt, wenn man die jeweiligen Regierungen mit den schielenden Augen versöhnlicher Milde betrachtet. Das sind niederträchtige Phrasen, mit denen man keinen Hund vom Ofen lockt, das ist Knechtsseligkeit und hündisches Winseln. Man brandmarke das Verbrechen und die Blutsaugerei, auch wenn sie durch das Gesetz geheiligt sind; man brandmarke gesetzlichen Raub und Mord mit glühenderen Eisen, als wenn ein gehetzter, verzweifelter und gequälter Mensch aus dunklen Trieben handelt. Wer vor den Institutionen und den Machthabern Halt macht, gehört zu den Feigen im Kompromiß, der kämpft in Reih und Glied mit den Profitmachern und elenden Opportunisten. Sie berufen sich auf Christus, dessen Vorbildlichkeit ich hier ganz beiseite lasse. Sie dienen in Wahrheit dem Belial der Gewaltthat. Ein Volks- und Hofprediger, ein großer deutscher Schriftsteller, dessen Namen Ihnen allen hier imponieren wird, und dessen geistige Qualitäten denen unseres Sprechers mir denn doch noch etwas überlegen zu sein scheinen — ich meine keinen Geringeren als Herder und nenne Ihnen, die Sie auf Autoritäten schwören, mit voller Absicht diese Autorität —, hat in seinen Ideen zur Philosophie der Menschheit das Folgende klipp und klar ausgesprochen."

Er nahm einen weißen Zettel vor und las: „‚Der Mensch, der einen Herrn nötig hat, ist ein Tier; sobald er Mensch wird, hat er keines eigentlichen Herrn mehr nötig; im Begriffe des Menschen liegt der Begriff eines ihm nötigen Despoten, der auch Mensch sei, nicht. Jener muß erst schwach gedacht werden, damit er eines Beschützers, unmündig, damit er eines Vormundes, wild, damit er eines Bezähmers, abscheulich, damit er eines Strafengels nötig habe. Sowie es nur ein schlechter Vater ist, der sein Kind erzieht, damit es lebenslang unmündig, lebenslang eines Erziehers bedürfe; wie es ein böser Arzt ist, der die Krankheit nährt, damit er dem Elenden unentbehrlich werde: so mache man die Anwendung auf die Erzieher des Menschengeschlechtes, die Väter des Vaterlandes und ihre Erzogenen.‘

„Meine Herren! Es kommt darauf an, daß man die Anwendung macht, wie Herder sehr richtig sagt. Eine Lebensführung beginnt erst da, wo die Gesinnung rein, unaufhaltsam, entschlossen durchbricht wie ein brausender Gebirgsbach im Frühling. Bei Ihnen, Herr von Ernesty, ist alles Faselei und Gefühlsphrase. Die religiöse Gemeinschaft fällt bei Ihnen mit dem Staat zusammen, der für uns freie Geister das Princip der Knechtschaft darstellt. Sie hausen da, wo der Herrgott und der Teufel, wo Christus und der Belial an einer Tafel versöhnungsselig kompromisseln; das nenne ich Gefühlsduselei, aber nicht individuelles Denken! Sie haben heute gesagt, daß Sie die Axt an die Wurzel legen wollen. Mit solcher radikalen Halbheit wird Ihre Axt nicht bis an die Wurzel kommen. Ihr Arm wird nach den ersten Streichen erlahmen, und der Baum, den Sie fällen wollen, wird über Ihre Schwächlichkeit in ein Hohngelächter ausbrechen. Der Baum, den wir mit Stumpf und Stiel ausrotten wollen, bedarf anderer Muskeln, stählerner Gedanken. Und deshalb rufe ich: Fort mit allen Fest- und Tafelrednern, fort mit denen, die das Evangelium des Belial künden; es giebt nur ein Evangelium, und dieses ist zu eigen mir, meinem Ich! Und wenn Sie einen Propheten brauchen, so rufe ich Ihnen den Namen Max Stirners zu. Jeder befreie sich selbst, und niemand gebe sich Wahnideen hin; niemand wolle die dumpfe, stumpfe Masse erlösen!" Er machte eine kleine Pause und rief dann: „Fort mit dem Erlöserschwindel, jeder erlöse sich selbst!"

Diese Rede hatte geradezu verblüffend gewirkt. Man hatte zuerst gemurrt und zeitweilig den Sprecher unterbrochen, dann aber wider Willen ihm gelauscht.

Wie es immer in solchen Versammlungen zu gehen pflegt, wer etwas mit fanatischer Bestimmtheit sagt, zwingt die Hörer mit sich fort. Und dennoch fühlten sich alle gekränkt, geschmäht, ja sogar aufs grimmigste verspottet.

Es herrschte, als Heinsius geendet hatte, eine dumpfe Ruhe, bis plötzlich jemand durchdringend in die Menge rief: „Dieser Mensch hat die reine Wahrheit verkündet. Dieser Mensch hat hundertmal recht."

Alles drehte sich nach dem Rufer um, dessen Stimme etwas Metallenes, etwas

Eisernes hatte, und alle wiesen auf einen untersetzten, stämmigen Menschen mit einem bartlosen, milchfarbigen Gesicht und geschlitzten Augen, die wie funkelnde Steine glitzerten und sprühten.

Thomas hatte nicht hinzusehen gebraucht. Den Ton kannte er gut, und vor Aufregung zitternd, sagte er zu Bettina: „Das ist Fründel — Mechaniker Fründel. Übrigens sind das alles Leute vom Nachtlicht, ganz seltsame Menschen!“

Er achtete nicht darauf, was Bettina antwortete, sondern beugte sich weit über die Brüstung, um mit gespannten Augen die Vorgänge zu verfolgen.

Der Mechaniker stand mit verschränkten Armen und einem niederträchtigen Lächeln da. Er hielt alle die auf ihn gerichteten Blicke gelassen aus und wandte sich nur zuweilen mit irgend einer bissigen Bemerkung an die beiden Frauen links und rechts neben ihm, die sich ebenfalls erhoben hatten. Es waren Josefa Gerving und die Studentin Charlotte Ingolf.

Aha, die sind also auch da, dachte Thomas, und ganz flüchtig wunderte er sich darüber, die Ingolf gerade in Begleitung Fründels zu sehen.

Auf das Podium trat jetzt ein knochiger, großer Mann mit zurückgekämmten, rabenschwarzen Haaren, einem Henriquatre von der nämlichen Farbe und einer Adlernase.

Aber bevor er noch zu Worte kam, schrien Hunderte von Stimmen wie in einem brausenden Chore: „Ernesty ... Ernesty.“

Und wieder trat dieser vor die Menge. „Sie werden sprechen,“ sagte er, und von neuem verstummte alles im Saale, „und Redefreiheit haben wie jeder in diesem Raume. Aber es ist gerecht und billig, daß ich erst dem Manne, der mich angeklagt hat, antworte. Ich werde ohne Zorn erwidern, denn wie kann ich jemandem zürnen, der über mich den Stab bricht, ohne mich zu kennen und ohne mich zu verstehen. Ich kann mich höchstens wundern, daß man mich nicht versteht, der ich immer die schlichteste und simpelste Form für alles suche, was ich zu sagen habe. Ich soll zu den Halben und Lauen gehören, ich soll ein Opportunist sein! Ich, dessen ganzes Leben und Handeln ein einziger Protest gegen den Opportunismus gewesen ist. Ich, der ich gerade hierin mit dem Vorredner die Wurzel alles Übels sehe. ‚Ohne alle Opportunitäten,‘ das ist die Parole, das Losungswort meines ganzen Lebens gewesen und immer unverbrüchlicher geworden. Wenn ich mit meiner äußeren Vergangenheit gebrochen und die Konsequenzen meiner Denkweise gezogen habe, so sehe ich darin nicht etwas, das irgend welches Lob verdiente, sondern einfach die Bekräftigung und Bethätigung innerster Anschauungen. Immer tiefer, immer klarer habe ich das Wesen, den Kern dieses ‚ohne alle Opportunitäten‘ ergründet und habe jeden Angriff dagegen mit eherner Festigkeit zurückgewiesen. So bin ich zu der Erkenntnis gelangt, daß der Opportunismus eine der giftigsten Fasern in dem Wurzelgebilde unserer heutigen Lebensanschauungen, Lebensregeln, Lebensgesetze ist, und ich stehe heute im ernsten, überlegten, planmäßigen Kampfe gegen alle Schädigungen im Einzel- wie Volks-, wie im Leben der Völker, die sich auf diese Giftfaser zurückführen lassen. Auf den Opportunismus lassen sich mit einiger Gedankenübertragung alle Schäden zurückleiten. Der Opportunist hat dem entsagt, was für den Kraftmenschen das Leben lebenswert macht: der Selbständigkeit und der Unabhängigkeit. Er ist unfrei, ist Knecht, ist Sklave, und weil er es selbst ist, will er auch die anderen in Abhängigkeit und Unterdrückung erhalten; er will, weil er selbst beherrscht ist, auch herrschen. Dagegen lehnt sich der erwachte Drang nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit auf. Mögen,“ rief er mit gesteigerter Stimme, „die Massen sich darüber selbst auch im klaren sein, denn,“ wandte er sich an Heinsius, „ich glaube an eine Erlösung und Entwickelung der Massen. Mag es immerhin die sogenannte Magenfrage sein, die die erste und empfindsamste Anregung zur Auflehnung gegen das Bestehende giebt, die eigentliche Idee, die den Wandlungsbestrebungen der Gegenwart zu Grunde liegt, ist das Verlangen nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Individuums, der Gemeinde, des Volkes. Wir brauchen geradsinnige und geradeaus denkende Menschen; brauchen Menschen, die jedes Mittel, das seinem Wesen nach dem nicht entspricht, was uns rein, gerecht, edel, schön,

also ideal erscheint, nicht nur innerlich verachten, sondern auch wirklich unangewendet lassen. Wir brauchen Menschen — Männer und Frauen — ‚ohne alle Opportunitäten‘. Und glauben Sie es mir, man kommt auch ohne diesen häßlichen Ballast weiter, er ist eine Bürde, die den Träger zu Boden schleift. Man kommt weiter, indem man sich dadurch den Anschluß an diejenigen sichert, die durch ihre Gesinnung den Charakter des neuen Jahrhunderts bestimmen werden. Und nun kommen Sie, Herr Volksschullehrer, Sie, der Sie den höchsten Titel tragen und das höchste Amt auf sich genommen haben, ein Lehrer des Volkes zu sein, und sagen mir, ich gehörte zu den Lauen im Lande, zu denen, die Schacher treiben, die das pure, edle Gold reiner und hochherziger Gesinnung in elende, kleine Scheidemünze umwechseln. Mit einem Worte, Sie halten mich für den typischen Vertreter des Opportunismus, Sie zählen mich jenen Wechslern zu, die Christus aus dem Tempel jagte!“ Er senkte den Ton seiner Stimme. „Das weise ich zurück, nicht mit Zorn und Entrüstung, sondern mit Schmerz und Trauer. Ich frage mich immer und immer wieder: warum thun die Menschen alles und jedes, um sich mißzuverstehen, warum werfen sie Mauern auf und ziehen Gräben, um sich zu trennen, anstatt Wege und Brücken zu bauen, um sich zu begegnen und sich die Hände zu reichen? Wege und Brücken bauen, das ist die Aufgabe unserer Zeit! Das weite, große Meer haben wir uns unterjocht, unsere Schiffe fahren auf dem stolzen Wasserspiegel. Und im Lande ringen wir mit feindseligen Blicken um jede Scholle schwarzer Erde. Wo wir eine Kluft sehen, da überbrücken wir sie nicht, nein, wir streben im Gegenteil mit allen unseren unheilvollen Kräften danach, sie zu erweitern und zu vertiefen. Ich will ein Wegmeister sein und Brücken bauen!“ rief er mit flammenden Augen. „Ich will dies thun im Zeichen des einzigen Christen, im Zeichen des Heilands!“ Seine Stimme wurde brausend, machtvoll, donnernd. „Sie glauben, die Schriftgelehrten haben den einzigen Christen überwunden; die Schriftgelehrten, sie mögen Stirner oder Gott sonstwie heißen, sind ihm gegenüber klein, winzig, erbärmlich. Sie glauben, Herr Volksschullehrer, mit Ihrer Weisheit mir voran zu sein, aber verlassen Sie sich darauf,“ sein Gesicht bekam auf einmal eine gütige, milde Heiterkeit, „verlassen Sie sich darauf: für Sie, Herr Heinsius, ist trotz alledem die Schlachtenuhr immer noch neun Uhr vormittags ...! für mich drei Uhr nachmittags. Ich bin Ihnen vorauf, obwohl der Text meiner Predigt bereits vor zwei Jahrtausenden gehalten ist. Zwischen uns giebt es allerdings eine wesentliche Trennung. Sie haben Christus bereits überwunden und finden das Evangelium bei Stirner. Ich bin der Ansicht, daß Christus noch immer unverstanden ist, daß wir alle unsere Kräfte daransetzen müssen, um das ewig Vorbildliche seiner wundervollen, einzigen Persönlichkeit in das hellste Sonnenlicht zu rücken. Sie wenden sich hochmütig vom Volke und der Masse ab; und ich gehe mit Christus zu ihnen. Und weil ich den Glauben an das Menschengeschlecht habe, nehme ich den einzelnen Menschen davon nicht aus. Es giebt für mich keinen Klassen- und Kastenunterschied. In meiner Zuversicht steht es fest, daß diejenigen, die heute sich vergehen und mit Gewaltmitteln uns maßregeln, nicht von Grund aus gemein, niedrig und schlecht sind, ich halte sie vielmehr für irregeleitet, oft für ihren Hochmut und ihre Unerleuchtetheit nicht einmal verantwortlich! Man hat an ihnen gesündigt, ihnen gewaltsame Anschauungen und Lehren aufgezwungen, die gar nicht ihrem innersten Wesen zu entsprechen brauchen — denn ich glaube an das innerste Gutsein der Menschen, des Menschen. Und darum halte ich sie auch von vornherein nicht für Schurken, Branddiebe und Raubgesellen. Ich glaube auch an ihre Erlösung, und darum schreibe ich auf die Fahne, die in meinem Kampfe durch allen Wind und allen Sturm stolz weht und flattert, das Wort: Versöhnung. Das ist der Sinn, den ich dieser Kampfparole zu Grunde lege, das ist das Endziel auf dem langen Wege, den wir schreiten. Das Evangelium Christi ist nichts anderes als der unverbrüchliche Glaube an den Menschen ... die Menschen. Und daß dieser Glaube an die Menschheit nicht einer Wahnidee, einem leeren Phantom entsprungen ist, will ich Ihnen an einem einzigen Beispiele klarlegen, an der einen

Erfahrung, die Sie alle in Ihrem Leben vielleicht schon gezogen haben."

Er hielt inne und fuhr mit der Hand über die Stirn, die ihm zu brennen schien. „Ich sage, in jedem Menschen ist das Böse, aber auch in jedem Menschen ist das Gute, und nirgends kommt dies klarer, verhängnisvoller, versöhnender zum Vorschein als in jenen geheimnisvollen Zusammenhängen und Rätseln des Zeugungsprozesses, die wir nicht ergründen können. Menschen, die wie Verbrecher gelebt haben, die wir für rohe Spießgesellen und empfindungslose Barbaren gehalten haben, bringen Kinder zur Welt, die rein, gütig, hilfreich und edel sind. Welch einen anderen Grund läßt das zu als den, daß auch in jenen, die sie gezeugt haben, unter Krusten und Hüllen etwas von dieser Reinheit und Schönheit verborgen war; und andererseits: Männer, deren ganzes Leben der Arbeit und der Bethätigung der Güte gehört hat, haben Söhne, die lichtscheu und müßiggängerisch sind und verbrecherische Triebe nähren. Wie kommen sie zu solchen Kindern? Ich habe es Ihnen gesagt, alles ist in uns, das Gute und das Schlimme, und niemand soll auf sein Gutsein eingebildet oder gar hochmütig sein. Schon der eigene Sohn könnte ihm den Spiegel vorhalten, in dem er sich als sein Zerrbild erblickt. Und wenn hier die Klassenunterschiede und -gegensätze als Trumpf ausgespielt wurden, so antworte ich darauf: die Führer der Menschheit haben ihren Volksgenossen unabhängig von der Kaste, aus der sie hervorgingen, die Bahn frei gemacht. Der Heiland wurde in einer niedrigen Hütte als Sohn eines armen Zimmermanns geboren, und der größte Deutsche, Goethe, war der Sohn eines reichen Ratsherrn, der zu den Trägern der Gewalt gehörte. Ich könnte hundertfach die Beispiele aufzählen, ich fasse alles in dem einen Worte zusammen: es giebt nicht den bösen, es giebt nur den guten Menschen, denn aus der Saat des Bösen steigt noch die Güte auf! Und wenn Sie diesen einen Gedanken heimtragen, daß im tiefsten und letzten Sinne böse gleich gut ist, so haben Sie mit mir den Glauben und die Erkenntnis des einzigen Christen, der gewesen; so wird für Sie das Wort Versöhnung nicht zum Aushängeschild der Laxheit und des feigen Kompromisses, sondern," schloß er leise, „zum Ausdruck echtester Frömmigkeit und tiefster Erkenntnis."

Die Menschen atmeten schwerer. Die Gesichter der einen waren bleicher, die der anderen röter geworden. Einzelne hatten sich erhoben und streckten dem Redenden die Arme entgegen. Ein paar erregte Frauen wehten mit ihren Tüchern. Sie hatten nicht alle den Zusammenhang und Sinn der Worte begriffen, aber sie fühlten unwiderlegbar, daß der Mann, dessen tiefe Sprachkraft wie eine Leuchtfackel in ihre Seelen drang, mochte er im einzelnen recht haben oder irren, seinem ganzen Wesen nach von jener Urreinheit war, die zur Ehrfurcht und Demut zwingt.

Ganz dicht vor dem Rednerpult stand ein Mensch auf Krücken, der den langen, dünnen Hals giraffenmäßig vorbeugte, den Mund aufgesperrt hatte und mit seinem elenden Gesicht den Sonntagsprediger wie eine Geistererscheinung anstarrte.

Und neben ihm weinte ein schwarz gekleidetes, mageres Mädchen inbrünstig in sich hinein. Es war Maria Werft.

Wie der gellende Pfiff einer Lokomotive durch die Stille der Nacht und des Dunkels schneidet, so wurde die innere Bewegung der Sonntagsversammlung jäh zerbrochen durch jenen Mann mit den zurückgekämmten, schwarzen Haaren, der schon vor Herrn von Ernesty hatte reden wollen.

Um sich Geltung zu verschaffen, streckte er seinen rechten Arm hoch und schrie laut und vernehmlich seinen Namen: „Metallarbeiter Drewitz, Ackerstraße 41."

Die Leute setzten sich von neuem. Der Mensch wartete einen Augenblick, fuhr mit seiner roten und gedunsenen Hand durch den struppigen Bart, verschränkte dann die Arme und wartete, bis es völlig ruhig wurde. Sein ganzes Auftreten hatte etwas fabelhaft Sicheres.

„Was der Herr von Ernesty uns vorerzählt hat," begann er, und er wußte schon bei den ersten Worten in seine Stimme einen sarkastischen und bitteren Tonklang zu bringen, „ist sehr schön für diejenigen, die satt und erbauungsselig sind. Wir mit dem hungrigen Magen lassen uns nicht besoffen reden und mit leeren Phrasen füttern, denn



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Zu Haenel: Die Meißener Porzellan-Manufaktur.

Aus einem Frühstücksservice. 1780 bis 1790.

wir" — er sah Ernesty voll und gerade ins Gesicht — „wir wollen, so komisch das den Herrschaften vorkommt, uns zunächst einmal ordentlich satt fressen. Ich sage ‚fressen', meine verehrten Herrschaften, weil wir nach der Speise gierig sind und in unserem Hunger uns nicht die Zeit nehmen würden, appetitlich die Mahlzeit zu verspeisen. Sie mit dem klingenden Beutel und der warmen Stube haben gut reden, wir rufen Ihnen zu: faule Fische, mit denen man uns ködern will ... wir lassen uns nicht ködern, wir beißen auf dieses Versöhnungsgewinsel nicht an. Wir Arbeiter wissen, daß es zwischen uns und den besitzenden Klassen keine Versöhnung giebt, wir wissen, daß Besitz frech macht ... frech, frech, frech." Er schrie diese Worte mit furchtbarem Zorn in die Menge hinein. Und die Arme in die Seite stemmend und sich wieder zu Herrn von Ernesty wendend, fuhr er fort: „Also der Klassenkampf soll vorüber sein! Wer lacht da? Wir sollen dulden und uns nicht mucksen! Das ist der Text Ihrer erbaulichen Sonntagspredigt ... Quarkspitzen! Seien Sie schönstens bedankt. Ich halte es für eine Verhöhnung des Proletariats, ihm die Widerstandslosigkeit zu predigen ... ihm zu raten, den Kampf gegen seine Ausbeuter und Blutsauger fallen zu lassen." Er reckte sich plötzlich in die Höhe und schien zu wachsen. „Uns, die wir uns Tag für Tag abrackern und zu Schanden arbeiten und dabei noch hungern und wie die Schweine leben, kommt man mit Versöhnungsfaseleien! Tauschen Sie doch mit uns, mit irgend einem von uns, dann werden Sie sehen, was das Dulden für eine schöne Sache ist! Wir leben erbärmlicher wie die Hunde! Den Hunden wirft man hin und wieder ein Stück Fleisch vor — wir sehen nur abgenagte Knochen. Wie soll der Klassenkampf aufhören, bevor die Klassen nicht ausgerottet sind! Wie die Schindluder arbeiten wir und hungern. Soll ich Ihnen etwas erzählen? ... Acht Kinder habe ich zu Hause. Meine Frau ist alt und welk geworden, und sauer sind ihr die Kinder geworden, Sie können es mir glauben. Ich saufe nicht und spiele nicht und kann nicht einmal so viel erraffen, damit wir uns auch nur auf das kärglichste durch diesen Dreck schleppen können." Sein Gesicht verzerrte sich auf einmal, und sein Ton wurde gedämpft. „Wenn so ein Kind zur Welt kommt, so soll doch das etwas Frohes und Festliches, sozusagen etwas Großartiges sein — mein Weib und ich haben nur einen Wunsch gehabt: es möchte im Mutterleibe verdorren ... es möchte hinsterben, bevor es die Augen aufschlägt, damit es nicht vor Hunger und Elend hinzusiechen braucht ... Wissen Sie, was das heißt, wenn man acht hungrige Würmer zu Hause hat und bei aller Arbeit sie nicht einmal satt kriegt? ... Sie wissen es nicht, sonst würden Sie Ihre erbauliche Sonntagsandacht nur vor denen abhalten, die die Knuten schwingen, die im Besitze sind. Mein ältester Junge ist nach Hause gekommen und hat in seiner Dummheit mir gesagt: ‚Vater, heut hat uns der Lehrer die besitzanzeigenden Fürwörter gelernt. Mein, dein und sein sind besitzanzeigende Fürwörter, Vater.' Wissen Se, was ich ihm geantwortet habe? ... Junge, mein, dein und sein steht nur im Verbrecherlexikon der Reichen. Für uns giebt's so was nich. Es giebt ja noch 'n besitzanzeigendes Fürwort, das heißt: unser" — er machte mit dem Zeigefinger eine kreisförmige Bewegung — „sozusagen unser aller heißt das ... Meine Herrschaften, das ist nur 'ne fixe Idee, die steht nur in den blödsinnigen Schädeln von uns Arbeitern. Die noblen Herrschaften wollen davon nichts wissen, und deshalb sage ich, verehrter Festredner, zu allen denen, die hungern: Empört euch gegen eure Peiniger, kämpft bis aufs Messer, kämpft bis aufs Blut, kämpft, damit ihr endlich mal eure Magen füllt; verschließt eure Ohren gegen das Gewimmer von Versöhnung und Duldung ... verlaßt euch darauf, liebe Brüder in Christo, all die guten Eigenschaften kommen, wenn ihr satt seid ... Wir wollen satt werden, satt werden endlich einmal, das ist unsere Weisheit ... das ist unser Abc, und das werden wir hinausschreien, und wenn wir stockheiser dabei werden. Mit unseren kranken Lungen werden wir das hinausschreien, mit dem letzten Reste unserer kranken Lungen!"

Und wie zur Bekräftigung schlug er mit seiner Faust auf den Tisch und blickte mit einem Gesicht, dessen Farbe wächsern geworden war, Herrn von Ernesty an.

„Darauf soll er antworten ... wir werden sehen, was er darauf antworten wird!" schrie höhnisch und gellend der Mechaniker Fründel.

Herr von Ernesty hatte die Uhr aus der Tasche gezogen und hielt sie dicht vor seine Augen. Aller Blicke hingen an ihm. Jeder war gierig nach einem erlösenden Worte.

„Das ist der bittere Schlußaccord, mit dem wir aufhören," rief er in bebendem Ton, „denn in wenigen Minuten müssen wir auseinander. Wir müssen mit dem Glockenschlage zwei Uhr diese Versammlung schließen.. Die hohe Obrigkeit hält dafür, daß wir den Sonntag entheiligen, wenn wir uns über die Lebensfragen des Volkes aussprechen." Seine Miene war vergrämt und hatte etwas innerlich Schmerzhaftes. „Die Anklage dieses Mannes wird Ihnen noch lange in den Ohren zittern; die furchtbare Anklage, die wir alle kennen, begreifen und verstehen. Denn dieser Mann hat in dem einen, was er sagt, recht: es ist ein Jammer, etwas noch Unsagbareres als Jammer, daß ein Mensch trotz aller seiner Arbeit und Kräfteanstrengung nicht einmal satt wird, daß man ihn von der Festtafel des Lebens, von der Festtafel, die für uns alle gedeckt sein sollte, mit Haß und ohne Erbarmen schnöde wegweist! Glauben Sie mir, ich fühle diesen Gram des Volkes und seine Berechtigung. Meine ganze Lebensarbeit ist darauf gerichtet, diesen Gram zu lindern. Diese Anklage mag denen, die vergnügt und gedankenlos schmausen, in den Ohren gellen. Und dennoch darf sie in unserem letzten Kampfe" — er legte die weiße Hand auf seine Brust — „dennoch darf sie unsere Richtung nicht bestimmen, nicht das Leitseil sein, an dem wir mit erschlafften Muskeln emporklimmen. Wir wollen zur Höhe, wir wollen reine Bergluft einatmen. Wir glauben trotz alledem und alledem an das Gute im Menschen, an das Aufdämmern und Erwachen aller edlen Triebe und Gedanken, an die Versöhnung auf dem Wege der Verständigung." Und die Rechte in die Höhe hebend, rief er: „Es soll keine noch so bittere Erfahrung geben, die unseren unverbrüchlichen Glauben zerstören kann. Wir warten auf den Sonnenaufgang, der uns verheißen ist!"

Das waren die letzten Worte, die Herr von Ernesty sprach. In diesem Augenblicke schlugen die Glocken die zweite Stunde.

Alles erhob sich, die Saalthüren wurden geöffnet, und man drängte zu den Ausgängen.

* * *

Der Regen hatte aufgehört, aber ein verhängter, bleierner Himmel, der keine Sonne durchließ, sah auf das armselige Menschengewühl herab.

Die Leute vom Nachtlicht hatten verabredet, sich an der Jerusalemer- und Leipzigerstraßenecke zu treffen.

Bettinas feiner Kopf drohte zu springen. Sie hatte in ihrem Herzeleid Gedanken gehört, die ihr so neu, so fremdartig und in den Für- und Gegenreden so verwirrend waren, daß sie nicht aus noch ein wußte. Und hinter all den Dingen lugte ihr Gram hervor, ihr Schmerz, der durch den Anblick dieser merkwürdigen Menschen vorübergehend betäubt war.

Und im Grunde genommen ging es Thomas Truck ebenso wie ihr. Vergrämt und vergrübelt sagte er beim Herausgehen zu Bettina: „Ich kann mir denken, wie dir zu Mute ist; denn in mir selbst dreht sich alles wie ein Mühlrad. Alles erscheint mir jetzt noch problematischer, noch dunkler und unentwirrbarer."

Sie antwortete leise: „Ich werde, wenn ich heim bin, lange daran zu knabbern haben, denn bis jetzt habe ich an nichts anderes als an meine Geige gedacht."

Nein, setzte sie in ihrem Inneren hinzu, ich habe eigentlich nicht an meine Geige, sondern nur an dich gedacht. Wenn ich geigte, war das Geigen nur ein Spiel für dich.

Sie fühlte, daß wieder die Thränen in ihr aufsteigen wollten, und preßte die Zähne zusammen.

Thomas hörte jetzt seinen Namen rufen, sah sich um und erblickte die Liers mit ihrem Dichter und dem Musiker Abraham Gebhardt. Sie kamen gerade auf ihn zu. Die Liers trug einen entsetzlichen, pfefferfarbigen Regenmantel mit einem schaluppenartigen Capuchon, der sie noch breiter, dicker und unförmiger machte. Dabei hatte sie einen

gewöhnlichen Shawl um ihren Kopf geschlungen, so daß sie einem Markthallenweibe nicht unähnlich sah. Liers dagegen hatte Sommer gemacht. Er trug einen hellen Überzieher, einen grauen Kalabreser mit einem schwarzen Bande und einen verwegen gebundenen hellen Schlips. Der Musiker hatte einen braunen Lodenmantel an und einen eingedrückten verschossenen grünen Hut auf dem Kopfe. Dieser Hut wirkte ganz merkwürdig auf Thomas. Er erinnerte sich daran, daß er in irgend einem Zusammenhang einmal bedeutsam für ihn gewesen war, aber er kam nicht auf die näheren Umstände.

Und nun erschien auch Fründel mit der Gerving und der Ingolf. Die beiden Mädchen sahen sich hart und feindselig an, als ob zwischen ihnen ein offener Kampf ausgebrochen wäre. Die anderen merkten es sofort, ohne eine Erklärung dafür zu finden.

Und jetzt gesellte sich eine neue Gruppe zu ihnen: Lissauer, Blinsky und der Volksschullehrer.

Diese Gesellschaft bildete für sich auf der Straße eine kleine Volksversammlung.

Die Vorübergehenden blieben stehen und betrachteten die schon durch den Gesichtsschnitt auffällige Gemeinde.

„Wir können doch hier keinen Auflauf bilden," sagte der Dichter. „Wo wird gegessen?"

„Ich schlage vor, hier drüben in Aschingers Hofbräu," antwortete eine Stimme, die dem stud. theol. Bechert gehörte, der sich in diesem Moment genähert hatte.

Neben ihm stand, scheu die Augen zu Boden gesenkt, Maria Werft.

Man war damit einverstanden.

Und alles trabte auf die andere Seite der Straße, um ein paar Minuten später im Hofbräu zu landen. Aber kein Tisch war frei, so daß man das gemeinsame Essen aufgab und nur noch eine Strecke Weges zusammen zu gehen beschloß.

Maria Werft sah mit traurigen Augen zu Bettina hinüber, und diese empfand sofort, daß das Mädchen Thomas gut war.

Auch so ein armes Wurm, dachte sie, über das er hinweggehen muß. Muß ... muß ... wiederholte sie für sich.

Die Gerving hatte es so einzurichten gewußt, daß Fründel neben Heinsius ging, während sie mit einer geschwinden Bewegung den Platz auf der anderen Seite einnahm. Notgedrungen mußte die Ingolf hinterher traben.

„Wissen Sie," sagte Blinsky zu Heinsius, „daß Sie sich heute um Kopf und Kragen geredet haben?"

Heinsius zog die Lippen herunter und erwiderte: „Sie irren, Verehrtester, nur um mein Hungeramt."

Thomas stellte Bettina den einzelnen vor, und die Liers nahm ihre Hand und drückte sie freundlich. „Wir sind heute nachmittag alle zum Kaffee ins Nachtlicht geladen, beim Maler Brose, von dem Sie wohl auch gehört haben, Fräuleinchen. Und ich füge hinzu, wenn es nicht unbescheiden ist, bringen Sie Ihre Geige mit, Sie würden einem guten Menschen eine große Freude bereiten."

Thomas sah Bettina an, und wieder nickte sie widerstandslos und müde.

„Übrigens, Herr Heinsius, Sie sind famos gewesen," rief Fründel, „alle Achtung vor Ihnen, Hut ab vor Ihnen, wenn ich meinen Hut überhaupt ziehen würde!"

Die Ingolf lächelte bei diesen Worten still, und Josefa, die dieses Lächeln sofort auffing, beugte ihren Oberkörper halb herüber und sagte in einem herausfordernden Ton: „Mir scheint, Sie machen sich darüber lustig — er zieht vor niemandem den Hut, verlassen Sie sich darauf, mein Fräulein!"

„Brauchst du mich zu verteidigen?" fragte der Mechaniker grob.

„Ich bin auch Musiker," sagte Abraham Gebhardt unvermittelt zu Bettina.

Sie sah ein wenig interessiert auf.

„Ich weiß, daß Sie seltsam und eigenartig spielen müssen," setzte er hinzu.

„Woher wissen Sie das?"

„Ich sehe es Ihnen an. Sie ... Sie ... Sie würden nicht spielen, wenn Sie nicht etwas Seltsames und Eigenartiges auszudrücken hätten. Ich weiß, wie Sie spielen, ohne Sie je gehört zu haben. Es ist unmöglich, daß Sie mich überraschen."

„Das ist sehr freundlich, aber ein wenig allzu gütig," entgegnete sie. Und indem etwas von ihrer früheren Schalkhaftigkeit ganz verhüllt und kaum merklich durchdrang, setzte sie hinzu: „Ich würde mich in so einem

Falle mehr auf mein Ohr als auf meine Augen verlassen."

„Ich kann mich nicht täuschen," sagte der Musiker fest. „Es ist möglich, daß vieles an Ihrem Spiele unvollkommen und unfertig ist, aber das, worauf es ankommt, was nicht zu erlernen ist, besitzen Sie — das weiß ich."

„Wie geht es Brose?" fragte Thomas.

„Denken Sie sich, er erholt sich," antwortete die Liers, „aber wie pflegt sie ihn auch!" Ihre Augen strahlten.

Ihr Mann tuschelte mit Josefa, und sie ging eifrig darauf ein. Ihre Augen flackerten unruhig. Sie zwang sich, Liers zuzulächeln und ihn freundlich zu behandeln. Thomas bemerkte es, und ihm drängte sich sofort die Vermutung auf, daß das arme Geschöpf zu gewaltsamen Mitteln griff, sich gleichsam verrenkte, um sich den Mechaniker zurückzugewinnen. Und seine Vermutung wurde durch die Lissauerin bestätigt, die ihm etwas aufdringlich zuflüsterte: „Sehen Sie nur, wie das Frauenzimmer den Menschen eifersüchtig machen will." Und zu Blinsky gewandt: „Ich müßte so schön sein wie die, ich gäbe dem Kerl einen Fußtritt und ließ ihn stehen."

Stud. theol. Bechert sprach herablassend und überlegen mit Maria Werft. Sie sah beständig nieder und rührte sich kaum.

„Ernesty ist ein Idiot und Schwärmer, nur Narren lassen sich von ihm aufs Glatteis führen!" rief unvermittelt Heinsius. „Übrigens, der Arbeiter war ausgezeichnet."

„Der Mann ist verwirrt," bemerkte Bechert, „das gebe ich ohne weiteres zu, aber so wie Sie breche ich nicht über ihn den Stab. Das kommt einfach davon, wenn Laien die Heilige Schrift interpretieren. Sie sollen die Hand davon lassen, dazu gehört Arbeit und Wissenschaft. So leicht ist es denn doch nicht. Dazu gehören Berufene ..."

„Menschenskind," schnitt ihm Fründel das Wort ab, „Sie haben einen kleinen Sparren ... so was müssen Sie uns doch nich erzählen. Sie sind doch nich unter Kadetten, das müssen Sie doch endlich gemerkt haben."

„Ich bin unter Verirrten; das ist das einzige, was ich bis jetzt wahrgenommen habe," antwortete Bechert, ohne sich im mindesten verblüffen zu lassen.

„Sie sind übergeschnappt oder schnappen nächstens über," replizierte kurz der Mechaniker, ließ das Gespräch fallen und wandte sich mit einer gleichgültigen Frage an die Ingolf. Dann aber sprang er im Gespräch rasch zu Thomas über und apostrophierte ihn scharf: „Ich halte es für gar nicht ausgeschlossen, mein Herr, daß unser Sonntagsprediger ein dreister Schwindler und Hochstapler ist, der nach Führerschaft und Ruhm geizt. Ich habe immer darauf gelauert, daß Sie was sagen würden, aber mir scheint, Sie verkriechen sich in letzter Zeit immer mehr nach innen, Sie treiben so 'ne Art von Maulwurfsarbeit."

Bettina blickte erschreckt auf. In welchem Tone sprach denn dieser Mensch zu Thomas. Kein Zug in Thomas' Miene verriet, daß er sich irgendwie gekränkt fühlte. Nur etwas Grüblerisches, qualvoll Suchendes und unaufhaltsam Arbeitendes hatte sich in sein Antlitz gegraben.

„Ich halte den Mann für keinen Schwindler," erwiderte er ruhig. „Er ist unbedingt ehrlich; an diesem Eindruck wird mir niemand, nicht einmal Sie, Herr Fründel, schütteln und rütteln können. Aber allerdings," fuhr er langsam fort, „komme ich noch zu keinem Urteil. Sie haben vollkommen recht, daß ich mich nach innen, wie Sie es auszudrücken belieben, verkrieche. Nämlich, es ist mir außen alles so entsetzlich hell, eine so grelle Helle, daß ich geblendet bin und nun erst recht nichts sehen kann. Ich flüchte mich vor all dem Licht, Herr Fründel, ins Dunkel."

„Komm, wir wollen uns verabschieden," raunte ihm Bettina zu. „Mir sind die Augen auf einmal so müde und schwer geworden."

„Sie lassen sich doch nicht etwa von diesem Kerl da vertreiben?" sagte die Liers derb und deutete empört auf den Mechaniker.

„Davon ist gar keine Rede. Fründel hat das absolute Recht, seine Ansicht zu äußern."

„Ach, lassen Sie mich," entgegnete die Liers unwirsch, „was zu viel ist, ist zu viel."

Der Musiker drückte Bettina die Hand und verbeugte sich vor ihr ehrfürchtig.

Als sie allein waren, sagte Bettina: „Ich verstehe die Leute nicht, ich erlaube mir auch kein Urteil, aber sie kommen mir vor wie Fanatiker, die sich im Kreise drehen. Sie drehen sich in einem fort im Kreise, und wer zuschaut, dem wird schwindlig zu Mute.“

„Du hast recht,“ antwortete Thomas, „aber es liegt nicht an ihnen, es liegt an uns, es liegt an der Zeit; alles ist in Aufruhr, alles ist in kreisender Bewegung. Und in dieser Zersetzung und Auflösung der Geister suchen alle diese gehetzten Seelen nach einem ruhenden Punkt.“

Den Rest des Weges legten sie schweigend zurück. Bettina vergaß alles, was sie in den letzten Stunden erlebt hatte, nur ihren Schmerz fühlte sie, wie er in ihr wühlte und arbeitete. Sie hatte nur den einen Gedanken: Gäbe Gott, daß ich erst im Eisenbahnwagen säße!

Oben auf der Treppe kam ihnen die Wirtin mit einem wichtigen Gesicht entgegen. Ein Diener in Livree sei in der Zwischenzeit dagewesen und habe einen Brief gebracht.

Thomas brach das Schreiben hastig auf. Es war von Regine und enthielt eine Einladung für den heutigen Abend. „Nur ein paar Menschen ... wenn das Fräulein die Geige mitbrächte, so würde man ihr zu doppeltem Danke sich verpflichtet wissen.“

Als er Bettina den Brief überreichte, trat ein so schreckhafter Ausdruck auf ihre Miene, ihr Gesicht wurde so kreidig, ihre Hände zitterten so heftig, daß Thomas sie rasch an sich zog und nur sagte: „Sei nur ruhig, wir gehen selbstverständlich nicht hin, der Abend gehört ja Broses.“

Sie schloß eine Sekunde die Augen. Dann sah sie ihn feierlich an. Ihre Nasenflügel bebten.

„Thomas, ich muß heute noch reisen. Thom, ich muß,“ fügte sie entschlossen hinzu. „Ich gehe auf eine Stunde zu deinen Freunden, und dann bringst du mich zur Bahn.“

Er widersprach ihr nicht. Er fühlte, daß sie recht hatte.

„Thom, ich danke,“ sagte sie einfach.

Sie ging in ihr Zimmer, und die alte Frau half ihr beim Packen. Aber einmal nahm sie Bettinas Hände, und während über ihr runzliges Gesicht ein paar dicke Thränen rollten, wimmerte sie: „Ach Fräuleinchen, ach Fräuleinchen ... sie hat ihn behext, glauben Sie mir, sie hat ihn behext.“

Bettina beugte sich tiefer über den Korb, der ihre wenigen Habseligkeiten enthielt. Sie schluchzte in sich hinein und erwürgte krampfhaft ihren Schmerz. Sie schämte sich. Dann legte sie sich auf das Sofa, und die Alte packte sie warm und wohlig in Betten ein.

* * *

Es war bereits ganz dunkel, als sie zu Brose ins Atelier kamen. Die Leute vom Nachtlicht waren vollzählig versammelt. Der Maler lag auf einer Chaiselongue und sah wie das Leiden Christi aus. Er streckte Bettina die Hände entgegen, und ein flüchtiges Rot färbte seine eingefallenen Wangen beim Anblick der Geige.

In einer verborgenen Ecke des Ateliers stand ein klappriges, altes Pianino. Bettina fragte mit unterdrückter, leiser Stimme Frau Brose, ob sie gleich spielen dürfte, da in einer Stunde bereits ihr Zug abginge.

Die Malersfrau blickte betroffen empor. Bettinas Augen sahen so verschleiert, so trübe, so fiebrig aus, und ihre Worte hatten, so einfach sie waren, ihren inneren Gram bloßgelegt. Die Brose empfand, daß das zarte Ding mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte sich heraufgeschleppt hatte. Sie empfand das ganz deutlich, ohne doch eine Begründung dafür zu haben. Sie wollte eine Frage stellen, aber sie unterdrückte sie schnell.

„Gewiß, liebes Fräulein,“ entgegnete sie statt dessen.

Und der Musiker Abraham Gebhardt saß bereits am Klavier und blätterte in den Noten.

Bettina spielte einen Satz aus dem Beethovenschen Violinkonzert. Sie schloß während des Spiels die Augen. Der Musiker begleitete sie mit einer Feinfühligkeit, als wenn sie Jahr und Tag zusammen musiziert hätten.

Der Ton ihrer Geige klang zitternd, die Hörer spürten, daß die Seele Bettinas mitzitterte. Sie ließ erschöpft den Bogen fallen und sagte mehr für sich: „Ich kann nicht weiter, ich kann nicht.“

Kein Mensch klatschte. Sie waren alle ganz still. Das Spiel Bettinas war ihnen ein Erlebnis.

Sie huschte wie ein Irrlicht hinaus, zog ihren Reisemantel an und machte eine demütige Verbeugung vor den Leuten vom Nachtlicht.

„Gute Nacht, Fräulein," sagte Abraham Gebhardt. „Sie haben uns in das Reich der Freude geführt," raunte er ihr, für die anderen unvernehmlich, zu. „In Ihrem Spiele liegt das dritte Reich."

Diese letzten Worte hatte Thomas gehört.

„Das dritte Reich," murmelte er gedankenlos.

* *
*

Sie nahmen einen Wagen und fuhren in raschem Tempo zur Bahn. Bettinas Gepäck hatten sie bereits vorher dorthin gebracht. Der Perron war nur mäßig belebt und der Zug auffallend leer. Vor einem Coupé dritter Klasse reichte sie ihm beide Hände, und diese Hände waren feucht und kalt.

„Um des Himmels willen, Bettina," sagte er, „was ist dir?"

„Nichts," brachte sie geängstigt hervor, und ein zerrissenes, wehes Lächeln schnitt sich in ihre Züge ein ... ein unsagbar scheuer Wunderausdruck in ihrem Gesicht, den er nie mehr vergaß.

Er stieg mit ihr in das Coupé ein. Sie setzte sich sofort, legte auf ihren Schoß den Geigenkasten, auf den sie beide Hände that.

„Geh," sagte sie, „ich bitte dich, geh jetzt."

Er wagte es nicht, sie zu küssen.

Als er ihr schon den Rücken gewandt, rief sie ihn noch einmal. „Thom," sagte sie, „was meinte er mit dem dritten Reich?"

Sie sah ihn dabei bange an, und ihr Lächeln hatte jetzt etwas Erschütterndes.

„Er meinte," entgegnete Thomas nach einer kleinen Pause mit schwerer Zunge, „jenes dritte Reich, an dessen verschlossenen eisernen Thoren wir mit demütigen Fingern klopfen, das alle diese Menschen in angstvoller Sehnsucht suchen."

„Das also meinte er," wiederholte sie. Und dann flüsterte sie mehr für sich: „Das dritte Reich!"

Eine flüchtige Spanne Zeit standen sie sich in letztem, tiefstem Schweigen gegenüber.

„Gute Nacht, Thom," hauchte sie endlich.

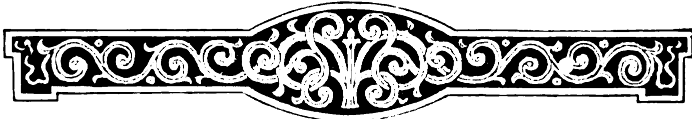
„Gute Nacht, Bettina."

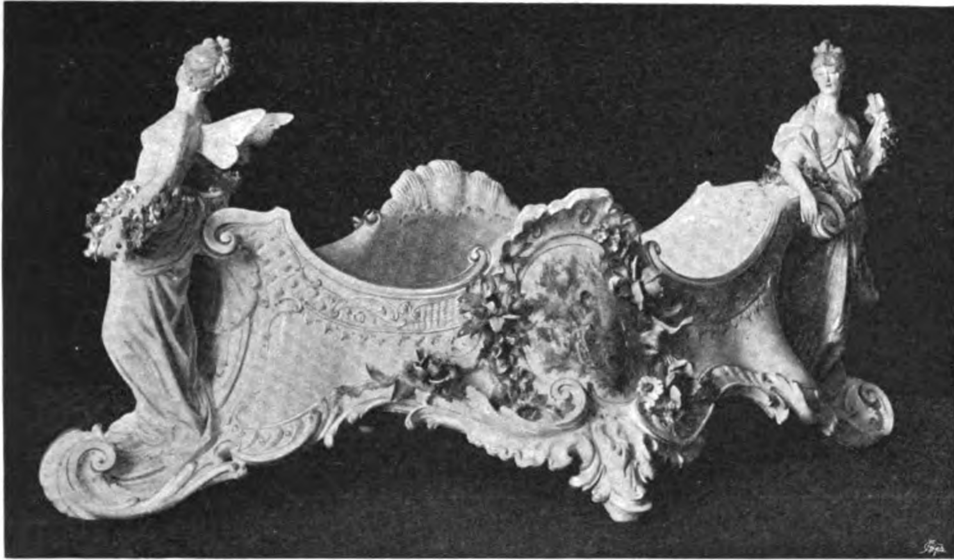
Ohne daß sie ihn zu sehen vermochte, blieb er auf dem Bahnsteig ... und als der Zug sich längst in Bewegung gesetzt hatte, schritt er auf dem menschenleeren Perron immer noch auf und nieder. Die Beamten warfen verdächtige Blicke auf ihn, aber er sah es nicht einmal. Er schritt gepeinigt auf und nieder. Er konnte sich nicht von der Stelle trennen, wo er sie vielleicht zum letztenmal gesehen hatte!

Endlich klopfte ihm jemand auf die Schulter und sagte: „Ich denke, Sie sollten jetzt nach Hause gehen."

Er zuckte zusammen, starrte den Menschen verwirrt, wie geistesabwesend, an, stammelte ein paar zusammenhangslose Worte, und sich fest auf das Geländer stützend, ging er langsam die Stufen hinab.

(Fortsetzung folgt.)





Jardiniere.

Die Meißener Porzellan-Manufaktur.

Von

Erich Haenel.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wer einst die Geschichte der Kunst im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben unternimmt, dem werden sich für die letzte Entwickelungsphase dieses Zeitraumes gewisse Erscheinungen als bestimmend aufdrängen, die heute genügend scharf zu charakterisieren nicht eben leicht fällt. Er wird nämlich die Thatsache beobachten können, daß eine künstlerische Strömung, die in den sogenannten freien Künsten zuerst auftritt und sie von Grund aus umgestaltet, nach annähernd zwei Jahrzehnten gleichsam mit plötzlichem Antrieb auf die angewandten Künste überspringt, wo sie eine Revolution hervorruft, die an Umfang und Intensität der erst entstandenen nicht nachsteht. Ohne Frage war der Zustand, wie er in den siebziger und achtziger Jahren im deutschen Kunstgewerbe herrschte, also in einer Zeit, wo wir in der Malerei in mächtigem Verfolg der von den Impressionisten Frankreichs gegebenen Anregungen die Natur neu zu sehen und neu zu gestalten lernten, auf die Dauer unhaltbar. Dort eine Rückkehr zum Einfach-Natürlichen, ein liebevolles Beobachten der feinsten, in einer Landschaft lebendigen Stimmungen, der subtilsten Erscheinungen auch am Menschen selbst, dazu eine scheinbare Beschränkung des Stoffgebietes, die doch eine ungeheure Bereicherung des künstlerisch Faßbaren bedeutete — hier ein deutlicher Zug ins Tönende, Prächtige, ins Großzügig-Dekorative, das nach den Formen der deutschen Renaissance, mehr noch des Barock, ohne wirkliche Eigenart auch überall da zur Geltung gebracht wurde, wo der schlichte Zweck eine ganz andersartige Ausprägung zu fordern schien. Dies Verhältnis hat seit etwa zehn Jahren in entwicklungsgeschichtlich durchaus logischer Weise die deutlichsten Umwälzungen erfahren, und zwar insofern, als die oben kurz angedeutete Bewegung sich auch in gewissem Sinne die gewerblichen Künste zu erobern begonnen hat. Kann man aber auch heute von einem Naturalismus und weiter etwa von einem Symbolismus im Kunstgewerbe sprechen, ohne dem Vorwurf anheimzufallen,

man wirtschafte leichtfertig mit Schlagworten, die einsichtige Leute schon längst beseitigt oder wenigstens in ihrer Herrschaft aufs schärfste begrenzt sehen wollen? In der That muß man befürchten, mit dem Hineinziehen dieser Begriffe in das Gebiet einer mit ihrer eigentlichen Bedeutung ursprünglich nicht verknüpfbaren Produktion leicht falsche Vorstellungen zu erwecken. Aber es mag immerhin erlaubt sein, da vom Naturalismus zu sprechen, wo eine Vereinfachung, eine Abkehr von gewissen, in der natürlichen Welt nicht vorhandenen Schmuckformen, ein Eingehen auf die Gebilde, die das organische Wachstum erzeugt, bemerkbar wird, und dort Symbolismus zu entdecken, wo wir eine, der freien künstlerischen Vorstellung entsprungene Form als Ausdruck der künstlerischen Idee einem bestimmten Zweckbegriff dienlich gemacht sehen, einem Zweckbegriff, der nach den Gesetzen der Tektonik oder der Konstruktion dieser Materie gleichsam erst Leben zu verleihen im stande ist. Wir haben das Schauspiel erlebt, daß die gesamte kunsthandwerkliche Produktion einem historischen Stile sich anpassen mußte, während schon die Malerei im Begriff war, sich ihren eigenen Stil zu schaffen. Und damit ist wieder eines der Schlagworte gefallen, das herrschsüchtigste wohl von allen, die wir bis jetzt wohl und übel mit heranziehen mußten. Der Ruf nach „Stil“, nach einer national-künstlerischen Gesamtstimmung ist niemals lauter erklungen als in den letzten Jahrzehnten. Niemals aber auch sind die Anstrengungen, diesem Verlangen Genüge zu thun, anhaltender, niemals ist der Wunsch, neuen geistigen Bewegungen neue Ausdrucksformen zu schaffen, brennender gewesen. Über den Erfolg aller dieser Bestrebungen läßt sich noch kaum ein Urteil fällen. Wir erkennen mit besonderer Befriedigung vor allem ein Streben, die jedem Material eigentümlichen, schönheitlichen Qualitäten möglichst



Vasen und Kanne; schwarzglasiertes, mit Lackfarben und Gold verziertes Steinzeug.



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Zu Haenel: Die Meißener Porzellan-Manufaktur.

Teller in japanisierender Malerei, 1725 bis 1735.



Kannen und Vasen, mit Blattwerk und aufgelegten Masken.

restlos in der Verarbeitung aufgehen zu lassen und ebenso aus der struktiven Haltung eines bestimmten Stoffes die Richtungslinien für seine künstlerische Form herzuleiten. Vor allem aber sind Künstler und Publikum zu der Überzeugung gekommen, daß wir nur dann hoffen dürfen, jene Stagnation in unserem Formgefühl zu überwinden, wenn wir alle die Vorurteile über die Abgrenzung der verschiedenen Kunstgebiete, vor allem über die Scheidung zwischen freier und angewandter Kunst preisgeben. Wir lassen uns nicht mehr unsere Wohnung nach den Vorschlägen eines nur fachlich geschulten Tapezierers einrichten, wir suchen uns nicht mehr in dem Möbelmagazin unter Hunderten von Schabloneerzeugnissen das uns gerade zusagende Stück aus, sondern wir verlangen nach der Mithilfe eines auch im Handwerklichen erfahrenen, aber nicht im Handwerkszunftgeist herangebildeten Künstlers und nehmen, bei der Zusammensetzung unseres Hausrates, seine Entwürfe als Muster an. Und wenn auf der anderen Seite dieser Geist frischen Neuschaffens unserer Formenwelt auch bei den Handwerkern Boden gewinnt, darf man wohl erwarten, daß dem technisch-praktischen, materiellen Zug unserer Zeit zum Trotz wir der Nachwelt nicht so als verächtliche Opfer und Förderer einer entlehnten Kunstauffassung gelten werden, als welche uns selbst anzusehen gewisse Lobredner der Vergangenheit uns leider noch immer überreden wollen.

Unter den Zweigen kunstgewerblicher Thätigkeit, die so dem vorwärts strebenden Zug der Gegenwart mit folgen, nimmt die Keramik nicht die letzte Stelle ein. Auf sie drückte die Last einer berühmten und mächtigen Vergangenheit stärker als auf manche ihrer Nebengebiete. Als wir noch in dem Nachbeten der historischen Stilrichtungen, in der Renaissance steckten, erlebten auch die Formen der Keramik des sechzehnten Jahrhunderts, wie die der rheinischen Steinzeuge, eine kurze Nachblüte. Die italienischen Fayencen hatten schon immer bei Kennern in hohem Ansehen gestanden. Auch das Porzellan darf sich über den Wechsel des Zeitgeschmackes hinaus eines festen Stammes von Verehrern rühmen. Wie in konsequentem Verfolg der einmal eingeschlagenen Richtung, nachdem die Renaissance einigermaßen abgewirtschaftet hatte, das Barock und Rokoko in Aufnahme kam, fand auch das Porzellan, als die glücklichste Verkörperung jener Kunststimmung, wieder bei den breiteren Massen des Publikums erneutes Interesse. Und auch wir, die wir der Geltung des Historischen aus guten Gründen Einhalt zu gebieten bestrebt sind, werden doch gerade seiner Entstehungsgeschichte unsere Teilnahme

nicht versagen. Ist doch die Erscheinung, wie am Beginn des vorigen Jahrhunderts ein neues Material sich in kurzer Zeit seine im Zusammenhange des Zeitgeschmackes so ungemein charakteristischen Formen erzeugte und damit im Fluge die Welt eroberte, mutatis mutandis auch für die heutigen Verhältnisse lehrreich. Freilich waren die äußeren Bedingungen, die damals die „neue“ Kunst schützend umgaben, von denen völlig verschieden, aus denen heute die fortschrittliche Bewegung des Geschmackes hervorgeht. Dort ein prachtliebender und geldgieriger Despot, dessen auri sacra fames vor keinem Mittel zurückscheut, um seinem verschwenderischen Dasein immer neue Hilfsquellen zu erschließen: so begünstigt er die neue Erfindung, wie er dem alchymistischen Treiben des Goldmachers Vorschub geleistet hatte, und ist entzückt von dem Ruhm, den die seltenen Erzeugnisse sich bald allenthalben erringen. Hier eine kleine Schar kunstbegeisterter Menschen, denen der Tiefstand des kunstgewerblichen Gesamtniveaus nahegeht und die mit aller Kraft danach streben, die trübe Flut des Geschmackes durch die reinen Wasser einer selbsterzeugten originalen Kunstpflege zu läutern. Etwas beiden Perioden Gemeinsames können wir in der herrschenden Geschmacksrichtung erblicken, die ihnen vorangeht: dem Japanismus. In der Zeit Augusts des Starken, des deutschen Louis XIV., war er versetzt mit holländischen Elementen, in unserer Zeit stand neben ihm vor allem der stilistische Charakter der deutschen Renaissance, abgesehen von der fürchterlichen Universalstilkenntnis, die wie eine dunkle Wolke unsere gesamte künstlerische Arbeit überschattete.



Vase.



Orchidee-Vase.

Den Ausschlag für die weitere Entwickelung des Porzellans als einer Kunstleistung gab eine starke, eigenartige künstlerische Persönlichkeit, die im Laufe eines Vierteljahrhunderts ihm seine Physiognomie schuf: Johann Joachim Kändler. In ihm verkörperte sich die besondere Kraft, wie sie jede neue Geistesrichtung zur lebendigen Weiterentwickelung bedarf, eine Kraft des Individualismus, die dem Geist der Zeit die Wege zu weisen vermag. So viele tüchtige Meister auch heute bei uns der jungen Kunst voranschreiten: eine derartige führende Persönlichkeit fehlt uns noch, und bevor sie sich gefunden hat, dürfen wir den nur Schritt vor Schritt sich vollziehenden Verlauf der Bewegung nicht als etwas Außergewöhnliches ansehen.



Vase.

Vor einigen Jahren hat die Berliner Porzellan-Manufaktur, ihre Entstehung und ihr heutiger Stand, sowie die Summe ihrer jetzigen Leistungen an dieser Stelle eine gründliche Würdigung gefunden. Die ältere Schwester dieses Institutes oder, besser gesagt, seine Mutter, die Königlich Sächsische Porzellan-Manufaktur zu Meißen, ist jetzt durch eine umfangreiche wissenschaftliche Darstellung aufs neue in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Und zwar verdient das neue Werk nicht nur die Aufmerksamkeit der Fachleute, sondern es ist durch den außergewöhnlichen Reichtum seiner Illustrationen und durch die Gediegenheit seiner Ausstattung geeignet, auch jedem Fernerstehenden ein glänzendes, stilvolles Bild von dieser eigenartigen Kunst zu bie-

ten, deren großartigste Erzeugnisse hier mit allen Mitteln unserer so hochentwickelten Reproduktionstechnik vorgeführt werden.

Aus den weiteren Kreisen der sächsischen Sammler und Liebhaber, deren Mehrzahl der Aristokratie angehört, erwuchs auf Anregung der Königin Carola von Sachsen vor einigen Jahren der Plan zu einer würdigen Veröffentlichung über die Geschichte des Meißener Porzellans. Zwei berufene Persönlichkeiten, der als Sammler wohlbekannte Oberstleutnant von Haugk und Cornelius Gurlitt, der hochgeschätzte Kunsthistoriker und eine Autorität auf dem Gebiete sächsischer Lokalkunst, nahmen die Leitung des Planes in die Hand, und in Karl Berling fand sich ein Bearbeiter des Textes, dessen langjährige Specialstudien ihn besonders zu dieser Aufgabe befähigten. Die Firma F. A. Brockhaus in Leipzig hat in der Veröffentlichung ein Werk geliefert, das durch seine wahrhaft vornehme Erscheinung als eine Meisterleistung deutscher Buchgewerbekunst auf der Ausstellung in Paris berechtigtes Aufsehen erregt hat. Was den wissenschaftlichen Charakter des Buches anlangt, so ist hier zum erstenmal die Geschichte der Porzellan-Manufaktur in Meißen mit Zuhilfenahme des gesamten archivalischen Materials und auf Grund umfassender Studien der Kunstwerke selbst behandelt, von den Vorarbeiten und ersten Anfängen bis zum Jahre 1874, also dem Zeitpunkt, wo die letzte Phase in der Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts durch die Demission des Grafen Marcolini ein trauriges Ende nahm.


Orchidee-Vase.

Die Erfindungsgeschichte des Meißener Porzellans läßt sich nicht darstellen, ohne den Namen des sächsischen Edelmanns Ehrenfried Walther von Tschirnhaus an hervorragender Stelle zu nennen. Dieser, ein Mann von ausgezeichneter Begabung und für seine Zeit umfassenden chemischen Kenntnissen, hatte sich seit dem Jahre 1689 mit dem Versuche beschäftigt, Porzellan herzustellen, wie es durch den holländischen Import schon seit geraumer Zeit auch in Deutschland, insbesondere an den deutschen Höfen in Aufnahme gekommen war. Durch Umschmelzen von chinesischem Porzellan und einen Zusatz von Gold erhielt er ein glasartiges Halbporzellan ohne Härte und Feuerbeständigkeit. Berling weist eines dieser jetzt außerordentlich selten gewordenen Erzeugnisse in einer im Dresdener Privatbesitz befindlichen Tasse nach, deren braunrote, mit schwarzen Adern durchzogene Farbe unter der Glasur nicht ohne einen gewissen künstlerischen Reiz ist. Es sollte aber ihrem Meister trotz aller Bemühungen nicht gelingen, das ersehnte Ziel, die Herstellung eines dem chinesischen an Aussehen und Struktur gleichwertigen Porzellans, selbst zu erreichen. Doch darf er das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dem Manne die Wege gewiesen zu haben, in dessen Wirken sich Verdienst und Glück so wunderbar verketten sollten — jenem Berliner Apothekerlehrling, dem ein günstiges Geschick den


Päonie-Vase.


Vase.

ephemeren Ruhmesschimmer eines gewandten Adepten mit der dauernden Ehrenkrone des Vaters eines hochbedeutenden Kunst- und



Gruppe in chinesischer Kleidung, bunt bemalt.

Industriezweiges vertauschte: Johann Friedrich Böttger.

Die beliebte Fabel, Böttger habe bei seinen alchymistischen Experimenten durch Zufall statt Gold das Porzellan „erfunden", kann heute als beseitigt gelten, wo uns die Forschung die eingehendsten Daten darüber giebt, wie der früh mit Adepten, so mit dem berühmten Laskaris in Berührung gekommene, trotz seiner Jugend schon von der tyrannischen Gunst der Fürsten Umworbene auf Tschirnhaus' Anregung sich zu der Fortsetzung der von jenem begonnenen Versuche bequemt, bis es ihm gelingt, wohl im Oktober des Jahres 1707, in direkter Nachahmung der von seinem Gönner und Lehrer schon erzeugten Stücke, nach Form und Farbe das berühmte „rote Steinzeug" zu erzielen.

Ob die Befriedigung hierüber sich in dem kleinen Laboratorium auf der Jungfernbastei besonders stark geäußert hat, mag fraglich erscheinen, immerhin genügte dieser Erfolg dem König, August dem Starken, um noch in demselben Jahre eine Fabrik in Dresden einrichten zu lassen, die kurze Zeit darauf, schon 1710, nach der Albrechtsburg zu Meißen verlegt wurde. Wahrscheinlich gelang es schon im Anfang des Jahres 1709, die ersten Stücke eines weißen Porzellans herzustellen, das allerdings auf der Leipziger Ostermesse 1710 noch nicht das gehoffte Aufsehen machte. Nachdem anfangs Böttger als Administrator der neuen Manufaktur sich mit den beiden Direktoren Nehmitz und Matthieu in die Verwaltung teilen mußte, erhielt er infolge der bei seinem Charakter naturgemäß sich ergebenden Unzuträglichkeiten 1715 die Fabrik zur freien Verwaltung, die er bis zu seinem frühen Tode 1719 in Händen behielt. Eine Persönlichkeit von den allergeringsten moralischen Qualitäten, in hohem Grade genußsüchtig bis zum Exceß, leichtsinnig und unzuverlässig wie nur einer der Abenteurer jener Tage, kann ihm doch eine geradezu geniale technische Begabung nicht abgesprochen werden. Dies zeigt sich vor allem in der Gewandtheit, mit der er an der neuen Masse die sogenannten „Verfeinerungen" anbringt, d. h. Varianten der Farbe, vor allem aber der Struktur der obersten Glasurschicht. Neben dem Eisenporzellan, einer rotbraunen Masse mit schwärzlich-braunem Überzug, entsteht da vor allem das für die eigentlich plastischen Arbeiten maßgebende, rotbraune Zeug, das, vergoldet oder mit Ölfarbe bemalt, besondere Werthschätzung fand; ferner erzielte man durch teilweises Abschleifen des Überzuges einen malerischen Wechsel von glänzenden und matten Flächen, oder man versah schließlich die Ware mit einer regelrechten Glasur, die dann noch mit Lack und Farbe, Gold und Silber in der Wirkung verstärkt werden konnte. Der anfangs in der Nähe von Colditz, dann bei Okrilla gefundene vorzügliche Thon trug zur raschen Entwickelung der neuen Technik wesentlich bei. Das reine weiße Hartporzellan erzielte man erst nach mehrjährigen Versuchen, und es bleibt beachtenswert, daß zu Böttgers Lebzeiten und auch weiterhin das Gold die alleinige Verzierung der weißen Porzellane blieb. Von besonderem Einfluß auf die Entwickelung der Formen wurde die Mitarbeit des Dresdener Hof-Goldschmiedes Johann Jakob Irminger, der auf Anweisung des Königs selbst seit 1700 eine große Anzahl neuer Modelle lieferte. Für die Geschichte

der Formenübertragung ist es also wichtig, daß hier das neue Material sich vorläufig nicht etwa seinen neuen Stil selbst schuf, sondern ihn von einer schon vorhandenen angesehenen anderen Kunstgattung entlehnte. Die Formen waren dabei im ganzen einfach; man verwendete zur Dekoration japanische Ranken, wie auch Bordüren im Geschmack Louis' XIV., auch die sogenannte gemuschelte Façon kommt schon vor; chinesische Puppen und deutsche Jagdstücke, Gefäße, wie die sogenannten „Kapuziner, kleine kugelige Tassen sind die Hauptleistungen in der bald allgemein beliebten braunen Ware". Die später so vielgebrauchte blaue Kobaltfarbe unter Glasur, die wir hauptsächlich in dem Zwiebelmuster kennen, wurde in jener Zeit noch nicht angewandt. Wir lesen in einem Bericht aus Meißen vom 14. Juni 1719, von Böttgers Ideen seien bis jetzt ausgeführt: „1. die Porcellain Fabrik, die weiß glasurte, als auch die die braunen Jaspitgefäße, 2. die Delfter runden Gefäße und Fliesen, 3. die hessische Schmelztiegelfabrik; in Vorbereitung sei indeß u. a. eine blaue Farbe, feuerfest auf unser Porcellain, welches 2 Grad härter als das Ost Indische ist, zu bringen."

In den reichlich verfahrenen Verhältnissen, in denen Böttger die Fabrik bei seinem Tode hinterließ, und über die Berlings Buch alle erreichbaren Einzelheiten berichtet, interessiert uns eigentlich nur die Thatsache, daß nach dem üblichen Kommissionsregime 1731 der König selbst die Oberleitung in die Hand nahm und zwei Jahre lang bis zu seinem Tode behielt. Die künstlerische Persönlichkeit, der die Manufaktur ihren ungemeinen Aufschwung im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts verdankt, tritt allerdings schon 1720 zum erstenmal auf: Johann Georg Herold.

Dieser Maler, der Sohn eines Schneiders zu Jena und schon im Alter von siebenundzwanzig Jahren Hofmaler des Kurfürsten von Sachsen, ist der Begründer der Meißener Porzellanmaler-Schule und damit eines der für die Entwickelung des künstlerischen Betriebes wichtigsten Institute. Vor ihm war kein einziger Maler in Meißen angestellt gewesen: er ordnete diese Einrichtung nach dem Princip der weitgehendsten Arbeitsteilung, und zwar dies ohne Schaden für die künstlerische Einheitlichkeit der Ausstattung, da die Muster in den allermeisten Fällen von ihm selbst stammten. Er schuf aber nicht nur eine ungeheure Anzahl dekorativer Vorbilder, sondern bereicherte vor allem die Reihe der Schmelzfarben um viele wirkungsvolle neue Töne, die dann zum eisernen Bestande der Fabrikation wurden, wie Purpur, Meergrün, Citronengelb und andere; auch die Unterglasurfarben, besonders das Blau und Braun verbesserte er wesentlich. Sein hauptsächlichstes Verdienst aber besteht darin, daß er die formale Ausstattung der Ware von den chinesisch-japanischen Vorbildern freimachte und dem europäischen Geschmack neue und dem Stil der Zeit kongeniale Ornamentalmotive darbot. Noch stellte man freilich die Service mit dem „gelben Tiger" und „Drachenmuster" für



Liebesgruppe; bunt bemalt, auf Bronzesockel.

den ausschließlichen Gebrauch des Königs her, aber schon zeigte sich der Einfluß französischen und holländischen Geistes in origi-





Dejeuner: Landschaften und Blumen. Periode Herold.

nelleren Dessins, z. B. auch in Verbindung mit der immer mehr beliebten Fondmalerei. So ist es nicht ohne Interesse, daß infolge der Handelsbeziehungen zu einem Pariser Kaufmann Lemaire, als die Lust an den Chinoiserien nachließ, Pariser Künstler, unter anderen auch der große Juste Aurèle Meissonier, der Erfinder der absichtlichen Unsymmetrie im Ornament, wie ihn Gurlitt nennt, Modelle und Zeichnungen nach Meißen zu liefern begannen, die vor allem bei dem König selbst ungemeinen Beifall fanden. Daß neben diesem, der z. B. mit seinem Auftrag von 910 Stück zum Teil allergrößten Umfangs zur Ausgestaltung des japanischen, damals holländischen Palais in Dresden immer noch als Hauptbesteller gelten kann, auch sonst das Interesse an den Fabrikaten immer mehr zunahm, sehen wir aus der Thatsache, daß von nun an die Manufaktur nicht nur keiner Zuschüsse mehr bedurfte, sondern auch noch ansehnliche Überschüsse erzielte. Die Zahl der Angestellten, 1731 noch 86, hob sich bis 1734 auf 194.

Die Oberdirektion der Manufaktur hatte seit 1739 der berüchtigte Favorit Augusts II., Graf Brühl; Herold, der bis 1731 allein für die Fabrik finanziell verantwortlich gewesen war, bezog von da an einen Gehalt von tausend Thalern. Wenn er auch da noch auf einem der einflußreichsten Posten stand, so mußte er es doch erleben, daß Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten aller Art sein Ansehen sowohl als Beamter wie als Künstler immer mehr untergruben. Zwischen den Arkanisten, d. h. den technischen, insbesondere chemischen Leitern, hörten Hader und Intriguen nie auf, ebensowenig wie die Betrügereien, die von den Arbeitern mit dem Mittelgut und dem Brack getrieben wurden. Den vielen Bestellungen vermochte die Fabrik infolge Platzmangels kaum mehr gerecht zu werden; die Unzuverlässigkeit der Zwischenhändler, die Konkurrenz der in Höchst, Mannheim, Berlin und anderswo aufblühenden Fabriken, schließlich die Belästigungen durch allerhand Abenteurer mochten den verantwortlichen Direktoren manche schwere Stunde bereiten. Daß trotzdem der wirtschaftliche Aufschwung anhielt, ist der beste Beweis für die Lebenskraft der ganzen An-



Dejeuner: Landschaft und Blumen. Periode Herold.

lage, die von der Mitte der dreißiger Jahre etwa in den Zenith ihrer Leistungsfähigkeit trat. Als der rastlos wechselnde Geschmack der Zeit, die gerade damals durch die Regentschaft Philipps von Orleans in Frankreich wieder auf der schiefen Ebene der Genußsucht und Sittenlosigkeit der Revolution ein gutes Stück näher gebracht worden war, nach Neuem verlangte, kam auch die Meißener Porzellan-Manufaktur dem entgegen und eroberte sich endgültig den ersten Platz unter allen gleichartigen Instituten Europas in jenen zwei Jahrzehnten, die wir mit Recht ihre „plastische Periode" nennen dürfen.



Spiegel mit Konsoltisch.

Johann Joachim Kändler, ihr geistiger Vater, war in seiner Art ein Genie. Er trat in die Lücke ein, die Herolds zwar hochbedeutende, aber einseitig malerische Begabung gelassen hatte, und schuf dem Porzellan erst seine individuelle Formensprache, wie wir sie heute noch vernehmen. Mit einer geradezu unerschöpflichen Fülle der poetischen Phantasie verband sich in ihm eine spielende Leichtigkeit der Darstellung, eine Beherrschung der gesamten Naturformen, wie sie ein charakteristisches Zeichen jener Barockkunst, im besonderen der Plastik genannt werden kann. Tiere, Blumen, naturalistische, komische und satirische Figuren, allegorische Gruppen vom höchsten Pathos, von hinreißendem Schwung der Bewegung, reizende Putten von jener naiven Ungeniertheit, wie sie die Zeit liebte, ornamentale Motive von feinfühligstem Geschmack und mächtigem plastischem Rhythmus — alles das entquoll in immer neuem Reichtum dem Born seiner künstlerischen Gestaltungskraft, deren Ausleben in kolossalen Verhältnissen nur durch die unvermeidlichen technischen Schwierigkeiten eine Grenze gezogen wurde. So kam das Projekt eines riesigen Reiterstandbildes des Königs in Porzellan — eine echte Louis XIV.-Idee! — nicht über ein Modell Kändlers hinaus, ein Modell freilich, das in der kraftvollen Üppigkeit seiner Linien eine Leistung ersten Ranges selbst in dieser Glanzzeit glorifizirend-dekorativer Kunst darstellt.

Schon 1731 war Kändler, geboren als Sohn eines Pfarrers 1706 in einem Dorfe bei dem sächsischen Städtchen Arnsdorf und in Dresden bei dem tüchtigen Bildhauer Thomae vorgebildet, einem bestimmten Rufe des Königs nach Meißen gefolgt, um die für das japanische Palais bestimmten Porzellane, hauptsächlich Vasen und große Tierstücke, fertigzustellen; von 1740 an tritt er als selbständiger Leiter der Modellierabteilung auf. Die Zahl der Formen und Modelle, die aus seinem Atelier hervorgingen, ist wahrhaft staunenswert. Wie groß aber auch der Bedarf an Porzellan war, ersieht man aus den Summen, die allein der König selbst dafür ausgab: während August II. in den Jahren 1725 bis 1732 für eigenen Gebrauch und zu Geschenken für 50886 Thaler entnommen hatte, zahlte sein Nachfolger in den fünfzehn Jahren bis 1748 die für die damaligen Zu-

stände unerhörte Summe von 516669 Thaler an die Fabrik, die seinem Minister und ihrem Leiter auf des Königs ausdrücklichen Befehl alles Porzellan umsonst liefern mußte. So ist es verständlich, wenn wir in dem „Inventarium über das sämmtliche Porcellain in Sr. des Herrn Premier-Ministre Reichs Grafen von Brühl Excellenz Conditorey, welches den 1. Oktober 1753 revidiret und übergeben worden“, in dreißig Kapiteln insgesamt 5100 Stück Porzellan, darunter solche von dem außerordentlichsten Umfang, aufgezählt finden. Der berühmteste Teil dieses kostbaren Schatzes, das Schwanenservice, entstand nach Kändlers Entwürfen in den Jahren 1731 bis 1741; es war für etwa hundert Personen bestimmt, und noch finden sich auf dem Brühlschen Fideikommis-Gute Pförten annähernd vierzehnhundert Stück dieser glänzenden Schöpfung, in der sich, wie in keiner zweiten, das vollendetste technische Können mit einer schier unerschöpflichen kraft- und anmutreichen Phantasie verbunden zeigt.

Neben den saftigen Kurven des specifischen Barock tauchen schon hier und da die liebenswürdig-zierlichen Schnörkel des noch unentwickelten Rokoko auf. Für das jetzt in den



Loreleigruppe; Tafelaufsatz.



Galatheagruppe.

verschiedensten Sammlungen zerstreute Sulkowskische Service wurden Entwürfe des Augsburger Silberschmiedes Johann Biller benutzt, wenn auch Kändler der Ruhm der künstlerischen Durcharbeitung dieser Zeichnungen gebührt. Es ist eine echte Barockarbeit, jedes Stück in Gold und Farbe leicht gehöht und mit einem Streublumenmuster, sowie dem Ehewappen der Sulkowski und Stein verziert. Die reizvollen Schneeball-, Citronen- und Vergißmeinnicht-Service, die Erfindung des „Ozierrandes", der Brandenstein-, der Podewilsfaçon, dann besonders einer großen Anzahl prächtig dekorativer Vasenmodelle gehen auf Kändler zurück, dessen Hauptstärke aber schließlich immer auf dem Gebiete des Figürlich-Plastischen lag. Die bekannten Komödien- und Krinolinengruppen in Schäfertracht, jene Puppen mit dem halb süßen, halb blöden Ausdruck der glatten Gesichtchen und der diskreten Schlüpfrigkeit der galanten Motive, realistische Gestalten wie Bettler und Hausierer, Bergleute und Musikanten — religiöse Darstellungen wie Madonnen, Apostel, die er zu zwölf in Überlebensgröße auszuführen plante, wie die große Gruppe der Glorie des heiligen Franz Xaver, Hubertus, Nepomuk und andere; dann allegorische und mythologische wie Meleager und Atalante, Jahreszeiten, fünf Sinne, Erdteile — weiterhin besonders viele Tiere, in denen er eine ganz besondere Meisterschaft dokumentierte, zum Teil in natürlicher Größe, die Affenkapelle, das Glockenspiel, die derben Späße der Hofnarren Fröhlich und Schmiedel, schließlich Porträts des Königs und anderer bevorzugter Sterblicher — eine geradezu verschwenderische Fülle plastischer Gestaltungen, von denen sich selbst der gewissenhafteste Besucher der Dresdener Porzellansammlung nur die charakterischten und reichsten wird etwas genauer einprägen können.

Eine der imponierendsten Schöpfungen Kändlers ist ein über drei Meter hoher Spiegelrahmen mit Konsoltisch, der 1750 als Geschenk Augusts an Ludwig XV. nach Paris

ging und von dem eine Wiederholung das Glanzstück der Meißener Manufaktur auf der letzten Pariser Ausstellung bildete; auch hier schon macht sich besonders in der feinsinnigen Farbenzusammenstellung der Einfluß des Rokoko geltend. In diese Zeit auch fällt, im Anschluß an die seit 1720 unermüdlich wiederholten Versuche, ein dauerhaftes Unterglasurblau zu erzielen, die Entstehung des berühmten Zwiebelmusters; in Wirklichkeit sind die Zwiebeln japanische Pfirsiche und Granatäpfel, gruppiert mit einer Aster im Inneren des Tellers und einem reich mit Blüten und Blättern geschmückten Zweig — Schakiako nannten ihn die Japaner —, der eine gebogene Bambusstange umschließt.

Wie schon erwähnt, vermochte Kändlers künstlerische Persönlichkeit, die im Barock wurzelte, den Geist des neuen Stiles, dessen Herrschaft seit etwa 1740 unerschütterlich ist, in sich zu verarbeiten, ohne ihrer Eigenart ernstlich untreu zu werden. Auch die Malerei erliegt ihr und nicht zu ihrem Nachteil, so sehr auch gerade in dieser Periode über die geringe Leistungsfähigkeit der jetzt nur nach Ablegung eines Probestückes angestellten Gehilfen, die Mangelhaftigkeit des Zeichenunterrichtes, das leidige Kopieren nach französischen Kupferstichen und andere Übelstände geklagt wird. Die Miniaturen nach Watteau und Hogarth, die Camaieu- und Fondmalerei, die neuen Unterglasurtöne, wie die sogenannte Erbisfarbe gehören heute jedenfalls mit in das uns vertraute Bild des Porzellanstiles. Auch aus ihnen vernehmen wir den in dem Gesamtaccord deutscher Kunstthätigkeit und europäischer Geschmacksgeschichte allbekannten, verführerisch lockenden Ton, der wie das Rauschen seidener Frauenröcke, wie das Pizzicato hochgestimmter Geigen ans Ohr schlägt.

Der Siebenjährige Krieg, der Sachsen so furchtbar mitnahm, brachte natürlich auch die Entwickelung der Manufaktur mit rauher Hand zum Stillstand. Freilich war die Fabrikation mit nur geringen Unterbrechungen in Betrieb, und die oft aufgetretene Behauptung, die Preußen hätten fast alle in Meißen beschäftigten Arbeiter nach Berlin geschleppt, kann Berling glaubhaft widerlegen. Das Interesse, das Friedrich der Große an der Porzellanherstellung hegte, trug eher dazu bei, das künstlerische Niveau auf einer angemessenen Höhe zu halten. Denn er machte außer der kontributären Lieferung für 35000 Thaler monatlich, die Meißen zu den 10000 Thalern Pacht auferlegt war, noch ansehnliche Bestellungen, unter anderem sechs große Tafelservice, die nach seinen eigenen Angaben verfertigt werden mußten. Schwerer trug die Fabrik an den teilweise sehr bedeutenden Gratislieferungen, die Friedrichs Bruder, der Prinz Heinrich, der General Zieten und andere hohe Offiziere im Laufe des Krieges erhoben. Obgleich die Manufaktur durch das Eingreifen Schimmelmanns und dann des Kommerzienrates Helbig, die den gesamten Vorrat an Ware beim Einmarsch der Preußen aufkauften, im rechten Augenblick vor der sonst unvermeidlichen Krisis bewahrt geblieben war, konnte sie auf die Dauer den Folgen der allgemeinen Geldnot und der immer üppiger aufblühenden Konkurrenz-Institute doch nicht mehr widerstehen. Dazu kam nun noch der im Wandel der Zeitkultur ja begreifliche, aber bei diesen so eng an einen bestimmten Formenkreis gebundenen Erzeugnissen doppelt fühlbare künstlerische Verfall.

Als „akademische Periode" sah das Jahrzehnt nach dem großen Kriege bis 1774 neben dem alternden Kändler nur eine wirklich selbständige Künstlerpersönlichkeit in Meißen, und dies war kein Deutscher, sondern ein Franzose, der Pariser Bildhauer Victor Acier, der 1764 nach Sachsen berufen wurde. In demselben Jahre scheiterte der Versuch des Regenten Xaver, durch Gründung einer Kunstschule unter Leitung des Hofmalers Chr. W. E. Dietrich den künstlerischen Betrieb zu heben, gar kläglich. Das war kein Boden für den so hochgefeierten Eklektiker: trotz seiner Gewandtheit vermochte er nicht mit seinem akademischen Doktrinarismus und seinen proteusartigen Nachahmungskünstchen dem erschlaffenden Körper neues Lebensblut zuzuführen. Dagegen brachte Aciers liebenswürdige, besonders ins Leichtlebige, Graziöse einschlagende Begabung der Manufaktur noch einmal eine kurze Blütezeit. Er ist der Meister der zierlichen Schäferscenen, der galanten, wie nach dem Takte eines Menuetts sich bewegenden Kavalier-Gärtner und mondainen Gärtnerinnen, der rosigen

Amoretten, die mit den verliebten Herzen spielen und sich selbst wieder manche zarte Züchtigung von schöner Hand gefallen lassen. Die wunderbar duftigen Spitzenfiguren, welche noch heute gern hergestellt werden, kamen damals zuerst auf.

Diese Periode frischeren Schaffens war jedoch nur von kurzer Dauer. Die Beschränkung des Absatzgebietes drückte immer mehr auf die wirtschaftliche Entwickelung der Manufaktur, und allerlei künstliche Maßregeln, wie Lotterien, Auktionen in verschiedenen Städten, selbst die Aufhebung des Verbotes gegen den Vertrieb unbemalten Porzellans, zeigten sich als wirkungslos. Graf Camillo Marcolini, der von 1774 an die Direktion führte und während seiner vierzigjährigen Amtszeit alle Kraft an die Wiedergewinnung der verlorenen Posten setzte, hatte Grund genug, des öfteren geradezu verzweifelte Berichte über den Zustand der Fabrik nach Dresden zu senden. Selbst regelmäßige Zuschüsse brachten keine Änderung, die Geldnot in der Manufaktur blieb chronisch. Die Gehälter der Beamten wurden heruntergesetzt — was konnte das aber helfen, wo die Ursachen des Verfalls in der mangelnden künstlerischen Befähigung der Beamten selbst lagen? Auf technischem Gebiet erfand man immer noch Verbesserungen, wie die Anwendung des Grün und Königsblau als Fondfarbe, 1782, aber die künstlerischen Erfolge wurden stetig geringer. Wenn schon Acier in seinen letzten Jahren Anklänge an den Stil Ludwigs XVI. verwandte, so gelangte jetzt der kalte, äußerlichste Klassicismus zur unbedingten Herrschaft. Man arbeitete direkt nach der Antike, selbst der Laokoon mußte sich eine Auferstehung in Biskuitmasse gefallen lassen. Die stumpfen Töne des Biskuit entsprachen jetzt am meisten dem Zeitgeschmack, dem gerade damals der geniale englische Keramiker Josiah Wedgwood neue Wege zu weisen begonnen hatte. Der Konkurrenz, die seine Erzeugnisse machten, suchte man dadurch zu begegnen, daß man selbst die so außerordentlich reizvollen weißen Reliefs auf mattblauem Grunde nachahmte. Das Empire brachte einzelne neue Motive, Sphinxe und Pyramiden, Schwäne und Kronen wurden mit in den Kreis der dekorativen Formen gezogen — aber alles war unlebendig, lustlos, und ein paar tüchtige Kräfte des Bildhauer-Ateliers wie Matthaei blieben schließlich doch mit in der unaufhaltsamen Versandung der Verhältnisse stecken. Nachdem die politischen Wirren der napoleonischen Züge das Land selbst in die schwerste Bedrängnis gebracht hatten, nahm Marcolini selbst, der pflichttreue Führer, im Jahre 1814 seine Entlassung.



Herkulant: unbemalt.

Damit verlor die Manufaktur ihre letzte Stütze. In den darauffolgenden Jahren einer allgemeinen Niederlage der wirtschaftlichen Zustände fand sie kaum noch Interesse; erst 1833, als der Inspektor Kühn die Oberleitung übernahm, bahnte sich allmählich eine

Reorganisation an. Der technische Betrieb machte sich die neuen Erfindungen zu nutze, der künstlerische freilich fand kein anderes Mittel, als durch mechanische Nachbildung und schüchterne Neuschöpfung der Rokokoformen, wie sie die Glanzzeit der Fabrik erzeugt hatte, dem nie ganz versiegenden Verlangen des Publikums Genüge zu thun. Die merkantile Leistungsfähigkeit hob sich unter gewissenhafter Verwaltung schließlich doch so, daß in den achtziger Jahren die höchsten Reinerträge seit der Begründung der Fabrik gebucht werden konnten.

Eine große Vergangenheit ist immer ein verhängnisvoller Besitz. Das hat auch die auf beiden Halbkugeln berühmte Erzeugungsstätte des vieux Saxe erfahren. Einer zeitgemäß fortschrittlichen Entwickelung eines solchen Institutes legen sich auf Schritt und Tritt die größten Schwierigkeiten in den Weg. Ich will von der technisch-industriellen Seite des Unternehmens dabei nicht sprechen. Es ist schlechterdings selbstverständlich, daß bei einer so hochangesehenen Anstalt, der als Arbeiter und Beamte anzugehören die besten vorhandenen Kräfte sich zur Ehre anrechnen, keine irgendwie wichtige technische Errungenschaft übersehen wird, daß unter der steten Kontrolle des Staates die finanzielle Bewirtschaftung vielleicht etwas bureaukratisch-steif, aber sicherlich nur mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und Solidität gehandhabt werden kann. Nur schade, daß sich der Fortschritt auf dem künstlerischen Gebiete nicht durch Ministerialerlasse und das wohlwollende Interesse der hochmögenden Herren in den beiden Kammern dekretieren läßt. Allerdings ist es stets eine eigene Sache um die Entwickelung der freien Kunst in dem Joche einer von Staats wegen zu einer bestimmten Ertragsleistung gezwungenen „Kunstanstalt“. Der Geist eines gedämpften Konservativismus, der von oben her weht, setzt sich dann meist auch in den Ateliers der entwerfenden Meister fest und macht das Tempo des Fortschrittes zu dem eines gemütlichen Spazierganges. In unserem Falle sind es nun aber auch bestimmte äußere Gründe, die der vielbesprochenen Stagnation des künstlerischen Lebens an der Meißener Manufaktur Vorschub leisten. Vor allem der Geschmack des Publikums, das in der Niederlage an der Dresdener Schloßstraße und den Magazinen im Triebischthal doch immer wieder nach den „echten Meißener Stücken“, d. h. den im Stile des achtzehnten Jahrhunderts gehaltenen Tassen und Tellern, Statuetten und Nippes verlangt. Nicht nur die einem fast schon zum Überdruß gewordenen Zwiebelmuster-Service, sondern auch fast sämtliche andere Muster wandern jährlich in Tausenden von Exemplaren teils mittels reglementsmäßiger Frachtsendungen, mehr noch in den Koffern der globe-trotter nach dem Ausland, besonders nach England und Amerika, und als sogenanntes Souvenir wird das Meißener Porzellan mit dem Begriff der sächsischen Residenzstadt verbunden bleiben, solange die Elbe ihre gelben Fluten an dem Prachtbild des Dresdener Schloßplatzes und den hochragenden Zinnen der Albrechtsburg vorbei zum Meere wälzt.


Vase; Frühling.

So würde die Manufaktur sich geradezu den eigenen Lebensfaden abschneiden, wollte sie aufhören, die Muster Herolds und Känd-

lers in immer neuen Zusammenstellungen und Varianten zu wiederholen. Mit Recht auch macht ein bekannter Kritiker, vom rein praktischen Standpunkt aus, geltend, wie angenehm es ist, die im Laufe der Zeit unvermeidlichen Verluste in seinem Besitzstand wieder ausbessern zu können, da einem Gelegenheit gegeben ist, jedes Stück auch eines ganzen Service einzeln nachzukaufen. Als ein weiterer Gesichtspunkt, unter dem man eine im wesentlichen rückwärts gewandte Thätigkeit der Fabrik verständlich finden kann, ist die unleugbare Thatsache zu betrachten, daß glücklichere, dem Material entsprechendere und darum stilgemäßere Formen wie die des Rokoko für das Porzellan nicht gefunden werden können. So hört man in gewissen Kreisen immer wieder die Behauptung, man thäte hier, noch mit weit größerem Recht als bei irgend einem anderen Schaffenszweige, besser daran, sich immer mit neuem Fleiß in die bewährten alten Vorbilder zu versenken und ihre Formen nachzubilden, als einem unbekannten Neuen nachzujagen, und wenigstens bei allen modernen Bestrebungen mit um so größerer Vorsicht zu verfahren, als das Material zum Experimentieren doch wirklich zu kostbar sei.



Vase: Wagner-Cyklus.

Wie so oft haben auch hier beide Parteien recht, die pro und die contra. Und daß die Schaffensweise der Fabrik, wie sie seit einigen Jahren in ein neues Fahrwasser gelenkt ist, in der That auch beiden recht giebt, das kann vor allem der sehen, der ihre Erzeugnisse, wie sie auf der Pariser Weltausstellung vereinigt waren, einer etwas genaueren Betrachtung würdigt. Die Anstalt hat ihre ganze Kraft, rein zeitlich die Arbeit von Jahren, darangesetzt, um die Welt davon zu überzeugen, daß sie der Pflege des Überkommenen wie nicht minder den Anschauungen moderner kunstgewerblicher Stilfreiheit vorurteilslos zu dienen im stande ist. In einem mäßig großen, mit Oberlicht ausgestatteten Raume sind annähernd achthundert Stücke aufgestellt, darunter zehn von außergewöhnlichen Maßen, dann solche in jedem Format bis zum allerkleinsten herab; das Bild, das man hier von der Leistungsfähigkeit der Manufaktur erhält, ist lückenlos.

Unter den Werken, die durchaus den Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts an die Seite gestellt werden wollen, wurde schon der gewaltige Pfeilerspiegel erwähnt, welcher nach einem Entwurfe Kändlers vom Jahre 1750 jetzt wieder Auferstehung gefeiert hat. Er zeigt an dem reichgeschmückten Rahmen ringsherum leichten, überraschend naturalistisch wirkenden Blumenbelag, obenauf die Königskrone und den polnischen Reichsadler mit Scepter und Schwert, darunter die Gestalt Apollos, sowie links und rechts in den Guirlanden verteilt die neun Musen, unten ein riesiges Prachtbouquet mit Glasbirnen für elektrisches Licht, wie auch sonst in dem Rankenwerk eine Fülle zierlicher Lichtträger versteckt sind. Bei einem unendlichen Reichtum an liebenswürdigen Details ist hier die Einheitlichkeit des dekorativen Schwunges glänzend gewahrt — auch technisch ein Meisterwerk ersten Ranges, dessen imponierendem Gesamteindruck man sich so leicht nicht entziehen kann. Zwei umfangreiche, weiß glasierte Gruppen, eine Kreuzigung nach Kändler und die sogenannte „Dänische Gruppe“, eine schwulstige allegorische Scene, zeigen daneben so recht, wie eng die Grenzen des barocken Geschmackes gezogen waren. Der

ganze Schatz der sonst ausgestellten Rokokoimitationen, ganze Service, prachtvolle Vasen mit den wunderbar feinen aufgelegten Blumen, Statuetten, Tierbilder, ein nicht besonders geglückter Kronleuchter mit Bronzedekor u. a. zeigen nur, daß man, was technisches Können anlangt, den Vergleich mit dem achtzehnten Jahrhundert nicht zu scheuen braucht.

Die dem heutigen künstlerischen Geiste entsprossenen Schöpfungen spiegeln fast schon Veraltetes, Modernes aus Eigenem und aus Fremdem, lebensvolle Ursprünglichkeit und trockenes Schablonentum in buntem Gemisch wieder. Einen äußerst glücklichen Anlauf zu weicher, flüssiger Behandlung der Form und entsprechendem farbigem Schmuck zeigt eine kolossale, 2,36 Meter hohe und 80 Centimeter Durchmesser haltende Vase: auf weißem Grunde wächst ein Kranz von mattroten und hellgrünen Wasserlilien an dem Gefäß empor, aus dem vier liebliche Nixenköpfe, maskenartig behandelt, herausschauen. In etwas kleinerem Maßstab ausgeführt wäre das Kunstwerk, dessen Größe doch etwas Renommistisches hat, natürlich noch ungleich sympathischer. Dasselbe gilt von einer anderen technisch vollendet durchgeführten Vase; hier ist der Körper hellblau, am Fuß mit weißem Mohn in Unterglasurmalerei geziert und von vier frei gearbeiteten Putten umgaukelt, die mit einer prachtvollen, gleichfalls frei herabhangenden Blumenguirlande spielen.

In dem durch seine liebenswürdigen Bilder holländischer Waisenmädchen bekannten Maler Theo Grust hat die Manufaktur einen Künstler gewonnen, der, wie eine Centaurenvase zeigt, das Können der jüngeren Münchener Schule mit viel Erfolg in seinem neuen Arbeitsgebiet zur Geltung bringt. Von den Malern etwas älterer Richtung sei besonders Braunsdorf genannt: eine größere Vase, die er mit einem außerordentlich frei behandelten Blumenbouquet ausgestattet hat, kann man, nach der vollendeten Feinheit des Gesamttones und der wahrhaft vornehmen Gediegenheit der Technik, schlankweg ein Meisterwerk nennen. Bei den Nachbildungen bekannterer Freiskulpturen von Schilling, Höjel, Schott, Samuel u. a. — mit dem entzückenden Eulenspiegel — hat man doch nur selten die Empfindung, daß hier einem künstlerischen Bedürfnis Genüge gethan wird; wo Bemalung auftritt, ist sie fast durchweg hart und bunt. Auf die Volkstypen würde man ebenfalls gern verzichten.

Als eine wirklich wertvolle technische Errungenschaft dagegen erscheint die Scharffeuermalerei, besonders die Herstellung von Gefäßen mit reinen Unterglasurfarben, d. h. mit einem farbigen Dekor, der nur mit der Zerstörung des Porzellans selbst vernichtet werden kann. Die Skala der Unterglasurfarben, welche auch die höchsten Hitzegrade aushalten und nach dem Brande koloristisch schöne Bilder geben, ist in den letzten Jahren auf ungeahnte Weise bereichert worden. Die ausgestellten Proben zeigen, daß diese neue Technik auch eine künstlerische Formensprache findet, die neben dem Vorzug der absoluten Originalität den stilistischer Einheitlichkeit besitzt, d. h. dem Porzellan ein künstlerisches Leben verleiht, das die Eigenheiten und Reize gerade dieses Materials vollkommen zum Ausdruck bringt. Die Tiefe und leuchtende Kraft des Glanzes wäre in jeder anderen Technik unerreichbar, und durch die enorme Hitze des Brennprozesses erhalten die Farben eine gedämpfte Weichheit, die sie besonders zur Wiedergabe einfach charakteristischer Blumen geeignet macht. Krokus und Anemonen auf mattblauem Grund, Enzian, Azaleen, Orchideen und Schwertlilien, alle in möglichst vereinfachten Linien und mit Vermeidung größerer Gruppen, sind von einer Feinheit der Abtönung und Grazie der Bewegung, wie wir sie bisher nur an den Erzeugnissen der Kopenhagener Porzellanmanufaktur kannten. Die allerglücklichsten Beispiele dieser Technik scheinen mir zwei kleine Winterlandschaften, kleine Stücke mit nur je drei, vier Tönen, aber wundervoll intim in der Stimmung, die durch kaum bemerkbares Herausheben der Hauptmomente erzeugt wird.

Feine und individuelle Wirkungen werden auch durch die erst in jüngster Zeit nach dem Vorbild von Sèvres und Kopenhagen aufgekommene krystallisierte Glasur erzielt. Diese Krystalle treten teils in Einzelgebilden auf, teils als über die ganze Glasurfläche verbreitete unregelmäßige Muster, ähnlich wie die krystallinischen Eisschichten an gefrorenen Fensterscheiben. In verschiedenen Farben und Glasurtönen, besonders in blau und grün,

sind sie in der Bildung durchaus von der jeweiligen Intensität des Feuers abhängig und darum von einer, den Reiz des Zufälligen an sich tragenden, lustigen Asymmetrie. Ein paar kleine Vasen mit hellblauen Krystallen auf warmtönig gelbem Grund sind im besten Sinne modern empfunden; die Idee, Tiere frei auf solchem Grunde zu modellieren, wie z. B. einen Frosch, der auf der grünkrystallisierten Glasur wie inmitten der Wasserlinsen seines Teiches sitzt, entbehrt nicht einer gewissen schelmischen Grazie.

Weder eine genauere Darstellung des technischen Betriebes, der maschinellen Einrichtungen, die eine derartig fruchtbare und vielseitige Thätigkeit ermöglichen, noch eine Kritik des heutigen Verhältnisses von künstlerischem und finanziellem Ertrag liegt im Sinne dieser Betrachtung. Daß die Meißener Porzellanmanufaktur die führende Stellung im deutschen Kunstschaffen, die ihr eine ruhmvolle Vergangenheit verschafft hatte, nicht wieder wird erobern können, wird der Einsichtige ebensowenig verkennen wie die löblichen Versuche, die sie heute macht, um hinter der gewaltig fortschreitenden Entwickelung unserer Tage, im besonderen auf kunstgewerblichem Gebiete, wenigstens nicht vollständig zurückzubleiben.



Schale „Der Sommer“.

Unter ihren Rivalen steht heute Berlin und Kopenhagen, für Frankreich Sèvres an erster Stelle. Die Berliner Manufaktur hat vor allem das Glück gehabt, mehrere hochbedeutende Chemiker — ich nenne nur Seger — unter ihren Beamten zu sehen, Kopenhagen ist durch die künstlerische Eigenart der scharfgebrannten Unterglasurmalereien zu europäischem Ansehen gelangt. In beiden Beziehungen hat Meißen dem nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen. Sein Clou bleibt auf alle Fälle der Kändler-Spiegel, also ein Werk, das seine Gestaltung einem Meister der Vergangenheit verdankt, und dessen Vorzüge auch zum guten Teil historisch begriffen werden müssen. Das ist eine Thatsache, die zu denken giebt. Sie ist weder beschämend noch unwürdig, aber sie ist — man verzeihe das Wort — unzeitgemäß und damit unpraktisch. Wir wünschten, daß die Leiter der Meißener Fabrik ihre künstlerische Aufgabe noch weit mehr, als es bis jetzt geschehen, als eine erzieherische, als eine vorwärtsweisende auffaßten. Bei dem einzig dastehenden Ansehen, das sie noch immer genießt, wird ihr solches Bestreben wahrlich nicht schwer gemacht. Ich meine, man könnte ruhig noch viel freier, mit weit größeren Mitteln einen modernen Zug in die Formen- und Farbenwelt bringen; das Publikum läßt sich gern lenken da, wo es sicher ist, nicht einer oberflächlichen Spekulation dienstbar gemacht zu werden. Die Dresdener Künstlerschaft bietet genug tüchtige Kräfte auch in diesem Kunstzweige, die gut und gern ihre Entwürfe zur Verfügung stellen würden, wenn man sich an sie wenden wollte. Die Anregungen, die auf der Pariser Ausstellung in so überwältigender Fülle geboten wurden, mögen auch dort auf fruchtbaren Boden fallen, wo die Mittel vorhanden sind, den kühnsten Äußerungen einer im Strom der Zeit frisch und lebensvoll sich regenden künstlerischen Idee dauernde Gestalt zu verleihen.



Erinnerungen aus Preußens Erhebung.

Nach den Tagebuchaufzeichnungen des preußischen Staatsministers

Grafen Erdmann Pückler.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn die nachstehenden Aufzeichnungen der Öffentlichkeit übergeben werden, so geschieht es nicht etwa mit dem Anspruch, neues Material für die geschichtliche Forschung herbeitragen zu wollen. Diese Tagebuchblätter sollen vielmehr nichts anderes bieten, als was ihr Schreiber gewollt: lediglich die Erinnerung an die große Zeit der Erhebung Preußens aufzufrischen. Obwohl nur für den Familienkreis des Verfassers bestimmt, dürfte dessen Niederschrift doch auch das Interesse weiterer Kreise finden. Schätzt man doch gerade in unseren Tagen den Wert solcher Aufzeichnungen immer mehr, die mit ihren lebhaften persönlichen Eindrücken vielfach ein anschaulicheres Bild vergangener Zeiten geben, als die Rekonstruktion des Forschers es zu thun vermag. Um so mehr aber dürften die vorliegenden Erinnerungen Anspruch auf Beachtung verdienen, als ihr Verfasser ein Mann von seltener sittlicher und geistiger Tüchtigkeit, ein echter deutscher Mann war, dessen Eindrücke aus einer so bedeutsamen Periode der vaterländischen Geschichte noch an Interesse dadurch gewinnen, daß ihm in späteren Jahren eine leitende Stellung in der preußischen Regierung (als Landwirtschaftsminister von 1858 bis 1862) beschieden war. Die nachstehend in vielfach gekürztem Auszug wiedergegebenen Tagebuchaufzeichnungen sind nach dem Rücktritt des Grafen Pückler aus dem Staatsdienst im Jahre 1863 gemacht worden, wo die Feier der fünfzigsten Wiederkehr des großen Jahres 1813 im ganzen Lande in erhebender Weise begangen wurde. Frühere Notizen und Briefe haben dabei den Schreiber in seinen außerordentlich lebendig gebliebenen Erinnerungen unterstützt.

Dr. Paul Grabein.

* * *

„10. Februar.

Das nach der Niederlage des französischen Heeres in Rußland längst sehnlichst erwartete erste Signal zur Erhebung für den bedrängten König, für das bedrückte Vaterland gab die Bekanntmachung wegen Errichtung der freiwilligen Jäger zur Verstärkung der schwachen Königlichen Armee, d. d. Breslau, den 3. Februar 1813. Sie erschien in den Breslauer Zeitungen erst am 8. Februar. Die damalige Postverbindung war noch in der Art mangelhaft, daß wöchentlich zwei Mal die Briefe und Zeitungen durch einen Boten von hier* aus Brieg abgeholt wurden. So war es denn Mittwochs am 10. Februar 1813, also heute vor fünfzig Jahren, daß das betreffende Zeitungsblatt beym Eröffnen der Posttasche in meine Hände kam. Auf der Stelle eilte ich zu den Eltern, um ihnen meinen Entschluß des Eintretens als freiwilliger Jäger zu erklären. Ich stand im einundzwanzigsten Lebensjahre, war jagdgeübt, hatte eine wohltreffende Kugelbüchse und ein ächtes preußisches Herz — was bedurfte es mehr? Der Vater billigte sofort; die gute Mutter traf ich im Souterrain des Hauses mit häuslicher Arbeit beschäftigt; sie sagte kein Wort, ein leichtes Neigen des Hauptes schien anzudeuten, daß auch ihr Einverständnis sich von selbst verstehe; aber, was ihr Herz dabey bewegte, das zeigten zwei große Thränen,

* In Scheblau, dem Familiengut der Grafen Pückler.





Aus den Servicen mit dem „gelben Tigermuster“ und dem „roten Drachenmuster“.

die sich nicht zurückhalten ließen und auf des Sohnes Hand herniederrollten. Noch heut, nach einem halben Jahrhundert, gedenke ich mit inniger Rührung dieser Mutterthränen; es war, als würde durch diese heißen Tropfen meine Hand geweiht zum heiligen Kampfe, als solle ich dafür Vergeltung üben in der Feinde Blut!"

Dem Entschlusse folgte bald die That. Am 12. Februar begab sich Graf Pückler nach Breslau, und nachdem der insgeheim noch immer bei ihm auftauchende Gedanke, der König rüste auf Napoleons Befehl, durch einen Gang zum Oberstleutnant Menu de Minutoli, seinem früheren Kompagniechef im Kadettenkorps und damaligem Gouverneur des Prinzen Karl von Preußen, glücklicherweise entkräftet worden war, meldete er sich als freiwilliger Jäger für das Detachement des ersten Bataillons des Garde-Infanterie-Regiments bei dem dazu kommandierten Major von Rohr.

Die Heeresrüstung machte schnelle Fortschritte. Die Freiwilligen strömten in Scharen herbei, und schon am 25. Februar wurden sie in regelrechten Kompagnien organisiert. Drei Tage später erfolgte ihre Vereidigung in der St. Elisabethkirche zu Breslau in Gegenwart des Hofes. Auch im Waffengebrauch wurden die Freiwilligen nun unterwiesen. Aus den zumeist ganz ungeübten Leuten, die z. T. mit recht abenteuerlichen Schießgewehren ankamen und beim ersten Versuch nicht einmal die Scheibe trafen, wurden durch Fleiß und tüchtige Anleitung in kurzer Frist recht brauchbare Schützen. Am 15. März hielt der russische Kaiser bei seinem Verbündeten, dem Könige von Preußen, in Breslau feierlichen Einzug. Ihm zu Ehren wurde am 18. März in der Provinzial-Ressource ein glänzendes Ballfest veranstaltet, wobei der Zar Alexander den Grafen Pückler (wie kurz darauf auch einen anderen Freiwilligen, den jungen Grafen Karl Schaffgotsch) durch eine huldvolle Ansprache auszeichnete und es lobte, daß der Adel des Landes in patriotischer Hingebung den anderen Ständen vorangehe. Dem auch auf dem Fest anwesenden, damals sechzehnjährigen Prinzen Wilhelm und späteren König von Preußen gefiel diese kleine Scene so gut, daß er sie für sich malen ließ. Das Bild befindet sich jetzt im Provinzialmuseum zu Breslau.

Am 23. März war der bedeutungsvolle Tag, wo der Ausmarsch der Truppen aus Breslau erfolgte, unter dem feierlichen Geläute aller Glocken und ergreifender Teilnahme der Bürgerschaft, die den ins Feld ziehenden Lieben noch ein gut Stück das Geleit gab. Die Prinzen Wilhelm und Karl von Preußen, die zu Pferde vor dem Nikolaithore hielten, ließen bewegten Herzens die Streiter an sich vorüberziehen. Die Garde-Brigade, der die freiwilligen Jäger zugeteilt waren, gelangte zunächst in mäßigen Märschen, über Bautzen und Dresden, in die Gegend von Rötha (in der Kreishauptmannschaft Leipzig), und von hier aus bot sich ihr am 2. Mai Gelegenheit, mit in die Schlacht von Groß-Görschen einzugreifen. Der Schreiber dieser Memoiren erhielt hier seine Feuertaufe; doch lassen wir ihn seine Eindrücke selber schildern:

„Am Abend des 1. Mai gelangten wir nach äußerst anstrengenden Eilmärschen bei anhaltendem Regenwetter in die Gegend von Rötha, wo Bivouac aufgeschlagen ward. Die Wache am Pulverwagen gab mir Muße, den völlig neuen Eindruck des kriegerischen Lagerlebens aufzufassen, beraubte mich aber der ohnehin nur kurzen Ruhezeit, denn schon um Mitternacht ward wieder aufgebrochen, bei grauendem Morgenlichte das Städtchen Rötha durchzogen und in eilendem Marsche Pegau erreicht. Klar war es bereits Jedem, daß es heut gelten würde, durch die That zu beweisen, was wir gelobt; doch ließ uns der König noch besonders den Entschluß verkünden, heut den Feind anzugreifen, und Jeder in seiner Art bereitete sich vor zum nahen Kampfe. Kurz vor Pegau am Anfange des Dammes, der über das Elsterthal führt, ordneten die Offiziere schnell die Sektionen, und gleich darauf erblickten wir, zu Fuß am Wege stehend, in die Mäntel gehüllt, unseren hochherzigen König und seinen kaiserlichen Freund. Lautlos, mit Gewehr über, zogen wir vorüber; schweigend und ernst musterte der König seine in die Schlacht eilenden Krieger, — der Vater sah ja seine Kinder den feindlichen Geschützen entgegen-

gehen, — für mich ein unvergeßlicher Augenblick.

Jenseits Pegau, es mochte zehn Uhr Morgens geworden seyn, ward aufmarschirt. Unser Kapitain sprach uns in seiner eigenen soldatischen Weise an, erfrischte unseren Muth, der ihm selbst aus den Augen leuchtete, gab uns noch kurze Verhaltungsmaßregeln für das Gefecht und ließ die Büchsen laden. Mit einem eigenen Gefühl stieß ich meine erste für Menschen bestimmte Kugel in den Lauf. Nun ging's vorwärts, durch ein Dorf hindurch; aus allen Dorfteilen zogen Truppen herbey, und Alles rückte nach und nach in Schlachtordnung. Langsam ward nach dem Höhenzuge avanciert, welcher augenscheinlich die dahinter liegende Ebene beherrschen mußte. Der König mit den Prinzen ritt an uns vorüber. Das Bataillon formirte sich zur Angriffskolonne, erhielt aber noch Erlaubnis sich niederzulegen, welche ich benutzte, um eine Viertelstunde recht sanft auf meinem Tornister zu schlafen — nicht ohne daß mich die Frage beschlich, ob ich wohl am Abend meine Glieder ebenso gesund würde ausstrecken können?

Die Garde-Brigade gehörte zum Reservecorps, des ersten Treffens, welches der General-Major von Röder in der Blücherschen Armee kommandirte; daher ist erklärlich, daß wir an dem ersten Angriff, der auf Ordre des Oberbefehlshabers Grafen Wittgenstein gegen zwölf Uhr stattfand, nicht Teil nahmen. Doch wurde mit dem ersten Kanonenschuß Gewehr in die Hand genommen und, den Angriffskolonnen folgend, langsam in die Ebene des Schlachtfeldes hinabgestiegen. Beobachten, was sich vor uns begab, konnten wir Jäger in Mitten der Bataillonsmassen nicht, denn die Detaschements bildeten in den Sturm-Kolonnen die innersten Züge. Nur periodisch eröffnete sich mir ein Blick durch die Glieder; desto peinlicher war das unthätige Warten. Das Dorf Groß-Görschen, an mehreren Stellen brennend, lag bald in unserer rechten Flanque; es war schon zum zweiten Male von den Unsrigen erstürmt worden. Als wir in den Bereich der feindlichen Geschütze eintraten und die ersten Kugeln über unseren Köpfen hinsausten, bückte sich unwillkürlich ein Teil der Novizen in der Schlacht, was eine Belehrung des hoch zu Roß vor uns haltenden Bataillons-Kommandeurs, Majors v. Pogwitsch zur Folge hatte: dahin, daß Bücken nichts helfe, und daß die Kugel, die man sausen höre, schon vorüber sey. (Leider war die Kugel, die er nicht hören, die ihn aber niederstrecken sollte, nicht fern; er blieb, wie alle Stabs-Offiziere des Regiments, beym letzten Sturm auf die den Entscheidungspunkt der Schlacht bildenden Dörfer.) Endlich, es mochte gegen 3 Uhr Nachmittags seyn, erging an uns Jäger der Ruf: „Vorwärts" und löste den Druck der peinlichen Unthätigkeit. Das Detaschement der Freiwilligen ward aus der Bataillons-Kolonne herausgezogen und — in Tirailleur-Linien formirt — ins Feuer geführt.

Jetzt erst, ins Freie gelangt, ergriff uns der gewaltige Eindruck des Wahlplatzes, wo die eisernen Würfel fallen und Leben um Leben ausgetauscht wird. Wir zogen uns östlich um das Dorf Rahna herum; hier trafen wir die ersten Gebliebenen aus dem eigenen Heere: Musketiere mit gelben Kragen lagen in ihrem Blute, — die Schlesischen Regimenter hatten vor uns unter Kläx hier gekämpft. Doch das wehmütige Gefühl, welches dieser Anblick den Neulingen erregen mußte, hatte nicht Zeit, sich unserer zu bemeistern. Kaum um das Dorfende herum gelangt, — da standen drei feindliche Bataillons Grenadiere, in Quarrés formirt, auf Büchsenschußweite uns gegenüber; sofort eröffneten wir unser Feuer, und meine Büchse knallte unter den ersten. Als ich wieder lud und eben meine Kugel pflasterte, traf mich ein Schlag an's linke Bein, so daß ich glaubte, mein Nebenmann habe mich aus Versehen mit dem Kolben gestoßen. Ein Blick nach unten überzeugte mich jedoch bald, daß ein Loch in meinem Beinkleid, ich daher von einer französischen Kugel begrüßt worden war; und daß unsere Gegner uns nicht müßig empfingen, wurden wir inne durch das Pfeifen und Zischen, was uns hageldicht umschwärmte. Tüchtige Wiedervergeltung war nunmehr mein Trachten; ich konnte mein Bein noch brauchen, wie ich sogleich erprobte, und da ich inzwischen mit meiner Ladung zu Stande gekommen war, so trabte ich vorwärts so gut es ging. Hauptmann von Esebeck, der mich hinken sah,

rief mir zu: ‚Pückler, Sie sind blessirt! sehen Sie den Graben dort? da hinein! und dann wohlgezielt!‘

Ich kann mit voller Gewißheit annehmen, daß dies seine letzten Worte waren. Der brave Offizier blieb unzweifelhaft in den ersten Minuten des Gefechtes hinter seiner Tirailleur-Linie; Niemand hat ihn fallen sehen, Niemand nach mir mit ihm gesprochen; nur seine Leiche wurde gefunden. — Meines Bleibens in dem erwähnten Graben war nicht lange. Der Feind, von unseren gut gezielten Schüssen inkommodirt, zog sich langsam zurück, ohne sein Heckenfeuer einzustellen, und unsere durch das Garde Jäger-Bataillon verstärkte Schützenlinie blieb im Avanciren. Ich hielt mich unter den Vordersten. Unser Vorteil außer dem in Rede stehenden Gebiete des Gefechts, zwischen den Dörfern Rahna und Klein-Görschen, lag darinnen, daß unser Angriff von einer Eskadron des Neumärkischen Dragoner-Regiments unter Rittmeister v. Dossow unterstützt wurde, deren wiederholte Chargen die feindlichen Bataillone nöthigten, in geschlossenen Quarrés zu fechten, während der Feind keine Kavallerie zur Stelle hatte, die unsre aufgelöste Tirailleur-Linie hätte beunruhigen können. Die Bataillonsmassen gegenüber waren für unser Büchsenfeuer sichere Zielpunkte, und dieses ward auch so wirksam angewendet, daß der Feind zum Rückzuge genöthigt wurde. Ich verschoß ungeachtet meiner Verwundung eine Menge Patronen. Ob es mir gelungen, mich für die mir applizirte Bewillkommnungskugel zu revanchiren, weiß ich zwar — bey der großen Zahl zugleich abgegebener Schüsse — nicht gewiß; doch ist es wahrscheinlich, und wenigstens ward einige Mal das von mir auf's Korn genommene Ziel voraussichtlich getroffen. Die französischen Grenadiere waren, wie gewöhnlich, parademäßig uniformirt und trugen weiße Unterkleider, und die Offiziere waren blau von Unten bis Oben. Einer derselben, welcher mitten in der Linie kommandierte, fiel, nachdem ich meine Büchse auf ihn abgedrückt; ebenso ein Grenadier, welcher aus der Front trat, um seine Munition aus der Patronentasche eines Gebliebenen zu ergänzen. So drängten wir den Feind, immer dreister werdend durch die Erfolge unseres Feuers, bis über den Weg hinaus, der die Dörfer Rahna und Klein-Görschen verbindet, und benutzten einige Zeit die Deckung, welche die Einschnitte dieses Weges boten. Schon begann das weitere Vordringen, als der Hauptmann v. Witzleben, welcher die Tirailleur-Züge des ersten Garde Bataillons führte, vor unsere Front hervorsprengte und mit den lebhaftesten Gebehrden das Zeichen zum Rückzuge gab. Die Horn-Signale hatten die Kämpfenden in der Hitze des Gefechts überhört und begriffen auch den Grund zu einer rückgängigen Bewegung nicht, — denn sie fühlten sich Sieger gegen den vor ihnen stehenden Feind. Das von uns nicht bemerkte Flanquenfeuer aus den teilweise noch von Franzosen besetzten Dörfern soll den Befehl zum Rückzuge nötig gemacht haben, der nun in aller Ruhe, Schritt vor Schritt fechtend, angetreten werden mußte. — Als ich mich aber zum ersten Male umwendete und nun die eigenen Kameraden hinter mir im Blute liegen sah, da hätte das Herz wohl weich werden mögen, wenn Zeit dazu gewesen wäre. Doch das heiße Gefecht erhielt die Spannung; der Feind drängte zwar nicht nach, übergoß uns aber mit einem desto heftigeren Kugelregen; und hier war es, wo eine zweite Kugel mich traf, die mich zu Boden gestreckt haben würde, wenn nicht der zusammengerollte Mantel mich gerettet hätte. Als wir endlich, da, wie gesagt, der Feind uns nicht verfolgte, aus dem Bereiche des Feuers kamen, fanden sich die Mannschaften der verschiedenen Abteilungen, welche an dem Tirailleur-Gefechte Teil genommen, so durcheinander gemischt, daß ein ordentliches Railliren nicht möglich war. Kein Offizier war zur Stelle; kein Soutien aufzufinden, kein Befehl zu erlangen. Mit 5 oder 6 Kameraden der Kompagnie, die sich zu mir gefunden hatten, beratschlagte ich eben, was zu thun sey, als frische Truppen auf unserem Kampfplatze erschienen. Es waren einige Bataillons Russen vom Korps des Herzogs Eugen von Würtemberg, welche in Kolonnen mit Sturmschritt gegen den Feind gingen. Wir beschlossen, uns diesen anzuschließen und in den Intervallen wieder als Tirailleurs zu fechten; doch mußte ich meiner Seits diesen Vorschlag bald aufgeben, denn mein blessir-

tes Bein hinderte mich, den russischen Kolonnen in gleichem Tempo zu folgen, und erschöpft bis zum Hinsinken, wie ich war, blieb mir nur übrig, mich nach einem Chirurg umzusehen, der mich verbinden könne. So schleppte ich mich zurück durch das fast ganz zerstörte Groß-Görschen und traf jenseits desselben auch einen Verbindeplatz, von einem russischen Oberarzt beaufsichtigt. Die Operation gelang leicht; die Kugel hatte nur von vorn, von wo sie eingedrungen, das Beinkleid zerrissen und saß auf dem Knochen fest, weshalb, solange sie nicht herausgezogen wurde, die Blutung gering und mir das Gehen, wenngleich mit drückendem Schmerz, noch möglich war. Ein starker Blutverlust folgte natürlich auf die Entfernung der verstopfenden Kugel; ein notdürftiger Verband ward angelegt und mir ein Platz auf einem Blessirten-Wagen angewiesen. Bald war das Fuhrwerk, auf dem ich mich befand mit noch 5 anderen Blessirten, in die unabsehbare Fülle von Bauernwagen eingereiht, die sich langsam nach Pegau zurück bewegte. Mit der sinkenden Sonne erreichten wir die Stadt; es galt jetzt ein Unterkommen darin zu finden. Da stockte der Wagenzug; ich verabredete mit einem Kompagnie-Kameraden, daß ich versuchen wollte, an eins der überall verschlossenen Häuser zu gelangen, um Quartier für uns zu erzwingen. So kroch ich vom Wagen herab und humpelte, meine Büchse als Krücke gebrauchend, bis zur nächsten Thür. Erst auf wiederholte kräftige Kolbenstöße öffnete sich eine Spalte, und eine Stimme versicherte, daß das Haus bereits voll russischer Offiziere liege und Niemand mehr aufgenommen werden könne. Doch ein blessirter Jäger läßt sich so leicht nicht abweisen; ich stemmte den Kolben sogleich in die Thürspalte, um ernste Gewalt zu gebrauchen, wenn man mich nicht gutwillig einließe. Inzwischen war die Wagenreihe wieder in Gang gekommen und mein Kamerad bereits entschwunden. Doch ich war geborgen; einmal eingedrungen, fand ich in dem wohlhabenden Kaufmannshause bereitwillige Pflege. Allerdings waren die Zimmer bereits angefüllt mit blessirten Russen, worunter höhere Offiziere, doch fand sich noch ein gutes Bett für mich; Speise und Trank erquickten den Erschöpften, ein anwesender Arzt verband meine Wunde nochmals und kunstgerecht. Gott, der mich lebend durch die Kugelsaat geleitet, dankend, legte ich mich zur Ruhe. Im siegenden Vorgehen der Unsrigen hatte ich das Schlachtfeld verlassen; ich stellte mir in Aussicht, daß meine augenscheinlich nicht gefährliche Blessur in wenigen Wochen geheilt seyn und daß ich dann der Armee mindestens bis an den Rhein folgen werde. Ich gedachte frohlockend der Lieben daheim und versank in süßen, todähnlichen Schlaf.

Aber welches Erwachen! Rüttelnd stand ein Kommis vor mir und ermunterte mich mit dem im breitesten, sächsischen Dialekt gesprochenen Ausruf: „Ei, Herr Jeehses, Sie seyn noch hier? S'is ja völlige Retirade wie bei Jena! Machen Sie, daß Sie fortkommen, — de Franzosen wär'n gleich hier seyn!“ Ich weiß nicht mehr, welchen Ehrentitel ich dem scheinbar schadenfrohen Überbringer für seine Freudenbotschaft an den Hals warf; nur so viel ist mir erinnerlich, daß ich ihm befahl, mir auf die Beine zu helfen — denn, allerdings war ich nur noch allein im Zimmer, und meine Nachtgefährten bereits sämmtlich verschwunden — und daß ich gestützt auf diesen ‚Ladenschwengel‘ bis an die Hausthür gelangte. Freilich war das Bild, welches sich hier vor mir aufrollte, kein erfreuliches und wenig geeignet, die hämische Äußerung meines Rapporteurs zu widerlegen. Sowohl einzelne Soldaten aller Waffen, als auch kleine Abteilungen zogen in rückgängiger Bewegung vorüber; nirgends zeigte sich ein geschlossener Truppenkörper, und ich nöthigte meinen unfreiwilligen Begleiter, mich bis auf den Marktplatz zu bringen, wo ich noch Krankenwagen zu finden hoffte. Vergebens! kein Fuhrwerk war zu erblicken; der Handlungsdiener zog seinen Nacken unter meinen Armen hervor und lief davon; da stand ich auf die Büchse gestützt und harrte irgend einer günstigen Fügung für den Hilflosen. Sie blieb nicht aus; die wohlbekannte reitende Garde-Batterie zog in bester Ordnung heran, und ich constatirte zunächst, daß zwar von einem Rückzuge, doch keineswegs von der Flucht eines geschlagenen Heeres hier die Rede sey.“

Da der Marsch hier einen Augenblick stockte, bot sich durch die Vermittelung eines Offiziers für den Verwundeten die Gelegenheit, auf den Protzkasten eines Geschützes aufzusitzen und so zurück bis Borna zu gelangen, wo er wieder auf einen Blessiertenwagen kam. Die Aufzeichnungen des Grafen Pückler schildern nun des Weiteren eingehend die Mühseligkeiten des Verwundetentransports, dem er schließlich entrann, um auf dem Gute einer Verwandten bei liebevoller Pflege seine Wunde auszuheilen. Am 24. Juni traf er, obwohl noch Rekonvaleszent, wieder bei seinem Regiment ein, das damals bei Reichenbach kantonierte, und wurde hier durch die Überreichung des Eisernen Kreuzes freudig überrascht. Nach Ablauf des Waffenstillstands am 12. August begann für die Gardebrigade, der auch Graf Pücklers Regiment angehörte, eine Zeit äußerst anstrengender Eilmärsche, hin und her in Sachsen und Böhmen, welche die Kräfte der Truppen aufs höchste erschöpften, ohne daß sie diese ins Feuer brachten. Dieser, anscheinend nutzlosen, Strapazen überdrüssig, begrüßte es daher jeder mit Freude, als endlich die große Stunde schlug, wo man wieder dem Feind gegenüber stand. Es war in der **Völkerschlacht von Leipzig**. Die Memoiren des Grafen Pückler, der inzwischen zum Leutnant befördert war, setzen hier folgendermaßen wieder ein:

„Der Marsch am 15. Oktober ging über Groitsch, dicht an Pegau vorüber (mir wohlbekannt durch die Erlebnisse am 2. und 3. Mai) und endete bey Audigast, wo auf freiem Felde gelagert wurde. Alles zeigte hier die nahe bevorstehende Entwicklung der Katastrophe, und als ich des Nachts die Ronde ging, überließ ich mich ungestört den Gedanken, welche der sicheren Voraussicht einer großen Schlacht eigenthümlich sind. Noch bey Sternenschein brach die Brigade auf, ohne Trommelschlag, still und feierlich. Bei Tagesanbruch passierten wir das Städtchen Rötha (wie auch am 2. Mai vor der Bataille von Groß-Görschen geschehen); jenseits auf dem Höhenplateau angelangt, erblickten wir die Thürme von Leipzig, und im nächsten Moment — da wallte der Dampf der ersten Kanonenschüsse auf, begann das furchtbare Geschützfeuer, welches an diesem Tage, und auf diesem Flügel der Armee, die Schlacht bei Wachau, sowie auf dem ungeheuren Wahlplatze ringsum die Kämpfe dreier Tage zu den mörderischsten machte, welche bis jetzt die Geschichte aufzuweisen hatte.

Wir rückten in die Schlachtordnung des Reserve-Korps ein, das aus den preußischen und russischen Garden gebildet und unter das Kommando des Großfürsten Konstantin, sowie der Generale Miloradowitsch und Fürst Gallizin gestellt wurde. Wie es gewöhnlich das Schicksal der Reserve ist, wurde im langsamen Nachrücken der größte Teil des Tages unthätig, und doch ohne einen Augenblick der Ruhe, zugebracht. Wir standen mehrere Stunden Gewehr in der Hand bey Magdeborn, während vor uns der größte Kampf hin und her wogte. Bekanntlich machte Napoleon die äußersten Anstrengungen, um unter Strömen von Blut die Schlacht zu gewinnen, und sein letzter, verzweifelter Stoß war, Nachmittags gegen 4 Uhr, auf das Durchbrechen unseres Centrums gerichtet. Mürat stürzte plötzlich mit einer Masse von 8000 Kürassieren aus einem Hinterhalt bey Wachau hervor und durchjagte, obwohl unsre sehr geschmolzenen Bataillone in geschlossenen Vierecken Stand hielten, wirklich die diesseitige Schlachtlinie, sich wie ein brausender Strom auf die Stellung des Reserve-Korps und auf den Hügel hinwälzend, von wo aus die Monarchen die Schlacht beobachteten. Dies war der Moment, welcher unsrer zuwartenden Situation ein Ende machte. Schnell gerüstet, auch unsrer Seits dem Chaos der feindlichen Kavallerie-Masse zu widerstehen, kam es zwar nicht hierzu; denn der ruhmwürdige Angriff der Russischen Leibgarde-Kosacken und der Preußischen Neumärkischen Dragoner zwang die aufgelöste und erschöpfte französische Reiterschaar — vor unseren Augen — zur Umkehr in wilder Flucht; aber es handelte sich darum, die durch den Reitersturm in unsre Schlachtlinie gerissene Lücke auszufüllen, bevor die in Masse zum Angriff nachfolgende feindliche Infanterie sich hineindrängen konnte. So rückte denn unsere Brigade im Sturmschritt vor und löste die tapferen kleinen Überreste der Brigade Klüx (des Kleistschen Korps)

in vorderster Linie ab. Wir nahmen Stellung in dem Thale zwischen Gröbern und Gülden-Goßa, und dicht hinter uns, am hohen Thalrande, fuhr die Russische Reserve-Artillerie des Generals Suchosanet auf, welche über unsere Köpfe hinweg ein furchtbares Feuer eröffnete. Der Feind hatte nach dem Fehlschlagen des letzten Streichs wohl die Hoffnung aufgegeben, den Sieg zu erringen, und unterließ jeden weiteren Angriff, so daß wir nicht zum Gebrauch unserer Gewehre kamen, doch beantwortete er vertheidigungsweise die diesseitige Kanonade mit gleicher Heftigkeit und goß allen Hagel seiner Geschütze über uns aus. Es ist ein schwerer Stand, unthätig und an eine Stelle gebannt, ein solches verheerendes Feuer mit ansehen zu müssen, und die in dieser Situation verflossenen anderthalb Stunden sind mir heißer vorgekommen als der ungleich mörderischere Tirailleurkampf bei Görschen. So oft eine Kugel in das Bataillon schlug, wurde die Stellung um einige Schritte verändert, damit die Todten und Verwundeten fortgebracht werden konnten. Dann wieder Stillstehen in Erwartung der nächsten Kugeln, welche hageldicht in unsere Linien fielen, während nur wenige die hinter uns auf der Höhe postirten Batterien erreichten. Auch mit Granaten bewarf uns der Feind, welche sich beym Sinken des Tages mit ihrem feurigen Schweife schon im Voraus ankündigten. Erst nach eingetretener voller Dunkelheit verstummte das Wechselspiel der Feuerschlünde, und wir konnten die Würfel des Tages als gefallen betrachten. Das Bataillon, wobey ich stand, hatte den Lieutenant von Massow und 20 Grenadiere verloren. Wir setzten unsre Feldwachen aus, begruben unsere Todten und sanken zum Gebet auf's Kniee, — ein solches Gebet, nach eben überstandener und in Erwartung neuer Todesgefahr, ist gewiß ein inbrünstiges.

17. Okt. Die Nacht wurde, Gewehr in der Hand auf dem Kampfplatz lagernd, zugebracht in dem Glauben, daß mit Tagesanbruch die Schlacht sich erneuern würde. Es regnete stark, und als der Morgen des 17. Oktobers graute, sah man zwar feindliche Kavallrie gegenüber, aber keine Aufstellung, welche die Wiederaufnahme des Gefechts an dieser Stelle hätte erwarten lassen. Auch diesseits lag der sofortige Angriff nicht im Sinne der Führer; man erwartete die Wieder-Verstärkungen, welche schon gestern die Schlacht entschieden haben würden, erst heut und mußte überdies mit Blücher, der gestern bei Möckern geschlagen hatte, und mit dem Kronprinzen von Schweden sich wegen eines übereinstimmenden Operationsplanes für morgen verständigen, an dessen entschiedenem Erfolge Niemand zweifelte. So blieben wir denn am 17. bis Nachmittag ruhig in unsrer Stellung zunächst des Feindes, ohne daß ein Schuß fiel, und verließen dieselbe erst, als Colloredo mit 20000 Österreichern angekommen war, um unseren Platz einzunehmen. Etwa 1000 Schritte rückwärts wurde uns gestattet, Feuer zu machen und — wer Etwas hatte — zu kochen.

Am 18. Okt., wo schon am frühen Morgen die Riesenschlacht entbrannte, welche den ganzen Tag im großen Halbkreise um Leipzig wütete, nahm unsere Garde-Brigade nicht mehr thätigen Anteil daran. Wir folgten wiederum, mit den Russischen Garden das Reserve-Korps bildend, langsam der auf allen Punkten siegreich vordringenden Armee und teilten mit derselben nur den Eindruck der Greuel des Krieges, denn ein Schlachtfeld, wo noch so eben der Tod seine Opfer sammelte, ist voll der tiefergreifendsten Anschauungen. Am Nachmittage stießen auch die in Penig zurückgelassenen freiwilligen Jäger wieder zu uns, und ich übernahm, von den Grenadieren scheidend, wieder meinen Zug, indem sich die Volontair-Kompagnien der Brigade nunmehr mit dem Garde-Jäger-Bataillon vereinigten. Gegen Abend gelangten wir dahin, wo die blutbedeckte Hochebene von Wachau gegen Leipzig hin abfällt, und konnten von hier aus die fortwüthende Schlacht übersehen, die endlich bei einbrechender Dunkelheit sich in zwei Halbkreise der einander gegenüberstehenden Tirailleurlinie auflöste. Der Feind war überall bis unter die Wälle von Leipzig zurückgedrängt worden. Die Nacht biwouakirten wir in demselben ausgetrockneten Teiche bey der Mausdorfer Ziegelscheune, in welchem die Nacht vorher Napoleons Zelte gestanden hatten.

Der schöne Morgen des 19. Oktobers ward noch durch die von allen Seiten ein-

laufende Bestätigung des vollständigsten Sieges und durch die Nachricht verschönt, daß der Feind nur noch Leipzig verteidige, um seinen allgemeinen Rückzug zu decken. Da wir vorläufig auf unserm Lagerplatz stehen blieben, so fand ich Zeit, hier, also buchstäblich auf dem Schlachtfelde, an meine Eltern zu schreiben und ihnen von meiner Lebenserhaltung Nachricht zu geben. Obwohl mehrmals zu den Gewehren gerufen, ward es doch Mittag, ehe wir abrückten, und zwar zu unserer Verwunderung nicht vorwärts gen Leipzig, welches so eben stürmend angegriffen wurde, sondern rückwärts wieder gen Rötha, um dort die Elster zu passiren und den Rückzug des Feindes zu flanquiren. Wir berührten zunächst eine Schäferey (wenn ich nicht irre war es die Mausdorfer) — wo ein Bild des Elends sich vor uns aufrollte, welches keine Feder zu schildern vermag. Die Ställe waren, vielleicht schon am 16. mit schweren Verwundeten angefüllt, am 18. aber fast ganz in Trümmer geschossen worden, und die Unglücklichen und Sterbenden lagen größtenteils zermalmt und unter Schutt begraben. Wir leisteten Hülfe, so weit es möglich war, ohne den Marsch lange aufzuhalten, und labten die noch Labungsfähigen mit einem Faße Bier, das den Truppen geliefert worden war. Die Nachricht, daß Leipzig für den siegreichen Einzug der Monarchen gerüstet sey, empfing uns beim Weiterrücken und beschleunigte unsern Marsch, welcher den größten Teil der Nacht bis jenseit Pegaus fortgesetzt wurde.

Dies waren meine Begegnisse in den Tagen der denkwürdigen Völkerschlacht. Es folgten darauf friedliche, welche uns wieder angestrengte Märsche über Naumburg, Weimar, Meiningen, Würzburg, Aschaffenburg bis Frankfurt am Main brachten, welches wir am 10. Nov. erreichten, um bis zum 13. Dezbr. dort der Ruhe und Erholung zu genießen.

Am 13. Dezembr. verließ die Preußische Garde ihr mehrwöchentliches Stadtquartier Frankfurt a. M. und trat den Marsch durch die Hessen-Darmstädtschen und Badenschen Lande an, in bequemen Etappen. Sie ward am 3. Januar 1814 bey Ober-Schopfheim durch den Anschluß eines Gardebataillons und einer reitenden Batterie Badenser verstärkt, überschritt am 13. Januar den Rhein in Basel und betrat den französischen Boden. Vereinigt mit den russischen Garden, der sogenannten großen Armee unter dem unmittelbaren Befehle des Fürsten Schwarzenberg zugeteilt, folgten wir über Montbelliard, Vesoul, Langres, Chaumont, Bar sur Aube den Bewegungen dieser Armee und dienten nach der ersten Vereinigung derselben mit dem über Chalons vorgedrungenen Blücherschen Heere als Reserve für die am 1. und 2. Februar bey la Rothière und Brienne kämpfenden Truppen. Es ist aus der Kriegsgeschichte bekannt, daß gleich darauf die vereinigt gewesenen Korps sich wieder trennten, Blücher seinen eigenen Weg ging, Napoleon über ihn herfiel, sich gleich darauf wieder gegen die große Armee wendete und Schwarzenberg — anstatt die allgemein erwartete Entscheidungsschlacht anzunehmen, — sich in übergroßer Vorsicht wieder bis auf die Hälfte des schon in Frankreich gemachten Weges zurückdrängen ließ. Daß der stete Wechsel der Zielpunkte und Dispositionen, das Widerspiel der Ordres und Kontreordres namentlich für das specifische Reserve-Korps der Garden deprimirend wirkte und eine Menge ganz unnützer Strapazen herbeiführte, ist leicht begreiflich. Bald wurden wir in forcirten Nachtmärschen nördlich dirigirt, um Blüchern zu Hülfe zu eilen, der bei Montmirail, Chateau Thierny und Etoges hart bedrängt wurde, bald ging es auf demselben Wege ebenso anstrengend zurück, um die Vordertruppen der großen Armee bei Monterau zu unterstützen. Dann folgte, nachdem wir schon einmal bis Villers sur Seine (11 Meilen von Paris) vorgedrungen waren, der Rückzug bis in die Gegend von Langres, dem jedoch das siegreiche Gefecht bey Bar sur Aube (27. Februar) unter persönlicher Einwirkung unseres Königs ein Ziel setzte. Aber auch unser bedächtiges Wiedervorgehen brachte das Reserve-Korps nicht an den Feind; wir waren nur Zeugen, aber nicht Mitkämpfer in den Schlachten und Gefechten bei Arcis sur Aube (20. 21. März), Fère Champenoise (25. März), la Serté (26. März) und gelangten, den Siegern immer auf dem Fuße folgend, mit dem Strom der gesammten vereinigten

Armeen am 29. März, über Meaux, bis Ville parisienne, wo wir — wie gewöhnlich — das Bivouack bezogen.

Keinem im Heere war es verborgen geblieben, daß es mit diesem Gewaltmarsche, bey allen Entbehrungen, welche so concentrirte Truppenmassen unvermeidlich treffen, den letzten Stoß auf Paris galt, — nachdem wir der Falle, welche Napoleon durch seinen Marsch in den Rücken der Armee gelegt hatte, weislich ausgewichen waren; aber daß die Preußische Garde-Brigade auserfehen worden, diesen letzten Stoß führen zu helfen, davon hatten wir noch keine Ahnung. Unser Kommandeur hatte an maßgebender Stelle ausdrücklich darum gebeten. Die Garde war, kleine Vorpostengefechte abgerechnet, seit Groß-Görschen nicht zum Schuß gekommen. So ward die voraussichtlich letzte Gelegenheit, sich Waffenruhm zu erwerben, ergriffen und der Garde ein Ehrentag vor den Mauern von Paris bewilligt.

Eine heitre Morgensonne begrüßte am 30. März die Erwachenden auf dem Lagerplatz. Frühstück — ist nicht! — so lautete die Parole. Doch, siehe da, mein treuer Bursche hatte noch ein Stückchen Brod und ein Scheibchen Speck für mich aufgespart — ein köstliches Labsal in solcher Lage. Bald setzten wir uns in Marsch, immer auf Paris los, das, wie wir wußten, nur noch in geringer Entfernung vor uns lag. Gegen 10 Uhr engagirte sich eine mäßige Kanonade; wir blieben ohne Aufenthalt im Marsche, immer noch glaubend, daß wir wieder eine Reserve-Stellung einnehmen und uns den feindlichen Linien nicht auf Schußweite nähern würden. Wir überholten jedoch bald die vor uns marschirenden Truppen, welche rechts und links der Straße rasteten, zogen schon den russischen Garden vorüber, hatten bereits den Montmartre, die Thürme von Paris, endlich die französische Batterie im Auge und erkannten nunmehr, daß wir bestimmt waren, den linken Flügel des Treffens zu bilden, welches zum Angriff vorgehen sollte. Dies verkündete nun auch der Oberst v. Alvensleben der Brigade und traf sofort seine Dispositionen, um das Gefecht vor dem Dorfe Pantin aufzunehmen, worin die russische Division Roth schon engagirt und augenblicklich in übler Lage war. Es war gegen 12 Uhr, als unser erstes Bataillon sich in einem Obstgehölz links von Pantin ordnete und sich zum Gefecht vorbereitete, während vor uns das Füsilier-Bataillon bereits in die Schlachtlinien eingerückt war. Es bedünkt mich, daß kaum nach einer Viertelstunde auch an unser Bataillon der Befehl zum Vorgehen mit der ganzen Brigade erging. Dies geschah in Angriffs-Kolonnen, die Jäger-Kompagnie in der Mitte, so daß mein Platz als Führer des zweiten Zuges auf dem linken Flügel war. Da der Marsch halb rechts ging, so war ich in der Lage, das Flanquenfeuer beobachten zu können, womit die feindliche Batterie auf der Höhe von Beauregard uns begrüßte. Dicht hinter mir stürzte der, die 4. Komp. des Regiments führende, Prem. Lieut. v. Bismark (jetzt General Lieutenant Gr. Bismark-Bohlen) von einer Kartätsch-Kugel getroffen zu Boden. Wir hatten nun den Rest unsres Füsilier-Bataillons erreicht; denn, ein Rest war es nur noch — so stark hatte es gelitten. In dem Augenblick, als ich dem diesen Rest führenden Kapitain v. Ziethen die Hand reichte, ward auch er verwundet, und Kapitain v. Knobelsdorf blieb von allen Offizieren dieses Bataillons der einzige unblessirte.

Unser Bataillon vollzog nun den schwierigen Übergang über die grade von 8 Geschützen stark bestrichene Chaussée im Trabe — nicht ohne starken Verlust — und nahm, weiterer Befehle gewärtig, Stellung an den Gehöften les Maisonnettes, wo es zwar vor dem Kleingewehrfeuer der feindlichen Linie einigermaßen geschützt war, doch den Kanonen mehrerer Batterien ausgesetzt war. Eine Paßkugel streckte den Flügelmann, den Feldwebel und den Kapitain der 2. Komp. (meinen Vetter Wilhelm Pückler) nieder; nur der letztere stand mit einer Gesichts-Kontusion wieder auf, den beiden anderen waren die Köpfe zerschmettert. Gleich darauf erhielt ich den Befehl, mit meinem Jägerzuge auszufallen und drei feindliche Geschütze, welche ohne Bespannung zwischen den gegenseitigen Tirailleurlinien standen, in Sicherheit zu bringen. Ungeachtet des heftigen Kleingewehrfeuers gelang es mir doch, den Auftrag ohne Verlust zu vollführen und die

Kanonen hinter die Front der Aufstellung zu schleppen. Mein Bursche ward nur durch den Ärmel geschossen, jedoch 3 Jäger leicht blessirt. Nachdem ich meine Kanonen an einen Artillerie-Offizier abgeliefert und die erschöpften Jäger mit im nächsten Hause vorgefundenem Wein erlabt hatte, führte ich sie in das Gefecht zurück, welches inzwischen eine ganz andere Gestalt angenommen hatte. Die Batterien auf der links gelegenen Höhe, welche uns so viel Schaden gethan, waren genommen; ohne Gefahr gingen wir über das Leichenfeld; unsere Bataillone waren nach heißen blutigen Kämpfen, und unterstützt von nachrückenden Abtheilungen der russischen Garden und der Brigade des Prinzen Wilhelm von Preußen, bis an die Mauern von Paris vorgedrungen; ich erreichte die Unsrigen wieder vor der Barrière Pantin in dem Augenblick, als der Feind die Friedenssignale gab und diesseits der Befehl erging, das Feuer einzustellen, was nicht ohne Mühe erreicht wurde.

So war denn das Ziel errungen, wofür wir seit Jahresfrist gestritten und gelitten, wofür der König und sein Volk das Äußerste und Letzte eingesetzt. Wer des Sieges Wonne nicht erlebt, der kann sich davon kein Bild machen; — die Gefühle, mit denen die einzelnen Züge aus allen Bataillonen der Brigade, wie sie das Gefecht in den Vorstädten zusammengewürfelt, hier an der Pforte der eroberten Hauptstadt sich vereinigten, entziehen sich jeder Beschreibung. Die Garde hatte den Bann gelöst, der sie drückte; sie war es, welcher vorzugsweise der Ruhm des heutigen Tages zufiel, der sie gleichstellte mit jeder andren Heeresabtheilung; sie hatte nicht nur mit Auszeichnung, sie hatte unter Bewunderung aller Zeugen gefochten.

Aber freilich, der Preis dieses Sieges war auch ein theurer; der Verlust der Garde-Brigade an Toten und Blessirten wurde auf 69 Offiziere und 1286 Mann angegeben, wobey unser erstes Bataillon 3 tote und 5 verwundete Offiziere zählte. Mehr als die Hälfte der Mannschaft war außer Kampf gesetzt. Das eben ist das unnennbar Eigenthümliche solcher Siegesfreude, daß sie gepaart ist mit dem Schmerze über den Verlust so vieler geliebter Kameraden, — ein Wonnegefühl unter Thränen. Noch heut, nach 50 Jahren, geht mir das Auge über, wenn ich des Abends an der Barrière von Pantin gedenke.

Die Unterhandlungen wegen des Abschlusses der Kapitulation öffneten vielfach das geschlossene Thor, und bald etablirte sich ein gemütlicher Verkehr mit den Feinden, mit denen wir so eben noch auf Tod und Leben gekämpft. Labung für die erschöpften Sieger boten nur die Keller der Vorstadt; sie floß sogar so reichlich, namentlich aus einem vorgefundenen Lager von Double Ratafia de Grènoble, daß die Mannschaft bald in tiefen Schlaf versank. Am andern Morgen sollte der Einzug in Paris en parade erfolgen. Unsrerseits Vorbereitungen dazu zu treffen, würde vergeblich gewesen sein; denn unsre Uniformstücke waren so abgetragen, daß sich damit wenig paradiren ließ. Wir cedirten daher den Glanz willig den Russen, denen Paradeuniformen nachgefahren wurden, und setzten unsern Stolz darein, in dem verbrauchten Ehrenkleide, das wir auf Märschen, Bivouacs und in der Schlacht getragen, uns dem Kriegsherrn und den Parisern zu zeigen.

Am 31. März um 9 Uhr Morgens traten sonach die Truppen zum feierlichen Einzuge an. Die Preußische Garde formirte aus zwei Bataillonen eins, um nicht in allzuschwachen Häuflein aufzutreten; es dauerte jedoch lange, bevor die Reihe an uns kam, und während des Zuwartens empfingen wir viel vornehmen Besuch. So, unter anderem, hielt uns der russische General Jermolow, zu dessen Division wir gehörten, eine französische Lobrede über unser gestriges Thun, welche der Major v. Loucadou vom 2. Garde-Regiment in derselben Sprache beantwortete. Endlich rückten wir ein in die Marsch-Kolonnen, zogen durch das Thor, waren innerhalb Paris und seiner Bevölkerung, die uns mit wehenden Tüchern und liliengeschmückten Hüten, — ja mit dem Zuruf: „Vive la paix, vivent nos Libérateurs!“ empfing. Mir war zu Mut, als durchträumte ich ein Märchen; der Wechsel zwischen gestern und heut war auch gar zu groß und überwältigend. Doch auf die Spannung, in welcher die Gewalt des Eindrucks uns Alle erhielt, so lange Scene auf Scene sich vor uns entrollte, folgte bald ein abkühlendes Bad.

Die Hoffnung auf gute Quartiere in der eroberten Stadt hatte über Hunger, Durst und Ermüdung hinweggeholfen, welche auch diesen Fest- und Paradetag begleiteten. Angelangt in den Champs Elysées nach dem Vorbeimarsch vor den Monarchen, wurden die Gewehre zusammengesetzt und der bonne aventure gewartet. Keine Erfrischung irgend welcher Art! Die Wasserträgerinnen, welche mit dem Rufe: „A l'eau“ vorüberkamen, wurden herbeigeholt und augenblicklich ihres Vorraths beraubt, — als sie jedoch Bezahlung verlangten, nicht wenig verhöhnt; denn der Grenadier meinte: „ick werde die Mamsell wohl jar noch det kalte Wasser abkofen sollen?“ Es fing an zu dunkeln, und Regen stellte sich ein. Noch immer keine Quartierbillets! Endlich! — „Gewehr auf! es geht in eine Kaserne.“ Mehrere Straßen hin und her marschirt, — die Kaserne ist bereits von Russen eingenommen. Also, zurück nach den Champs Elyseés; und was nun? Im Regen biwouakiren! ohne Feuer, ohne Stroh, ohne eine Spur von Lebensmitteln, in Mitten der Fülle einer mit Blut und Gewalt eroberten Stadt. Doch auch diesen Misgriff verschmerzte der brave Soldat. Nach und nach wurden Kasernement und Verpflegung geregelt, und Paris öffnete seine Genüsse den fremden Gästen, — wenn auch nicht umsonst.

Nachdem Napoleon an die Kette gelegt worden und der Friede gesichert war, dachte man daran, die Verhältnisse der freiwilligen Jäger zu ordnen. Jeder, der erklärte, in der Armee bleiben zu wollen, ward darin definitiv placirt, von allen Übrigen ein Marsch-Bataillon gebildet und unter dem Kommando derjenigen Offiziere, welche keine militärische Karrière suchten, nach dem Vaterlande entlassen. Ich gehörte zu diesen Offizieren, da Neigung und Kindespflicht mir die Heimkehr geboten, und rückte also am 17. Mai 1814, nach mehr als sechswöchentlichem Aufenthalte in Paris, mit dem neu formirten Volontair-Bataillon aus. Der Friedensmarsch über Compiègne, Namur, Lüttich, Aachen, Düsseldorf, Elberfeld, Soest, Paderborn, Hildesheim, Braunschweig, Magdeburg nach Berlin nahm auf deutschem Boden bald die Natur eines Triumphzuges an, denn wir waren die Ersten, welche von der sieggekrönten Armee zurückkehrten. Am 4. Juli zogen wir, von der jubelnden Bevölkerung eingeholt, in die Hauptstadt ein; am 11. Juli wurden die Freiwilligen ehrenvoll entlassen, und am 19. Juli betrat ich das Vaterhaus wieder, gesegnet von den Eltern, bekränzt von den Geschwistern, — unter Beten, Loben und Danken.“





Karl Gutzkow.
Nach einem Stich aus dem Jahre 1837.

Karl Gutzkow und Levin Schücking.

Ein litterarisches Freundschaftsbild.

Nach unveröffentlichten Briefen entworfen
von
Heinr. Hub. Houben.

(Nachdruck ist untersagt.)

In den dreißiger bis sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ist wohl kaum ein bedeutender Name erklungen, dessen Träger nicht mit dem Haupt Jungdeutschlands, mit dem Dichter des „Uriel Acosta“, des „Königsleutnant“ und des echt deutschen Lustspiels „Zopf und Schwert“ in Beziehung getreten, ihn aufgesucht, mit ihm gesprochen oder Briefe gewechselt hätte. Keines Schriftstellers Erinnerungen aus diesem Jahrhundert weisen ein solches Gewirre berühmter Namen auf wie die „Rückblicke“ Gutzkows. Deshalb ist auch sein Leben so hochinteressant, war er doch Jahrzehnte hindurch eine Centrale der deutschen Litteratur, eine Art Aussichtsturm, der die ganze Umgegend beherrschte, eine Warte, deren Hüter sich auch die kleinste Bewegung im Thale und auf den benachbarten Höhen nicht entgehen ließ.

Fragen wir aber, wer von all den vielen Gutzkows Freundschaft sich rühmen kann, dann schmilzt die große Schar auf ein ganz winziges Häuflein zusammen. Einer von diesen wenigen ist der westfälische Schriftsteller Levin Schücking. Er ist wie kaum ein zweiter seiner Zeitgenossen stets mit innerster Überzeugung und begeisterter Wärme für den Mann eingetreten, der den traurigen Ruhm hat, einer der bestgehaßten Schriftsteller unserer Nation gewesen zu sein. Schücking hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er in das Anathema, das von so vielen besonders über Gutzkows Charakter ausgesprochen worden, nicht einstimmte. Er durfte das; denn er kannte ihn in der glücklichsten Zeit seines Lebens und ließ ihn sein späteres düsteres Geschick nicht entgelten; er hatte Verständnis für Gutzkows Persönlichkeit und Verehrung für seine geistigen Schöpfungen, denn er war einer der wenigen, denen sich die verschlossene Natur des so oft herzlos Genannten öffnete, vor dem er das Mißtrauen fahren ließ, das ihm jede keimende Freundesneigung verbitterte und zerstörte.

Wenn man den engeren Lebensbeziehungen eines großen Mannes nachspürt, so wird man stets auf Leute treffen, die mit der Freundschaft dieses Mannes kokettieren, in Wahrheit aber höchstens einmal mit ihm in geschäftlichen Verkehr getreten sind. Die bescheidene, nie posierende Natur Schückings verhielt sich umgekehrt. In seinen Lebenserinnerungen, aus denen gerade das interessante Gutzkow-Kapitel zuerst in diesen „Monatsheften“ abgedruckt worden ist (Januar 1881), gedenkt er mit wärmster Freundschaft Gutzkows. Wie eng sie miteinander verbunden waren, wie innig sie sich zueinander hingezogen fühlten, das beweisen uns aber nur die zahlreichen Briefe, die sie gewechselt. Die Gutzkows sind ziemlich vollzählig erhalten: mit liebevoller Sorgfalt hat Schücking jede Zeile seines Freundes bewahrt, während besonders die ersten Briefe Schückings während einer Reise Gutzkows durch die Einfalt eines Dieners mit vielen anderen kostbaren litterarischen Dokumenten in einen Metzgerladen wanderten und natürlich unwiederbringlich verloren gingen. Doch sind immer noch so viele auch von ihm erhalten, daß uns ein klares Bild ihrer Freundschaft entgegentritt, die nie gestört wurde, wenn sie auch manchmal diese Gefahr lief.* Zweifellos ist diese Thatsache in erster Linie dem ungemein versöhnlichen und ehrlichen Charakter des sinnigen Westfalendichters zuzuschreiben, denn mit Gutzkow verkehren war nicht leicht. Er glich hierin vielfach seinem Antipoden Hebbel. Vor seiner schroffen Rücksichtslosigkeit war in Stunden, wo ein oft genug kleinlicher Umstand ihn übermäßig erzürnte, auch der Freund nicht sicher. Aber einerseits war es die trotz manchem Abstoßenden durch ihre geistige Bedeutung imponierende Person des jungdeutschen Führers, anderseits die vielfache Übereinstimmung beider in persönlichen Empfindungen und litterarischen Anschauungen, was sie immer wieder aneinander schloß.

Wie so manche der jüngeren Zeitgenossen, die damals das Wagestück leisteten, den verdächtigen Namen Litterat durch ihre Thätigkeit zu verdienen, ist auch Schücking durch Gutzkow in die Litteratur eingeführt worden. Dieser redigierte seit 1838 die im Verlag aller verpönten Schriften, Hoffmann u. Campe (Hamburg), erscheinende Zeitschrift „Telegraph für Deutschland“, die sich nach kurzer Zeit durch ihre tüchtige Leitung ein großes Publikum, durch ihre kecke Kritik aber noch mehr Respekt und Haß erworben hatte. Hierher sandte nun Schücking seine ersten schriftstellerischen Versuche, „Silhouetten litterarischer Notabilitäten“, die von Gutzkow mit einigen Strichen angenommen wurden, da diese jugendliche Feder sofort sein Interesse erweckte. Wie ein Theaterdirektor nach vielversprechenden jungen Talenten, ging auch Gutzkow mit Vorliebe auf Entdeckungen aus, und wo ihn einmal sein Spürsinn richtig geleitet, ließ er sobald nicht locker. Jedes geistige Samenkorn suchte er zum Keimen zu bringen. Er nahm nicht nur Schückings Beiträge bereitwillig auf, sondern seiner Anregung verdanken wir auch die

* Gutzkows Briefe fand ich im Nachlaß von Levin Schücking, dessen Sohn, Herr Landsgerichtsrat Schücking in Münster, mir mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit unbeschränkte Einsicht in alle Papiere gestattete; es ist mir eine innige Freude, ihm an dieser Stelle meinen Dank abstatten zu können. Alles übrige Material schöpfte ich aus dem Nachlaß Gutzkows, der mir von Frau Dr. Bertha Gutzkow in Frankfurt zur Bearbeitung übergeben worden ist. Eine ausführliche Biographie Gutzkows gedenke ich in absehbarer Zeit zu vollenden.

Mehrzahl der Kritiken und Essays, die von 1838 ab die Chiffre L. S. tragen, worunter sich auch die erste eingehende Besprechung der Droste-Hülshoffschen Gedichte befindet; er giebt ihm Aufträge und schlägt ihm Stoffe zur Behandlung vor, aus Schückings Heimat erbittet er Berichte und Stimmungsbilder, so über die Stellung des Erzbischofs in Münster zu dem Streit der Kirche mit der Regierung über die gemischten Ehen, die öffentliche Meinung über die Absetzung des Kölner Bischofs und vieles andere. Von den Reisen Schückings verlangt er Schilderungen, er liest seine ersten Bücher, wie die Übersetzung der Shakespearischen Frauencharaktere von Anna Jameson, und wird nicht müde, ihn in jedem Brief zu ermahnen, ja den „Telegraph“ nicht zu vergessen und Lücken, die ihm auffielen, zu ergänzen, er schilt ihn, wenn bei der Schlußabrechnung Schückings Forderung nicht hoch genug ist, und giebt ihm bereitwilligst Auskunft über jede Frage, die der litterarische Neuling an ihn stellt. Für den Verehrer Schückings werden diese kritischen Anfänge, obgleich er selbst später etwas skeptisch darüber urteilte und sie vergessen wissen wollte, immerhin von Interesse sein. In seiner Kritik ließ er ihm völlig freie Hand und suchte seine Meinungsäußerung niemals zu beeinflussen; so sandte ihm Schücking 1839 eine lobende Besprechung Freiligraths. „Das Schreiben vom Rhein ist abgedruckt,“ antwortete ihm Gutzkow, „mit etwas Widerstreben; denn ich bin kein so unbedingter Freund der Freiligrathschen Muse, wie Sie vorauszusetzen scheinen. Gerade das von Ihnen so gelobte Auduboa hat mich z. B. durchaus nicht angesprochen. Welche gemachte Empfindung doch im Grunde eigentlich, so sentimental vom Untergang der indianischen Barbarei zu sprechen. Was kommen wir Europäer dazu, die wir das Licht des Gedankens haben, so weinerlich über den Untergang der ihrer Poesie gar nicht bewußten Heidenwelt zu lamentieren! Des unerträglichen Fremdwörtergeklingels gar nicht zu gedenken!“

Auch zu seinen anderen litterarischen Unternehmungen zog Gutzkow den jungen westfälischen Schriftsteller heran. Für das „Jahrbuch der Litteratur“ (Hoffmann u. Campe, 1. Jahrg. 1839) lieferte Schücking „Rückblicke auf die schöne Litteratur seit 1830“. Die in Gutzkows Auftrag geschriebene Fortsetzung dieser Rückblicke für den zweiten Jahrgang jenes vorzugsweise kritischen Almanachs wurde wegen Differenzen mit dem Verleger von Schücking selbst zurückgezogen.

Einen ähnlichen Einfluß wie Heine auf die junge Poetenwelt übte Gutzkow auf den kritisierenden Teil der Schriftsteller aus: seine lebhafte, in geistreichen Aperçus schwelgende, ganz den Stempel einer Persönlichkeit tragende Kritik machte Schule bei der jungen Generation. Auch auf Schücking verfehlte sie ihre Wirkung nicht, und es gelang ihm so gut, Gutzkows Art zu treffen, daß ein ergötzlicher Zwischenfall eintrat. Man wollte dem jungen noch unbekannten westfälischen Schriftsteller „L. S. i. M.“ seine litterarische Existenz streitig machen und behauptete mit größter Unverfrorenheit, L. S. sei weiter nichts als ein Pseudonym Gutzkows, der unter dieser Maske den Opfern seiner Kritik noch einige Extrahiebe zu versetzen suche; es bedurfte der energischsten Erklärungen beider Autoren, Gutzkow vor dieser Anonymität und Schücking vor dem litterarischen Totschlag zu retten.

Im Laufe der Zeit suchte Gutzkow immer mehr die kritischen Pflichten auf die Schultern des Jüngeren abzuwälzen. Das Vertrauen, das er auf diesen setzte, hatte einen Plan angeregt, der für Schücking, der sich doch erst seit kurzem die litterarischen Sporen verdient, nicht wenig ehrenvoll war. Im Jahre 1839 machte Gutzkow „einen Salto mortale aus der ganzen Erbärmlichkeit unseres litterarischen Treibens heraus“ aufs Theater, der ihm mit seinem Trauerspiel „Richard Savage“ ausgezeichnet glückte. „Es ist ein Gewaltmittel,“ äußert er zu Schücking, „um mich von dem jetzigen Unfuge in der Litteratur zu befreien.“ Aus allen seinen damaligen Briefen spricht der Überdruß an aller Kritik, geht die Neigung hervor, die ganze Redaktionsthätigkeit an den Nagel zu hängen. Aber erst nach sorgfältiger Prüfung und nach Einschlagen seines zweiten Stückes „Werner“ rückt er seinem jungen Freunde gegenüber offen mit dem Plane heraus. „So lange ich Journalist sein muß,“ bittet er ihn am 27. Mai 1840, „verlassen Sie mich nicht. Wenn ich jemand

wüßte, dem ich den ‚Telegraph‘ am liebsten abträte, so wären Sie es, und wer weiß, was die Zukunft bringt.“ Schon im Juni desselben Jahres überlegt er, wie er Schücking am besten in die Redaktion einführe. Diese Briefstelle ist von höchstem Interesse für Gutzkow und hat auch auf Schückings schließliche Entscheidung eingewirkt: „Daß ich dem ‚Telegraph‘ mit der Zeit entsagen muß, ist keine Frage. Das Blatt schadet mir. Meine Gegner fürchten sich und machen daher beständig Lärm, und ich selbst kann doch nicht so diplomatisch werden, daß ich über alles schwiege. Vorläufig hab ich nun keinen Ersatz. Meine dramatische Carriere soll sich erst machen. Zu einer praktischen Wirksamkeit, die ich wohl annähme, wenn sie passend wäre, ist nirgend Aussicht. So muß ich noch in der Tretmühle des Journalismus arbeiten — treten und getreten werden! Um Sie passend als künftigen Herausgeber am ‚Telegraph‘ einzuführen, denk ich mir, Sie übernehmen einmal, wenn ich eine Reise machte, ein Redaktionsinterimistikum. In einem Jahre freilich werd ich wohl nicht reisen; aber dann wohl einmal längere Zeit, um mir die Welt anzusehen. Dann schrieb ich Ihnen vorher, Sie kämen hieher und bezögen von mir so viel, als Sie brauchten, um eine solche Übersiedelung auf einige Zeit (die auch Sie als eine Reise ansehen müßten) anständig zu bestreiten und hier leben zu können. (Wihl ist zum Redakteur nicht tauglich.) Bewähren Sie sich in dieser Zeit, so behält das Blatt, wenn Sie's ganz übernehmen, seinen Kredit. Es ist dies ein Lieblingsplan von mir, und bald möcht ich ihn ausführen, wenn Campe einverstanden ist und ich nur einigermaßen Ersatz anderswo habe und einen kleinen Anteil an dem Blatte, das doch mein Eigentum ist, behalte.“ Ludwig Wihl, der ihn sonst schon vertreten, selbst Franz Dingelstedt, der sich um die Zeitschrift bewarb, kamen für Gutzkow gar nicht in Betracht; „nur Ihnen,“ heißt es in einem Brief vom 17. Juli, „trau ich den Takt und die Umsicht zu, welche die Führung einer solchen Zeitschrift gerade in dem Augenblick erfordern würde, wenn ich mich von dessen Lenkung allmählich zurückzöge.“ Schon im November ist dann der Plan so weit reif, daß Schücking im Februar oder März nach Hamburg kommen, bis zum Mai unter Gutzkows Aufsicht das Terrain und die Technik der Redaktion kennen lernen und dann bis zum Winter die selbständige Leitung übernehmen soll. Könne er sich nicht entschließen, diese dann beizubehalten, so wollten sie sich für die fernere Zeit in der Redaktion ablösen.

Bis dahin scheint Schücking mit Gutzkows Plan sehr einverstanden gewesen zu sein, nur gegen den Aufenthalt in Hamburg hat er wohl ein wenig Abneigung geäußert. „Ich meine,“ mahnt ihn dagegen Gutzkow, „ein junger Mann, unbeweibt, strebend nach Anerkennung, muß noch nicht fragen, wo man besser gedeiht, wo Luft und Menschen genießbarer sind.“ Schücking ging damals mit der Absicht um, nach Weimar überzusiedeln, und Gutzkow suchte ihm dies energisch auszureden.

Aus der Übernahme des „Telegraph“ seitens Schückings ist dann nichts geworden, und die Gründe für die Absage sind leicht erklärlich. Was ihm Gutzkow mit der Offenheit, die zwischen beiden allmählich eingetreten, bisher von seiner eigenen Redaktionsthätigkeit geschildert hatte, war nicht geeignet, diese dem Neuling in rosigem Lichte darzustellen. Oft genug hatte er geklagt: „Es ist entsetzlich, was ich unter der Furcht, die man vor meiner kritischen Wirksamkeit hat, für meine eigene Produktion leiden und entgelten muß.“ Das war wenig verlockend für einen jungen Mann, der auf eigene Produktion ausging; die Machtstellung als Redacteur des „Telegraph“ war ein Danaergeschenk, das er zweifellos mit großen Verlusten in produktiver Beziehung hätte aufwiegen müssen, und so wies er sie schließlich zurück. „Die Lebenskunst ist eben Abwehr alles dessen, was uns aus unseren eigenen Geleisen heben will, und bevor ich diese Kunst besaß, hatte ich ihren Instinkt,“ sagt er in seinen „Lebenserinnerungen“. Er ließ sich daher aus seinem stillen Münster noch nicht fortlocken, erst im folgenden Herbst zog er an den Bodensee auf die Meersburg, wo ihm Annette von Droste-Hülshoff die Stelle eines Bibliothekars beim Freiherrn von Laßberg verschafft hatte.

Persönlich kennen gelernt hatten sich Gutzkow und Schücking bisher noch nicht; mehr-

fache Verabredungen zu gemeinschaftlichen Reisen waren stets durch Gutzkows Mangel an freier Zeit gestört worden. Längst aber war der geschäftliche Ton zwischen beiden einem freundschaftlichen gewichen. Am 9. Juni 1840 hatte Gutzkow zwei Dramen Schückings arg zerzaust, worauf ich noch zurückkommen werde, den Brief dann aber versöhnlich geschlossen, mit der Bitte: „Erhalten Sie mir die Teilnahme, deren traulicher Ton in Ihrem Letzten mir innerlich wohlgethan hat! Lebten wir zusammen, Sie würden finden, daß recht gut mit mir auszukommen wäre und daß nur ein wenig Solidität und Verlaß dazu gehörte, um mich ganz treu und harmlos zu finden. Vielleicht fügt es sich noch einmal so." Schücking nahm Gutzkows offene Kritik nicht im mindesten übel; wie er ihm vielmehr antwortete, geht aus dem Anfang des folgenden Gutzkowschen Briefes hervor: „So ist es recht, treu und wahr und ein ernstes Wort nicht übel deutend! Ich hatte, da Sie so lange schwiegen, rechte Angst, Sie würden über meine Aufrichtigkeit ungehalten sein. Nun bin ich froh, daß Sie so harmlos sein können, und ergreife mit wahrem Vergnügen die Feder, um Sie bestens zu grüßen und zu versichern, daß ich mich zu dem eigentümlichen Geiste, der aus all Ihrem Thun und Lassen spricht, innigst hingezogen fühle. Wir haben lange nur einen formellen Verkehr gepflogen, ich biete die Hand zu einem innigeren Verhältnisse, dem nichts mehr fehlen soll als die persönliche Begegnung, die uns gewiß die holde Gunst der Zukunft noch einmal schenken wird."

So herzlich wie dieser Brief scheint dies erste persönliche Begegnen nicht ausgefallen zu sein. Schücking besuchte Gutzkow 1843 in Frankfurt, und im Sommer des folgenden Jahres trafen sich beide in Augsburg, wo Schücking als Mitredacteur der Allgemeinen Zeitung seinen Wohnsitz aufgeschlagen und mit seinem Chefredacteur Kolb, dem Nationalökonomen Friedrich List und dem Schriftsteller von Binzer „von Hirten eine friedliche Gemeinde" bildete. Bei diesen Gelegenheiten war ihm nur Gutzkows psychologischer Scharfblick, sein ruhiges, prüfendes Wesen aufgefallen, während er über seine kühle Zurückhaltung ein wenig enttäuscht war, wie dies allen ging, die mit dem Verfasser der „Wally" zum erstenmal zusammentrafen. Aber früher schon hatte Gutzkow selbst Schücking vor diesem ersten Eindruck gewarnt: „Auf viele, die mich besuchten, hab ich gerade nicht aristokratisch gewirkt, aber ernst und leider oft abschreckend. Es liegt in meinen Zügen etwas Finsteres, das mein Gemüt nicht kennt. Wer den Mut hat, nach dem ersten Besuche mich wieder zu besuchen, der kommt gewiß auch zum drittenmal." Schücking hatte diesen Mut, und als er 1845 auf seiner Reise nach Ostende Gutzkow auf dem Frankfurter Hirschgraben aufsuchte, war die kühle Zurückhaltung geschwunden, und Schücking sah, daß sich auch eine Gemütswärme bei ihm äußern konnte, die er ihm nach der ersten Begegnung gar nicht zugetraut hatte.

Das nächste Wiedersehen sollte sie dann noch weit enger aneinander bringen. Der Zufall führte sie im März 1846 in Paris zusammen, und hier machte Gutzkow seinen Freund zum Vertrauten seiner intimsten Herzensverhältnisse; er führte ihn bei seiner Freundin Therese von Bacheracht ein, die ebenfalls in der französischen Hauptstadt weilte; und während Gutzkow in seiner einsamen Klause auf der Cité bergère sich einschloß, den „Uriel Acosta" zu vollenden, führte Schücking die schöne Frau und geistvolle Schriftstellerin Therese zu den Sehenswürdigkeiten von Paris und lernte sie von einer Seite kennen, die ihm eine nie verlöschende Hochachtung vor dieser Frauengestalt eingeflößt hat. Die vorurteilslose Teilnahme, die ein Mann von sicher nicht laxen Grundsätzen ihrem Verhältnis zu Gutzkow entgegenbrachte, hebt dieses weit über das Niveau gewöhnlicher Liebesverhältnisse hinaus. An den Abenden versammelte man sich dann in dem kleinen Salon Theresens, „unvergeßliche Stunden" nennt Gutzkow sie in Übereinstimmung mit Schücking in seinem nächsten Brief vom 17. Mai 1846, der mit einem sprudelnden Humor geschrieben ist, wie wenige seiner Briefe, und noch den Abglanz der durch sorgenlose Fröhlichkeit und fleißige Produktion gehobenen Stimmung der vergangenen Wochen an sich trägt. „Lieber Freund," beginnt er, „sind Sie denn glücklich zurück in den Armen Ihrer Frau

(„très riche et très fidèle“), entronnen dem wüsten Lärm, der jetzt wie ein Traum hinter uns liegt? Nicht einmal Abschied mehr hab ich von Ihnen genommen. Im Wirrwarr der Abreise war's unmöglich. Sie sind noch, wie ich höre, nach St. Germain gefahren, um dort Ihrem geliebten Mittelalter eine letzte Huldigung zu bringen. Und jetzt, mein ich, sitzen Sie in Ihren vier Pfählen, schreiben Pariser Eindrücke und stolzieren nachmittags über die Rheinbrücke mit Ihrem beneidenswerten Pariser Kostüme, ein Anblick für Götter und für alle Schneider von Köln. — Inzwischen wollt ich eurer Wohlgeboren anzeigen, daß ich sehr redlich, sehr worthaltend an Ihnen gehandelt, die Ritterbürtigen* mit großem Interesse gelesen und bereits in das perfide Augsburger Feldlager eine Depesche darüber geschickt habe. Vier bis fünf Spalten, mein Herr! Ich hoffe, daß dieser Zug meinem Charakter zu gute geschrieben wird und daß ich in Erinnerung an Ihren vorjährigen Liebesdienst in den Ergänzungsheften** nicht ferner undankbar erscheinen werde.“

Mit diesem Zeitpunkte hat beider Freundschaft eine Intimität angenommen, zu der sich Gutzkow sonst sehr selten verstand. Schücking enthüllt er die geheimsten Motive seines Handelns, ihm gönnt er Einblick in die Wirren seiner Häuslichkeit, in seine weiteren Beziehungen zu Therese, ihm schildert er sich selbst so rücksichtslos, wie er vor seinem eigenen Gewissen stand, und vertraut ihm alles an, was an Bitterkeit und Verzweiflung seine Seele vergiftete. Vor ihm will er ja nicht in falschem Lichte erscheinen, und wenn etwas in der Öffentlichkeit mißdeutet wird oder werden könnte, giebt er ihm schnellste Aufklärung. Nur wenigen gegenüber hat sich Gutzkow über dritte Personen mit so rückhaltloser Offenheit ausgesprochen wie in diesen Briefen an Schücking. Und Schücking erwiderte sein Vertrauen durch gleiche Geständnisse, und in den meisten Fällen traf es sich, daß ihre Urteile völlig übereinstimmten, wenn auch Schücking, besonders bei der Schätzung fremder litterarischer Produkte, sich vor der unbesonnenen Gründlichkeit hütete, die bei Gutzkow oft genug an das Maßlose streifte.

Von den zahlreichen Urteilen über Zeitgenossen und litterarische Leistungen der Kollegen will ich hier nur einige Proben geben, die vom litterarhistorischen Standpunkt aus durch ihre Ungeschminktheit ein Interesse beanspruchen können. Jener ersten Kritik über Freiligrath schließt sich eine zweite aus dem Jahre 1845 an, die dem eben erschienenen „Glaubensbekenntnis“ gilt. „Mich,“ äußert da Gutzkow, „den jeder dem Preußenkönig gemachte Verdruß — freut, mich hat Freiligraths Buch mehr als viele andere befriedigt. Ich habe es mit ganz preußischer Stimmung gelesen und finde sogar in diesen Gedichten mehr Ursprünglichkeit, mehr Fluß, mehr Talent als in seinen früheren gar zu affektierten Arbeiten, bei denen ich mich an den Mangel eines warmen, strömenden inneren Zusammenhangs, an den Mangel einer geistreichen Individualität nie habe gewöhnen können.“

Zur Erklärung besonders des politischen Eingangs dieser Zeilen dient eine Stelle aus einem Briefe vom 27. Januar 1844, die kurz nach einem Besuche Freiligraths bei Gutzkow in Frankfurt niedergeschrieben ist: „Freiligrath leidet an dem Schmerz einer falschen Stellung zum Zeitgeist. Ich hab ihm geraten, keine liberalen Gedichte zu machen, wohl aber die dreihundert Thaler aufzukündigen. Keine Gedichtspointe würde so viel Effekt machen als diese. Kann man noch mit Friedrich Wilhelm IV. Hand in Hand gehen?“

Über Dingelstedt, der vierundzwanzig Jahre später dem damaligen Sekretär der Schillerstiftung, Gutzkow, gegenüber eine so verhängnisvolle Rolle spielte, heißt es in einem Briefe vom 9. Juni 1840: „Dingelstedt ist von Grund der Seele aus eitel, nicht bös, aber jedem sich hingebend, der ihm schmeichelt und, wenn nichts, ihn wenigstens interessant findet. Sentimental schmachtlappig kokettiert er selbst mit dem Tode u. s. w., und es steckt nur das liebe Ich dahinter. Ich mein es freundlich mit ihm,* weil ich mich längst gewöhnt habe, an die Menschen nicht

* Ein Roman Schückings.
** Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Zeitung.

* Dingelstedt war ebenfalls vielbeschäftigter Mitarbeiter des „Telegraph“.



Karl Gutzkow.
Nach einer Photographie aus den siebziger Jahren.

Zu Houben: Karl Gutzkow und Levin Schücking.



Levin Schücking.
Nach dem Ölgemälde von Frau Jericho-Baumann (Rom 1848).

mehr strenge Maßstäbe zu legen, denn dann könnte man bald dahin kommen, daß man sich über alle, die man Freund nennte, enttäuscht und arm und allein daständе."

Von besonderer Wichtigkeit aber sind die Urteile, die Gutzkow in diesen Briefen an Schücking über seine jungdeutschen Genossen fällt; nur zwei seien angeführt, das eine über Kühne, das andere über Wienbarg, der bekanntlich auch in den „Rückblicken" eine sehr herbe Kritik gefunden hat, zu der diese Briefstelle die beste Erläuterung bietet. Über Kühne schreibt Gutzkow am 12. September 1846: „Kühne war auch bei mir; nachdem er mich fortwährend aufs grämlichste verfolgt hat, hätt ich diesen Besuch nicht erwartet. Er gehört, was sein Äußeres anlangt, zu den Norddeutschen, die ihre innere Verlegenheit und Unbeholfenheit hinter kalte und glatte Weltmannsmanieren verbergen wollen. Er ist naiver, als er sich giebt. Da er doch manches Artige geschrieben hat, so geht's mir bei ihm wie bei vielen Schriftstellern, wo ich, unerquicklich von ihrer Person berührt, zu Hilfe nehmen muß, was sie geschrieben haben. Ich muß mir da immer sagen: Das ist ja der, der das und das doch leisten kann, und dann find ich mich in solche Naturen und harre geduldig, bis ihr Besseres aus ihnen herauskriecht."

Nicht so versöhnlich klingt die Äußerung über Wienbarg vom 23. September 1846: „Es wird jetzt in der Litteratur Mode, nicht mehr durch Schöpfungen Aufsehen machen zu wollen, sondern durch ‚Zeitungsenten'. Der eine stirbt heute, um morgen wieder

aufzuleben (Voltaire trieb diese Spekulation auf die Teilnahme der Pariser von Ferney aus bis in sein achtzigstes Jahr), der andere rüstet sich in den Zeitungen, um nach Amerika auszuwandern. Wer sein Pulver verschossen hat, läßt anzeigen: Das undankbare Vaterland stößt auch diesen edlen Sohn der Freiheit aus! Alberne Lüge! Das Vaterland ist groß genug für jeden, der Charakter und Talent hat. Wen nicht ein polizeilicher Bann verfolgt, der hat nicht nötig, auszuwandern. Wenn z. B. Wienbarg seit 1836 irgend eine Dichtung hätte schaffen oder eine Überzeugung mit Hingebung an die Wahrheit durchführen können, Platz war genug dafür im Vaterlande da! Diese sentimentalen Abschiedsgrüße an eine träge und überschätzte Natur sind ein schlagender Beitrag zur Komödie des Tages. — Ich prüfe mich und frage: Bist du bitter? Aber wenn man liest, daß dieser Wienbarg sich für zu edel gehalten habe, sein Talent in den Dienst der Mode zu geben, so muß man sich doch entrüsten. Dieser W. hat ein hübsches stilistisches Talent, aber nie einen eigenen Gedanken gehabt. Seine Ästhetischen Feldzüge* sind aus Solger, Schlegel und Schelling abgeschrieben. Alle meine Anstrengungen seit 1835 kamen damals ihm zu gute,** ich war das schlechte Princip, er das edle Princip der damaligen Bewegung, er hatte die Rosen, ich die Dornen. Und dabei lag er von morgens bis zur Mitternacht in den Weinkneipen und Bordells, schrieb ein halbes Jahr in Frankfurt keine Zeile, während ich ihm durch meine Bürgschaft glänzende Honorare verschaffte; er trennte sich von mir, und was hat er seit 1836 geleistet? Er versank in eine solche geistige Impotenz, daß er von Almosen seiner Familie lebte. Man schenkte ihm nach dem Hamburger Brande ein Blatt, er hatte Terrain, konnte reden, durfte mit freier Hamburger Censur reden, und was kam zum Vorschein? Nichts! Jetzt nach zehn Jahren ist das Vaterland zu eng für seinen hohen Geist, und ‚ungleich den anderen vom jungen Deutschland, die für Erwerb schreiben‘ (vgl. die neueste Nummer des Morgenblattes), wandert er aus. St. René Taillandier wird einen Artikel daraus machen.“ — —

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zu den persönlichen Beziehungen zwischen Gutzkow und Schücking zurück. Ihr nächstes Zusammentreffen fand 1851* statt. Gutzkow suchte Schücking, der damals Feuilleton-Redacteur der Kölnischen Zeitung war, in seinem Wohnort auf, und mit Schückings Frau, Luise von Gall, und Roderich Benedix als viertem unternahmen sie gemeinschaftlich eine Tour ins Siebengebirge. Von Köln ging's auf dem Dampfer nach Bonn, mit einem Zweigespann nach Mehlem, dann setzten sie über nach Königswinter und ritten auf Eseln zum Drachenfels hinauf, „schwelgten da oben in der Aussicht und tranken dazu vortrefflichen moussierenden Rheinwein zum Frühstück.“ Weiter fuhr man im Nachen nach Remagen; im Garten eines dortigen Wirtshauses wurde getafelt. Der Kahn führte sie dann wieder nach Königswinter zurück, und auf dem Dampfer kehrten sie nach Köln heim. Es war „ein ganzer Tag voll echter Rheinlust“, wie Gutzkow später schrieb, ein Bild, das zu seinen „auf der geheimnisvoll präparierten Silberplatte des Gedächtnisses schönsten Abdrücken des Erlebten“ gehörte, und zwei Jahre vor seinem Tode, 1876, hat er diesem Tage ein Gedenkblatt geweiht, dessen melancholisch-schwärmerischer Ton ein leises Echo der tiefen Empfindung ist, die die friedliche Schönheit jenes Tages in ihm weckte. Es erschien in der „Gartenlaube“ und wurde dann in das Buch „In bunter Reihe“ mit mehreren anderen Erinnerungen unter dem Gesamttitel „Am Lethestrom“ aufgenommen. Gutzkow wollte mit diesem Erinnerungszeichen Schücking einen Händedruck geben, um ihn nachträglich zu entschädigen für eine noch zu erwähnende scharfe Kritik von 1869 über „Schloß Dornegge“, und Schücking erwiderte diesen Freundesgruß. „Ich lege ebenso tief bewegt Nr. 19 der G.-L. aus der Hand,“ schrieb er, „und kann nicht anders als Ihnen aus voller Seele für ihr schönes Erinne-

* 1834, teilweise das Programm des „Jungen Deutschlands“, dem sie gewidmet waren.

** Wienbarg und Gutzkow waren die Herausgeber der „Deutschen Revue“, die aber durch das Vorgehen des Bundestages 1835 im Keime erstickt wurde.

* In Levin Schückings Lebenserinnerungen, die im Januar 1881 in dieser Zeitschrift erschienen, nimmt der Brief vom 29. Nov. 1850 darauf Bezug; doch muß diese Jahreszahl 1851 heißen.

rungsblatt danken — mit all der Wehmut, die solch ein Bild aus ‚schöneren Stunden‘ erweckt, aber auch mit großer inniger Freude, daß der von Ihnen so reizend — in einem wahren kleinen Kabinettstück — geschilderte Tag so sympathisch in Ihrer Erinnerung lebt! ... Tempi passati, und heute muß man sich eben an den Satz halten: L'art de vivre heureux c'est savoir se consoler.“

Zum letzten Male sahen sich dann die Freunde 1857* in Schückings Heimatland Westfalen. Gutzkow verweilte drei Wochen im Inselbad bei Paderborn, um für seinen zweiten neunbändigen Roman Studien zu machen; „Witoborn“ heißt jene Stadt im „Zauberer von Rom“. Von da überraschte er Schücking eines Tages in Münster, und dieser beantwortete ihm manche Fragen über westfälische Verhältnisse und Lebensformen. Auch Schückings Werke hat Gutzkow nach seinem Geständnis für diesen Roman stofflich viel benutzt. Die Einzelheiten jenes Tages schildert Schücking brieflich: „Wir waren einen Nachmittag hier im Schloßgarten, den nächsten fuhr uns eine Frau Hüffer von hier, die jetzt auch nicht mehr unter den Lebenden ist, auf ihren halbcivilisierten Bauerhof hinaus, wobei sich August von Haxthausen** ebenfalls anschloß und ein Rittmeister von Krane, mein hiesiger Freund, der hier im vorigen Winter als Oberst a. D. und Verfasser mehrerer Bücher (‚Aus der Säbeltasche‘, ‚Der Kapitän‘ u. s. w.) gestorben ist — ein geistvoller Mensch voll Weltkenntnis, Geschichten und Adelssparren. Er trabte zu Pferde neben uns her und kokettierte mit seiner Reitkunst, worin er Virtuose war. Draußen unter den Bäumen der kleinen Gartenanlage perorierte Haxthausen. — Sie machten ein unvergleichlich kaustisches Gesicht dazu und sagten a parte: ‚Sogleich wird er beweisen, daß die Adligen von den Affen abstammen.‘“

Nach Sassenberg, dem alten Familiensitz der Schückings, das Levin 1852 von einer alten Verwandten übernommen und wo er sich in „beneidenswerter Ruhe und Beschaulichkeit“ niedergelassen, ist Gutzkow nie gekommen, so oft ihn auch Schücking einlud, sein Stillleben zu teilen. Vielleicht ist gerade der Umstand, daß beide nie längere Zeit miteinander verlebten, der stets sich erneuernde und erfrischende Reiz ihrer Freundschaft gewesen.

Nach Gutzkows Abgang vom „Telegraph“ (1843) arbeitete Schücking für die zunächst unter Georg Schirges' Leitung fortgesetzte Hamburger Zeitschrift fleißig weiter, bis er nach zwei Jahren seinerseits in der Lage war, Gutzkow zur Mitarbeit an der Kölnischen Zeitung aufzufordern, deren Redaktion Schücking 1845 übernahm. Hier mußte dieser denn oft für die „journalistischen Gelüste“ Gutzkows herhalten, und es schwebten 1850 sogar Verhandlungen zwischen beiden, Gutzkows „Ritter vom Geist“ in dem rheinischen Blatt erscheinen zu lassen. Jedoch die Ausdehnung des neunbändigen Werkes, das mindestens ein Jahr lang das Feuilleton der Kölnischen Zeitung gefüllt haben würde, zwang Schücking schließlich, diesen Plan aufzugeben. — Auch zu dem von Schücking 1846 herausgegebenen „Rheinischen Jahrbuch“ steuerte Gutzkow den Essay „Über Theaterschulen“ bei.

Andererseits rechnete auch Gutzkow bei seinen neuen journalistischen Unternehmungen stets auf Schückings Mitwirkung, so als er 1846 den Plan erwog, eine deutsche Revue des deux mondes zu gründen, und besonders als er 1852 die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ leitete, in denen manche Arbeiten Schückings und seiner Frau, Luise von Gall, erschienen. Reine Gefälligkeitsdienste waren aber auch dies nicht, und was ihm nicht behagte, wies er ohne Gnade zurück oder bearbeitete es nach seinem Gutdünken.

Die Übereinstimmung der beiden Freunde in ihren ästhetischen Urteilen regte in Schücking eine Idee an, die ein Beweis für den Ernst seiner litterarischen Kritik ist, zugleich aber der Originalität nicht entbehrt. In einem Briefe vom 24. Dezember 1851 erläutert er sie folgendermaßen: „Über Auerbach teile ich ganz Ihre Meinung. Nichtsdestoweniger wird die Kritik das Buch her-

* Schücking nennt in seinen Erinnerungen das Jahr 1858, was jedoch ein Irrtum sein muß, da schon zu Anfang dieses Jahres die sieben ersten Bände des „Zauberers von Rom“ fertig waren.

** Onkel der Annette von Droste-Hülshoff; bekannt durch seine Arbeiten über Agrarverfassung, seine „Transkaukasia“ und namentlich seine „Studien über Rußland“.

ausstreichen. Sollte man denn dieser kritischen Entsittlichung nicht ein Ende machen können? Wenn wir uns zusammenschlössen und mit einem dritten anständigen Menschen ein litterarisches Femgericht bildeten? Abwechselnd nach dem Turnus nähme einer von uns in gedrängter Kürze ein Buch vor und übersendete dann seine Kritik den zwei anderen, die jeder sein Korreferat dazu schreiben und sich mit einem nom de guerre unterzeichneten: strenges Geheimnis würde die Unabhängigkeit des Urteils möglich machen; das Publikum und die Schriftsteller würden sich dem Freistuhl unterwerfen müssen, weil sie hier ein Buch von drei verschiedenen Individualitäten besprochen, also ein allseitig abwägendes Urteil und eine Garantie gegen Lobhudelei und Kameradschaft fänden. Bei ganz disparatem Urteil müßten wir uns vorher verständigen; auch könnten wir natürlich nur die bedeutendsten Werke oder solche, welche durch die Namen des Verfassers, durch übermäßigen Erfolg beim Publikum sich aufdrängten, besprechen. Qu'en dites-vous? Und wen könnte man als dritten im Bunde brauchen? oder wenn Sie keine Lust haben als zweiten und dritten? Ich bin sehr gespannt darauf, Ihre Meinung zu hören — aber ich bitte Sie, niemandem von der Idee zu sprechen."

Dieser Plan eines kritischen Geheimbundes schien Gutzkow doch etwas gewagt: „Das kritische Femgericht wird schwer durchzuführen sein", antwortete er; „die Rache würde durch alle Lande ihre Fackel schwingen. Und, aufrichtig, stecken wir nicht alle in Befangenheit?" Man kann diese ablehnende Haltung Gutzkows nur billigen, und auch Schücking würde bald zu der Einsicht gekommen sein, daß dieser Plan eben nur ein wohlgemeinter Einfall war. Jedenfalls hätte der Gang der Verhandlung bei diesem „Femgericht" ein ganz anderer sein müssen. —

Den schönsten Beweis der Schätzung, die Gutzkow für den Menschen wie für den Schriftsteller Schücking hegte, hat er bei zwei anderen Gelegenheiten erbracht. Als er 1857 nach Italien reiste, gab er seinem Verleger Brockhaus die sieben fertigen Bände des „Zauberer von Rom" versiegelt mit der Aufschrift: „Im Fall meines Todes an Levin Schücking zu übergeben." Ebenso lautete sein „Letzter Wille", als unter der Arbeit an „Hohenschwangau" 1864 seine Kraft zusammenbrach und eine völlige Nervenzerrüttung, für die er in der Anstalt zu St. Gilgenberg Heilung suchte, ihn ein Jahr lang seiner Arbeit entzog. Schücking sollte das umfangreiche historische Material, das Gutzkow für diesen Roman zusammengetragen, ordnen und zu einem Ganzen verarbeiten. Als die furchtbare Katastrophe über Gutzkow hereinbrach, weilte Schücking in Rom, erst spät scheint er von dem Unglück seines Freundes Kenntnis erhalten zu haben und in den Besitz seines letzten Willens gelangt zu sein. Noch am 23. März 1865 schreibt er ihm von Rom aus einen harmlosen Brief, den Gutzkow aber wohl erst einen Monat später ausgeliefert erhielt; es ist ergreifend, auf jenem Briefe von der Hand des Kranken die Nachschrift zu finden: „Ich erkenne aus diesem Brief, daß Schücking mein ‚Hohenschwangau' aufnimmt, bearbeitet und fortsetzt. Sei ihm die Muse hold! Den 7. April. G." Mit diesen Zeilen glaubte er damals seine litterarische Thätigkeit abgeschlossen, und die feste Überzeugung, daß Schücking sein letztes großes Werk in seinem Geiste vollenden werde, hat zweifellos viel zur Beruhigung seines Zustandes beigetragen. Den ersten durch seine verzweifelte Resignation tragisch erschütternden Brief, den Gutzkow nach seiner Genesung an Schücking sandte, hat dieser bereits in seinen „Lebenserinnerungen" abgedruckt.

Dieses feste Vertrauen auf seine Freundschaft hat Schücking dem vom Schicksal so schwer Getroffenen nicht vergessen, und er sollte bald nach diesem letzten Brief Gelegenheit haben, seine selbstlose Treue ihm zu beweisen. Es ist keine Frage, daß Gutzkow die Folgen jener Krankheit bis an sein Lebensende nicht mehr verwunden; sie zeigten sich besonders in einer immer wieder bis ins Krankhafte sich steigernden Reizbarkeit und Rücksichtslosigkeit. Sagt schon Schücking nicht ohne Recht von Gutzkow, daß „niemand jemals mehr den Mut seiner Meinung besessen als er: den Mut der aufrichtigen Meinung, daß so ziemlich alles, was seine Zeitgenossen hervorbrachten, nicht viel wert sei und unnütz vor dem Herrn" — im letzten Jahrzehnt seines Lebens tritt diese Eigen-

schaft Gutzkows in einer Schärfe hervor, die leider sein Bild in der Litteraturgeschichte völlig verzerren und besonders dem jüngeren Geschlecht nur die Erinnerung an einen alternden, vergrämten, alles bekrittelnden Schriftsteller aufdrängen mußte. Bei keinem anderen hat sich ja Goethes Wort so grausam bewahrheitet: „So wie einer von hinnen geschieden ist, so lebt er fort im Gedächtnis der kommenden Geschlechter." Im Jahre 1869 hatte Gutzkow den Auftrag erhalten, die neuesten litterarischen Erscheinungen in zwanglosem Plauderton für die „Gartenlaube" zu besprechen. Schon die ersten dieser Briefe erregten wegen ihrer Schärfe Befremden, im fünften trug ihm die Kritik über Schückings „Schloß Dornegge" eine „grobe Note" vom Verleger ein, die ihn bestimmte abzubrechen. Er hatte es in der That nicht böse gemeint, und man darf gewiß seiner Versicherung glauben, daß er nie daran gedacht, Schückings Romanschöpfungen herabzusetzen, daß er sie nur habe charakterisieren wollen, weil er sich einbildete, mehr und tiefer zu sehen als andere. „Lassen Sie uns zusammenhalten in teilnehmender Wärme," hatte er ihn einmal gebeten: „wir wollen uns prüfen, sichten und richten, tadeln auch; nur das Ignorieren, das Verwerfen ganzer Richtungen ist das, was wir an uns selbst vermeiden wollen, das Nichteingehen aufeinander." Dieses letztere Versprechen hat Gutzkow allerdings gründlich gehalten. Noch ehe jene Kritik erschienen war, schrieb er an den Gemaßregelten: „Verehrter Freund, Sie werden in diesen Tagen in der ‚Gartenlaube einen Brief von mir über ‚Schloß Dornegge' finden, der neben viel Anerkennendem und einer durchgängig hochachtungsvollen



Nach einem Stich aus den sechziger Jahren.

Sprache über Sie doch Tadel enthält und sogar einen Radikalprotest gegen Ihre Erfindungsweise. Halten Sie diese Erfahrung, die Sie da machen, für keinen Beweis von Perfidie meinerseits. Zu meiner Entschuldigung möge sprechen: Ich schreibe diese litterarischen Briefe mit dem größten Widerstreben, mir vollkommen bewußt, daß ich besser thäte, mir keine Feindseligkeiten zu wecken. Nun könnte ich auch die Gelegenheit zum Dissentieren umgehen, aber, wenn ein so lesescheuer Autor wie ich, der nur noch Bücher in die Hand nimmt, um Material zu haben, selbst welche zu schreiben und seine Lücken zu stopfen, einen vierbändigen Roman gelesen hat, wie ich den Ihrigen, so muß ich mir diese Chance, gründlich zu sein, festhalten und, einmal beauftragt, über laufende Litteratur zu referieren, das angegriffene Kapital an Zeit wieder einbringen. Aber, ich glaube auch, wenn Sie nicht allzu empfindlich sein wollen, so behalten wir nicht nur einen modus vivendi, sondern auch vollkommen unsere alte Freundschaft, denn, wie gesagt, an Wertschätzung habe ich's nicht fehlen lassen, wie Sie sich denken können, nicht bloß um Ihretwillen, sondern auch wegen Keils, von dem ich ja weiß, wie große Stücke er auf Sie hält. Sie werden auch meinen Gedankengang billigen. Ich spreche von der Romantik und komme dann per varios casus auf ‚Schloß Dornegge‘, worin ich zu viel Unglaubliches, zu viel vom Autor zwangsweise Kommandiertes zu finden glaube. Ich führe durch, daß Sie das Märchen auf die moderne Welt übertragen. Beinahe hätte ich dabei offen gestanden, daß ich es, auch halb und halb ein romantischer Spätling, nicht besser mache, wenigstens in meinen ‚Rittern vom Geist‘, denen Sie, beiläufig bemerkt, den ‚Dankmar‘ hätten lassen sollen. Wenn Sie die nächste Nummer der ‚Gartenlaube‘ gelesen haben und Sie können mir noch in alter Freundschaft und Herzlichkeit schreiben, so würde ich mich sehr glücklich darüber fühlen.“

Ist auch die Gutzkowsche Kritik immerhin so, wie er sie hier beschreibt, so hatte er, der, wie Schücking richtig sagt, selbst die verletzliche Epidermis eines jungen Mädchens besaß, doch allen Grund zu befürchten, daß eine der wenigen alten Freundschaften nun auch in Trümmer gehen würde. Da gab Schücking einen schönen Beweis seiner versöhnlichen Uneigennützigkeit mit folgendem Brief, der Zeugnis für seinen prächtigen Charakter ablegt: „Teuerster! Ich antworte Ihnen, noch ehe ich Ihren formidabeln Artikel gelesen, und zwar um Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie mich für so empfindlich halten können, und Dank zu sagen für Ihren Brief, der mir ein schöner und wohlthuender, hoch erfreuender Beweis ist, daß Sie auf mich und meine treue alte Freundschaft ein wenig halten! Was die Kritik angeht — eh bien, so werden Sie's so arg nicht gemacht haben, und was ein Mann wie Sie über einen Autor sagt, wird eben richtig und so sein, daß er wohl thut, es sich gesagt sein zu lassen! Ich habe seit Jahren keine Kritik über irgend eine meiner Schriften mehr gelesen; nichts als Reklame, Lobhudeleien untergeordneter Geister, die loben, weil ihnen ein Exemplar vom Verleger übersandt wurde, ohne daß sie das Buch nur gelesen hatten. Da ist's mir denn höchst gesund und macht mich nur dankbar, wenn Sie mit Ihrem immer den Nagel auf den Kopf treffenden Scharfblick mir sagen: Voilà ton faible! Nur eins möcht ich einwerfen — als Apologie. Die Franzosen in ihren Feuilletonromanen, die Engländer in ihren Sensationsromanen erlauben sich doch noch zehnmal, hundertmal ärger das Märchen in die moderne Welt zu ziehen. Ihr Publikum ist kindlich genug, ihnen zu glauben. Weshalb sollen wir Deutschen nicht auch ein wenig kindliche Gläubigkeit unseren nüchternen realistischen Deutschen einzuimpfen suchen? Dem sei nun, wie ihm wolle, und Ihre Kritik sei, wie sie wolle, ich sage never mind, danke für Brief und Kritik... Also Sie sind auch so weit, daß Ihnen nun bald bevorsteht, was auch mir — in nicht zu langer Zeit — Großvater zu werden! Schauriger Augenblick! Aber was soll man machen — und so viel Poet ist man ja doch, daß einem die Jugend des Herzens nicht ganz abhanden kommt, und mit der sende ich Ihnen die herzlichsten Grüße treuester Anhänglichkeit und die schönsten Glückwünsche zum Familienfest! Ihr Schücking.“

Trotz dieser schönen Versöhnlichkeit Schückings scheint ein klein wenig Verstimmung

gleichwohl übriggeblieben zu sein; Gutzkow glaubte sie noch aus der kurzen Selbstbiographie, die sein Freund 1876 für Lindaus „Gegenwart“ schrieb, herauszuspüren. Ihr Briefwechsel stockte auch eine Reihe von Jahren hindurch, und nur noch zwei Briefe aus dem Jahre 1876 sind erhalten.

Die Vorwürfe, die Gutzkow dem Verfasser von „Schloß Dornegge“ machte, laufen darauf hinaus, daß er ihn französischer Schule allerjüngsten Datums beschuldigt, das Überwiegen des Dialogs tadelt, ihm ein „allzu leichtes Handhaben reiner Unwahrscheinlichkeitsfiguren“ vorwirft und ihn deshalb einen der letzten Ritter überlebter Romantik nennt. Die Handlung seines Romans müsse in die Sprache von „Tausend und eine Nacht“ oder der Märchen der Gebrüder Grimm übersetzt sein.

Diesen Fehler der Schückingschen Produktion hatte nun Gutzkow nicht plötzlich an seinem Freunde entdeckt; vom Anfang ihrer Bekanntschaft an hatte er in seinen Briefen diesen Vorwurf oft genug erhoben, weniger allerdings gegen seine Romane, weil er sich die Kritik der letzteren für die Öffentlichkeit aufsparte, als gegen eine Seite der Schückingschen Produktion, die weniger bekannt ist, die dramatische. Gutzkows Briefe werfen ein interessantes Licht auf Schückings dramatische Anfänge, von denen dieser in seinen „Lebenserinnerungen“ völlig schweigt, wie er dort überhaupt von seinen eigenen Werken in seiner Bescheidenheit fast nichts verlauten läßt. Er hat sich nach mehrfachen Versuchen später ganz von der Bühne zurückgezogen, von seinen Dramen auch nur zwei dem Publikum zugänglich gemacht; daß er aber eine dramatische Ader besaß, beweist der Umstand, daß fast alle seine Romane von anderen dramatisiert worden sind. Was Gutzkow ihm aber über seine dramatischen Versuche schreibt, verdient auch seiner allgemeinen Bedeutung wegen weiter bekannt zu werden, da es zugleich für die damaligen Theaterzustände charakteristisch ist. Einige bezeichnende Proben mögen hier folgen. Hervorzuheben ist, daß diese Kritiken Gutzkows aus jener Zeit stammen, wo er mit der deutschen Bühnenwelt in engster Berührung stand.

Im April 1840 sandte Schücking an Gutzkow ein „stark romantisches“ Lustspiel „Täuschungen“ nach Hamburg, um es im „Telegraph“ erscheinen zu lassen. Gutzkow konnte sich jedoch dazu nicht verstehen, es sei zu wenig stoffreich, und am 27. Mai begründet er seine Ansicht näher: „Da ich erst einige Tage hier und mit Arbeiten überhäuft bin, so konnt ich noch nicht die Fortsetzung Ihres Lustspiels lesen. Es scheint mir sehr phantastisch, und wenn es dies ist, so führt es das hiesige Theater nicht auf, und führt es dieses nicht auf, so möcht ich's auch nicht einreichen, weil ich die Direktion nicht daran gewöhnen möchte — mir etwas abzuschlagen. Ich spreche, wie Sie sehen, ganz aufrichtig. Doch les' ich es erst und sage Ihnen dann, was zu thun ist. Lustspiele, mein lieber Freund, wie sie von unseren heutigen Bühnen gegeben werden sollen, müssen ganz handgreifliche Wahrscheinlichkeit haben, nichts Eichendorffsches, nichts Brentano-artiges, das liest sich, aber sieht sich nicht. Sie sind in Ihrem kritischen Urteil zu verständig, um darüber nicht, so wie ich, im reinen zu sein.“

Als Antwort scheint Schücking seinem litterarischen Berater ein zweites Drama übersandt zu haben, diesmal ein Trauerspiel „Richard von Poitou“. Dies erregte aber geradezu Gutzkows Unwillen, und mit einem Freimut, der Schückings jungen Autorstolz auf eine schwere Probe stellt, spricht er sich rücksichtslos darüber aus: „Lieber Schücking! Wie kann ein Mann von Ihrem kritischen Urteil, den ich für einen unserer besten Rezensenten halte, über sich selbst so im unklaren sein, daß er Dramen wie ‚Täuschungen‘ und ‚Richard von Poitou‘ für aufführbar hält! Ei, aufführbar ist der ‚Richard‘ schon. Gesprochen kann das alles werden, aber wo werden Sie in Deutschland einen Theaterdirektor finden, der seine auf Einnahme berechneten Theaterabende an Experimente so gewagter Art setzen wird? Einen Theaterdirektor zieht nur eine spannende Anekdote mit frappanten Situationen an, etwas, was Fleisch und Blut ist, fertig da steht, ob nun die schlechte Fertigkeit der gewöhnlichen Schriftsteller oder die gute der besseren. Die ‚Täuschungen‘ sind nun rein in der Luft schwebend. Bei Shakespeare kommt wohl auch dies romantische Hin- und Herlaufen, sich Verkleiden ꝛc. vor, aber — um nur eines zu erwähnen — giebt man seine Lust-

spiele? Werden Sie nicht übermütig ob des Shakespeare-Vergleiches. Ich habe Lust, Sie recht abzukanzeln. Sie sollten so schattenartige Konfusionen nicht schreiben, Menschen schildern, deren drittes Wort eine litterarhistorische Reminiscenz ist, Räuber, die sich selbst ironisieren — ꝛc. Glauben Sie, daß ein Räuber, der sich über sich lustig macht, auf der Bühne möglich ist? Räuber ist Räuber — Cartouche Cartouche — was kommen Sie da mit Reflexionen und Witzen, die oft ganz nett sind, aber den Menschen umgehängt werden wie Wildschuren im Sommer! Auf der Bühne muß alles scharf, sicher umrissen sein, jede Situation klar gedacht, jede Anekdote, jedes Sujet in sich fertig ausgetragen. Da muß jede Linie gerade, keine krumm, keine (nicht einmal!) rund sein, obgleich rund für schön gilt. Im Drama alles direkt, sicher und vernünftig. Kein Brüseln und Flunkern, keine Allotrien, wie in diesem Lustspiel, wo einem Theaterverstande (und -vorstande) der Verstand stillsteht. Sehen Sie, ich bin recht abscheulich; aber ich habe mich geärgert, daß Sie solche Sachen schreiben. Sie haben für die Betrachtung des Geselligen so viel von Goethe gelernt und für Menschengestaltung und dramatische, thetische, objektive, sachliche Produktion, in diesen Dramen wenigstens, gar nichts. Ich schreibe heute mit einer Stahlfeder, denn ich muß tapfer einhauen: ich bin bös auf Sie über diesen Bellario, der mit dem Betrunkensein allerhand schlechte Späße macht, über diese Verkleidungsintrigue, über Räuber, die Witze auf sich machen, über Cartouche, der die neue französische Litteratur gelesen zu haben scheint, über diesen reflektiven Stil, über diesen naiven Bauernjungen, von dem sich der Herr Autor selber am Schluß hat ironisieren lassen u. s. w. Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihnen die Sachen zurückschicke. Für die hiesige Bühne, die nur Schauspiele von populärer, klarer und anekdotischer Tendenz geben kann, sind sie nicht; lesen Sie im ‚Korrespondenten‘ unser Repertoire — Sie werden immer nur Praktisches, Geldeinbringendes finden. Etwas davon abzudrucken, ist auch nicht geraten, da dramatischen Bruchstücken für den Leser immer das Interesse des Zusammenhangs fehlt.“ ...

Diese Skizze dürfte genügen, in das Verhältnis Schückings zu Gutzkow einige Klarheit zu bringen und einen kurzen Blick in eine litterarische Epoche zu eröffnen, die von der Forschung bisher noch stark vernachlässigt worden ist. Im Leben Levin Schückings aber, wie in dem Karl Gutzkows ist beider Freundschaft nicht nur eine Episode, sondern ein in seinen Ursachen und Wirkungen hochwichtiger Bestandteil gewesen.





Honigsauger und Rotnackentaube von den Samoa-Inseln.

Die Vogelwelt
der neuesten deutschen Besitzungen in der Südsee.

Von

Paul Matschie.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Erwerbung der Mariannen-, Karolinen- und Samoa-Inseln hat den deutschen Kolonialbesitz in der Südsee wesentlich erweitert. Deutscher Fleiß und deutsche Forschung sind seit Jahrzehnten auf diesen Inseln in hervorragender Weise thätig gewesen, und deutschen Reisenden verdanken wir einen großen Teil dessen, was wir über die Naturgeschichte jener Gegenden wissen. Namentlich Kubary und Finsch haben viel zur Kenntnis der dortigen Tierwelt beigetragen.

Verhältnismäßig wenige Tierarten leben auf den vielen Hunderten von kleinen Eilanden, welche sich nördlich vom Äquator über dreißig Längengrade und fünfzehn Breitengrade verteilen, und auch Samoa bietet uns kaum eine größere Ausbeute. Die Säugetiere sind nur durch einige Flughunde und Fledermäuse, sowie durch eine einheimische Maus vertreten, abgesehen von den durch Schiffe verschleppten Hausratten und Hausmäusen; von Kriechtieren sind wenige Eidechsen und Haftzeher nachgewiesen worden, und Süßwasserfische giebt es schon deshalb nicht, weil dort längere Flußläufe fehlen.

Von Wirbeltieren kommen nur die Vögel in etwas größerer Mannigfaltigkeit vor; mit ihnen wollen wir uns hier etwas genauer beschäftigen. Wir werden da sehr eigentümlichen Verhältnissen in der Zusammensetzung und Verbreitung der Vogelwelt begegnen, die wir erst recht verstehen können, wenn wir uns zunächst einmal über die Vorgeschichte des merkwürdigen polynesischen Inselmeeres unterrichtet haben.

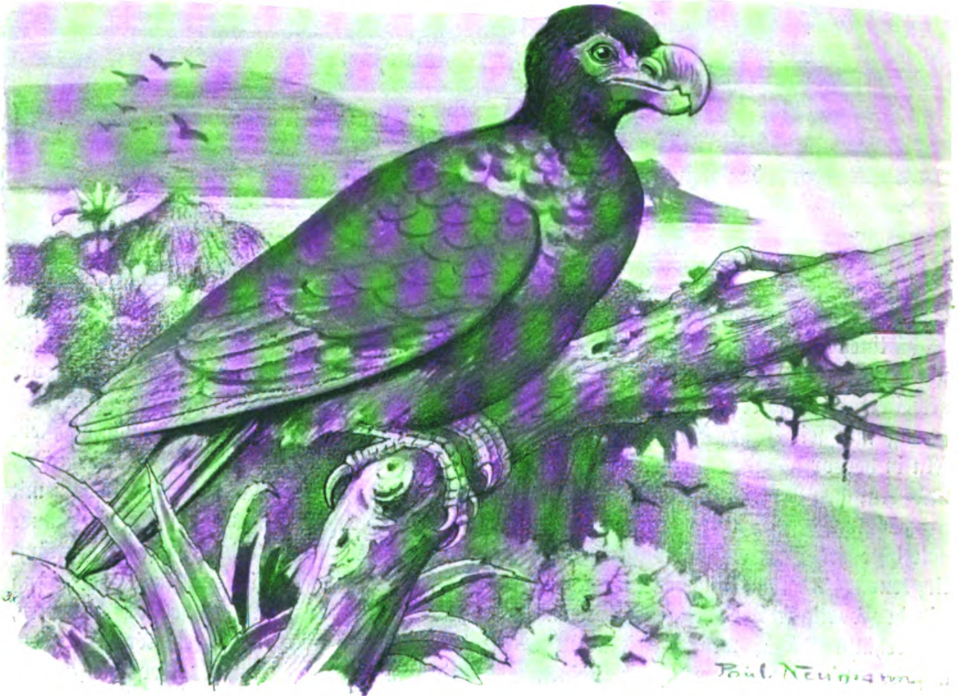
Die Verteilung von Land und Wasser auf der Erde ist nicht immer so gewesen, wie sie uns heute der Globus zeigt. Wir wissen, daß in früheren Zeiten das Weltmeer einen großen Teil von Deutschland bedeckte, daß

sich zwischen Asien und Amerika ein breiter Landrücken nach Süden bis zu den Alëuten ausdehnte, und daß Ost-Sibirien von Nord-Rußland durch einen weiten Meeresarm getrennt war. Allmählich senkte sich der Meeresspiegel in der nördlichen Hälfte der östlichen Halbkugel, langsam stieg das Land aus dem Ocean herauf. Das sibirische Meer verschwand, und Europa nahm die Gestalt an, in welcher wir es heute kennen. Dagegen stieg die Flut im Stillen Ocean gewaltig auf. Amerika wurde von Nordasien durch ein Meer getrennt, und im Süden überschwemmten die Wogen den umfangreichen Kontinent, der sich einst von Celebes und den Philippinen bis weit über die Stelle erstreckte, wo heute die Samoa-Inseln liegen.

Korallentiere hatten von jeher an den Küsten der südlichen Ländermasse ihre gigantischen Riffe erbaut. Sie folgten dem vordringenden Weltmeere, sie stiegen mit ihm Wasserspiegel, als die Wogen auch die Bergesspitzen bedeckten. Zwischen dem Korallenkalk lagerten sich angewehte Samen von Pflanzen ab, die dort keimten und allmählich eine reiche Vegetation auf den Ringinseln schufen. So entstanden die Korallen-Atolle. Was wir heute Polynesien nennen, jene Hunderte und aber Hunderte von kleinen und kleinsten Inseln, das sind entweder Vulkan-Inseln, welche von Korallenriffen umgeben sind, die höchsten Bergspitzen eines untergegangenen Erdteiles, oder Korallen-Atolle, die letzten Merkzeichen des untergesunkenen Landes.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir in den Vögeln der Mariannen-, Karolinen- und Samoa-Inseln den kleinen Rest einer ehemals reichen, vom Meere verschlungenen Vogelwelt erkennen.

Wie stellt sich uns denn im allgemeinen die Gesamtheit der Tierformen eines großen



Zahntaube von den Samoa-Inseln.

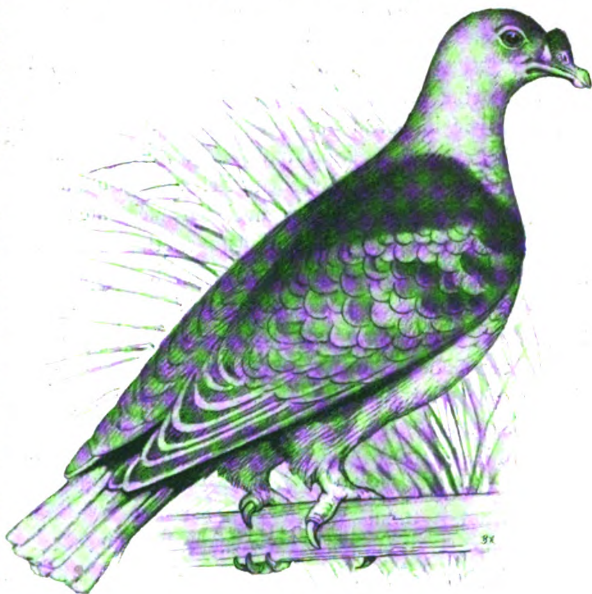
an den Bergen empor, als das Tiefland unter dem Wasser verschwunden war, sie bildeten um die Spitzen der aus den Fluten herausragenden Vulkankegel ringförmige Riffe, sie bauten immer höher empor bis zum Kontinents dar? Wir begegnen dort gewissen Säugetieren und Vögeln, die weithin über den Erdteil verbreitet sind. Und doch zeigen sie in den verschiedenen Gegenden gewisse besondere Merkmale, aus denen

wir mit größerer oder geringerer Sicherheit auf ihre engere Heimat schließen können. Wie der Berber sich vom Fulbe unterscheidet, so hat auch der Berberlöwe eine andere Gestalt und andere Färbung als der Löwe des Niger-Gebietes; an den Rändern der Sahara hat der Strauß einen roten, in der Kalahari einen grauen Hals.

Das Klima, die geologische Beschaffenheit und geographische Lage eines Landes drücken den dort lebenden Tieren ein bestimmtes Gepräge auf. Man spricht dann von geographischen Abarten. Die Gebiete, in welchen die einzelnen Tierformen in einer und derselben Abart vorkommen, hat man zu umgrenzen versucht. Man fand, daß jeder große Kontinent in eine Anzahl von kleineren Tiergebieten zerlegt werden kann, deren jedes durch besondere Abarten ausgezeichnet ist. Ja, die Verschiedenheit zwischen diesen zoogeographischen Subregionen ist teilweise dadurch noch mehr ausgeprägt, daß gewisse Gattungen nur in einem oder in wenigen benachbarten Untergebieten vorkommen. So kennen wir z. B. das Mähnenschaf nur aus den Gegenden nördlich von der Sahara, den Husarenaffen nur aus dem Sudan und den Gorilla nur von Unter-Guinea. Überall, wo nicht sehr hohe Gebirge zwei derartige Tiergebiete voneinander scheiden, ist in den Grenzgegenden der Einfluß beider Faunen nachzuweisen. Die Tiere sind eben der Bewegung fähig und verbreiten sich so weit, als die ihnen nötige Nahrung vorhanden ist. Wenn wir also aus einem Tiergebiete in ein zweites uns begeben, so finden wir zwischen beiden gewöhnlich eine Zone, in welcher die Tierwelt aus Formen des einen und des anderen gemischt ist. Ich bin wohl der erste gewesen, der darauf hingewiesen hat, daß diese Tiergebiete in den innigsten Beziehungen zu den großen Wassergebieten stehen, und daß jeder große Wasserlauf eine besondere Tierwelt besitzt.

Von dem gewaltigen Kontinent, welcher in längst vergangenen Zeiten auch die Inseln umfaßte, die uns hier beschäftigen sollen, ist ein beträchtliches Stück heute noch vorhanden, nämlich Australien.

Auch hier finden wir nicht dieselbe Fauna überall, auch Australien zerfällt in eine Anzahl von kleineren Tiergebieten, deren jedes seine besondere Formen aufweist. Soweit der nach Süden fließende Murray mit dem Darling das Land beherrscht, ist das Bild, welches uns die Gesamtheit der dort lebenden Säugetiere und Vögel darbietet, einheitlich. Sobald wir aber z. B. in die zum Carpentaria-Golf abwässernden Gegenden gekommen sind, ändert sich die Zusammensetzung der Tierwelt ganz erheblich, ja, die nach Osten abwässernden Gegenden in Süd-Queensland bilden schon ein Gebiet für sich. Denken wir uns nun, daß Australien vom Meere überflutet wird, daß nur noch einige Bergspitzen im Südosten, in Süd-Queensland und im Gebiete des Carpentaria-Golfs aus dem Wasser hervorragen, so würden die so entstandenen Inseln im Süden in ihrer Tierwelt die größte Ähnlichkeit miteinander aufweisen, während auf den Eiländern im Nordosten schon eigentümliche Formen auftreten und die Tierwelt der weiter nördlich gelegenen Inseln einen noch mehr abweichenden Eindruck machen würde.



Höcker-Fruchttaube von den Samoa-Inseln.

Läge eine dieser Berginseln in den Quellgebieten des Darling nahe der Grenze

zwischen zwei zoogeographischen Gebieten, so wäre es wohl möglich, daß unter den Arten, welche auf jener Bergesspitze vor dem Untergange gerettet sind, Angehörige aus beiden Gebieten sich finden. Es werden also diese höchsten Spitzen eines untergegangenen Landes dann eine gleichartige Tierwelt aufweisen, wenn sie in einem und demselben Tiergebiete des versunkenen Erdteiles liegen, sie werden von sehr verschiedenen Arten bewohnt werden, wenn sie zu zwei verschiedenen Tiergebieten gehörten. Wenn endlich auf einer Insel Tierformen zweier Gebiete nebeneinander leben, wird man behaupten dürfen, daß sie auf der Grenze zweier Tiergebiete des vom Wasser verschlungenen Kontinents liegt, da wo sich die Arten beider miteinander mischten.

Nach diesen etwas weit ausholenden, aber zum Verständnis notwendigen Abschweifungen kehren wir nunmehr zurück zu der Vogelwelt unserer neuesten deutschen Schutzgebiete in der Südsee.

Arm ist die Fauna, wie ich schon oben erwähnte, der letzte überlebende Rest der Tierwelt, welche einst den verschwundenen Süd-Kontinent bewohnte. Wenn wir in Deutschland einen Ausflug machen, so können wir mit Leichtigkeit an einem Tage fünfzig bis sechzig Vogelarten beobachten, welche bei uns im Sommer brüten; die Zahl aller in der Mark Brandenburg brütenden Vogelformen beträgt ungefähr hundertundachtzig. Auf keiner der polynesischen Inseln kommen mehr als dreißig bis vierzig Arten brütend vor, und die Zahl aller dort nachgewiesenen Vogelformen beläuft sich für jede Insel auf höchstens fünfzig bis sechzig.

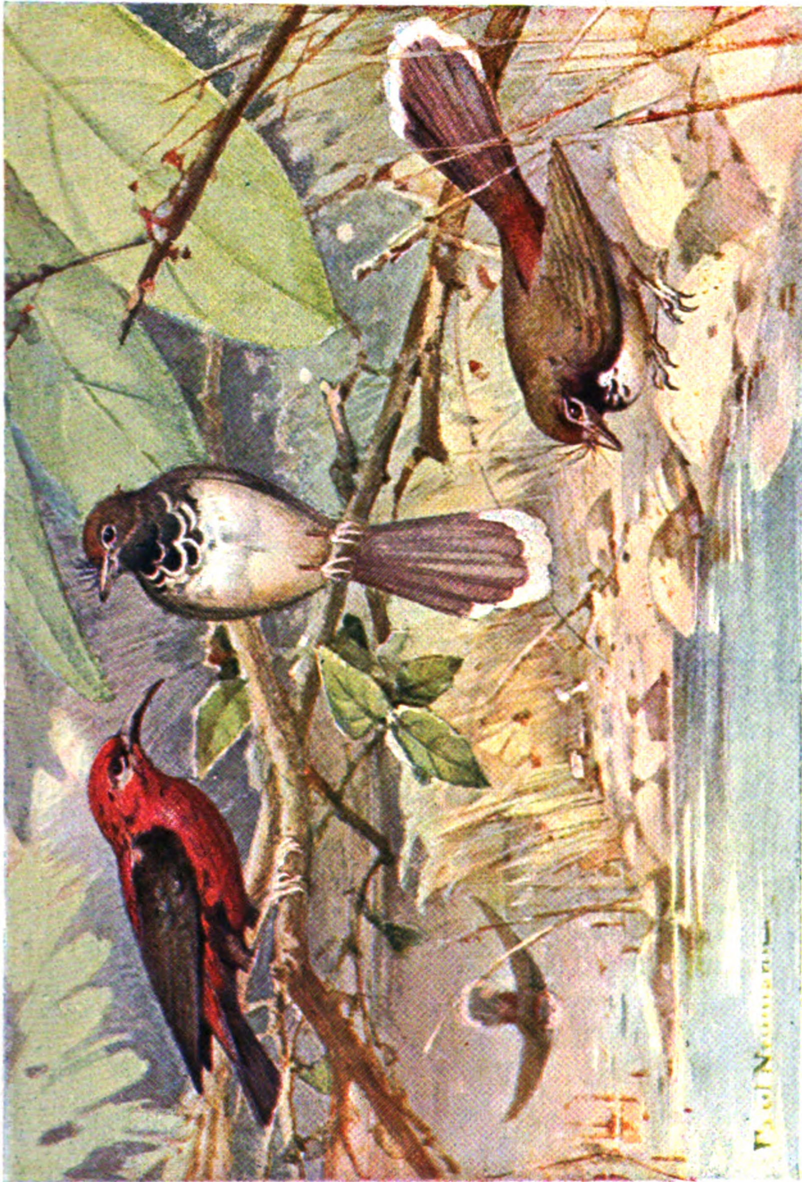
Von allen den Gattungen, welche uns in Deutschland so vertraut sind, finden wir nur wenige in jenen fremden Gegenden als Brutvögel wieder. Eine Amsel lebt auf den Pelau-Inseln, den westlichen Ausläufern der Karolinen, und eine nahe verwandte Abart auf Samoa. Ein Rohrsänger baut auf Ponape sehr ähnlich wie unser wohlbekannter „Karre Kiet“ sein Nest zwischen Rohrstengeln, hängt es aber auf Ruck und im Mortlock-Archipel, wo es kein Rohr giebt, in hohe Bäume nahe dem Strande. Man findet dort sogar mehrere Nester auf einem und demselben Baume. Auf den Mariannen und auf Samoa ist der Vogel ebenfalls zu Hause, sieht aber dort etwas anders aus. Ferner müssen wir noch eine Ente erwähnen, die mit unserer Stockente verwandt ist. Sie brütet auf Guam, der südlichsten Mariannen-Insel, welche den Amerikanern gehört, und in einer sehr ähnlichen Abart auf Samoa. Zu diesen wenigen Arten tritt noch eine schwarze Krähe und das grünfüßige Wasserhuhn auf Guam, eine Schleiereule auf Samoa und ein Ziegenmelker auf den Pelau-Inseln. In größerer Anzahl treten Verwandte unserer deutschen Arten als Zugvögel auf. Ein Fischadler besucht zuweilen die Pelau-Inseln und Yap, zwischen den Pelau-Inseln und Mariannen. Auch der Wanderfalk ist auf der ganzen Reihe der Karolinen beobachtet worden, ebenso wie die Sumpfohreule. Auf Guam soll auch ein Sperber gelegentlich vorkommen. Auf dem Zuge erscheint der sibirische Kuckuck in den Waldungen der Pelau-Inseln. Das Vogelleben am Strande auf den Riffen der Karolinen und Mariannen erinnert während unserer Wintermonate vielfach an das Bild, welches uns die Ufer der Nord- und Ostsee zu gewissen Zeiten bieten. Dann sehen wir dort den Brachvogel einzeln dahinschreiten, die Pfuhlschnepfe mischt sich unter die zahlreichen Wasserläufer, von denen namentlich der Flußuferläufer, der Bruchwasserläufer und sein sibirischer Verwandter die Tümpel auf den Riffen nach Nahrung durchsuchen oder unter trillernden Rufen in kleinen Flügen an den Ufern umherstreichen. Auch der Sanderling fehlt nicht unter den nordischen Gästen, die hier ihre Winterquartiere aufsuchen.

Der sibirische Goldregenpfeifer, ein naher Verwandter unserer deutschen Küstenform, ist auf den Karolinen, wie Finsch im „Journal für Ornithologie“ erzählt, am Strande häufig zu beobachten, wo er namentlich die Außenkante des Riffs und die Sandzungen besucht. Ebensosehr liebt er es aber, sich nahe den Häusern aufzuhalten, und man sieht ihn oft auf den vom Gelaube überschatteten Steinmauern. Der Steinwälzer ist ein steter Wintergast, der vom Strande aus sogar den Bächen entlang ins Innere der Inseln vordringt. Der Kiebitzregenpfeifer, eine Möwe, eine Schnepfe und die Weißflügelseeschwalbe vervollständigen das Bild, welches den Deut-

schen auf den Karolinen an die Heimat erinnert.

Auf den Samoa-Inseln, weit südlich vom Äquator, sind natürlich die Besucher aus dem hohen Norden nicht so zahlreich. Immerhin findet man auch dort noch einige von den eben erwähnten Arten, wie den Sanderling, den Goldregenpfeifer, einen Wasserläufer und eine Pfuhlschnepfe.

Die Riff- und Küsten-Fauna wird in der Südsee besonders von den tropischen Seevögeln beherrscht, welche weithin über die warmen Zonen verbreitet sind. Von Süd-Asien her kommen auf dem Zuge einige Seeschwalben bis nach den Karolinen, ein kleiner Kormoran besucht von dort aus die Pelau-Inseln. Zu den häufigsten Erscheinungen der Südsee-Inseln gehören die Tölpelseeschwalben, Anous, dunkelbraune Seeschwalben mit weißem Kopfe. Finsch, dem ich fast alle hier wiedergegebene Beobachtungen über die Lebensweise verdanke, berichtet über sie ungefähr folgendes: „Schon zwei bis drei Seemeilen von der Küste traf ich sie fischend in



Honigschmecker und zwei schwarzkehlige Fächerschweife von Ponape (Karolinen).

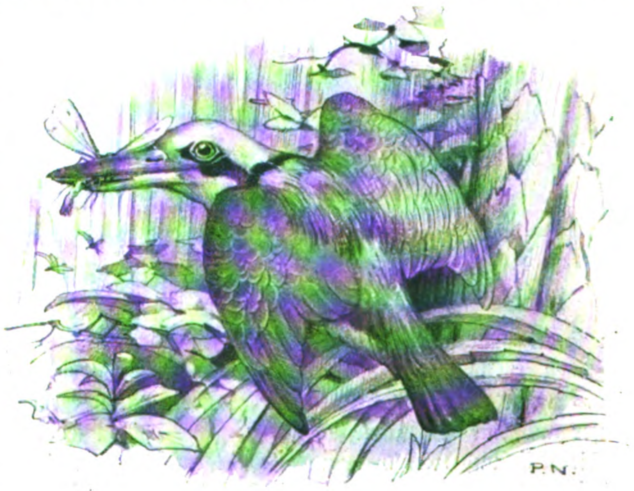

Blaukäppchen von Samoa.

mit zart blauen Füßen, deren Schwimmhäute sehr tief ausgeschnitten sind. Man sieht sie häufig mit den Tölpelseeschwalben gemeinsam fliegen. Ihre Hinterzehe ist sehr lang; dadurch vermag sie im Gezweig der Bäume sich ziemlich sicher zu bewegen. Sie legt ein einzelnes Ei in die Vertiefung einer Astgabel, ohne ein Nest zu bauen, oder auch auf kahler Steinklippe am brandenden Meere. Auf den Koralleninseln, wo viele Seevögel ihr Brutgeschäft verrichten, wird jedes Fleckchen sorgsam ausgenutzt. Die Sturmtaucher, Puffinus, haben sich Höhlen in den Boden gescharrt, um dort zu brüten. Schauinsland schildert in einer kleinen Schrift: „Drei Monate auf einer Koralleninsel (Laysan)" sehr anschaulich das Leben dieses interessanten Vogels: „Ruhig und still sitzt er am Tage in seiner unterirdischen Wohnung; nachts aber ertönen aus derselben Laute, die dem Neuling Entsetzen einzuflößen geeignet sind; mit ihnen könnte ich nur die Jammertöne eines an seinem Leben und der Welt völlig verzweifelnden, tiefunglücklichen Menschen vergleichen. So kann nur ein von den entsetzlichsten Gewissensqualen Gefolterter stöhnen und ächzen; hier wurde es uns klar, warum

kleinen Flügen zusammen mit den Feen-Seeschwalben (Gygis). Sie sind überall in den Uferdickichten häufig, selbst auf niedrigen Bergen. Sie brüten in den Klumpen der Baumfarne auf hohen Bäumen, und zwar nicht eigentlich in Kolonien, sondern jedes Pärchen getrennt. Doch sieht man ihrer immer mehrere zusammen fliegen. Ihre tiefe, schnarrende Lockstimme hört man die ganze Nacht hindurch. Im Fluge erscheinen sie raubvogelartig wegen des langen keilförmigen Schwanzes. Jedes Nest enthält nur ein Ei."

Neben dieser größeren Art kommt noch eine kleinere vor, die auch dunkler ist. Sie brütet in großen Gesellschaften; die Nester stehen in den Baumkronen und sind aus Zweigen ohne besondere Sorgfalt hergestellt. Auch diese Seeschwalbe legt bei jeder Brut nur ein einziges Ei.

Eine der schönsten Seeschwalben ist die Feen-Seeschwalbe, Gygis candida; sie ist weiß mit schwarzem, an der Wurzel bläulichem, spitzem und geradem Schnabel und


Baumliest von Guam (Mariannen).

die Portugiesen diese Vögel ‚die Seelen der Verdammten‘ nennen. Man sieht die Sturmtaucher nicht nur nebeneinander, sondern auch einander zugewendet sitzen und sich stundenlang verliebt in die Augen schauen; von Zeit zu Zeit krauen sie sich gegenseitig zart die Halsfedern, wobei der Geliebkoste recht behaglich den Kopf senkt und sich diese Zärtlichkeiten offenbar mit großer Genugthuung gefallen läßt; nicht selten schnäbeln sie sich nach Art der Tauben.“

Selten läßt sich einmal ein Albatros sehen; gleichkommt, erreicht er gleich einem Pfeil sein Opfer und zwickt dasselbe mit seinem langen scherenartigen, vorn hakigen Schnabel so lange, bis es, um nur entweichen zu können, seinen gefüllten Kropf entleert; wie ein Blitz schießt der Räuber hinterher und hat den für ihn leckeren Bissen schon lange in seinem unersättlichen Schlund geborgen, bevor dieser fallend das Meer hätte erreichen können.“

Die Sumpf- und Watvögel sind nur sehr spärlich vertreten, ein Nachtreiher, Nyctico-



Zwei gelbkehlige Fliegenschlucker von Samoa und Brillenvogel von Samoa.

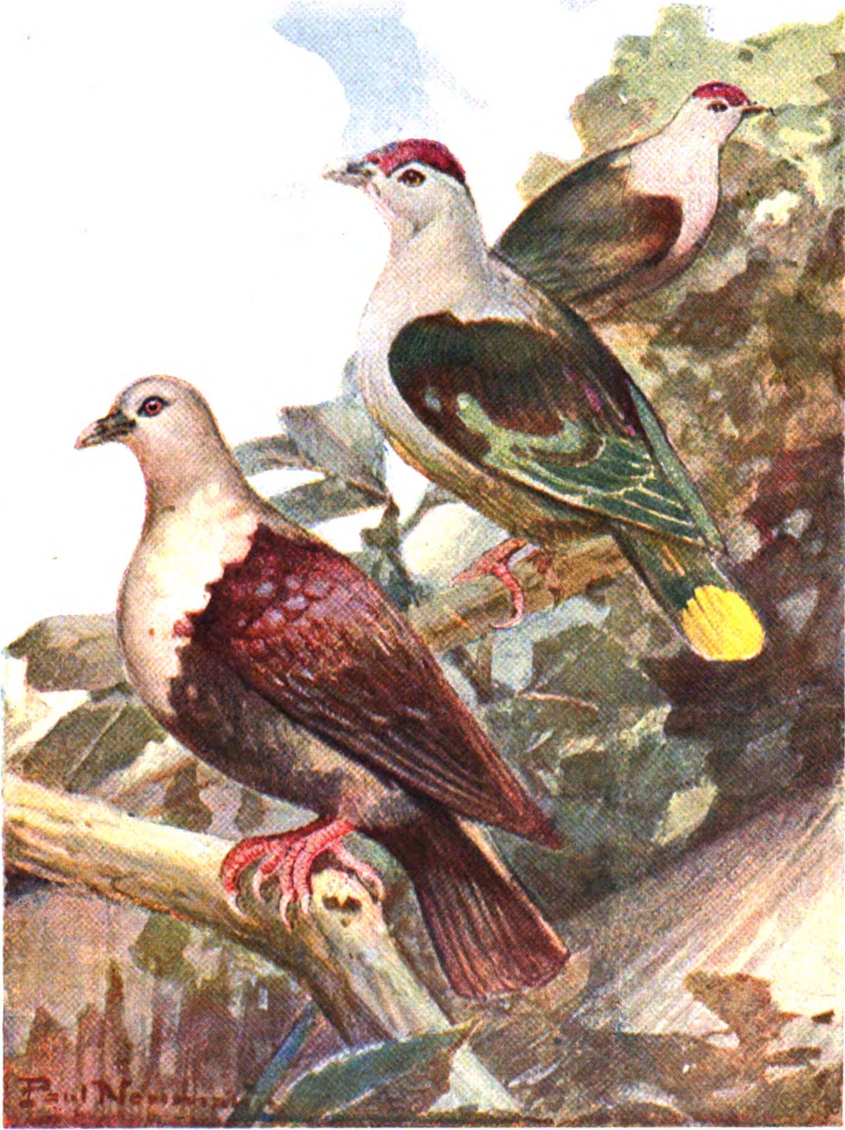
Taubensturmvögel begleiten in Scharen die Wale auf ihren Zügen, und kleinere Sturmschwalben werden nach hoher See zuweilen in der Nähe der Küsten beobachtet.

Von den sogenannten Ruderfüßlern, deren Zehen sämtlich durch eine Schwimmhaut verbunden sind, beteiligen sich die Tölpel, Tropikvögel und Fregatvögel an der Zusammensetzung der Seevogelwelt der Koralleninseln. Merkwürdigerweise legen alle die Arten nur ein Ei. Alle drei bereiten sich auf den Gipfeln von Bäumen ihre Niststätten. Die Tropikvögel erinnern in der Gestalt an Seeschwalben und zeichnen sich durch zwei sehr lange, schmale Federn in der Mitte des Schwanzes aus. Die Fregatvögel gehören zu den besten Fliegern, welche man kennt. Sie machen sich den Nahrungserwerb leicht. Schauinsland erzählt davon, wie solch ein Raubgesell die vom Fischfange heimkehrenden Tölpel, Sturmvögel und Tropikvögel überfällt. „Mit sausendem Fluge, dem an Schnelligkeit kein anderer auch nur entfernt

rax manillensis, und ein kleiner Schopfreiher, Demiegratta sacra, jagen im Mangrovedickicht oder am Strande nach Krebsen und kleinen Fischen. Eine Ralle, ein Rohrhühnchen finden sich hier und da auf allen Inseln. Besonders interessant sind die Kuschai-Ralle, Kittlitzia monasa, und die Samoa-Ralle, Pareudiastes pacificus, welche letztere Höhlen graben und aufgescheucht große Sprünge machen soll. Samoa und die Pelau-Inseln werden auch von einem Purpurhuhn bewohnt, und zwar unterscheidet sich der Vogel von Samoa erheblich von seinem nördlichen Verwandten.

Wie es in Polynesien weder Schwäne noch Gänse, weder Trappen noch Störche oder Kraniche giebt, ebenso fehlen auch alle echten Hühnervögel mit Ausnahme der Haushühner. Nur die sogenannten Wallnister sind auf den Pelau-Inseln und auf den südlichsten Marianen noch vertreten. Die Vögel erinnern in ihrer Gestalt an Hühner, haben ein schwärzliches Gefieder und zeich-

nen sich durch eine merkwürdige Brutpflege aus. Sie verscharren nämlich ihre Eier entweder in den heißen Sand des Strandes



Glanzschultertaube von den Mariannen und zwei Ziertauben von Kuschai (Karolinen).

oder in die Erde, welche in der Nähe von heißen Quellen sich befindet, und überlassen dann ruhig der Wärme des Erdbodens die Zeitigung.

Sehr glänzend sind die Tauben auf unseren Inseln vertreten, glänzend durch prächtiges Gefieder und durch eine verhältnismäßig recht bedeutende Zahl der Arten. Man kennt von den Pelau-, Karolinen-, Marianen- und Samoa-Inseln zusammen nicht weniger als siebenzehn Arten oder Abarten. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß auf einer und derselben Insel in Samoa höchstens sechs Arten, auf den Karolinen nur drei Arten und auf den Pelau-Inseln vier

Arten nebeneinander vorkommen. Die Samoa-Inseln sind das Vaterland der interessantesten Form unter ihnen.

Die Zahntaube, Didunculus strigirostris (Abbild. S. 406), unterscheidet sich von allen anderen Tauben durch ihren kräftigen, an der Spitze verdickten und mit einem starken Haken versehenen Schnabel, dessen Unterkiefer einige zahnartige Einkerbungen vor der Spitze besitzt. Der Vogel ist ungefähr so groß wie eine Haustaube; sein Gefieder ist schwarz mit schönem dunkelgrünem Metallglanz; der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind kastanienrotbraun, die Beine und der Schnabel zinnoberrot. Die Zahntaube lebt von Beeren und Früchten und ist ein Verwandter der sonderbaren Dronte, welche einst die Insel Mauritius bewohnt hat. Krämer und Thilenius gaben uns neuerdings genauere Angaben über ihre Lebensweise. Sie erinnert durch ihren Schnabel und Gesichtsausdruck an einen Papagei.



Purpur-Lori von den Karolinen und Kobaltköpfchen von den Karolinen.

Früher hielt man sie als Haustier, jetzt ist sie durch die eingeführten Hauskatzen verscheucht und hat sich in die Bergwälder geflüchtet, wo sie aber allenthalben noch vorkommt. Sie bewohnt mit einer anderen Taube, Ianthoenas castaneiceps, namentlich das Unterholz und nährt sich hauptsächlich von Yams und Bananen. Ihr Ruf erinnert an das ferne Gebrüll eines Rindes.

Am entgegengesetzten Ende der Inselreihe treffen wir eine andere merkwürdige Taubengattung: die blaue Kragentaube, Caloenas pelewensis, welche sehr ähnlich ist der bekannten Nikobartaube. Es sind ziemlich große Tauben, deren Gefieder herrlich blaugrün glänzt, namentlich wenn die Sonne wunderbare Farbenreflexe darauf hervorruft. Auf der Schnabelwurzel befindet sich ein Höcker, um den Hals schlingt sich ein Kranz von langen, schmalen, metallisch schimmernden Federn.

Von den Pelau-Inseln bis Kuschai, der östlichsten Karolinen-Insel, ist die Warzentaube, Carpophaga oceanica, verbreitet, während von Neu-Guinea an südlich vom Äquator bis Samoa die Höcker-Fruchttaube, C. pacifica (Abbild. S. 407), ihre Stelle einnimmt. Es sind große Tauben mit dunkelgrünen Flügeln und Schwanzfedern und zimmetfarbiger Unterseite. Unsere Abbildung stellt die Samoa-Form dar, welche sich nur wenig von der Karolinen-Taube unterscheidet. Diese Vögel haben rote Füße und einen schwarzen, weichen Höcker an der Schnabelwurzel. Die Höcker-Fruchttaube wird auf Samoa vielfach gejagt.

Die schönen Flaumfußtauben sind überall durch je eine besondere Art, auf Samoa sogar durch zwei Arten vertreten. Man kann unter ihnen zwei verschiedene Gruppen unterscheiden, die eine mit purpurroten Unterschwanzdecken, die andere mit gelben Unterschwanzdecken. Zu der ersten Gruppe gehört die Form der Pelau-Inseln und merkwürdigerweise eine der Samoa-Formen, die Rotnackentaube, Ptilopus perousii, welche von unserem Künstler hier dargestellt ist (Abbild. S. 405, rechts); an die zweite Gruppe schließt sich die Ziertaube von Kuschai, Pt. hernsheimi (Abbild. S. 412, rechts), die Bindentaube von Samoa, Pt. fasciatus, die Taube von Ponape, Pt. ponapensis, und die Mariannen-Taube, Pt. roseicapillus, welche sich durch einen roten Fleck am Mundwinkel und einen tiefpurpurfarbigen Brustfleck auszeichnet. Die Bindentaube ist nach Krämer der Lieblingsvogel der Samoaner. Um sie zu fangen, versammeln sich die Eingeborenen und locken durch gezähmte, an langen Fäden befestigte Tauben die Wildlinge in die Netze. Es werden dabei die Leute, welche die meisten Tauben gefangen haben, mit Wettpreisen ausgezeichnet. Das Gefieder der Bindentaube glänzt metallisch und ist mit violetten Lichtern durchsetzt. Zu dem weißen Hals und der weißen Brust, welche durch ein violettes Band von dem goldgelben Bauch getrennt ist, bildet das rote Käppchen einen harmonischen Gegensatz.

Auf Samoa ist noch eine andere Gattung von Tauben vertreten, Ianthoenas, verwandt mit unseren Holztauben. I. castaneiceps ist dunkelschiefergrau mit purpurbraunem Kopfe.

Während bei den eben erwähnten Tauben der Lauf verhältnismäßig kurz ist, haben die Erdtauben sehr hohe Läufe. Außerdem zeichnen sie sich dadurch aus, daß nicht nur der Lauf, sondern auch das Fußgelenk unbefiedert ist. Sie leben sehr versteckt in den Urwäldern, halten sich viel unter Baumwurzeln und am Boden auf und leben im Gegensatz zu den fruchtfressenden Flaumfußtauben von Sämereien. Alle auf unseren Inseln vorkommenden Erdtauben gehören zur Gattung Phlegoenas. Die abgebildete Form, die Glanzschultertaube, Phl. virgo (S. 412, links), mit weißem Brustlatz, weißem, nach hinten zimmetfarbig verwaschenem Kopfe und Nacken, glänzend braunroten Schultern und dunkelbraunem Rücken und Bauch bewohnt die Mariannen, die Weißhalstaube, Phl. kubaryi, wird auf Ponape und Ruck gefunden, Phl. yapensis auf Yap, Phl. canifrons auf den Pelau-Inseln, Phl. samoensis auf Samoa. Wahrscheinlich kommt auf Kuschai auch noch eine besondere Abart vor.

Einige Raubvögel hatte ich schon oben erwähnt unter den Zugvögeln, welche zur Winterzeit die Karolinen besuchen. Als Brutvogel bewohnt die Pelau-Inseln eine kleine Eule, Ninox podargina, und die Samoa-Inseln eine Schleiereule, Strix lulu.

Auf Neu-Guinea leben vielleicht zwanzig Papageien-Arten in jeder Gegend, Polyne-

sien ist dagegen nur von sehr wenigen Arten bewohnt. Auf Ponape, der größten Karolinen-Insel, ist der Purpur-Lori, Eos rubiginosa (Abbild. S. 413, links), eine der gewöhnlichsten Vogelerscheinungen; sein lautes mißtönendes Gekreisch fällt jedem Ankömmling sofort auf. Er treibt sich in nächster Nähe der Häuser hoch im Laub der Bäume umher, hält sich paarweise und richtet in den Pflanzungen erheblichen Schaden an. Er ist dunkelrot mit olivengrünen Flügeln, olivengelber Schwanzoberseite und ockerolivenfarbiger Schwanzunterseite, purpurbläulich überflogenem Kopf, rotem Schnabel und roten Augen. Seine nächsten Verwandten leben auf Neu-Guinea.

Das Blaukäppchen von Samoa, Coriphilus australis (Abbild. S. 410), ist die zweite und letzte hier zu erwähnende Papageien-Form, ein außerordentlich lieblicher, kleiner Papagei, so groß wie ein Inséparable, mit ziemlich langem Schwanz und langen, schmalen Oberkopffedern. Seine Stirn ist smaragdgrün, der Hinterkopf blau, die Kehle und Brust sind rot, der Nacken grün, der Rücken und die Unterseite olivengrün, die Oberschwanzdecken ganz hellgrün. Auf der Unterseite sieht man einen roten Fleck, die Schwanzspitze ist gelb. Dieser merkwürdige Papagei, der die Blüten von Kokospalmen gern verzehren soll, hat nur im östlichsten Polynesien noch einige Verwandte, nämlich auf den Gesellschafts-, Fanning- und Marquesas-Inseln.

Ein Kuckuck, und zwar aus der Familie der Guckel-Kuckucke, der Tahiti-Kuckuck, Urodynamis taitiensis, zieht, wenn er seine Nachkommenschaft in fremden Nestern gut versorgt hat, von Neu-Seeland aus nach Samoa und weiter nördlich bis zu den Karolinen.

Mit unserem Eisvogel gehört in eine und dieselbe Familie der Baumliest, Halcyon, von dem unsere Abbildung (S. 410) die auf Guam lebende Abart zeigt, welche blau ist mit zimmetfarbiger Unterseite und ebenso gefärbtem Oberkopf. Die Weibchen haben eine weiße Unterseite. Dieser Vogel, der in der Gestalt unserem Eisvogel ähnlich ist, lebt paarweise und sitzt gern auf dürren Ästen in der Nähe des Wassers. Von seiner Warte aus jagt er auf Insekten und kleine Krebse. Der Lockruf ist nach Finsch ein anhaltendes hartes und lautes Trillern. Auf den Pelau-Inseln, auf Ponape und Samoa lebt je eine verwandte Abart. — Wendehälse, Spechte, Wiedehopfe, Racken giebt es in Polynesien nicht. Eine Nachtschwalbe ist nur für die Pelau-Inseln als Brutvogel nachgewiesen.

Von den Seglern kommt die Gattung der Salanganen, Collocalia, sowohl auf den Karolinen als auf Samoa vor. Finsch sah die mikronesische Salangane, C. vanicorensis, namentlich morgens und abends in schwalbenartigem Fluge, häufig aber auch wie Segler schwebend, einzeln und paarweise bald um die Gipfel der Palmen, bald längs der Mangrove-Dickichte dahineilen. Sie klebt ihre Nester entweder in Höhlen an den kahlen Felsen oder bringt sie in den hohen Feigenbäumen an. Je nach dem Standort sind sie dann aus Moos und Wurzeln verfilzt oder bestehen nur aus Moos und Speichel. Verwandte Formen bereiten die bekannten eßbaren Schwalbennester.

Die Gruppe der Fliegenfänger und Würger ist durch sechs Gattungen vertreten, von denen zwei allgemeiner verbreitet sind, vier andere dagegen nur auf einzelnen Inseln vorkommen.

Auf Yap lebt ein Fliegenschnäpper, Pomarea godeffroyi, ein niedliches Vögelchen.

Ponape und Ruck sind die Heimat eines sonderbaren, würgerartigen Vogels, Metabolus rugensis, der in der Hauptsache weiß ist, aber einen schwarzen Kopf, schwarze Flügel und schwarzen Schwanz hat.

Samoa bewohnen zwei Dickkopfwürger, Pachycephala icteroides und albifrons, und ein dunkler Würger mit weißer Schwanzspitze, Pinarolestes powelli, dessen nächster Verwandter auf den Pelau-Inseln in dem Pinarolestes tenebrosus zu finden ist.

Über ganz Polynesien verbreitet sind die Fliegenschlucker, Myiagra, und Fächerschweife, Rhipidura. Sie sind unseren Fliegenfängern ähnlich, haben aber sehr starke und lange Schnabelborsten.

Der schwarze Fliegenschlucker, M. pluto, ist dunkelgrau mit schwarzem Schwanz und stahlgrünem Kopfe. Er ist bisher nur von Ponape bekannt geworden. Dort bewohnt er den Urwald, wo er ganz nach Fliegenfängerart sein Wesen treibt.

Zwei Arten dieser breitschnäbeligen Vögelchen findet man auf Samoa, deren eine, den gelbkehligen Fliegenschlucker, unsere Abbildung (S. 411, links) zeigt. Er ist oben dunkelgrau, unten weiß, hat ein dunkelgelbes Kinn und ebenso gefärbte Kehle, und sein Kopf glänzt metallisch. Die Zoologen nennen diese Art Myiagra albiventris. Die eigentümliche Form des Schnabels tritt auf dem in der Mitte des Bildes gezeichneten Vogel deutlich hervor. Die zweite dort lebende Form hat eine rotbraune Unterseite. Auf den Pelau-Inseln, auf Guam und Ruck sind ähnliche Arten zu Hause, die sich vor ihren Verwandten auf Neu-Guinea dadurch auszeichnen, daß ihr Nest immer nur je ein Ei enthält.

Die Fächerschweife, Rhipidura, unterscheiden sich von diesen Vögeln durch längeren, stufigen Schwanz. Sie machen sich jedem durch häufiges Ausbreiten und Zusammenschlagen der Schwanzfedern bemerkbar, während die Fliegenschlucker mit dem Schwanz wippen. Ihr Lockton ist kurz und schnarrend. Nicht weniger als sechs Abarten kennt man in unseren Gebieten, je eine von den Pelau-Inseln, von Yap, von Guam, von Saipan, von Ponape und von Samoa. Die Ponape-Form, der schwarzkehlige Fächerschweif (Abbildung S. 409, rechts), ist oben braun, hat einen Zügelstrich, einen Bartstrich; das Kinn und der Bauch sind weiß, die Oberbrust weiß und grau geschildert, die Unterbrust, Kehle und Kopfseiten schwarz, der Bürzel rotbraun und der Unterleib rostfarbig.

Die Familie der Stachelbürzel ist auf Yap durch einen Raupenfresser, Edoliisoma nesiotis, und auf allen Inseln durch Raupenschmätzer, Lalage, vertreten. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß ihre Bürzelfedern starre Schäfte haben, die sich nach der Spitze zu stark verjüngen und dort weich und fein sind. Sie leben im dichtesten Unterholze des Urwaldes, erinnern nach Finsch in ihrem Betragen an Drosseln und nähren sich vorwiegend von Insekten. Auf den Pelau-Inseln lebt eine Abart, auf Samoa eine zweite, auf den Karolinen eine dritte. Der Ponape-Raupenschmätzer ist oben rötlichbraun, unten zimmetrot, die Samoa-Form oben dunkelbraun, unten weiß. — Von rabenartigen Vögeln beherbergt Polynesien keine einzige Art. Dohlen, Elstern, Häher fehlen vollständig, nur auf den Mariannen hält die Guam-Krähe, Corvus kubaryi, den äußersten Vorposten der Gattung gegen den Stillen Ocean.

Auf den Pelau-Inseln lebt ein Schwalbenstar, Artamus pelewensis, ein merkwürdiger Vogel, der durch die langen Flügel uns an Schwalben erinnert, aber auch große Ähnlichkeit mit den Staren hat. Er fängt die Insekten im Fluge, klettert aber auch sehr gut an der Baumrinde umher und baut offene Nester aus allerlei Halmen und Blättern.

Die starartigen Vögel sind durch die Singstare, Aplonis, vertreten und zwar durch zwei Abarten, deren eine von den Pelau-Inseln bis zu den östlichsten Karolinen, deren andere auf Samoa vorkommt. Sie gehören zu den häufigsten Vögeln dieser Inseln, die überall in dem Gewirr der unteren Zweige sich aufhalten. Es sind dunkle Vögel mit mattgrünem Metallglanze; die Samoa-Abart hat die Unterseite weiß gestrichelt. Der Schnabel der Singstare ist ziemlich kurz und schwach hakig gebogen. Sie ernähren sich von den Früchten der Feigen- und Melonenbäume, bauen keine eigentlichen Nester, sondern häufen nur in Astgabeln lose Zweige an, die mit Halmen unordentlich durchflochten werden. Auf den Mortlock-Inseln führen sie eine sehr abweichende Lebensweise; man sieht sie dort häufig auf der Erde, und sie sollen dort sogar mit Vorliebe menschliche Exkremente verzehren.

Auf Kuschai, der östlichsten Vulkaninsel in den Karolinen, kommt ein anderer Singstar vor, der Rotkopf-Singstar, Calornis corvina, welcher in den dichtesten Gebirgswäldern sich dort aufhält. — Sperlinge, Finken, Zeisige, Gimpel, Ammern, Bachstelzen, Lerchen, Meisen und Baumläufer sucht man vergeblich auf den Inseln der Südsee. Eine einzige Webefinkenart, ein wunderschönes, kleines Vögelchen, und einige echte Sänger sind als Vertreter der kleinen Singvögel vorhanden.

Das Kobaltköpfchen der Karolinen (Abbild. S. 413, rechts), Erythrura trichroa, ist ein dunkelgrüner, kleiner Webefink, aus der Gruppe der Astrilde oder Amandinen, mit kobaltblauem Vorderkopfe und dunkelrotem Schwanz. Er lebt in kleinen Gesellschaften auf hügeligem Terrain und webt sein Nest

Tiergebiete in Mikronesien und im Samoa-Archipel nach Matschie.

in das Blatt der Kokospalme ein. Auf den Pelau-Inseln und Mariannen ist er nicht nachgewiesen; wohl aber lebt auf Samoa eine verwandte Art, welche aber einen grünen Kopf und blaue Brust hat.

Außer den oben schon erwähnten Rohrsängern und den Amseln muß ich hier noch auf einen kleinen Singvogel hinweisen, der in der Gestalt an eine Grasmücke erinnert, aber nach dem Flügelbau in die Nähe der Zaunkönige gehört, Psammathia annæ, von den Pelau-Inseln, und auf einen kleinen, schwarzen Steinschmätzer mit rotem Bauch und weißer Rumpfbinde, Petroeca pusilla, von Samoa.

Es bleibt uns noch eine Gruppe von Vögeln zur Betrachtung übrig, welche gerade für das südliche Gebiet besonders bezeichnend ist, die Honigfresser, Meliphagidæ.

Sie haben ebenso wie die Papageien von Polynesien eine besondere Einrichtung an ihrer Zunge, um kleine Insekten und Honig aus den Blüten bequem zu erlangen. Die Zungenspitze ist nämlich in mehrere lange Fasern zerspalten, welche kleine Wimperchen tragen. Der Schnabel ist mäßig lang, spitz und etwas gebogen.

Zwei Gattungen treffen wir fast auf allen hier zu erwähnenden Inseln, die Honigschmecker, Myzomela, und die Brillenvögel, Zosterops. Die ersteren sind Vögel von der Größe unserer Laubsänger mit kopflangem, säbelförmigem Schnabel und schwarzer und roter Zeichnung. Nördlich vom Äquator lebt M. rubrata (Abbild. S. 409, links), rot mit schwarzen Schultern, schwarzem Bauch und schwarzen Flügelrändern. Die Samoa-Form, M. nigriventris, hat auch die Brust schwarz gefärbt. Der „Schüsch“ ist sehr häufig, hält sich gern in den hohen Bäumen der Waldränder auf und zeigt ein sehr zutrauliches Benehmen. In seinen Bewegungen erinnert er an unsere Meisen; unstet hüpft er, wie Finsch berichtet, von Ast zu Ast und untersucht die Blüten und Blätter auch an der Unterseite nach Insekten. Dabei läßt er häufig seine Stimme hören, die schon vor Tagesanbruch den Wald belebt und die vorzüglichste Vogelstimme der Insel ist. Der Lockruf hat etwas Meisenartiges, der Gesang besteht aus einem flötenden, reinen Pfiff, dem die meisenartigen Töne folgen. Der Schüsch singt im Sitzen und im Fluge. Das Nest hängt pirolartig unter Blättern in einer Astgabel und ist aus Wurzeln, Halmen und Moos durchsichtig geflochten. Auch zarte wollenartige Blütenknospen sind mit eingewebt. Das Vögelchen ist sehr anmutig im Fluge und schwebt beim Einfallen auf die Bäume mit den gerundeten Schwingen sanft herab. Blütenhonig und kleine Insekten bilden seine Nahrung.

Noch meisenartiger als die Honigschmecker sind die Brillenvögel, Zosterops, kleine grüne, oft grau gezeichnete Vögel, die an unsere Laubsänger erinnern und durch einen das Auge umgebenden weißen Federkranz und durch den feinen, kurzen und spitzen Schnabel leicht kenntlich sind. Sie sind weit über die Tropen der Alten Welt verbreitet, finden sich auf den Karolinen und Mariannen und auch auf Samoa. Von den Pelau-Inseln bis Kuschai scheinen überall zwei Arten nebeneinander vorzukommen, eine Art mit graugrünem Rücken und eine Art mit graubraunem Rücken, und zwar auf den Pelau, auf Yap, auf den Mariannen, auf Ponape und Ruck und endlich auf Kuschai immer besondere Abarten. Sie leben viel versteckter als die Honigschmecker, locken wie Meisen und sind gewöhnlich paarweise beieinander. Unsere Abbildung (S. 411, rechts) stellt Zosterops flaviceps von Samoa vor, ein kleines Vögelchen mit grauer Unterseite, grauem Mittelrücken, gelber Brust und gelblichem Kopf. Noch drei andere Gattungen von Honigfressern sind zu erwähnen, ein großer gelber Vogel, Cleptornis marchei, von Saipan in den Mariannen, ein olivengrüner Vogel mit gekrümmtem Schnabel, Leptornis samoensis, von Samoa und eine Art, die durch ein Büschel seidenartiger gelber Federn nahe der Schnabelwurzel ausgezeichnet ist, ebendaher, ein Honigsauger, Ptilotis carunculata (Abbild. S. 405, links). Dieser Vogel ist olivengrün, unten olivengrau, gelbgrün gewellt mit gelbem Mundstreif und einem nackten gelben Lappen neben der Mundspalte.

Das sind die Vögel, welche uns hauptsächlich auf den neuesten deutschen Besitzungen in der Südsee begegnen.

Wenn wir die Zugvögel und die weit verbreiteten Meeresvögel einmal unberücksichtigt

lassen, so können wir zweiundvierzig Gattungen von Landvögeln verzeichnen. Davon sind neunzehn sowohl nördlich als auch südlich vom Äquator zu finden, und von diesen neunzehn sind alle bis auf eine, Aplonis, auch auf Neu-Guinea und in Australien vertreten, fünf fehlen nur auf den Karolinen. Wir haben also hier den besten Beweis dafür, daß der große Kontinent, von welchem die Karolinen und auch Samoa Reste darstellen, mit Neu-Guinea und Australien einst zusammengehangen hat.

Auf Samoa leben acht Gattungen, die auf den anderen hier berücksichtigten Inseln nicht vorkommen; von ihnen sind vier auch auf Neu-Guinea zu finden, zwei nur auf Samoa nachgewiesen, und zwei weitere sind nur noch auf den östlich von Samoa liegenden Inseln vertreten. Es deutet dieses Verhältnis darauf hin, daß Samoa einen Teil eines besonderen kleinen Tiergebietes darstellt, welches durch eigentümliche Formen ausgezeichnet ist. Hier finden wir die Zahntaube, den olivengrünen Honigsauger, Cleptornis, als Specialformen und den Blaukappen-Papagei, sowie den Rotbauch-Steinschmätzer als Ausläufer der Vogelwelt, welche für die südöstlichsten polynesischen Inseln charakteristisch ist. Die einzelnen Samoa-Inseln haben offenbar früher zu einem und demselben Tieruntergebiet gehört, weil sie genau die gleiche Vogelwelt aufweisen.

Die Pelau-Inseln verfügen über fünf Gattungen, welche sonst in Polynesien nicht leben, davon sind vier gemeinsam mit Neu-Guinea und nur eine, Psammathia, ist für diese Inseln allein nachgewiesen.

Auf der benachbarten Insel Yap lebt eine auch auf Neu-Guinea vorkommende Gattung und eine andere, Pomarea, die für Yap eigentümlich ist. Da der Fächerschwanz, die beiden Brillenvögel und die Erdtaube auf den Pelau-Inseln in einer anderen Abart leben als auf Yap, so muß man annehmen, daß Yap den letzten Rest eines anderen zoologischen Untergebietes darstellt als die Pelau-Inseln.

Die Mariannen werden von vier Gattungen bewohnt, die sonst in Polynesien fehlen, davon sind drei auch aus Neu-Guinea bekannt, die vierte, Cleptornis, hat man nur auf den Mariannen gefunden. Der Fächerschwanz, die Brillenvögel und die Erdtaube treten auch hier in besonderen Abarten auf; daraus schließen wir, daß auch die Mariannen ein Tiergebiet für sich bilden.

Die Karolinen haben drei eigentümliche Gattungen, von denen zwei auch in Neu-Guinea vertreten sind, eine, Metabolus, Ponape eigentümlich ist. Wieder sind der Fächerschwanz, die Brillenvögel, die Erdtaube, ferner noch der Eisvogel, der Fliegenschlucker, die Flaumfußtaube durch besondere Abarten vertreten und deuten darauf hin, daß die Karolinen zu einem besonderen Tiergebiete gehören.

Dieses ist aber nicht einmal einheitlich, sondern Ruck, die Mortlock-Inseln und Ponape haben eine gleichartige Vogelwelt, während Kuschai, die östlichste Vulkan-Insel, eine besondere Tierwelt deshalb aufweist, weil dort die Brillenvögel und die Flaumfußtaube und, wie ich hier hinzufügen will, auch der fliegende Hund in besonderen Abarten auftreten. So haben wir nördlich vom Äquator fünf kleinere Tiergebiete zu unterscheiden, welche auf unserer Karte dargestellt sind: 1) die Mariannen; 2) die Pelau- oder Palau-Inseln; 3) Yap; 4) die westlichen Karolinen; 5) Kuschai oder Ualan. Bemerkenswert ist vielleicht noch, daß auf keinem Atoll irgend eine nur dort heimische Vogelart auftritt.

Wie wir gesehen haben, eröffnet die Betrachtung der Vogelwelt unserer neuesten deutschen Besitzungen eine Fülle der interessantesten Fragen. Wenn die Meerestiefen in jenen Gegenden überall genau bekannt wären, würden wir sogar im stande sein, uns die Gestalt des hier verschwundenen Kontinents sehr genau wieder vorzustellen, und wir könnten dann nach meiner Überzeugung leicht die Ursachen dafür finden, daß heute die Tierwelt der nördlich vom Äquator gelegenen Inseln so verschiedene faunistische Verhältnisse zeigt. Wir würden finden, daß die ehemaligen Flußläufe in engster Beziehung zu den aus der Vogelfauna nachgewiesenen Tiergebieten stehen.



Die Oberfläche der Erdfeste.

Von

Johann Georg Meyer.

Bei der hohen Vervollkommnung unserer Verkehrsverhältnisse hat das Reisen heute in den breitesten Schichten des Volkes einen solchen Umfang angenommen, daß wohl die meisten Leser dieser Zeitschrift in der Lage gewesen sind, die verschiedensten Arten der Bodengestaltung mit eigenen Augen zu beobachten. Die weiten Ebenen Norddeutschlands, die lieblichen Gehänge und Thäler der mitteldeutschen Gebirge, die sandigen Meeresufer, wie die steil aus dem Ocean aufragenden Felsenmassen Norwegens, die gletscher- und schneeumstarrten Gipfel der europäischen Alpen sind von unzähligen, wissenschaftlich gebildeten und ungebildeten Reisenden besucht worden. Nur wenige haben indessen wohl nach dem Warum und Wodurch dieser Erscheinungen gefragt. Sie haben meist die Land- und Seeschaften entweder nur rein ästhetisch auf sich wirken lassen, oder sie haben, falls sie zu einer derartigen Betrachtung nicht die Begabung besaßen, dieses alles ohne Verständnis angestarrt.

Allen diesen dürfte es vielleicht interessant sein, die augenblicklichen Ansichten zu hören über die Ursachen, welche die Oberfläche der festen Erdrinde so mannigfaltig gestaltet haben, und die noch immer stetig an ihrer Umgestaltung weiterarbeiten.

Wir wollen uns im folgenden der geschichtlichen Darstellungsweise bedienen, indem wir vom ersten Erscheinen einer festen Erdkruste an die Kräfte betrachten, welche an ihrer Formung und Umformung gewirkt haben und noch wirken. Denn ein wichtiges und bedeutendes Ergebnis der geologischen Wissenschaft ist die Erkenntnis, daß in früheren Äonen nicht der Gegenwart fremde Kräfte und Naturgesetze thätig gewesen sind und geherrscht haben, sondern daß dieselben Ursachen auch noch heute wirken, und daß wir durch Anpassung der noch heute zu beobachtenden Vorgänge an die durch die Forschung erschlossenen Zustände der Vergangenheit alle Erscheinungen der Erdgeschichte erklären müssen.

Als sich unter dem Druck einer finsteren, dicken und schweren Atmosphäre, in welcher alles Wasser und auch verschiedene jetzt feste elementare Verbindungen in gasförmigem Zustande enthalten waren, die erste Erstarrungskruste um den glühenden, schmelzflüssigen Lavaball infolge von Abkühlung in den Weltenraum hinein gebildet hatte, waren es ausschließlich vulkanische Kräfte, die auf ihre äußere Gestaltung Einfluß hatten. Unter vulkanischen Kräften verstehen wir alle diejenigen, welche infolge der Abkühlung des einst durchweg heißen Erdballes und der hierdurch bedingten Veränderung im Umfange der Erde zum Wirken kommen. Sie veranlassen Schwankungen in der absoluten und in der relativen Höhenlage der Erdfeste und ihrer Teile, Aufwölbungen, Einsenkungen u. s. w. Welcher Art diese Veränderung des Erdumfanges ist, steht wohl noch nicht fest. Die allgemein herrschende Ansicht ging bisher dahin, daß die Erde einschrumpfe wie ein vertrocknender Apfel: es sollten sich infolgedessen großartige Einbrüche bilden, so daß weite Strecken als emporragende Massen über die eingesunkenen

Gebiete aufsteigen. So hätten sich die Anlagen zu den späteren Festländern gebildet, während sich in die tiefen Teile die späteren Gewässer als Meere zurückgezogen haben sollten. Eine dieser bisherigen Annahme ganz entgegengesetzte Ansicht geht nun dahin, daß die Masse der Erde bei ihrer Abkühlung sich ausdehne. Gebiete von geringerer Festigkeit und größerer Nachgiebigkeit wurden durch den von allen Seiten infolge dieser Ausdehnung auf sie wirkenden Druck in die Höhe gepreßt und bildeten so die Anlage zu den späteren Kontinentalmassen. So können wir denn über den Ursprung der ersten Ungleichheiten auf der ehemals ganz regelmäßigen Oberfläche der Erdfeste zur Zeit gar nichts Bestimmtes lehren.

Außer den vulkanischen Kräften wirkten wohl noch kosmische, von den Gestirnen und ihrer Konstellation ausgehende, auf die Oberfläche der erstarrten Erdkruste. Wie heute noch die Meere und die Lufthülle der Erde durch Sonne und Mond in eine unaufhörliche Bewegung gesetzt werden, so müssen in jener fernen Zeit, als die Erde noch ein glühendes Meer geschmolzener Lavamassen war, diese kosmischen Kräfte auch dieses in Bewegung gesetzt haben. Bei der Abkühlung und allmählichen Erstarrung wurde dann natürlich auch die festwerdende äußerste Rinde unmittelbar als zähe Flutwelle emporgehoben oder mittelbar durch die unter ihr bewegten noch flüssigen Massen mit fortgetragen: eine unregelmäßige Bodengestaltung wird die Folge davon gewesen sein, einförmige, sich lang ausdehnende Höhenzüge, abwechselnd mit ebensolchen parallel laufenden Einsenkungen.

Die vulkanischen, Höhen und Niederungen bildenden Kräfte aber haben seit diesen ersten Äußerungen niemals mehr aufgehört, wirksam zu sein. Sie wirken heute noch mit ungeschwächter Macht fort, wenn auch die kurze Spanne Zeit, die dem einzelnen Menschen auf der Erde beschieden ist, sowie die gleichfalls verschwindend kurze Zeitdauer der Existenz des Menschengeschlechtes eine exakte und empirische Untersuchung unmöglich oder doch sehr beschwerlich machen. Aber in einer noch ganz jungen Vergangenheit, als das Menschengeschlecht in seiner Kindheit wohl schon vorhanden war, haben ganz gewaltige Erhebungen und Einstürze stattgefunden. Der Geologe findet die unzweifelhaften Beweise hierfür in dem großen Hochgebirgszuge, der sich von den Pyrenäen ostwärts über die Alpen, den Balkan, Kleinasien, den Himalaya bis zum Großen Ocean erstreckt, ferner in dem in entgegengesetzter, nordsüdlicher Richtung streichenden Zuge der Anden und der nordamerikanischen Cordilleren. Diese jetzt bis in die Regionen des ewigen Schnees aufsteigenden Felsmassen sind zum großen Teil die versteinerten Absätze eines verhältnismäßig noch jungen Meeres. Zu einer Anzahl von mehr oder weniger parallelen, zum Teil überstürzten Falten zusammengeschoben und aufgestaut, legen sie Zeugnis ab von den noch unverändert wirkenden vulkanischen Kräften. Die Verbindungsbrücke zwischen Europa und Nordamerika, die in erdgeschichtlich noch junger Vergangenheit existierte, ist dagegen in das Meer versunken. Auch der England und Frankreich trennende Kanal ist erst kürzlich entstanden. Die ehemals zusammenhängende Landmasse im südöstlichen Europa ist in unzählige Schollen zerstückelt worden und jetzt zum großen Teil vom Meer verschlungen; nur die griechischen und kleinasiatischen Inseln ragen als letzte Reste dieses ehemaligen Landes aus den Wogen hervor.

An anderen Stellen sehen wir, wo früher ein einheitliches Meer war, mehrere durch breite Landmassen getrennte Wasserbecken. Noch vor nicht langer Zeit standen die Ostsee und das Nördliche Eismeer in Verbindung. Nicht immer indessen muß dieses die Folge von einer Erhebung des jetzt die Meere trennenden Landgebietes sein. Dieselbe Wirkung kommt natürlich zu stande, wenn infolge von Einstürzen an anderen Stellen der Erde das flüssige Element sich nach diesen zurückzieht. Dann wird der Meeresgrund an den höheren Stellen vom Wasser entblößt und trocken gelegt. Oft stehen sich die Ansichten über derartige Fragen schroff gegenüber. Einige behaupten, daß der zuletzt geschilderte Vorgang die Regel sei, und daß fast alle scheinbaren Bodenerhebungen auf einem Zurückweichen, Sinken des Meeresspiegels beruhen, eine Folge von dem Einstürzen und Zusammenbrechen der Erdrinde — während andere ein

wirkliches Erheben, ein Aufsteigen oder eine Emporwölbung des Festen annehmen. Diese Frage wird wohl einstweilen nur für jeden einzelnen Fall beantwortet werden können, wenn selbst dieses nicht auch unmöglich sein sollte.

Aber auch Senkungen sollen unter Umständen nur scheinbar sein. Ein allmähliches Versinken ganzer Ländergebiete unter den Meeresspiegel wird von gewisser Seite durch die Annahme erklärt, daß der Meeresboden ganz langsam durch die zu ihm niedersinkenden Flußeinschwemmungen und das Niederfallen der Reste pelagischer, d. h. auf dem hohen Meere lebender Tiere und Pflanzen erhöht wird. Das Wasser der Meere steigt infolgedessen und überschwemmt im Laufe der Äonen die benachbarten Gebiete des Festlandes, so daß der Geologe leicht zu der Ansicht kommen kann, daß das letztere unter den Meeresspiegel gesunken ist.

Auch in dieser Beziehung waren die älteren Geologen ihrer Sache viel sicherer als die jetzigen: das, was früher als feste Thatsache angenommen war, ist auch hier ins Wanken gekommen und zum Teil endgültig als Irrtum nachgewiesen worden. Im Verallgemeinern muß man — das zeigen die jüngsten Streitfragen über Hebungen und Senkungen — sehr vorsichtig und zurückhaltend sein. Man muß jeden einzelnen Fall gesondert genau untersuchen und darf nur an der Hand exaktester Forschung weitere Folgerungen auf das Allgemeine ziehen. Es beruht auf einem gänzlichen Mißverständnis, wenn man bemüht ist, eine höhere Betrachtungsweise in die Naturwissenschaft dadurch einzuführen, daß man voreilige Schlüsse auf das Allgemeine zieht, wenn man bestrebt ist, voreilig Gesetze zu konstruieren mit der Absicht, einen philosophischen Geist der Erfahrungswissenschaft einzuhauchen.

Diese Bewegungen innerhalb der festen Erdrinde, die sich auf ihrer Oberfläche als Erhebungen von Festlandsmassen, Inseln, Gebirgen, Bergen und andererseits als Senkungen und Einstürze ganzer Festländer unter das Meer, als Zusammenbrechen einzelner Gebirgsketten, als Bildung von Thalkesseln, Binnenseen u. s. w. äußern, sind natürlich mit Erschütterungen verbunden. Wir Lebenden erfahren durch diese Erdbeben, daß die alte Kraft, die Urkraft für die Oberflächengestaltung der Erdfeste, noch immer thätig ist. Die Gebiete der jüngsten Gebirgsbildungen und der jüngsten Einstürze sind noch heute der Schauplatz der heftigsten Erdbeben: die drei südlichen europäischen Halbinseln, die Alpen, die südamerikanischen Cordilleren, Mittelamerika und andere Gebiete sind ja berühmt oder berüchtigt durch die Verheerungen, welche diese Naturkraft in der kurzen Zeit geschichtlicher Vergangenheit angerichtet hat.

In der ersten Jugend unseres Planeten, als die gesamten, jetzt auf der Erde vorhandenen Wassermassen noch in der Atmosphäre schwebten, wirkten neben diesen vulkanischen und kosmischen Kräften als Bildner der äußeren Erdfeste wohl noch die Winde. Die vulkanischen Eruptionen, in denen sich das durch die erstarrende Kruste gefesselte flüssige Erdinnere nach der Lufthülle zu einen Ausweg zu verschaffen suchte, waren wohl auch damals von Aschenauswürfen begleitet. Die Stürme, die in der dichten Atmosphäre tobten, werden sich auch damals dieser Aschen bemächtigt und sie über die Erdfeste zerstreut haben. So weit wie in späteren Zeiten und heute dürften diese leichten Massen indessen wohl nicht entführt worden sein, da das Medium, in dem sie fortgetragen wurden, so schwer und so dick war. Immerhin aber muß eine solche Thätigkeit vorhanden gewesen sein. Heute haben indessen die Winde ein ganz anderes, viel ausgedehnteres Arbeitsfeld im Dienste der Oberflächengestaltung der Feste, und wir thun wohl gut, wenn wir zunächst die Kräfte betrachten, welche es ihnen geliefert haben und noch liefern.

Als die Temperatur des Erdballes sich durch Ausstrahlung in den kalten Weltenraum immer mehr abkühlte und in der Atmosphäre bis unter 100 Grad Celsius gesunken war, begannen sich die Wasserdämpfe zu verdichten und als heiße, tropfbare Fluten zur Erdfeste niederzustürzen. Eine ganz ungeheure zerstörende Wirkung müssen diese Wolkenbrüche auf dem trockenen Erdboden hervorgebracht haben. Der rauhe, klippenreiche, aus krystallinischen Felsmassen bestehende Grund des Luftmeeres wurde durch diese Fluten abgeschliffen und zerstückelt, bis eine gewisse Ruhe dadurch hergestellt wurde, daß

sich die Wassermassen in den tiefsten Einsenkungen der Erstarrungskruste zu heißen Meeren ansammelten, während die höher gelegenen Teile als Festlandmassen und Inseln aus diesem dampfenden Ocean hervorragten. Es begann nun aber der scheinbar ewige Wechsellauf des Wassers, den Goethe mit dem Ringen der Menschenseele vergleicht: „Vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es, und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd.“ Der Hauptfaktor für die Gestaltung unseres Wohnplatzes wurde hierdurch geschaffen. Durch die Verdunstung sammelt sich von neuem Wasser in der Atmosphäre. Als Tau, Regen, Schnee und Eis kommt es wieder herunter. Über- und unterirdisch, in kleinen Bächen, in großen Strömen eilt es den Meeren zu, um von diesen abermals in die Lüfte aufzusteigen. Auf seinen Wegen zu den großen Sammelbecken verrichtet es aber ganz erstaunliche Arbeiten. Jeder Tau, jeder Regen lockert, löst und erweicht, wenn auch oft nur in ganz geringem Grade, den felsigen Boden. Diese losen Massen werden von den hinabfließenden Gewässern mitgenommen. Zunächst kleine Rillen, Wasserrisse, dann nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden, nach Jahrmillionen tiefe, breite Thäler sind die Folge dieser von einem Menschenleben kaum zu beobachtenden Thätigkeit. Die Wasser dringen von den höchsten Stellen unaufhaltsam hinab, und so entsteht, indem die einzelnen Bäche einen Fluß, die einzelnen Flüsse einen Strom bilden, ein über die ganze Erdfeste sich verzweigendes Netz von Wasserläufen. Die einfachen, schwachwelligen Formen der ursprünglichen Erstarrungskruste wurden in der mannigfaltigsten Weise modelliert zu Thalsystemen von den verschiedensten Formen. Der mitgeführte, dem heimischen Boden entrissene Schutt, Schotter u. s. w. wird von den fließenden Gewässern weit fortgetragen. Sobald der Lauf des Baches sich etwas verlangsamt, wird dann zunächst das gröbere Material: große Gerölle, Felsblöcke, wieder abgesetzt, bei noch stärkerer Verlangsamung schlagen sich die feineren Kies- und Sandmassen nieder, und endlich fallen in den stagnierenden Flußmündungen, Meeren und Seen die ganz kleinen, bisher suspendiert gebliebenen Teilchen als ein feiner, oft deltabildender Schlamm zu Grunde.

Aber nicht nur auf der Oberfläche der Feste liegt das Wirkungsgebiet des flüssigen Elementes. Unterirdisch wurde ihm eine gleichfalls ausgedehnte Thätigkeit eröffnet. Auf Ritzen, Spalten und Klüften dringen die atmosphärischen Niederschläge in die Tiefen, oft in solche, in denen bereits Siedehitze herrscht: als kalte oder heiße Quellen steigen die Wasser dann wieder zum Tageslichte empor. Auf ihren dunklen Wegen aber richten sie großartige Zerstörungen an. Alle Gesteine werden von ihnen im Laufe der Zeit zerstört, einige, besonders Kalksteine, Gipslager, sehr leicht: es entstehen unterirdische Hohlräume, die immer größer werden. Die Karstgegenden und die Kalkgebirge überhaupt, wie Teile des Harzes, die Schwäbische Alp, sind bekanntlich reich an solchen Höhlungen und locken jährlich eine Menge von Wißbegierigen und Vergnügungsreisenden in diese dunklen Verließe, die der Mensch mit Hilfe der Elektricität zu feenhaft beleuchteten unterirdischen Palästen und Labyrinthen umzuwandeln versteht. Stürzt nun die Decke eines solchen Hohlraumes ein, so entstehen kesselförmige Einsenkungen auf der Oberfläche, die sich mit Wasser füllen können und dann als Seen erscheinen.

Aber auch wenn das heiße Drängen und Sehnen der sprudelnden Bäche und der stolz dahinziehenden Ströme gestillt ist, wenn sie das Meer erreicht haben, das ihnen seit ihrer Geburt aus der kühlen Felsenspalte als fernes Ziel vorgeschwebt hat — selbst dann hört die Wirksamkeit des Wassers nicht auf. Das Meer ist selten ganz unbewegt; wenn es durch Winde, durch Ebbe und Flut in Bewegung gesetzt wird, dann wirkt es mechanisch zerstörend auf seine Ufer, transportierend auf die zerriebenen Zerstörungsprodukte, die es dann an anderen Stellen wieder absetzt. Die Küsten der Nord- und Ostsee zeigen die Spuren dieses Wirkens in ihren zu Landzungen und Inseln zerschnittenen Umrissen, den steil aufsteigenden Seebergen, denen der frühere Inhalt des zerstörten Gebietes in der Gestalt von großen erratischen Felsblöcken, oft weit in das Meer hinaus, vorgelagert ist.

Die zerstörten, leichten Massen bleiben eine Zeitlang im Meere schweben, werden dann

aber wieder an anderen, nicht sehr weit entfernten Stellen abgesetzt: wo früher nur Untiefen waren, lagern sich Sand- und Schlammmassen als Strand- oder Uferwälle ab.

Wir haben bisher die Thätigkeit der vulkanischen Kräfte und die des Wassers gesondert betrachtet. Wo sie indessen gemeinsam und Hand in Hand wirken, treten noch ganz andere Erfolge ein. Es kommt uns bei dieser Gelegenheit das Cottasche Gesetz für die Entwickelung der Erde besonders deutlich zum Bewußtsein. Dieses Gesetz sagt, daß die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen eine notwendige Folge der Summierung von Resultaten aller Einzelvorgänge ist, die nacheinander gewirkt haben. Je länger dieser Summierungsprozeß dauerte, je mehr Einzelresultate er nacheinander anhäufte, um so größer war sein Erfolg.

Die einzelnen Wirkungen des Vulkanismus, sowie die Thätigkeit des Wassers würden für sich allein verhältnismäßig schwach gewesen sein. Erst dadurch, daß beide gemeinsam an dem Modellieren der Oberfläche der Feste arbeiteten, wurde diese in der verwickeltsten Weise gestaltet. Sobald sich ein Landstrich über das Meer zu erheben begann, fing das aus den Wolken herabstürzende Wasser an, als Bach oder Fluß auf ihm zu arbeiten, es schnitt für sich eine Thalrinne ein. Die Hebung hielt indessen langsam, stetig oder in Unterbrechungen an, das Wasser nagte sich gleichfalls immer weiter ein, so daß die Tieferlegung des Thales gleichen Schritt hielt mit der Erhebung des Landes. Das Flußbett nahm infolgedessen nicht oder nur wenig teil an dieser Erhebung. Nur auf diese Weise sind die tiefen Thäler der Gebirge zu erklären, nur durch diese Annahme kann man das Rätsel lösen, wie kleine Flüsse scheinbar oft vorgelagerte, hohe Bergrücken „durchbrochen" haben. Sie haben sie eben nicht durchbrochen, sondern nur durch ihre abnagende Thätigkeit verhindert, daß ihr Bett mit emporgehoben wurde, indem jede Erhebung desselben sofort weggewaschen ward; die Ufer und das Gebiet zu beiden Seiten aber stiegen dauernd nach oben. So kommen sehr verwickelte Landschaftsformen zu stande.

Wenn ferner das Meer an einer Küste nagt, die sich in einer allmählichen Senkung befindet, so schreitet die Brandung langsam immer weiter landeinwärts, sie nagt immer mehr von den Erhebungen des Landes ab, ganze Berge und Gebirge werden abrasiert. Statt dieser bleiben ebene oder terrassenförmige Flächen übrig. Auf diesen werden dann die neuen Sand-, Lehm- und Schlammmassen vom Meere abgelagert, so daß bei einer späteren Trockenlegung weite Ebenen zum Vorschein kommen, auf denen sich das Pflanzen- und Tierleben entfalten kann. Rußland, Nordost-Amerika z. B. sind zum großen Teile so zu einem flachen Lande geworden.

Nachdem sich die heißen Wasser aus den dicken Wolken der Uratmosphäre auf die Erdfeste niedergeschlagen hatten, schritt natürlich die Abkühlung immer weiter fort, ja sie erreichte einen solchen Grad, daß das Wasser an den Polen und auf den großen Erhebungen der Erdfeste nicht mehr im flüssigen Zustande, sondern nur im festen bestehen konnte. Es bildeten sich weite Eisflächen und Gletscher. Die letzteren nun gesellten sich als äußerst wirksame Ursachen in Beziehung auf die Modellierung der Oberfläche des Festlandes zu den vulkanischen Kräften und denen des flüssigen Wassers. Nach abwärts vorrückende Gletschermassen hobelten die lockeren Unebenheiten aus dem Gelände, das sie durchzogen, fort, glätteten die Thäler und die Seebecken. Das fortgenommene Schuttmaterial führten sie mit sich, es durchsetzte die Eismassen und wirkte weiter mit, um das Abhobeln und Abschleifen der Thalwände und des Untergrundes zu verstärken. Schmilzt dann infolge einer Veränderung des Klimas der Gletscher, der sich in weiten Ebenen oft zu ganzen Eisfeldern ausgedehnt hat, so bleibt das mitgeführte und eingebackene „Moränenmaterial" zurück. Es bedeckt die weiten Landflächen, durchsetzt die Thäler als coulissenartig vorspringende Querwände oder begleitet sie als terrassenartige Längsstufen an den Thalwänden. Die ganze norddeutsche Ebene ist durch solchen Gletscherschutt gebildet, der dann nachträglich durch die fließenden Gewässer, besonders während der wasserreichen Abschmelzperiode der Gletscher, in der verschiedensten Weise umgelagert und geschlemmt wurde. Die oberbayerische und die oberschwäbische Ebene sind gleich-

falls früher Gletscherboden gewesen, ebenso die Gebiete der oberitalienischen Seen am Südfuße der Alpen. Wenn man diese mächtigen Schuttmassen entfernen könnte, so würde ein mannigfach geformtes Hügel- und Bergland zum Vorschein kommen. Einige größere Erhebungen dieses Untergrundes ragen sogar noch durch diesen Gletscherschutt hindurch, z. B. die Kalkberge von Rüdersdorf bei Berlin, Helgoland, aber auch viele andere Felsengebiete des norddeutschen Flachlandes.

Lagert sich nun ein Gletscher derartig, daß er die alten Thäler von Flüssen versperrt, so suchen sich die Gewässer andere Bahnen, und es können im Hochgebirge die verwickeltsten Thalsysteme zur Ausbildung kommen, deren Geschichte nur schwer zu enträtseln ist. Die Salzach, die Enns und die Drau mit ihren Nebenflüssen, sowie andere Gewässer der Alpen bieten interessante Beispiele. So können die Einzelwirkungen von vulkanischen Erhebungen, von fließendem Wasser und von Gletscherströmen, wenn sie sich gegenseitig unterstützen und sich summieren, mit der Zeit die mannigfaltigsten Oberflächenformen zu stande bringen, zu deren Entzifferung ein scharfer Verstand, ein feines geologisches Taktgefühl notwendig sind.

Wir kehren jetzt zu der zweitältesten der sich für die äußere Gestaltung der Erdfeste um die Wette bemühenden Kräfte zurück, zu den **Winden**. Diese waren, wie wir gesehen haben, schon thätig, als das Wasser noch dampfförmig in der Lufthülle gelöst war und daher von einem Wirken des flüssigen Wassers und des Eises nicht die Rede sein konnte. Die Thätigkeit der Winde war aber damals eine beschränkte; sie fanden ein hartes, krystallinisches Gestein, die ursprüngliche Erstarrungskruste, vor, an dem sie vergebens rüttelten und schüttelten. Nur die staubartigen Auswurfsstoffe der vulkanischen Eruptionen, die Aschen und kleinen Lavastückchen fielen ihnen anheim und wurden von ihnen in weite Fernen getragen, wo sie niederfielen und wohl bestehende Höhlungen ausgefüllt und das Gelände ausgeebnet haben. Nachdem aber die im gasförmigen Wasser noch ruhenden Kräfte durch die Verdichtung desselben zu Meeren und Flüssen zu rastloser Thätigkeit erweckt waren und die feste Erstarrungskruste zu Sand, Lehm, Thon und Mergel umgearbeitet hatten, ward auch das Arbeitsfeld der Winde ein ausgedehnteres.

Jedem Besucher der Meeresküste ist bekannt, daß fast überall hier am Strande mächtige Sandmassen lagern, die während der Ebbe oder dort, wo die Gezeiten nicht eintreten, bei ruhiger See von Wasser unbedeckt sind. Die Sandkörner trocknen und bilden ein loses Haufwerk, das den frischen Seewinden ein erwünschtes Feld für ihre Thätigkeit bietet. Ganze Wolken von feinem Sande werden oft von dem kräftig blasenden Luftstrome landeinwärts dahingetrieben. Je feiner die Körner sind, desto weiter fliegen sie, die schwereren fallen früher zu Boden, die größeren Steine bleiben überhaupt am Strande liegen. An hohen, aufhaltenden Punkten, oder wenn der Wind nachläßt, kommen diese Sandwolken zur Ruhe, und es bilden sich flachere oder steilere Sandrücken: die **Dünen**. Die Dünen der Kurischen Nehrung in Ostpreußen erreichen oft siebzig, die in Südfrankreich sogar neunzig Meter Höhe. Die Winde aber arbeiten an diesen Sandanhäufungen stetig weiter: von der Seeseite werden die Sandmassen weg-, über den Kamm hinübergeblasen und dann am jenseitigen Fuße abgesetzt oder weiter landeinwärts geweht. So wandern die Dünen in das Land hinein, sie überschreiten Ortschaften, Wälder, Meeresarme, alles Leben ertötend, sie füllen die Lagunen oder Strandseen aus und bilden so eine bedeutende Gefahr für die menschliche Kultur.

Derartige luftgeborene Landschaften finden sich indessen auch im Binnenlande. Die Wüsten sind in dieser Beziehung ja allgemein bekannt. Der felsige Boden verwittert infolge atmosphärischer Einflüsse, besonders durch die Sonnenstrahlung, die mit nächtlicher Kälte wechselt, zu kleinkörnigen Sandmassen und bietet so den Winden einen Tummelplatz für ihre Thätigkeit. Die den Wüsten benachbarten Gebiete haben oft sehr durch diese Sandstürme zu leiden: in Mesopotamien, im Nilthale sind fruchtbare und üppige Kulturen ihnen zum Opfer gefallen. Auch viele der weiten Sandebenen Norddeutschlands sind durch solchen Triebsand gebildet. Erst die Vegetation hat diese Sand-

massen festgelegt, aber wo diese fehlt, wirken die Winde noch immer umlagernd und dünenbildend auf die feinkörnigen, lockeren, gletschergeborenen Bodenbildungen.

So folgten einander die unorganischen Kräfte des Vulkanismus, der Winde, der Gewässer und des Eises, um dann nebeneinander Hand in Hand wetteifernd an der Gestaltung unseres Wohnplatzes zu arbeiten. Eine Kraft erwachte nach der anderen zur Wirksamkeit, um das so unendlich mannigfaltige Bild der Bodengestaltung zu schaffen und immer aufs neue zu verändern. Mit diesen Kräften der leblosen Natur sind indessen die Ursachen, welche die Erdfeste oberflächlich modellieren, noch nicht erschöpft. Bald nachdem sich das aus der Atmosphäre niedergestürzte heiße Wasser etwas abgekühlt hatte, erwachte das organische Leben auf der Erde; eine Pflanzendecke grünte nach längerer Zeit auf den bisher kahlen und toten Felsen und Sümpfen.

Das Pflanzenreich beteiligt sich durch die Moorbildung in ausgedehntem Maße an der äußeren Gestaltung der Erdkruste.

In stagnierenden, also nicht fließenden Gewässern wachsen niedere und höhere Pflanzen. Ihre abgestorbenen Teile, sowie ihre abgelebten Körper sinken zum Grunde, und so häufen sich hier allmählich mächtige Lager faulender Pflanzenstoffe an. Von den Ufern her wachsen Schilf- und Rohrmassen in die noch offenen Wasserflächen hinein. Sie schlagen ihre Wurzeln in den moderigen Untergrund, und immer neue abgestorbene Pflanzenteile sinken hinab, so daß ein vollständiges Filzwerk kaum zu entwirrender Pflanzenstoffe entsteht. Der so emporwachsende Sumpfboden erreicht die Oberfläche des Gewässers. Nun können sich Moose, Kräuter, Gräser und allerhand andere Pflanzen auf diesem schwankenden Boden ansiedeln. Sie verhindern es, daß die Luft zu den verwesenden Stoffen hinabdringt, und so wird der Verwesungsvorgang gehemmt. Ein großer Teil des im Pflanzenkörper vorhandenen Kohlenstoffes kann sich nicht mit dem Sauerstoffe der Atmosphäre zu Gasen verbinden und wird so zu einer kohligen Masse aufgespeichert: dem Torf. Nach obenhin wächst die Masse aber immer weiter, sie wird durch den Pflanzenwuchs verfestigt, es siedeln sich höhere Pflanzen, Bäume und ganze Wälder an, und so erstrecken sich die Moore oft über weite Landflächen und geben ihnen ein ganz eigenartiges Gepräge. Die hannoverschen, westfälischen, bayerischen, ostpreußischen Moorgegenden sind ja überall bekannt.

Übrigens hat eine solche landbildende Thätigkeit der Pflanzenwelt schon in den ältesten Zeiten der Erdgeschichte stattgefunden. Lager von Graphit, Anthracit, Stein- und Braunkohle sind wohl im allgemeinen nichts anderes als durch Gebirgsdruck und mehr oder weniger starke Verkohlung veränderte Torflager.

Außer den kohligen Bodenarten in der soeben genannten Abstufung vom Humus und Torf bis zu dem aus reinem Kohlenstoffe bestehenden Anthracit und Graphit sind auch die kalkigen Bildungen, wenn vielleicht auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend organischer Herkunft.

Wenn wir durch weite Länder reisen, die durchweg aus kalkigem Boden bestehen, wenn wir hohe Kalkgebirge erklettern und tief in die unterirdischen Grotten und Höhlen derselben hinabsteigen und die mächtigen natürlichen Dome, Gewölbe und Verließe bewundern, dann kommt es wohl den wenigsten von uns zum Bewußtsein, daß alle diese gewaltigen Kalkmassen der Thätigkeit kleiner und niedrig organisierter Lebewesen ihr Dasein verdanken; aber dennoch ist es so: Foraminiferen, Korallen, Seesterne, Seeigel, Seelilien, Muscheln, Schnecken und von den Pflanzen die Kalkalgen wirken schon seit ihrer aus der ersten Zeit organischen Lebens auf der Erde datierenden Existenz in dieser Weise. Sie nehmen den im Meerwasser vorhandenen kohlensauren und schwefelsauren Kalk auf und lagern ihn als kalkiges Skelett oder als kalkige Schale in ihren Körper oder um ihn ab. Nach ihrem Tode sinken dann die kalkigen Überreste zum Meeresboden, oder sie werden am Strande in dicken Schichten angeschwemmt. Am berühmtesten aber sind die Bauten der Riffkorallen geworden. An gewissen Stellen tropischer und subtropischer Meere, die sich in einer allmählichen Senkung befinden, wachsen diese Inseln empor. Die nach oben wachsenden Korallenstöcke halten mit dem Sinken ihrer Unterlage gleichen Schritt, denn die Tiere

vermögen nur in einer ganz geringen Tiefe unter dem Meeresspiegel zu leben. Die Wogen der Brandung zertrümmern diese Bauten, sobald die letzteren die Oberfläche des Meeres erreicht haben. Eine Menge Korallenschutt lagert sich um die Inseln, er wird durch aufgelösten und wieder abgesetzten Kalk verkittet, und so entstehen mächtige und ausgedehnte Kalkablagerungen. Das Rote Meer wächst so allmählich zu.

Die organische Struktur dieser Kalkablagerungen wird dann später oft vollständig verwischt: die aus den faulenden Tierkörpern gebildete Kohlensäure löst die Gehäuse und Kalkschalen zum Teil wieder auf, der aufgelöste Kalk wird wieder abgeschieden, und die Massen erscheinen als vollständig kompakte Gesteine. Wenn dann das reiche Tierleben erlischt, sinken die Gebiete in größere Tiefen, andere Meeresablagerungen können die Kalkmassen bedecken.

Dann aber tritt der Fall ein, daß diese Gebiete trocken gelegt werden, daß das Meer von ihnen zurückweicht. Durch Gebirgsfaltungen werden sie zu langen, oft zu vielen parallelen Ketten emporgewölbt, und so erreichen diese Gebilde des tiefen Meeres oft Höhen, in denen ein ewiges Eis sie verhüllt.

Wer die wunderbaren, scharf zerschnittenen pyramiden- und zackenförmig gen Himmel strebenden Dolomitlandschaften des südlichen Tirols durchwandert hat, kennt solche Gebilde: die älteste, landgestaltende Kraft, der Vulkanismus, und die jüngste, das organische Leben, haben zusammengewirkt, um derartige Ergebnisse hervorzubringen, die Thätigkeit der fließenden Gewässer aber schnitt tiefe Thäler nach den verschiedensten Richtungen in diese Bergketten und gräbt Höhlen und Grotten hinein. —

So haben wir einen kurzen Überblick gewonnen über die Kräfte, die an der Modellierung der trockenen Erdfeste mitwirken: Vulkanismus, Wind, Wasser, Pflanzen- und Tierleben sind der Reihe nach auf den Schauplatz der Erdgeschichte getreten. Die einseitige Thätigkeit einer jeden hat sich gekreuzt und summiert mit der der anderen, so daß jetzt oft ein schwer zu entzifferndes Wirrsal von Oberflächenformen dem nachdenkenden Beobachter vorliegt. Die Schwierigkeit der Aufgabe aber erhöht ihren Reiz. Die geologischen Forschungen sind nun in allen civilisierten Ländern meist so weit gediehen, daß auch der Vergnügungsreisende durch gemeinverständlich geschriebene Bücher und durch geognostische Karten in den Stand gesetzt ist, sich selbst in der Natur zurechtzufinden, um das Wirken dieser Kräfte zu verfolgen. Der Genuß einer solchen Reise wird durch eine derartige Beschäftigung jedenfalls nur erhöht und der ästhetischen Betrachtung kein Abbruch gethan: die ganze Gegend wird vor dem geologischen Blicke lebendig, man sieht die Kräfte in ihrer Thätigkeit, wie sie seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden und aber Jahrtausenden unermüdlich an der Oberfläche der Feste nagen, sie umgestalten und wieder zerstören; man erkennt, daß auch der gegenwärtige Zustand nur ein vorübergehender, daß er nur ein kleines Glied in einer unendlichen Kette ist: wo heute stolze, eisgekrönte Gebirge zum Himmel ragen, werden nach Äonen vielleicht Meereswogen rollen und schäumen; wo heute einförmige, aber fruchtbare Ebenen goldene Getreidefelder, saftige Wiesen und reiche Städte tragen, erheben sich in ferner Zukunft vielleicht Bergriesen. „Alles fließt!“ sagte der alte griechische Philosoph: eine Gegenwart giebt es ja eigentlich nicht. Wo wir Beharrendes wahrzunehmen glauben, würde ein Wesen, das mit schärferen Sinnen und feinerem Zeitbewußtsein ausgestattet wäre, immerwährende Unruhe bemerken; die Welt ist in einem unablässigen Werden begriffen; was wir sinnlich wahrnehmen, ist bereits dem Tode verfallen, ist gewesen, und so zeigt uns die Geologie den ungeheuren Leichnam der zeitlichen Welt, auch wenn sie den „gegenwärtigen“ Schauplatz unseres Lebens betrachtet. Wir erkennen, welche ungeheuren, kaum zu fassenden Wirkungen die Kräfte hervorbringen, wenn ihnen eine gleichfalls ungeheure Zeitdauer zur Verfügung steht. Was aber ist Kraft, und was ist Zeit?

Auf diese Frage vermag die Naturwissenschaft keine Antwort zu geben, sie steigt vom Lehrstuhle und überläßt den Platz der Philosophie.



Das nordische Altertum.

Von

Otto L. Jiriczek.

(Nachdruck ist untersagt.)

In einem von Skandinaviern gern gesungenen Vaterlandsliede (von R. Dybeck) wird der Norden mit den Worten angerufen: „Du alter, du frischer, du berghoher Nord, du thronst auf Erinnrungen mächtiger Vorzeit!“ Das Bild entspringt einer glücklichen und treffenden Anschauung. Obgleich in weiterem Sinne gedacht, mahnt es doch unwillkürlich an Kaulbachs schöne Komposition: Saga über Waffen, Urnen und Gebeinen auf einem zerfallenen Steingrab thronend; ein Kronreif liegt ihr zu Füßen, zu dem Haupte aber neigen sich raunend die zwei Raben der Erinnerung und des Sinnens. Gleich allen Bildern trifft auch dieses nur in beschränktem Maße zu. Das moderne Skandinavien gehört keineswegs zu den Ländern, die, in kümmerlicher Gegenwart ihr Dasein fristend, nur über Ruinen versunkener Größe zu träumen scheinen. Doch seine Vergangenheit ist so reich und eigenartig, daß Jakob Grimm es wagen durfte, Skandinavien als klassischen germanischen Boden mit Italien, dem klassischen Lande antiker Forschung, zu vergleichen.

Wer die nordischen Länder mit der Erwartung beträte, hier wie in Italien auf Schritt und Tritt durch Monumentalbauten und geschichtlich klangvolle Namen an eine glänzende, weltbewegende Vergangenheit erinnert zu werden, würde freilich eine schwere Enttäuschung erfahren. Kein erhaltenes Bauwerk auf nordischem Boden reicht über unser Jahrtausend zurück, selbst die Denkmäler der ältesten christlichen Baukunst sind spärlich, und die mittelalterliche Geschichte dieser Länder entbehrt des großen weltgeschichtlichen Zuges. Das germanische Altertum ist es, das hier Forschung wie sinnende Betrachtung auf seinen Spuren zu wandeln lockt, nicht nur auf den geistigen seiner Götterdichtung und Heldensage, sondern auch auf den greifbaren seiner tief in prähistorisches Dunkel sich verlierenden nationalen Kultur, deren Denkmäler rings im Lande noch in die Gegenwart hereinragen. Nur sind sie anderer Art als im klassischen Süden, ihre Eindrücke mehr allgemein als individuell, mehr an Zustände als an Begebenheiten mahnend, mit einem Worte mehr prähistorisch

als historisch: Hünenbetten und Totenhügel, Felsplatten mit seltsamen Bildern schriftloser Zeiten, Runensteine mit Schriftzügen, die einst allen germanischen Stämmen zu eigen waren.

Solchen Altertümern geht historische Eindrucksfähigkeit allerdings fast gänzlich ab. Das vereinzelte Freiluftdenkmal wird wohl zur Phantasie des empfänglichen Beschauers sprechen, zumal wenn ihm die Naturumgebung einen intimen Stimmungsreiz verleiht, auf der Heide oder am Meer, ihn aber kaum in den Bannkreis seiner kulturgeschichtlichen Eigenart zwingen. Dazu bedarf es einer systematischen Vereinigung der Altertümer, wie sie die trefflichen Museen der skandinavischen Hauptstädte bieten. Nicht die Fülle von Hinterlassenschaften des Altertums allein ist es, die so überwältigend wirkt, obwohl auch sie Bewunderung wecken muß, sondern der organische Zusammenhang einer mehrtausendjährigen Kulturentwickelung von der Steinzeit an bis in die vom Morgenrot erhellten Zeiten der Wikingerzüge, der sich wohl auch dem flüchtig die Museumsräume Durchschreitenden aufdrängt und ihm zu Bewußtsein bringt, daß er vor den Zeugnissen eines intensiven prähistorischen Kulturlebens steht.

Dürfte man die allmähliche Entschleierung der Vergangenheit durch jahrzehntelange geduldige Arbeit vieler eine Entdeckung nennen, so müßte es als eine der glänzendsten Entdeckungen der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts gepriesen werden, daß die nordische Archäologie im westlichen Ostseebecken ein vorgeschichtliches Kulturcentrum des Nordens aufgedeckt hat, nicht unwert, dem glänzenderen und reicheren des Südens im östlichen Mittelmeerbecken an die Seite gestellt zu werden. Brennpunkte des Interesses wie die Namen Mykenä, Tiryns, Troja hat es zwar nicht aufzuweisen, und eine durch Kunst und Schönheit welterobernde Kultur wie die griechische ist hier nicht erstanden. Dürfen wir den nordischen Archäologen Glauben schenken, so liegen jedoch in dem Gebiete, das Südschweden, Dänemark, Schleswig-Holstein und die anstoßenden Teile Norddeutschlands umfaßt, die Wurzeln einer anderen weltbewegenden Macht, die sich hier entwickelt hat und großgewachsen ist: des Germanentums.

Im Herzen dieses Gebietes gelegen, durch seine geographische Lage begünstigt, hat Dänemark namentlich in den älteren Zeiträumen des vorgeschichtlichen Altertums eine führende Stellung in der Kulturentwickelung eingenommen; trotz landschaftlicher Besonderheiten dürfen die dänischen Altertümer und die Kulturphasen, von denen sie Zeugnis ablegen, als typisch für die nordische Gruppe in dem oben angedeuteten Umfange betrachtet werden, wiederum namentlich in den älteren Perioden. Ein Werk über diese Altertümer hat daher eine umfassende, allgemeine Bedeutung und wird um so willkommener sein, wenn sein Verfasser sich in der Darstellung auch an die weiteren Kreise der Gebildeten wendet und



Trompete aus der Bronzezeit.

sich bemüht, klar und gemeinverständlich zu schreiben, wie dies Sophus Müller in seiner „Nordischen Altertumskunde“* gethan hat.

Einen kundigeren Führer durch das nordische Altertum als den gelehrten Forscher, dessen Obhut die Schätze der prähistorischen Abteilung des Nationalmuseums in Kopenhagen anvertraut sind, wird man sich nicht wohl wünschen können. Er führt nicht von Schrank zu Schrank, den einzelnen Fund beschreibend, sondern fügt die Einzelheiten zu großen Kulturbildern zusammen und lenkt den Blick des ihm Folgenden über die Grenzen des nordischen Gebietes hinaus, den Kulturzusammenhängen auf den dämmerhaften Pfaden des Bernsteinhandels, der Ornamentwanderungen und Typenentwickelungen nachgehend, bis nach Südeuropa und zu der Wiege der europäischen Kultur im Orient. So begleiten die Schilderung des vorgeschichtlichen Lebens in Nordeuropa im Hintergrunde beständig die großen Linien der allgemein europäischen Vorgeschichte und verleihen der Einzelerscheinung allgemeines Interesse.

Kulturzusammenhänge! Das Wort mag seltsam klingen für Zeiten, in denen man sich die Völker möglichst isoliert zu denken gewohnt ist. Und doch steht es so, daß es dem prähistorischen Archäologen oft schwerer fällt, bestimmte Kulturgrenzen zu ziehen als Kulturverbindungen festzustellen. Übernahme materieller Fortschritte von Volk zu Volk, nicht, wie man ehedem glaubte, vollständiger Bevölkerungswechsel hat im Norden den zweimaligen großen Umschwung der Gesamtkultur von der Bronzeperiode zur Eisenzeit etwa im vierten Jahrhundert v. Chr. und den noch viel einschneidenderen von der Steinzeit zur Metallzeit um etwa tausend Jahre früher mit sich gebracht. Die Vermittelung der Metallurgie vom Süden nach dem Norden ist aber keineswegs die erste Spur eines großen kulturellen Völkerzusammenhanges. Selbst unter den Formen der Steinaltertümer, Waffen und Werkzeuge vermag der Archäologe gewisse Typen nachzuweisen, deren Vorbild in letzter Linie südeuropäische Metallgegenstände waren. Ein ganz besonders merkwürdiges Beispiel sind die Steingräber jener Periode. In ihrer einfachsten Gestalt ist die steinerne Totenkammer nicht nur in Skandinavien und Norddeutschland, Großbritannien und Frankreich, sondern auch auf der Pyrenäischen Halbinsel, in Nordafrika, in einzelnen Gebieten Süd- und Südosteuropas, in Palästina und bis nach Indien hinein in wesentlich gleicher Anlage und Bauart nachgewiesen. Ein Zusammenhang dieser Denkmäler ist nicht zu leugnen; aber er beruht weder auf Zufall, noch auf einer nationalen Zusammengehörigkeit der Völker, die solche Steingräber errichteten, sondern auf Nachahmung einer im Orient oder im Ostwinkel des Mittelmeeres aufgekommenen Grabform.

Als in Griechenland und Ägypten architektonische Grabformen, Kuppelgräber und Pyramiden aufgekommen waren, wurden sie von den Nachbarvölkern ebenfalls nachgeahmt. Ähnliche, doch primitivere Grabbauten auf den Inseln des Mittelmeeres bilden den Übergang zu den Riesenstuben West- und Nordeuropas und bezeichnen den Weg dieser formalen, immer einfacher und kunstloser werdenden Entlehnung.

Wanderten mit der Grabform auch religiöse Ideen von Volk zu Volk? Sophus Müller findet in ihr einen Ausdruck des Glaubens, daß die Fortdauer der Seele von der möglichst langen Erhaltung des Leichnams abhänge, zu dessen Schutz diese Grabbauten errichtet wurden, und neigt zu der Ansicht, daß solche religiöse Vorstellungen als erste große Civilisationswoge aus dem Orient sich bis nach Nordeuropa fortgepflanzt hätten. Vergleichende Mythologie und Völkerkunde lehren aber, daß der Glaube an die Fortdauer der Seele überall den prähistorischen Untergrund religiöser Vorstellungen bildet, daß er auf dem ganzen Erdball verbreitet ist und somit nicht von einzelnen Kulturcentren ausgegangen sein kann, vielmehr einer natürlichen Entwickelungsstufe des menschlichen Geistes entsprungen ist. Ging mit der Übernahme der Grabform auch eine solche religiöser Ideen Hand in Hand, so könnten diese jedenfalls nur schon

* „Nordische Altertumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig.“ Straßburg, Karl J. Trübner. Zwei Bände. (Mit 442 Textabbildungen, vier Tafeln und einer Karte.) Unsere Abbildungen sind diesem Werke mit Erlaubnis des Verlegers entnommen.

vorhandene Glaubensvorstellungen beeinflußt, ihnen bestimmtere Formen gegeben haben.

Die Totenkammern sind fast die einzigen Denkmäler, die uns einen Blick in das geistige Leben der Steinzeitmenschen gestatten. Sie bezeugen einen ausgebildeten Seelenglauben: dies beweisen die Beigaben, mit denen man die Toten für das Jenseits ausstattete, die Spuren von Feuern, die sich kaum anders denn als Kultfeuer deuten lassen, die primitiven Symbole, die nicht selten die Grabsteine bedecken. Die Bedeutung der Grabfeuer war wohl dieselbe wie die der Totenfeuer bei verschiedenen Naturvölkern: die Toten sollten sich an dem Lebenselement, an Licht und Wärme erfreuen. Wie nach der altgriechischen Dichtung die Schatten der Unterwelt sich gierig herandrängen, um das warme Opferblut zu schlürfen, so mag auch der Glaube der Vorzeit im Luftzuge den Hauch der Seelenscharen gefühlt haben, die sich an den Flammen labten, bis der letzte Funke in dem modrigen dunklen Grabgewölbe erlosch. Dem Totenkult entspricht in der Regel zugleich Ahnenverehrung, und ihr äußeres Zeichen pflegen Opfer zu sein. Die napfartigen künstlichen Vertiefungen, die in Grabsteinen öfter vorkommen, werden gern als Schalen zum Auffangen des Opferblutes aufgefaßt. Auf uralten Zusammenhang mit dem Seelenglauben deutet die Benennung „Elfenmühlen" o. ä. m. hin, die sich in Schweden noch hier und da erhalten hat. Denn die Elfen sind ursprünglich Seelengeister. Noch heute wird diesen Näpfen eine abergläubische Verehrung gezollt: erkrankt ein Kind im Hause, so sucht die Mutter einen solchen „Elfenstein" auf, salbt die Schalen mit Fett ein und hinterlegt eine Nadel, die das Kind getragen, oder eine kleine Puppe aus Lumpen als krankheitsbeschwörendes Opfer. Gegen ihre Ausdeutung als Blutschalen spricht allerdings der Umstand, daß sie auch auf senkrechten oder schrägen Flächen sich finden. Müller hält sie für Symbole, gleich der Radfigur (ein Kreuz in einem Kreis), einem bekannten Sonnensymbol. Ein solches in Grabkammern scheint rätselhaft. E. B. Tylor hat in einem der schönsten Abschnitte seiner Untersuchungen über Animismus gezeigt, wie Sonnenuntergang und -Aufgang sich in der Symbolik der Völker mit Vorstellungen von Tod und Wiedergeburt verbinden, und welche Fülle von mythischen Bildern und Ideen aus dieser Analogie entspringt. Aus diesem Vergleichsstoff ließe sich mehr als eine Deutung herausholen: die Sonne als Toten-



Silberkessel, gefunden 1891 in einem jütischen Torfmoor. (Römische Zeit.)

boot, das die Seelen in das Schattenreich des Westens führt, als Symbol der Wiedergeburt und anderes mehr. Doch wer wollte ernstlich eine bestimmte Auslegung wagen!

Es liegt in der Natur der Sache, daß Schlüsse auf das geistige Leben aus den materiellen Hinterlassenschaften eines schriftlosen Volkes sehr unbestimmt und dürftig ausfallen müssen. Steht es doch in der materiell unvergleichlich höher entwickelten Bronzezeit nicht viel besser, trotz der großen Anzahl von figuralen Felsenzeichnungen (Hällristningar), die aus dieser Periode stammen. Man sieht wohl, die einzelnen Figuren stellen Krieger zu Fuß, zu Roß, zu Streitwagen, Schiffe, Bäume, allerlei Tiere vor; es ist nicht zu verkennen, daß ganze Gruppen zusammenhängende Darstellungen von Kämpfen zu Wasser und zu Lande, von Jagd- und Ackerbauscenen bilden; man kann vermuten, daß wiederholte Zusammenstellungen gewisser Zeichen und Symbole Ansätze einer Bilderschrift sind. So hält man zwar alle Teile in der Hand — fehlt leider nur das geistige Band.



Platte vom Silberkessel;
Bild einer weiblichen Gottheit mit ihren Emblemen.

Die dänischen Denkmäler dieser Art sind wenig zahlreich und ärmlich im Vergleich mit den Felsenbildern Schwedens und Norwegens, deren oft überraschend großer Umfang und Figurenreichtum auf den Beschauer — etwa beim Durchblättern des prächtigen Reproduktionswerkes von Baltzer — bei all ihrer Primitivität einen tiefen Eindruck machen. Das sind gewiß keine steinernen Bilderbücher, in denen es zeichnerischem Spieltrieb gefallen hat, Menschen, allerlei Getier und Gegenstände nach Laune und Zufall zusammenhanglos aneinander zu reihen. Es sind zweifellos epische, d. h. erzählende Denkmäler; in ihrer Weise berichten sie von Friede und Fehde, Raub und Rache, Sieg und Fall. Ihr Inhalt bewegt sich, im Grunde genommen, in demselben Kreise primitiv-heroischen Lebens, aus dem die Motive der ältesten epischen Poesie im homerischen Griechenland stammen. Sie schildern wohl wirkliche Ereignisse, aber ein idealisierendes Element der Auffassung fehlt sicherlich nicht. Dies beweisen nicht nur die öfter vorkommenden Symbole von religiöser, wenn auch ihrem Sinne nach nicht näher bestimmbarer Bedeutung, sondern auch die einzelnen männlichen Figuren, die den Maßstab der sonstigen Gruppen-Bestandteile überschreiten. Oft soll dadurch gewiß nur der Häuptling, der Führer in naiver Weise gekennzeichnet werden. Bei den Kolossalfiguren jedoch möchte man mit manchen Erklärern geradezu an Göttergestalten denken, welche als Lenker der Kämpfe, als Beschützer der Clans gegenwärtig gedacht sind, wie in der homerischen Poesie. Auch diese weiß von übermenschlicher Größe der Götter zu berichten: als Ares fällt, bedeckt er sieben Hufen; Hephaistos stellt auf dem Schilde des Achilleus den Auszug einer Kriegerschar unter Führung des Ares und der Athene dar:

Beide waren von Gold und gehüllt in goldne Gewänder,
Beide schön in den Waffen und groß, als unsterbliche Götter,
Weit umher vorstrahlend — doch minder an Wuchs war die Heerschar.

Der Gedanke, in der homerischen Poesie Aufklärung über verwandte Zustände im Norden zu suchen, ist weniger verwegen, als er

auf den ersten Blick scheint. Denn diese unschätzbaren Überlieferungen entstammen einer Zeit, welche mit der älteren nordischen



Platte vom Silberkessel, einen kriegerischen Aufzug darstellend.

Bronzeperiode ungefähr zusammenfällt, und spiegeln Kulturzustände wieder, die sich trotz bereits vorhandener Kenntnis des Eisens im wesentlichen doch noch auf einer Bronzekultur aufbauen. Diese aber bietet in vielen Zügen eine so überraschende Ähnlichkeit mit den nordischen Zuständen, daß Archäologen wie Montelius und Müller ein um das andere Mal das Zeugnis der homerischen Kultur zum Vergleiche heranziehen. Wie dort im verklärenden Lichte der Poesie, so tritt uns hier in Funden und Felsenbildern der adelige Krieger entgegen, hochgewachsen — wie Skelettmessungen —, blondgelockt — wie Haaranalysen beweisen —, gerüstet mit glänzenden Bronzewaffen, dem kurzen Schwert und der langschaftigen Lanze. Die feindlichen Waffen wehrte ein Schild ab, während Helme, wie noch viel später, seltener waren. Neben dem Fußkämpfer zeigen die Felsenbilder auch Krieger auf zweiräderigem Streitwagen und — im Gegensatz zu Homer — häufig auch Reiterscharen. Von zahlreicher Mannschaft geruderte Schiffe mit steilen Steven, in deren Mitte ein Mast mit einem Segel errichtet werden konnte, führten die Kampf und Beute suchenden Scharen über See. Den Gefallenen, die anfangs unverbrannt beigesetzt, später auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurden, werfen die Gefährten einen ragenden Hügel auf. Gleiche Ehren werden der vornehmen Frau, die mit kostbarem Zierschmuck bestattet wird, zu teil; mitunter birgt ein Grab Mann und Frau, eine Andeutung monogamischer Ehe. Unter diesen freien, vornehmen Geschlechtern müssen Scharen von Abhängigen gestanden haben, denen Ackerbau und Viehzucht, Handwerk und Hausindustrie, der schwere Kriegs- und Schiffsdienst oblag. Bei solcher Ähnlichkeit im großen und kleinen darf man Montelius recht geben, wenn er ausspricht, daß die Schilderung der griechischen Heldenzeit wohl in mehr als einer Beziehung für die nordische Bronzezeit gelten dürfte, wenn man den poetischen Schimmer, der auf den Helden des Trojanischen Krieges ruht, und die höhere Kultur- und Kunstentwickelung Griechenlands in Abzug bringt.

Vielleicht keine Periode der nordischen Vorgeschichte — mit Ausnahme der Völkerwanderungszeit — wirkt durch ihre Hinterlassenschaften so fascinierend auf die Phantasie wie die ältere Bronzezeit und stachelt dadurch den Wunsch nach der Lösung der ethnographischen Fragen so mächtig an. Leider ist die Archäologie weder im stande, zweifellose Antwort darauf zu erteilen, noch ihre Auskünfte mit zwingender Beweiskraft auszustatten. Denn ihre Beweise liegen nur in allgemeinen Beobachtungen über eine gewisse Stetigkeit der gesamten Kulturentwickelung, über feste Verbindungen zwischen den



Platte vom Silberkessel mit mythologischen Figuren.

einzelnen Perioden derselben einerseits und das Sondergepräge der „nordischen Gruppe“ gegenüber Nachbargebieten andererseits. Einheit und Sicherheit herrscht nur darüber, daß das nordische Gebiet nicht die Urheimat der später hier siedelnden Stämme ist, sondern seine Bevölkerung durch Einwanderungen erhalten hat.

Schwedische Archäologen haben sich mit Bestimmtheit dafür ausgesprochen, daß seit der jüngeren Steinzeit keine große Neueinwanderung mehr stattgefunden habe. Das überraschend schnelle Eintreten einer hohen Bronzekultur ohne Vorbereitung in den Funden macht aber den Eindruck eines Entwickelungssprunges, und Sophus Müller läßt daher die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer Einwanderung höherer Kulturträger, die mit der vorhandenen Bevölkerung verwandt gewesen sein könnten, jedenfalls aber mit ihr verschmolzen, offen. Die ältesten historischen Nachrichten und die aus Namen und sonstigem sprachlichem Material gewinnbaren Zeugnisse, die bis gegen die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. zurückführen, beweisen für diese Zeit die Siedelung germanischer Stämme im Umkreise der westlichen Ostsee. Archäologisch jedoch kann an dem nationalen Zusammenhang der Kultur dieses Gebietes mindestens vom Eintritt der Bronzezeit an (noch vor dem Jahre 1000) kein Zweifel herrschen.

Man muß sich nur hüten, mit dieser Bestimmung zugleich die Vorstellungen von den Germanen der Römerzeit auf ihre Vorfahren vor mehr als tausend Jahren zu übertragen. Schon die Erwägung der sprachlichen Verhältnisse allein könnte solche Vorsicht lehren. Denn wenn zur Zeit von Christi Geburt im germanischen Siedelungsgebiet trotz des Bestehens von Dialekten im wesentlichen doch noch eine gewisse sprachliche Einheit herrschte, während schon ein paar Jahrhunderte später Süden und Norden, Osten und Westen kaum mehr im stande gewesen sind, sich unmittelbar zu verständigen, so kann diese Sprache nicht um tausend oder gar zweitausend Jahre zurückversetzt werden. Sie wird im zweiten Jahrtausend v. Chr. mehr ein indogermanischer Dialekt als eine scharf abgesonderte selbständige Sprache gewesen sein, wie auch die „Germanen“ der ältesten Bronzezeit ihren nächsten arischen Verwandten noch um ein beträchtliches näher gestanden haben als zur Zeit der Römerkriege. In diesen ältesten erschließbaren Wohnsitzen werden sich eben erst durch fortschreitende Differenzierung die körperlichen und geistigen Merkmale jener germanischen Nationaleigenart ausgebildet haben, deren Grundzüge selbst die tiefgehenden verändernden Einflüsse von verschiedenen Völkerbeimischungen und Kulturumwälzungen auf dem weit ausgedehnten Gebiete der späteren germanischen Ausbreitung überdauert haben. In diesem, aber auch nur in diesem Sinne darf man das westliche Ostseegebiet als die Wiege der Stämme. bezeichnen, deren nördlichste Ausläufer um das Jahr 1000 n. Chr. bis Grönland reichten, deren südlichste Pioniere zur Völkerwanderungszeit bis an das Schwarze Meer vorgerückt waren und die Säulen des Herkules überschritten hatten. Die dramatischen Höhenpunkte dieser Ausbreitungsbewegung, die Wikingerzüge und die Völkerwanderung, werden vom Lichte der Geschichte beschienen; von ihren früheren Akten, der Besiedelung des keltischen West- und Süddeutschlands, geben noch sprachliche Zeugnisse



Nordischer Goldbrakteat (aus der Merowingerzeit). Natürliche Größe.

Kunde; die allmähliche Ausdehnung über Norddeutschland und Skandinavien läßt sich nur mehr aus dem archäologischen Material nachweisen, dem scharfsinnige Forschung bereits eine Reihe schöner Ergebnisse abgewonnen hat.



Brustschmuck aus Bornholm (Tierornamentik).

Mit der Ausbreitung der Germanen geraten ihre nach Süden und Westen vorgeschobenen Stämme immer stärker unter die unmittelbaren Einflüsse der fremden Kulturen, und selbständige Teilentwickelungen greifen Platz. Die Kultur des dänischen Gebietes, bis in die Anfänge der Eisenzeit hinein typisch für die urgermanischen Zustände, nimmt ein immer schärfer werdendes Sondergepräge an. Dennoch reichen die Fortschritte der Kulturentwickelung bei den südlicheren germanischen Stämmen hinauf bis zum dänischen Archipel und über die Ostsee.

Auf die Zeit der keltischen Einflüsse, welche die Eisenkultur einleiten, folgt auch für die germanischen Länder, welche nie unter die politische Einflußsphäre des römischen Imperiums gerieten, die römische Kulturperiode mit ihrer Fortsetzung, den Einwirkungen der Provinzialkunst und Technik. Und eine merkwürdige Gemeinsamkeit der germanischen Welt äußert sich auch noch zur Völkerwanderungs- und zur Merowingerzeit in dem Aufblühen des germanischesten Stiles, den die ganze Ornamentik der Vorzeit kennt, der Tierornamentik. Sie zeigt sich, nach Müllers, ihres gründlichsten Erforschers und Kenners, Worten, „überall, wo germanische Völker neue Reiche auf den Trümmern des römischen Staates errichteten, in Ungarn und Süddeutschland, in Norditalien und Frankreich, am Rhein und in England; auf keltischem und slavischem Boden kommt sie nicht vor. Dieser Stil ist unauflöslich mit den germanischen Völkern verbunden und im Grunde überall gleich, wenn auch die einzelnen Gebiete mehr oder minder hervortretende Eigentümlichkeiten aufweisen.“

Wo er sich zuerst entwickelt hat, ist kaum zu entscheiden. Ansätze dazu scheinen, einer gemeinsamen nationalen Geschmacksrichtung entsprungen, überall ziemlich gleichzeitig aufgekeimt zu sein; seine Ausbildung erfuhr er bei den südlichen Germanenstämmen, von denen er durch regen Wechselverkehr auch den nördlichen Verwandten zugeführt wurde, die ihn eigenartig weiter entwickelten; die speciell skandinavische Tierornamentik erfuhr dann zu den Zeiten der Wikingerzüge eine besondere Umgestaltung durch irische Kunsteinflüsse.

Das hier hervortretende Verhältnis, daß der Norden Gemeinsames länger beibehalten, zugeführte Kulturelemente sich zu eigen gemacht und beides höher und selbständiger ausgebildet hat, erklärt sich aus seiner geographischen Lage, abseits von dem Schauplatze der großen, weltgeschichtlichen Umwälzungen auf dem Kontinente, und aus seiner größeren Abgeschlossenheit gegenüber den Einflüssen, welche im germanisch-romanischen Europa das christliche Mittelalter begründeten; drang doch erst um das Jahr 1000 das Christentum in den skandinavischen Ländern durch. Ganz so verhält es sich mit den Runen, die, zur Römerzeit gemeingermanisch, im Norden eine eigene Umbildung erfuhren, zu einer Zeit, wo sie bei den christianisierten Stämmen schon außer Gebrauch kamen, und deren Anwendung durch den im eigentlichen Deutschland ganz unbekannten Brauch, Inschriften in Stein auszumeißeln, hier und in England eine Erweiterung erfuhr. Die längere Lebensdauer

des Heidentums sicherte in gleicher Weise der skandinavischen Mythologie, die in ihren Grundzügen gemeingermanisch gewesen war und vor dem Erlöschen des Heidentums in Deutschland von diesem aus noch besondere deutsche Einflüsse erfahren hatte, eine Entwickelungsfähigkeit, welche zu weitgehenden selbständigen Um- und Neubildungen führte.

In diesem Verhältnisse des Nordens zu der germanischen Gesamtentwickelung liegt seine klassische Stellung begründet. Die materielle und geistige Kultur der skandinavischen Stämme des ersten Jahrtausends n. Chr. deckt sich durchaus nicht mehr vollständig mit jener der anderen germanischen Stämme. Aber unter ihren Grundelementen sind nur wenige, die nicht auch bei den Ost- und Westgermanen vorhanden gewesen wären. Jene sind in den Stürmen der Völkerwanderungszeit zu Grunde gegangen, diese frühzeitig unter den Einfluß der christlich-romanischen Welt geraten. Nur den skandinavischen Völkern war eine längere Entwickelung der nationalen Kultur vergönnt, und aus dieser allein gewinnen wir ein klareres Verständnis der minder ausgebildeten und zugleich nur lückenhaft erhaltenen nationalen Überlieferungen des deutschen Altertums. Die Erforschung dieses erfreut sich leider weder so weitgehender öffentlicher Unterstützung, noch solcher Teilnahme in den gebildeten Kreisen unseres Vaterlandes wie die nationalen Studien in Skandinavien. Wie Müller in der Vorrede zum Original erklärt, ist seine große und mühsame Arbeit nicht ausschließlich aus rein gelehrten Impulsen unternommen worden; der Fachforscher wird an sich in der Regel vorziehen, die Wissenschaft durch Specialuntersuchungen zu fördern. Den wesentlichen Anstoß gab die Aufforderung des Verlegers, dem dänischen Volke seine archäologische Vorgeschichte zu schildern, und diese Aufforderung ist wieder nur der Ausdruck eines rühmlichen allgemeinen Interesses an dem Gegenstande. Welcher Wert dem Werke auch über die nordischen Grenzen hinaus beiwohnt, bedarf keiner Hervorhebung. Möchte es auch in Deutschland beitragen, nicht nur die Kenntnis der nordischen Altertümer zu fördern, sondern dadurch auch die Teilnahme weiterer Kreise wenigstens mittelbar für ein Gebiet zu erobern, das uns am nächsten liegen sollte, aber noch immer trotz allem, was deutsche Forschung geleistet hat und leistet, ein Stiefkind der staatlichen Fürsorge und der allgemeinen Bildungsinteressen in Deutschland ist: die deutsche Altertumskunde.





Litterarische Rundschau.

Seit Jahren sind unsere Leser gewöhnt, im Dezember- und Januarheft unserer Zeitschrift einen Wegweiser und Führer durch das Labyrinth der litterarischen Erscheinungen zu finden, insbesondere derer, die sich zu Festgeschenken eignen oder das Gepräge von Prachtwerken tragen. Wenn wir ganz offen sein wollen, ist damit eigentlich eine Ungerechtigkeit verbunden. Unter den reichen Schätzen, die unser Buchhandel im Laufe des Jahres in die Öffentlichkeit bringt, stellen die ausdrücklich für den Weihnachtsmarkt berechneten Neuigkeiten keineswegs immer die Elite dar. In der Stille des Frühjahrs oder Sommers erscheint, oft in schlichtem Gewande, manches Buch, das durch seine inneren, unaufdringlichen Vorzüge ein ganzes Dutzend der prunkvoll ausgestatteten und lärmend angepriesenen „Weihnachtswerke" aufwiegt. Um auch diesen versteckten und bescheideneren Gaben zu ihrem Rechte zu verhelfen — denn Bücher haben bekanntlich bei uns nur um das große Fest des Schenkens herum ein „Recht" —, soll diese Übersicht einmal nicht auf ausgeprägte Erscheinungen der Weihnachtslitteratur beschränkt bleiben, sondern die Wege und Stege im weiten Garten des Jahres zurückschreiten, um auch von den älteren Beeten das Beste noch in den Strauß zu binden.

Mit den Klassikern und ihrem jüngeren Nachwuchs sei begonnen. In die „Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben" (Leipzig, Max Hesse), die wiederholt an dieser Stelle empfohlen worden, sind neuerdings zwei weitere Dichter aufgenommen worden: Theodor Körner und Otto Ludwig. Die Ausgabe von **Körners Sämtlichen Werken** (geb. in einem Band Mk. 1,60) bietet nicht nur einen vollständigen Text, sondern auch eine ausführliche Biographie und Charakteristik des Dichters aus der Feder von Eugen Wildenow, demselben, der vor ein paar Jahren im Verein mit Peschel, dem Direktor des Dresdener Körner-Museums, die große grundlegende Lebensgeschichte des Dichters herausgegeben hat. Die Einleitung (48 Seiten) spricht denn auch auf jeder Seite von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit in den thatsächlichen Angaben und von ernster Abwägung des litterarischen Urteils. Beigegeben ist dem Bande, der mit seinem äußeren Gewande die bekannte Reclamsche Ausgabe aus dem Felde schlägt, ein sorgfältig ausgeführtes Bildnis Körners, ein Gedicht-Faksimile und die Abbildung seiner Grabstätte bei Wöbbelin. — In derselben Ausstattung, jedoch sechs Bände umfassend, sind **Otto Ludwigs Werke** erschienen (geb. in zwei Leinenbänden 4 Mk.), nur eine Auswahl, aber das Beste und Bedeutendste aus dem Lebenswerke des Dichters umfassend. Neben allen Dramen Ludwigs finden wir hier auch eine Auswahl seiner Gedichte, eine Anzahl dramatischer Fragmente („Die Torgauer Heide", die kürzlich übrigens in Rostock erfolgreich aufgeführt worden ist; den „Engel von Augsburg" und den „Tiberius Gracchus"), sämtliche Erzählungen und aus den ästhetisch-kritischen „Studien" das Wertvollste am reichlichsten vertreten: die „Shakespeare-Studien". Muß nach diesem reichen und wohlüberlegten Inhalt die vorliegende Ausgabe hinfort auch als erste unmittelbar hinter der großen von Erich Schmidt und Adolf Stern genannt werden, so wird man die „Biographie und Charakteristik" von Adolf Bartels, die die Bände einleitet, leider nur mit gemischten Gefühlen zu Ende lesen. Denn diese Einleitung ist im Grunde weder „Biographie" noch „Charakteristik". Eine dichterische Persönlichkeit in ruhiger historischer Darstellung lebendig zu machen und in voller Rundung hinzustellen, ist Bartels nicht der Mann. Er tritt mit vorgefaßten Maßstäben und Wertmessern an seine Aufgabe heran und spielt, wie überall, so auch hier den Schulmeister, der „an schalem Zeuge klebt", anstatt sich erst einmal hingebungsvoll in den Kern der Sache zu vertiefen und den Dichter von ihm selber aus zu betrachten. Wozu die unaufhörlichen Vergleichungen mit Hebbel? Ist Bartels' litterarischer Himmel so eng, daß nur diese eine Wohnung darin? Und warum, wenn Ludwig — abgesehen von dem verhimmelten „Zwischen Himmel und Erde" — dem Kritiker in gar so „irdischer Bedürftigkeit" erscheint, warum hat er sich dann der Aufgabe, eine „Biographie und Charakteristik" für eine volkstümliche Ausgabe von ihm zu liefern, nicht ehrlicher entzogen? Bartels wird doch wissen, daß Hebbel es war, der das Wort gesprochen hat: „Biographien sollen keine

Recensionen sein; darum muß die Liebe sie schreiben." Dieser Einwand aber vermag den thatsächlichen Wert der Ausgabe selbst wenig herabzusetzen. Sie bleibt mit ihrer reichen Inhaltsfülle, mit ihrer sorgfältigen Textbehandlung, mit ihrem guten Papier und klaren Druck und den hübschen bildlichen Beigaben (Bildnis; Denkmalsabbildung; Faksimile eines Gedichtes) jedenfalls die beste volkstümliche, die wir haben. — Wie ganz anders als Bartels' subjektive, unausgeglichene Einleitung mutet uns die Charakteristik und Würdigung an, die Prof. Dr. Gotthold Klee den in demselben Verlage erschienenen **Werken Homers** vorausschickt! (Ilias und Odyssee, übersetzt von Joh. Heinr. Voß, geb. in einem Band Mk. 1,75.) Da ist historische Ruhe, Sachlichkeit und gründliche Erschöpfung aller Fragen, ohne daß die Verständlichkeit und Lebendigkeit der Darstellung auch nur einen Augenblick darunter Schaden litte. Als ein besonderes Verdienst muß es dieser neuen Ausgabe angerechnet werden, daß sie gegenüber den meisten anderen auf die erste Ausgabe der Vossischen Übersetzungen zurückgeht, die unter den altertümelnden sprachlichen Grillen noch weit weniger gelitten haben als die späteren. Viel natürlicher, leichter und schlichter fließt deshalb hier der Text einher, als wir es bisher aus den landläufigen Voß-Ausgaben gewöhnt waren, und um vieles reiner ist deshalb auch der dichterische Genuß, mit dem man aus diesen Verdeutschungen die berühmten „Töne des Altertums" schlürft.

Wilh. Heinr. Riehls Geschichten und Novellen sind in der neuen Cottaschen Gesamtausgabe gerade rechtzeitig zum Fest abgeschlossen worden (44 Lfrgn. zu je 50 Pf. oder in sieben elegant geb. Bänden 28 Mk.; Stuttgart, J. G. Cotta). Wir haben sie hier wiederholt nach der ethischen Bedeutung ihres von warmer vaterländischer Gemütskraft getragenen Inhaltes besprochen; der Ehrentitel eines „poetischen Hausschatzes für die deutsche Familie" wird ihnen bleiben, solange wir die Fähigkeit besitzen, uns an der Geschichte unserer Kultur in mitschwingender Freude und Trauer zu erbauen. „Einen Gang durch die tausend Jahre der deutschen Kulturgeschichte" hat der Verfasser selbst den Cyklus seiner „Fünfzig Novellen" genannt, und in der That giebt es vom neunten bis ins neunzehnte Jahrhundert keinen irgendwie bedeutsamen Wendepunkt in unserer nationalen Entwickelung, den Riehl nicht durch eins seiner novellistischen Genrebildchen dichterisch erleuchtet und verklärt hätte. Und schließlich fügen sie sich alle, wie diese einheitliche Ausgabe recht zum Bewußtsein bringt, zu einem großen historischen Gesamtgemälde zusammen, aus dem uns unser Werden wie ein Spiegel entgegenleuchtet: die Karolingerzeit, das romantische Mittelalter, die Reformation und die Renaissance, die Periode des großen Krieges, die Rokokozeit, die Revolutionszeit und endlich die Neuzeit, sie alle leben in charakteristischen Gestalten, die weit entfernt sind, bloße Attrappen für kulturgeschichtliche Principien zu bilden, ihrem innersten und besondersten Geiste nach vor uns auf. Keine altertumsselige, im Kleinkram der Museen aufgehende „Butzenscheiben-Novellistik", sondern lebendige Geschichten mit einem freien Horizont und einer herzhaften Freude am Erzählen schlechthin. „Für den Feierabend" hatte der Verfasser selbst sie gedacht und bestimmt, aus der Überzeugung heraus, daß die Kunst uns mit uns selbst und mit Gott und der Welt versöhnen solle, „indem sie uns in allen Dissonanzen des Lebens doch zuletzt die hohe Harmonie von Gottes schöner Welt zu Gemüte führt, daß sie also berufen sei, uns zu erheben, indem sie uns erfreut." Mit diesen Worten ist der Wert der Riehlschen Novellen noch heute gekennzeichnet; wem diese Stimmung für sein Herz und Gemüt, für seinen Geist und Charakter etwas bedeutet, der wird sich von ihnen angezogen und gefesselt fühlen, nach wie vor.

Aus derselben Periode unserer vaterländischen Geschichte, in der Riehls erstes Novellenbuch wurzelt, schöpft Felix Dahn die vier Erzählungen, die er unter dem Titel **Am Hofe Herrn Karls** zusammenfaßt (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Die erste spielt in Pavia, um das untergehende Reich der Langobarden, um Desiderius und Paulus Diaconus, Warnefrieds Sohn, eine andere erzählt die Liebesgeschichte von Emma und Eginhardt, der Königstochter und dem gelehrten Geschichtschreiber am Hofe König Karls, die dritte von einem Rechtsspruch des Kaisers, der ein liebendes Paar zusammenfügt. Felix Dahns historische Erzählungen haben längst ihre feste, treue Gemeinde; ihr wird diese neue Gabe nach langer Pause, eine der berühmten „Bissula" ebenbürtige Bereicherung der kleinen Romane aus der Völkerwanderung, hochwillkommen sein.

Von Wilhelm Raabes **Gesammelten Erzählungen**, die jetzt in wohlfeiler Ausgabe im Verlage von Otto Janke in Berlin erscheinen (jeder Band geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), liegt der vierte Band vor. Er enthält außer dem „Meister Autor" den „Wunnigel" und den „Deutschen Adel", zwei zuerst in unseren „Monatsheften" erschienene Perlen der Raabeschen Erzählungskunst, in denen des Dichters Gemüt, Humor und Weltanschauung in ihrer ungebrochenen Kraft, Schönheit und Größe zum Ausdruck kommen.

Zwei seiner schönsten Novellen aus jüngerer Zeit, eine ernste, tieftraurige, **Fräulein Johanne,** und eine heitere, von Lebensübermut sprudelnde, **Auf der Alm,** hat Paul Heyse dem Illustrator überlassen, der denn auch, unterstützt von einem feinen Geschmack in der übrigen Ausstattung, ein vornehmes Geschenkbüchlein daraus gemacht hat (Stuttgart, C. Krabbe; geb. Mk. 3.50). In der gleichen gewählten Ausstattung, aber dem Stoff entsprechend kräftiger illustriert (von Heinrich Hübner), ist Friedrich Spielhagens wirkungsvolle Erzählung **Die Dorfkokette** in demselben Verlage erschienen (derselbe Preis). Und dann wieder als lachendes Gegenbild zu dieser dörflichen Tragik das **Königliche Weib** von Ernst von Wolzogen: kecke Geschichten aus dem Münchener Faschingtreiben, die man nur nicht jungen

Mädchen in die Hand geben darf. Allen drei Bänden giebt der braune Lederband jene Vereinigung von Eleganz und Gediegenheit, die auf dem Gabentisch des Festes immer einen bevorzugten Platz finden wird.

Bereits in vierter Auflage sind Wilhelm Jensens **Pfeifer vom Dusenbach** erschienen (Leipzig, B. Elischer Nachf.; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Seit ihrem ersten Erscheinen hat der rastlose Erzähler eine ganze Anzahl weiterer historischer Romane aus der deutschen Vergangenheit veröffentlicht, aber wer ihn in seinen besten Eigenschaften kennen lernen will, der darf auch heute noch auf diese Geschichte aus dem Elsaß des fünfzehnten Jahrhunderts verwiesen werden: sie gehört zu den vollsaftigsten und kernigsten, die Jensen als historischer Romanschriftsteller je geschrieben hat. Hier erscheint sie in gediegener Ausstattung, in gefälligem Druck auf geglättetem Papier.

Detlev von Liliencron scheint sich jetzt endlich seine verdiente Stelle im deutschen Publikum, dem er lange zu grollen alle Ursache hatte, erobert zu haben. Wenigstens nehmen wir es als gutes Zeichen, daß die Gesamtausgabe seiner Werke bei Schuster u. Loeffler in Berlin von allen Seiten mit Freuden begrüßt wird. Dem neuen Gedichtbande sind jetzt die Novellen unter den Titeln **Könige und Bauern, Aus Marsch und Geest** und **Der Mäcen** gefolgt, die Übungsblätter kosten wir noch einmal als **Roggen und Weizen**, und in zweiter Auflage stellt sich **Breide Hummelsbüttel** ein. Zwar ruht im Roman und in der Novelle nicht Liliencrons eigentliche Größe. Seiner epischen Kunst fehlt die durchgebildete Komposition und die konsequent sich entwickelnde Handlung; die Schönheiten liegen in der Stimmung, im begleitenden Zierat, in den episodischen Scenen, im individuell gefärbten Ausdruck. „Charaktere“ findet man bei ihm selten, aber Rasse haben seine Menschen und die Naivität der Natur. Und darum gehören zu dem Gesamtbilde des Dichters, das für gewöhnlich nur als das des Lyrikers gegeben wird, durchaus auch die erzählenden Werke, gerade weil sie sich so wenig künstlichen Zwang auferlegen. In der neuen Sammlung (neun Bde., jeder Band geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.) bieten sie sich bequem und in gediegener, doch schlichter Ausstattung dar. Wer seinen Bücherschrank nicht bloß mit Klassikern des vorigen Jahrhunderts füllen mag, der stelle diesen Liliencron zu ihnen.

Nicht weniger als drei belletristische Werke liegen von Georg von Ompteda vor, der neuerdings eine überraschende Schaffenskraft entfaltet. Da ist zunächst **Die Radlerin** (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis Mk. 3,50), eine Liebesgeschichte, wie die alte Schule sie genannt haben würde, eine „Geschichte zweier Menschen“, wie der Verfasser sie nennt. Der Stoff erinnert zunächst flüchtig an Felix Hollaenders „Letztes Glück“: auch hier zwei Menschen, die sich zufällig finden, um sich ganz in Liebe einander hinzugeben, in Liebe und um Liebe, denn als die zwingenden Verhältnisse sie wieder voneinander reißen, gehen sie still, ohne laute Klage oder schrilles Weh jeder an seinen Platz. Was der Geschichte ihren litterarischen Wert giebt, ist die unaufdringliche, schlichte Einfachheit, das rein Menschliche, das dieses alltägliche Verhältnis verklärt. Auch die Darstellungsart und Sprache stehen in ungetrübtem Einklang mit dieser seelischen Schamhaftigkeit, dieser Wahrhaftigkeit, Ruhe und Stille, mit denen der Dichter Menschenglück und Menschenleid betrachtet. — Feine, tiefdringende Lebensstudien, in deren engem Bett sich fast immer ganze Menschenleben spiegeln, umschließt der Novellenband **Lust und Leid** (ebenda; Preis Mk. 3,50). Namentlich das herbe, verschlossene Herz des deutschen Offiziers hat der Verfasser tief erkundet; ohne irgendwo in Sentimentalität zu verfallen, zeigt er doch auch, welche Weichheit auf dem Grunde dieser Herbheit schlummert. Freilich, wie ernste Stoffe neben heiteren, so stehen hier auch schwere, gediegene Schöpfungen neben leichterer Ware. Während „Begegnung“ auf wenigen Blättern einen vollständigen Lebensroman entrollt, erhebt sich „Das Schützenfest“ nicht über den Wert einer rücksichtslosen Milieukarikatur der Kleinstadt, „Quasselkopp“ nicht über die pikant und gesucht pointiert vorgetragene Anekdote, die das Vorbild Maupassant verrät. Das Thema „Polnisches Eddelmann“ ist von K. F. Meyer („Leiden eines Knaben“) und von Wildenbruch („Das heilige Blut“) eindrucksvoller behandelt, überhaupt hat man manchmal das Gefühl, daß mit ein wenig mehr künstlerischem Fleiß unendlich viel höhere Kunstwirkungen hätten erzielt werden können. Aber anzuerkennen ist unter allen Umständen der freie, frische Hauch, der das Ganze durchweht: Heiterkeit ohne Leichtsinn, Ernst ohne Schwermut. — An litterarischer Bedeutung weit überragt werden diese beiden neueren Bücher Omptedas jedoch von dem großen Adelsroman **Eysen** (Berlin, F. Fontane u. Co.; 2 Bde. 10 Mk.), der eigentlich noch in das vergangene Berichtsjahr fällt, nichtsdestoweniger aber hier rühmend und empfehlend wieder in Erinnerung gebracht werden soll. Er ist ein kulturgeschichtliches Gemälde aus der Gegenwart von allererstem Range, ein Werk, das auch in künstlerischer Beziehung noch über dem „Sylvester Geyer“ steht. Es lebt der eigenste Geist unserer Zeit in dieser Familiengeschichte, jene echte deutsche Thatenfreude, die unsere Besten heute beseelt, jener über Länder und Meere schweifende Wagemut, der seinen neuen Idealen ein neues Haus zu bauen trachtet. „Eysen“ ist vielleicht der gesundeste, tapferste und zugleich modernste deutsche Roman, der uns seit Fontanes Tode geschenkt worden ist; der hoffnungsfreudige Aufschwung des Werkes teilt sich dem Leser mit: erhoben, gestärkt und gestählt steht man von diesem Buche auf und kehrt freudiger an sein Tagewerk zurück: das allein ist beredtes Zeugnis genug für den hohen dichterischen Wert der Schöpfung.

In einem Atem mit Ompteda möchte ich unter all den zahlreichen Roman- und Novellenschriftstellern unserer Zeit nur Wilhelm von Polenz nennen. Auch er hat jene ernste Inner-

lichkeit, jene Sicherheit und Festigkeit, die Ompteda auszeichnet, wenn auch seine Anschauungsart, der Gesichtswinkel, unter dem er unsere Zeit sieht, ganz anders geartet. Ompteda geht wie Fontane, an den vorhin schon erinnert, immer auf das Psychologische, das rein Menschliche seiner Personen aus; Polenz sucht das Allgemeine, die großen Züge, die die Gegenwart kennzeichnen, die Typen, die ihr das Gepräge aufdrücken. Sein „Büttnerbauer" und sein „Grabenhäger" sind Muster dieses modernen socialen Romans. Neuerdings hat auch er sich intimeren Seiten des Daseins zugewandt, und so sind denn die Themen seiner beiden neuesten Romane specifisch weibliche. Dem jüngeren, **Liebe ist ewig** (Berlin, F. Fontane u. Co.; 5 Mk.), der manches Konventionelle enthält, ziehe ich bei weitem die nur um ein Jahr ältere Schwester **Thekla Lüdekind** vor, die Geschichte eines Herzens (Berlin, F. Fontane u. Co., zwei Bände), die als Motto den Vers aus Sophokles' „Antigone" trägt: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da. Wer sich für modernes Frauenleben und -empfinden interessiert, nicht am wenigsten der, welcher es noch immer mit vorurteilsvollen Augen ansieht, sollte den Roman nicht ungelesen lassen. Er ist frei von aller turbulenten Emancipationstendenz, er feiert das Bleibende und Ewige des weiblichen Wesens, aber in dieser Thekla, die alles, was sie will und kann, so ganz und ungeteilt betreibt, die keine Halbheiten oder feigen Kompromisse kennt und ihren geraden Weg auch in Schmerzen und Selbstentsagung geht, lebt doch ein starkes, untilgbares Stück der modernen Frau, die unter dem helfenden Segen der Individualitätsrechte unserer Zeit steht. Das Schöne an dem Buche, das, was ihm das Besondere seines künstlerischen Gepräges giebt, ist die milde Gedämpftheit der Töne, die ruhige Sachlichkeit der Menschenbetrachtung. Es drängt sich nicht auf, aber es hält fest. Es ist eine feine und vornehme Schöpfung eines echten, ins Innere der Dinge schauenden Dichters, die den Augenblick dank ihres Ernstes und ihrer Tiefe überdauern wird. In diesem Bewußtsein, das den Leser nie verläßt, findet man sich auch mit den gelegentlichen Weitschweifigkeiten leicht ab.

Neben Ompteda und Polenz hat sich neuerdings durch einen kühnen gelungenen Wurf Wilhelm Hegeler gestellt. Sein **Ingenieur Horstmann** (Berlin, F. Fontane u. Co.; 6 Mk.) öffnete mit einem Schlage über die bisher in leichterer Novellenproduktion mehr verborgene als geoffenbarte künstlerische Kraft des jungen Dichters die Augen. Er hat eine Sehnsucht erfüllt, die kein Unbefangener bei den Triumphgesängen des modernen Individualismus, die hauptsächlich und immer wieder und wieder in den Ateliers der Künstler und den Studios der Dichter erschallten, wird haben ganz unterdrücken können: die Sehnsucht nach dem starken, zugreifenden Helden der That. Nicht der kriegerisch-heroischen Großthat der Vorzeit, sondern der lebenschaffenden That unserer eigenen realen Zeit. Keiner unter den bürgerlichen Berufen der Gegenwart aber ist für uns und unsere typische Stellung im Fortschritt der Zeit wohl bezeichnender als der des Ingenieurs, des Bezwingers aller rohen und gewaltsamen, des Pflegers und Erziehers aller zähmbaren Naturgewalten. Die äußerste Potenz dieser Kraft hat Hegeler in seinem Helden verkörpert. Mit rücksichtsloser Wucht setzt dieser sich und sein Selbst mitten in der Überfeinerung unserer urbanen Kultur durch. Aber — und das ist das tragisch Ergreifende und Erschütternde an dem Buch — er geht an diesem Gegensatz zwischen innen und außen auch zu Grunde. Das erste Zugeständnis, welches er macht, wird der Anfang seines Untergangs. Hegelers Werk gehört zu denjenigen, die ein fester Faden mit der Seele unserer Zeit verbindet und die dereinst selbst als eine Signatur unserer Tage werden gelten können. Zudem ist es ein Kunstwerk, das mit der Stimme des Lebens und der Wahrheit zu uns redet und das dabei von einer so fein durchdachten und sicher durchgeführten Komposition getragen wird, daß man von der inneren Teilnahme an Handlung und Personen keinen Augenblick losgelassen wird.

Einen groß angelegten kulturgeschichtlichen Roman aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, der in der Technik augenscheinlich Zola zum Muster nimmt, sucht Fürst Wrede in seinen **Goldschilds** zu geben (Berlin, Ernst Hofmann u. Co.), einem „Gemälde zur Geschichte des Judentums". Eine jüdische Familie wird durch mehrere Generationen verfolgt, vom Jahre 1848 an bis zu der modernen Bewegung des Zionismus. Man muß anerkennen, daß der Verfasser mit künstlerischer Vorurteilslosigkeit typische Vorzüge und typische Schwächen des Judentums dargestellt hat, aber das Gewollte überwiegt gar zu sehr über die intimere psychologische Ausgestaltung und Motivierung der stark kontrastierten Figuren. Doch wächst das dichterische Vermögen des Verfassers zusehends mit seinem Stoff: der Ausgang hat Kraft und innere Größe. Für den, der zwischen den Zeilen zu lesen weiß, wird sich außer dem rein litterarischen Reiz mancherlei zeitgeschichtlich Interessantes ergeben.

Um ein historisches Thema handelt es sich auch in dem jüngsten Werk eines Schweizer Romanschriftstellers. Seinem vor zwei oder drei Jahren erschienenen Alpenroman „An heiligen Wassern" (jetzt vierte Auflage; Stuttgart, J. G. Cotta), der seiner Zeit hier gewürdigt worden ist, hat J. C. Heer einen neuen folgen lassen; er heißt **Der König der Bernina** (ebenda; Mk. 3.50). Ich habe beim Lesen dann und wann wohl an den Goethischen Spruch denken müssen: Ach, und in demselben Flusse schwimmst du nicht zum zweitenmal — es ist nun einmal so, manches und oft gerade das Schönste daran empfindet man nach der ersten so überraschend starken Talentprobe, die einem so leicht nicht aus dem Gedächtnis kommt, als Wiederholung, zumal da der behandelte Stoff mit dem des ersten Romans

eine nicht geringe Ähnlichkeit aufweist: aber was für eine Weite des Blicks, was für eine Kühnheit und Größe in der Auffassung, was für eine Kraft und Sicherheit der Charakteristik auch diesmal wieder! Dabei die Wärme einer gesunden bergfrischen Vaterlandsliebe und der lyrische Schwung in Empfindung und Sprache, nicht zu vergessen die mit echten Dichteraugen erschauten Landschaftsbilder. Die Schweiz hat in J. C. Heer einen Heimatsdichter gefunden, der das Erbe eines Keller und Meyer würdig und doch auch selbständig verwaltet.

Der bekannte bayerische Militär- und Reiseschriftsteller Karl Tanera, der uns im vergangenen Jahr einen Kriegsroman aus den russisch-türkischen Kämpfen von 1877/78 vorlegte, wartet diesmal mit einem Abenteurerroman aus der indischen Neuzeit auf. **Die Eurasierin** (Jena, Costenoble, zwei Bände; 6 Mk.) führt uns aber trotz der exotisch spannenden Handlung, die reichliche Gelegenheit findet, prächtige Naturschilderungen einzuflechten, eine ganze Reihe sicher gezeichneter, interessanter Menschen vor, deren Schicksalen wir gern folgen. Nicht wenig trägt zu der Flottheit der Erzählung der meisterhaft behandelte Dialog bei, der immer in Atem hält. Auch die reifere Jugend wird in der farbenreichen Erzählung nichts Anstößiges finden, wohl aber von der seltsamen Gestaltenfülle dauernd gefesselt werden. —

Gertrud Franke-Schievelbein ist als Erzählerin unseren Lesern keine Unbekannte. Ihre letzthin hier veröffentlichte Novelle „Der Zerstörer" wird als Probe eines starken, dramatisch wirksamen Talentes in guter Erinnerung sein. Die Verfasserin hat vor Jahren, wie weitaus die meisten Schriftstellerinnen der modernen Litteratur, mit Emancipationsromanen eingesetzt: „Ni" ist die Geschichte einer Unbefriedigten: „Kunst und Gunst" berührt sich eng mit Omptedas Künstlerroman „Philister über dir", der hier seiner Zeit ausführlich charakterisiert worden ist. Als ihr bedeutendster Roman gelten „Die Hungersteine", eine Persönlichkeitsdichtung ernstester Art, die bleibenden Wert beanspruchen darf. Wie alle diese genannten Romane, so behandelt auch ihr neuester: **Stark wie das Leben** (gleich den übrigen bei F. Fontane u. Co., Berlin; Preis 5 Mk.) ein Eheproblem. Leichthin, um nur der drohenden Altjungfernschaft zu entgehen und dem Zwang des Elternhauses zu entfliehen, hat Käthe Haupt einem kleinlich-egoistischen, anmaßenden Gelehrten die Hand gereicht, der nun die Freiheit ihrer Persönlichkeit vollends mit Füßen tritt. Sie droht zu verkümmern, da erscheint in ihrem Leben ein Mann, das volle Gegenspiel ihres Gatten, ein Mann, der ihr geistiges Ideal erfüllt und ihr zugleich die Selbstachtung sowie Mut und Kraft zur Selbstbehauptung wiedergiebt. Heiß und unerbittlich ringt nun ihr Ich mit dem ihres Unterdrückers. Endlich bricht seine brutale Kraft an ihrer überlegenen geistigen und gemütvollen. Um die Trümmer der alten spielt das hoffnungsvolle Morgenrot einer neuen, wahren Liebe und Ehe, die nicht unterdrückt, sondern befreit und erhebt. Leider hat die Verfasserin auch in diesem Werke manchmal ihre Zuflucht zu etwas krassen und gewaltsamen Wendungen genommen, Licht und Schatten gar zu sehr gegeneinander abgegrenzt; das Ganze aber darf den Anspruch einer anregenden und geistvollen Charakterstudie machen, in der ein Stück Lebenswahrheit und weibliche Seelenkenntnis steckt.

Ist es hier ein Mann, der die Erlösung bringt, so kommt in Adolf Wilbrandts neuestem Roman **Feuerblumen** (Stuttgart, J. G. Cotta) die entscheidende Wendung von einer Frau: Wanda Keßler, wieder eine jener tiefreinen, liebenswerten weiblichen Iphigeniengestalten, wie sie Wilbrandt so gern und so entzückend zu schildern vermag, macht den Helden des Buches, der so lange eine bloße „Feuerblume" gewesen, eine rote Mohnblume, wie sie leuchtend schön, aber unfruchtbar zwischen dem ährenschweren Korn stehen, erst zu einem thätig wirkenden und schaffenden Mann; das bildet den Kern der wieder von allerlei liebenswürdigen Lichtern guten Humors durchspielten Darstellung. Das feine Taktgefühl des Dichters, der feinsinnig belebte Dialog, die mannigfachen, liebevoll durchgeführten Episodengestalten gestalten die Lektüre des Buches zu einem Genuß, der etwas Sonntägliches und im edelsten Sinne des Wortes Erhebendes in sich birgt.

In der Stoffwahl erinnert an diesen Wilbrandtschen Roman Hanns von Zobeltitz' jüngstes Unterhaltungsbuch **Ein bedeutender Mann** (Jena, Herm. Costenoble; zwei Bde., 6 Mk.); auch hier ein in der Großstadtsphäre mit einem falschen Ruhmesschein litterarischer Bedeutung umgebener Mensch, der sich durch mancherlei Irrungen erst zu der wahren, schlichten Bedeutung seines Selbst hindurchringen muß, um nun erst das ihm vom Schicksal bestimmte Glück in engem, aber eigenem Kreise zu finden. Darstellung und Charakterschilderung sind, wie immer bei Zobeltitz, von starkem stofflichem Reiz.

Von Hans Hoffmann, dem liebenswürdigen, aber sparsamen Humoristen, der bei aller inneren Fröhlichkeit seiner Geschichten doch durchaus — gerade neuerdings zeigt sich das wieder recht deutlich — im norddeutschen Boden wurzelt, bringt dies Jahr zwei Gaben, eine alte und eine neue. Der **Eiserne Rittmeister**, Hoffmanns frühestes größeres Werk, ist nach zehn Jahren in zweiter Auflage erschienen; zu ihm gesellt sich ein schmaler Novellenband, **Irrende Mutterliebe** betitelt (Berlin, Gebrüder Paetel). Wie darüber kein Streit herrschen kann, ob Hoffmann als Novellist oder als Romandichter bedeutender, so gebe ich auch diesmal dem Novellenbande den Vorzug. Für den Roman fehlt ihm der große Atem; er hilft sich dann wohl, wenn die Geschehnisse selbst ihn nicht recht tragen wollen, mit Reflexionen, die gewiß immer sehr eigenartig in Gedanken und Form, die aber manchmal doch etwas gar zu dünn und weit ausge-

sponnen sind. Unübertrefflich freilich ist die Stimmungsmalerei, und in der zarten, ganz besonderen Ausmalung der Frauencharaktere reicht ihm so leicht niemand das Wasser. Auch der heute fast ganz ausgestorbene Zauber der behaglich dahinströmenden epischen Erzählung, die sich nicht, wie es jetzt Mode, in möglichst dramatisch zugespitztem Dialog abhetzt, wirkt erquicklich. Und doch, das Seltsame, das alle Erzählungen Hoffmanns auszeichnet, kann sich viel echter und charakteristischer in der Novelle ausprägen. Sein jüngstes Novellenbuch umschließt eine Perle seiner Erzählungskunst („Die Puppe“), die das so recht zum Bewußtsein bringt. Da steht im Mittelpunkt ein „dummliches“ und doch so groß, ich möchte sagen historisch erhaben fühlendes einfaches Mädchen: mit wie feiner, intimer Gestaltungskraft ist diese Figur lebendig gemacht! Dabei aber fühlt man ganz deutlich, daß nur die gebotene Konzentriertheit der verhältnismäßig eng umspannten Novelle das möglich machte; im Roman würden sich die Feinheiten verflüchtigen. Eine Schulgeschichte, die uns in die rührend milde und gütige Seele eines arg verkannten, aber in seinem Edelmut unerschütterlichen Lehrers blicken läßt, giebt einen schönen Nachklang, der Elternherzen viel zu sagen hat, aus dem unvergessenen „Gymnasium zu Stolpenburg“.

Hermann Sudermanns frühestes Erzählungswerk, sein Roman **Frau Sorge**, kommt jetzt schon in der fünfzigsten Auflage zu uns (Stuttgart, J. G. Cotta; geb. 5 Mk.); aber noch heute wirkt es wie eben Erlebtes, das von der Niederschrift fast noch feucht ist; kein Einleitungsgedicht brauchte uns das erst zu sagen, wie man andererseits auch nicht erst in die Züge des Sudermannschen Jugendbildnisses zu blicken brauchte, um zu wissen, daß es ein kaum Dreißigjähriger war, der 1888 diesen Lebensroman schrieb. Trotz der Jugend seines Verfassers ist es aber bis heute das künstlerisch einheitlichste in der Reihe seiner epischen Werke, wie es auch zweifellos dasjenige Schicksal behandelt, das den Leser, weil es typisch, am unmittelbarsten ergreift. Die vorliegende Jubiläumsausgabe verschmäht allen verschwenderischen Ausstattungsprunk und begnügt sich mit den gediegenen Vorzügen, die das meiste, was aus Cottas Verlage kommt, so angenehm auszeichnet.

Es wäre wenig liebenswürdig, wenn nicht auch unsere großen, selbst unsere ganz großen Erzähler dann und wann ihre sogenannten „schwachen Stunden“ hätten, wo sie vom Kothurn ihrer Größe herabsteigen und es sich und — uns bequem machen. Auch Paul Heyse verschmäht diese zeitweilige Ausspannung nicht: seine Novelle **Der Schutzengel** (Leipzig, Ernst Keils Nachf.; 1 Mk.) gehört zu denjenigen litterarischen Intermezzi leichterer Art, die für den bebenden Illustrator wie geschaffen sind. Ein allerliebstes Äußeres, mit einem decent und doch ein klein wenig pikant anmutenden bunten Scenenbild aus der Geschichte selbst auf dem Umschlag — das erweckt die besten Vorurteile und wehrt von vornherein alle allzu scharfen kritischen Ansprüche ab. Die Erfindung freilich ist auch diesmal wieder ganz Heysisch: wie es einer Mutter, die früher ihren Mann und ihr Kind allein in der Welt gelassen hat, noch an ihrem Lebensabend vergönnt ist, ihre Tochter von einem gefahrvollen Fehltritt des schwärmerischen Herzens zu bewahren und wie die bis dahin Verkannte dabei Gelegenheit findet, sich und ihren Schritt in den Augen der Tochter zu rechtfertigen — das vermag nur der Vater der „Kinder des Paradieses“ so leichthin und selbstverständlich und doch zugleich so innerlich frei und rein zu erzählen. Unter einer anderen Feder wäre es unwahrscheinlich und — milde gesagt — bedenklich geworden. Die Illustrationen von C. Münch betonen die Hauptscenen der Erzählung, ohne in Nebensächlichkeiten zu schwelgen, sind freilich öfter mit Allegorien verquickt, die wenig am Platze.

In dieselbe Kategorie der Zwischenakts-Poesie gehört Ludwig Fuldas liebenswürdiges, aber gar zu leicht hingeblasenes Novellchen **Die Hochzeitsreise nach Rom** (ebenda; derselbe Preis). Der Gegensatz zwischen Mann und Frau — er feuriger Enthusiast und Kunstfreund, sie eine Alltagsnatur, die alle Schönheiten der ewigen Stadt über einen Rotweinflecken im Kleide vergißt — das hätte ein echter Humorist gewiß sehr amüsant gestalten können, Fulda aber zeigt sich diesem heimlichen Humor nur halb gewachsen; was entschädigt, ist allein seine Formgewandtheit und Eleganz der Sprache. Die Illustrationen von Paul Reith und Richard Mahn tragen nicht wenig zur Belebung des Erzählten bei.

In der gleichen einschmeichelnden Ausstattung und zu demselben Preise hat die Verlagshandlung zwei weitere hübsche Unterhaltungsbändchen erscheinen lassen: **Auf der Sonnenseite** von Ernst Lenbach und **Didiers Braut** von A. Noël. Lenbach bietet eine ganze Serie leichter, zum Teil eigenartig und anmutig pointierter Sächelchen; Noël bringt eine Herzensgeschichte aus der Offizierswelt, die dadurch besonderen Reiz erhält, daß sie in den Reichslanden spielt und sich auf dem Gegensatz zwischen Deutschtum und Franzosentum aufbaut, denn „Didiers Braut“ wird schließlich Detlev von Bodes Braut.

Der Verlag von Albert Langen in München, der um die moderne Buchausstattung nicht geringe Verdienste hat, läßt auch den Miniaturausgaben kleiner Unterhaltungsschriften (je 1 Mk.) die Fortschritte dieser Kunst zu gute kommen. So treten uns Frhr. von Schlichts Militärhumoresken **Alarm** in einem Gewande entgegen, das zugleich charakteristisch ist für die frische, kecke Manier, in der hier das alte Thema des Kasernen- und Manöverhumors neu und temperamentvoll belebt wird. Aus dem Nachlaß Maupassants, von dem gleichzeitig eine größere, bisher unveröffentlichte Novellensammlung unter dem Titel **Ein Abenteuer in Paris** (Berlin, Emil Goldschmidt) in ganz besonders guter Übertragung (von Oppeln-Bronikowski) erschienen ist, kommt die ähnlich ausgestattete **Millionenerbschaft**, die Typen aus den französischen Spießbürgerkreisen mit satirisch

gefärbtem Humor äußerst belustigend zu schildern weiß. Mit ihm verwandt ist offenbar Anton Tschechow, der Russe; auch sein Stoff berührt sich eng mit dem Maupassants. Aber diesmal trägt er den Sieg davon. Er hat es verstanden, in seinem aus der Knappheit eine Tugend machenden kleinen Roman **Der Taugenichts** über die Enge der kleinlichen Spießbürgersphäre mit liebevollem Finger hinauszuweisen und auch hier eine Stelle aufzudecken, wo der Einfältige in all seiner Beschränktheit und Schlichtheit ein ganzer und voller Mensch sein kann.

Soldatengeschichten wie Frhr. v. Schlicht schreibt auch Ernst Johann Groth, doch ist zwischen beider Art, die Welt des Soldaten zu betrachten und darzustellen, ein durchgreifender Unterschied. Ist dort alles pointiert und halb satirisch dargestellt, so waltet hier der ruhigere Humor und die Behaglichkeit des Gemüts. Groth sieht seinen Gestalten, möchte man sagen, durch das blaue Tuch hindurch bis ins innerste Herz und läßt durch alle Hüllen und Fesseln der Disciplin das reine ungeschminkte Menschentum in ihnen zum Durchbruch kommen. Deshalb muten seine Geschichten von den **Drei Kanonieren** (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; eleg. geb. 4 Mk.) auch so lebenswahr und ergreifend an. Groths Buch gehört zu den wenigen, die heute in unserer, im allgemeinen so verbitterten und vergrämten Litteratur eine wahrhaft humoristische Weltanschauung vertreten. Ganz freilich kann auch er es sich nicht versagen, einen bitteren satirischen Tropfen in den Becher zu mischen. So gelungen die Verspottung des preußischen Bureaukratismus in der Erzählung „Die Kuhhaut“ sein mag, die überpfefferte Satire auf den Kleinkram der Goetheforschung, wie sie Groth in der Schlußnovelle versucht, will uns trotz mancher amüsanter Einfälle im Grunde verfehlt und unangebracht erscheinen. Doch raubt dieser vereinzelte Fehlhieb dem Ganzen nichts an Frische, Lebendigkeit und Unterhaltsamkeit.

Um im militärisch-vaterländischen Gebiete zu bleiben, sei hier gleich noch auf den schon in zweiter Auflage vorliegenden Roman **Die beiden Republiken** von Johanna Niemann hingewiesen (Dresden, Carl Reisner). Mit wunderbarer Kraft anschaulicher Schilderung läßt die Verfasserin ihre Heimatstadt Danzig aus dem Anfang dieses Jahrhunderts vor uns aufleben und uns teilnehmen an dem Zwiespalt des Herzens und der Gesinnung, den die furchtbare napoleonische Knechtung Preußens und Europas in die von den Franzosen eingenommene, von den Preußen aufgegebene Stadt trägt. In der Familie Weickhmer begegnen wir Vertretern aller jener widerstrebenden Stimmungen und Neigungen, die damals die bangenden, verzweifelnden oder leichtlebigen Gemüter befielen. Beide Republiken, die von Napoleon als solche proklamierte Stadt und die sich als solche fühlende Familie Weickhmer, werden durch sieben schwere Unglücksjahre hindurchgeführt, bis eine entschlossene Opferthat des ältesten der Geschwister dem Elend der Knechtschaft ein Ende macht. Bis zu Schluß weiß uns die Verfasserin durch den bewegten Fluß ihrer Erzählung in Atem zu halten, ohne durch die romanhafte Handlung den großen Zug der vaterländischen Begeisterung zu stören, der ihr ernstes und doch so tröstliches Buch durchweht.

In die napoleonische Zeit führt uns auch Rudolf Braune mit seiner in chronikartiger Schlichtheit erzählten Lebensgeschichte des alten Leutnants Konrad Lier, die mit die wertvollste Gabe seiner **Thüringer Dorfgeschichten** (Altenburg, Stephan Geibel) bildet. Es liegt ein Stück unserer nationalen Gesamtentwickelung in diesem Leben, das bei aller Tragik einen so schönen und erhebenden Abschluß findet. Das historische Gewand steht dem Verfasser aber auch sonst nicht übel, wenn er auf friedlicherem Hintergrunde idyllische Bilder oder seltsame Originale aus dem Thüringer Dorfleben zeichnet und uns für all die kleinen Freuden und Leiden zu interessieren versteht, die das Leben der thüringischen Dorfbewohner bewegt. Braunes Buch gehört zu dem Erfreulichsten, was die neuerdings wieder so eifrig gepflegte Heimatsdichtung hervorgebracht hat. —

Je weiter die autorisierte deutsche **Ibsen-Ausgabe** vorrückt, die Brandes und Schlenther im Verlage von S. Fischer (Berlin; Preis jedes Bandes in Subskription geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50, einzeln 4 u. 5 Mk.) herausgeben, desto angenehmer empfindet man, daß nun kein Streit und Zweifel mehr herrschen kann, wo die beste, ja man darf sagen: wo die deutsche Ibsen-Ausgabe zu suchen ist. Neuerdings sind der fünfte, der sechste und der siebente Band erschienen. Wir finden hier außer dem großzügigen weltgeschichtlichen Apostata-Drama „Kaiser und Galiläer“, das Paul Hermann mit gewandter Sprachkraft übersetzt, Paul Schlenther, nach allen Seiten ausholend und aufklärend, eingeleitet hat, und den drei Gesellschaftsdramen „Der Bund der Jugend“, „Die Stützen der Gesellschaft“ und „Ein Puppenheim“ („Nora“), bei deren Verdeutschung sich namentlich Emma Klingenfeld hervorgethan hat, selbst schon das jüngste Drama des Dichters: „Wenn wir Toten erwachen“. Auch den letzten Band, der zudem noch „Klein Eyolf“ und „John Gabriel Borkmann“ umfaßt, hat Schlenther mit mannigfaltigen neuen Aufschlüssen über die Entstehungsgeschichte der Dramen eingeführt. Vor allem aber hat er sich um die litterarhistorische Würdigung des für die gesamte neue Bühnenlitteratur so außerordentlich wichtigen „Puppenheims“ verdient gemacht, indem er zum erstenmal den versöhnlichen Schluß vollständig mitteilt, den Ibsen für die damalige Berliner Theateraufführung in einem wenig glücklichen Augenblick einer ihm sonst fremden Nachgiebigkeit und Schwäche geschrieben hat. Man würde dem Dichter ein Unrecht erweisen, wollte man seine Werke hinfort aus einer anderen Ausgabe lesen als aus dieser einzigen, die einen reinen und wirklich zuverlässigen Text in so künstlerischer Form bietet. —

Wer nach Lyrischem sucht, den verweisen wir auf die bereits in dem vorigen Hefte besprochenen Gedichtsammlungen von Detlev v. Liliencron, Anna Ritter und Adelheid Stier. Doch möge der Reigen hier noch um ein paar Namen ergänzt werden.

Felix Dahn hat seine **Gedichte in Auswahl** neu herausgegeben (Leipzig, Breitkopf u. Härtel); der Inhalt deckt sich im wesentlichen mit dem des siebzehnten Bandes in der Gesamtausgabe seiner Werke, die wir vergangenes Jahr an dieser Stelle eingehend gewürdigt haben; nur der von dem Dahnschen Ehepaar gemeinsam verfaßte Gedichtcyklus „Von zwei Königskindern" ist ausgefallen. Dagegen ist besonders stark die patriotische Gelegenheitspoesie vertreten, mit der Dahn uns die großen Gedenktage unseres Ruhmes auf den blutigen Schlachtfeldern wie auf den friedlichen Gefilden des Geistes geweiht und dichterisch erhöht hat.

Julius Wolff erlebt nach seinem Troubadoursang „Assalide" (1896), der gar zu sehr ins Süßliche ging, noch einmal einen kräftigen Johannistrieb. Aus der Provence kehrte er ins deutsche Vaterland zurück, mit dem „Landsknecht von Cochem" zur Mosel, neuerdings mit dem **Fahrenden Schüler** (Berlin, G. Grote; geb. 6 Mk.), seiner jüngsten Gabe, in den Odenwald. Diesmal ist es, wie schon der Titel sagt, das buntbewegte Vagantenleben des Mittelalters, das ihm den Hintergrund für seine phantasievoll ausgestaltete Handlung schafft und das nun wirklich einmal ohne Zwang und Künstelei — die dem Dichter bekanntlich so oft vorgeworfen werden — reiche Gelegenheit zu allerhand lustigen und ernsten Zwischenliedern an die Hand giebt. Auch die Handlung hat von dem brausenden Most, der in jener Zeit schäumt, manches Tröpflein in sich aufgesogen. Nicht mehr so glatt und melodisch wie einst in den siebziger und achtziger Jahren fließt dem alten Spielmann heute der Vers, dafür aber hat er gelernt, auch durch die Form zu charakterisieren, und die Menschen, die er uns in seinem von Ernst und Frohmut wechselnd getragenen Reimversen vorführt, haben statt der Maske ein Stück individuelles Leben bekommen. Als großes dichterisches Kunstwerk wird auch dieser jüngste Wolff, wie alle seine Vorläufer, keine bedeutende Rolle spielen; als poetische Unterhaltungslektüre am häuslichen Herd wird er anmutige Dienste thun, zumal da das Ganze mit der Vereinigung des Vagantenliebespaares Silvius und Faustine heiter und freudig ausklingt.

Landschaft und menschliches Gefühlsleben stimmungsvoll zusammenzuweben, wie es Storm unter den Neueren so meisterhaft verstand, erwies sich schon in Helene Voigts vor einigen Jahren erschienener Novelle „Abendrot" als der Hauptvorzug dieser noch ganz vom schleswig-holsteinischen Heimatsduft umwobenen jungen Dichterin. Auch ihre Gedichte **Unterstrom** (Leipzig, Eugen Diederichs) atmen diese liebliche Verträumtheit: die Menschen von einem romantischen Hauch leise umsponnen, die Natur durch zarte Gefühlsfäden mit der menschlichen Seele verknüpft. Doch auch volksliedartig schlichte, kurze Bilder mit balladenartiger Andeutung einer Handlung gelingen vortrefflich, dank einer sicheren Formenbeherrschung, die in wenige Verse Weh und Wonne eines ganzen Menschenlebens zu bannen weiß. J. V. Cissarz hat die wie alle Diederichsschen Verlagswerke äußerst apart und geschmackvoll ausgestattete Sammlung mit Buchschmuck geziert, dessen musikalisch behandelte Landschaftsbilder sich dem Inhalt wundersam eng anschmiegen.

Fritz Lienhard, ein Elsässer von Geburt, der sich mitten im litterarischen Kampfe Berlins seine stammheitliche Eigenart zu bewahren gewußt hat und erst jüngst wieder charaktervoll in einer Broschüre über die **Litterarische Vorherrschaft Berlins** (Berlin, Georg Heinr. Meyer) ohne Haß und Engsinn unsere Dichter auf die reichen Schätze an Poesie hingewiesen hat, die noch immer ungehoben in unserer bunten deutschen Landschaft liegen, entfaltet selber als schaffender Dichter in diesem Sinne eine rege Schöpferkraft. Namentlich seine Frühlingsdichtung **Die Schildbürger** (ebenda, mit Buchschmuck von Herm. Hirzel; geb. 2 Mk.) wird sich die deutschen Herzen durch ihre bestrickende Freude an der Lenzschönheit deutscher Natur und durch die heiter-überlegene Weltanschauung, von der das sonnige Idyll durchleuchtet ist, im Fluge gewinnen. Wie Kaiser und Herzogin sich auf Schildas frühlingsduftigen Auen finden zu frohem Herzensbunde und ihre Auferstehung feiern im Bunde mit der ewig-jungen Natur und dem unverdorbenen, gemütsfrischen Menschentum, das auf dieser weltentrückten Glücksinsel blüht, das ist der Kern der dichterischen, in bunt wechselnden Versmaßen vorgetragenen Erzählung; drum herum aber schlingt sich ein fröhliches Geranke von Scherzen und sinnigen Späßen, ernsten und lustigen Liedern, in denen immer eine ganze Seele liegt. Bezeichnend für den heiter verklärten Ernst, der durch die Dichtung geht, ist des Kaisers Brautwerbung, aus der hier ein paar Verse Platz finden mögen:

Mich dünkt, der letzten Rätsel Hülle fiel,
Und ich erriet der Menschheit tiefsten Drang:
Ein Weltverklären ist mein göttlich Ziel
Und Menschenliebe mein Verklärungsgang.
Braut meiner Seele — willst du mit mir gehn?
Wenn heiße Liebesnächte spät verwehn
Und wenn im reifen Herbstschein Lenz und Blüte
Dahin ist, bleibt uns dennoch ew'ge Gabe,
Wie Abendrot auf eines Festtags Grabe —
Uns bleibt der Liebe beste Frucht: die Güte ...
Willst du in Säuselwind und Mondscheinweben
Der milden Frage milde Antwort geben?

Aus dem frischen Borne einer männlichen Persönlichkeit, der aber neben dem Starken und Kräftigen auch das Zarte und Weiche nicht fremd, fließen die Gedichte, die der tapfere Schwabe Cäsar Flaischlen **Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens** gesammelt hat (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Es spiegelt

sich darin eine von Jahr zu Jahr fester und reicher werdende Mannesseele, die dem Kampf mit dem Leben nicht feige aus dem Wege geht und auch aus Wunden Lebensquellen zu machen weiß. Den Titel, den Flaischlen einst einer Prosasammlung gegeben hat, könnte er für dieses Buch wiederholen: „Von Alltag und Sonne“; denn überall weiß der Dichter auch hier aus den Unzulänglichkeiten, Nöten und Enttäuschungen des Werktages emporzustreben auf eine Höhe, die heiter überlegen auf den Daseinskampf dieser Erde herabsieht. Und was vor allem an dieser Sammlung so erfreut: Flaischlen ist kein Artist, der nur eine Litteratenkunst gleichsam für seinen eigenen Schatten pflegt, sondern ein Mensch, der mitten unter Menschen steht und dem menschlichen Beieinander sein Bestes verdankt. Manchmal artet die volkstümlich „hausbackene“ Weisheit, die vielen der Gedichte sonst so gut steht, in einigermaßen doktrinäres Theoretisieren aus, dann aber blitzt doch auch wieder ein so frischer, fröhlicher Studentenhumor auf, daß man unmöglich glauben kann, damit sei es dem Dichter ernst gewesen. Das Ganze wird als weltliches Erbauungsbuch voll ernster, emporweisender Gedanken, voll heiterer Lebenslust und schönheitsfreudiger Weltanschauung reiferen Geistern viel zu sagen haben und ein willkommener Gefährte sein. —

Auf dem Gebiete der allgemeinen Litteraturgeschichte, das hier nur flüchtig gestreift werden kann, um im nächsten, gleichfalls noch vor Weihnachten erscheinenden Hefte ausführlicher berücksichtigt zu werden, verdient an erster Stelle rühmend hervorgehoben zu werden Alexander Baumgartens vom christlich-katholischen Standpunkt geschriebene **Geschichte der Weltlitteratur**, die soeben in zweiter Auflage vor die Öffentlichkeit tritt (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung). Wir bestaunen an diesem Werke nicht nur den riesenhaften Fleiß, die umfassende Belesenheit im einzelnen, sondern bewundern insbesondere auch die lichtvollen, scharf gezeichneten Charakteristiken und liebevollen Inhaltsangaben der verschiedenen Litteraturwerke, die — was dem Werke seinen ganz besonderen, selbständigen Wert giebt — mit sicherem Takte überall kennzeichnende Proben aus den Dichtungen einstreuen. Noch vor Abschluß des ganzen Werkes kommen wir eingehend darauf zurück; heute nur so viel, daß sich an Gründlichkeit und Reichhaltigkeit, vor allem aber an Unmittelbarkeit kein anderes ähnliches mit diesem vergleichen kann. Auch ist der Verfasser geschmackvoll und gebildet genug, sich die Thatsachen niemals durch eine fanatische Tendenz verzerren zu lassen. — Ein modernes Gegenstück zu dem Baumgartenschen Werke ist **Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit** von Karl Barthel, deren zehnte Auflage Max Vorberg bearbeitet hat (Gütersloh, C. Bertelsmann; vollständig in sieben Lieferungen à Mk. 1.50). Ursprünglich als Fortsetzung der Vilmarschen Litteraturgeschichte gedacht, wuchs sie sich allmählich zu einer größeren Selbständigkeit aus, bis sich die Notwendigkeit herausstellte, die anfänglich gewählte Vortragsform durch eine knappere, auf systematischer Einteilung basierende zusammenhängende Darstellung zu ersetzen. Dadurch hat das beliebte Buch an Einheitlichkeit und Ebenmaß wesentlich gewonnen, an gemütvoller vaterländischer Wärme wenig eingebüßt. Dazu ist der Inhalt natürlich entsprechend ergänzt und bis auf die jüngsten Tage fortgeführt werden. Auch hier finden wir sorgsame Analysen der Dichtungen und zahlreiche Proben eingestreut.

Mit dem Motto:

Deutschland lohnte dir schlecht, mein edler und einziger Gottsched:
Spott und Verachtung trug deine Bemühung dir ein;
Aber die Richterin Zeit hebt endlich die Wage des Urteils
Hoch und entdeckt es der Welt, wer du, Gewaltiger, bist —

mit diesem unzweideutigen Wahlspruch führt sich das luxuriös ausgestattete **Gottsched-Denkmal** ein, das Eugen Reichel den Manen des vielverkannten und vielgeschmähten Mannes widmet (Gottsched-Verlag, Berlin W., Linkstraße 5; Preis 30 Mk.). Es gilt hier also eine Rettung im Sinne Lessings, die auch nach Waniecks gerechtem Werk an dem Dichter noch nicht überflüssig erscheint. Auch auf dieses Buch, das neben einer Biographie und litterarhistorisch-ästhetischen Würdigung Gottscheds zugleich eine Auswahl aus den Schriften des Dichters giebt, soll in ruhigerer Zeit noch einmal zurückgegriffen werden, da selbst eine Anzeige dieses eigenartigen Unternehmens ohne ausführliche Kritik nicht auskommen könnte.

Ein mit reichem authentischem Bilderschmuck gezierte **Bürgerbiographie** beschert uns Wolfgang von Wurzbach (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher; geh. 7 Mk., geb. Mk. 8.50), das Beste und Gediegenste, zugleich aber auch das Umfassendste, was über den Dichter geschrieben worden ist, ein Werk, das berufen erscheint, die Gestalt Bürgers auch weiteren Kreisen der Gebildeten wieder lebendig zu machen, wie sie es verdient. Ohne allen unnützen Gelehrtenballast, hält das Werk jene schöne, ausgeglichene Form inne, die für sich anzieht und die Lektüre zu einem künstlerischen Genuß macht. Nähere Kennzeichnung der Erscheinung bleibt auch hier einem späteren Hefte vorbehalten.

Eins der interessantesten und geistig bedeutendsten Frauenleben aus dem vorigen Jahrhundert läßt in voller Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit Prof. Dr. Paul Rachel in den von ihm herausgegebenen Jugendbriefen und Aufzeichnungen **Elisa von der Reckes**, der Freundin Tiedges, vor uns erstehen (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher; geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.). Für die allgemeine Geschichte sind diese biographischen Aufzeichnungen besonders wichtig durch die Zeichnung des baltischen Adels, der im wesentlichen auf der Grundlage deutscher Bildung ruhte; für das litterarische Leben des achtzehnten Jahrhunderts erscheint in den Briefen

vieles Alte in neuer, reicherer Beleuchtung. Die mächtige geistige Umwälzung, die vor Beginn der französischen Revolution in Deutschland durch die Dichter eingeleitet wurde, wird auch in dem engeren Kreise, in dem sich das Leben des kurischen Adels bewegt, ersichtlich. Insbesondere aber bereichern die Schriften unsere Kenntnis von der geistigen Entwickelung einer Frau, die, als Vorkämpferin ihres Geschlechtes, im deutschen Geistesleben eine in vieler Beziehung typische Rolle spielte. Das alles aber wird übertroffen von dem Reize der Seelenvorgänge, die sich besonders in den Briefen abspiegeln; der Blick in dies edle, tief erregte Frauenherz ist noch heute von frischem, ungeschmälertem Reiz. Auch diese vornehm ausgestattete Veröffentlichung ist mit zahlreichen Abbildungen, vor allem Bildnissen, geschmückt.

Unsere neueren großen Schillerbiographien sind, scheint es, sämtlich unter einem Unstern geboren worden. Sie wollen und wollen nicht zum Abschluß kommen. Brahm, Minor, Weltrich — es geht ihnen wie dem Grimmschen Wörterbuch: Fundament, Wände, Erker, Balkons, alles ist fertig, nur das Dach, das das Gebäude erst wohnlich macht, fehlt. Im Mai 1885 hat Richard Weltrichs Biographie **Friedrich Schiller, Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke** zu erscheinen begonnen (Stuttgart, J. G. Cotta), vor kurzem erst ist der erste Band fertig geworden. Man begreift die langsame Arbeit, wenn man sich durch einen Blick in das Werk überzeugt, welch ungeheure Fülle von Einzelwissen darin verbaut ist, aber recht froh kann man der von Weltrich beobachteten Methode, alle litterarhistorischen Streitfragen möglichst im Texte selbst zu erörtern, nicht werden. Gar zu oft wird dadurch der Zug der Darstellung unterbrochen, allzu schwer gestaltet sich vor dem Leser infolgedessen das Gesamtbild des Dichters, das doch bei jeder Biographie Zweck und Ziel der ganzen Darstellung sein muß. Der „Schutt der Werkstatt“, von dem Gottfried Keller solchen ungemein fleißigen, sorgfältigen, gewissenhaften und inhaltsreichen Materialsammlungen gegenüber gern sprach, ist nicht genügend getilgt worden. Freilich, wer die Grundzüge der Schillerschen Entwickelung ein für allemal festhält, wer sich anregen lassen will, den mannigfachen tiefen Lebensfragen, die, wie wir gegenüber einer langjährigen Geringschätzung mittlerweile wieder einzusehen beginnen, auch seine Erscheinung für unsere Tage aufwirft, dem wird gerade Weltrichs stark subjektives und temperamentvolles Buch, das den Leser überall direkt teilnehmen läßt an der Forscher- und Kritikerarbeit, zu einer reichen Fundgrube werden. Denn es ist eine Schöpfung, die sich in keiner Faser mit den schnellfertigen Elaboraten unserer sogenannten „populären“ Dutzendbiographien vergleichen läßt; es wird von A bis Z von einer starken, charaktervollen Selbständigkeit getragen, die sich nur weniger oft zu polemischen Ausfällen gegen verdiente Fachgenossen sollte hinreißen lassen. Der vorliegende erste Band, der mit dem Bildnis der Danneckerschen Schillerbüste geschmückt ist, reicht bis zu Schillers Flucht nach Mannheim. Ein ausführlicher Anhang, für den Fachmann äußerst ertragsfähig, giebt Rechenschaft über die kritische Benutzung der biographischen Quellen. Wir hegen die Hoffnung, in nicht zu ferner Zeit den Abschluß des Werkes melden zu können, was uns Gelegenheit geben würde, eingehender darauf zurückzukommen, ist doch Weltrich unter allen seinen Mitstrebenden zweifellos derjenige, der am stärksten und häufigsten den Widerspruch erregt, aber auch am tiefsten und unmittelbarsten in den Gegenstand und alle seine Verzweigungen einführt.

Wie geschaffen zu vornehmen litterarischen Geschenkwerken, insbesondere für Damen, sind zwei Bücher, die nicht bloß ihrer ansprechenden, freundlich-heiteren Ausstattung wegen, sondern auch ihrem Inhalte nach Festesfreude in sich tragen. Sie schildern die Frauengestalten unserer beiden größten Dichter. Zunächst die, die ihnen in Fleisch und Blut zu ihrem Glück oder Weh über den Lebensweg gewandelt oder gar Hand in Hand mit ihnen eine Strecke Weges gemeinsam dahinschritten; dann aber auch alle die, die in ihren unsterblichen Werken zu poetischer Wirklichkeit erschaffen worden sind. Louis Lewes' Buch **Goethes Frauengestalten** (2. Aufl. Stuttgart, Carl Krabbe) bringt Charakteristiken von Goethes Mutter und Schwester, von Annette Schönkopf, Friederike Brion, Charlotte Buff, Lili Schönemann, Frau von Stein, Minna Herzlieb, Bettina von Arnim u. a. Alle diese Schilderungen gleich den feinen Silhouetten, die Lewes vom Gretchen des Faust bis zur Charlotte und Ottilie der „Wahlverwandtschaften“ zeichnet, durchleuchtet noch heute ein unnachahmlicher Glanz, ein fein und reich gebildeter Geist. Strenger und wissenschaftlicher hat Julius Burggraf seine Aufgabe in dem Schwesterbande **Schillers Frauengestalten** erfaßt (ebenda; 2. Aufl.); alle neuen biographischen Quellen sind fleißig ausgeschöpft, und doch ist jedes einzelne Bild von der selbständigen, einheitlichen Anschauung des Verfassers durchdrungen, die in edler Begeisterung für den großen Genius unseres Volkes zu erweisen sucht, daß er keineswegs der schlechte Frauenkenner war, als den man ihn oft belächelt. Fesselnd ist besonders die eigentümliche Doppelliebe des Dichters zu dem Geschwisterpaar Lengefeld dargestellt und psychologisch-kulturhistorisch erklärt, neu und eigenartig auch Charlotte von Kalb erfaßt. Die vorliegende zweite Auflage hat nach Inhalt und Form tausenderlei Verbesserungen erfahren und ist bis auf die jüngsten Erscheinungen mit den Ergebnissen der Schillerforschung in Einklang gebracht worden, ohne daß die schöne Einfachheit und persönliche Wärme des Buches irgendwie gestört worden wäre. Überall da, wo in der Liebe zum Wahren und Edlen Schillers Geist noch lebt, wird es, ganz wie der Verfasser es ihm gewünscht, im deutschen Hause, „der Tochter, der Braut oder Gattin als Geschenk überreicht,“ den Frauenherzen dienen, sich zu er-

heben an dem, was weibliches Leben schön, groß und gehaltvoll macht. (Der Preis jedes Werkes beträgt geh. 5 Mk., in Leinen geb. 6 Mk., in Halbfranzband geb. 7 Mk.)

Mit besonderer Freude wird die deutsche Frauenwelt die Biographien zweier deutscher Dichterinnen begrüßen, deren Namen in unserer Litteratur mit Recht an erster Stelle stehen. Das Charakterbild der Westfalin **Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff** hat nach gedruckten und ungedruckten Quellen in intimster Ausführlichkeit und mit ehrlicher Wärme Wilhelm Kreiten entworfen (zweite, nach den neuesten Quellen ergänzte Auflage, mit dem Bildnis der Dichterin nach der Marmorbüste von A. Rüller und einem Faksimile. Paderborn, Ferd. Schöningh; 5 Mk.); die Österreicherin **Marie von Ebner-Eschenbach** schildert uns nach ihren Werken Moritz Necker (Leipzig und Berlin, Georg Heinr. Meyer; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk., mit dem Bildnis der Dichterin). Der Wert dieses letzteren Lebensbildes ist mit der Bezeichnung „litterarhistorische Biographie“ nicht erschöpft: es gilt dem Verfasser, die Gesamtpersönlichkeit der Dichterin zu schildern, die als Adelsmensch wie keine zweite unter den litterarischen Frauen unseres Volkes berufen ist, für die Frauenrechte vorbildlich und erziehend zu wirken.

Eine Sammlung seiner umfangreichen litterarischen Aufsätze hat Max Lorenz in einem mittelstarken Bande unter dem Titel **Die Litteratur am Jahrhundertende** veranstaltet (Stuttgart, J. G. Cotta). Der Titel könnte irreführen; deshalb seien hier die Themata genannt, die Lorenz einzeln, ohne festeren Zusammenhang untereinander behandelt: Der Naturalismus — Gerhart Hauptmann — Knut Hamsun — Maeterlinck — Das jüngste Wien — Das Problem Maupassant — „Herostrat“ (von Ludwig Fulda) — Hebbels „Herodes und Mariamne“ — Zwei Lyriker (Liliencron und Dehmel) — Frauenwerke (Besprechungen mehrerer Romane und Novellen aus weiblicher Feder) — Vom Dichter des „Johannes“ — „Die drei Reiherfedern“ — Theodor Fontane. Alles, was unter diesen recht verschiedenen Stichworten über deutsche und fremde Litteratur der letzten Jahrzehnte vorgetragen wird, steht doch unter einem inneren Zusammenhalt, unter dem der darstellenden und beurteilenden Persönlichkeit des Verfassers, die in sich genügend gefestigt erscheint, um den vereinigten Aufsätzen auch nach außen ein einheitliches Gepräge zu geben. Hier redet ein Mann, der offenbar auf den Grundlagen der sogenannten alten Bildung seine künstlerischen und philosophischen Anschauungen entwickelt hat, der aber unbefangen genug ist, von hier aus auch dem Neuen der sogenannten „Modernen“ gerecht zu werden. In dieser Beziehung ist namentlich der Aufsatz über den belgischen Symbolisten und Mystiker Maeterlinck anzuerkennen: deutlich verrät sich, daß ihm der Verfasser von vornherein nicht viel Verwandtes in sich selber entgegenbringt; aber doch hat er Objektivität und Verständnis genug für ihn gefunden, dem Leser ein unverfälschtes Bild von ihm und seiner Kunst zu entwerfen. Überschätzt — und zwar überschätzt in dem Sinne, daß ich mir die Beurteilung gerade aus dem sonstigen Standpunkt des Verfassers nicht erklären kann — erscheint mir der Dichter des „Johannes“, Sudermann. Über die starke theatralische Ader in ihm geht Lorenz denn doch gar zu flüchtig und leichtherzig hinweg. Immerhin haben gerade solche Vermittelungs- und Übergangsbücher in unserer noch immer arg zerspaltenen Litteratur neben dem diplomatischen auch einen erzieherischen Beruf zu erfüllen.

Das verdienstliche, **Dichter und Darsteller** betitelte Unternehmen der Seemannschen Verlagshandlung in Leipzig, das im vorigen Jahr mit der hier eingehend besprochenen illustrierten **Goethebiographie** von Georg Witkowski begann, ist inzwischen rüstig fortgeschritten. Zunächst folgte das **Wiener Burgtheater**, eine Darstellung der Geschichte dieses vornehmen Kunstinstituts, die es uns in seinem Wachsen und Aufstreben, aber auch in seinem mannigfachen Schwanken vorführte, und eine Galerie seiner bedeutenderen Mitglieder eröffnete, wobei sich die Lebensbilder der einzelnen Schauspieler nicht selten zu kleinen Monographien erweiterten. Das Ganze aber war aus einem oft allzu lebhaften Temperament geflossen und ergoß sich zu Schluß in eine heftige Anklage wider den heutigen Leiter. Trotzdem wird es jedem unentbehrlich sein, der sich in die interessante Geschichte dieses Hauses vertiefen will, durch das im Laufe der langen Jahre so ziemlich alle hervorragenden schauspielerischen Kräfte gegangen sind; der Bilderreichtum wird seiner Fülle und Mannigfaltigkeit nach in keinem ähnlichen Buch erreicht. Eng an diese zweite Veröffentlichung der Sammlung schließt sich die fünfte. Hier behandelt Dr. Emil Horner Leben und Dichtung des unvergeßlichen **Bauernfeld**, ohne irgendwo mit dem Lotharschen Werke in Kollision zu geraten. Denn auch diesem Buche ist, um im Theaterjargon zu sprechen, der „Titelheld“ nichts weiter als der Krystallisationspunkt, um den sich von allen Seiten her Menschen und Dinge, die mit der Wiener Theaterlitteratur nur irgendwie in Berührung stehen, zusammenfinden. Eine weite, tiefe Perspektive, aber im Vordergrunde ein liebenswürdig und intim gezeichneter prächtiger Mensch, in seiner nächsten Nähe vor allem Moriz von Schwind und Franz Schubert, dann aber in weiterem Umkreis Hunderte anderer, die alle einen eigentümlichen Reiz der Persönlichkeit haben und durch ihre Lebensschicksale fast ausnahmslos lebhaft zu fesseln wissen. Natürlich werden auch sie uns insgesamt im Bilde vorgeführt. Dazwischen rankt sich ein bunter, krauser Flor jener einer ausgelassenen Künstlerlaune entsprossenen Scherzbilder und Karikaturen, die wie keine anderen in das innere Leben und Treiben des Theaters einführen. — Auf die Höhen der Kunst führen Nr. 3 und 4 der Serie. Karl Federn, der Verfasser des **Dante**, hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Er wußte wohl,

daß man den großen Florentiner nur aus dem innersten Geiste des Mittelalters heraus begreifen und würdigen kann, und ließ deshalb ein Bild der Zeit vor uns entstehen, von der sich die Gestalt des Dichters so wirkungsvoll und herrschergewaltig abhob. Zeit und Ort, Menschen und Verhältnisse, es lebt alles vor uns, wie es, ehe er ans Werk ging, offenbar vor dem Verfasser gelebt hat. Doch mehr als das. Federn weiß auch, was es heißt, einen fremden, vor allem einen dichterischen Geist psychologisch zu durchdringen, und daß es keineswegs ein Lob, weder für den Verfasser noch für seinen Gegenstand, wenn sich neben den hellen Zügen der Reinheit und Größe nicht auch die kleinen Menschlichkeiten und Schwächen zeigen, die uns den Genius oft erst recht nahe bringen. Dann erst kann sich die rechte Wärme der Liebe zwischen dem Leser und dem Buche entwickeln. Und das gerade, was immer der höchste Ruhmestitel einer Biographie sein und bleiben wird, ist hier in schönster Weise erreicht. Keiner wird von dem Buche, das gleich seinen Geschwistern einen ungemein reichen, Landschaft, Kunstschaffen und Porträt umfassenden Bilderschmuck entfaltet, Abschied nehmen, ohne Dante in einem neuen, wärmeren Lichte zu sehen und frisch angezogen sich ihm und seiner Dichtung hinzugeben. — Ruhiger, besonner und ernster verfährt Dr. Leon Kellner in seinem **Shakespeare.** Vielleicht aber hat er gerade damit am allerbesten das Bedürfnis erfüllt, das unsere bisherige volkstümliche Shakespeare-Litteratur ungestillt gelassen hatte. Die deutsche Lesewelt sehnte sich nach einem Buche über den noch heute in seinen Dichtungen in unverminderter Kraft unter uns lebenden, in allem Persönlichen jedoch von so vielen Rätseln umhüllten großen Briten, das, unbeirrt von allen allzu fachwissenschaftlichen Hypothesen- und Specialistentum, auf den Kern der Dinge ging und mit der treffenden Knappheit die durchsichtige Klarheit verband. Das wird man in Kellners Buch finden. Leben und Dichtung, eins auf das andere innerlich bezogen, eins aus dem anderen erläutert, runden sich uns zu fester Gegenständlichkeit. 219 Abbildungen und Beilagen, natürlich ausschließlich nach authentischem Material, beleben die Darstellung. —

Otto Henne am-Rhyns siebenbändige „Allgemeine Kulturgeschichte" gehört längst zum ehernen Bestande unserer öffentlichen Bibliotheken, für den Privatmann aber war das Werk bisher schwer zugänglich, zumal da es bei der Fülle an Thatsachenmaterial nur mühsam die großen Grundzüge der Entwickelung des Menschengeschlechtes erkennen ließ. Dem soll nun das **Handbuch der Kulturgeschichte** (vollständig in sechs Lfrgn. à 2 Mk.) abhelfen, zu dessen Abfassung die Verlagshandlung von Georg Wigand (Leipzig) den Verfasser gewonnen hat. Es befleißigt sich in erster Linie einer zusammenhängenden und gemeinverständlichen Darstellung und ist sorgsam darauf bedacht, das Principielle und Allgemeingültige, die Struktur der Kulturentwickelung herauszuarbeiten. So entsteht ein Buch, das die Teile zu einem organischen Ganzen zusammenfügt, und, ähnlich wie die im Bibliographischen Institut erscheinende, von Prof. Hans Helmolt herausgegebene politische Weltgeschichte, den weitschichtigen Stoff nach neuen, wesentlich aus geographischen Gesichtspunkten erfaßten Grundsätzen gruppiert. Der Verfasser behandelt die vorgeschichtliche, die morgenländische, die mittelländische und die abendländische Kultur, um dann noch in einem besonderen zusammenfassenden und sichtenden Abschnitt die Gesamtkultur der Menschheit zu schildern. Tendenz liegt der Betrachtung völlig fern; für eine hier und da zu Tage tretende Nüchternheit des Stils entschädigt die Übersichtlichkeit und Präcision der Darstellung, was für ein Handbuch — natürlich fehlt auch das alphabetische Register nicht — von entscheidendem Wert.

Die illustrierten „Monographien zur Kulturgeschichte" (Leipzig, Eugen Diederichs), deren Plan und Ausstattung wir wiederholt besprochen haben, sind um weitere drei Bände vermehrt worden. In Band 5 (geh. 4 Mk., geb. Mk. 5.50) schildert Hans Boesch, der Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, das **Kinderleben in der deutschen Vergangenheit.** Er erzählt von all den Gebräuchen und all dem Aberglauben, die die Kinder bei ihrem Aufwachsen begleiten, ihren Spielen, ihren Festen, ihrer Erziehung, ihren Krankheiten und Gefährnissen. Lebensvoll und farbenreich hat der Verfasser dies mit dem übrigen Kulturleben der Nationen in Zusammenhang zu setzen verstanden. So erscheint es als ein aus dem allgemeinen Geist der Zeit geborenes echt deutsches Idyll, wenn Graf Piccolomini nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges sämtliche Buben von Nürnberg sich vor der Kaiserburg auf Steckenpferden versammeln läßt und jeden einzelnen des nach Tausenden zählenden Reiterheeres beschenkt. Der Anschaulichkeit des Textes entsprechen die überaus zahlreichen Faksimiles der Holzschnitte und Kupferstiche alter deutscher Meister. Sie vereinigen, systematisch ausgewählt, das künstlerisch wertvollste und kulturhistorisch charakteristischte aller jener Blätter, die in Sammlungen und Bibliotheken zerstreut sind, und eröffnen zum erstenmal eine Übersicht über die Leistungen unserer alten Kunst auf diesem Einzelgebiete. Das Buch ist ein Jungbrunnen, der zur Kinderzeit zurückführt, und wird am Familientische, gemeinsam gelesen und betrachtet, ein frisches Band schlingen um Eltern und Kinder. — Der sechste Band der Sammlung, der den **Deutschen Bauer in Wort und Bild** behandelt (mit 168 Faksimiles alter Holzschnitte und Kupferstiche, geh. 4 Mk., geb. Mk. 5.50), ist Adolf Bartels zur Bearbeitung anvertraut worden. Und für dieses Thema konnte kaum ein Besserer gefunden werden. Bartels ist selbst ein Dithmarscher Bauernsohn und hat sich auch als Schriftsteller die alte Liebe zu Egge und Pflug bewahrt. Man merkt seiner Schilderung diese innere Liebe an; sie liegt über

dem ganzen Buche wie Maiensonne über einem fruchtreichen Acker. Bartels behandelt Anlage und Bauart der Dörfer mit Häusern, Zäunen, Bäumen; innere Einrichtung des Hauses; Arbeit, Essen, Trinken, Kleidung, Sitte und Brauch bei der Arbeit, Viehzucht; das sociale Leben des Dorfes mit Brautschaft, Ehe, Schätzung des Weibes, Kinder, Tod; Gemeinderechtverhältnisse; Anteilnahme am Gericht, Abhalten des Dings, Dorffrieden; Dorffeste mit Tänzen, Spielen und Raufen. Auf den beigegebenen Bildern sehen wir den ländlichen Brautzug, den Hochzeitsschmaus, den Tanz, Streit und Unmäßigkeit mit ihren Folgen; Marktscenen, Dorfinterieurs, den Bauer bei der Feldarbeit und seine Ackergeräte — kurz alles, was mit seinem Leben zusammenhängt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert häufen sich die bäuerlichen Lasten: Ritter und Städter suchen den Bauer auszubeuten, er verkommt zu sittlicher Roheit, dumpfer Verstocktheit und krassem Materialismus. Dementsprechend karikiert ihn die Litteratur: Brants Narrenschiff, Schwänke, Fastnachtsspiele, Volkslieder, fliegende Blätter und Bilder führen die Üppigkeit und Tölpelhaftigkeit des Bauern drastisch vor Augen, bis das sechzehnte Jahrhundert ihn auch an der großen Politik teilnehmen läßt und die Aufklärung ihn in das allgemeine Kulturleben mit aufnimmt. — Ganz besonderes Interesse verdient die Geschichte des mittelalterlichen **Gelehrten**, die Georg Reicke, Bibliothekar an der Nürnberger Stadtbibliothek, geschrieben hat. Seine Darstellungsart hat bei diesem scheinbar trockenen Stoff in wohlthuendster Weise alles Doktrinäre und Antiquarische vermieden, seine Helden vielmehr durch gelungene Vergleiche in Parallele zu setzen verstanden zu den heutigen Vertretern der entsprechenden Wissenschaft. In dem weiten Rahmen, in dem sich die Monographie bewegt, wird jeder, der im wissenschaftlichen Leben steht, seine Vorgänger begrüßen und sich an ihrer Arbeits- und Lebensweise ergötzen können.

Als vor einigen Jahren das interessante Bilderwerk „Bismarck in der Karikatur“ erschien, da mußte man sich billig darüber wundern, daß das Zerrbild dem Porträt voranging; denn ein umfassendes Bildniswerk für Bismarck hatten wir damals noch nicht. Jetzt hat es uns Graf Yorck v. Wartenburg geschenkt. Sein Kunstband läßt uns **Bismarcks äußere Erscheinung** (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; eleg. kartoniert 6 Mk., in Originalband 7 Mk.) in neunzig verschiedenen Bildnissen nach Originalaufnahmen sehen. Sie veranschaulichen den Fürsten in den verschiedensten Lebenslagen, Stellungen und Bewegungen, von dem ersten photographischen Kniebild aus Frankfurt (1858) bis zur Ausfahrt vom 19. Oktober 1897. Den Bildern vorausgeschickt ist ein chronologisches, von Schilderungen der verschiedensten Augenzeugen belebtes Verzeichnis aller vom Fürsten angefertigten Lichtbilder. Neu und sehr überraschend wirken namentlich einige Bilder Bismarcks aus dem Anfang der achtziger Jahre, wo er, wie schon einmal in den sechziger, die üble Laune hatte, sich der erstaunten Welt im Vollbart zu zeigen. Wir können uns heute mit diesem biedermännischen Aussehen nur schlecht befreunden; uns erscheint der große Kanzler immer am größten und zugleich vertrautesten, wenn wir ihn mit dem breitschattenden Schlapphut auf dem Kopf, den getreuen Tiras zur Seite, auf den derben Knotenstock gestützt, hohen Ganges durch Gottes freie Natur schreiten sehen.

Als eine besonders glückliche Fügung dürfen wir es preisen, daß es dem unlängst verstorbenen Oberstleutnant Dr. Max Jähns noch vergönnt war, seine drei Bände umfassende Biographie **Moltke** zu vollenden (Nr. 10/11, 37 und 38 der Sammlung „Führende Geister“; Berlin, Ernst Hofmann u. Co.; geh. jeder Bd. Mk. 2.40, in Leinenband Mk. 3.20, in Halbfranzband Mk. 3.80). Der erste bereits vor sechs Jahren erschienene Band erweckte durch die tiefe Erfassung seines Gegenstandes, durch die gediegene Forschertüchtigkeit und Wissenschaftlichkeit, von der die Arbeit Zeugnis ablegte, sowie durch die vornehme Form der Darstellung und Sprache gleich die höchsten Erwartungen. Nunmehr, da durch die hundertjährige Geburtstagsfeier das Interesse an dem Lebens- und Schaffensgange des großen Strategen neu belebt ist, sind auch die beiden abschließenden Bände erschienen. Beschäftigte sich der erste mit den „Lehr- und Wanderjahren“ des Helden, so begleitet ihn der zweite auf die Höhe seines Lebens und seiner Thätigkeit, durch den lombardischen Krieg, den Dänenkrieg und den österreichischen Krieg. Der letzte große Krieg bleibt dagegen dem dritten und letzten Bande vorbehalten, der überall aus dem Vollen schöpft und Moltkes strategische Pläne und Erfolge bis ins einzelne verfolgt. Es bleibe dahingestellt, ob der Verfasser nicht hier gerade etwas allzuviel Licht auf die persönlichsten Verdienste Moltkes fallen läßt, jedenfalls erfreut und begeistert in diesem Teile besonders die innere Durchdringung des Gegenstandes. Moltke ist von Jähns in seiner eigensten und tiefsten Wesenheit erfaßt und seinem Gesamtcharakter nach dargestellt als ein Mann der vollendeten Harmonie von Wollen und Können, als eine einheitliche Persönlichkeit, bei der alles aus dem Ganzen sproß. Wer seine Freude daran hat, tote Taten zum Leben und scheinbar äußerliche Ereignisse zum Geiste erweckt zu sehen, dem sei das mit verschiedenen Bildnissen und anderen Abbildungen ausgerüstete Werk nachdrücklich empfohlen.

Läßt es sich Jähns in seinem Werke angelegen sein, überall die volkstümlichen Zwecke innezuhalten und deshalb das Charakterbild möglichst einheitlich unter gleichmäßig abgewogener Würdigung aller Seiten der Moltkeschen Persönlichkeit zu gestalten, so hat W. Bigge, Oberst und Kommandeur des 7. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 69, in seiner zweibändigen Biographie (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung; Preis 10 Mk., eleg. geb. Mk. 13.50)

den Ehrgeiz, von **Feldmarschall Graf Moltke** ein militärisches Lebensbild zu entwerfen, aber vor allem seine Entwickelung und Eigenart als Soldat und Feldherr aufzudecken. Es lag für ihn, wie er selbst gesteht, und wie sich aus jeder Seite seines Werkes ergiebt, ein besonderer Reiz darin, im einzelnen zu verfolgen und zu erweisen, wie der so reiche und vielgestaltige Lebensgang Moltkes im Grunde doch nur „auf den einen Endzweck angelegt war, daß seine angeborenen militärischen Eigenschaften und Fähigkeiten entwickelt wurden und so der große Soldat und Heerführer erstand, der im Zusammenwirken mit dem genialen Staatsmann Bismarck der deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert neues Leben und neuen Inhalt geben sollte." Durch die Verhältnisse begünstigt, hat der Verfasser alles Material benutzen können, das zur Zeit zugänglich: also insbesondere die Akten des Kriegsarchivs im Generalstabe, sowie zahlreiche Aufzeichnungen hervorragender Männer aus der Umgebung des Feldmarschalls. Doch ist der militärische Gedanke eigentlich nur Fundament und Gewölbe des Ganzen, dazwischen entfaltet sich eine reiche Architektur mit den liebevollsten Einzelbildern aus dem persönlichen und amtlichen Leben des Geschilderten, so daß auch der gebildete Laie diese bisher ausführlichste Biographie mit Genuß lesen wird. Zwölf Kartenbeilagen ermöglichen die genaue Verfolgung der strategischen Operationen Moltkes.

Ein vaterländisches Ehrenbuch der schönsten und vornehmsten Art hat der Historische Verlag von Paul Kittel in Berlin dem zweiten Kaiser des neuen Deutschen Reiches gewidmet (**Kaiser Friedrich der Gütige,** in Prachtband mit Original-Umschlagzeichnung von L. Sütterlin 26 Mk., mit Goldschnitt 28 Mk.). Der litterarische Wert dieses Werkes beschränkt sich aber keineswegs auf die Ausstattung, wie bei manchen ähnlich betitelten Werken, vielmehr ist auch der Text ein Meisterstück volkstümlicher und doch nach höheren Zielen strebender Biographie. Hermann Müller-Bohn war des Vertrauens, das ihm hohe, der Person des Kaisers Friedrich zu dessen Lebzeiten nahestehende Persönlichkeiten entgegenbrachten, würdig. Er hat die ihm reich zufließenden neuen Quellen von Aufzeichnungen, Mitteilungen nicht etwa zur byzantinischen Verhimmelung des Kaisers mißbraucht, sondern alles einzelne, auch die feinsten und intimsten Züge dem Gesamtbild seiner Persönlichkeit dienstbar zu machen gewußt; er hat die ausgiebigsten historischen Werke benutzt und doch alles störende Beiwerk aus dem Text in den Anhang gewiesen, so daß wir nun wirklich eine Lebensgeschichte des Kaisers völlig aus einem Gusse haben. Meisterhaft hat es der Verfasser verstanden, die großen Züge der politischen Geschichte mit dem Persönlichen aus dem Leben seines Helden zu verschmelzen und eins aus dem anderen Gewinn ziehen zu lassen. Aus dem Texte heraus wachsen, wie bei jedem mit Geschmack behandelten Illustrationswerk, die trefflichen Abbildungen. Sie zählen nach Hunderten und vernachlässigen nichts, weder Menschen noch Dinge, mit denen der Kaiser jemals Berührung gehabt. Alle Personen insbesondere, die irgendwie oder -wo in seine Lebensfäden eingegriffen oder nur in entscheidenden Augenblicken seine Gegenwart genießen durften, schauen uns im Porträt von den Blättern entgegen. Dazwischen stehen all die Landschaftsbilder, die der Reisefrohe während seines Lebens in sich aufgenommen, Faksimilia wichtiger Briefe und Aquarelle erster Künstler. Jede zügellose Phantasie ist dabei streng verbannt; jedes kleinste Bildchen vielmehr geschichtlich treu wiedergegeben und individuell mit Sorgfalt und Liebe behandelt. Das Ganze (554 Seiten in Großfolio) wird in jeder national gesinnten Familie einen Ehrenplatz im Bücherschrank oder auf dem Studiertisch beanspruchen dürfen, zumal da der Preis angesichts der monumentalen Ausführung des Gedankens ein überraschend geringer.

Erinnerungen aus dem letzten Feldzuge sind hundertfach niedergeschrieben und veröffentlicht worden; wenn trotzdem ein fast tausend Seiten umfassendes Buch, **Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871** von Karl Zeitz (Altenburg, Stephan Geibel), in vierter Auflage erscheinen konnte, so muß das einen besonderen Grund haben. Sobald man nur ein paar Kapitel gelesen, ist einem der Erfolg kein Geheimnis mehr. Er beruht auf der persönlichen Unmittelbarkeit, auf der Schlichtheit, Natürlichkeit und dem liebenswürdigen Humor, die der Verfasser sein eigen nennt. Zeitz will nicht belehren, viel weniger noch renommieren, sondern erzählen, einfach und wahrheitsgetreu und doch mit der erforderlichen phantasievollen Belebung. Jedes einzelne Kapitel hat in freundschaftlichem Kreise erst einmal die Probe bestehen müssen, bevor es an die Öffentlichkeit kam; erst wenn es einschlug und die Hörer packte, war es auch für die Allgemeinheit gut genug. Das Edelste an dem Buche ist der unaufdringliche und doch starke vaterländische Geist, von dem es getragen wird, das Liebenswürdigste die sittlich tüchtige, kernige und doch auch weiche und feinfühlige Persönlichkeit, die sich darin kundgiebt. Ein Jugendbuch im engeren Sinne sind die „Erinnerungen" nicht, dafür steckt doch zu viel Historisches-Politisches darin, aber unserem heranwachsenden männlichen Geschlecht auf der Scheide des Jünglings- und Mannesalter wird es eine reiche Quelle patriotischer Erholung sein, ohne daß es für den Erwachsenen an Interesse verlöre. Ein berufener Zeichner hat lebensvolle Genrebildchen zu dem Text geliefert, die dem Leser die Hauptsituationen wirkungsvoll einprägen.

Volkstrachten aus dem Schwarzwald bringt ein solide ausgestattetes Album mit fünfundzwanzig Originalaquarellen, die Kunstmaler Issel nach der Natur gezeichnet hat. Dr. Hansjakob, der tapfere Freiburger Pfarrer, hat das Vorwort dazu geschrieben, der Verleger selbst mit offensichtlicher Liebe das äußere Gewand besorgt (Freiburg i. Br., Johannes Elchlepps Hofbuch- und

Kunstverlag). Der Maler hat es auf all diesen Blättern überraschend gut verstanden, den Eindruck des Gekünstelten von seinen Figuren fernzuhalten, sie vielmehr in lebendige Verbindung mit der Landschaft oder dem häuslichen Milieu zu setzen, sie gleichsam aus ihnen herauswachsen zu lassen. So sehen wir anstatt der Modelle lebendige Menschen in natürlicher Bewegung und Hantierung. Tanzscenen wechseln mit Arbeitsgruppen, ernste Kirchgänge mit festlichen Hochzeitszügen. Sehr angenehm wird es empfunden werden, daß man anstatt der losen Blätter, in denen sich sonst die Trachtenbücher gefallen, hier ein fest gebundenes, haltbares Album empfängt.

Wie gerufen kommt gerade jetzt die zweite Auflage des bekannten, seiner Zeit auch hier warm empfohlenen Buches über **China und Japan** von Ernst von Hesse-Wartegg (Leipzig, J. J. Weber, kartoniert 18 Mk., in Krokodilleder geb. 25 Mk.). Über die Aktualität des Werkes braucht heute kein Wort verloren zu werden, und seinem Inhalt nach steht es außer Wettbewerb. Keins der zahlreichen Bücher über China, die in den letzten drei bis vier Jahren erschienen sind, kann sich mit diesem an Reichhaltigkeit des Textes wie der Abbildungen messen. Alle Gebiete des ostasiatischen Kulturlebens sind gleich eingehend und sachkundig behandelt. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind vier Jahre verflossen, aber der Verfasser hat inzwischen nicht geruht, sich vielmehr aus China, besonders aus Schantung und „Deutsch-China", durch eine 1897 bis 1898 unternommene Reise neue Beobachtungen und Eindrücke geholt, die er nun hier für die allgemeine Charakteristik geschickt verwertet hat. Gegenüber der ersten Ausgabe ist das Werk dadurch um hundert Textseiten, siebzehn Voll- und neunzig Textbilder vermehrt worden. Die Ausstattung ist bei aller Gewähltheit kräftig und dauerhaft. — Nicht mehr und nicht weniger als eine vollständige Encyklopädie der **Religion und Kultur Chinas** sucht ein starker Band zu geben, den Ferdinand Heigl soeben in Hugo Bermühlers Verlag (Berlin; geh. 6 Mk.) hat erscheinen lassen. Das Werk hat unter dem Drange der Ereignisse augenscheinlich etwas eilig abgeschlossen werden müssen, es hat sich daher um die Form nicht überall genügend gekümmert, die Fülle des dargebotenen Stoffes aber ist staunenswert. Dabei muß man anerkennen, daß der Verfasser sich in der umfangreichen und verworrenen Litteratur gut umgesehen und daß er die Mühe nicht gescheut hat, bei seinen Lesern ein klares Verständnis für die zunächst so fremdartig anmutenden Gegenstände zu erzielen. Weit entfernt, sich mit Namen, Daten und schönen Phrasen zu begnügen, weiß er überall kulturhistorisch-interessante Zusammenhänge zu geben und seine Bilder anschaulich abzurunden. Erfolgreich unterstützt wird die Darstellung für ihre Volksverständlichkeit durch die ausgiebigen Citate, die sich aus den chinesischen Religionsbüchern und aus anderer einheimischer Litteratur eingestreut finden.

Ein populäres Werk, das bei gewandter und unterhaltender Darstellung in großen Zügen alles Wesentliche aus dem vielgestaltigen Betriebe unseres gewerblichen und industriellen Lebens giebt, hört man von vielen Seiten immer wieder fordern. Wir besaßen es schon seit Jahren, nur war es bisher in verschiedene Bände verteilt, nicht übersichtlich und bequem genug zum Gebrauch. Dem ist jetzt abgeholfen. Die Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig hat sich entschlossen, von dem bekannten **Buch der Erfindungen** eine Volksausgabe in einem Bande herzustellen, deren Bearbeitung in den bewährten Händen Wilhelm Berdrows, Professor Dr. Lassar-Cohns und Hauptmann a. D. Castners lag. Das Wertvollste an dieser Erscheinung ist die sachverständige Auswahl und die klare, von allem specialistischen Ballast befreite Darstellung. Aber das Wort allein würde hier schwerlich ausreichen. So sind denn in den Text 705 Abbildungen und etwa zwölf Tafeln (auch bunte) eingefügt, die dem Auge ausdeuten, was der Verstand aus der bloßen Wortbeschreibung nicht so ohne weiteres zu erfassen vermag. Natürlich geht das Material bis auf die jüngsten Tage, selbst Zeppelins Aufstiege sind schon besprochen. Besonders gerne würden wir das treffliche Buch in der Hand von Vätern heranwachsender Knaben sehen; aber auch die reifere Jugend selbst für sich wird bei der durchsichtigen Darstellungsart der Verfasser sehr wohl im stande sein, all und jedem mit immer lebendigem Interesse zu folgen.

Für die Kenntnis und den Genuß der bildenden Kunst, das fühlen wir heute immer mehr, bedeutet Beschreiben wenig, selber Schauen alles. Aus dieser Erfahrung will der Zweck und Wert der **Kunstgeschichte in Bildern** (Leipzig, E. A. Seemann) begriffen werden, welche ohne besonderen Text auf Großfolioblättern, die aber in fester Buchform geheftet sind, Reproduktionen aller irgendwie bemerkenswerten Kunstwerke zusammenstellt. Zwei neue Bände dieses Unternehmens bestätigen den guten Ruf, den sich der erste vor Jahresfrist erworben hat. Auf hundert Tafeln, die alles in allem ungefähr sechshundert Abbildungen enthalten, veranschaulicht Prof. F. Winter, einer der kenntnisreichsten und geschmackvollsten unserer jüngeren Archäologen, Architektur, Plastik und Malerei des Altertums in chronologischer Entwickelung. Die Auswahl zeugt von der Durchdringung des Gegenstandes, jede einzelne Reproduktion ist nach Größe und Art des Drucks genau dem künstlerischen Wesen des dargestellten Gegenstandes angepaßt. In gleicher Weise behandelt Prof. Dr. G. Dehio im zweiten Bande die Kunst des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Auch hier sind es hundert Tafeln, auf denen alles irgendwie Bedeutsame aus dieser reichen Kunstperiode an uns vorüberzieht. Namentlich die Barock-Architektur kommt dank dem weiten Raum, der ihren Denkmälern eingeräumt ist, zur klarsten Anschauung; monumentale Gesamtansichten wechseln mit fein ausgeführten Intérieurs, aber immer ist es die Auswahl, auf die das eigentliche Gewicht gelegt

wird. Für stoffliche Abwechslung sorgt die niederländische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts, von der aus allen Galerien der Welt das beste und charakteristischte zusammengetragen ist.

Vorläufig nur mit wenigen Worten anzeigen möchten wir die **Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker** von Prof. Dr. Karl Woermann, deren erster Band soeben im Bibliographischen Institut (Leipzig und Wien; geb. 17 Mk.) erschienen ist. Nach dem Feste gedenken wir dem Werke eine eingehendere Besprechung widmen zu können. Doch steht uns heute schon fest, daß diese mit wärmster Empfehlung beschlossen werden wird. Der vorliegende erste Band behandelt die Künste der vor- und außerchristlichen Völker in deren rein ästhetischen, von aller fremden Tendenz freien Art, die sofort den feingebildeten Fachmann verrät. Urteile, geschichtliche Verknüpfung, Darstellung und Sprache bekunden auserlesenen Geschmack; das schwierigste Gebiet der gesamten Kunst- und Kulturgeschichte, die ersten Kunstübungen der Urvölker, insbesondere ihre Ornamentik hat in Woermann einen Schilderer gefunden, der es völlig beherrscht und innerlich durchdringt. Fast siebenhundert Abbildungen, darunter Farbentafeln und Tonätzungen, sorgen für die lebendige Anschauung.

Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer; zweite veränderte und vermehrte Auflage; geb. in Leinenband 7 Mk., in Halbfranzband 8 Mk.) zeichnet uns Otto Berdrow, derselbe, der im vergangenen Jahre die umfangreich angelegte Biographie der Rahel Levin veröffentlichte. Die neue Auflage hat darauf Bedacht genommen, „die heiteren und die dunklen Lose“ im Frauenleben der neueren Litteratur abwechseln zu lassen. So steht nun neben dem Lebensbild Eva Königs, der Gemahlin Lessings, das der Ernestine Voß, neben dem der Charlotte Stieglitz das Lotte Schillers; aber auch tiefere Seelenprobleme wie Goethe und Minchen Herzlieb, Grillparzer und Käthe Fröhlich, Lenau und Sophie Löwenthal werden anregend und fesselnd selbst für den Litteraturkundigen ergründet, wie sich denn der Verfasser überhaupt nicht damit begnügt, etwa bloß den Litteraturgeschichten nachzuerzählen, sondern überall eigene Auffassung sprechen läßt. Auch gehen die Lebensbilder nie im anekdotischem Material auf, beziehen vielmehr alles auf Werden und Schaffen des Dichters, an dessen Lebensfaden die betreffende Frau spann. Elf Bildnisse in zartestem rotbraunem Lichtdruck verleihen dem Buch noch einen besonderen Schmuck.

Das religiöse Gegenbild zu diesen „Frauenbildern“ giebt Helene Stöckl mit ihrer Sammlung: Lebensbilder christlicher Frauen, für Deutschlands Töchter dargestellt. (Mit drei Gruppenbildern [Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn].) Mit der ihr eigenen zu Herzen gehenden und nachdrücklichen Schreibweise schildert hier die Verfasserin den Lebensgang von elf christlichen Frauen, die in werkthätiger Liebe ihre Kraft **Im Dienste des Herrn** verwandt haben. Unter anderem finden wir die Namen von Amalie Sieveking, Karoline Fliedner, Elisabeth Fry, Marianne von Rantzau, Christiane Köhler, Ottilie Wildermuth und Martha Postler vertreten. Als ernstes Weihnachtsgeschenk, vornehmlich aber als Konfirmationsgeschenk wird dieses mit den Porträts der Frauen geschmückte und auch sonst sehr würdig und vornehm ausgestattete Buch überall willkommen geheißen werden.

Zwölf aquarellierte Federzeichnungen, Kindertypen der verschiedensten Temperamente, bringt uns Helene Frauendorfer-Mühthaler unter dem Titel **Unsere Lieblinge** dar (Erfurt, Friedrich Martins Kunstverlag). Man merkt der Künstlerin an, daß sie selbst ein echtes Münchener „Kindl“ ist, denn alle diese Bildnisse aus dem Kinderleben, auch die ernsthaften, zeichnet ein schalkhafter Humor aus. Die hübsche Mappe wird namentlich jungen Müttern viel Freude machen.

In diesem Zusammenhange sei auch empfehlend hingewiesen auf die Malvorlagen, die der Verlag von Meißner und Buch (Leipzig) auf den Markt bringt. Wir finden da eine Mappe **Aus dem Orient**, die farbenfrohe Landschafts- und Genrebildchen enthält, eine andere, die das **Sommerweben** in Blumenstücken von C. Klein darstellt, eine dritte, die malerische Motive aus **Chioggia** vereinigt, eine vierte, die dem **Starnberger See** gewidmet ist, eine fünfte, die die **Levante**, eine sechste und siebente, die **Willkommene Grüße** und Blumenarrangements **Von der Festtafel** bringen (von C. Klein). Alle zeichnen sich durch vornehme Decenz in der Farbenwahl und -zusammenstellung aus. F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.



Thomas Truck.

Ein Buch von gestern und morgen.

Von
Felix Hollaender.

IV.

Dritter Teil.

Leid — Kampf — Ehe.

Auf weiße Ostern, Winterstürme und Regengüsse war ein Sonnengeflimmer und Gefunkel gefolgt, das leicht und tänzerisch über die schwarze Erde glitt, die Gräser hervorlockte, auf Bäumen und Sträuchern die Knospen wach küßte und mit seinen Strahlen die dunkle Ackerscholle durchflutete. Aber auch die nüchternen Häuser der Stadt sahen heller aus; die kahlen Mauern schienen vergoldet von der jungen Frühlingssonne, die ihre Lichter durch die Fensterscheiben warf und liebäugelnd und sehnsüchtig, zärtlich und weich sich an alles schmiegte, was ihr in den Weg kam. Sie glich einer Mutter, die auf Reisen gewesen und länger, als man erwartet hatte, fern geblieben war. Leer und öde war das Haus gewesen — nun aber tritt sie über die Schwelle, und die Kinder jauchzen ihr entgegen, der Hausvater lacht über das ganze Gesicht, und sie ist doppelt zärtlich, doppelt hingebend und in sich selbst von tief freudigem Stolze, als habe sie wegen ihrer späten Heimkehr jedem etwas abzubitten.

Niemand, so glaubte Thomas Truck, konnte von dem Mysterium der Auferstehung tiefer als er erfüllt sein, niemand den Frühling aus so goldenem Becher trinken wie er ...

Sie stand im duftigen Frühjahrskostüm vor ihm, legte die Hand auf sein Haupt und sah ihn mit guten, frommen Augen an ... und alles um ihn in seiner engen Mansarde war verwandelt.

Er schritt mit ihr über Höhen und Gipfel, durchquerte Wälder und Wiesen, auf denen der Morgentau blinkte und glitzerte; an den Büschen hingen die weißen Tropfen wie wundervolle Perlen oder wie leuchtende Steine. Und immer höher stiegen sie, Nebelwände hüllten sie ein, Berge und Thäler verwebten sich, Bäume und Sträucher, die nur wenige Schritte entfernt waren, nahmen wunderliche Gestalten und Formen an. Die Landschaft lag da verzaubert, in Urzeiten zurückversetzt, die Bäche rieselten und raunten in geheimnisvollen Lauten. Felswände, steil und jäh, thaten sich vor ihnen auf, um gleich darauf im Nebel zu verschwinden; tiefster Einsamkeit Glück durchdrang sie in

dieser Stille, die etwas Ewiges hatte. Und dann fielen die Nebel, und durch die weißen Wolken flammte die Sonnenkugel wie ein ungeahntes Gotteswunder, alles und jedes in ihr flüssiges Gold tauchend. Und dann glitt sie langsam und leise auseinander, und das rote Gold versank allmählich in einem silberigen Strom.

* *
*

„Dieses Fräulein," sagte Regine, „hatte etwas, das ich nie vergessen werde. Wie seltsam, daß ich euch traf!" Sie griff nach den mattblauen Glacés, die sie langsam über ihre schlanken Finger zog.

„Und wie sie spielt!" entgegnete er statt jeder Antwort. „Es ist kein Spiel mehr, es ist etwas ganz, ganz anderes."

Sie blickte ihn forschend an. „Wenn ich du wäre," meinte sie, „ich würde in sie verliebt sein. Ich könnte mich nicht von ihr losreißen. Sie hat etwas Lockendes, das man ergründen möchte. Aber ich bin froh, daß du du und nicht ich bist!" Und dabei lächelte sie. „Denn, nicht wahr, niemanden hast du lieb außer mir?"

„Niemanden liebe ich so, wie ich dich liebe! Für sie empfinde ich ganz etwas anderes. Sie ist in mir wie meine Kindheit."

„Denke dir, ich hatte Angst; ich hatte Angst, sie könnte dich mir stehlen, und als ihr an jenem Sonntag-Abend nicht kamt, da haßte ich sie wirklich. Ich haßte sie ... ich glaubte, sie hätte sich an mir vergangen — denn etwas hat sie, wovor ich mich fürchte."

Er schüttelte den Kopf. „Du kennst sie nicht. Hättest du sie spielen hören, dann erst würdest du sie kennen."

„O nein," erwiderte Regine, „ich kenne sie auch so. Und an ihre Reinheit —" sie machte eine kleine Pause, dann wiederholte sie mit einer merkwürdigen Betonung: „an ihre Reinheit glaube ich nicht. Sie hat etwas Teuflisches ... mit einem Worte, ich habe Angst vor ihr. Ich glaube, sie hat ganz spitze Nägel und könnte einem die Augenauskratzen."

Er sah befremdet empor. „Sie weint in sich hinein und kann niemandem etwas zuleide thun. Und wenn sie spitze Nägel hätte, sie würde sich damit selbst wund und blutig kratzen. Zweimal habe ich sie spielen hören, und jedesmal war es anders, ganz anders. Man könnte beinahe sagen," fügte er hinzu und vermied es, Regine anzusehen, „daß sie während ihres Geigens nackt und ohne Hülle vor einem steht. Das, glaube ich, ist es," sagte er, „was einen zwingt. Aber dahinter steckt noch etwas, das ich nicht zu enträtseln vermag."

„Du," machte sie und beugte sich dicht zu ihm, „du sprichst von ihr wie von einer Geliebten!"

Ein flüchtiges Rot überflog ihn. „Ich spreche von ihr wie von einer Schwester, die für mich leidet. Sie leidet, hörst du?"

„Ich höre."

Und nun waren sie beide ganz still. Es wuchsen in ihnen fremde Gedanken, und in ihr tauchte etwas Feindseliges gegen ihn auf. Aber durch alles Fremde und Feindselige hindurch fühlten sie sich nahe.

„Diese Bettina," sagte sie endlich, „wird eines Tages kommen und dich mir entreißen."

Er sah sie so ernst, so liebend an, daß sie verstummte.

Erst nach einer geraumen Spanne Zeit meinte sie kleinlaut: „Ich weiß, daß man den Polen nicht trauen darf, sie sind leidenschaftlich und hinterhältig, sie kennen in ihren Gefühlen keine Rücksicht."

„Und wir," fragte er, „wie sind wir?"

Sie wurde um einen Schatten blasser und schlang plötzlich ihre Arme um ihn. „Wir," flüsterte sie, „wir erfüllen unser Recht ... unser gegenseitiges Recht."

Er hörte erstaunt auf ihre Worte, die ernst und groß klangen. Wie merkwürdig war sie! Er betrachtete sie mit unverhohlener Neugier. Ihre klare, kalte Stirn, die feinen Brauen, die leuchtenden Augen, die bebenden Nasenflügel und den leise geöffneten Mund, der in sinnlichem Begehren sich zu ihm neigte, ihren schlanken Oberkörper, der sich verlangend zu ihm beugte ... er fühlte ihre weichen Formen trotz des Mieders, das sie einschnürte. Was war ihr Haß gegen die Bettina anderes, dachte er, als ihre Liebe für ihn?

„Du sollst nicht so grübeln," unterbrach sie ihn. „Ich sehe, was in dir vorgeht. Ich sehe alles, alles ... nichts kannst du mir verschweigen."

„Ich kann und will es nicht.“ Und ganz unvermittelt nahm er ihr Handgelenk und drückte es ein wenig.

„Du ... was thust du?“ rief sie erschreckt.

Er ließ die Hand sofort los, und beide standen auf.

Sie blickte zu ihm empor mit einem Gesicht, das etwas Lauerndes hatte, und furchtsam abwehrend brachte sie hervor: „Sage es jetzt nicht; bitte, sage es jetzt nicht ... und sieh mich nicht so hart und streng an ... ich ertrage das nicht ... du mußt mit mir lieb und gut sein!“ Sie hatte jetzt in der Haltung etwas Scheues und Gedrücktes. Eine krankhafte Angst lag in ihren Zügen.

Ich sehe, wie sie leidet, dachte er bei sich, und kann ihr nicht helfen. Und laut sagte er: „Ich kann so nicht existieren. Du oder ich, einer von uns muß mit ihm sprechen. Das war es, was ich dir an jenem Nachmittage ...“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach sie ihn hastig, und beinahe kläglich rief sie: „Das muß doch nicht gerade jetzt sein. Das hat doch noch Zeit!“

„Nein,“ antwortete er fest, „keine Zeit.“

„So ... so ...“ machte sie, und ein nervöses, irres Lächeln huschte über ihre Miene. Dann krampfte sie die kleinen Hände zusammen und trat dicht vor ihn hin. „Ich finde, daß das überhaupt zwecklos ist,“ brachte sie mit gedämpfter Stimme hervor. „Wozu soll ich ihm das sagen? Warum soll ich ihn in solche Verzweiflung bringen? Denn dieser Mensch, mußt du wissen, liebt mich — er liebt mich,“ wiederholte sie noch einmal, „obgleich er mir widerwärtig ist. Er ist dankbar wie ein Hund, wenn ich ihn nur gut ansehe ...“ Und ohne auf das entsetzte Gesicht Thomas Trucks zu achten, fuhr sie ein wenig gereizt fort: „Ich sehe überhaupt in der ganzen Geschichte keinen Zweck ... er weiß, wie ich zu ihm stehe, und du ... du ...“ sie brach mitten im Satze ab und nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände. „Thomas, sei gut,“ sagte sie, und ihre Miene wurde demütig. „Quäle mich nicht ... Du sollst mich nicht quälen.“

Aber als sie ihn nun anblickte, ließ sie erschreckt ihre Arme fallen. Er sah aus wie an jenem Abend, wo er wie ein verstörter und gehetzter Heiliger ihr Haus verlassen hatte. An den Schläfen und an dem Halse traten die Adern bläulich hervor, und über der Nasenwurzel hatten sich tiefe Falten gebildet. Sie bekam Angst vor ihm und wich ein paar Schritte zurück. Aber dann schielte sie wieder neugierig zu ihm hinüber, und sie fühlte, wie sein Zorn ihre Leidenschaftlichkeit und Liebe steigerte. Eine ihr fremde Lust durchdrang sie. Was ist mein ganzes bisheriges Leben wert, dachte sie ... kostet es mich wirklich eine Überwindung, alles von mir zu werfen?

Und wieder blinzelte sie zu ihm hinüber, und wieder empfand sie diese ihr fremde Wonne, die seine starke Empfindung und seine mutige, alles Jämmerliche und Feige zurückweisende Liebe in ihr auslöste.

Er wandte sich, ohne zu sprechen, von ihr ab, und einen Augenblick schloß sie wie beseligt die Augen.

Sie ging auf den Fußspitzen behutsam zur Thür, die sie vorsichtig öffnete. Dann sagte sie ganz leise: „Ich werde alles thun, was du willst; ich werde mit ihm sprechen.“

Bevor er noch etwas erwidern konnte, war sie verschwunden.

* *
*

Am Schlusse des zwölften Briefes klappte Fründel das Buch zu. Es waren Montesquieus Lettres persanes.

„So, es ist genug für heute,“ sagte er und faßte sich an den Kopf, der ihm weh zu thun schien.

Die Ingolf nickte stumm.

Er lehnte sich an die Sofalehne und sah das Fräulein mit halb zugekniffenen Augen an. Sie zog ein silbernes Cigarettenetui aus der Tasche, versah sich und reichte es dann ihm. Beide rauchten eine Weile, ohne miteinander zu sprechen.

„Diese Briefe sind ja ganz nett,“ meinte Fründel endlich, „und für damals von gepfefferter Ironie. Heute wirkt aber diese Kritik bereits etwas süßlich, sie geht nicht an das Grundübel, sie hat nichts reformatorisch Niederreißendes.“

Die Ingolf lachte. „Reformatorisch-niederreißend ist wenigstens neu im Ausdruck, wenn auch nicht ganz logisch und verständlich.“

Er fuhr mit Zeigefinger und Daumen von den Schläfen bis zu den Backen herunter: „Daran ist nichts Lächerliches und nichts Unlogisches. Niederreißen und niederreißen ist zweierlei. Wenn ich weiß, was ich an die Stelle des Zerstörten setzen will, so hat eben meine Vernichtungsarbeit bereits etwas Positives. Ich denke, das ist klar.“

Die Ingolf senkte die Augen. Er hatte etwas in seiner Festigkeit, das sie bestrickte und verwirrte. Sie wehrte sich gegen ihn und fühlte, wie sie dabei wund wurde. Er hatte die Gewohnheit, sie so fest, durchdringend und unverschämt anzusehen, daß sie jedesmal in Verlegenheit geriet. Sie hatte versucht, seinem Blick zu trotzen, ihn auszuhalten — es war aber vergebens gewesen. Dieser Mensch hatte etwas Eisernes, Unbeugsames. Nichts irritierte ihn. Niemals kam seine Selbstsicherheit ins Wanken.

„Ich glaube,“ sagte sie schüchtern, und der Ton ihrer Stimme klang weich, „daß unglückliche Zufälle in Ihnen so viel Bitterkeit und Widerstandsgeist entfacht haben; ich könnte mir denken, daß Sie unter besseren Lebensbedingungen mit Ihrem Verstande und Ihrer Arbeitskraft — denn niemals,“ setzte sie hinzu, „habe ich einen Menschen gesehen, der so arbeiten kann — ein ernster Forscher und Gelehrter geworden wären, sozusagen eine Leuchte der Wissenschaft.“

Als sie nach diesen Worten zu ihm aufschaute, lächelte er mitleidig, mitleidig oder niederträchtig, sie wagte es nicht zu entscheiden. In jedem Fall drückte sein Gesicht wieder diese hochmütige Überlegenheit aus, vor der sie sich fürchtete. Ich bin diesem Menschen an Bildung und Kultur bei weitem überlegen, dachte sie bei sich, und dennoch zwingt er mich nieder, wie sehr ich mich auch sträube. Er zwingt mich wie ein Reiter, der dem sich aufbäumenden Tier die Sporen in die Weichen drückt.

„Warum weisen Sie alles, was ich sage,“ fragte sie erregt, „so … so …“ — sie suchte nach einem passenden Ausdruck — „so unduldsam zurück?“ schloß sie endlich leise.

„Thue ich das?“

„Ja,“ sagte sie, und die Röte schoß in ihr Gesicht.

„Hm,“ meinte er, „ich kann eben nicht schwindeln, und ich kann mich nicht wie Sie mit Gefühlen aufhalten, den Luxus erlauben mir meine Mittel nicht. Ich möchte Ihnen nur erwidern, daß ich in jeder Lebenslage nach dem Gesetze meiner geistigen Anlagen mich so entwickeln mußte, wie es thatsächlich geschehen ist. Ich konsolidiere, wenn ich es so nennen darf, die mir angeborene Art meines Denkens durch Arbeit und Studium. Ich suchte und suche nach der verstandesgemäßen und wissenschaftlichen Begründung dessen, was von Anbeginn in mir war. Ich betrachte es als das einzige Glück meines Daseins, daß ich diese Begründung fand und so, wie Sie es ausdrücken, in meiner Selbstsicherheit wachsen konnte.“

Sie schlug die Augen groß auf. „Das war das einzige Glück Ihres Daseins? Das einzige?“ wiederholte sie, und bei dieser Frage drückte ihr kluges Gesicht eine tiefe Bangigkeit aus.

„Der Ausdruck ‚Glück‘ war schon sehr dumm,“ sagte er, „und gefühlsselig obendrein. So etwas giebt's ja gar nicht. Nur schwachsinnige Kreaturen konnten in ihren Einbildungen —“

„Nein, nein,“ wehrte sie ab. „Ich will das nicht weiter hören. Sie sollen mit Ihrer Verneinungswut nicht alles in einem zerstören. Ich bin nicht solch ein Übermensch, daß ich ohne alle diese Dinge leben könnte. Mir ist Empfindung und Gefühl eine innere Herzenssache. Ich fürchte mich vor Ihnen.“

„Vor mir?“

Sie gab ihm keine Antwort und wandte sich scheu ab.

„Sehen Sie mich mal an, Fräulein!“

„Weshalb?“

„Ich möchte, daß Sie mich jetzt ansehen.“

„Gut. Ihr Wille ist mir Befehl!“

„Ich befehle niemandem, ebensowenig wie ich mir befehlen lasse. Ich bin für die äußerste Freiheit in allen Konsequenzen. Aber davon wollte ich nicht reden. Ich will wissen, was Sie mir noch sagen wollten, denn Sie hatten noch etwas auf dem Herzen und auf der Zunge,“ fügte er spöttisch hinzu.

„Woher wissen Sie das?“

„Ich weiß es, weil ich Sie kenne. Es ist nicht weiter schwer, in Ihnen zu lesen!“

„Das ist ein wenig unverschämt,“ bemerkte sie kurz.

„Und trotzdem ist es wahr. Was wollten Sie also noch sagen?“

Sie überlegte eine kleine Weile und kämpfte mit sich selbst. Dann atmete sie tief auf.

„Meinethalben! Ich wollte nur bemerken“ — sie wich dabei seinem Blick aus — „daß auch ein Mensch wie Sie sich selbst belügen kann. So empfindungsleer, wie Sie vorgeben, scheinen Sie mir denn doch nicht zu sein. Sie würden sonst schwerlich —“ Sie stockte und hörte mitten im Satze auf.

„Bitte, weiter sprechen, was würde ich sonst schwerlich? Man hört nicht mitten in der Anklage auf; das ist feig, mein Fräulein!“

Sie lachte herbe auf. „Sie haben eine famose Art, mit einer Frau zu verkehren. Sie legen einem beständig Blutegel an! Sie verstehen es, von Grund aus einen zu schröpfen, Herr Mechaniker Fründel! Im übrigen kann ich es Ihnen ... ich meine, Ihr Verhältnis zur Josefa widerlegt Sie selbst.“

Er verschränkte die Arme und sagte langsam: „In Ihrer Ausdrucksweise liegt ein kleiner Irrtum. Sie meinen das Verhältnis Josefas zu mir! Das wäre logisch, wenn Sie das meinten. Ich habe zu dem Wesen kein Verhältnis ... wenigstens nicht mehr ... aber es ist richtig, daß sie es zu mir hat. Dafür kann ich nichts, das ist ihr Pech!“

„Verzeihen Sie,“ sagte die Ingolf, „es lag mir ganz fern, in Ihre persönlichen Angelegenheiten eingreifen zu wollen.“

„Das thun Sie gar nicht! Es ist mir indessen lieb, die Geschichte aufzuklären. Ich kann Sie nicht zwingen, mich anzuhören, aber es wäre mir lieb, wenn Sie es thäten.“

Sie entgegnete darauf nichts. Er nahm das als ein Zeichen des Einverständnisses auf, legte die linke Hand an das Kinn und begann: „Es ist richtig, daß ich ihr eine Zeitlang nachgestellt habe, es ist richtig, daß ich in sie vernarrt war und sie auf Schritt und Tritt verfolgte. Es ist wahr, daß sie anfangs von mir nichts wissen wollte und vor mir geflohen ist. Aber dann erreichte ich das,“ sagte er langsam, „was ich damals erreichen wollte und erreichen mußte; denn es war ein Wille in mir, der mich dazu trieb,“ fügte er in doktrinärem Tone, gleichsam erklärend, hinzu. „Und wie das so kommt,“ fuhr er fort, „wie sie einmal in dem Netze war, wollte sie nicht mehr heraus. Als ich den Käfig öffnete, bedankte sich der Vogel bestens für die Freiheit. Dieses war mein Pech, Fräulein Ingolf. Und nun kam die Geschichte umgekehrt. Jetzt macht sie Jagd auf mich. Sie bildet sich in Bezug auf meine Person ein Besitzrecht ein, zu dem nicht der mindeste innere Grund vorliegt. Sie wirtschaftet mit vorsündflutlichen Begriffen, die für mich unerträglich sind. Sie bewegt sich in Anschauungen von Treue, die allenfalls für Hintertreppenromane ausreichen. Dieses Wesen,“ setzte er geärgert hinzu, „macht in ekelhafter Weise Besitzrechte geltend; sie bildet sich ein, einem Menschen, der mit ihr fertig ist — ich bin nämlich mit ihr fertig, absolut fertig,“ bekräftigte er —, „seine Freiheit nehmen zu können. Und in dem einen haben Sie vollkommen recht, es ist in mir ein Rest von Gefühlsduselei und Schwäche, wenn ich nicht kurzen Prozeß mache.“

Die Ingolf war zuerst sprachlos.

„Sie sind ein Übermensch oder ein Unmensch,“ brachte sie endlich mühsam hervor. „In keinem Fall sind Sie mir verständlich. Sie sagen selbst, daß Sie diese arme Seele wie ein Wild gehetzt und vor den Schuß gestellt haben, und nun passiert das, was nicht selten vorkommt, daß der besiegte Teil mit ganzer Inbrunst und Hingabe vertrauensvoll und demütig sich an den Stärkeren anklammert, ihm alles giebt, was er besitzt, ja, noch mehr, sich selbst ohne Rest aufgiebt — und was thun Sie?“ In ihren Augen flackerte bei diesen Worten etwas wie Empörung.

Die Ingolf sprach nicht mehr für Josefa, sie sprach für sich, für ihr ganzes Geschlecht. Die Frau in ihr war aufrührerisch geworden.

„Was thun Sie?“ wiederholte sie. „Sie trinken den Becher aus,“ setzte sie gereizt hinzu, „bis Sie nicht mehr weiter können, und werfen ihn dann zur Erde, daß er in tausend Scherben zerklirrt. Das finde ich gemein, das finde ich niederträchtig! Giebt es denn gar nichts, wovor die Rücksichtslosigkeit, die brutale Lebenskraft Halt macht? Ist die Treue wirklich ein so antiquierter und sinnloser Begriff?“

Er hatte ihr ruhig zugehört, ohne daß auch nur ein Zug in seiner Miene sich änderte.

„Sind Sie fertig?“ fragte er höhnisch, „und gestatten Sie mir, zu antworten?“

Die Ingolf stützte sich auf eine Stuhllehne, ihre Brust hob und senkte sich, ihr gesundes Gesicht war blaß geworden, und aus den Poren der Stirn drang ihr ein feiner Schweiß. „Ich bin wirklich neugierig,“ sagte sie erregt, „was Sie mir darauf erwidern können. Ich bitte darum!“

„Sie haben mir die Sache leicht gemacht, Sie haben selbst, wenn ich Sie citieren darf, in einer kräftigen Tonart, für die ich Ihnen unbedingt Dank schulde, etwa gesagt: ‚Sie kneipen, bis Sie nicht weiterkneipen können.‘ Ja, verlangen Sie denn, meine verehrte Dame, daß jemand, wenn er noch einen Rest von klarer Erkenntnis hat, und wenn ihm bei seinem Gelage die Übelkeit bereits ankommt, sich trotzdem zu Tode trinkt? Er hört eben auf, wenn er nicht weiter kann; er hört auf, wenn er kein Narr und Idiot ist. Auf das ‚Können‘ läuft es hinaus. Und genau so, aber genau so soll der Mann die Frau und die Frau den Mann genießen; wenn sie nicht weiter ‚können‘, so sollen sie gescheiterweise aufhören. Thun sie es nicht, so sind sie entweder hündische Sklavenseelen, für die die Peitsche noch zu gut ist, oder sie sind geisteskrank! Und was Sie da von Treue faseln, ist in diesem Falle nichts weiter als die Formel für geistigen Verfall. Aber ganz abgesehen davon, hat Ihre Treue etwas höchst Unmoralisches und Unästhetisches. Wenn ich nicht irre,“ schloß er akademisch, „sind die Beziehungen zwischen Mann und Weib von außerordentlicher Delikatesse, und wenn hier jemand wider sein eigenes Innere, dem lieben Philister und dem anderen Teile zu Gefallen, Treue übt, so ist das etwas ... etwas ... geradezu Widerwärtiges. Und Ihre Treue bekommt hier eine Wertung, auf die ich jetzt aus bestimmten Gründen nicht näher eingehen will, nur soviel sage ich, diese ganzen faulen Ehen sind auf dem schiefen und unlogischen Begriff der Treue aufgebaut — das ist ein feiner Punkt, meine Dame! Jesuitenmoral im schlimmsten Sinne! Ich verlange dagegen unbedingte Freiheit! Sie sehen an diesem einen Exempel, wenn Sie es genau nachrechnen, daß die Unfreien schlimmer als Straßendirnen sind, sie prostituieren sich selbst und gestehen es nicht einmal ein. Sie lügen mit frechen Stirnen und losen Mäulern — dieses wenigstens ist meine Ansicht!“

Sie hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und tieftraurig entgegnete sie: „In allem, was Sie sagen, giebt Ihnen mein Verstand recht, und mein Herz und mein Gefühl wehren sich gegen Sie. In Ihnen ist so wenig Güte — in Ihnen ist nur Härte!“

„Glauben Sie?“ fragte er, und für einen flüchtigen Augenblick leuchtete es in seinen schmalen Augen auf.

Sie sah ihn ganz betroffen und beinahe erschreckt an. Was war das?

Er schien zu ahnen, was in ihr vorging; denn, gleichsam erklärend, fuhr er fort: „Ich habe diese Josefa eine Weile geliebt auf meine hartnäckige Art. Ich habe sie wirklich gern gehabt, und damals hatte ich unablässig nur den einen Gedanken, ich müßte sie besitzen. Ich müßte sie erforschen, ich müßte Herr über sie sein. Darum war mir ernst. Kann ich nun wirklich dafür, daß auf diesen Rausch — es war nämlich etwas wie ein Rausch — so schnell bei mir die Ernüchterung folgte, während sie, sozusagen, Blut geleckt hatte und immer wilder und versessener wurde? Wenn ich wirklich jemandem ein Recht einräumte — was übrigens gänzlich ausgeschlossen ist — über diese Sache zu urteilen, könnte er mir ernsthaft daraus einen Strick drehen, daß meine Verliebtheit aufhörte, daß der innere Gehalt dieses Menschen, der nur aus leidenschaftlichem, sinnlichem Begehren zusammengesetzt ist, mich enttäuschte? Gewiß nicht! Also, was wollen Sie eigentlich?“

„Ja, war denn nicht,“ fragte sie nach einer langen Weile stockend und langsam, „gerade dieses sinnliche Begehren der Kitt, der Sie beide zusammenhielt, lag nicht von vornherein gerade hierin die Ursache Ihrer eigenen heftigen und schrankenlosen Wünsche? Haben Sie nicht um dessentwillen diese Seele aus ihrer Bahn gerissen, ohne Rücksicht auf die Zukunft?“

„Ich leugne das nicht. Ich leugne nicht, daß ich ein Mensch aus Fleisch und Blut bin. Ich kasteie mich nicht, verstehen Sie! Zum Teufel, noch einmal, ich bin jung und will meine Jugend genießen! Auch dieser Vorwurf trifft mich also nicht; nämlich,“

warf er hin, „wir leben alle in einer Gesellschaft erbärmlicher Wichte. So ein freier Mensch im Denken und Handeln wie Goethe soll nur erst wieder geboren werden. Kennen Sie die ‚Wahlverwandtschaften‘?“

Sie nickte.

„Erinnern Sie sich an die Stelle, wo der Vorschlag der Ehe auf Kündigung gemacht und begründet wird?“

„Dunkel,“ entgegnete sie. „Im übrigen sind die Ausnahmegesetze nur für die Ausnahmemenschen da. Was Goethe sich leisten konnte, berechtigt einen anderen Sterblichen noch lange nicht zum gleichen Handeln.“

Seine Lippen kräuselten sich hochmütig.

„Das sind für mich Weibergespinste! Ich habe menschlich die gleichen Rechte, die der Höchststehende hat, oder, richtiger und korrekter ausgedrückt, ich habe die Rechte, die ich mir selbst nehme und zuerkenne. Sie gestatten, daß ich aus meiner Bibel citiere: Fort denn mit jeder Sache, die nicht ganz und gar Meine Sache! Ihr meint, Meine Sache müßte wenigstens die gute Sache sein? Was ist gut, was böse? Ich bin ja selber Meine Sache, und ich bin weder gut, noch böse. Beides hat für Mich keinen Sinn ... Mir geht nichts über Mich!“ Er machte eine kleine Pause. Dann nahm er plötzlich ihr rechtes Handgelenk. „Nämlich, Sie irren, wenn Sie annehmen, daß ich diese Worte, die ungeheuer gedankenschwer sind, so mir nichts, dir nichts hinplärre. Als ich ihren letzten und tiefsten Sinn begriffen hatte, da kannte ich sie auswendig, da waren sie das Nachtgebet, mit dem ich einschlief, das Morgengebet, mit dem ich aufwachte.“ Und den Zeigefinger der freien Hand emporhebend: „Sie dürfen es mir glauben, daß das keine Kleinigkeit ist!“

„Bitte, lassen Sie mich los,“ sagte sie, „ich fürchte mich vor Ihnen!“

Er gab auf der Stelle ihre Hand frei, nahm seinen Hut, und ohne ein Wort des Abschieds zu sagen, ging er aus der Thür.

Die Ingolf preßte das Gesicht an die Fensterscheiben und wartete, bis er aus dem Hausflur trat. Sie sah seinem Schatten nach; noch als er längst entschwunden war, starrte sie, wie betäubt, in die Straße hinaus.

* * *

„Sehr geehrter Herr!

Ich erwarte Sie in meinem Bureau in der Französischen Straße zwischen zehn und elf. Nennen Sie bei dem Portier Ihren Namen und fragen Sie gefälligst nach mir.

Hochachtungsvoll
Steinthal.“

Als Thomas diese Zeilen las, atmete er wie befreit auf. Also sie hatte doch gesprochen, so bitter und schwer es ihr gefallen sein mochte. Ihm bangte nicht vor dieser Auseinandersetzung. Wohl regte sich sein mitleidiges Empfinden; aber stärker in ihm war der Drang nach Klarheit und das Gefühl des Glücks, das ihn durchflutete ...

Lange vor der angesetzten Zeit stand er vor dem Portal eines palaisartigen Hauses.

Menschen kamen und gingen hinein. Alle, wie Thomas meinte, mit bedeutsamen Mienen. Dieser oder jener trug noch in der Hand Rollen Goldes, oder er zählte noch einmal die empfangenen Scheine nach. Ihm kam das ganze Treiben verächtlich vor. Darum dreht sich alles bei ihnen, dachte er, und davor beugen sie sich unterwürfig. Wie kann sich das ganze Leben der Menschen nur in der einen Richtung bewegen? Es war ekelerregend und widerlich. Und wenn sie bei diesem ewigen Graben, das alles Bessere in ihnen verzehrte und alles Vergängliche und Niedrige in ihnen auslöste, wirklich auf Gold stießen, so war es im Grunde gar kein Gold, sondern es waren Regenwürmer, gemeine Regenwürmer. Nur in ihren Wahnvorstellungen waren die armen Seelen reich!

Er trat mit festen Schritten durch das Portal und passierte zunächst einen großen, saalförmigen Raum, wo hinter rotpolierten Schaltern eine Unmenge von Beamten an ihren Pulten arbeitete. Beständig kamen Menschen, die Geld brachten oder holten. Die Kassierer zählten das rollende Gold und Haufen von Bankscheinen mit einer Geschwindigkeit ab, die erstaunlich war. Thomas stand mitten in dem Saal und betrachtete diese ihm fremde Welt. Eine bucklige Dame verhandelte eifrig mit einem Beamten darüber, welche Papiere man jetzt kaufen müßte. Eine auffallend gekleidete Person, ganz mit Brillanten behangen, deponierte ein Bündel

Tausendmarkscheine. Sie wurde mit außerordentlicher Höflichkeit behandelt. Thomas hörte ihren Namen, der dem einer bekannten Schauspielerin gleich klang. Geschäftsleute ließen ihre disponiblen Gelder eintragen. Hohe Beamte holten sich ihre Zinsen. Ein General in Uniform, mit einem finsteren, nachdenklichen Gesicht, kurz geschorenem, pfeffergrauem Haar und einem weißen Schnauzbart, hob an der Kasse eine verhältnißmäßig große Summe ab. Dann verließ er mit gemessenen Schritten den Raum. Der Beamte, der ihm das Geld gegeben hatte, tuschelte mit einem Kollegen ein paar Worte. Thomas stand ganz verwirrt und wie benommen in dem Gedränge. Eine flüchtige Weile hatte er den Zweck seines Kommens vergessen. Einen jungen Menschen fragte er leise nach dem Zimmer des Direktors.

„Der Direktor ist um diese Zeit für niemanden zu sprechen," bekam er in grobem Ton zur Antwort. Der Beamte warf einen verächtlichen Blick auf ihn und eilte weiter.

Jetzt erinnerte sich Thomas, daß er sich beim Portier melden sollte. Er ging wieder zum Eingang zurück und wandte sich an einen großen, herkulisch gebauten Mann mit einem langen, wohlgepflegten Vollbart.

„Ich möchte zu Herrn Direktor Steinthal," begann er beklommen.

Der Portier that so, als ob er nichts gehört hatte. Er sah einfach in die Luft.

Wie behandeln einen diese Menschen, dachte Thomas, und der Unwille stieg in ihm auf. „Sind Sie der Portier der Bank?" schrie er mit lauter Stimme und in herausforderndem Ton.

„Der bin ich. Was wünschen Sie von mir?"

„Ich wünsche Direktor Steinthal zu sprechen."

„Sie sind wohl nicht von hier?" Der Portier machte eine Bewegung nach der Stirn.

Thomas nahm eine kerzengerade Haltung an. Die Geschichte begann ihn jetzt zu belustigen. „Sie werden sich Unannehmlichkeiten zuziehen. Der Direktor erwartet mich," sagte er gemessen und ruhig.

„Sind Sie etwa Herr Tr..."

„Allerdings, mein Name ist Truck."

In dem nämlichen Augenblick war die Haltung des Portiers vollkommen verändert. „Sie entschuldigen," sagte er ganz verstört. „Ich hätte mir das nicht träumen lassen," fügte er naiv hinzu. „Um Gottes willen," murmelte er bittend, „Sie werden mich doch nicht ... Der Direktor hatte mir ausdrücklich den Auftrag gegeben, sobald Sie kämen, niemanden vorzulassen ... das ist ja ein ..." Er nahm die Mütze ab, die er nicht mehr aufsetzte. „Ich bitte sehr —" brachte er leise hervor.

„Es fällt mir gar nicht ein," entgegnete Thomas; „führen Sie mich jetzt hinauf, oder sagen Sie mir ..."

Der Portier schritt voran. In einem eleganten Vorzimmer, dessen Fußboden mit Perser-Teppichen bedeckt war, machte er Halt. „Ich bitte hier einen Moment zu warten," sagte er in lakaienhafter Demut.

Thomas nahm auf einem der Fauteuils Platz. Aber schon nach wenigen Sekunden kam ein Diener und bat ihn, näher zu treten. Er mußte mehrere Zimmer passieren; in jedem saßen Leute und warteten. Er fühlte, daß er etwas unruhiger wurde, und daß es in seinen Pulsen heftiger zu klopfen begann. Dennoch gab er sich gewaltsam den Anschein äußerer Ruhe — und jetzt stand er Steinthal gegenüber.

Das fette Gesicht des Bankiers sah blaß und bekümmert aus. Die Backen hingen ihm schlaff und lappig herunter, und um die wulstigen Lippen spielte ein gequältes, schüchternes Lächeln.

„Bitte, wollen Sie sich setzen," sagte er und wies auf einen Sessel. „Ich will Sie nicht lange aufhalten. Ich ... meine Frau ... nun, Sie wissen, um was es sich handelt."

Thomas nickte.

„Die Geschichte ..." stotterte er demütig weiter, „mit einem Wort, ich will um keinen Preis einen Eclat — um keinen Preis!"

Die Thür wurde geöffnet.

„Herr Direktor —" aber der Diener kam nicht weiter.

„Ich bin jetzt für niemanden zu sprechen. Für niemanden," wiederholte Steinthal.

Der Diener verschwand eiligst.

„In meiner Stellung," fuhr er fort, „würde das etwas peinlich sein ..." — er

stockte wieder — „selbst wenn ich über diese äußeren Dinge hinwegkäme, so würde ich doch nicht ... Glauben Sie denn, daß ich mir mein ganzes Leben ruinieren will?“ unterbrach er sich, und sein Ton war auf einmal heftig geworden.

Auch Thomas' hatte sich eine heftige Erregung bemächtigt. Er fühlte nicht mehr das leiseste Mitleid mit ihm. Ja, er empfand deutlich, daß er ihn haßte. Er will sie nicht freigeben, er will sie an sich ketten, dachte er; er will mit ihr wider ihren Willen leben — das ist einfach gemein, schloß er für sich selbst. Das ist nichts weiter als die Moral des reichen Mannes, der mit seinem Golde alles kaufen zu können wähnt, der sich Liebe kaufen will ... Das ist Schacher, niederträchtiger Schacher!

Aber bevor er antworten konnte, war Steinthal aufgestanden und dicht vor ihn hingetreten.

„Sie sollen mich nicht mißverstehen,“ sagte er, und in dieser unterwürfigen Art, hinter der Thomas die Angst lauern sah, fügte er hinzu: „Bitte, lassen Sie mich erst aussprechen! Ich begreife, daß ein junger Mensch wie Sie in diese Frau sich verliebt, und ich begreife auch Regine, obwohl es mir,“ setzte er nachdenklich hinzu, „verwunderlich ist, daß sie gerade auf Sie verfallen ist. Aber — das gehört ja nicht zur Sache.“ Er nahm seine Uhr vor und blickte nervös und gedankenlos auf das Zifferblatt. „Um es kurz zu machen“ — seine Stimme dämpfte sich und wurde kaum hörbar — „ich werde Sie nicht stören ... ich werde mir Mühe geben, Sie nicht zu stören.“

Bei diesen Worten hatte er sich abgewandt und Thomas' Auge gemieden.

„Ja, was soll denn das heißen?“ fragte Thomas verblüfft, ohne zu begreifen, was der Bankier eigentlich meinte.

Steinthal drehte sich um. Sein Gesicht war fleckig, kreidig und in Furchen gezogen. Alle Lebenskraft war daraus geschwunden. Er sah jetzt alt und elend aus. „Was das heißen soll?“ fragte er bebend. „Das soll einfach heißen, daß ich diese Frau, die mich schändet und vor aller Welt lächerlich macht — ja lächerlich,“ wiederholte er noch einmal, „daß ich von dieser Frau nicht lassen kann; daß ich nicht will, daß die Spatzen mein Unglück von den Dächern pfeifen, daß ich so unverschämt bin, für all den Gram, den Sie beide mir anthun, als Äquivalent etwas Schonung zu beanspruchen. Wozu ist man schließlich Kaufmann, wenn man nicht bei dem Handel auch ein bißchen an sich denken will!“

Thomas war sprachlos. Jetzt erst verstand er, was man eigentlich von ihm wollte. Der Mensch mutete ihm zu, unter seinen Augen der Geliebte seiner Frau zu sein! Alles in ihm empörte sich.

Er wollte aufbrausen, aber es war ihm, als ob ihn jemand an der Kehle würgte. Er machte ein paarmal vergebliche Versuche, einen Laut hervorzubringen, aber es schien ihm, als ob seine Zunge plötzlich schwer und bewegungslos geworden wäre.

Auch der Direktor kam ihm so entsetzlich verändert vor, so zusammengeschrumpft, so gedrückt und geduckt, so zitterig und welk. Endlich fühlte er, wie der Druck von ihm wich; sein erster Zorn war verraucht.

„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein,“ stammelte er. „Das kann doch nur ein schlechter Spaß sein, den Sie sich mit mir erlauben!“

Der Mann lächelte; aber dieses Lächeln hatte etwas Erschütterndes und Irres, alle Verzweiflung und Demut lag in ihm. Er schwieg eine unverhältnismäßig lange Zeit.

„Sie können sich eben nicht vorstellen,“ sagte er endlich, und es klang wie eine Entschuldigung, „daß man von einem anderen, daß man von einer Frau besessen sein kann, und daß dann alle Willenskraft in die Winde geht. Nun gut, Sie können sich das nicht vorstellen“ — er sprach jetzt rasch und sich förmlich überstürzend — „aber es ist so, ich bin von dieser Frau besessen, sie hat mich ... und ich kann mich nicht rühren. Finden Sie das meinethalben verächtlich! Ich begreife das, sehe es vollkommen ein — aber geändert wird damit nichts an der Geschichte! Was ich Ihnen sage, ist mir absolut ernst; ich bin nicht in der Stimmung, um Witze zu reißen! Im übrigen dränge ich Sie zu keiner Antwort.“ Er sah wieder auf die Uhr. „Meine Zeit ist um! Es kam mir nur darauf an, Ihnen meinen Standpunkt klarzulegen. Wenn Sie gescheit sind, so stellen Sie sich auf die einzige Basis, die jetzt noch möglich ist. Es ist ja genug,“

schrie er gereizt, „wenn ich mich so von Ihnen beiden behandeln lasse! Sie behandelt mich ja wie einen Hund ... wissen Sie, was das heißt? ... Nein, Sie können das nicht wissen!“

Er nahm wieder eine straffere Haltung an. Die ganzen Erniedrigungen und Demütigungen schien er in dieser Sekunde noch einmal durchkostet zu haben, nun flackerte sein Mannesbewußtsein auf.

Er reichte Thomas zum Abschied die Hand, die dieser nicht berührte. Er verbeugte sich vor ihm steif und feierlich. Das Ganze kam ihm wie eine ungeheuerliche Equilibristenscene vor.

Das Vorzimmer, durch das er trat, war gedrängt voll. Stundenlang warteten hier einflußreiche Leute, um nur eine Minute mit dem Direktor der Bank konferieren zu können. Man sah Thomas mit feindseligen und verwunderten Blicken an. Man begriff nicht, was dieser junge Mensch da drinnen zu thun gehabt hatte.

Thomas schritt verwirrt und gesenkten Hauptes hinaus. Alles kam ihm lächerlich und verzerrt vor.

Auf der Straße nahm er einen Wagen und befahl dem Kutscher, im schnellsten Tempo nach der Lichtenstein-Allee zu fahren.

Während der Fahrt drehte sich in ihm alles. Er wußte nur das eine, daß es zu einer reinlichen Entscheidung kommen mußte.

Wenn mir mein Kopf nicht springt, so ist das ein Wunder, dachte er.

Er verließ die Droschke, ohne zu zahlen.

Der Kutscher brüllte hinter ihm her.

Er gab ihm einen Thaler, ohne sich herausgeben zu lassen.

Der Mann schüttelte den Kopf. Der Kerl ist verrückt, dachte er. Dann aber stieg er eilig auf den Bock und jagte davon.

Die gnädige Frau war nicht zu Hause. Sie hatte auch nicht hinterlassen, wann sie wiederkommen würde.

Wie betäubt stand Thomas eine Minute später wieder auf der Straße.

* *
*

„Die Dame war hier,“ sagte die Wirtin. „Eine volle Stunde hat sie gewartet. Sie hat in Ihrem Zimmer einen Brief ...“

„Es ist gut,“ erwiderte er und schob sie unfreundlich beiseite.

Er riß das Couvert auf, und ein Billet zum Wintergarten fiel ihm entgegen. Sie hatte nur einen Satz hinzugefügt: „Ich erwarte, daß du kommst. Regine.“

Was soll denn das bedeuten? fragte er sich. Wie herrisch das klang! Die gnädige Frau befiehlt ihrem Lakaien. Er empfand etwas Stechendes in der Herzgegend. Orchesterloge Nummer 2, las er auf dem Billet.

Die Schamröte stieg ihm ins Gesicht. Sie kauft für mich Orchesterloge, sie hält mich frei, dachte er. Hat sie denn gar kein Gefühl dafür, daß das taktlos ist?

Er kam in eine Art von Wut. Aber bald erfüllte ihn eine tiefe Bitterkeit.

Was bin ich für ein Narr, sagte er leise zu sich. Das sind am Ende bereits die Ergebnisse des zwischen ihr und ihrem Gatten geschlossenen Vertrages ... sie machen mich zum offiziellen Liebhaber ... sie bezahlen meine Dienste. Bei dieser letzten Erwägung faßte er sich an den Kopf. Habe ich das verdient? Habe ich mich so lumpenhaft benommen, daß man in der Weise mit mir umspringen zu können glaubt?

Aber sofort vergaß er alles, was auf seine Person Bezug hatte. Er dachte nur noch an sie. War sie das wirklich? ... sie ... sie, die hier in seiner Mansarde gewesen war und ... er konnte es nicht zu Ende denken ... vielleicht war es nur ein schlechter Scherz ... vielleicht waren es gar nicht ihre Schriftzüge. Und noch einmal nahm er den Briefbogen, der aus holländischem Velinpapier war, in die Hand.

Es war keine Täuschung möglich. So schrieb nur sie, so steil, so senkrecht.

Aber konnte es nicht sein, daß er den ganzen Coup ersonnen und ihr den Wisch diktiert hatte? Ihm war, als ob plötzlich eine Binde von seinen Augen gefallen wäre.

So war es — nicht anders! ... Der Herr Bankdirektor stellte jetzt die Programme zusammen — um der Leute willen ... und um den Eclat zu vermeiden. „Eclat“, das war ja das Wort gewesen, an das dieser Mensch sich geklammert hatte! Er wollte die Liebenden begleiten, um mit demütiger Miene ihre Blicke aufzufangen, die sie sich gegenseitig zuwarfen; wie ein Hund kam er

ihm vor! Es gab ja solche Naturen, deren Liebe wuchs, je mehr sie erniedrigt wurden.

Er stand plötzlich vor dem Spiegel, der seine verzerrten Züge wiedergab.

Er wandte sich vor sich selbst ab. Was ist aus mir geworden, dachte er, in was für schiefen Gängen bewege ich mich?

Und auf einmal stand sie dicht neben ihm. Er sah sie deutlich, greifbar — ihre sehnsüchtigen, dunklen Augen, ihre blassen, durchsichtigen Züge — und alle Bitterkeit wich von ihm.

Er fühlte, wie sie ihre Hand auf ihn legte, und wie er schwach und willenlos wurde, weich wie ein Kind.

Er riß sich gewaltsam aus diesem Zustand.

Ist es nicht etwas Furchtbares, fragte er sich, und dabei nahm sein Gesicht einen grüblerischen und versonnenen Ausdruck an, daß die beste Empfindung einen derartig herunterzieht? Was ist die Liebe wert, die einen zertrümmert oder aus den Angeln hebt? Wie kann man einem anderen solchen Einfluß auf sich einräumen, daß man selbst zu sein aufhört?

Er verglich sich plötzlich mit Steinthal.

Begann er nicht bereits die nämliche Rolle zu spielen? Er wurde kommandiert wie er und beugte sich bereits wie er.

Nein, ich werde nicht hingehen, sagte er ganz laut zu sich selbst. Ich werde mich nicht unter mich selbst zerren lassen. Und es war ihm, als ob dieser Entschluß ihn befreite und höher trüge.

Ich habe in all der Zeit mich selbst vergessen. Ich habe nicht mehr gearbeitet und nicht mehr gesucht ...

Er begann sich über sein eigenes Wesen zu wundern. Er kam sich so merkwürdig, fremdartig und eigentümlich vor. Und plötzlich beherrschte ihn ein Einfall: er war gar nicht er.

Er trat wieder vor den Spiegel, um sich von der Richtigkeit dieses Gedankens zu überzeugen. Er betrachtete sich aufmerksam und forschend in dem Glase. Er fand sich auffallend verändert. Auf seinem Gesicht lag etwas Fahriges, Nervöses. Er glaubte einen brutalen Ausdruck um den Mund zu erkennen, der ihn an seinen Vater erinnerte.

Er erschrak.

Aha, dachte er, jetzt kommt seine Natur in mir zum Durchbruch, die mein eigentliches Innere ist. Alles andere war nur Lug und Trug. Ich bin er, nur er, nichts anderes.

Zum Teufel, spintisierte er weiter, ist es dann nicht eine dreiste Komödie, wenn ich mich gegen mich wehre? Und ist es nicht ein thörichter Kampf, wenn ich meine eigene Natur unterdrücken will?

Bin ich wirklich so? ... Tamara ... Tamara ... flüsterte er vor sich hin.

Er sandte das Billet ohne eine Zeile durch die Rohrpost zurück ...

In den nächsten Stunden arbeitete er besinnungslos, in einem dumpfen Zustande.

Dazwischen horchte er angespannt, ob er nicht noch irgend eine Nachricht von ihr erhalten würde. Aber er vernahm keine Schritte. Nichts rührte sich.

Die Dunkelheit brach herein. Die Augen schmerzten ihn; er wurde müde.

Das ist doch eine große Eselei, die ich da begangen habe, sagte er auf einmal. Sie ist dorthin geflüchtet, um mit mir zusammen zu sein. Sie wollte sich mit mir aussprechen und fand keinen besseren und bequemeren Weg ... die ganze Kürze ihres Briefes war ja nur daraufhin zu deuten.

Es wurde immer dunkler in seiner Mansarde. Aus einem Winkel raunte eine Stimme, leise und doch durchdringend, ihm zu: Das ist alles Schwindel, lächerlicher Schwindel. Sie belügen sich vor sich selbst.

Er hätte den Sprecher erdrosseln mögen. Ein niederträchtiges Gelächter schloß sich unmittelbar an die Worte.

Er warf sich auf das Bett und schlief eine kurze Zeit. Als er erwachte, zog er reine Wäsche an, und ohne weiter zu grübeln oder auch nur nachzudenken, eilte er die Treppen hinunter, nahm sich einen Taxameter und fuhr nach dem Wintergarten.

Er löste ein gewöhnliches Entreebillet.

Es hatte längst begonnen. Der große Raum war dicht von Menschen besetzt, die alle auf die Bühne starrten, wo gerade eine Akrobatengesellschaft ihre halsbrecherischen Kunststücke vorführte. Es waren prachtvolle Gestalten, die vor den verwegensten Dingen nicht zurückschraken.

Wie merkwürdig, dachte er, diese Menschen stellen sich auf den Kopf, um ihr Leben

zu fristen; und die anderen fassen das als eine selbstverständliche Verbeugung vor ihrem Geldbeutel auf. In dem Augenblicke, wo so einer Hals und Beine bricht, steht schon hinter ihm einer, der auf seine Stelle lauert. Und die Horde findet das natürlich, zuckt die Achseln und geht kaltblütig zur Tagesordnung über.

Dennoch richtete er unwillkürlich seine Blicke auch auf die Artisten. Das Publikum folgte atemlos den tollen, kühnen Sprüngen. Er dachte plötzlich an das alte „panem et circenses“. Brot und Zirkus brauchen sie — wenn das Auge befriedigt und der Magen voll ist, so sind sie zufrieden. Es ist klar, alles Leid wächst daraus. Sie kennen nur das flüchtige Genießen, und niemand rüttelt sie auf. Vor den tiefen Erlebnissen fürchtet sich dieses feige Gelichter.

Er wurde ängstlich und erregt. Was nützte das alles? Er suchte ja nur sie ... sie allein! Und jetzt hatte er die Orchesterloge entdeckt und sah hinter einem weißen Spitzenfächer ihr schwarzes Haar und die weiße Stirn. Ihr Gesicht sah er nicht.

In dem Augenblicke fiel der Vorhang. Die Leute klatschten wie toll.

Ohne zu zögern, drängte er sich nach ihrer Loge hin. Jetzt stand er dicht davor. Neben ihr saß auf der einen Seite ein Herr mit lang ausgezogenem Backenbart und glattrasiertem Kinn, an das er die Rechte stützte. Seine Hand hatte wohlgepflegte, spitze Nägel und war mit leuchtenden Ringen besetzt. Der Herr trug ein Monocle im Auge. Er hatte das Aussehen eines Offiziers.

Auf der anderen Seite saß Rechtsanwalt Kornfeldt. Er glaubte sich zuerst getäuscht zu haben, er erkannte indessen bald, daß es nicht der Fall war. Ganz im Hintergrunde kauerte in gebückter Haltung Steinthal.

Ohne zu wissen, was er that, als ob er von unsichtbaren Mächten bewegt würde, trat er dicht vor die Loge hin. In dem Augenblick, wo die gnädige Frau den Fächer fallen ließ, verbeugte er sich vor ihr tief. Er bemerkte, wie sie zusammenzuckte. Aber sofort reichte sie ihm mit einer unnachahmlichen Bewegung über die Brüstung der Loge hin die Hand, und indem sie ihre Umgebung so gut wie unbeachtet ließ, sagte sie in leidenschaftlichem Tone: „Ein Glück, daß Sie gekommen sind!“

Er erwiderte darauf nichts. Er starrte sie nur fassungslos an.

„Kommen Sie, bitte, in die Loge.“

Er schüttelte den Kopf, aber er fühlte, wie seine Augen sich mit Thränen füllten.

„Seien Sie doch nicht eigensinnig!“

„Ich kann nicht,“ entgegnete er.

„Gut, so erwarten Sie uns draußen; vor der drittletzten Nummer gehen wir.“

Er verbeugte sich vor ihr tief. Die anderen sah er nicht. Langsam ging er wieder in den Hintergrund des Saales.

Eine französische Coupletsängerin trat auf. Eine bereits etwas verblühte Person, die mit ihrer hellen Chansonnettenstimme allerhand freche Schnurren vortrug. Er hörte es nicht.

Ein Jongleur machte die bekannten Scherze. Er sah es nicht.

Schließlich kam die Pièce de résistance — der durch alle Zeitungen mit einem ungeheuren Reklameaufwand angekündigte Ringkampf. Das Publikum war in atemloser Spannung. Er begriff es nicht.

Er hatte die Hände gefaltet und betrachtete sie aufmerksam, als wären sie etwas Seltsames, Unergründliches.

Dann zog er die Uhr hervor, und nun verfolgte er beständig den Sekundenzeiger. Nach seiner Ansicht kroch er mit einer Langsamkeit vorwärts, die einen zur Verzweiflung bringen konnte. Nie in seinem Leben hatte er sich so bedrückt, so fremd, so verirrt gefühlt wie in dieser Stunde ...

Inzwischen hatte der Ringkampf sein Ende erreicht. Es entstand im Saal ein wildes Jauchzen. Immer und immer wieder wurde dem Sieger zugejubelt.

Mit raschen Schritten wandte sich Thomas dem Ausgang zu. Er wartete lange. Endlich erschienen die Steinthals und die beiden anderen Herren. Rittergutsbesitzer von Brandt wurde ihm vorgestellt.

Diese Vorstellung machte auf ihn einen grotesken Eindruck. Der Rechtsanwalt stand mit zusammengekniffenen Lippen beiseite. Steinthal lächelte matt.

Der Diener öffnete den Schlag des Wagens, aber die gnädige Frau winkte ab. Der Bankier gab dem Kutscher eine Weisung.

Sie nahm, unbekümmert um die anderen, Thomas' Arm und ging mit ihm voran.

„Warum hast du mir das Billet zurückgeschickt?" fragte sie, und der Ton ihrer Stimme hatte etwas Drohendes.

„Weil ich nicht mit ihm und dir zusammen sein wollte," antwortete er ebenso leise.

„Ich denke, er hat mit dir gesprochen?"

„Eben deshalb!"

Sie blickte ihn verblüfft an. „Ich verstehe dich nicht!"

„Du verstehst mich nicht?" Er zitterte.

„Nein, nein, nein," erwiderte sie nervös und ungeduldig.

Da ließ er ihren Arm fallen.

„Was soll denn das?"

„Ich kann mich hier nicht mit dir auseinandersetzen," brachte er mit schwerer Zunge hervor. „Ich kriege keine Luft," fügte er hinzu, „ich weiß nicht, woran das liegt!"

Sie überlegte eine Sekunde. Dann warf sie plötzlich den Kopf stolz zurück.

„Sei in einer halben Stunde in meiner Wohnung! — — Du willst nicht?"

Er nahm sich zusammen und wies alle Bedenken, die in ihm aufstiegen, zurück.

„Ich will," antwortete er dumpf.

„Gut; dann auf Wiedersehen! Der Diener wird dich vor dem Portal erwarten."

Die drei Herren waren jetzt hinzugetreten. Thomas zog den Hut, murmelte ein paar unverständliche Laute und entfernte sich.

Er stand eine Weile inmitten der Friedrichstraße und rührte sich nicht. Er war wie geistesabwesend. Er wurde gestoßen, gedrängt, man lachte ihm ins Gesicht — er achtete nicht darauf. Er wußte auch nicht, wie er plötzlich in den Taxameter gekommen war, der ihn zu ihr bringen sollte.

Er konnte keinen Gedanken mehr fassen, alles wogte in ihm durcheinander. Er hatte nur die eine Gewißheit, daß in dieser Stunde sich sein Schicksal entscheiden würde.

Als der Wagen in den Tiergarten einbog, huschte plötzlich eine Gestalt heran.

„Was wollen Sie?" fragte er heiser.

In der nämlichen Sekunde war der Mensch verschwunden. Doch war es Thomas, als ob er die Droschke noch immer verfolgte und hinter den Rädern sich versteckte. Zuweilen beugte er mit einer affenartigen Geschwindigkeit den Kopf vor, um ihn sofort wieder in der Dunkelheit verschwinden zu lassen.

„Halten Sie einmal an!" schrie Thomas dem Kutscher zu.

Er sprang aus dem Wagen ... keine Seele war zu sehen.

„Haben Sie nicht einen Menschen bemerkt, der beständig den Wagen verfolgte?" fragte er.

„Ick nich," antwortete der Droschkenkutscher gelassen und betrachtete Thomas halb spöttisch, halb mitleidig. „Wissen Se, det kommt vor," sagte er mit einer rauhen Bierstimme, „det man in die Jejend Jespenster sieht. Um die Nachtstunde kommt det vor!"

Thomas stieg wieder ein. „Fahren Sie weiter."

Während einer kurzen Strecke drückte er die Hände auf die Augen. Er wollte sich unter keinen Umständen narren lassen. Aber in der Sekunde, wo er die Augen wieder freiließ, saß im Rücksitz des Wagens ihm gegenüber der Mensch mit dem zerschlissenen Mantel und dem eingedrückten grünen Hut.

Kein Laut entrang sich Thomas. Ganz wenig hob er die schlaffen Arme. Er hätte sprechen mögen, aber er vermochte es nicht. Der Fremde sah ihn an mit wehen Augen. Sein armes, häßliches Gesicht sah verhungert und eingefallen aus. Der Blick aus dieser Leidensmiene ging ihm durch das Mark der Knochen. Aber unmittelbar darauf war der Gast verschwunden, und wenige Sekunden später hielt der Wagen vor dem Steinthalschen Palais. Und alles das ging mit so rapider Schnelligkeit vor sich, daß Thomas überhaupt zu keiner Besinnung, geschweige denn zum Nachdenken kam.

Ein Diener trat auf ihn zu, schritt ihm voran und schloß schweigend das Portal auf.

Die gnädige Frau erwartete ihn seltsamerweise im Speisezimmer. Aber statt des elektrischen Lichtes brannten nur ein paar Kerzen in uralten, silbernen Leuchtern und verbreiteten eine matte Helligkeit.

Sie nickte ihm müde zu, ohne sich zu erheben. Aber ihre Hand, die sie ihm reichte, war kalt.

Er setzte sich ihr gegenüber. Er sah ihr abgespanntes Gesicht, die schwarz umränderten Augen, und wie sie mit zusammengezogenen Schultern in sich gekrümmt dasaß, als ob sie fröre — und bei diesem Anblick fühlte er, wie alle Bitterkeit in ihm sich auflöste. Sie hatte die Ellenbogen aufgestützt

und starrte bewegungslos eine Weile vor sich hin.

„Du weißt, daß ich mit ihm gesprochen habe,“ sagte sie endlich.

Er nickte stumm.

„Ich habe ihm alles gesagt, ohne Mitleid und ohne Schonung. Du weißt, was er geantwortet hat!“

Bei dieser Frage nahmen seine Züge einen straffen Ausdruck an. „Ich will wissen,“ entgegnete er langsam, ohne den Blick von ihr zu wenden, „ob du damit einverstanden warst?“

Er hatte diese Worte mit größter Anstrengung hervorgebracht, und nun, wo er schwieg, bewegten sich seine Lippen noch unaufhaltsam.

Sie zuckte ein wenig zusammen.

„Wie siehst du denn aus?“ sagte sie mehr für sich. „Man kann ja Angst vor dir bekommen!“

Er lächelte bitter.

„Ich habe darum gewußt,“ erwiderte sie fest. Und als er zurückfuhr, beugte sie sich dicht zu ihm, und indem sie den Kopf zurückwarf, rief sie mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit: „Du sollst mich ausreden lassen! Du darfst mich nicht unterbrechen, bevor du nicht alles weißt!“ Und ihre Stimme dämpfend, fuhr sie fort: „Dieser Mensch kann nicht ohne mich leben. Ich quäle ihn — und mache ihn elend, weil ich keinen Zusammenhang mit ihm habe. Und dennoch kann er nicht ohne mich leben ... Du hättest ihn in seinem Zustande sehen sollen,“ sie verdeckte plötzlich ihr Gesicht. Aber nach einer verschwindend kleinen Weile ließ sie die Hände wieder fallen. „Mir graut, wenn ich daran zurückdenke ... wie er die Augen verdrehte ... wie er keine Luft bekam ... es war, als ob ich ihn vergiftet hätte ...“ Ihre Zähne schlugen aufeinander. „Du mußt mich doch begreifen ... Du kennst doch diesen Zustand besser als ich. Du hast gewiß schon solche Leute gesehen, die nicht sterben wollen und mit dem Tode ringen ... Gerade so sah er aus. Was sollte ich denn da thun?“ fuhr sie gereizt fort. „Man hat schließlich auch mit einem Tier Mitleid. Und dann habe ich das Kind von ihm. Was soll aus dem Kinde werden, wenn ich von hier weggehe? Sieh mich nicht so entsetzlich an,“ unterbrach sie sich. „Versteh mich ein bißchen!“ Sie erhob sich und packte ihn an beiden Armen. „Sage, ob ich anders handeln konnte ... ob ich mich nicht begnügen mußte mit dem, was er uns zugestand ... Wie muß mich dieser Mensch lieben, wenn er das über sich gewann! Konnte ich anders?“ wiederholte sie noch einmal.

Durch das geöffnete Fenster drang die kalte Nachtluft und traf sie beide. Die bläulich-roten Flammen der weißen Kerzen flackerten unruhig.

Thomas sah, wie sie sich bewegten und um ein kleines zu verlöschen drohten.

Er fuhr mit der Hand über seine Stirn. Seine Stimme hatte zu seiner eigenen Verwunderung plötzlich etwas Festes, Ruhiges und Kaltes.

„Ich begreife das alles nicht,“ entgegnete er. „Ich begreife den Handel nicht, den du mit mir vorhast. Er ... oder ich! Etwas anderes gab es nicht,“ sagte er leise.

Sie ließ seine Arme los und trat zurück. „Hast du denn gar kein Mitleid?“ fragte sie erschreckt.

Er wandte sich von ihr ab. Alles in ihm war aufgerührt. Er begriff sie und sich nicht mehr. Er empfand nur das eine, daß sie ihn in einem feigen Gefühle geopfert hatte ... daß sie einen Handel („Handel“ war ihm das bezeichnende Wort), einen niederträchtigen Handel abgeschlossen, um beiden Teilen gerecht zu werden.

Er sah sie wieder voll an, und jede Silbe betonend, antwortete er: „Dieses Mitleid finde ich erbärmlich!“

Sie rührte sich nicht.

Zorn und Gram kamen über ihn. Er blieb ganz stumm — aber seine Augen schrien. „Weißt du,“ sagte er endlich zitternd, „daß du dich und mich verleugnet hast?“ Und ohne Thränen schluchzend, rief er: „Konnte es denn da überhaupt ein Besinnen geben? Wie kannst du mit einem Menschen zusammen leben, der dir, wie du selber sagst, Widerwillen einflößt?“

„Und das Kind?“ erwiderte sie schüchtern.

„Das Kind?“ schrie er, „es ist ja auch ein Verbrechen gegen das Kind! Ein Kind, das in solcher Ehegemeinschaft heranwächst ... ach, laß mich ... laß mich ...“ unterbrach er sich selbst. Und als ob er es vor körper-

lichem Schmerz nicht ertragen könnte, hielt er sich den Kopf mit beiden Händen.

Sie konnte seinen schmerzhaften Blick nicht aushalten. „Wie hast du dir denn das alles gedacht?“ fragte sie vorsichtig, gleichsam Fühlhörner ausstreckend, nach einer langen Weile, während der ein Todesschweigen zwischen ihnen geherrscht hatte. Und schmeichlerisch ihre Arme um ihn legend, setzte sie hinzu: „Wenn du ein bißchen guten Willen hättest, wie gut und schön könnte es werden!“

Da nahm er ihre Arme von sich. In ihm arbeitete es. Sie war ihm auf einmal fremd geworden, ohne daß er es sich selbst eingestehen wollte ... nein, es war noch etwas anderes ...

Er fühlte, wie alles Lebendige in ihm zu erstarren, zu vereisen drohte. Er erkannte mit einer für ihn grauenhaften Deutlichkeit, daß etwas in ihm zerbrechen wollte, das er nie, nie mehr würde heilen können.

Er klammerte sich mit beiden Händen an die Lehne eines Stuhles und sah durch das geöffnete Fenster in die dunkle Nacht, deren Finsternis undurchdringlich schien, die nur bewegt wurde durch Windstöße und das Rascheln und Raunen in den Baumkronen.

Ist es denn möglich, dachte er, daß ich so geblendet war? ... Nein ... nein, das ist nicht möglich!

Und er erinnerte sich plötzlich jener Märchen, in denen der arme Mann so bitter auf die Probe gestellt wird, damit nachher aller Segen doppelt reich über ihn fließen kann ...

Und wieder blühte sein tiefstes Empfinden für sie auf, und sein Gesicht, das beim Schein der Wachskerzen noch elender und vergrübelter aussah, wurde wie von einem reinen Glanz durchleuchtet.

„Das war ja das Höchste für mich,“ flüsterte er. „Diese Gemeinschaft zwischen dir und mir — das war ja die Erfüllung,“ setzte er noch leiser hinzu.

Es ging jetzt auf ihrem Gesicht etwas Rätselhaftes vor, das ihn noch mehr verwirrte, das er nicht begriff.

„Komm,“ sagte sie, nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch Zimmer und Gänge in ein dunkles Gemach.

Sie drückte an einem elektrischen Knopf, so daß es blendend hell wurde.

Dieser Raum war nur mit Schränken ausgefüllt. Sie öffnete sämtliche Thüren und führte ihn vor jeden Schrank. Überall hingen sorgfältig die kostbarsten Roben, schwer und duftig wie die eben fertig gewordene Ausstattung einer fürstlichen Braut.

„Ja, was soll denn das?“ fragte er erstaunt.

Sie antwortete nicht sofort, sondern grub einen Augenblick die weißen Zähne in die Unterlippe, ehe sie sagte: „Er hat recht ... das ist ein Teil von mir. Das und alles andere, was du hier siehst. Es ist ein Teil von mir,“ sagte sie zitternd, und ihre Nasenflügel bewegten sich dabei nervös. „Hörst du denn nicht? ... Es ist ein Teil von mir, ohne den ich nicht mehr sein kann.“ Und ängstlich seine Augen meidend, fügte sie hinzu: „Man kann mich nicht umpflanzen ... man muß ...“ Sie kam nicht zu Ende.

Er hatte ihr den Rücken gekehrt. Er fühlte eine Schwäche, die durch seinen ganzen Körper ging und ihn geradezu auflöste. Dennoch bewegte er sich, so schnell er konnte, den Rest seiner Kräfte aufbietend, durch die Zimmer und Korridore. Einem Diener, auf den er stieß, murmelte er heiser zu: „Lassen Sie mich hinaus!“

Dabei bückte er sich tief, denn niemand sollte sein zerstörtes Gesicht und die blassen Lippen sehen ...

Er ging nicht nach Hause ... wie ein obdachloser Vagabund durchquerte er nach allen Richtungen den Tiergarten.

Niemals vermochte er sich später deutlich zu erinnern, was in dieser Nacht in ihm vorgegangen war.

* * *

Es war gegen zwei Uhr mittags, als die Liers die Treppen einer Mietskaserne des Nordens hinabstieg. Sie war abgearbeitet und erschöpft. Über dem rechten Arm trug sie ihre schwarze Ledertasche. An dem Geländer hielt sie sich zuweilen fest und schien angestrengt über irgend etwas nachzudenken, das ihr Sorgen machte. Sie kniff die Augen ein wenig zusammen und ging von Stufe zu Stufe langsamer.

Der graue Rock, der schmucklos ihren starken Körper umschloß, schleppte nach. Im

Hausflur blieb sie noch einen Augenblick sinnend stehen, bevor sie auf die Straße trat.

Die Maisonne brannte wie im Juli.

Die Liers kam kaum vorwärts, so schwer waren ihr die Beine.

Die Omnibusse, die vorbeifuhren, waren überfüllt. Müde lehnte sie sich an eine Litfaßsäule. Aber plötzlich kam Bewegung in ihren schlaffen Körper.

Die starke Person stürzte wie besessen einem jungen Mädchen nach, das auf der anderen Seite der Straße an ihr vorübergeschritten war. „Fräulein ... Fräulein!“ rief sie keuchend.

„Ah, Sie sind's!“ sagte die Verfolgte, sich ein wenig erschreckt umdrehend und stehenbleibend.

Die Liers nickte. Sie atmete erst mehreremal tief auf, ehe sie antworten konnte. „Was das für 'ne Hundshitze ist,“ begann sie alsdann. „Na, ich habe meine Arbeit hinter mir; ich gehe schlafen.“

Die Josefa betrachtete sie von der Seite. „Haben Sie wieder so ein unglückseliges Wurm zur Welt fördern helfen?“ fragte sie bissig.

„Ja,“ antwortete die Liers zerstreut. „Um halb fünf haben sie mich bereits aus den Federn geholt; um ein Uhr war ich erst reingekommen. Das ist 'n Leben, Fräulein, haben Sie Ahnung!“

„Bei der Hitze Modell stehen, ist auch kein Vergnügen,“ entgegnete die andere.

Sie schritten ein paar Minuten stumm nebeneinander.

„Fräulein Gerving?“

Die Angeredete konnte ein trübseliges Lächeln nicht unterdrücken.

„Na, dann ist es ja gut, wenn Sie schon wissen, wovon ich reden will. Ich habe Sie immer mal besuchen wollen, aber man kommt ja nicht dazu. Man kommt ja zu nichts bei so einem ... na, es geht am Ende auch so. Ich liebe keine Vorreden. Ich gehe immer gleich aufs Ganze. Das liegt so in meinem Beruf, da hat man auch zum Überlegen keine Zeit. Ich wollte Sie man fragen: Haben Sie was mit meinem Mann?“

Die Gerving verschränkte die Arme; sie war offenbar belustigt. „Darüber können Sie ganz unbesorgt sein. Mir wird so leicht keiner gefährlich, und Sie wissen ja, ich bin verfagt.“ Bei den letzten Worten zog sie finster die Augenbrauen zusammen.

„Ich dachte man so,“ meinte die Liers. „Es ist nämlich mit dem meinigen nicht mehr auszuhalten! Der hat einen kleinen ...“ — sie zeigte auf die Stirn — „es kann ja auch in der Luft liegen,“ setzte sie trocken hinzu. Sie nahm vertraulich den Arm der Josefa.

„Ach, Kind,“ sagte sie, „man macht mit den Männern schon was durch. Ich bin ja eigentlich aus dem Alter. Aber wenn man einen hat, dann hat man ihn und klammert sich an ihm fest, mehr als einem gut ist. Verdienen thut's die Gesellschaft nicht! Sie können mir's glauben. Notabene,“ sagte sie zusammenhangslos, „vergafft ist er in Sie — das steht fest! Begreife ich auch vollkommen. So 'n Mensch ist jung und Künstler außerdem noch! Die haben von vornherein 'n kleinen Schmarren! Darauf muß man Rücksicht nehmen! Das Pech für mich ist nur, daß es der meinige ist. Übrigens,“ schloß sie, beruhigt lachend, „wenn ich an seiner Stelle wäre, ich würde mich ja auch in Sie vergucken.“

Josefa lachte mit. „Das sagen Sie jetzt, weil Sie wissen, daß er bei mir abgeblitzt ist!“ Sie gab der Liers die Hand. „Seien Sie schönstens bedankt für das Kompliment!“

„Also nachgestellt hat er Ihnen?“

Die Gerving nickte. „Ach, wissen Sie, das ist nicht ernst zu nehmen. Die Redensarten höre ich jeden Tag zehnmal. Macht auf mich gar keinen Eindruck mehr! ... Die Männer quasseln alle dasselbe Zeug ... direkt dumm kommen sie einem vor! So einer braucht bloß 'n Mund aufzuthun — und ich weiß genau, was kommt!“ Ihr Gesicht verdüsterte sich. „Ach Gott, das ist ja so egal ... so gleichgültig!“

„Warum ist man eigentlich so dumm und hängt sich an einen?“ fragte nach einer Pause die Liers. „Sie begreife ich nun schon gar nicht. Offen gestanden, was ist an dem Menschen ... ne, wie der Sie behandelt! ... Der Mensch treibt Sie ja ordentlich dazu, einem anderen in die Arme zu laufen.“

Um die Lippen der Josefa zuckte es. „Das wird ihm nicht gelingen, verlassen Sie sich darauf!“ Und indem ihre Augen vor schmerzhafter Schadenfreude aufleuchteten, sagte sie:

„Denken Sie, ich weiß nicht, daß ich ihm damit den größten Gefallen thun würde? Aber," fuhr sie fort, „so dumm bin ich denn doch nicht!" Und mit einem niederträchtigen Gesichtsausdruck fügte sie hinzu: „Der kann auf meine Treue schwören! Und beiseite werfen lasse ich mich auch nicht, eher ..." Sie brach ab und schloß den Mund fest zu, als habe sie bereits zuviel gesagt.

„Man sieht ihn jetzt öfter mit der Ingolf," meinte die Liers, jede Silbe auseinanderziehend.

Josefas Miene vergrämte sich. „Wenn etwas passiert," brachte sie leise hervor, „ich bin nicht schuld daran — ich nicht!"

„Warum geben Sie ihm nicht einfach 'n Tritt? Gott sei Dank, Sie sind ja mit dem Menschen nicht verheiratet!" Und derb lachend, setzte sie hinzu: „Sie brauchen doch bloß die Hände auszustrecken, und an jedem Finger hängen zehn!" Aber als sie den zornigen Ausdruck in der Miene der Josefa wahrnahm, lenkte sie begütigend ein: „Das ist doch nur ein Scherz; Sie kennen mich doch! Ich weiß, daß Sie ein anständiges Mädchen sind, das sich ehrlich durchschlägt. Ich weiß, was Sie für ein Hundeleben führen, und wie gut Sie's haben könnten, wenn Sie leicht wären! Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, lassen Sie sich mit ihm nicht mehr ein! Seien Sie froh, daß Sie so davon abgekommen sind."

Die leidenschaftlichen Züge der Josefa hatten bei den letzten Worten etwas Mütterliches angenommen. „Ich gäbe was darum, wenn ich 'n Kind von ihm besäße; man hätte dann doch etwas, woran man sich klammern könnte. Glauben Sie mir," sagte sie tief ernst und nachdenklich, „ich würde eine gute Mutter sein! Ich bin nicht so, wie ich aussehe." Und mit einem lieblichen, schüchternen Lächeln setzte sie hinzu: „Ich habe Liebe in mir ... und dann ... mit einem Kinde würde ich ihn auch halten können. Darüber habe ich oft nachgedacht. So 'ne Mutter hat's gut! So 'n Kleines zu baden und zuzusehen, wie es im Wasser mit den Ärmchen und Füßchen plätschert, und es nachher so reinlich eingehüllt an die Brust zu legen — ich kann mir gar nichts Schöneres denken!"

Die Liers war perplex. „So 'ne Gefühle hätte ich Ihnen am wenigsten zugetraut! Übrigens sehen Sie die Sache ein bißchen rosig an. Wenn so 'n Wurm die ganze Nacht plärrt, daß man kein Auge zuthut, oder wenn's nicht recht gedeihen will — haben Sie Ahnung, was so 'n Kind für Wirtschaft macht!"

Die Josefa lachte, daß man ihre weißen Zähne sehen konnte. „Das würde mir nichts ausmachen, je mehr, desto besser! Ich bin kinderlieb, kindernärrisch!" Ganz ohne Zusammenhang fragte sie plötzlich: „Finden Sie eigentlich die Ingolf hübsch?"

„Kann ich nicht gerade behaupten. Höchstens was Apartes hat sie!"

„Was Apartes? Ich möchte wohl wissen, wo das steckt! Vom ersten Moment an hab ich die Person nicht leiden können. Glauben Sie mir, das ist 'ne falsche Katze. Die hat's in sich! Das ist die Sorte mit den Taubenaugen! Die thun, als wenn sie aus der Hand fressen!" Sie war zornrot geworden und hatte die Hände geballt. Sie blieb stehen, und die Liers fest ansehend, brachte sie mit seltsamer Betonung hervor: „So einer könnte ich kalten Blutes 'n Liter Vitriol ins Gesicht gießen, ohne mir ein Gewissen draus zu machen ... im Gegenteil — gut würde es mir thun!"

Die Liers wich erschreckt zurück. „Machen Sie man nich so was! Sie werden sich doch nich unglücklich ..."

„Das bin ich ja schon!"

„Ne, ne, Fräuleinchen, so was dürfen Sie gar nicht reden! So 'n junges Blut wie Sie!" fügte sie mitleidig hinzu.

Die Josefa wurde blaß. Sie schien noch etwas erwidern zu wollen, dann aber besann sie sich, und wortlos, flüchtig mit dem Kopfe nickend, eilte sie rasch davon.

Ganz verdutzt blickte ihr die Liers nach. Aber bevor sie noch zu rechter Besinnung kam, wurde ihre Aufmerksamkeit auf einen Knäuel von Menschen gelenkt, die lebhaft gestikulierten und um einen Hundewagen sich gruppiert hatten.

In instinktiver Neugier trat sie näher.

Der Führer des Hundewagens, ein vierschrötiger Kerl, war ganz in Schweiß gebadet. „Wenn Sie jetzt nich das Maul halten," schrie er, „so schlage ich Ihnen die Knochen

zusammen!“ Seine kleinen Augen waren geschwollen. Sie schillerten in allen Farben. Von dem fetten Gesicht perlte der Schweiß tropfenweise herab.

Vor ihm stand der Volksschullehrer Heinsius — in seiner Elendigkeit das gerade Gegenbild zu dem robusten Mann. Seine kleine Gestalt schien aber zu wachsen. Die Backenknochen traten aus dem eingefallenen Gesicht heraus; die knabenhaften Hände fuchtelten nervös in der Luft umher, und sein fanatischer Blick schien sich in seinen Gegner einzubohren.

„Rühren Sie mich einmal an, Sie Hundeschinder!“ rief er wuterstickt. Und einen Schritt näher tretend, schrie er, während seine Stimme beinahe überschlug: „Sie Wicht, Sie; wie können Sie ein hilfloses Tier so peinigen?“

Die Umstehenden begannen ihren Spaß zu haben. Es bildeten sich bereits Parteien.

„Was geht denn den die Sache an?“ Mit diesen Worten mischte sich ein neunzehnjähriger Bengel in den Streit.

Heinsius drehte sich spöttisch nach dem Sprecher um; aber in diesem Augenblick packte ihn sein Gegner, blaurot vor Wut, an den Schultern.

„Jetzt nich ausjekniffen, Jungeken. Dir werd ick's besorjen!“

Der Volksschullehrer lachte schrill auf, so daß der andere einen Augenblick verdutzt schien.

Diesen Moment benutzte die Liers, die ganz erschreckt Heinsius erkannt hatte. Mit ihren breiten Ellenbogen schuf sie sich Platz, und die großen, derben Fäuste erhebend, sagte sie: „Sie sollte man mit der Hundeknute traktieren ... jetzt wollen Sie sich wohl gar noch an dem Menschen vergreifen. Na, Sie soll ja gleich ...“

Ein paar Männer hatten die robuste Frau, die in diesem Stadtviertel wie ein roter Hund bekannt war, bemerkt. Sie traten schützend ihr zur Seite.

„Na, nu zieh man Leine,“ sagte einer zu dem Besitzer des Hundewagens, „und mach keene Sachen, sonst jeht's dir mau!“

Und ein anderer versetzte ihm einen gelinden Stoß und fügte hinzu: „'n bißken dalli, wenn du nich noch 'n paar Knochensplitter uff die hohe Kante lejen willst!“

Die Männer schüttelten der Liers die Hände, die Neugierigen stoben enttäuscht auseinander, die Passage wurde wieder frei, und eine Minute später standen an der Stelle nur noch Heinsius und die Liers.

„Wie können Sie sich nur mit so 'nem Pack einlassen,“ sagte die Liers gutmütig. „Bei so 'nem Gesindel seine Haut riskieren, ist doch leichtsinnig.“

Der Volksschullehrer pfiff ein paar Töne vor sich hin. „Ist nicht so gefährlich,“ meinte er trocken, „mit der Gesellschaft wird man noch fertig; und wenn einem wirklich was passiert — pah, was liegt daran!“

Die Liers erwiderte nichts.

„Wissen Sie schon das Neueste?“ fragte er gleichmütig.

„Ne!“

„Ich sitze auf dem Trockenen! Sie haben mich an die frische Luft gesetzt. Sie haben eingesehen, daß das Unterrichten meinen Lungen nicht gut thut.“

„Uff,“ machte die Liers und schlug die Hände zusammen. „Weswegen denn?“ fragte sie nach einer Weile völlig fassungslos.

„Weswegen?“ wiederholte er spöttisch.

„Doch nich von wegen der Rede im Konz—“

„Stimmt! Abgekürzte Methode hat man angewandt. Disciplinarverfahren, das innerhalb von acht Tagen beendigt war. Sie sehen, man arbeitet fix bei uns. Na, ich war quietsch-vergnügt! Wenn einer unschuldig in Untersuchungshaft kommt, kann es ihm passieren, daß er anderthalb Jahre sitzen muß, bevor die Verhandlung beginnt; bei mir hat man sich gesputet, wofür ich den Herrschaften dankbar bin. Die Gesichter vom Rektor und den Kollegen hätten Sie sehen sollen! Wie 'n räudigen Hund haben sie mich betrachtet. Niemand hatte es mir zugetraut — so gut kannten sie mich. Zuerst hatte mir der Rektor den Rat gegeben, ich sollte von wegen der Pension mich auf meinen geistigen Zustand untersuchen lassen. Das ist nämlich 'n Philanthrop, der es gut mit mir meinte. Na, ich habe ihm den Star gestochen. Ich hätt Ihnen den Anblick des spindeldürren Menschen gewünscht; er glaubte auf einmal den Teufel in leibhaftiger Gestalt zu sehen. Dinge habe ich ihm gesagt ...“ Das Gesicht von Heinsius leuchtete in der Erinnerung froh und freudig auf, es sah in

diesem Augenblick beinahe gütig und milde aus. „Liers,“ begann er wieder, „es war die schönste Stunde meines Lebens! Die ganze geknechtete Menschheit, mit allen Sklaveninstinkten ausgerüstet, sah ich in diesem Jammergreis verkörpert. Dies Gelichter, das sich nicht auf den Beinen halten kann, wenn ein freiheitlicher Hauch ihre dumpfen Schädel ... wie der Mensch sich an den Tisch klammerte und mit verglasten Augen mich anstarrte ... ich sah ordentlich, wie sein kleines Hirn schwitzte, und wie er mit welken Lippen sein Gottseibeiuns murmelte. Liers, es war possierlich!“

„Und nun sitzen Sie auf dem Pfropfen,“ entgegnete die Liers trocken, ohne auf seine Auseinandersetzungen näher einzugehen.

„Vollkommen!“

„Hm! Was soll nun daraus werden?“ Ihr gutes Gesicht wurde bekümmert.

„Wissen Sie,“ sagte er, „man hat mir das Gehalt für das nächste Quartal bezahlt. Da ich so wie so an Geschäftsauflösung denke, so hoffe ich, bis dahin zu reichen.“

„Geschäftsauflösung?“ Die Liers hob erstaunt die Achseln ein wenig empor.

„Man kann das Ding nennen, wie man will.“

„Machen Sie man nich so 'ne Sachen, Herr Heinsius!“

„Denke ja auch vorläufig nicht daran! Zunächst warte ich ab; und außerdem hat der eigene Wille verdammt wenig damit zu thun. Die meisten Geschäfte lösen sich von selber auf!“

Sie waren vor dem Hause der Hebamme angelangt.

„Kommen Sie doch noch zu einer Tasse Kaffee mit hinauf,“ bat die Liers. „Er freut sich, und Sie haben schließlich jetzt nichts zu versäumen.“

„Meinethalben!“

Die Liers schloß die Entreethür auf und öffnete das Wohnzimmer.

Es war behaglich bürgerlich eingerichtet. Ein schwarzledernes Sofa, das übliche kleine Büffett im geschmacklosen Renaissancestil, der runde Tisch, ein paar Familienbilder, eine Mahagonikommode und so weiter.

„Ganz nett hier,“ sagte Heinsius.

Die Liers drehte sich mit breit lachendem Gesicht nach ihm um. „Das müssen Sie ihm sagen! Was, meinen Sie, hat er sich schon über das Zimmer lustig gemacht!“

Sie riß die Thür zum Schlafzimmer auf. „Sehen Sie,“ sagte sie ungeniert, „da liegt er noch und schnarcht. Der hat's gut,“ seufzte sie, „wenn man doch auch mal ausschlafen könnte. 'ne Hebamme kann nicht einmal von Sonnabend zu Sonntag ausschlafen. Er schwärmt fürs Schlafen; und ich finde, er hat recht! Er ist überhaupt ein Philosoph!“ Sie rüttelte ihn an dem Arm. „Mann,“ schrie sie, „es ist Besuch da, und außerdem geht es auf drei Uhr!“

Heinsius hörte ein paar knurrende Laute, die einem widerwilligen Fluchen ähnlich klangen. Dann ertönte ein zweistimmiges Lachen, darauf eine erderschütternde Bewegung, aus der man schließen konnte, daß der Dichter in einem ungeahnten Entschluß die Lagerstätte verlassen hatte. Und etwas später kam er in einem saloppen Schlafrock ins Wohnzimmer und begrüßte mit unschuldiger, naiver Miene den Volksschullehrer.

Bald brodelte eine Kaffeemaschine, und der Dichter kam allmählich aus einem ständigen, müden Gähnen in den Zustand des Erwachtseins.

„Was thun Sie eigentlich den ganzen Tag?“ fragte Heinsius.

Liers blickte ihn seelenruhig und spöttisch an. „Soll das eine Anklage sein?“

„Fällt mir gar nicht ein! Im Gegenteil, ich bewundere die freiheitliche Art Ihres Lebens. Ich wünschte, die anderen wären auch schon so weit wie Sie. Sie sind der einzige unter meinen Bekannten, der ein menschenwürdiges Dasein führt! Aber gerade darum wollte ich mich genauer informieren und fragte nach der Einteilung Ihrer Thätigkeit.“

Liers kreuzte die Arme übereinander. „Sie denken sich mein Leben leichter, als es in Wahrheit ist. Meinen Sie, es ist keine Anstrengung, aufzustehen, sich zu waschen, sich anzuziehen, zu essen, zu trinken und die übrigen Funktionen seines Körpers auszuüben? Wenn Sie wüßten, wie ich darunter leide! Und kaum ist man damit fertig, so ist es wieder Nacht, und man muß den ganzen Krempel ausziehen, die richtige Lage im Bette zu finden suchen und für Schlaf sorgen. Mir kommt nämlich der Schlaf nicht so angeflogen wie anderen Menschen. All

die Phantasien und Ideen, die mich so bewegen, muß ich ordnen und einschläfern, ehe ich selbst an die Reihe komme. Denn Sie mögen es mir glauben, erst im Bette habe ich Zeit, mich mit meinen Ideen zu beschäftigen. Der Tag reicht bei mir nicht!" Er sagte alles das vollkommen ernsthaft, und Heinsius blickte mit einer gewissen neidvollen Bewunderung zu ihm empor.

„Arbeiten haben Sie sich so ziemlich abgewöhnt?" fragte er.

„Ich glaube diesem Ziele nahe zu sein," erwiderte der Dichter. „Arbeit ist ein künstlich gewordener Kulturbegriff, der mit Menschenwürde und Freiheit meiner innersten Auffassung nach nichts zu thun hat. Das tiefste Symbol dafür," schloß er ernsthaft, „ist die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese. Erst als die Sünde, mit anderen Worten die Erkenntnis, den Menschen packte, war es mit dem unbewußten Genießen vorbei. In diesem Augenblicke verschließen sich ihm die Pforten des Paradieses — er steht in der öden und einsamen Wildnis verlassen da, und die gemeinsten Bedürfnisse, als da sind: Hunger, Kälte, stellen sich bei ihm ein. Und aus solcher Gottverlassenheit kommt er zu dem jammervollen Selbsterhaltungstriebe, der ihn zur Arbeit zwingt. Diese Geschichte haben die Juden wirklich in eines der schönsten Symbole gekleidet; es konnte gar nicht tiefsinniger erzählt werden. Da ich nun ein Paradiesesmensch bin und diese gute Frau," er wies auf die Liers hin, „das Verbrechen ihrer Urmutter, was an ihrem Teil ist, an mir sühnen will (denn die Infamie ist von einem Weibe an dem Mann begangen), so bin ich allmählich zu dem einzigen würdigen Zustande zurückgekehrt — ich lebe, soweit dies denkbar ist, unter Enthaltung jeder Arbeit, die ich für schmutzig und erniedrigend halte. Daß gewisse Dinge sich nicht vermeiden lassen, ist schmerzhaft genug. Aber über den letzten Rest, der in meinem Exempel nicht aufgehen kann, suche ich durch verlängertes Schlafen hinwegzukommen."

„Allerhand Achtung," sagte Heinsius. „Sie sind in keinem Falle ein Kraftmeier und Wortedrescher. Sie sind einer der wenigen, der wirklich nach seiner Überzeugung lebt. Sie reden nicht — Sie handeln!"

Die Liers hatte bisher stumm zugehört. Jetzt goß sie den dampfenden Kaffee in die Tassen, und ganz langsam sagte sie dabei: „Wenn schlafen handeln ist, so haben Sie recht. Was dabei rausschaut, weiß ich am besten. Er wird von Tag zu Tag kraftloser."

Der junge Mensch erhob sich. Um seine feinen, müden Lippen grub sich eine leise Falte. „Um Gottes willen," sagte er nervös, „verbittere mir nur nicht gleich den Morgen."

Die Liers blickte resigniert auf die Uhr. Es fehlten noch fünf Minuten an vier. „Na," meinte sie, „eigentlich hast du recht. Es kommt ja nicht drauf an, daß du in der Zeitrechnung um zwölf Stunden zurück bist. Übrigens," fuhr sie ein wenig gereizt fort, „hab ich die Gerving getroffen. Du scheinst dem Mädchen ja nett zugesetzt zu haben! Sie bedankt sich bestens für deine Aufdringlichkeiten!"

Er setzte die Tasse ab und fuhr mit der Hand durch sein reiches Haar. „Du hast wohl wieder mal spioniert?" fragte er, und in seinen mädchenhaften Zügen zuckte es unruhig.

„Ich verlange," sagte die Liers ganz ruhig, „daß du mich nicht auf Schritt und Tritt zu beschwindeln suchst. Ich verlange," fuhr sie mit Anstrengung fort, „daß du dich wenigstens nach der Richtung gegen mich anständig benimmst!"

„Entschuldigen Sie," sagte Heinsius, „wenn ich mich ins Gespräch mische. Ich kann mit Ihnen nicht mehr mitgehen, sobald Sie die persönliche Freiheit Ihres Mannes antasten, da hört's bei mir auf!"

Die Liers stemmte ihre Arme in die Hüften. „Kinder, ihr seid alle etwas … na, nehmt mir's nicht übel; ihr habt euch einen Begriff von persönlicher Freiheit zusammengebraut, den ich einfach erbärmlich finde!" Und nun bekam ihre Miene einen so verbitterten Ausdruck, das ganze Leiden der ängstlich wachenden Frau, die immer fürchtet, ihren Mann zu verlieren, spiegelte sich wieder — und dieser Ausdruck entstellte sie. Sie sah noch häßlicher und älter aus, als sie in Wirklichkeit war. Ihr Gesicht gehörte zu denen, die das Leiden und der Gram verzerrt.

Liers trat auf sie zu. Und mit seiner Gutmütigkeit und Sanftheit versuchte er es sie um die starke Taille zu fassen. Das gab er indessen bald auf. „Sieh mal,“ sagte er, „euer ganzes Frauenunglück besteht darin, daß ihr bis in die Knochen unfrei seid. Es hat noch nicht einmal in euch gedämmert, was es überhaupt mit der Freiheit auf sich hat! Ihr wollt geknechtet sein — und knechten! Ihr klammert euch in eurer Hilflosigkeit an einen wie ein Ertrinkender an einen kräftigeren Schwimmer. Daran denkt der Sinkende nicht, daß er auf diese Weise auch den anderen in die Wellen zieht. Der Vergleich ist sogar,“ fügte er mit auffallender Lebhaftigkeit hinzu, „ausgezeichnet! Ihr vergeßt vollkommen die Einheit der Persönlichkeit, ihr sucht sie in eine Zweiheit, respektive Vielheit aufzulösen und denkt nicht daran, daß ihr in diesem chemischen Prozesse gerade den vollkommen zu Grunde richtet, den ihr am meisten zu lieben vorgebt! Aber,“ unterbrach er sich lachend, „das sind ja so schwierige Dinge, die du doch nicht kapierst! Und was würde es nützen, selbst wenn du sie kapieren würdest? Komm, sei gut und denke nur daran, daß die Dinge nicht so klar sind, wie du dir in deinem Hebammenverstand einbildest! Man kann nämlich,“ schloß er in leisem Spott, „eine ausgezeichnete Hebamme sein und braucht doch von diesen höheren Dingen keinen Schimmer zu haben. Und darin liegt nicht der geringste Vorwurf, sondern im letzten Grunde eine Entschuldigung!“

„Bist du zu Ende?“ fragte die Liers.

„Ja, mein Herzblatt,“ entgegnete er schalkhaft.

„Fürs Herzblatt bin ich etwas zu groß geraten,“ antwortete sie jetzt vollkommen ruhig. „Für dumm hältst du mich, das weiß ich. Aber schließlich bin ich nicht so dumm, um nicht wenigstens den Sinn von dem, was du gesagt hast, zu fassen. Es stimmt ... und es stimmt nicht. Und es stimmt viel weniger, als es stimmt. Und das kommt daher, weil bei euch der Hochmut und bei uns die Güte ist! Hinter allen unseren Fehlern und Kleinlichkeiten steckt wenigstens die Güte.“

Heinsius wurde nervös. Er ging mehreremal hastig im Zimmer auf und nieder.

„Verehrteste,“ sagte er unruhig, „Sie nehmen diese Dinge mit dem Herzen auf ... Sie müssen sich das abgewöhnen!“ Und sich an den Dichter wendend: „Offen gestanden, ich hätte Ihnen nicht so viel Erkenntnis und Kultur zugetraut! Für einen Menschen, der sich mit einer so unnützen Geschichte wie dem Dichten abgiebt, besitzen Sie einen respektablen Grad von Klarheit!“

Die Liers lachte höhnisch auf.

„Warum lachen Sie?“ fragte der Volksschullehrer.

„Es fiel mir gerade ein, wie Sie sich eines Hundetieres wegen aufgeregt haben! Was ging denn die Geschichte Sie an? Wie kamen Sie denn dazu, die persönliche Freiheit des Karrenbesitzers anzutasten? Das ist ja ein Einbruch in fremde Rechte, den Sie bei einem anderen unerhört finden müßten!“

„Sie sind in einem kleinen Irrtum,“ entgegnete der Lehrer. „Das war bei mir kein Humanitätsdusel, sondern der reine Egoismus. Mich hat die Geschichte geärgert weder in Rücksicht auf den Hund, noch auf diesen Rowdy. Und weil ich mich ärgerte, machte ich logischerweise meinem Ärger Luft, selbst auf die Gefahr hin, Schaden zu leiden.“

„Ne,“ sagte die Liers, „da kann ich nich mit! Ihr wißt die Geschichte in einer Weise zu verdrehen, daß man sich ordentlich närrisch vorkommt! Manchmal denk ich wirklich, ich bin im Narrenhause, wenn ich mit euch zusammentreffe. Das Blaue redet ihr vom Himmel herunter. Ihr kriegt es fertig, von dieser weißen Decke unsereinem gegenüber zu behaupten, daß sie schwarz sei.“

„Ja, ist sie denn nicht schwarz?“ fragte Heinsius spöttisch. „Wie können Sie denn behaupten, daß sie weiß ist?“

Die Liers atmete tief auf. „Gute Nacht, Herr Lehrer, mir fallen die Augen zu! Ich merke doch, daß es anstrengender ist, Ihnen zuzuhören, als Kindern zur Welt zu helfen.“

Sie reichte ihm die Hand, während Heinsius nach dem Hute griff.

In der Thür des Schlafzimmers warf die dicke Frau dem Dichter noch einen verliebten Blick zu, den er freundlich, beinahe herablassend erwiderte.

Der Lehrer wandte sich bei diesem Intermezzo verlegen ab.

„Zur Psychologie der Ehe", murmelte er vor sich hin, und seine dünnen Lippen wurden von einem Zuge der Ironie belebt.

Er verabschiedete sich von dem Dichter, der sich inzwischen mit der Zeitung auf dem Sofa bereits wieder ausgestreckt hatte, und verschwand eiligst.

* *
*

In den nächsten Wochen beherrschte Thomas ein Gefühl der Kleinheit und Scham, der Selbstverachtung und des leidenschaftlichen Schmerzes, über das er trotz aller verzweifelter Anstrengung nicht hinwegzukommen vermochte.

Er suchte seine Erlebnisse einzusargen, dunkle Erde über sie aufzuwerfen. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Aus der Tiefe hörte er Stimmen, die ihn quälten und marterten. Er versenkte sich in die Arbeit — die Stimmen ließen ihn nicht ruhen. Es gab für ihn keinen Frieden. Seine Ängste wuchsen und verdichteten sich zu einem Urwald voll schwarzer Finsternis, in den kein Licht, keine Sonne drang. Hier hauste er mit anderen fragwürdigen Gestalten, die gleich ihm gehetzt, verfolgt, ruhelos umherirrten.

Was habe ich eigentlich gethan? fragte er sich. Und immer wieder raunte ihm seine Scham zu: Die Sünde wider den heiligen Geist, wider dein eigenes Ich!

Die Sünde! ... Er lachte furchtsam in sich hinein. Es war das die thörichtste und abgeschmackteste Formel für das, was auf ihm wuchtete. Zuerst hatte er geglaubt, es sei gekränkte, aufs tiefste verwundete Eitelkeit. Aber über diese närrische Idee war er schnell hinweggekommen. Die Krankheit stecke ihm tiefer im Blut. Es war ihm, als ob er seine beste Kraft vergeudet, sein eigenes Erdreich abgetragen hätte. Ein Teil seiner Wurzeln lag gleichsam frei da, und die Fäden vertrockneten und verdorrten.

Er hatte sich selbst aufgegeben, indem er sich mit seinem ganzen Empfinden an ein Wesen geklammert hatte, das ihn für ein paar elende Lappen beiseite warf. Es ist das Kennzeichen einer gemeinen Natur, spintisierte er weiter, wenn ihre Instinkte sie an ein minderwertiges Wesen fesseln. Der unberührte Mensch findet in seinem dunklen Drange den einzigen, den richtigen Weg.

Er hatte seine ganze Innerlichkeit verleugnet, alles Reine seinem brutalen Begehren geopfert; sich selbst hatte er verloren. Seine Liebe kam ihm jetzt verächtlich vor. Über das Leid und den Gram der Menschen war er hinweggeschritten — was in ihm aufkeimen wollte, hatte er zertreten.

Es gab für ihn keinen Ausweg aus allen diesen Wirrsalen. Er konnte damit keine Rechtfertigung vor sich finden, daß er in einem Rausche sich vergessen hatte. Er sah deutlich, daß er sich mit solchen Ausflüchten nur von neuem belügen würde. Woraus sollte man einen Menschen beurteilen, wenn nicht aus seinen Handlungen! Aber wenn die Handlungen wirklich das Bestimmende, das Letzte waren, gab es dann für ihn überhaupt noch eine Lebensmöglichkeit?

Liebe ... Liebe des Mannes zum Weibe ... ein Gelächter schüttelte ihn. Das sollte der Weisheit letzter Schluß sein, wenn man den Thoren glauben durfte!

Er fühlte auf der Zunge einen widerwärtigen, bitteren Geschmack, als ob er vergiftete Kräuter genossen hätte und sich nun erbrechen müßte. Es war ein Kampf zwischen der kranken Seele und dem armen Körper, der all die Gifte aufgesogen hatte.

Wenn etwas wie leises Vergessen in ihm einziehen wollte, so stand sein innerer Hohn auf und schwang die Knute. Stelle dir nur vor, wie alles geworden wäre, wenn diese Liebe angedauert hätte! Und malte er sich dann das Zusammenhausen mit dieser Frau aus, das Idyll in armseligen vier Wänden, so sah er ihre gläsernen Puppenaugen starr auf sich gerichtet, so erkannte er ihre Sehnsucht, die sie in das Reich des Belial lockte. Und wie sie ihn herunterzog — ihn sich willfährig machte! Und war es denn ausgeschlossen, daß er diese Fron abgeschüttelt hätte? War er nicht bereits so versklavt gewesen, daß er auch den letzten Schritt gethan hätte ...?

Liebe ... Vereinigung der Körper und Seelen ... Zwei-Einheit ... der dunkle Drang nach Fort- und Höherentwickelung ... An allen diesen Phrasen rieb er sich wund. Verkuppelung der Sinne, krankhafte Erregungen taufte „man" mit hochtrabenden Namen ...

„Man“ = Horde = Thomas Truck ... An der Gleichung war nicht zu rütteln und zu tüfteln. Er war jetzt der Mensch, der einen Knax erhalten, der die wurmstichige Stelle in sich entdeckt hatte.

Schließlich begann er seine Gedanken aufzuschreiben. Und davon ließ er nicht ab, so sehr es ihn erniedrigte, sich in den Fasern aller seiner Empfindungen bloßzulegen. Jedes Beschönigende, jedes Rechtfertigende ließ er beiseite. Hart, trocken, klar, wie eine Punkt für Punkt in sich gegründete Anklage, kalt und nüchtern sollte dies Bekenntnis dastehen. Nichts von Gefühlsseligkeit, nichts von Vertuschen, Schonung und Mitleid durfte ihn leiten.

Nur so konnte er aus dem Zusammenbruch seiner selbst die Trümmer ziehen; nur so war eine letzte Möglichkeit gegeben, wiederaufzubauen. Aber schon dieser Gedanke an neues Bauen machte ihn stutzig, verwirrt, willensschwach. Er löste gleichsam alles wieder auf. So kam etwas Sektiererisches und Asketisches über ihn. Eine Sehnsucht nach freier Bergluft, nach brausendem Gebirgsbach, in dem er untertauchen und sich frei baden könnte.

Und eines Nachts erhob er sich plötzlich, packte das Notwendigste in ein armseliges Bündel zusammen und verließ auf den Fußspitzen das Haus. Er sah übernächtig, verstört und seltsam aus. Er trat an die erste Droschke, auf die er stieß, und mit gesenkter Stirn sagte er zu dem Kutscher, der es sich in dem Wagensitz bequem gemacht hatte: „Fahren Sie mich nach dem Görlitzer Bahnhof!“

Der Mann torkelte aus seinem Halbschlaf auf, rieb sich die Augen und blickte verwundert auf den Fahrgast, der ihm verdächtig vorkam. Auf einmal aber erhellte sich sein Gesicht. Er murmelte ein paar unverständliche Laute und verließ mit einem raschen Sprung den Wagensitz. Und mit einer möglichst kaltblütigen Miene fragte er von oben herab: „Sie kennen mir wohl nich?“

„Nein,“ entgegnete Thomas leise.

„Na, denn is jut. Ick kenn aber Ihnen. Ick hab Ihnen schon jefahren!“

Und sich plötzlich auf die Lippe beißend, als ob er bereits zuviel gesagt hätte, leise und verstohlen schmunzelnd, begab er sich auf den Bock.

Die Fahrt dünkte Thomas endlos. Und wie merkwürdig, wie schemen- und gespensterhaft sahen die Häuser bei dem kalten Morgenlichte aus — denn der Morgen begann inzwischen zu grauen. Wie eine Totenkammer kam ihm die Stadt in ihrer einsamen Ruhe vor. Kein Mensch war auf den Straßen. Alles war ausgestorben. Die weißen Häuser hatten in diesem Lichte für ihn etwas Grauenhaftes; die Ruhe an Stelle des brausenden und bewegten Lebens etwas Erschreckendes und Erschütterndes. Alles erschien ihm grotesk und verändert. Er sah statt der Häuser nur Trümmer, als ob ein Erdbeben die Stadt dem Boden gleichgemacht hätte, und als ob er, ein einsamer Überlebender, über ein Feld des Grauens und der Verwüstung ohne Ende hinwegführe. Und unter dem Geräusch der Räder und in der Erinnerung an die furchtbaren Geschehnisse schrak er beständig zusammen und wurde wie von Fieber geschüttelt; auch das Pferd trabte angstvoll dahin. Sicher ging es dem Kutscher so wie ihm. Kaum, daß er die Zügel in den Händen halten konnte ... Aber die Häuser standen doch fest und ehern da, und in wenigen Stunden würde das Räderwerk unaufhaltsam zu treiben und zu arbeiten beginnen.

Er lachte leise und geheimnisvoll in sich hinein.

Das war ja gänzlich ausgeschlossen, grübelte er weiter. Seine Wahrnehmung von Häusern, in denen Menschen wohnten, mochte im Augenblick nichts weiter als eine grobe Sinnestäuschung sein.

„Brrr,“ machte der Kutscher und hielt vor dem Görlitzer Bahnhof.

„Was bin ich schuldig?“

„Na, wat wern Se schuldig sind?“ Er nannte ihm den dreifachen Preis und steckte kaltblütig und gleichzeitig geringschätzig das Geld ein ...

Vier Stunden mußte Thomas warten, ehe sein Zug ging.

Er ließ sich Briefpapier und Tinte geben und schrieb eine Zeile an seine Wirtin. Und in einer plötzlichen Anwandlung, die er sich nicht erklären konnte, setzte er einen Brief an seinen Vater auf.

Weshalb schreibe ich ihm, dachte er. Er wollte unter keinen Umständen darüber sich

den Kopf zerbrechen. Er wollte es nicht, weil er ohnedies den Grund zu wittern glaubte. Jedenfalls thu ich es nicht aus Güte oder Liebe, soviel weiß ich; das andere ist gleichgültig ...

Er löste ein Billet vierter Klasse.

Wie komme ich dazu, anders zu fahren? Es war ihm in dieser Stunde klar, daß er von nun ab seine Lebensbedürfnisse auf das genaueste kontrollieren und auf das bescheidenste einrichten müßte.

Der Wartesaal war noch immer vereinsamt, als er wieder zurückkehrte.

Nur in einem Winkel saß ein mittelgroßer Mann mit einem ungepflegten, blonden Vollbart. Er war in einen langen Mantel gehüllt und trug einen braunen Hut aus steifem Filz, der mehrere Flecken hatte. Der Mann stützte die Ellbogen auf den hölzernen Tisch und hatte in die Handflächen seinen Kopf gelegt.

Thomas achtete nicht auf ihn. Einen Augenblick erwog er es, auch der Bettina vor seiner Abreise eine Nachricht zu senden. Diesen Plan gab er indessen sofort auf. Der Gedanke an sie bereitete ihm Schmerzen.

Endlich wurden die Thüren geöffnet, die zum Perron führten. Er stieg in den Wagen. Der Zug war so gut wie leer. Nur ein paar Reisende füllten die Coupés zweiter und dritter Klasse.

Der Mensch aus dem Wartesaal folgte ihm. Er fuhr ebenfalls vierter Klasse.

Unmittelbar darauf setzte sich die Lokomotive in Bewegung. Sein Reisebegleiter nahm nach einer Weile ein kleines, zerlesenes Buch hervor, in das er sich vertiefte, während er selbst die Augen schloß und sofort einschlief.

Erst gegen Mittag erwachte er.

Die Sonne brannte in voller Kraft durch die geschlossenen Coupéfenster.

Der Mensch ihm gegenüber saß noch immer in der nämlichen Stellung da und las. Er hatte weder seinen Mantel ausgezogen, noch seinen Hut abgenommen.

Thomas blickte flüchtig zu ihm hinüber.

Das von dem dichten Vollbart eingerahmte Gesicht des Fremden hatte eine so zarte und weiße Hautfarbe, wie er sie nur bei Frauen gesehen. Die wasserhellen Augen waren trübe und bleich wie Wäsche, die in der Sonne getrocknet wird. Was Thomas zunächst auffiel, war aber die längliche, außerordentlich edel geschnittene Hand, auf der die bläulichen Adern deutlich hervortraten.

„Darf ich das Fenster öffnen?“ fragte Thomas, als sein Gegenüber plötzlich das Buch zuklappte.

Der Fremde nickte und lächelte dazu auf eine zerstreute, weltfremde Art. Dann nahm er aus einer Tüte etwas getrocknetes Obst, das er sorgsam in ganz kleinen Bissen verzehrte. Die Tüte steckte er behutsam wieder in die Manteltasche, aus der er jetzt eine Flasche und ein in Zeitungspapier gewickeltes Glas hervorholte. Die Flasche enthielt Milch. Er schenkte sich einen kargen Schluck ein, und nach diesem Genusse glänzte seine Miene in kindlicher Heiterkeit auf.

Alles das hatte Thomas wahrnehmen müssen, obwohl er den seltsamen Reisegenossen nur bescheiden beobachtet hatte.

„Was ist das für ein wundervoller Tag,“ sagte der Fremde demütig, leise und mehr für sich.

Thomas antwortete nicht — er sah ohne Gedanken in den wolkenlosen Himmel.

Der Fremde lächelte scheu und wollte von neuem zu lesen anfangen.

Ich habe ihn am Ende verletzt, dachte Thomas. „Fahren Sie noch weiter mit?“ fragte er deshalb.

„Nein. Ich steige bei der nächsten Station aus und gehe zu Fuß. Mein Geld reicht nur bis zur nächsten Station,“ fügte er gleichsam entschuldigend hinzu. Und ergänzend sagte er: „Der Zweck meiner Reise ist eine Fußwanderung.“

Er sah Thomas auf einmal so durchdringend an, daß dieser sich verletzt fühlte.

„Fällt Ihnen etwas an mir auf?“ wandte er sich an ihn, und in dem Ton seiner Stimme lag etwas Unfreundliches, das er sofort bereute.

Der andere schien es gar nicht bemerkt zu haben. In einer versonnenen Manier — seine Pupillen schienen in die Ferne zu schweifen — sagte er: „Das ist ein langer Weg der Leiden, den Sie noch zurücklegen müssen!“

Und wieder lächelte er sonderbar in einer Art von Unterwürfigkeit und Verlegenheit.

„Kennen Sie mich denn?“ fragte Thomas wie abwesend.

„Ich kenne Sie, weil Sie ein Unglücklicher sind, der sich nach Erlösung sehnt."

Und ganz spontan reichte er Thomas mit einer anmutigen Bewegung die Hand.

Thomas nahm sie nicht. Er betrachtete seinen Reisegenossen mit skeptischer Scheu.

Ohne im mindesten gekränkt zu sein, sagte der Fremde nach einer Weile: „Sie dürfen mir Ihre Hand geben, die Brüder im Leide erkennen sich."

Einem inneren Zwange folgend, gab Thomas Truck nach.

Der andere hielt einen Augenblick seine Rechte sanft fest, mit gedämpfter Stimme brachte er die Worte hervor: „Ich darf Ihnen einen Zehrpfennig geben, da ich reicher bin als Sie." Und ohne auf den verblüfften Ausdruck in Thomas' Zügen zu achten, fuhr er fort: „Es sind zwei Worte, die ich Ihnen schenke."

In dieser Sekunde hielt der Zug.

Der Fremde öffnete mit einer raschen Bewegung die Coupéthür, und während des Hinaussteigens flüsterte er: „Carma ... Nirwana!"

Bevor Thomas noch etwas erwidern konnte, war er verschwunden.

* *
*

Thomas schritt über den Kamm der Berge im Morgenrot, wenn auf den Gräsern Frühtau lag.

Er schritt über die Gipfel am Mittag, wenn die Sonne glühte und alles in ihr weißes Licht tauchte.

Und wenn das Rot des Abends heraufzog und Wälder und Höhen golden machte, so stand er da oben und blickte verträumt mit glänzenden Augen in die versinkende Helle. Kein Haus ... kein Strauch ... kein Mensch ...

Er horchte in Einfalt und Andacht auf die Einsamkeit. Er hörte das Rauschen ihrer Flügel ... er vernahm ihre lautlosen Lieder.

Seine bleichen Züge waren von der Sonne braun geworden, seine sehnige Gestalt wurde noch schlanker bei diesem steten Wandern.

Kein Ton entging ihm. Er hörte mit verfeinerten und geschärften Ohren; und diesem Horchen und Lauschen gab er sich hin. Darin empfand er den Rausch seiner Einsamkeit.

Eine tiefe, gläubige Ruhe durchdrang ihn. Über ihn kam Festigkeit und Freude; eine ganz seltsam geartete Milde, die er vorher nicht an sich gekannt zu haben meinte, nahm von ihm Besitz.

Er kam sich völlig verwandelt vor ... Aber diesen Wandel fand er natürlich, er wunderte sich darüber nicht.

Alle Dinge sah er plötzlich ganz anders. Ihm war es, als ob bisher sein Blick verschleiert gewesen. Immer wieder sagte er leise zu sich: ich habe nicht nur erkannt — ich werde auch nach meiner Erkenntnis leben. Er hatte das unabweisbare Empfinden, daß er nur so die Zweifel und Wirrnisse des Daseins, all das Dunkel, das im Hintergrunde seiner Seele kauerte, zu durchdringen vermochte. Man war nicht dazu da, um für sich allein zu leben. Man trug nur dann das ewige, nie verlöschende Licht in sich, wenn man eins wurde mit dem All.

Und diese Vorstellung erfüllte ihn mit einer weiten Freudigkeit.

Man mußte in sich graben, sein eigenes Erdreich aufwerfen, Scholle auf Scholle. Den Boden bestellen in hingebender Arbeit, bevor man zu sich selbst gelangte.

Wie wird ein Lebewesen? Durch wieviel organische Prozesse, durch wieviel Bahnen hat es zu schreiten, bevor es in seiner Vollendung da ist? Das konnte man auf Schritt und Tritt in der Natur verfolgen!

War es im Verhältnis dazu wunderbar, wenn die reine, hüllenlose Wiedergeburt des Geistes eine Wanderung, deren Weg unendlich und ewig war wie der Geist selber, erforderte?

Wie eine Biene blühenden Klee umschwirrt, alle Süße aus ihm zieht, um ihr Werk zu vollenden, so sog er sich an dem Begriff „Wiedergeburt" voll.

Dieses Wort bekam für ihn einen Umfang und eine ungeahnte Bedeutung. Es war nicht mehr ein Wort, ein leerer Schall ... es war etwas Wachsendes, Blühendes, Ewiges ... es war für ihn eine Erfüllung — ein Ziel zu anderen Zielen.

Er kam sich wie ein Reisender vor, der an verschiedenen Stellen des Landes wichtige Geschäfte zu besorgen hat und auf einer

seiner Stationen nach langer und beschwerlicher Fahrt glücklich angelangt ist ...

Als er die Rückreise antrat, wußte er, daß von nun an erst das Leben für ihn begann.

Ihm war, als ob hinter den letzten Ereignissen nicht Wochen, sondern Jahre lagen.

Er war ein Fremder, ein Neuer, ein Gewandelter, der, wenn er den Blick rückwärts richtete, sich kaum noch erkannte. Aber andererseits empfand er deutlich, daß er ein Wanderer war, für den es keine Rast und Ruhe gab. Steile Wege, finsteres Dickicht und Gestrüpp, weite Strecken ohne Strauch und Halm, von Sonnenbrand ausgedörrt, Nachtdunkel und Überlicht, das blendete, lagen vor ihm.

Und alles das schuf in ihm einen tiefen Ernst und eine Kraft, die ihn stark machte.

* *
*

Die Ingolf hatte mit sich einen Kampf durchgemacht, in dem sie schließlich zusammengebrochen war. Sie hatte den Mechaniker nicht mehr sehen und sich selbst zwingen wollen, jeden Gedanken an ihn aufzugeben. Alle Erwägungen der Vernunft hatte sie zu sich sprechen lassen. Sie hatte ihn in seiner ganzen Schlechtigkeit zerfasert, um jeden Zusammenhang mit ihm in sich auszuroden. Und in einer ihr innewohnenden Neigung, alles in klare Formeln zu bringen, hatte sie festgestellt: 1) Fründel ist ein Mensch der Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht. 2) Fründel besitzt nicht ein Atom von Güte. 3) Er hat sich festgebissen in ein System von abstrakten Begriffen, das ihn verknöchert und für jede freiere Erkenntnis verbohrt hat. Die Arterien des Herzens sind verkalkt. 4) Sein geistiger Zustand hat etwas stark Pathologisches. 5) Er gehört zu der Kategorie von Menschen, bei denen man sich jeder Gewaltthätigkeit versehen kann. 6) Schluß: Meide ihn wie das Übel! Diese Resultate hatte sie auf einen weißen Bogen geschrieben, ihn in ein Couvert gelegt, das sie mit der Adresse versah: Zur Psychologie und Erkenntnis des Herrn Frank Fründel.

Dennoch vermochte sie ihre Gedanken nicht von ihm zu trennen. Es lag auf ihr wie ein Alp. Immer sah sie ihn vor sich. Immer sah sie seine Augen, die er so starr und unbeweglich auf einen Menschen richten konnte, und immer empfand sie den kalten Hohn und die eisige Selbstsicherheit, die ihm eigen waren. Wo sie ging und stand — er war hinter ihr, er verfolgte sie. Er blickte sie mit einem niederträchtigen Mitleid an, das sie schüttelte. Sie hörte seine Stimme, deren fester, sachlicher Ton sie vollends in Verwirrung brachte. Und ganz deutlich vernahm sie, wie er sagte: Sieh, ich könnte dich in meine Hände nehmen und zerbrechen — aber ich thue es nicht. Es wäre mir ein Leichtes, Gewalt an dir zu üben und dich zu mir hinüberzuziehen. Und dennoch stehe ich davon ab. Ich besitze dich, so sehr du dich mir entziehst. All dein Fühlen gehört mir, so sehr du mich zu hassen wünschst. Ich weiß es todessicher, daß du selber demütig zu mir kommen und deinen Willen in meine Hände legen wirst ...

Solche Vorstellungen hatte sie bis zur tiefsten Selbsterschöpfung niederzuringen versucht; ihre Waffen waren Haß, Auflehnung und Empörung gewesen. Dann hatte sie ihren Haß und ihre Empörung begraben, und auf diesem Grabe war Sehnsucht aufgeblüht und Hoffnung.

Sie wartete nun darauf, daß er ihr ein Lebenszeichen geben, ihr schreiben würde. Aber ihr Warten war vergebens. Da kam über sie eine jammervolle Ruhelosigkeit. Sie fühlte, daß alle ihre Widerstandskraft zerbrochen war, daß er nur zu kommen brauchte, um sie wie einen flügellahmen Vogel, der mühselig am Boden kriecht, aufzunehmen; daß sie sich zitternd und mit geschlossenen Augen an ihn schmiegen würde.

Sie dachte nicht mehr an die Josefa. Sie vergaß ihn, wie er war. Sie fühlte eines nur, daß er Herr über sie war. Er war der Sieger und hatte die eiserne Kraft, vor der sie zurückbebte, und die sie mit demütiger Wonne erfüllte. Sie hätte es ihm unter freudigem Weinen bekannt, daß es nur noch ihr Glück sei, sich vor ihm zu beugen.

Und dann schlug die Stunde, wo ihre Scham wie Frühlingsschnee zerschmolz, wo sie weich und mürbe wurde. Da schrieb sie ihm und bat ihn, zu kommen ...

Mechaniker Fründel war nicht für halbe Arbeit. Er nahm ihr den Rest ihres Selbstbewußtseins.

Er antwortete, daß er sie in seiner Wohnung erwartete. Er gab ihr genau die Stunde an, klar und bestimmt, ohne ein einziges freundliches Wort.

Noch einmal bäumte sich alles in ihr auf. Sie beschloß, unter keinen Umständen sich zu fügen. Aber als der Nachmittag heranrückte, setzte sie sich den Hut auf und fuhr in einer geschlossenen Droschke zu ihm. Sie trieb den Kutscher zur Eile an. Sie durfte ihn nicht warten lassen.

Dem kräftigen Mädchen schlotterten die Knie beim Verlassen der Droschke ... niemals war sie so schwach und elend gewesen. Noch im Hausflur wollte sie umkehren. Dann jedoch lächelte sie verzweifelt in sich hinein. Ihr Widerstand kam ihr thöricht vor.

Nichts ersparte er ihr. Je höher sie die Treppen hinaufklomm, desto sicherer erwartete sie, daß er ihr entgegeneilen, ihr ein gutes Wort sagen und sie in seine armselige Bude führen würde ... wie dankbar wäre sie dafür gewesen ... Aber von alledem geschah nichts ...

Sie pochte an seiner Thür und hörte, wie ihre Pulse klopften.

Sie vernahm sein ruhiges „Herein!", drückte mit heißer, fiebriger Hand die Klinke hernieder und trat bleich und verstört ein.

„Ah, guten Tag," sagte er und erhob sich von seinem Stuhl. Er reichte ihr zunächst nicht die Hand, sondern trat zur Lampe, die er anzünden wollte.

„Nicht doch," bat sie.

Da ließ er es.

„Sie wundern sich, daß ich zu Ihnen gekommen bin," brachte sie langsam hervor, unfähig, ihre Bewegung zu unterdrücken.

Er schüttelte den Kopf.

„Sie haben mich erwartet?" fragte sie leise, und etwas wie trunkene Freude klang durch ihre Stimme.

„Ja!"

Sie nahm plötzlich seinen weichen Filzhut, der auf der Kiste lag, und streichelte ihn. „Er ist ganz zerdrückt," meinte sie scheu.

„Besser der Hut als ich," antwortete er lächelnd.

Sie hatte die Hände gefaltet und etwas Kindliches, Schwermütiges, das ihr ernsthaftes, kluges Gesicht merkwürdig wandelte, grub sich in ihre Miene.

„Giebt es einen Menschen, der auf Sie einen auch nur leisen Druck auszuüben vermag?"

Er schwieg.

Sie suchte in seinem Gesicht zu lesen. Es war aber so dämmerig und dunkel, daß sie nur verschwommene Linien sah.

„Es könnte wohl einen Menschen geben," sagte er endlich, „den ich ...", und unvermittelt, ohne die Lücke auszufüllen, fuhr er fort: „Dieser Mensch müßte vor mir Ehrfurcht haben. Niemals dürfte er einen Zwang auf mich ausüben. Er müßte mir die Gewißheit schaffen, daß er meine Freiheit, daß er mich ehrt. Und er müßte so sein, daß ich mit ihm über alles sprechen könnte und es der Mühe für wert hielte, auf seine Antwort zu hören. Niemals dürfte er Besitzrechte auf mich geltend machen, mich mit seinen Wünschen quälen. Er müßte sich mir hingeben, ohne Forderungen zu stellen. Und er müßte," setzte er, Silbe für Silbe auseinanderziehend, hinzu, „es wissen ... die Stunde müßte er wissen, wann ich seiner bedarf, wann nicht. Dieser Mensch," schloß er, „kann nur eine Frau sein —"

„Ja," antwortete sie einfach und von einem unaussprechlichen Weh erfüllt, „dieser Mensch kann nur eine Frau sein." Und plötzlich legte sie ihre Hände auf ihn und sagte: „Ich will es versuchen!"

Da fühlte sie, wie jemand mit starken Armen sie umfing, mit Armen, die stählern waren, und sie einen flüchtigen Augenblick an sich zog. Er hob sie ein klein wenig empor, und sie dünkte sich über sich selbst hinweggetragen.

Sie hatte in diesem Augenblick nur den einen Gedanken: ich bin eine Magd in Seligkeit, und vor mir steht mein Herr!

Aber unmittelbar darauf ging eine Fülle bunter Vorstellungen durch ihr Hirn. Sie erinnerte sich, wie sie von klein auf immer widersprochen, sich gegen Eltern und Erzieher aufgelehnt hatte, wie niemand sie bändigen konnte, wie sie in allem und jedem stets ihren Willen durchgesetzt hatte. Und nun brach alles Sklavische, Dienende gewaltsam aus ihr hervor ... und sie empfand ihre Demut wie ein reiches, unerhörtes Glück. Das sagte sie ihm. Es drängte sie, es ihm zu sagen. Dann nahm sie seine Hand und

streichelte sie beständig. „Niemals sollst du mich als eine Last empfinden. Niemals soll dein Wille, deine Freiheit durch mich gebunden sein!“ Sie sprach in einem Tone, der feierlich, beinahe wie ein Schwur klang. Und als er ein wenig betroffen aufsah und in einem Unbehagen, das sie sofort herausfühlte, sich abwandte, beeilte sie sich, hinzuzufügen: „Es ist das erste und letzte Versprechen, das du von mir hören wirst!“

Sie lehnte sich an ihn.

Und nun ging eine unerwartete Änderung mit ihm vor. Er drückte sie leidenschaftlich an sich, ohne auf ihren Schmerz zu achten. Er küßte sie mit einer Wildheit und Heftigkeit, die ihr Atem und Besinnung nahmen.

Sie schrie nicht auf und entzog sich ihm nicht. Sie bebte unter seiner grausamen Zärtlichkeit. Sie schloß die Augen und vergaß alles.

Er ließ sie plötzlich los, nahm sie wie ein Kind in seine Arme und sagte: „So ein großes, starkes Mädchen und wehrt sich nicht. Stellt sich vor den Schuß und zuckt nicht.“

Er lachte auf und suchte wieder ihren Mund.

„Küß mich,“ sagte er ... und sie gehorchte.

„So!“ — er gab sie frei und zündete die Lampe an.

Verwundert betrachtete sie sein Zimmer.

„Ja,“ meinte er, „so hause ich!“ Dabei glättete er ihr zerzaustes Haar und strich über ihre Stirn.

„Du glaubst, ich habe mich nicht gewehrt?“ fragte sie, aus ihrem Sinnen erwachend.

„Ich glaube es!“

Sie zog ein zerknittertes Couvert aus der Tasche und gab es ihm stumm.

Er öffnete es vorsichtig, nachdem er die Adresse gelesen hatte. Dann trat er ganz dicht an die Lampe. Und während sie scheu und ein wenig schalkhaft daneben stand, studierte er Wort für Wort, als ob es Hieroglyphen wären.

„Hm,“ machte er, und nach einer langen Weile: „Willst du mir dieses Schriftstück schenken?“

Sie nickte.

Er that den Brief wieder sorgfältig in das Couvert und steckte ihn in seine Brusttasche. Dann schritt er mehreremal durch das Zimmer, ohne sich um sie zu kümmern.

Nach einer Weile nahm er das Schreiben wieder hervor, las es noch einmal, rückte den Stuhl dicht vor die Kiste, setzte sich und schrieb unter den letzten Satz langsam, während er seine Uhr hervorzog: Dieses erhielt ich Donnerstag den 17. Mai 1899 abends halb zehn Uhr.

Er brannte ein Streichholz an und trocknete mit der dürftigen Flamme die nassen Buchstaben. Darauf griff er nach einem Buche und las.

Der Ingolf wurde ängstlich zu Mute.

Er schien sie gänzlich vergessen zu haben, aber sie rührte sich nicht.

Nach ein paar Minuten klappte er das Buch zu und erhob sich.

„Komm,“ sagte er, „wir wollen gehen; denn dieses ist heute ein Fest, das man ...“ Er sprach wieder nicht zu Ende. Er hatte überhaupt öfter die Gewohnheit, mitten im Satze abzubrechen.

Während sie die dunklen Treppen hinunterstiegen, legte er seinen Arm in den ihrigen.

Auf dem langen Weg, den sie nun zurücklegten, bis sie in die Nacht und Einsamkeit des Tiergartens kamen, blieb er still und wortlos ... und doch verstand sie ihn und schmiegte sich eng und innig an ihn.

* *
*

Die Leute im Nachtlicht hatten sich vollzählig versammelt. Der Schein der Petroleumhängelampe beleuchtete wiederum ihre Gesichter, die erregt schienen.

Der Maler Brose saß zurückgelehnt in seinem Stuhl. Er hatte die Hand an das Kinn gelegt und hörte stumm zu. Die Krankheit hatte sein Gesicht noch mehr durchgeistigt, seinen Zügen eine Art von unirdischem Glanz verliehen.

Die Frau saß neben ihm und hielt beständig seine freie Hand, die er ihr nicht entzog. Sie war ganz innere Unruhe, jeder Blick gehörte ihm. Ohne Anteilnahme folgte sie den Reden. Die bangen Nächte der letzten Zeit, der Zustand der ewigen Furcht und Sorge um ihn hatten sie aufgerieben. Dennoch beherrschte sie sich und zwang sich wenigstens äußerlich nieder. Wenn ein Geräusch entstand, zuckte sie zusammen. Sah dann Brose auf, so wurde sie rot wie ein

Kind, drückte seine Hand und versicherte ihm, daß das nichts zu bedeuten habe.

Man sprach in erregtem Tone über Thomas Truck. Seit Wochen war er nicht mehr hier erschienen. Er war verschwunden, abgereist, ohne irgend einem der Freunde ein Wort zu sagen. Niemand wußte, wo er war. Mechaniker Fründel erklärte, daß daraus nicht der geringste Vorwurf gegen ihn erhoben werden könnte. Wenn er nicht mehr hierher käme und sich auf und davon gemacht hätte, so sei das seine Sache; dadurch würde sein Urteil über ihn nicht beeinflußt. Fründel sprach überhaupt in der letzten Zeit zur Verwunderung aller in außerordentlich fließender Rede. Seine Schweigsamkeit hatte aufgehört. Es schien in ihm die Neigung erwacht zu sein, sich an den Leuten im Nachtlicht zu reiben.

Alle waren erstaunt darüber, in wie hohem Grade der Einsilbige die Rede beherrschte, mit welcher Festigkeit er sprach, und wie er jeden Satz, den er aufstellte, ausgebaut und sich überlegt hatte.

Er war gegen jeden Angriff von vornherein gewappnet, er lauerte förmlich auf ihn, um ihn sofort zu parieren.

Er stieß alle durch seine schrankenlose Offenheit und vorgefaßten Meinungen ab, die durch keine Gegengründe zu erschüttern waren. Aber alle hatten doch Achtung vor seiner Persönlichkeit und dem unerhörten Fleiße, mit dem er sich geistig heraufgebracht hatte.

„Welches ist denn Ihr Urteil über Thomas Truck?“ fragte Lissauer.

Der Mechaniker blickte den Frager scharf an, ehe er erwiderte: „Ich traue ihm nicht ganz, weil ich ihn für einen Träumer und Weichling halte!“

Und Heinsius, der mit Fründel am besten stimmte, weil er sich durch das harte Auftreten dieses gesunden Burschen in seinen eigenen Anschauungen gefestigt und gestärkt fühlte, setzte hinzu: „Das ist einer von den Halben, den Schwärmern, die nicht hott und nicht hü sagen, die bald hierhin, bald dorthin getrieben werden, die immer gern möchten und nie können! Einer von den Lauen, die am Gewissen laborieren! Aus solchen Kerlen werden schließlich Weltschmerzler oder Irrenhäusler.“ Diese Worte hatte er so verbittert ausgestoßen, daß alle einen Augenblick verblüfft waren.

Aber auf einmal erhob sich die Maria Werft, und sich weit über den Tisch beugend, als wollte sie ihn mit ihren glänzenden Augen durchbohren, rief sie mit einer Stimme, aus der tiefer Zorn und Bewegung zitterte: „Wie können Sie den gnädigen Herrn, der nicht hier ist, so beschimpfen?“

Die Ingolf, die schon bei den Worten Fründels gedrückt auf die Tischplatte gesehen und sich nicht zu rühren gewagt hatte, schrak jäh auf.

„Reden Sie doch nicht solches Blech von Gnade und gnädig — das wird auf die Dauer langweilig,“ unterbrach Fründel in sarkastischem Tone das Schweigen.

Die Maria krümmte sich bei diesen Worten eine flüchtige Sekunde wie unter einem Peitschenschlage, dann aber richtete sie sich kerzengerade auf, und wieder bekamen ihre Augen diesen ekstatischen und durchleuchteten Ausdruck. „Sie sind ohne Gnade,“ sagte sie bebend ... „Christus verzeihe Ihnen!“

Heinsius wollte ihr in die Rede fallen, aber aller Augen waren auf Brose gerichtet, der sich langsam erhoben hatte und mit beiden Händen am Tische sich festklammerte.

„Ich möchte,“ begann er (und man verstand ihn zuerst kaum, so undeutlich sprach er), „durch mein Schweigen nicht in den Verdacht kommen, als ob ich mich den Urteilen über Thomas Truck anschlösse, sie billigte. Ich für mein Teil habe keine Zweifel an diesem Menschen. Alles, woraus Heinsius und Fründel Stricke für ihn drehen, scheint mir nichtig; es begründet vielmehr sein Wesen denen, die es verstehen wollen. Es ist wahr, dieser Mensch leidet am Volksgram, er leidet an seinem Ich. Hier liegen die Wurzeln seiner Kümmernisse, aus denen, Sie dürfen es mir glauben, seine Weltanschauung, seine Kraft wachsen wird. Denn dieser zählt zu den Menschen, die sich langsam und schwer finden, die unablässig suchen und graben! Er ist aus dem Holze der Edelmenschen.“ Und leiser fuhr er fort: „Viele Tannen stehen im dunklen Walde. Der Sturm braust über sie hinweg, daß sie zusammenschauern und vor Todesweh ächzen, und von neuem braust der Sturm und peitscht das Erdreich auf und entwurzelt sie mit-

leidslos. Und zu einer jungen Tanne, die freier dasteht als die anderen, blicken die Übriggebliebenen, die Verschonten ängstlich hinüber, ob sie noch dastünde oder der Gewalt gewichen wäre ... Und diese Tanne hält Trotz dem empörten Unwetter. Es beugt sie zur Seite, in jeder ihrer Nadeln fühlt sie die Stöße, aber jedesmal richtet sie sich höher und gerader auf. Und auf die Nacht und auf den Sturm folgt der Tag und die Stille. Und die anderen liegen kläglich da, während sie in ihrem Gram fester und tiefer Wurzeln geschlagen hat. Wen ich mit dieser Tanne meine, wissen Sie. Und darin fühle ich mich mit der Maria Werst eins, daß man einen, der sich nicht verteidigen kann, nicht angreifen soll."

Der Musiker Abraham Gebhardt war aufgestanden. „Ich finde es unwürdig," rief er, und seine langen Locken bewegten sich, „daß man in diesem Kreise so wenig Vertrauen zueinander hat. Was sollen uns diese kleinlichen Schmähreden! Habe doch wenigstens hier ein jeder Achtung vor der Persönlichkeit des anderen!"

Fründel erhob sich. „Wenn das ein Vorwurf gegen mich sein soll, so weise ich ihn zurück. Ich habe den Charakter des Thomas Truck mir zu deuten gesucht und mir die Freiheit genommen, das hier auszusprechen. Ich würde keinen Anstand nehmen, ihm meine Meinung ins Gesicht zu sagen. Im übrigen ..."

Der Mechaniker kam nicht weiter. Alle blickten befremdet und scheu auf die Thür, die sich soeben geöffnet hatte.

Auf der Schwelle stand Thomas, von der Sonne gebräunt und dennoch bleich. Allen kam er verändert vor. Seine Haltung schien ihnen straffer, sein Anzug ärmlich und sein Auge von einer außergewöhnlichen Leuchtkraft.

Die Brose ging ihm entgegen, und in ihrer freundlichen und herzlichen Art reichte sie ihm beide Hände. Mit einem schnellen Blick die Tafel überfliegend, sagte sie: „Sie kommen gerade zur rechten Stunde, denn eben war man dabei, über Sie Gericht zu halten."

Nach diesen Worten gab sie ihn frei — er aber blieb an der Thür stehen.

Und seltsamerweise wurde es sofort wieder still. Keiner stand auf und begrüßte ihn. Alle sahen mit gespannten Mienen auf ihn. In diesem Augenblick wurde es ihm klar, daß er reden mußte, daß er ihnen vielerlei zu enthüllen habe, was keinen Aufschub mehr litt.

Und niemand wunderte sich, als er jetzt begann: „Liebe Menschen! Was ich euch sagen werde, ist nicht die Eingebung einer flüchtigen Minute. Immer habe ich in eurem Kreise gehört, gelauscht, gelernt. Es ist das erste Mal, daß ich versuchen will, euch etwas zu geben. Keiner erwarte sonderliche Gedanken und Erkenntnisse. Ihr waret gerade dabei, über mich Gericht zu halten. Liebe Freunde, ihr thatet recht daran. Aber ihr wußtet nicht, daß ich in der Einsamkeit, aus der ich wieder zu euch trete, mich selber angeklagt und zur Rechenschaft gezogen habe. Und wenn ihr über mich strenge geurteilt habt — so urteilte ich doch noch strenger. Ich sah über mein Leben, das wechselvoll und dürr gewesen war. Ich sah in mich ... und erschrak." Er hielt einen Augenblick inne, und seine Züge bekamen etwas Hilfloses und Wehes. Er atmete tief auf. „Ich will zu euch, liebe Menschen, nicht sprechen über das, was hinter mir liegt, sondern über den Weg, der sich vor mir aufthut. In eurem Kreise, mit euch habe ich nach einer wertvolleren Betrachtung des Lebens und aller menschlichen Dinge gerungen. Hier haben wir versucht, in wechselseitiger Aussprache uns zu vertiefen und zu fördern. Gegensätze ... Klüfte thaten sich auf. Aber der Drang nach Freiheit schlug über alle Klüfte eine Brücke. Jeder sehnte sich für sein Teil nach Freisein; und dieser Begriff bekam für ihn etwas vom Urdasein; in ihn zogen wir alle Reinheit und alles Adelige. Unter Freiwerden verstanden wir eine Empörung, ein machtvolles Sichauflehnen gegen jeden Zwang, er mochte von außen oder von innen kommen. All die Schalen und Krusten wollten wir sprengen, mit denen uns Erziehung und Gewaltherrschaft umgab. Es sollte für uns nichts Autoritäres mehr geben. Und aus einer Gemeinschaft, in der die Persönlichkeit des einzelnen unterdrückt und versklavt wurde, schieden wir stillschweigend aus, um uns den Weg mühselig zu bahnen, der uns zur Höhe führen sollte. Wir erkannten, daß nur der freie Mensch, für den es keine äußeren Gebote giebt und

keine Lockungen von dieser Welt, Mensch wurde. Wir begriffen, daß wir abseits standen und den Zusammenhang mit jenen verloren, die Gewalt übten oder Knechte waren; und wir empfanden in innerem Glück unsere Einsamkeit. Liebe Freunde, ich will versuchen, eine neue Brücke zu schlagen, eine Brücke, die vom Erkennen zum Leben führt. Das Leben schließt seine Pforten auf. Öffnet weit die Augen und blickt in das neue Reich! Seid eingedenk des Wortes: Wir sind das Licht der Welt. Wandelt im Lichte! Zündet Fackeln an! Werft unser Nachtlicht überall hin — es wird Helligkeit und Tag verbreiten. Ich für mein Teil bin entschlossen, das, was uns erfüllt, hinauszutragen. Ich will die sammeln, die nach Licht dürsten und hungern, die sich nicht vom Baal und nicht vom Belial zertreten ließen. Ich will, was an mir ist, die Freude verkünden und wiederaufbauen, die Freude, liebe Menschen, die in vielen tausend Seelen glimmt, wie sehr man sie zu ersticken versuchte. Denn die Sehnsucht nach der Freude ist überall; und die Sehnsüchtigen warten nur mit bangen Seelen, daß einer komme und sie wecke. Ich fordere jeden auf, mit mir in den Festsaal zu treten und Bekenntnis abzulegen. Und jeder habe sein Bekenntnis und seine Sehnsucht. Aus diesem engen, kleinen Kreise treten wir hinaus und suchen die Gleichen. An allen Ecken und Enden des Landes stehen sie; ich höre ihr Pochen und Klopfen und öffne den Festsaal." Er zog plötzlich ein weißes Blatt aus der Tasche. „Auf diesem Blatte stehen heute nur die beiden Worte: ‚Der Festsaal.' In jeder Woche soll es voll beschrieben hinausgehen und die freien Geister zum Zusammenschluß rufen. Es soll denen ein furchtbares Warnzeichen sein, die das Emporblühen der Freude, das Freiwerden untergraben wollen. Sie graben ihr eigenes Grab, und auf ihren Gräbern pflanzen wir das neue Reis. Wir kämpfen für eine freie Gemeinschaft. Wir kämpfen für das neue Leben, das eigentlich erst Leben ist. Das war es, liebe Freunde, was ich euch sagen wollte ...!"

Er war noch bleicher geworden als bei Beginn seiner Rede. Aber fest stand er da; stark in jeder Muskel, durchglüht von der Reinheit seines Wollens. Alle hatten den Eindruck, daß eine große und reine Überzeugung ihn erfüllte, daß hier einer aufgestanden war, der etwas vom Baumeister in sich trug.

Der warme Klang seiner Stimme, das innerste und tiefe Gefühl, das aus ihr sprach, hatte sie noch mehr gepackt und ergriffen als der Inhalt, über den sie sich noch nicht ganz klar geworden zu sein schienen.

Ein paar Minuten herrschte jenes zitternde Schweigen, das mehr sagt als lautes Beifallsgetose.

Dann trat der kleine Blinsky als erster auf Thomas zu. Seine hervorstehenden runden Augen funkelten. Er mußte eine Weile warten, bevor er sprechen konnte. Dann nahm er Thomas' Hand und sagte nur leise: „Ich stehe zu Ihnen!"

Jetzt erhoben sich auch die übrigen und sprachen in kleinen Gruppen miteinander. Es war ihnen mittlerweile aufgedämmert, daß diese Nacht einen Einschnitt in ihr Leben bedeuten würde; daß Thomas sie aus ihren stillen und verborgenen Zusammenkünften hinausziehen wollte in den Kampfeslärm des Tages.

In einem Winkel stand Josefa Gerving und starrte auf Heinsius und Fründel, die heftig aufeinander einsprachen.

Liers trat an sie heran.

„Ich bitte Sie," sagte er leise, „machen Sie nicht ein so furchtbar ernstes Gesicht, Sie sehen ja entsetzlich verstört aus!"

„Finden Sie?" Sie warf die Lippen hochmütig auf und streifte ihn mit einem geringschätzigen Blick.

„Ja, ich finde es!"

„Man hat jetzt Wichtigeres zu thun, als solche Beobachtungen zu machen," sagte sie höhnisch.

„Für mich giebt es nichts Wichtigeres!"

„So?" Ihr verfinstertes Gesicht hellte sich in leisem Spotte auf.

„Sie sind mir das Wichtigste auf Erden," fügte er hinzu.

„Wenn Sie nicht still sind, rufe ich Ihre Frau. Ein Glück, daß man mit anderen Dingen beschäftigt ist und auf uns nicht achtet."

Wieder flog ihr Auge zu Fründel hinüber; gleichzeitig suchte sie aber auch die Ingolf.

„Sie können rufen, wen Sie wollen," entgegnete Liers, „was ich Ihnen zu sagen habe, kann jeder hören."

„Meinen Sie?"

„Allerdings!"

Sein bildhübsches, für gewöhnlich müdes und verschlafenes Gesicht hatte einen innerlichen Ausdruck bekommen.

Die Gerving betrachtete ihn plötzlich aufmerksam. Sie sagte sich im stillen, daß er von Natur außergewöhnlich bevorzugt war. Seine jünglingshafte Gestalt hatte etwas ungemein Elegantes und Edles. Laut aber antwortete sie: „Ich habe Ihrer Frau schon neulich auf der Straße gesagt, daß Sie mich auf ganz unverschämte Weise belästigen!" Etwas milder fügte sie hinzu: „Du lieber Gott, Sie sind doch ein verheirateter Mann, schämen Sie sich denn gar nicht?"

„Wie können Sie mir damit kommen," fragte er demütig. „Eben hat man zu Ihnen über die Freiheit gesprochen und jetzt ..."

„Wenn Ihre Freiheit darauf abzielt, daß eine der anderen den Mann stiehlt, so ... so ... pfeife ich darauf!"

Er wurde nervös. „Was haben Sie für kindliche Ausdrücke und Anschauungen! Stehlen kann man doch nur einen leblosen Gegenstand ... stehlen ... stehlen ...!"

„Lassen Sie mich," unterbrach sie ihn grob. „Dieses dumme Zeug kann ich nicht vertragen, verstehen Sie mich!"

Er wich einen Schritt zurück.

Sie hatte jetzt die Ingolf entdeckt, die sich eifrig mit der Brose unterhielt.

Bei diesem Anblick wand sich ihr Gesicht in einem niederträchtigen Lächeln. „Herr Liers!"

„Fräulein —!"

„Wenn jemand einen gern hat," fragte sie langsam, „so bringt er doch Opfer für ihn — was?"

„Das behauptet man im allgemeinen!"

„Haben Sie mich gern?"

„Sie wissen es!"

„Wollen Sie für mich etwas thun?"

„Alles!"

„Darf ich Sie beim Wort nehmen?"

„Sie dürfen es."

„Gut! Sie sollen auf Schritt und Tritt dies Frauenzimmer" — sie wies mit dem Zeigefinger auf die Ingolf — „verfolgen! Sie sollen weder Zeit, noch Geld, noch Mühe sparen, und Sie sollen mir berichten, wann und wo Sie sie mit Fründel entdecken. Natürlich müssen Sie zu diesem Zwecke Ihren Schlaf etwas verkürzen," setzte sie rasch hinzu.

Er hatte sich bei ihren Worten verfärbt.

„Das ist ja im Grunde eine Gemeinheit, die Sie mir zumuten," brachte er mühsam hervor. „Ich soll so 'n bißchen Detektiv spielen ... 'n schmutziges Geschäft!"

„Aha, da haben wir's! Ich wollte nur einmal sehen! Haben Sie schönsten Dank! Ich bin beruhigt — Sie werden sich um meinetwillen nicht das Leben nehmen!"

„Bitte sehr! Ich habe nur gesagt, daß es eine Gemeinheit ist; ich habe nicht gesagt, daß ich mich weigere, es zu thun. Ich erkenne, daß es eine schmutzige Gemeinheit ist, aber ich werde es unbedingt thun, unbedingt!"

Ihre Augen funkelten.

Sie nahm seine Hand und drückte sie.

Der Maler klopfte jetzt mit einem Schlüssel auf die Tischplatte, und jeder eilte an seinen Platz.

„Das Wort hat Abraham Gebhardt."

Der Musiker hatte sich hinter seinen Stuhl gestellt, auf den er beide Hände stützte. Er hatte seinen Kopf ein wenig zurückgelehnt, so daß man seinen schlanken, feinen Hals sah. Es schien, als ob seine Augen noch mehr zurücksinken wollten.

„Mir ist," begann er, indem er über die Anwesenden hinwegsah und gleichsam in die Ferne schweifte, „als ob ich die Glocken des dritten Reiches hätte läuten hören. Ein Musiker hat seine Ohren. Immer war mir an den Kirchen das Läuten der Glocken das liebste. Es hatte für mein Gefühl etwas Starkes, Aufweckendes und Aufrührerisches; und es hatte in seinem Verklingen etwas Friedenbringendes, Andachtschaffendes für den, der um die Abendstunde über Felder ging. Die Glocken, die ich heute vernahm, hatten noch etwas anderes." Er hielt eine flüchtige Sekunde inne. „Etwas Tieffreudiges," sagte er einfach, „etwas in die Zukunft Läutendes. Jemand steht unter uns auf und spricht das erlösende Wort. Jemand, den wir lästerten, bringt uns die Botschaft, auf die wir all die Jahre uns vorbereiteten.

Wen drängt es hier nicht, Bekenntnis abzulegen und mit Thomas Truck auf den Turm zu steigen; auf unseren Turm — am Glockenstrange zu ziehen und die Brüder zu unserer Tafel zu laden, die ‚das Leben‘ heißt? Ich bin dabei von ganzer Seele, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt. Was ist Freiheit? Freiheit ist Leben ohne Furcht und Hoffnung. Was ist ein Philister? Ein hohler Darm, mit Furcht und Hoffnung angefüllt, das Gott erbarm! Die leeren Wünsche, die erbärmlichen Ängste schütten wir in ein tiefes Grab und werfen unsere Sklavenfesseln ab, und mit Bewußtsein vergolden wir unser Leben mit freudigem Glanze. Wir sehen unser Leben allüberall. Unsere Augen, jetzt erst geöffnet, blicken in weite Fernen. Nennen wir die neue Religion Rausch — Freude, Tanz oder Andacht, immer wird sie geboren aus der Sehnsucht nach Höhenluft. So vertiefen wir unsere Religion und bauen sie aus und sprengen die Ketten jedes Dogmas. Sie ist für uns eine Einheit, in die wir unser ganzes, vieltausendfältiges Ewigkeitsdasein zusammenfassen. Unsere Kunst und unsere Arbeit, unsere Lebensführung, unser Empfinden, unser neues Träumen!“

Bei diesen letzten Worten strich er sich aus der reinen Stirn die Locken zurück, fuhr sich dann erregt und zerstreut über das ganze Gesicht und setzte sich nieder.

„Ich bitte um das Wort!“ rief Lissauer. Der kleine, bucklige Mann glühte. „Ich werrde mich serr kurz fassen. Ich will nurr sagen, daß wirr noch lange werrden müssen niederreißen, ehe wirr können aufbauen; dennoch finde ich es serr schön, daß hinterr dieserr Arbeit ein positiver Gedanke steht. Ich bin dabei und bin fiers Praktische. Ich mechte daherr fragen, wie denkt sich der Herr Truck die Verwirklichung?“

Bevor noch Thomas antworten konnte, war Heinsius, der leise mit Fründel getuschelt hatte, aufgestanden. „Obwohl wir uns“ — er wies dabei auf Fründel hin — „von den Weltanschauungen, die hier laut wurden, durch wesentliche Dinge getrennt fühlen, so empfinden wir doch ein Gemeinsames heraus. Auch wir können uns unter gewissen Umständen den Verein der Gleichen denken, wo die einzelne Persönlichkeit zur vollen und absoluten Entwickelung noch Raum hat. Deshalb wollen wir heute auch nicht das Trennende betonen und einfach unser Mitthun erklären unter der Voraussetzung der völligen Freiheit.“

Wieder richtete sich Thomas auf „Ich habe nie daran gedacht, in die Entwickelung des einzelnen irgendwie einzugreifen. Bevor ich über die praktischen Ziele spreche, möchte ich noch abwarten, ob einer unter euch zur Sache selbst noch etwas zu sagen wünscht.“

„Allerdings!“ schrie vom untersten Ende der Tafel eine Stimme.

Es war stud. theol. Bechert. Seine Miene war streng und finster, sein bartloses Gesicht von Bewegung beherrscht.

Er öffnete die dünnen Lippen. „Ich habe mich hier immer nur als einen Gast betrachtet. Ich war hier ein Gast, der sich nicht die Thür weisen ließ. An Ihre neue Botschaft fehlt mir der Glauben. Sie scheint mir von Grund aus verworren und unter dem Deckmantel phantastischer Phrasen den Geist des Aufruhrs, der Glaubenslosigkeit und der Zerstörung in sich zu tragen. Bei solchem Werke kann ich nicht dabei sein. Aber erscheinen werde ich in Ihrem Kreise nach wie vor als ein Warner und Mahner, als einer, der das Reich Gottes predigt gegen geistigen Hochmut und Verblendung. Denn,“ rief er mit pathetischer Stimme, „so wahr mir Gott helfen möge, ihr seid Geblendete und Abtrünnige.“ Dann faßte er Heinsius und Fründel fest ins Auge und fuhr fort: „Daß jedes gefährliche Ding auch eine heitere Seite hat, sehen wir an den Sturm- und Ichgeistern dieses Kreises, an unseren Herren Individualisten, die innerhalb einer halben Stunde sich umkrempeln und an dem Schacher hier teilnehmen. Daß die Juden bei so einer Sache dabei sind“ — sein Ton wurde hier überscharf, spitz und boshaft — „finde ich vollkommen begreiflich. Die Juden sind immer dabei, wo es etwas zu stürzen giebt. Sie sind das negative, zersetzende Element in unserem Staatswesen, und bei jeder Gelegenheit kann man es erkennen, daß sie den Sauerteig bei allen Vernichtungsprozessen bilden. Für mich ist eine Sache a priori unrein und von Grund aus verpfuscht, wo Juden mitmachen ... Diese Gesellschaft ...“

Er kam nicht weiter. Ein allgemeines Murren unterbrach ihn.

Der kleine Blinsky war in die Höhe geschnellt. „Sie sind ein Christ,“ schrie er, „der nicht einmal das Wort Christ begriffen hat! Sie sind ein Zelot und Dunkelmann schlimmsten Kalibers! Sie sind ein Pfaff! Da, wo sich etwas Großes und Heiliges vorbereitet, treten immer die Mucker und Philister auf! Wenn Lissauer vom Niederreißen sprach, so hatte er die Sorte von Menschen im Auge, zu der Sie gehören. Sie sind für uns das ewig umherschleichende Gift, das der Versöhnung der Menschen, jedem Streben nach Freiheitlichkeit, nach Sammlung und Andacht verhängnisvoll wird. Sie gehen den Weg der tiefsten Dunkelheit und Fäulnis, und wir ... wir ... wir sehnen uns nach Licht ...“

Er verstummte tief erschöpft.

Und jetzt blickten alle auf Thomas Truck.

„Wir kennen Sie, Herr Studiosus Bechert, aber wir fürchten Sie nicht. Weder Ihre Angriffe gegen Heinsius und Fründel bedeuten uns etwas — denn sie beruhen auf einem völligen Verkennen unser Strebungen — noch Ihr fanatisches Eifern. Einen Mahnruf bedeuten allerdings Ihre Worte. Sie zeigen uns, worüber wir uns freilich klar waren, daß der Kampf noch vor uns steht. Wir scheuen ihn nicht. Wir verwahren uns nur dagegen, daß Sie ein Gast bei uns sind. Ihr Geist ist nicht unser Geist. Und damit verlasse ich Sie.“

Nach einer kleinen Pause fuhr er ruhig fort: „Die Verwirklichung des mir vorliegenden Zieles stelle ich mir für die nächste Zukunft etwa folgendermaßen vor: Wir lassen allwöchentlich eine Zeitschrift erscheinen, in der wir unsere Anschauungen niederlegen. Wir halten Versammlungen ab, in denen wir für unsere Ideen eintreten. Heute sind wir wenige, über ein kleines werden wir wachsen, wie ein Gebirgsbach wächst, wenn der Frühling lachend über den Schnee der Berge hinwegfegt. Die Zeitschrift möchte ich den ‚Festsaal‘ nennen. Das, was für den Anfang an Geldern notwendig ist, kann ich,“ setzte er leiser hinzu, „aus eigenen Mitteln leisten. Die Sorge um das Spätere soll uns heute nicht quälen. Arbeitet jeder von uns nach seinem besten Können mit, so werden wir den Turm bauen und die Glocken läuten hören, von denen Abraham Gebhardt zu uns sprach.“

Das waren die letzten Worte Thomas Trucks an diesem Abend, an dem die Gründung des „Festsaals“ beschlossen wurde.

Die Redaktion übernahmen Thomas Truck und der Volksschullehrer a. D. Heinsius.

* * *

Die Redaktion und Geschäftsstelle des „Festsaals“ befand sich in Thomas' Mansarde.

Er hatte ursprünglich mit dem neuen Leben auch die alte Wohnung verlassen wollen, jedoch gab er diese Absicht nach einigem Überlegen auf. Denn dieses Zimmer gehörte von nun ab nicht mehr ihm allein, es war gewissermaßen einem höheren Zwecke geweiht.

Und dann ... Erinnerungsketten banden ihn leise. Es war ihm, als dürfte er nicht von hier weichen; hier, wo so manches Dunkle und Rätselhafte sich abgespielt, für das er heute noch keine Erklärung wußte.

Zu allerletzt war dieser Raum in jedem seiner Gegenstände ihm vergoldet, weil durch ihn noch einmal seine Jugend gewandelt war in Gestalt Bettinas. Und wenn er auch nur mit einem Gefühle tiefer, demütiger Scham an sie denken konnte, wenn er es überhaupt mied, sie sich bewußt zurückzurufen, so lebte doch im Grunde seines Herzens wie ein ewiges Leuchtfeuer die Erinnerung an sie.

Er lastete sich in der nächsten Zeit eine Arbeit auf, die ihn verzehrte. Er achtete nicht darauf.

Den ganzen Tag war er mit dem Volksschullehrer unterwegs. Sie verhandelten mit Druckereien und Papierlieferanten, und sie erkundigten sich eingehend danach, wie man ein Blatt vertreiben müßte. Von all den Dingen hatten sie keine Ahnung.

Schon auf diesen Wegen wurden viele ihrer Hoffnungen zerstört. Sie fanden ungeahnte Schwierigkeiten und nirgends Entgegenkommen.

Bei jedem Mißerfolg hatte Heinsius ein triumphierendes Lächeln. Für ihn gab es keine Überraschungen. Nur wenn es anders gekommen wäre, hätte er sich gewundert, so versicherte er.

Thomas lächelte dazu nur still. Er war nicht zu entmutigen. Er kam schließlich zu dem Resultat, daß erst das Blatt da sein müßte. Seine Verbreitung würde es sich schon von selbst schaffen. Die Kolporteure würden sich willfährig zeigen müssen, so daß man auf die Buchhändler, die infolge des geringen Preises von zehn Pfennig kein Interesse hatten, getrost verzichten konnte.

Der schlimmste Fehlschlag aber kam noch, bevor man eigentlich ans Werk gehen konnte.

Thomas hatte sein ganzes Vermögen, das noch fünfundzwanzigtausend Mark betrug, flüssig machen wollen. Er bekam jedoch von seinem Vater, der trotz seiner Großjährigkeit es immer noch verwaltete, die Nachricht, daß er ihm unter keinen Umständen mehr als den fünften Teil schicken könnte, da das übrige in Hypotheken festläge.

Er hatte sich nie um Geldangelegenheiten gekümmert und begriff das nicht. Früher einmal bei irgend einer Auseinandersetzung hatte er etwas von pupillarischer Sicherheit gehört. Damit brachte er den Bericht des Vaters jetzt in Zusammenhang.

Als er dem Volksschullehrer die Hiobsnachricht mitteilte, riß dieser die Augen auf. „Ich wußte gar nicht,“ sagte er, und sein Gesicht verzog sich dabei seltsam, „daß Sie ein so schwerer Junge seien. Im übrigen sind fünftausend Mark eine Menge Geld und für den Anfang schon was wert,“ beruhigte er ihn.

Endlich waren die nötigen Vorbereitungen getroffen, und die Redacteure konnten an die innere Arbeit gehen.

Die Feder schien sich ihnen von selbst zu bewegen. Sie waren so voll von ihren Ideen und Anschauungen, daß sie Mühe hatten, den Strom der auf sie eindrängenden Gedanken zurückzudämmen. Sie waren ungelenk, schwerfällig und ungeübt im Schreiben. Aber der Inhalt, den sie ausdrücken wollten, riß sie fort.

Es stellte sich beim Vorlesen ihrer Arbeiten sehr bald ein scharfer Gegensatz zwischen ihnen heraus. Alles, was Thomas schrieb, war von tiefem Ernst und bei aller Festigkeit von warmer Güte durchtränkt.

Heinsius' Feder war in Grimm getaucht. „Ich fange jetzt eigentlich erst zu leben an,“ sagte er zu Thomas, „wo ich alles das ausdrücken kann. Es giebt eigentlich gar nichts Schöneres als den Beruf eines freien Schriftstellers. Was so in einem gärt und arbeitet, kommt heraus! Ich bin geradezu in einem Rausch von persönlicher Freiheit, nein, es ist noch anders — ich habe jetzt überhaupt erst die Vorstellung, was Rausch ist!“

Jeder seiner für den Druck bestimmten Sätze hatte etwas Beißendes und Ätzendes. Dabei war alles geistreich, scharf pointiert und doch auch logisch.

„Es wird schon ganz gut werden,“ meinte er. „Ich reiße nieder — und Sie bauen auf. Die Leser werden auf ihre Rechnung kommen!“

Thomas fügte sich, wenn auch nicht ganz leichten Herzens. Er hätte an Stelle so verbitterten Zornes lieber überlegene und sokratische Ironie gesehen, die seiner Ansicht nach tiefer und eindringlicher wirken mußte.

Er hielt aber seine Einwände zurück. Er erinnerte sich an die leidenschaftliche Heftigkeit des Christen, wenn es ihm galt, das Reich von dieser Welt in seinen Fugen zu erschüttern.

Man wurde sich bald darüber einig, daß Thomas als Redacteur zeichnen mußte. Der von Amts wegen disciplinierte Heinsius würde allzu leicht die Aufmerksamkeit höherer Gewalten auf sich lenken.

Heinsius fügte sich nur unwillig.

Er freue sich ja gerade auf das Tanzen, und nun wolle man ihm die Beine verschnüren! Es half ihm nichts.

Eines Abends klopfte Fründel an und brachte einen Artikel unter der Überschrift: „Das heilige Ich.“

Er war außerordentlich schwerfällig geschrieben; aber Thomas war doch erstaunt, in wie hohem Maße dieser Mensch seine Weltanschauung durchgearbeitet und sich zu eigen gemacht hatte. Und das Merkwürdige war, daß, so holperig sein Stil dahinrollte, er doch im Wortausdruck durchaus eigenartig und zuweilen frappierend war. Bei all seiner Schwerfälligkeit hatte der Mechaniker eine urkräftige, volkstümliche und schöpferische Art im Wortprägen. Er litt nur unter der Fülle der Gedanken, die er wiedergeben wollte.

Lissauers Beitrag lautete kurz und bündig: „Die Tragödie des modernen Juden.“

Die übrigen Mitglieder vom Nachtlicht hatten sich fürs erste schweigend verhalten — und es bedurfte ihrer nicht.

Heinsius und Thomas hatten reichlich für Stoff gesorgt. Für die nächsten Nummern brauchte man nicht in Sorge zu sein.

Sie lebten beide in einer fieberhaften Spannung. Und als sie die Artikel in die Druckerei brachten, schlugen ihre Herzen höher. Die ersten Korrekturabzüge, die noch frisch von Druckerschwärze waren, holten sie sich selbst ab.

Es war noch nicht ausgesetzt worden, und so warteten sie im Setzersaale.

Alles war ihnen neu und fremdartig. Als der Satz endlich fertig gestellt war, die Druckerschwärze über ihn gestrichen, das weiße Papier darüber gelegt und mit einer Rolle der Abdruck bewerkstelligt wurde, hatte ihre Erregung den Höhepunkt erreicht. Vorsichtig nahmen sie die noch feuchten Blätter in Empfang.

Ihre Augen bekamen etwas Trunkenes, als sie den Inhalt überflogen. Hatten sie wirklich alles das geschrieben? Wie es in den frischen Blättern vor ihnen stand, wirkte es ganz anders. Streng, bedeutend und volltönend klangen ihnen die Worte.

Die Setzer lächelten verschmitzt und tuschelten über die Neulinge, die ihnen andererseits doch Respekt einflößten. Es waren intelligente Menschen, die der ungewohnte Inhalt einigermaßen in Erstaunen gesetzt hatte.

Und dann wurde die ganze Nummer zusammengestellt, und oben prangte als Kopf in übergroßen, geheimnisvollen Lettern als Titel: „Der Festsaal."

Sie bogen das dünne Heft, das Folioformat hatte, und empfanden jene Süßigkeit des jungen Schriftstellers, die der Vorbote all des kommenden Grams ist.

Thomas blickte immer auf den Titel, und leise flüsterte er mehreremal vor sich hin: „Der Festsaal."

Und in diesem Worte lag für ihn alles: sein neues Bekenntnis, sein neuer Glaube, sein Gram und seine Lebensarbeit.

Lange konnten sie es sich gar nicht vorstellen, daß sie das Blatt gemacht hätten. Es kam ihnen noch wie eine Illusion, wie ein flüchtiger Traum vor.

Der Metteur mußte sie erst darauf aufmerksam machen, daß Feierabend sei und daß die Setzer bereits den Saal verlassen hatten.

Sie hatten es gar nicht bemerkt, daß die Leute sich inzwischen umgezogen, mit Spülwasser die schmutzigen Hände gereinigt und zum großen Teil ihre Räder hervorgezogen hatten.

Sie waren die letzten, die den Raum verließen. Aber mitten auf der Straße packten sie ihre Rollen noch einmal aus, blieben stehen und betrachteten mit neuem Erstaunen die erste Nummer ihrer Wochenschrift. Und Thomas las das Inhaltsverzeichnis vor.

Die Überschriften der fünf Aufsätze lauteten: „An die Zerstreuten im Lande." „Tanz und Andacht. Ein Beitrag zur neuen Religion." „Das heilige Ich." „Das Sklaventum im socialistischen Staate." „Die Tragödie des modernen Juden."

Der Aufsatz über „Tanz und Andacht" rührte von Thomas Truck her; der über das „Sklaventum im socialistischen Staate" von Heinsius.

„Ich bin mir sicher," sagte der Volksschullehrer, „daß noch in keiner modernen Zeitschrift diese Dinge mit so viel Ernst und agitatorischer Werbekraft vorgetragen worden sind."

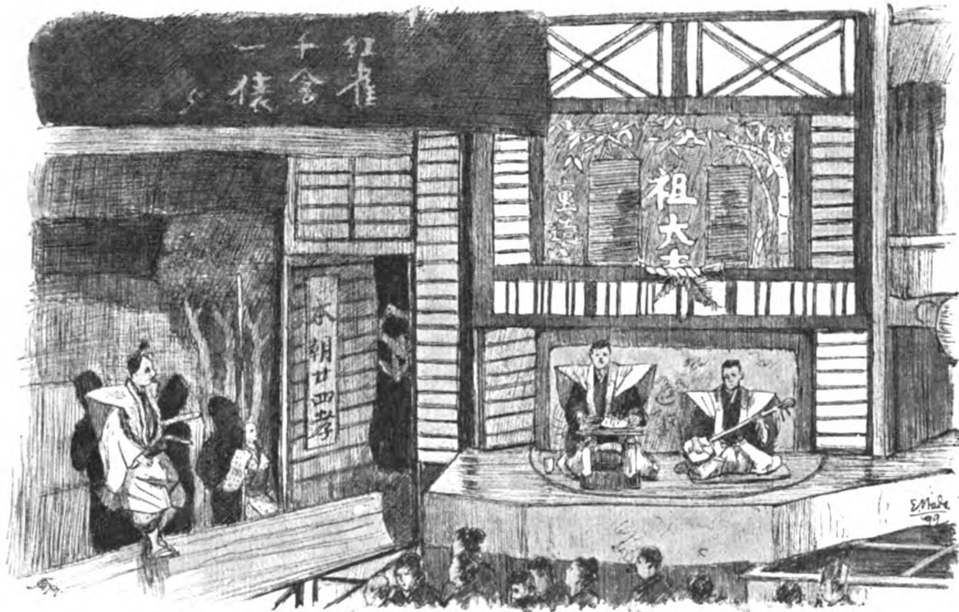
Darauf entgegnete Thomas nichts. Schweigend legten sie den Weg zur Redaktion in der Luisenstraße zurück. Jeder war ganz von seinen Gedanken eingenommen und hatte den anderen vergessen.

Heinsius kalkulierte im stillen, wieviel Monate er die Herrlichkeit erleben würde. Ich freue mich, sagte er zu sich, und mitten im schönsten kommt Freund Hein und winkt. Va bene, es komme, wie es komme!

Thomas aber dachte weder an Leben noch an Sterben.

In zitternder Freude erfüllte ihn das Nahen vom dritten Reich.

(Fortsetzung folgt.)



Der Recitator und sein Shamisenpartner auf der Drehscheibe neben der Bühne.

Japans Bühnenkunst und ihre Entwickelung.

Von

Adolf Fischer.

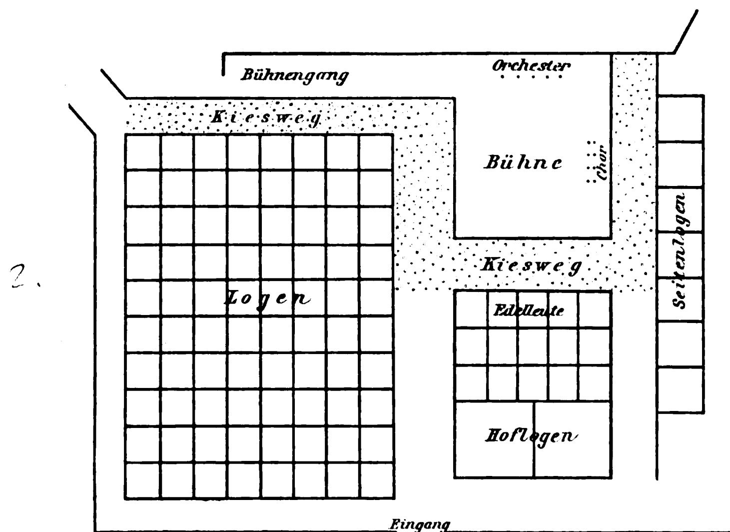
Aelteren Ursprungs als unsere Mysterienspiele, deren früheste Spuren in das elfte Jahrhundert weisen, sind die Anfänge der japanischen Bühnenkunst, die wir in den shintoistischen Tempelhallen zu suchen haben. Dort werden noch heute von Priesterinnen, wie in den ältesten Zeiten, den Göttern zu Ehren die Kaguratänze, Tänze unter Instrumentalbegleitung und Gesang, aufgeführt, deren ältestem die Mythe von Verschwinden und Wiederkehr der Sonnengöttin Amaterasu zu Grunde liegen soll.

Zur Sommerszeit, wenn von vielen Shintotempeln die Matsuris, unseren Kirchweihfesten entsprechend, gefeiert werden, kann man bei den pompösen Umzügen Aufführungen dieser Art in den mehrere Stockwerke hohen Festwagen sehen. Diese japanischen Thespiskarren werden von Hunderten gezogen; sie gemahnen an die Spielwagen der „Confrérie de la passion“, die in Frankreich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert von Ort zu Ort zogen, um Passionsspiele aufzuführen.

Aber auch in den von prächtigen Bäumen überschatteten Höfen mehrerer Shintotempel hatte ich Gelegenheit, solchen mimischen religiösen Darstellungen beizuwohnen. Diesen Aufführungen aber konnte ich nur ein äußerliches, historisches Interesse abgewinnen, zumal da mir niemand deren Sinn recht zu deuten vermochte.

Den Keimen dieser religiösen Festspiele entsproß im fünfzehnten Jahrhundert unter dem Patronat der Shogune eine aristokratische Kunst, die sich nur an ein gewähltes, gebildetes Publikum wendete: die Nospiele, opernartige Aufführungen, die aus Dialog, Musik und Tanz bestehen. Sie stammen sämtlich — es giebt deren zweihundertundzehn — mit Ausnahme zweier, die in der Regierungsperiode des jetzigen Mikado entstanden, aus früheren Jahrhunderten. Zu Verfassern haben sie meist Kuges, Ange-

hörige des ehemaligen vornehmsten Hofadels, vielfach aber auch buddhistische wie shintoistische Priester, um deren Namen sich übrigens das Publikum wenig kümmert. Ihre Motive entnahmen die Schöpfer dieser Kunst



Grundriß des Notheaters.

Wundern, die Buddha und anderen Göttern zugeschrieben werden, aufopfernden Werken guter Söhne und treuer Frauen, sowie glorreichen Thaten berühmter Helden.

Stark sinnliche Erregungen, bluttriefende Rachescenen, in denen sich der Held an den Folterqualen der Besiegten ganze Scenen hindurch ergötzt, fehlen den Nospielen, diesen unverfälschten Zeugen altklassischer Kultur. Dem vornehmen Patrioten aber geben sie unendlich viel, sie bilden einen reichen Hort von Erinnerungen an die heiligsten Sitten und Bräuche alter Zeiten. Man muß es daher den japanischen Edelleuten Dank wissen, daß sie die klassische Kunst einer untergegangenen Kultur mit Liebe und Pietät zu erhalten suchen, daß sie bei festlichen Gelegenheiten, wie Hochzeiten, Rangerhöhungen, Mündigkeitserklärungen, Aufführungen solcher vom Zeitenlauf unberührter Nospiele veranstalten.

Die Nobühne ist die schmuckloseste und einfachste der Welt, kennt sie doch weder Dekorationen, Bühnenvorhang, Versenkungen noch maschinelle Behelfe irgend welcher Art. Bereits 1368 erbaute der Shogun Yoshimitsu u Kamo bei Kyoto eine Notanzhalle, doch fanden in Yedo, dem heutigen Tokyo, erst 1607 regelmäßige Aufführungen statt, und zwar, wie heute noch, einmal monatlich bei den Shiba- und den volkstümlichen Asakusatempeln. Der nach drei Seiten zu freie Bühnenraum — nur eine Hinterwand schließt ihn ab — mit dem dazu gehörigen langen offenen Gang, der von der Garderobe auf die Bühne führt, ist vom Zuschauerraum durch einen etwa zehn Fuß breiten, alter Sitte gemäß mit drei Föhren bepflanzten Kiesweg getrennt und überragt ihn podiumartig ungefähr um sechs Fuß. Amphitheatralisch aufsteigend zerfällt der rechteckige Zuschauerraum in mehrere Teile, die ebenso wie die Bühne und der Bühnengang von Dächern verschiedener Höhe überdeckt sind. Nicht überdacht bleibt jedoch der den Zuschauerraum von Bühne und Bühnengang trennende Weg, so daß man das Gefühl hat, in einer nach einer Seite zu offenen Halle zu sitzen. In dem amphitheatralisch aufsteigenden Parkett, das in etwa sechs Fuß im Quadrat messende Felder mit fußhoher Brüstung geteilt ist, giebt es nur Logen. Da sitzen denn Männlein und Weiblein, nachdem sie am Eingang ihre Holzsandalen abgegeben haben, in Festgewändern auf den sauberen Matten, schmausend und rauchend, dauert doch das Vergnügen von neun, zuweilen zehn Uhr vormittags bis in die Nacht! Im Notheater Tokyos befinden sich außerdem über dem Platz der Edelleute zwei etwa acht Fuß im Geviert messende Kämmerlein, wo hinter grünen Bambusvorhängen Angehörige des Hofes dem Spiele lauschen. Der Mikado selbst zeigt sich dort nie, sondern er entbietet die Nodarsteller zu Separatvorstellungen in das kaiserliche Schloß.

Die in einer ungewöhnlich gezierten altjapanischen Hofsprache abgefaßten Nospiele erfordern ein eigenes Studium; man sieht vielfach Wißbegierige über ihren Büchern

kauern, die Dichtung eifrig nachlesend, so wie man bei uns in ernsten Opern und Konzerten Zuhörer mit dem betreffenden Klavierauszug beschäftigt findet.

An einem Spieltag gelangen sechs und mehr Nospiele zur Darstellung, von denen jedes etwa eine Stunde währt. Diesem folgt stets, damit sich das Publikum von ihrer feierlich ernsten eintönigen Würde erholen kann, je ein Kiyogen, ein heiterer Schwank im Shakespearischen Sinn, der sich in einem Zeitraum von fünfzehn bis zwanzig Minuten flott abspielt.

Während die wenig dramatischen, von einer steifen Grandezza getragenen ceremoniellen Nospiele, bei denen alles, Gang, Sprache und Gesang, stilisiert und weit entfernt von jedem Realismus ist, uns oft recht sonderbar anmuten, ja wohl sogar anöden, bieten uns die von einem urwüchsigen Humor durchwehten Scherzspiele, die frisch und wahr und ohne jede Musikbegleitung zur Darstellung gelangen, ungeteiltes Vergnügen.

Meist acht Chorsänger, ferner ein Flötenspieler, ein Taiko-* und ein Tsudsumischläger,** angethan mit dem Ceremonienkleide, das sich durch weit abstehende Achselstücke auszeichnet, sowie mit Festhosen, bei denen jedes Bein eine Schleppe von mindestens einem Meter nachschleift, schleichen bewegungslos einer hinter dem anderen, feierlich gemessen über den Bühnengang der Bühne zu. Auf uns machen die Träger der Festhosen einen gar possierlichen Eindruck, erwecken sie doch die Vorstellung, als ob sie auf Knien rutschten, anstatt zu gehen. Längs der Bühnenwand, en face dem Publikum, sitzen die Musiker, an der rechten Seite der Bühne aber, in zwei Reihen, der Chor. Wie in der griechischen Tragödie verkündet er, was unser wartet, und führt die handelnden Personen ein, deren Seelenzustand schildernd.

Nach einer einleitenden Musik kommen dann, ebenso unbeweglich wie die Musiker, die Darsteller auf die Bühne geschlichen, vielfach mit Gesichtsmasken, die für Dämonen, Götter, Helden u. s. w. sich zu feststehenden Typen ausgebildet haben. Gesichtsmasken berühmter Schnitzer werden wie Reliquien gehalten; sie vererben sich von Generation zu Generation oft Jahrhunderte hindurch.

Stehen wir auch den meist in tiefer Stimmlage liegenden monotonen Chören, die einen feierlich ernsten Eindruck erzeugen, fremd gegenüber, so müssen wir doch zugestehen, daß sie eine der Handlung angemessene, weihevolle Stimmung verbreiten. Ganz anders aber verhält es sich mit den Musikern, für deren Ausdrucksweise wohl jedem Europäer das Verständnis fehlen dürfte; spottet doch das Gemiaue, Gejammere, Geheule und Gegrunze, das die Trommelschläger zu ihrer Trommelei vollführen, jeder Vorstellung von Wohlklang. Sähe man nicht mit eigenen Augen, wie sich unter krampfhaften Anschwellen der Adern die Unglücklichen abmühen, ihren Kehlen die unartikuliertesten Laute zu entlocken, man würde daran zweifeln, daß diese Töne von Menschen stammen. Wie mich späterhin auf mein Befragen Nomusiker versicherten, liegt es ihnen aber auch ganz fern, den profanen Eindruck menschlicher Stimmen hervorrufen zu wollen; ihre Absicht ist, im Zuhörer eine



Nospieler in Festhosen. (Nach einem alten Holzschnitt.)

* Taiko: eine flache Trommel, die mit Schlegeln geschlagen wird.

** Tsudsumi: eine von beiden Seiten zu schlagende, mit Seidenschnüren umwundene Klopftrommel, die mit den Händen bearbeitet wird.

ungeahnte Sinnestäuschung zu bewirken. Nur dem fatalen Bestreben, elementare Geräusche nachzuahmen, wie z. B. das Rauschen des Wasserfalls, das Heulen des Sturmes, das Krachen des Donners, das Poltern eines Erdbebens, verdankt diese monströse Musik ihre Entstehung.



Nomaske „Okames“, der Göttin des Frohsinns.

Einen Begriff von dem Charakter eines Nospiels dürfte der Inhalt von „Koinoomoni“, d. h. ungefähr „Die erdrückende Liebeslast“, geben:

Als eine Kaiserin einst in ihrem Park lustwandelte, erblickte sie ein alter Hofgärtner, der sich sterblich in sie verliebte und darüber von Tag zu Tag mehr kränkelte, so daß er sichtlich zu Grunde ging und sein Amt nicht mehr versehen konnte. Klagenden Tones teilt ein Hofherr dieses Ereignis dem Hofminister mit, der den Bedauernswerten zu sich ruft und von diesem auf dringendes Befragen den Grund seines Leidens erfährt. Als einzige Gnade erbittet der Alte, noch einmal das Angesicht seiner angebeteten Kaiserin sehen zu dürfen, dann wollte er gern jeden Tod erleiden.

Die folgende Scene spielt, wie der Chor uns mitteilt, im Palast. Obgleich die Kaiserin von Anfang an seitwärts auf der Bühne saß, tritt sie doch erst jetzt in Aktion und erfährt von dem Hofminister das Vorgefallene. Tief ergriffen von den Mitteilungen des Hofministers, erklärt die Kaiserin, daß sie, ihre Würde vergessend, aus Mitleid sich noch einmal dem Unglücklichen zeigen wolle, wenn er eine schwere Last, eine bereitstehende Kiste, tausendmal um den Palastgarten trüge.

Nun ergehen sich die Chorsänger in Betrachtungen. Während des Gesanges blicken sie zur Erde, stellen ihre kleinen Klappfächer senkrecht auf und verkünden einen abermaligen Scenenwechsel. Der Zuschauer muß sich in den Audienzsaal des Hofministers zurückdenken, wo den kranken Greis die Botschaft der Kaiserin erwartet.

Beseligt von der Hoffnung, noch einmal seine angebetete Herrin erblicken zu können, stürzt dieser auf die Last zu, um die harte Bedingung zu erfüllen. Aber die Kräfte versagen ihm; seelisch gebrochen, aller Hoffnung beraubt, schleicht er betrübt von dannen mit dem Bewußtsein, daß er nun vor Liebesgram sterben müsse. Langsam über den Bühnengang schreitend, entschwindet er den Blicken der Zuschauer.

Trotz des vielen Fremdartigen dieser stilisierten Kunst übte die von dem Gärtner trefflich verkörperte Scene auf alle Zuschauer eine eindringliche Wirkung aus.

In wehmütig verhallenden Klängen bejammert nun der Chor das Los des Unseligen, klagend, daß wirkliches Glück den Erdenkindern so selten beschieden sei. Hierauf naht feierlich, in schneckenartigem Tempo ein Bote; er verkündet das Ableben des siechen Greises, der noch im Tode den Namen seiner Kaiserin auf den Lippen gehabt habe.



福神面

Nomaske „Okina“, d. h. alter Mann.

Durch einen ergreifenden Klagegesang bekundet der Chor abermals seinen Schmerz um den Verstorbenen. Aber welchen Stimmungswechsel bewirkt der wie wahnsinnig miauende Taikoschläger, der in langgezogenen Tönen A—u—i heult und sich dabei dermaßen anstrengt, daß ihm die Adern an den Schläfen zu bersten drohen! Jedenfalls wollte er damit seinen Schmerz um den Verstorbenen äußern. Mich stimmte jedoch sein Geheul derart heiter, daß ich alle Mühe hatte, nicht durch eine Lachsalve die Stimmung der anderen zu zerstören.

Doch fahren wir in der Skizzierung des Inhalts fort! Nachdem die Kaiserin das Ende des Alten erfahren hat, beweint sie in der folgenden Scene den Unglücklichen, und um seiner Seele Ruhe zu verschaffen, drängt es

sie, Worte des Friedens über seinen Leichnam zu sprechen.

Abermals verdolmetscht uns ein Chorgesang die Örtlichkeit der folgenden Scene. Um dem Alten eine Gedenkrede zu halten, tritt die Kaiserin, von Mitleid bewegt, an das fiktive Grab des Gärtners und läßt sich dann hier nieder.

Der Zuschauer bemächtigt sich nun ein geheimnisvoller Schauder; denn auf einen mit einem weißen Tuch umwundenen Stock gestützt, schreitet, vor dem Antlitz eine Maske von dämonisch überirdischem Ausdruck, mit langem weißem, über den Rücken wallendem Haar der Geist des Abgeschiedenen auf die Kaiserin zu, beugt vor ihr sein Knie und sieht ihr lange regungslos ins Gesicht. Wie ein Alp liegt es auf aller Brust, schier den Atem benehmend! Auf die Kaiserin aber wirkt der Geist nur wie ein Phantasiegebilde. Segnend breitet er seine Hände über sie, und schwebend, geisterhaft verschwindet er über den Hanamichi, wie er gekommen. Die Kaiserin aber betet inbrünstig für seine Seelenruhe.



Dämonenmaske.

Langes, bedeutungsvolles Schweigen folgt diesem Vorgang; dann unter dem Verhallen eines wehmütig klingenden Chores verschwinden auch die übrigen Darsteller, einer hinter dem anderen, hierauf die Musiker, zuletzt die Sänger.

Das Nospiel war zu Ende. Lange jedoch blieb die Bühne nicht leer, denn um die Thränen, die in den Wimpern teilnahmsvoller Zuschauer hingen, zu trocknen, hielt der Humor seinen Einzug. Nach kurzer Pause folgte nämlich ein Kiyogen.

Diese Scherzspiele aus ältester Zeit, in der Art Hans Sachsscher Schwänke, naive kerngesunde Produkte, in denen sich der Humor der Japaner, der sich bekanntlich in den bildenden Künsten glänzend dokumentiert, widerspiegelt, kann man als den Ursprung der heiteren japanischen Bühnenkunst bezeichnen. Man denke sich eine der urwüchsigen dem Pinsel des genialen, in Europa so bekannten Hokusai entsprungene Volksscene dramatisiert, so hat man einen Begriff von einem der zahlreichen, so beliebten Kiyogen.



Teufelsmaske.

Hier nur eine kurze Inhaltsangabe! In „Kitsune Tsuki“, zu deutsch „Vom Fuchs besessen“, sendet der Bauer Tanaka zwei seiner Leute auf das Feld, damit sie durch Vogelklappern genäschige Reisvögel verscheuchen. Strengstens schärft er ihnen ein, ja auf der Hut zu sein, damit sie der hinterlistig verschlagene Fuchs, in welcher Gestalt er auch erscheinen möge, nicht verzaubere oder ihnen sonst einen Possen spiele. Abergläubisch wie alles Landvolk schreibt nämlich das japanische dem Fuchs die Macht zu, in Menschengestalt zu erscheinen und solche, denen er übel will, zu verhexen. Verdutzt geloben die ängstlich dreinschauenden Feldhüter ihrem Herrn, daß sie wohl achtgeben und es dem Fuchs eintränken wollten, wenn er sich ihnen nähern sollte.

Dem Dialog der Darsteller entnehmen wir, daß die folgende Scene auf freiem Felde spielt. Da erscheint denn alsbald auch der Bauer Tanaka mit einem Krug voll Wein, in der Absicht, damit seine Leute nach gethaner Arbeit zu erquicken. Kaum jedoch werden ihn die Bauerntölpel gewahr, als sie auch schon Böses wittern und fest davon überzeugt sind, daß ihnen der verräterische Fuchs in Freundesmaske auf den Leib rücken will. Nach allerlei komischen Zwischenfällen endet die Geschichte damit, daß

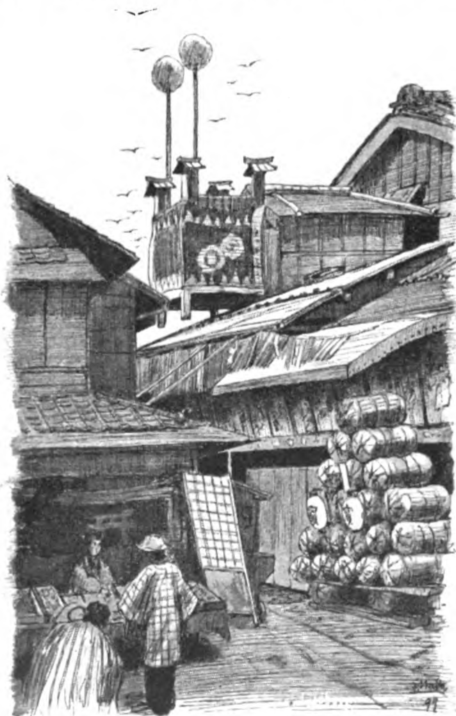


Nomaske: weiblicher in vielen Nospielen wiederkehrender Typus.

die Bauern ihren wohlmeinenden Herrn gründlich durchbläuen, bis er fluchend und unter großem Geschrei auf und davon läuft.

Doch nicht bloß Nospiele und Kiyogen werden im Notheater aufgeführt, sondern, wie ich einmal in Kyoto zu sehen Gelegenheit hatte, zuweilen auch charakteristische Tänze mit poetischem Grundmotiv.

Dem Umstande, daß es zur Bildung eines altkonservativen Edelmannes gehört, Nogesänge und Tänze zu lernen, die diese sogar mitunter im Notheater vor dem Publikum aufführen, verdanken die berufsmäßigen Nospieler ihre angesehene sociale Stellung, die sie hoch über die übrigen Schauspieler Japans erhebt. Denn während den vornehmsten Kreisen angehörende Damen selbst heute noch die Schauspielhäuser meiden, gilt der Besuch des Notheaters als ladylike. Es ergiebt sich von selbst, daß die Nodarsteller von ihrer Kunst sehr hoch denken und mit



Das Bunraku=za=Theater in Osaka.

Pietät an den alten Überlieferungen hangen, die von Generation zu Generation wie ein heiliges Vermächtnis in ihren Familien gehütet werden. Wie auf anderen Kunstgebieten, so vererbt sich auch der Name eines berühmten Nokünstlers durch Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn, und wo ein solcher fehlt, wird der begabteste Schüler adoptiert und so zum Träger des Namens erkoren. —

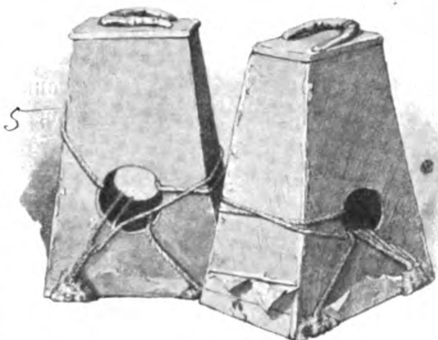
Anziehender, auch gewinnbringender als die dem Auge wenig bietende althistorische Nobühne ist für den Westländer das Kabuki (Ka = Gesang, bu = Tanz, ki = Kunst), das profane Schauspiel. Es ist der treueste Spiegel japanischer Bräuche und Sitten; nirgends kann man sich annähernd ein so unverfälschtes Bild von Japan machen, wie es bis zu der alles umwälzenden Revolution von 1868 ausgesehen hat, als im japanischen Schauspiel. Zum Gegenstand seiner Dichtungen macht der japanische Dramatiker Sagen oder historische Ereignisse aus früheren Zeiten. Sie schildern die Thaten und Schicksale seiner Helden, Vasallentreue und Blutrache; doch auch Liebesabenteuer nehmen einen breiten Raum ein.

Wie bereits erwähnt, entwickelte sich das japanische Drama, Joruri geheißen, aus den Nospielen unter dem starken Einfluß epischer Dichtungen, die historische Ereignisse verherrlichen, so z. B. die an Heldenthaten reiche Zeit der Kämpfe der Minamoto= und Tairafamilien im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Die ersten Verfasser von Dramen, die natürlich im Laufe der Zeiten viele Wandlungen und Änderungen erfuhren, waren Recitatoren, Joruri oder Gidayu geheißen. Solcher Dramen giebt es viele verschiedene, die in den abweichendsten Stilarten vorgetragen wurden, wie es z. B. bei den altdeutschen Sangschulen zahlreiche verschiedenartige Weisen gab. All diese schwierigen, für uns Europäer kaum zu verstehenden und schwer zu erklärenden Unterschiede klar zu machen, bin ich außer stande; dies wäre eine Arbeit für einen Sprachforscher, der der Lösung dieser Aufgabe allerdings Jahre seines Lebens widmen müßte.

Schon in alten Zeiten sollen blinde Priester selbstverfaßte Dramen vorgetragen haben, wobei sie den Takt mit kleinen Fächern schlugen, die späterhin die Begleitung durch das dreisaitige Shamisen ersetzte. Doch gelten als eigentliche Schöpfer des japanischen Dramas die Dichterin Onono=Otsu (1513

bis 1581) und der Dichter Satsuma Joun (geb. 1595). Als Japans Shakespeare betrachtet man den fruchtbaren Dichter Chikamatsu-Monzaimon (1635 bis 1724), der über hundert Dramen verfaßte, während das Verdienst, das erste Drama zu Druck gebracht zu haben, dem Dichter und Recitator Uji-Kaga (1635 bis 1711) gebührt. Von jeher faßte das japanische Publikum die Dichtungen als etwas Unpersönliches auf; so kam es denn auch, daß sich die Dramendichter nie besonderer Ehren oder pekuniärer Erfolge erfreuten.



Kothurnartige Sandalen der Puppenlenker.

Man erwarte von den japanischen Dramatikern keine psychologische Entwickelung oder eine Vertiefung der dargestellten Charaktere; die Dramen sind vorwiegend eine Aneinanderreihung von Thatsachen, die in einem mehr oder weniger losen Zusammenhang zueinander stehen. Meist wird uns ein Stück Zeitgeschichte in grellen Farben vorgeführt; zu psychologischen Problemen aber versteigen sich die Verfasser nicht, sie würden auch in diesem Falle nur tauben Ohren predigen.

Wie die deutsche Theatergeschichte eine Neuberin aufzuweisen hat, die sich um die Entwickelung des Schauspiels unvergängliche Verdienste erwarb, so hat die japanische die schöne Shintopriesterin Okuni. Ende des sechzehnten Jahrhunderts kam sie vom Nordwesten Japans nach Kyoto in der Absicht, Gelder zu sammeln, mit denen sie das in ihrer Heimat verfallene Heiligtum neu errichten wollte. Reformatorisch wirkte sie auf die Gestaltung der Nospiele, führte auf einer von ihr in Kyoto erbauten Bühne neue Tänze mit Gesang unter Begleitung einer Klopftrommel, verschiedener Flöten und Schellen auf und entzückte alle Welt mit ihrem Gebetstanz „Nenbutsu Odori“. In prächtiger Männerkleidung, mit einem Schwert umgürtet, tanzte sie mit ihrem Gatten, der als Frau auftrat, in einem anderen Stadtviertel Kyotos, und zwar mit solchem Erfolge, daß von dieser Zeit ab diese Spiele „Okuni Kabuki“ genannt wurden. Einige Jahre später errichtete eine Sängerin, Sadojima Musakichi, eine Bühne im ausgetrockneten Flußbett des Shijo in Kyoto und eroberte gleichfalls im Sturme die Gunst des Publikums. So fügten es die Umstände, daß die Hauptdarsteller der damals höchst primitiven Bühnen Frauen waren, Männer jedoch nur in zweiter Linie zur Geltung kamen. Das Überwiegen der Frauen auf der Bühne hatte zur Folge, daß sich die Sitten der Theaterfreunde bedenklich lockerten; viele vergeudeten ihr Vermögen an reizende Musentöchter und erregten durch ihre Aufführung allgemeines Ärgernis. Ein Erlaß in der Ära Kwan-ei (1623 bis 1643), der den Frauen das öffentliche Auftreten untersagte, sollte diesem Übel steuern. Nun traten an die Stelle der Onna-Kabuki, der Frauenschauspiele, die „Wakashu-Kabuki“, d. h. Schauspiele, dargestellt von jungen Männern. Diese Wandlung brachte aber die Moralisten vom Regen in die Traufe. Die als Frauen verkleideten, bei höchst verführerischen Kostümen auftretenden Jünglinge bewirkten bei den Zuschauern nur noch größere Unzuträglichkeiten, so daß, um den Ausschweifungen ein Ende zu machen, ein Edikt im Jahre 1652 den Darstellungen durch Männer gleichfalls ein Ende bereitete.

Dank dem Umstande, daß die Regierung, um mit Hamlet zu reden, „keine Lust am Manne noch am Weibe hatte“, entwickelten sich die Puppentheater, in denen an Stelle der Darsteller lenkbare Puppen in Menschengröße agierten; die Dichtung aber wurde von einem Recitator, einem Gidayu, unter Shamisenbegleitung vorgetragen.

Nicht etwa scherzhaft wurden diese Darstellungen, die zu unerhörter Blüte gelangten, aufgefaßt; sie genossen vielmehr solches Ansehen und solche Beliebtheit, daß der Darstellungsstil dieser Ningyo-Schibai, d. h. Puppentheater, bis zum heutigen Tag die Darstellungsweise im historischen Drama beeinflußt.

Gegenwärtig giebt es in Japan, und zwar in Osaka, noch zwei ständige, außerdem eine Anzahl reisender Puppentheater im großen Stil. Spekulative Theehausbesitzer und Mäcene eines größeren Ortes engagieren gewöhnlich gegen ein Fixum eine reisende Gesellschaft für eine bestimmte Anzahl von Vorstellungen. Wie vor Jahrhunderten schlägt man noch jetzt die luftigen Musentempel gewöhnlich in einem ausgetrockneten Flußbett auf. Weithin erkennbare, mit Inschriften versehene bunte Wimpel, senkrecht an langen Bambusstangen befestigt, sind rings um den Bau aufgesteckt. Wie bei unseren Jahrmarktsschaubuden befinden sich an der Fassade der Theater bunte Bilder mit Darstellungen des aufzuführenden Stückes, meist höchst blutige Vorfälle schildernd. Durch zwei schmale Eingänge, Rattenthore, so geheißen, da sie so eng sind, daß wie bei den Rattenlöchern nur immer einer auf einmal durchschlüpfen kann, drängt sich das Publikum. Zuvor aber muß man bei den Kassierern, die auf Tischen neben den Eingängen kauern, Billets, die in Gestalt von Holzbrettchen verabreicht werden, erstehen. Ein über der Mitte des Daches angebrachter, turmartiger Ausbau, Yagura, dient den Ausrufern zur Verkündigung der Vorstellungen, wobei sie sich einer flachen Trommel und mehrerer Gongs bedienen. Zwei lange Stangen, an deren oberen Enden große, mit Federn bespickte Ballen stecken, sind charakteristische Zeichen dieser Yaguras, die man so nach den Festungswalltürmen nennt, von denen aus einst Bogenschützen anstürmende Feinde beschossen.



Koshiji-dayu, der berühmteste Recitator Japans.

Vor dem Eingang eines solchen wandernden Puppentheaters, das ich in Hashimoto (Provinz Ki) im Flußbett des Kashinogawa errichtet sah, standen im Halbkreis mit zahllosen Lampions geschmückte Buden, in denen Früchte, Kuchen und allerlei Lebensmittel feilgeboten wurden. Im Inneren des Theaters aber war eine Garküche errichtet worden, vermittels welcher die Theehausbesitzer, die das Hauptgeschäft bei diesen Unternehmungen machen, die Zuschauer vom Morgen bis in die Nacht verköstigen.

Man hatte dieses, nur für acht Vorstellungen berechnete provisorische Theater von einem Zimmermann aus Bambusstangen und Matten für bloß 150 Yen (310 Mark) errichten lassen. Es konnte tausend Menschen fassen, bestand nur aus Parkett und je neunzehn Logen, die sich an den beiden Längsseiten je drei Fuß über dem Erdboden hinzogen. Das Publikum saß durchweg auf Binsenmatten, jedoch wurden gegen ein Entgelt auch Polster verliehen. Die höchst dürftige Beleuchtung der Bühne bestand aus Öllämpchen; kostbare Puppen aber wurden, damit man die Pracht der Kostüme besser bewundern konnte, je von einem Manne beleuchtet, der an einem langen Stock ein brennendes Licht führte und dieses in Brusthöhe der Puppe vorhielt. Aufführungen konnten bloß bei gutem Wetter abgehalten werden, denn nur der giebelförmig überdachte Bühnenraum war wasserdicht. Die flach über dem Zuschauerraum aufgehängten Matten aber vermochten starken Regen nicht abzuhalten. Anhaltend schlechtes Wetter ist den Theehausbesitzern daher bei Gastspielen sehr unwillkommen, denn sie haben nach Übereinkommen die Verpflichtung, das Theaterpersonal so lange zu verpflegen, bis die ausbedungene Anzahl von Vorstellungen abgespielt worden ist. Ein wahres Glück, daß die Puppen nicht auch noch Reis essen!

Von der Kunstbegeisterung der Bewohner Hashimotos legten von der Decke des Theaters herabhangende große Papierfahnen Zeugnis ab, auf denen in großen Lettern

die mit Widmung versehenen Spenden standen. Da verehrte ein Schwärmer einem besonders geschickten Puppenlenker als Zeichen seiner Bewunderung ein Faß Sake (Reiswein); ein zweiter verschrieb einem Recitator einen Sack Reis; ein dritter hatte dem Theater ein Geldgeschenk gemacht, ohne jedoch die Summe zu nennen, hingegen drückte ein scheinbar unbemittelter Kunstenthusiast seine Verehrung nur in großen Lobeshymnen aus.

Die Theatergesellschaft bestand aus dreißig Puppenlenkern und fünfzehn Recitatoren. Ihr Spielplan setzte sich aus denselben Stücken zusammen, die das volkstümliche Schauspiel pflegt. Diese Litteratur umfaßt etwa siebenhundert Stücke, von denen jedoch nur sechzig bis siebzig zur Darstellung gelangen.

Größten Rufes unter den Puppentheatern erfreuen sich die beiden ständigen in Osaka, nämlich das Bunraku-za und das Hiko-roku-za. Ersteres ist das weitaus bedeutendere. Schon über hundertfünfzig Jahre ist es in den Händen der Familie des jetzigen Besitzers, der mit diesem sowie mit dem gegenüberliegenden Theehaus, von dem aus die meisten Zuschauer verpflegt werden, sich ein großes, über vier Millionen Yen (über acht Millionen Mark) betragendes Vermögen erworben hat. Der Mann ist Materialist, denn die künstlerische Leitung des Musentempels überläßt er einem angestellten Regisseur; er beschränkt sich darauf, für das materielle Wohl der Zuschauer zu sorgen. Dabei zählt das Theater zu seinen Besuchern die gelehrtesten, ernsthaftesten Leute. Daß dort an Stelle der Schauspieler Puppen agieren, beeinträchtigt keineswegs den Kunstgenuß, hört man doch die Dichtungen von den berühmtesten Recitatoren (Gidayu) vortragen.



Nozawa-Kichibei, der berühmteste Shamisenspieler.

Der gefeiertste und tüchtigste unter diesen ist das ständige Mitglied Koshiji-dayu. Dieser erhält für jede Stunde, die er recitiert, ein Honorar von fünfundzwanzig Yen (etwa fünfzig Mark), also eine selbst nach europäischen Begriffen ansehnliche Zahlung. Aber außerdem verehren ihm seine Bewunderer massenhaft Geschenke, wie z. B. eine große Anzahl von Reissäcken bewiesen, die vor dem Theater aufgestapelt waren, und die, wie ein Zettel besagte, ein Geschenk der Osaka-Reisbörse waren. Dabei erfreut sich der Mann unter seinen Mitbürgern eines Ansehens wie kein Schauspieler Japans.

Auf einem Platz, den zahlreiche kleine Heiligtümer umschließen, steht der Gorgo-Tempel, einer der besuchtesten Shinto-Tempel Japans. Ein Stall für das heilige Pferd, das die vorüberziehenden Pilger mit Bohnen füttern, Vergnügungsbuden aller Art, sowie Auskocher, bei denen man seine gastronomischen Kenntnisse bedeutend erweitern kann, beleben diese Stätte. Links neben dem Tempel liegt in einer engen Gasse Japans berühmtestes Puppentheater. Es ist solide aus Fachwerk erbaut, mit einem Thonziegeldach überdeckt. In seinem Äußeren gleicht es sonst dem beschriebenen in Hashimoto. Sobald man beim Eintritt in der allgemeinen Garderobe sein Schuhwerk abgelegt hat, wird man in das Innere geleitet, in dem man, wie in den großen Schauspielhäusern Japans, verschiedene Plätze unterscheidet. Logen, die sich über dem Parkett längs der Seitenwände des rechteckigen Theatersaales, wie auch im ersten Stockwerk hinziehen, heißen Sajiki; es sind die vornehmsten Plätze. Diese quadratförmigen, von einer fußhohen Brüstung umrahmten Logen bieten Platz für vier Personen, die auf kleinen, flachen Polstern sitzen; für diese sowie für das sofort herbeigebrachte Feuerbecken haben die Besucher ein geringes Entgelt zu entrichten. Tokodoma heißt eine zweite Logenreihe, die sich unterhalb des Sajiki über dem Parkett erhebt und als zweitbester Platz gilt. Als minder gute Plätze betrachtet man unser Parterre, sowie

die bei uns so sehr geschätzten Balkonplätze (Mukosajiki).

Der Theaterbesuch ist dem Japaner keine abendliche Unterhaltung, sondern ein Fest, das sich über den ganzen Tag erstreckt. Mit Kind und Kegel, angethan mit den schönsten Kleidern, zieht er ins Theater und vergißt auch nicht, diesen Tag durch reichliche und gute Mahlzeiten zu würzen. Nicht selten gleicht der Zuschauerraum einer großen Kinderstube. Doch niemand nimmt an Kindergeschrei Anstoß; ebenso findet man es ganz natürlich, daß Mütter vor aller Welt ihren Säuglingen gegenüber ihre Verpflichtungen erfüllen. Für die Mahlzeiten trifft der Theaterbesucher entweder mit einem nahegelegenen Theehaus ein Übereinkommen, das dann zu bestimmten Stunden durch Kellnerinnen das Essen ins Theater bringen läßt, oder jeder Besucher bringt es sich von Hause in kostbaren, aus verschiedenen Fächern bestehenden Lackbentos mit: Reis, Fisch, Gemüse und Kuchen. Thee, der den ganzen Tag im Theater getrunken wird, reicht man zu jeder Zeit in kleinen Kannen herum. Zu den Mahlzeiten wird entweder Reiswein oder japanisches Flaschenbier genommen. Selbstverständlich trennt sich der Japaner nie von seinem Pfeifchen; das Ausklopfen desselben in das Feuerbecken gehört vielmehr zu den immer wiederkehrenden Geräuschen auch im Theater.

Schon um halb acht Uhr morgens beginnen die Vorstellungen, die zunächst mit minderen Kräften, Schülern der Recitatoren und Puppenlenker, einsetzen. Ernst wird es erst gegen zehn Uhr; da verkünden vom Ausrufsturm melancholisch klingende, lang gezogene Töne, daß die Meister ihr Werk beginnen.

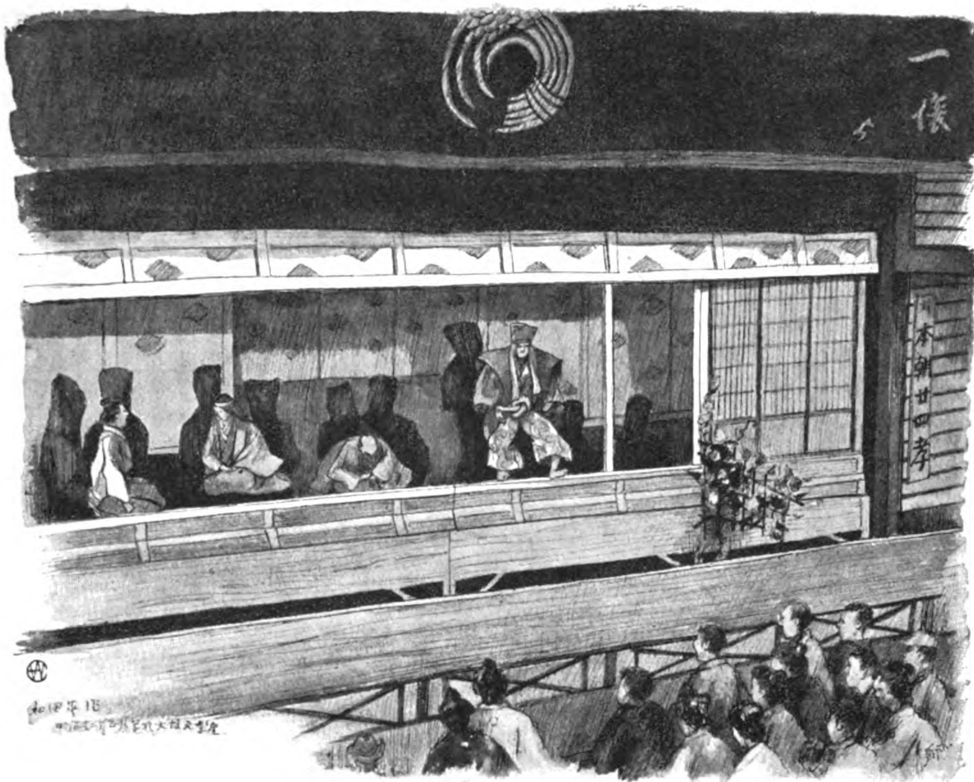
Wir betreten das Innere. Auf einem in gleicher Höhe mit der Bühne liegenden Vorbau, der sich an die rechte Seite derselben anschließt, befindet sich eine Drehscheibe; darauf steht ein Setzschirm von derselben Breite. Sobald Klopfhölzer den Beginn der Vorstellung verkündet haben, erscheinen, bei Stücken ernsten Inhaltes, durch eine Drehung der Scheibe der Gidayu (der Recitator) und sein Begleiter, der Shamisenspieler, angethan mit Ceremonienkleidern, die das gleiche Wappen schmückt. Ein mit schwarzem Talar und ebensolcher Kapuze vermummter Requisiteur stellt beide dem Publikum vor. Wenn es Lieblinge sind, werden sie mit stürmischem Beifall begrüßt. Durch eine tiefe Verbeugung, wobei sie mit der Stirn den Boden berühren, entbieten sie ihrerseits dem Publikum ihren Gruß.

Koshiji-dayu und sein Shamisenpartner gelten gegenwärtig als die vollendetsten Vertreter ihrer Gattung; sie erzielen, wurde mir versichert, Wirkungen, wie sie nachhaltiger nirgendwo sonst auf einer Bühne zu verzeichnen seien.

Der Recitator spricht stets in einem gewissen Rhythmus, wechselt jedoch das Tempo nach den Stimmungen. In leidenschaftlich erregten Scenen heult, rast und winselt er in undefinierbaren Tönen, schlägt dabei mit seinem Fächer unbarmherzig auf das vor ihm stehende niedere Lesepult aus feinster Lackarbeit, von dem lange seidene Quasten herabhangen. Über der Drehscheibe hängt eine von Verehrern gewidmete Seidendecke; hinter zwei mit Bambusvorhängen verdeckten Öffnungen lauschen lernbegierige Schüler der Gidayus dem Vortrag ihrer Meister.

Die Bühne des Puppentheaters kann je nach Bedürfnis gestellt werden; jede Coulissentiefe beträgt zwei bis drei Meter, so daß die Puppenlenker einander ausweichen können. Die Coulissen rechts und links verbindet ein etwa meterbreiter, senkrecht herabhangender Zeugstreifen, der die Puppenlenker, vom Parkett aus gesehen, bis zu den Hüften verdeckt.

Die mit allen möglichen komplizierten Vorkehrungen versehenen Puppen, die mit den kostbarsten Stoffen bekleidet sind und ein bedeutendes Kapital repräsentieren, hatten schon um 1730 einen hohen und vielgerühmten Grad technischer Vollkommenheit erreicht. Durch das Bemühen verschiedener Unternehmer, einander zu übertrumpfen, wurde ein unerhörter Luxus gezeitigt, dem die Regierung bereits 1635 durch ein Edikt zu steuern suchte, jedoch vergeblich, denn unter dem berühmten Dramendichter Takeda-Izumo (1688 bis 1740), der in Osaka Puppentheaterdirektor war, erreichte die Pracht der Kostüme eine bis dahin unerhörte Höhe. Aber nicht nur die Puppen selbst sind kostspielig, auch der Betrieb ist keineswegs so einfach, wie man glauben sollte; erfordert doch die Be-

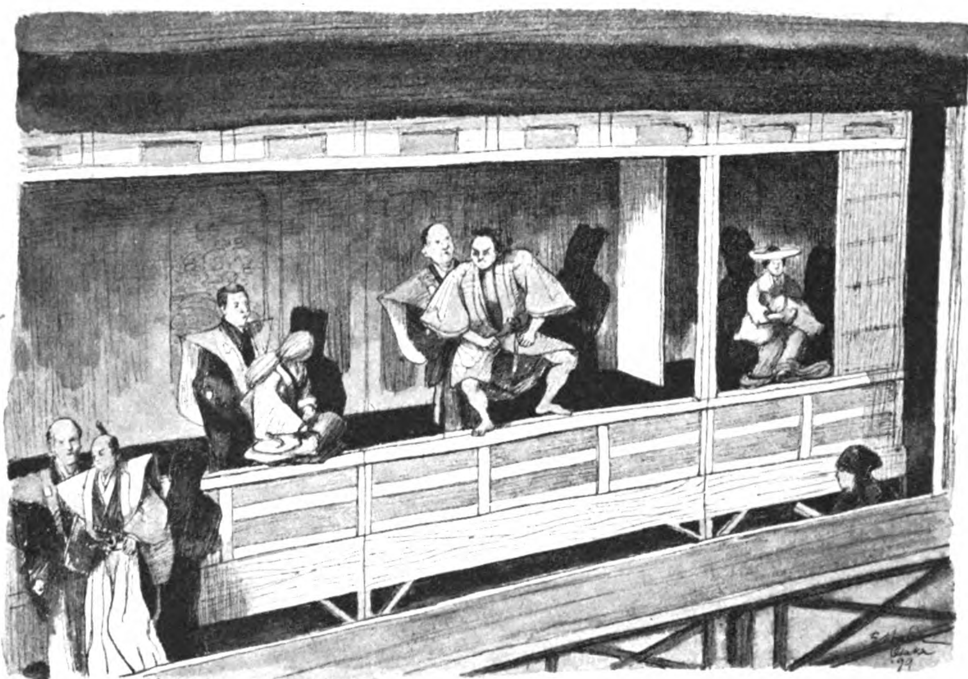


Bühne des Puppentheaters.

dienung und Lenkung solch eines stummen Acteurs nicht weniger als zwei bis drei Mann. So kommt es denn, daß das Personal des Bunraku-za-Theaters aus nicht weniger als 125 Köpfen besteht, und zwar aus 40 Puppenlenkern (Ningyotsukai), 33 Gidayus und 29 Shamisenspielern; der Rest sind Requisiteure, Lichterputzer, Bühnenarbeiter u. s. w.

Wohl nirgends kann man die Illusionsfähigkeit des japanischen Zuschauers so kennen und anstaunen lernen wie im Puppentheater; es ist verblüffend, wie sich sein Geist über das alles hinwegsetzt, was uns stört, wie seine Phantasie ergänzend eintritt, um manches nach unserer Ansicht Unentbehrliche zu ersetzen, wie er geistig zum Mitarbeiter wird, um dem Dichter zur erwünschten Wirkung zu verhelfen. Wie anders unser blasiertes weltstädtisches Publikum, das förmlich darauf ausgeht, etwas zu finden, das die Bühnenwirkung abschwächt, das sich an den unbedeutendsten Dingen oder Zwischenfällen stößt, wenn diese seine hochgespannten Erwartungen auch nur im geringsten enttäuschen! Wollte man an einen Europäer die Zumutung stellen, das Puppentheater als ernste Kunstanstalt zu nehmen, so würde man wohl dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Den Hamlet von einem Hampelmann agiert zu sehen, der von zwei oder drei Männern gelenkt und getragen wird, während z. B. Kainz zur Seite säße und mit vollendeter Meisterschaft das Drama recitierte, erscheint uns so lächerlich und absurd, daß es sich einer ernstlichen Diskussion entzieht.

Wie anders in Japan! Bei einer Scene, in der eine Mutter um ihr geraubtes Kind in Klagen ausbrach, sah ich im Puppentheater würdige Männer und Frauen bis ins Innerste erschüttert und sich mit den Ärmeln ihrer Kimonos die Thränen von den Backen wischen. Daß der Recitator nach einer anstrengenden Rede in einen kleinen Bambusnapf speit oder einen Schluck Thee nimmt, um die trocken gewordene Kehle anzufeuchten, geniert den Japaner nicht; er stößt sich auch nicht an den „Habtachtrufen“,



Namhafte Puppenlenker in Ceremonienkleidern, dahinter ihre schwarz vermummten Schüler; vorn rechts ein Kurombo mit Schlaghölzern.

den „Kake-goyes“ des Shamisenspielers, kurzen, an das Bellen des Hundes gemahnenden Tönen, wodurch er die Zuhörer auf besonders schwierige Passagen aufmerksam zu machen sucht. Wie würden bei uns die Kurombos — wörtlich Neger — erheitern, Kerle, die wie die Richter der heiligen Feme vermummt sind, vor den Augen des Publikums herumhantieren, Lichter putzen, Puppen beleuchten und mit zwei viereckigen Schlaghölzern, Hioshiges geheißen, jeden bedeutenden Ausspruch oder wichtigen Moment in der Dichtung durch dröhnendes Aufschlagen auf ein Brett gleichsam unterstreichen.

Daß das Publikum an der Erscheinung der Puppenlenker keinen Anstoß, sondern diese als etwas Selbstverständliches nimmt, ist demnach wohl begreiflich. Sie bemühen sich daher auch gar nicht, sich dem Publikum unsichtbar zu machen und ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Puppenspieler von Ruf treten in hellfarbigen, mit Goldflinsen besetzten Ceremonienkleidern auf; bloß die unbedeutenderen unter ihnen, sowie Schüler, erscheinen schwarz vermummt wie die Kurombos. Spielt eine Scene im Inneren eines japanischen Hauses, wo natürlich die agierenden Puppen noch um vieles höher stehen müssen als außerhalb desselben, so schreiten die Puppenlenker auf kothurnartigen, etwa drei Fuß hohen Sandalen einher.

Geschickte Puppenlenker erfreuen sich in Japan eben solcher Beliebtheit wie gute Recitatoren oder Schauspieler, obgleich sie keineswegs so glänzend honoriert werden wie diese; der berühmteste von ihnen bezieht bloß 5 Yen (10 Mark 25 Pfennig) täglich. Er heißt Tamazo und ist ein Greis von fünfundsiebzig Jahren. Er hatte, als ich ihn in seiner Garderobe aufsuchte, drei Puppen aufgestellt, die Hauptrollen in seinen Stücken repräsentierten, und zeigte mir noch mehrere andere, die ihm persönlich gehörten, und mit denen er nach seiner Aussage große Wirkungen erzielte. Den bedeutendsten Erfolg jedoch errang er stets durch die Hantierung einer Fuchspuppe, wobei das Publikum derart in Aufregung geriet und lärmte, daß ihn der Bürgermeister von Osaka ersuchen ließ, künftighin den Meister Reineke weniger realistisch agieren zu lassen.

Mit Ausnahme von vierzig Tagen im Hochsommer wird in diesem Musentempel



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Fischer: Japans Bühnenkunst.

Schauspieler Danjuro.

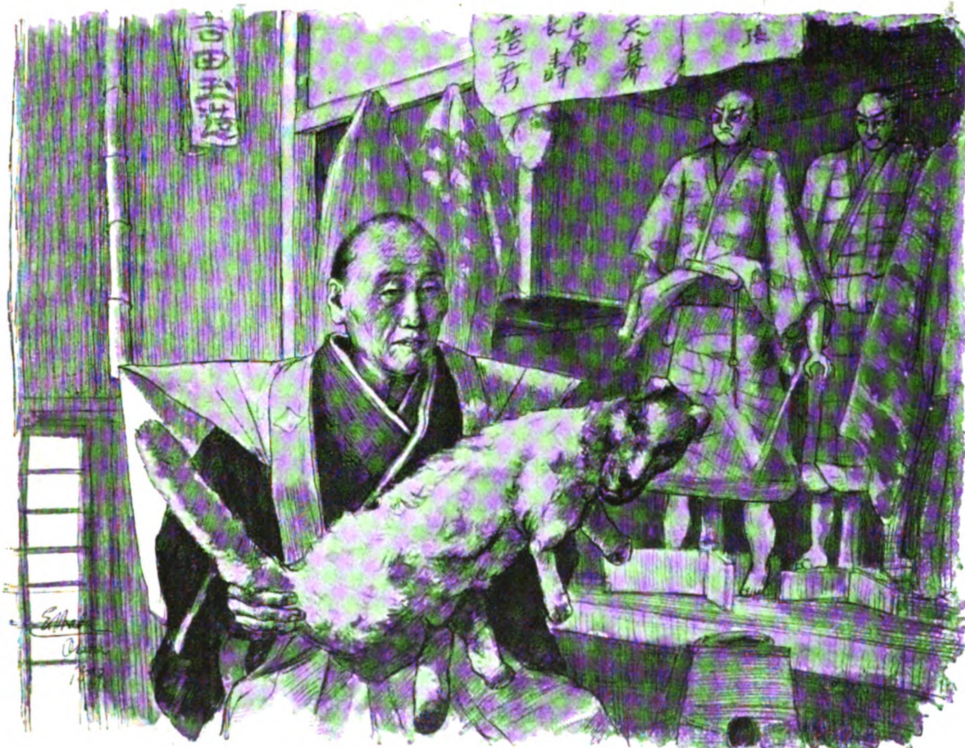
das ganze Jahr hindurch gespielt; die Ferien benützen die Gidayus und Puppenlenker zu Gastspielen an anderen Orten. Ein und dasselbe Programm beherrscht das Puppentheater für vierzig Tage; alsdann bleibt die Bühne fünf Tage geschlossen, damit Vorbereitungen für das Programm der nächsten vierzig Tage getroffen werden können.

Die Gidayus und ihr Begleiter, die nach jedem Akt wechseln, erscheinen und verschwinden durch eine Wendung der Drehscheibe; die folgenden tragen stets andersfarbige, mit anderen Wappen verzierte Ceremonienkleider als ihre Vorgänger. Soll jedoch der Eindruck hervorgerufen werden, daß die auf der Bühne agierenden Puppen einen Dialog führen, so sitzen die Gidayus hinter den Coulissen. Zauberpuppen, Geister u. s. w., die oftmals eine große Rolle spielen, werden vom Schnürboden herab an Fäden gelenkt.

Ein eigenartiger Genuß war ein Spaziermaßen, all die Helden und Schönen, die ich vor einer kleinen Weile noch lustig, sentimental oder leidenschaftlich agieren sah. Jeder Puppenlenker zeigte mir mit Stolz und Befriedigung seine Lieblinge, mit denen er beim Publikum sein Glück machte; lächelnd schied ich aus dem Theater mit dem Eindruck, daß die Puppenspieler ebenso in ihre Puppen vernarrt seien wie unsere Virtuosen in ihre Paraderollen.

Doch nun will ich dem Puppentheater Valet sagen und zum wirklichen japanischen Schauspiel, dem Kabuki, übergehen.

Abgesehen von dem fehlenden Ausruferturm, dem Yagura, sehen die modernen großen japanischen Schauspielhäuser, an deren Fassade noch immer, um die Schaulust des Publikums zu reizen, Darstellungen krasser Scenen des aufzuführenden Stückes hangen, genau so aus wie die alten. Während der Zuschauerraum bereits durch mehrere Bogen-



Tamazo, Japans berühmtester Puppenlenker.

gang hinter den Coulissen; buntscheckig, phantastisch, amüsant über alle Maßen. In den winzigen Garderoben hingen an Bambusgestellen scheinbar entseelt, mit schlaffen Gliedlichter beleuchtet ist, findet die Bühnenbeleuchtung noch immer durch Kerzen statt. Das Innere des Theaters ist ganz schmucklos; es besteht bloß aus ungemein sauber gearbeite-

tem, glatt gehobeltem, unangestrichenem Fachwerk und hat dieselbe Einteilung der Plätze wie die bereits beim Puppentheater beschriebene.

Das auffallendste sind die links und rechts durch das Parkett vom Eingang bis zur Bühne laufenden, in gleicher Höhe mit derselben befindlichen, etwa zwei Meter breiten Stege; sie werden Hanamichi geheißen, zu deutsch Blumenwege, denn ehemals sollen längs derselben Blumen gepflanzt gewesen sein. Sie gehören zu den charakteristischen Erscheinungen der japanischen Bühne, ja mehr als das, sie bilden einen unentbehrlichen Teil derselben und ermöglichen es, daß sich oftmals zu gleicher Zeit zwei Scenen vor den Augen der Zuschauer abspielen, die eine auf der Bühne, die andere auf dem Hanamichi. Man sollte es nicht glauben, wie das zwischen den beiden Parteien sitzende Publikum in Leidenschaft gerät, in der Aktion aufgeht, ja zuweilen, von seinem Temperament hingerissen, zu Mitspielenden wird.

Welch fieberhafte Aufregung bemächtigt sich der Zuschauer, wenn z. B. eine Frau in ihrem Hause von einem Feinde bedroht wird, bereits rettungslos verloren erscheint und nun plötzlich hinten im Zuschauerraum auf dem Hanamichi der Erretter auftaucht. Sorglos einherschreitend giebt er seiner Freude Ausdruck, bald seine Lieben zu sehen; auf halbem Wege jedoch ereilt ihn ein Bote mit der Unglücksnachricht. Mit Entsetzen erfährt er das Unheil, daß sein Haus bedroht ist, behende stürzt er über den Hanamichi auf die Bühne, wo dann das Drama seinen Fortgang nimmt.

Nicht selten ereignet es sich auch, daß feindliche Parteien von dem Hanamichi aus sich über die Köpfe des Publikums hinweg zum Kampf herausfordern, wutentbrannt dann auf die Bühne eilen, wo sich die Katastrophe im guten oder bösen Sinn entwickelt.

Unsere polizeilichen Vorschriften gestatten wohl aus Sicherheitsgründen, im Falle eines Feuers, ein Experiment mit dem Hanamichi nicht, sonst dürfte es für Fachleute und Bühnenfreunde eine anziehende Neuerung sein, einen Versuch damit zu wagen.

Weiblichen Darstellern bietet übrigens der Hanamichi vielfach Gelegenheit, ihre oft von berühmten Künstlern bemalten Kostüme (ein darauf gedrucktes, zwei Handflächen großes Siegel macht dies weithin kenntlich) vom Publikum bewundern zu lassen, wenn sie langsam und ceremoniell einherschreiten. Eine andere altjapanische Theatereinrichtung, die drehbare Bühne — sie stammt schon aus dem Jahre 1760 und ist eine Erfindung des um die Bühnenkunst außerordentlich verdienten Namiki Shozos — hat der rühmlichst bekannte Bühnentechniker Lautenschläger bereits vor mehreren Jahren in München eingeführt. Diese ungemein praktische Einrichtung ermöglicht es, schon während des Spiels, ohne es im geringsten zu stören, die Bühne für



Meiji-za-Theater in Tokyo.



Das Innere eines Theaters; auf dem Hanamichi links ein Schauspieler in Festhosen.
(Nach einem alten Holzschnitt.)

die nächsten Verwandlungen vorzubereiten; durch eine bloße Drehung des auf Rädern laufenden Bühnenpodiums findet ein Scenenwechsel statt.

Unsere Abbildung S. 504 veranschaulicht uns solch einen Vorgang. Oben in der Ecke rechts verfolgen die Zuschauer das Spiel auf der Bühne, im Vordergrund stehen jedoch bereits im Rahmen der nächsten Scene die Schauspieler in den Stellungen, die die Situation erfordert. Oben links aber sehen wir eine dritte Dekoration auf der Drehscheibe stehen, sie ist bereits für die zweitnächste Verwandlung bestimmt.

Bis gegen Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stand die japanische Bühne auf derselben primitiven Stufe wie heutzutage noch die chinesische, auf der z. B. ein Tisch einen Berg, ein Stuhl ein Schiff vorstellt u. s. w. Damals führte man meist nur kurze Stücke auf, die dann später vielfach von den großen historischen, mehrere Abende füllenden Dramen verdrängt wurden.

Auf der japanischen Bühne kennt man nur bemalte Prospekte, doch keine Seitencoulissen; diese werden durch plastische Versatzstücke, Thore, Bäume, Sträucher, die auf Bretter gesteckt sind und auf die Bühne geschoben werden, ersetzt. Etwas ungemein Drolliges ist für uns Europäer eine japanische Walddekoration, die, um besser gesehen werden zu können, mit zahllosen Lichtern besteckt wird, dadurch aber für uns das Aussehen eines mit Weihnachtslichtern geschmückten Waldes gewinnt. Großen Luxus treiben die Japaner mit dem nach beiden Seiten sich öffnenden Ziehvorhang — 1665 erschien er zum erstenmal —, der während eines Zwischenaktes oft mehrmals zur Belustigung des Publikums gewechselt wird. Vielfach sind diese mit allegorischen Bildern, mit Widmungen an einzelne Darsteller oder den Direktor reich bestickten Seidenvorhänge Geschenke großer Geschäftshäuser, die damit Reklamezwecke verfolgen, aber auch Geishas einer bestimmten Straße stiften solche oder Gesellschaften von Theaterfreunden, wie z. B. die „Päoniengesellschaft“, die Gesellschaft der „Sieben Glücksgötter“ u. a. Diese in großen Städten zahlreich vertretenen Vereine bezwecken, ihren Mitgliedern, meist kleinen Kaufleuten, den Theaterbesuch billiger zu gestalten und zuweilen Gelage mit ihren Lieblingen abzuhalten.

Zu den Eigenheiten des japanischen Theaters gehört, daß auf der Bühne keine lebenden Tiere erscheinen, doch führte zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts der um die dekorative Bühnenkunst verdiente Nakamura Denkichi aus Pappe imitierte ein, die noch

heutzutage das Feld behaupten. Kommt z. B. in einem historischen Drama ein Feldherr angeritten, so stecken in einem Gaul aus Pappe zwei Kulis, deren Beine Linnen



Drehbares Bühnenpodium.

von der Farbe des Gaules bedecken. Es ist gar possierlich anzusehen, wie die Kuli das Aufbäumen, die Kampfeslust eines Pferdes nachahmen, doch findet dies in Japan niemand lächerlich.

Ebensowenig stößt sich jemand daran, daß die bereits beim Puppentheater erwähnten Kurombos, diese dienstbaren Geister in schwarzen Kapuzen, sich ungeniert neben einen Darsteller kauern, ihm soufflieren, einem anderen das Kostüm zurechtrücken oder die Schleppe hübsch in Falten legen, sein Haar arrangieren, ihm eine Tasse Thee bringen oder sonst allerlei Liebesdienste erweisen. Diese Braven sind von einem geradezu peinlichen Ordnungssinn; es widerstrebt ihnen, nach einer Kampfscene Kleidungsstücke, Waffen oder Leichen herumliegen zu lassen; sie schleppen während des Spiels alles Unnötige von der Scene weg, vor die gefallenen Helden aber breiten sie ein schwarzes Tuch, hinter dem die entseelten Streiter auf allen Vieren von der Scene kriechen. Auf kleineren Bühnen sah ich noch oftmals, wie beim Dunkelwerden die Kurombos mit einer brennenden Kerze an einer langen Stange den Hauptakteuren wie ihr Schatten nachliefen, damit das Publikum deren Mienenspiel und Kostüm besser bewundern könne.

Ungemein pervers berühren uns auch die männlichen Frauendarsteller, die, um nur ja weibisches Wesen sich anzueignen, schon von frühester Kindheit an nur mit Mädchen erzogen werden, zu Hause in Weiberkleidern und mit Weiberperücken herumlaufen.

Nicht minder fesselnd als die Aufführung selbst ist in dem japanischen Theater das Leben und Treiben in den Zwischenakten. Da lösen sich alle Bande frommer Scheu; die Kinder, die so lange still sitzen mußten, spielen auf dem Hanamichi Haschen, gucken, indem sie den Ziehvorhang in der Mitte öffnen, dreist auf die Bühne und tummeln sich nach Herzenslust herum. Aber auch die Erwachsenen lärmen ungeniert; im Foyer, das hinter der Galerie liegt, sowie in den bazarartigen Gängen um das Erdgeschoß herrscht reges Treiben. Mit den Wappen der berühmtesten Schauspieler verzierte Kästchen und Haarnadeln bietet man dort feil, ebensolche Fächer und Seidentücher, kurz, alle möglichen Nippes und Spielsächelchen, die die Herzen niedlicher Japanerinnen erfreuen. Auch ein kleines Gärtchen mit Theelauben und einem winzigen Goldfischteich fehlt im Hofe des Meiji-za-Theaters nicht; es ist gar possierlich zu sehen, wie die zierlichen Mädchen im Feststaat sich gegenseitig ihre Gürtel zurechtschieben, Blumenhaarnadeln mit langen Seidenquasten im Haar befestigen und unter Scherzen die Goldfischlein mit Zuckerzeug füttern.

Den höheren Kreisen gehören diese Dämchen meist nicht an, da wirklich vornehme Damen das Theater selbst heute noch entweder gar nicht oder nur ausnahmsweise besuchen. In früheren Zeiten kam es vor, daß sich sehr emancipierte oder besonders neugierige Frauen aus dem Hause schlichen, etwa unter dem Vorwande, in einen Tempel zu gehen und alsdann verkleidet in ein Schauspielhaus eilten; dies hatte jedoch mit-

unter recht üble Folgen. So bekamen der obersten Hofdame des Mikado im Jahre 1714 solche heimliche Exkursionen sehr schlecht; sie hatte sich unglücklicherweise in einen Schauspieler verliebt; ihre intimen Beziehungen wurden verraten, und das Ende des Romans war, daß sie sowohl wie ihr Geliebter zum Tode verurteilt, der Theaterdirektor aber auf eine öde Insel verbannt wurden.

Aber selbst für männliche Angehörige des Adels galt es zur Feudalzeit als „unfair“, sich in den Schauspielhäusern unter die social niedrigstehenden Kasten zu mischen. Der Grund dafür, daß das japanische Schauspiel bei der guten Gesellschaft so gut wie verfemt war, dürfte hauptsächlich darin zu suchen sein, daß sich zuweilen auf der Bühne Scenen abspielten und im Volkstheater noch abspielen, die jedes Anstandes spotten und das Gewagteste, was man auf europäischen Bühnen sehen kann, in den Schatten stellen. Durch den Einfluß europäischer Missionare hat sich in dieser Hinsicht im letzten Jahrzehnt in den großen Hauptstädten vieles geändert, allerdings ging dabei auch manches Urwüchsige verloren.

Schier unfaßbar erscheint uns, daß die Schauspieler, die im Privatleben bis vor kurzem, kaum dreißig Jahre sind es her, als Auswürflinge der Gesellschaft betrachtet, bei den Volkszählungen nicht einmal zu den Menschen gerechnet wurden, in Yedo abgeschieden von aller Welt in einer gewissen Straße leben mußten, nur mit einem Hut ausgehen durften, der ihr Gesicht verdeckte, trotzdem im Theater selbst vergöttert werden. Heutzutage allerdings werden Danjuro, der gefeiertste dramatische Künstler Japans, sowie einige andere hervorragende Darsteller auch schon in anständige Klubs aufgenommen, also als gesellschaftsfähig betrachtet; aber das sind nur Ausnahmen der herrschenden Regel.

So oft im Theater einer der Lieblinge des Publikums sich zeigt, brüllt ihm dasselbe seinen Volksnamen ohne Unterlaß zu. Es ist nämlich eine ebenso befremdende wie unerklärliche Eigenheit des japanischen Theaterpublikums, daß der populäre Darsteller nicht bei seinem Namen, sondern mit einem Rufnamen, der gar keine Bedeutung hat, angerufen wird. „Naritaja, Naritaja“ kreischt es aus tausend Kehlen, so oft sich Danjuro auf der Bühne oder dem Blumenpfad zeigt, und doch hat dieser Rufname weder einen Sinn, noch drückt er eine Eigenheit des Betreffenden aus. Matadore der Schauspielkunst empfangen vor Beginn der Vorstellung sowie in den Zwischenakten ihre Verehrer in ihren Garderoben. Diese zeigen sich dadurch erkenntlich, daß sie beim Weggehen ein Geldgeschenk von mindestens fünf Yen hinterlassen, natürlich fein säuberlich in Papier gewickelt, wie es in Japan der Anstand erfordert. Man sollte meinen, daß auf diese Weise beliebte Künstler leicht zu Reichtum kämen, doch ist dem nicht so, denn die gute Sitte erheischt, daß der Beschenkte sich nobel zeigt und die Gabe in anderer Form erwidert. So las ich im



Schauspieler in einer weiblichen Rolle, wird von einem Kurombo beleuchtet.
(Nach einem Druck aus dem siebzehnten Jahrhundert.)

Dezember 1897 in der Japan-Times, daß Danjuro von einem Honorar von 50000 Yen (über 100000 Mark), das er in Osaka für einen Cyklus von vierzig Vorstellungen erhielt, 24038 Yen für Geschenke an seine dortigen Freunde verausgabte, und zwar verehrte er ihnen: 1400 Klappfächer, 2500 Fukusas (feine bestickte Geschenktücher), 350 Stück schwarzen Stoffes, 50 Stück weißen Stoffes, 300 Paar Getas (lackierte Sandalen), 500 silberne und Bambuspfeifchen zum Rauchen &c.

Besonders wichtig ist es für die „Stars“ der japanischen Bühne, die Gunst der Geishas zu gewinnen, der größten Theaterfreundinnen, die in allen Theehäusern für die Helden des Tages Propaganda machen. Es gilt also auch für Japan: „Je besser die Räder geschmiert werden, desto besser laufen sie.“

Was den japanischen Spielplan anbelangt, so unterscheidet man hauptsächlich drei verschiedenartige Kategorien der aufzuführenden Stücke: erstens das bluttriefende historische Drama, „Jidaimono“, zweitens die aristokratische Familientragödie, „Oiemon“ (Oie = das Haus eines Edlen), drittens bürgerliche Komödien, „Sewamono“ geheißen.



Reiter auf einem Pferd, das durch zwei Kulis dargestellt wird. (Nach einem alten Holzschnitt.)

Die beiden ersten Gattungen entwickelten sich vielfach aus dem Nospiel; die Darstellungsweise steht noch ganz im Banne alter Traditionen, insbesondere des Puppenspiels, da die Darsteller es heutzutage noch in gewissen Momenten als höchstes Kunstideal betrachten, Grimassen, Verrenkungen und Posen eines Hampelmannes getreulich zu kopieren.

In den lustigen Farcen, den Kiyogen, die stets zwischen zwei Nospielen aufgeführt werden, darf man den Ursprung der Sewamonos, der bürgerlichen Komödien, suchen. Sie erfahren eine unseren Anschauungen entsprechende realistische Darstellungsweise, an der wir uns rückhaltlos erfreuen können.

Die Recitatoren (Gidayus oder Joruris) und der Shamisenspieler, die das Schauspiel vom No- und Puppentheater übernahm, sitzen im Schauspielhaus rechts von der Bühne in einem prosceniumslogenartigen Verschlag hinter dünnen Bambusvorhängen. Sie nehmen die Stelle ein, die der Chor beim griechischen Theater oder dem Nospiel bekleidet. Sie machen uns mit den handelnden Personen bekannt und schildern während stummer mimischer Scenen, in denen die Schauspieler Japans ihre größte Kunst zeigen, den Seelenzustand und die Gedanken der dargestellten Personen. Zum Schluß ergehen sie sich oft in allgemeinen Betrachtungen über der Menschen Schicksale, der Götter Zorn und Gnade.

Zuweilen wirkt im Schauspiel auch ein Chor mit, der die Stimme des Schicksals zum Ausdruck bringt. In den bürgerlichen Komödien dagegen beherrscht der Dialog der Darsteller die Scene ganz allein.

Vorn links, hinter einem Bambusgitter, sitzt im Schauspielhaus das eigentliche Orchester verborgen. Die musikalische Begleitung sucht sich der wechselnden Stimmung, der Situation, anzupassen; sie klingt melancholisch, eintönig, entbehrt dabei jedoch keineswegs eines gewissen Reizes und sagt entschieden unserem musikalischen Empfinden mehr zu als der Gesang der Gidayus oder Nomusiker.

Detaillierte Bezeichnungen der verschiedenen Rollenfächer sind beim japanischen Thea-

ter in beschränkterem Maße als bei uns üblich; man unterscheidet im großen und ganzen 1) Haupthelden, 2) Feinde und Intriganten, 3) Frauendarsteller, 4) Kinderdarsteller, 5) Komiker.

Gewisse Typen des historischen Schauspieles haben sich seit Jahrhunderten in ihrer äußeren Erscheinung nicht verändert; das japanische Theater ist darin ebenso konservativ wie das französische hinsichtlich der Wiedergabe Molièrescher Komödien.

Noch heute bemalen sich die japanischen Helden und Gewaltmenschen das Gesicht unnatürlich rot, tragen die Augenbrauen nach aufwärts gedreht, die Intriganten hingegen wagerecht liegend. Die klassisch gewordene Heldenmaske stammt schon aus dem Jahre 1673; damals erzielte Ichikawa Danjuro, der Ahnherr und Gründer der noch heute berühmten Schauspielerdynastie dieses Namens, durch seine originellen Darstellungen in dieser Maske solche Erfolge, daß die Dramatiker seinen Darstellungsstil als mustergültig erklärten.



Der berühmte Frauendarsteller Fukusuke in seiner Garderobe.

Den bei uns so beliebten Premierensport pflegt das vornehme Theaterpublikum Japans nicht; im Gegenteil, es gilt für unfein, Premieren zu besuchen, man überläßt dieses Vergnügen dem Pöbel. So kommt es, daß Erstaufführungen zu halben Preisen stattfinden, um ein möglichst großes Publikum anzuziehen. Das Gleiche gilt für die letzte Vorstellung eines Stückes, denn einer alten Unsitte gemäß erlauben sich die Darsteller bei diesen Letztlingen allerhand Unfug.

Nun aber zur Aufführung im Meiji-za-Theater! Als ich ihr beiwohnte, wirkten drei Sterne mit, nämlich der gefeierte Danjuro, der neunte dieser Künstlerdynastie, der im höchsten Ansehen stehende Kikugoro, sowie der am meisten bewunderte Frauendarsteller Fukusuke, ein Mann im Anfang der Dreißiger stehend.

Die Vorstellung begann um elf Uhr vormittags mit dem historischen Drama „Hachijin Shugo-no-Honjo“.

Das Schauspiel beruht auf einer Mythe, deren Glaubwürdigkeit zweifelhaft ist. Es behandelt den Tod Kiyomasas, des Daimio (Fürsten) von Higo, des treuesten und tapfersten Generals des Shogun Hideyoshi.

Als der große Hideyoshi 1598 starb, überließ er seinen einzigen Sohn Hideyori der wachsamen Fürsorge und dem Schutz Kiyomasas, der alles, was in seinen Kräften stand, aufbot, um das Versprechen, das er seinem Herrn am Totenbette gab, zu erfüllen. Nach der Schlacht von Sekigahara, die 1600 zwischen den Anhängern Hideyoris und denen des Feldherrn Iyeyasu stattfand, und die mit dem Siege der letzteren endete, wuchs Iyeyasus Einfluß immer mehr, so daß sein Ehrgeiz sich darauf richtete, Shogun zu werden. Vorher aber mußte der junge Hideyori aus dem Wege geräumt werden. Das größte Hindernis seiner ehrgeizigen Bestrebungen war Kiyomasa, der treue Beschützer Hideyoris, und um diesen verschwinden zu lassen, versuchte er ihn zu vergiften.

Diese Geschichte ist das Motiv, das dem Schauspiel zu Grunde liegt.

Eine einleitende Musik der Gidayus, die von einem frenetischen Gejohle des Publikums stellenweise übertönt wurde, eröffnet das Drama.

Der erste Akt spielt im Hofe des kaiserlichen Palastes in Kyoto. Vier schwarz vermummte Kurombos treten mit einem großen

roten Tuch in die Mitte der Bühne, halten es senkrecht ausgespannt und lassen es erst sinken, als aus der Versenkung der Feldherr Kiyomasa (Danjuro), sowie sein Vasall Ino-Hayata (Schauspieler Kikugoro) aufsteigen. Zuckend windet sich zu ihren Füßen ein Ungetüm, das des Kaisers Leben bedroht und das sie auf dessen Geheiß erlegt haben. Höflinge erscheinen in großer Zahl und beglückwünschen Kiyomasa zu seiner Heldenthat, während der Hofminister ihm im Namen des Kaisers die schöne Hofdame Ayame-no-Maye zum Lohn als Gattin beschert.



Heldendarsteller aus einem historischen Drama und Recitator vor seinem Lesepult. (Nach einem altjapanischen Holzschnitt.)

Der zweite Akt versetzt den Zuschauer auf ein auf dem Yodofluß vor Anker liegendes Schiff. Man sieht Kiyomasa (Danjuro) in seiner Kabine sitzen. Iyeyasu, der dem Leben des jungen Hideyori nachstellt, den Kiyomasa zu beschützen geschworen, hat diesen zu einem Bankett geladen. Soeben auf sein Schiff zurückgekehrt, um in seine Heimat, nach Higo, zu segeln, ist Kiyomasa erschöpft eingenickt; ganz verworren erwacht er nun aus einem Traum, in dem er mit großer Lebhaftigkeit den im ersten Akt geschilderten Kampf mit dem Ungetüm noch einmal durchlebt. Ein Abgesandter Iyeyasus kommt in einem kleinen Boot herangerudert unter dem Vorwande, daß er Kiyomasa Abschiedsgrüße seines Herrn zu entbieten habe; in Wirklichkeit erscheint er aber nur, um zu spionieren, ob das dem Kiyomasa auf dem Bankett verabreichte Gift bereits seine Wirkung gethan habe. Erstaunt darüber, daß dieser noch ganz wohl ist, verläßt er das Schiff. Das Boot mit dem Abgesandten, der die Bewegung des Ruderns markiert, wird von zwei Kerlen, die mit einem Stoff von der Farbe der Wasserbahn überzogen sind, bis zum großen Schiff geschoben; dann laufen sie stracks hinter die Coulissen, denn da das Boot später an einem Strick zurückgezogen wird, sind sie überflüssig geworden. Diesen Vorgang, der bei uns die Situation um jeden Ernst gebracht hätte, fand das Publikum sehr korrekt und nicht im mindesten erheiternd.

Kiyomasa entbietet nun seine Schwiegertochter Hinaginu zu sich (dargestellt von dem berühmtesten Frauendarsteller Fukusuke), sie ersuchend, ihm auf dem Koto, dem Instrument der vornehmen Damen, etwas vorzuspielen. Während Hinaginu seiner Bitte willfährt, kommt

ein anderer Abgesandter Iyeyasus, Namens Marikawa, herangerudert; er überbringt ein Geschenk, eine Kiste, in der sich eine Rüstung befinden soll. Auch der zweite Bote verläßt das Schiff, gleichfalls verwundert darüber, Kiyomasa noch immer wohl anzutreffen. Alsbald aber stellen sich bei Kiyomasa Vergiftungssymptome ein; ahnend, daß die eben überbrachte Kiste nichts Gutes enthalte, schlägt er mit einem wuchtigen Hieb den Deckel ab. Blitzschnell entspringt der Kiste ein gedungener Mörder, der mit Kiyomasa auf Tod und Leben kämpft. Dabei springen sie bald rechts, bald links, bald übereinander, dann knien sie in den groteskesten Posen, versetzen einander unzählige Wunden und führen ein Hampelmannballett auf, das damit endet, daß der gedungene Mörder mit einem Salto mortale nach rückwärts vom Deck ins Wasser springt. Kiyomasa aber stellt sich, während das ganze Schiff mit dem Bühnenpodium gedreht wird, mit triumphierender Pose an den Schiffsstern, dabei mit dem Kopfe wackelnd wie eine Marionette, die an der Strippe gezogen wird.



Kampfscene in einem historischen Drama.
(Nach einem altjapanischen Holzschnitt.)

Der dritte Akt spielt in einem Raum in Kiyomasas Schloß. Es erscheint wieder Marikawa als Abgesandter Iyeyasus. Von Kiyomasas nichtsahnender Frau Hazuye, die ihm bedeutet, daß ihr Gatte niemanden empfange und sich in seine Gemächer zurückgezogen habe, wird er in ein Nebengemach geführt. Nun meldet sich, als Schiffer verkleidet, in einem Strohmantel, in der Hand ein Gefäß voll Reiswein, der tapfere General Goto-Mototsugu, doch auch dieser wird abgewiesen. Kiyomasas Sohn, Kazuyenosuke, der vernommen hat, daß sein Vater vergiftet, betritt nun die Bühne. In großer Hast ist er, um seinen Vater zu schützen, von Osaka hierher geeilt; von ihm erst erfährt seine ahnungslose Mutter die Gefahr, in der ihr Gatte schwebt.

Binnen wenigen Augenblicken erfolgt nun durch eine Drehung des Bühnenpodiums vor den Augen des Publikums ein Scenenwechsel. Kiyomasa befindet sich in einem Turm, der zwischen Festungswällen in einem Hofe steht; herabgelassene Bambusvorhänge machen ihn dem Publikum unsichtbar. In mächtiger Erregung, atemlos kommt sein Sohn in den Hof und erkundigt sich bei seinem Weibe nach des Vaters Befinden, ohne jedoch nach dem ihren zu fragen, trotzdem er sie seit langer Zeit nicht gesehen. Verletzt wendet sie sich ab, befürchtend, daß sie seinem Herzen fremd geworden; doch alsbald beruhigt er sie. Nachdem er durch Liebkosungen ihre Zweifel verscheucht, verläßt er mit ihr den Schauplatz.

Nun hebt sich der Bambusvorhang von Kiyomasas Gemach. Man sieht den Helden fahl, abgezehrt und schwer leidend sitzen. Plötzlich bemerkt er einen Mörder, der sich seinem Lager nähert, aber noch gelingt es ihm, diesen rechtzeitig durch einen wuchtigen Streich hinzustrecken. Im Vordergrunde der Bühne klagt Kiyomasas Gattin darüber, daß ihr schwer leidender, sichtlich verfallender Gatte unrettbar verloren sei. Kazuyenosuke betritt dann abermals die Bühne, um endlich seinen Vater zu sehen; doch dieser erhebt sich zornig von seinem Lager, ihn zurechtweisend bedeutet er ihm, daß sein Platz nicht hier sei, sondern in Osaka, wo er Hideyoshis Sohn vor Feinden und Verrätern zu schützen habe, auch befiehlt er ihm, seine Gattin, die die Tochter eines feind-

lichen Generals ist, zu verstoßen. Als er geendet, reißt er den Bambusvorhang herab und entzieht sich so den Blicken seines beschämten Sohnes.

Wie sein Vater ihm geheißen, schreibt er nun den Scheidebrief für seine Frau und übergiebt diesen seiner Mutter mit der Bitte, ihn seiner Gattin zu überreichen. Beim Verlassen des Schauplatzes jedoch trifft er unerwartet nochmals mit seinem Weib zusammen; es entspinnt sich in ihm bei ihrem Anblick ein schwerer Seelenkampf, dem er zu erliegen scheint; doch schließlich stößt er die liebende Gattin von sich und stürzt besinnungslos von dannen. Als nun die Ärmste den Scheidebrief, den ihr ihre Schwiegermutter gegeben, gelesen und den Grund vernimmt, der ihren Gatten zu diesem Schritt bewogen, durchschneidet sie mit einem Dolch ihre Kehle.

Der als Fischer verkleidete General Goto-Mototsugu tritt nun vor Kiyomasa hin; dieser erkennt jedoch sofort seinen alten Freund in ihm. Gegenseitig tauschen sie ihre Erlebnisse aus, teilen sich ihre Pläne und Geheimnisse mit. Mit Freuden vernimmt Kiyomasa, daß sein junger Herr Hideyori in Goto einen ihm unbedingt ergebenen, zuverlässigen Freund besitzt. Während dieser Unterredung hat sich Marikawa, der Spion Iyeyasus, herangeschlichen und das Gespräch der beiden belauscht. Als man ihn bemerkt, will er rasch entfliehen, doch ein Pfeilschuß von Kiyomasas Freund Yoshihiro — es ist derselbe, der mit ihm das Ungetüm im ersten Akt erlegt — streckt den Spion zu Boden. Kiyomasa fühlt nun sein Ende nahen; mit seinen letzten Kräften beschwört er nochmals seine Freunde Goto und Yoshihiro, den jungen Hideyori zu beschützen und alles aufzubieten, damit die Toyotomi-Dynastie unversehrt erhalten bleibe.

Mit dieser stimmungsvollen Scene findet das Drama seinen Abschluß. Der Gidayu beklagt in einem Sang das Los des tapferen Kiyomasa, des Musters eines treuen Vasallen, der im Gedächtnis aller Männer von Treue und Rechtschaffenheit fortleben werde.

Nach einer längeren Pause folgte ein einaktiges, in Japan ungemein beliebtes Drama „Terakoya“. Es spielt im neunten Jahrhundert zur Zeit des Kaisers Daigo und handelt von der Feindschaft, die zwischen den beiden Ministern Sugawara Michizane und Fujiwara Shihei bestand. Hervorragenden Fähigkeiten verdankte der erstere die besondere Gunst seines Kaisers; der andere war darüber dermaßen eifersüchtig, daß er nicht eher ruhte, als bis er seinen Nebenbuhler wegen angeblicher Verschwörung gegen den Mikado vom Hofe verwiesen und nach der Insel Kyushiu verbannt sah. Der in Ungnade Gefallene hatte einen Knaben Namens Kanshusai bei einem treuen ehemaligen Vasallen, der, um sein Brot zu verdienen, in einem Vorort Kyotos eine Dorfschule hielt, heimlich verborgen. Der ängstliche und rachsüchtige Shihei erfuhr den Aufenthalt des Knaben, und um aller weiteren Feindschaft für die Zukunft ein Ende zu machen, beschloß er den Tod desselben.

Die eine Hälfte der Bühne, die durch ein Gartengitter mit Thor abgeschlossen ist, stellt bei Beginn des Stückes eine Dorfschule dar. Die andere Hälfte nimmt der Zugang von der Straße her ein. Da der Lehrer in einer Angelegenheit zum Ortsvorsteher befohlen ist, treiben die übermütigen Knaben allerlei Allotria. Über den Hanamichi schreitend, naht sich nun eine vornehme Frau mit einem hübschen Knaben an der Hand. Sie bittet die Lehrersgattin, ihr Söhnchen für den Unterricht bei sich zu behalten. Gern willigt diese ein. Nachdem die fremde Dame ihr gesagt, daß sie im benachbarten Orte einige Geschäfte erledigen müsse, hierauf jedoch wiederkommen werde, um den Knaben abzuholen, betritt die Lehrersfrau das Nebengemach. Als die Mutter sich durch das Gitter entfernen will, stürzt ihr der Knabe mit zärtlicher Leidenschaft noch einmal nach; doch nach einem heftigen Seelenkampf wehrt sie ihr Kind von sich und flüstert: „Sei stark, mein Sohn, wenn der Augenblick naht.“

Kaum hat sie sich entfernt, so betritt Genzo, der Schullehrer, der von dem berühmten Kikugoro dargestellt wird, die Scene. Mit verschränkten Armen, gefurchter Stirn, ganz verstört aussehend, schreitet er mit keuchendem Atem auf und ab. Sein Weib beschwört ihn, ihr die Ursache seines sichtlichen tiefen Kummers mitzuteilen, denn seine Züge verkünden ihr, daß er Furchtbares erlebt habe, seit er sie verlassen. In fieberhafter Auf-

regung erzählt er nun hastig, daß Gemba und Matsuo, Vasallen des tückischen Shihei, zum Dorfvorsteher gekommen seien und ihm befohlen hätten, unverzüglich Kanshusai, seines Herrn Sohn und Erben, zu töten und zum Beweis dessen seinen Kopf zu bringen. Er habe es scheinbar versprochen, im Inneren jedoch sei er fest entschlossen, für seines Herrn Sohn einen anderen Knaben unterzuschieben. Genzo erfährt nun von seinem Weib von dem in seiner Abwesenheit angekommenen vornehm aussehenden Knaben, den niemand im Dorfe kennt. Sofort beschließen beide, diesen für Kanshusai aufzuopfern. Sollte ihr Plan jedoch fehlschlagen und entdeckt werden, so wollten sie versuchen, sich durch die bewaffneten Wachen durchzuschlagen, äußersten Falls aber ihren jungen Herrn, ehe sie ihn von Feindeshand morden ließen, selbst erdolchen. Kaum haben sie diesen Entschluß gefaßt, als auch Gemba und Matsuo, der, nebenbei gesagt, von Danjuro meisterhaft dargestellt wird, kommen, um von Genzo die Erfüllung seines Versprechens zu fordern. Mit den beiden erscheint ein Trupp ängstlich erregter Bauern, die es nicht erwarten können, ihre Knaben in Sicherheit zu bringen. Auf Befehl Gembas rufen die Väter, einer nach dem anderen, ihre Kinder beim Namen; diese kommen einzeln über eine Treppe aus der höher gelegenen Schulstube gelaufen. Gemba und Matsuo sehen jedem Knaben scharf und prüfend ins Gesicht; sobald sie sich aber überzeugt haben, daß der Betreffende unmöglich der gesuchte Kanshusai sein könne, wird einer nach dem anderen zum Thor hinausgelassen, wo ihn der vor Angst und Freude zitternde Vater jubelnd empfängt und scheu mit ihm davoneilt. Barsch fahren nun die beiden Genzo an, wo denn der Kopf des Knaben bleibe, da stürzt nach einem schweren inneren Kampf — Strömungen für und wider kämpften in ihm — der Schulmeister in ein Nebengemach. Ein lauter Aufschrei verkündet, daß das verlangte Haupt fällt.



Der Soshischauspieler und Direktor Yamaguchi.

Matsuo droht im ersten Augenblick zusammenzubrechen, doch faßt er sich bald mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte. Bebend tritt nun Genzo aus dem Nebengemach, stellt vor die Abgesandten eine kleine Kiste, dabei zitternd auf deren Inhalt verweisend. Triumphierend fordert Gemba Matsuo auf, das Haupt zu prüfen, wie ihm sein Herr Shihei befohlen habe, denn er, als ehemaliger Vasall Sugawara Michizanes, müsse das Haupt Kanshusais zweifelsohne kennen. Matsuo faßt krampfhaft nach seinem Herzen; am ganzen Leibe bebend, mit angehaltenem Atem blickt er in die Kiste, aus der ihm geisterhaft ein Haupt anstiert. Abseits stehen der Schullehrer und sein Weib, ängstlich nach Matsuo schielend und seinen Urteilsspruch erwartend.

Als Matsuo das in der Kiste befindliche Haupt für das von Michizanes Sohn erklärt, entfernen sich alle; nur das ihrem ehemaligen Herrn so ergebene Lehrerpaar bleibt in sprachloser Freude zurück. Durch verzweifeltes Lachen und Weinen verleihen sie ihrer Befriedigung über die glückliche Rettung ihres jungen Herrn Ausdruck. Plötzlich erscheint die Mutter des ermordeten Knaben, um, wie der Schullehrer glaubt, die-

sen wieder von ihm zu verlangen. Verwirrung, starres Entsetzen spricht aus seinen Zügen. Er flüstert seinem Weibe, wahnsinnige Angst in den Mienen, zu, daß nun alles verloren sei, wenn er nicht sofort die Mutter ihrem Knaben in den Tod nachsende. Der Dame entgeht die Verstörtheit und Verwirrung des Ehepaares nicht. Zaudernd folgt sie der Aufforderung des Schulmeisters, in den Nebenraum zu treten. Kaum aber hat sie einige Schritte zu dem bezeichneten Gemach hin gethan, so versucht Genzo, sie von hinten zu erstechen. Unheilahnend weicht sie jedoch gefaßt dem ersten Streich geschickt aus und fängt den zweiten mit einem Kistchen auf, in welchem der Knabe seine Schulsachen aufzubewahren pflegte. Zu Genzos grenzenlosem Erstaunen, der am ganzen Leibe schlotternd, verwirrt und beschämt vor der Mutter des gemordeten Knaben steht, entfällt dem Kistchen ein Totenkleid. Fassungslos bittet Genzo die unglückliche Mutter um eine Aufklärung; da ruft Matsuo, der inzwischen nahte, von draußen kommend: „Gedulde dich nur einen Augenblick, Genzo, du sollst von mir alles erfahren. Du glaubtest wohl, daß ich, weil ich aus Not Dienste bei dem tückischen Shihei nahm, unseren guten alten Herrn Michizane vergessen und verraten habe; doch wisse, daß ich ihm tief ergeben blieb und stets darauf bedacht war, ihm noch einmal meine Dankbarkeit und Treue beweisen zu können. Kaum hatte der tückische Shihei erfahren, daß Kanshusai bei dir verborgen sei, so gab er Auftrag, den Sohn unseres Wohlthäters sofort zu morden; als ich darob verzweifelt, Krankheit vorschützend, um meine Entlassung bat, gewährte er sie mir nur unter der Bedingung, daß vorher sein Auftrag ausgeführt worden sei. Ich aber müsse, da ich Kanshusai genau gekannt habe, feierlich erklären, daß der gemordete Knabe wirklich das gesuchte Opfer sei. Da entschloß ich mich denn blutenden Herzens, meinen Knaben Kotaro meinem alten Herrn aufzuopfern, um den Erben seines Namens, der mir heilig ist, zu retten. Mit meinem treuen Weibe Chiyo und meinem armen Kotaro verabredete ich, daß er zu deinem Hause geführt werden sollte, wohl wissend, daß du ihn in deiner Verzweiflung an Stelle deines jungen Herrn töten würdest, da seine edlen Züge am ehesten denen Kanshusais gleich kämen. Mein kleiner tapferer Kotaro, der wohl wußte, für wen er sein Leben opferte, starb sicher wie ein Held, nicht wahr, Genzo?“



Typus eines Intriganten im historischen Drama.
(Nach einem altjapanischen Holzschnitt.)

Im Innersten ergriffen, zerknirscht und beschämt schluchzt der Schullehrer vor sich hin, nickt geschlossenen Auges mit dem Haupte zum Zeichen der Zustimmung, indem er flüstert: „Und ich hielt dich für treulos! O du edler, braver Matsuo, wie vieles habe ich dir abzubitten!“

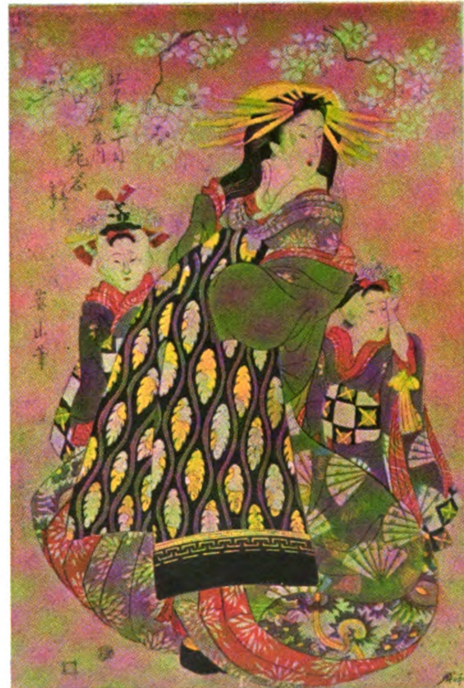
Aus dem Nebenzimmer bringt man nun die in ein Tuch gewickelte Leiche Kotaros, die man auf Befehl des Vaters in eine herbeigebrachte Sänfte legt. Stumm giebt er, als dies geschehen, das Zeichen zum Aufbruch. Als der kleine Trauerzug im Begriff ist, zum Thor hinauszugehen, stürzen aus dem Nebengemach der bis dahin verborgen gebliebene Kanshusai und seine Mutter dem tiefgebeugten Elternpaar zu Füßen, unter heißen Thränen für das schier übermenschliche Opfer dankend, das sie ihrem einstigen Herrn und ihnen gebracht haben. Stumm wehren diese jeden Dank ab; in feierlichem Schritt folgen die Gramgebeugten, einander umschlingend, der Sänfte über den Hanamichi. Vom Thor aus starren bewegungslos die Zurückbleibenden dem Trauerzug nach. —

Groß und klein war von dem Schauspiel tief bewegt, und ich muß gestehen, daß das Stück, dessen Inhalt mir bekannt war, und das bis in die kleinsten Rollen einfach und wahr, ohne jede Übertreibung, meisterhaft dargestellt wurde, auch in mir einen großen und bleibenden Eindruck hinterließ.

Diesem Drama folgte eine dreiaktige Tragödie mit Mord und Totschlag, in der schließlich alle Darsteller mit blutbeschmierten Schwertern, Händen und Gesichtern auf der Bühne umhertanzten. Uns Westländer berührt diese Tragik mit den endlosen Schlächtereien wie eine widerliche Karikatur, der Japaner aber, der nie des Blutvergießens genug bekommen kann, schwelgt dabei in Wonne. Besonders interessant war dies Stück dadurch, daß es im alten Freudenviertel, in der berühmten Yoshiwara spielte, wo seinerzeit die gefeierten Schönen der grünen Häuser eine Pracht entfalteten, die sich die am Hofe des Shoguns in Yedo weilenden Edelleute ein großes Stück Geld kosten ließen. Glänzend waren besonders die von einem Laternen- und einem Schirmträger eröffneten Umzüge der vornehmen Schönen, neben denen kleine weibliche Pagen einherschritten.

Sehr bezeichnend für die japanischen Theaterverhältnisse war in dem abschließenden Drama folgender Vorgang. Mitten in einer ernsthaften Scene, in der sich zwei aufeinander eifersüchtige Liebhaber auf den Leib rückten, platzte wie eine Bombe, die Handlung des Stückes unterbrechend, der junge Schauspieler Ichimura Kakitsu auf die Bühne, warf sich zum Publikum gewendet zu Boden, ihn mit der Stirn berührend. Alle auf der Bühne Stehenden folgten seinem Beispiel. Danjuro, der gleich Kikugoro in dem Drama eine Rolle inne hatte, hielt nun, auf allen Vieren am Boden kriechend, eine Anrede an das Publikum, die besagte, daß sein Schüler Ichimura Kakitsu von der Schauspielergilde in eine höhere Rangklasse erhoben worden sei. Heute, am siebenten Sterbetage seines Vaters, werde dieser am Schluß der Vorstellung eine große Pantomime ernsten Charakters mit Tanz unter Mitwirkung von Gidayus (Recitatoren) aufführen. Danjuro empfahl den jungen Mann der Liebe des Publikums; hierauf kroch er nach einer tiefen Verbeugung einen Schritt zurück. Dann ergriff Kikugoro das Wort, betonte, daß Ichimura Kakitsu durch vielen Fleiß und ernstes Streben ein tüchtiger Künstler geworden sei, der es wohl verdiene, daß das Publikum die Liebe, die es einst seinem Vater zuwandte, auf den Sohn übertrüge. Nun erfolgte auf der Bühne abermals ein allgemeines Verbeugen bis auf den Boden; der junge angepriesene Mime aber stürzte unter dem lebhaften Beifall des Publikums von der Scene, worauf die Handlung ihren Fortgang nahm.

Als das Stück mit großem Morden geendet hatte, wobei der Kurombo wie ein Rasender mit den Klapphölzern auf ein Brett trommelte, verließ ich mit völlig abgespannten Nerven das Schauspielhaus. Auf dem Heimwege suchte ich einen Reim darauf zu finden, wie es möglich, daß die Japaner, die in so vieler Hinsicht einen so vornehmen,



Schöne aus dem Freudenviertel mit ihren weiblichen Pagen.

zarten Kunstinstinkt an den Tag legen, sich für Brutalitäten begeistern können, denen gegenüber ein ästhetisch empfindender Europäer sprachlos den Kopf schüttelt.

Zum Schluß will ich, wenngleich nur flüch-

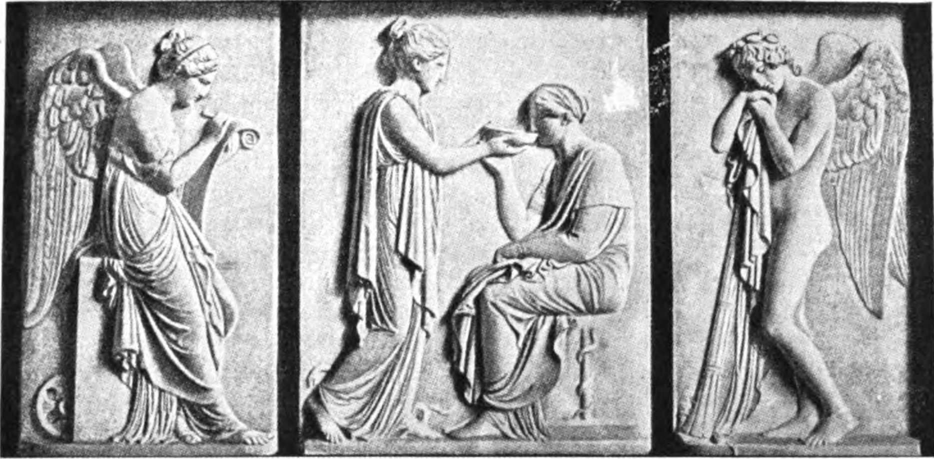
tig, mehrere Wandlungen im Theaterleben Japans streifen, die erst die letzten Jahrzehnte gezeitigt haben.

Als nach der Revolution von 1868 die bis dahin gültigen strengen Gesetze für Schauspieler und Theater hinfällig wurden und in gewissem Sinne Theaterfreiheit an deren Stelle trat, wagte es ein Puppentheaterdirektor, Mädchen an Stelle der Puppen agieren zu lassen. So entwickelte sich von neuem ein Frauentheater, in dem alle Rollen vom blutigsten Tyrannen bis zur zärtlichsten Liebhaberin von weiblichen Mitgliedern dargestellt wurden. Auf diese Weise rächen sich die Japanerinnen dafür, daß ihre Rollen im gewöhnlichen japanischen Schauspiel von Männern dargestellt werden!

Das stets sich steigernde Hinstreben nach europäischer Art und Bildung hat in den letzten Jahren ferner das „Soshi-Shibai“ gezeitigt, d. h. Schauspiele junger Leute, die nur das Katsugeki, das realistische Spiel, im Gegensatz zum tragischen Puppenstil pflegen. Seine Stoffe entnimmt das Soshi-Theater dem modernen Leben Japans, auch ist es nicht frei von Anspielungen auf politische Tagesereignisse; es steht daher unter einer strengeren polizeilichen Kontrolle als die anderen Bühnen und ist bei den Wächtern der Ordnung nichts weniger als beliebt. Es giebt jetzt drei solcher Soshi-Theater, nämlich die Gesellschaften des Kawakami, des Yamaguchi und des Fukui. Sie züchten mit Vorliebe eine dem Boulevard-Drama nachgebildete Art, in der natürlich Sensations- und Schauerscenen die Nerven des Publikums kitzeln müssen; allerneuestens sollen sie sogar Übersetzungen europäischer Dichtungen aufzuführen versuchen, was allerdings schauderhaft ausfallen muß. Der Vater dieser neuen Richtung ist Kawakami; er lebte mehrere Jahre in Paris und begann dann, in seine Heimat zurückgekehrt, die japanische Bühne zu reformieren. Seine Bemühungen stießen jedoch auf energischen Widerstand und fanden kein Echo in den Herzen der konservativen Theaterfreunde. Kawakami ging sogar so weit, daß er versuchte, die Frauenrollen von Schauspielerinnen darstellen zu lassen; ja seine Gemahlin selbst, Sada Yacco mit Namen, ist sogar auf der jüngsten Pariser Weltausstellung im Theater der Loïe Fuller mitten unter der männlichen Truppe ihres Mannes aufgetreten und hat dabei große Bühnentriumphe gefeiert.

Yamaguchi, Kawakamis Nebenbuhler, der nicht nur männliche Charakterrollen, sondern, wie ich selbst sah, in ein und demselben Stück einen Familienvater und eine jugendliche Liebhaberin spielte, äußerte sich zu mir über diesen Punkt folgendermaßen: „In Europa mögen ja die Weiber Frauenrollen besser spielen als die Männer, aber hier in Japan ist es ganz anders; da üben schon seit Jahrhunderten Männer mit großer Meisterschaft und Erfahrung diese Kunst.“ Ich gebe gern zu, daß die Darstellung der Frauenrollen durch Männer hinsichtlich der äußeren Erscheinung in Japan eine vortreffliche ist und einen Grad hoher Vollkommenheit erreicht hat, aber die scharfen, forcierten, gekünstelten Stimmen der Weibermänner werden zum Verräter und lassen mich keinen Augenblick vergessen, daß ich einen verkleideten Mann vor mir habe.

Selbstverständlich ist uns Europäern die unverfälschte japanische Bühne ungleich interessanter als eine der europäischen nachgeahmte, die des eigenen Charakters entbehrt. Wenngleich das echt japanische Theaterwesen viel unserem Empfinden Fernstehendes und Unfaßbares enthält, so bietet die unverfälschte japanische Bühnenkunst so viel Reizendes, rätselhaft Anziehendes, dabei in seiner Art Vollendetes, ist zudem in kultureller Hinsicht so ungemein belehrend, daß wir eine durchgehende Reformation der japanischen Bühne nach europäischen Vorbildern nur mit aufrichtigstem Bedauern würden verzeichnen können. Man kann vielmehr nur wünschen, daß der konservative Sinn des japanischen Theaterpublikums an seiner Eigenart, seinen alten Bühnentraditionen festhalten möge, damit nicht auch noch die einzige Gelegenheit, ein Stück altjapanischen Kulturlebens kennen zu lernen, unwiederbringlich verloren gehe.



Das Thorwaldsensche Grabdenkmal für Auguste Böhmer.

Auf dem Kirchhof zu Bocklet.

Von

P. von Bojanowski.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Kirchhof des kleinen unterfränkischen Badeortes Bocklet bei Kissingen birgt eine Stätte, an der die Gebildeten der Nation nicht gleichgültig vorübergehen können: das Grab der Auguste Böhmer. A. W. Schlegel schildert Dorf und Kirchhof in einem Briefe an Luise Gotter vom 21. August 1800: „Es liegt," schreibt er, „in einem engumschlossenen lachenden Thale, das keine Gräber ankündigt; hier ruht auf einem engen und ärmlichen Dorfkirchhofe, der aber frei liegt und von dem man das ganze Thal übersieht, Auguste Böhmer."

Diese hatte kaum das fünfzehnte Jahr vollendet, als sie am 12. Juli 1800 in jenem stillen Dorfe starb, tiefbetrauert von dem Kreise der Romantiker, in deren Mitte sie trotz ihrer Jugend einen eigenartigen, hervorragenden Platz einnimmt. Zunächst schon als die Tochter einer der geistvollsten und berückendsten Frauen der Zeit: Caroline Michaelis, in erster Ehe mit Dr. Böhmer, Bergarzt in Clausthal, verheiratet, später die Gattin A. W. Schlegels und, nachdem sie im Jahre 1803 von diesem geschieden worden, die Gattin Schellings. Wer in den Bannkreis Carolines trat, konnte sich auch dem eigenen Zauber nicht entziehen, der von der Tochter ausging. In den Briefen jenes Kreises bezeugen Männer und Frauen in gleichem Maße das Interesse, das ihnen die in jeder Wendung ihres vielgestaltigen Wesens anmutvolle Persönlichkeit abgewonnen hatte. Tischbein hat sie im Jahre 1798 oder 1799 gemalt.* In dem feinen ausdrucksvollen Gesichtchen liegt mädchenhafte Schüchternheit und schwärmerische Innigkeit, aber man empfindet wohl, daß die niedergeschlagenen Augen in übermütiger Heiterkeit strahlen können, um den Mund ein schalkhaftes Lächeln zu spielen pflegt. Ihre neckische Laune kommt zu heiterem Ausdruck in einem Scherzgedicht, das Auguste im April 1799 an Fr. Schlegel und Ludwig Tieck gerichtet hatte. Freilich, daß die Verfasserin ein vierzehnjähriges Mädchen sei, wird nicht leicht jemand vermuten.

Ist das Bild ähnlich? Caroline selbst scheint es nicht so angesehen zu haben, wenig-

* Dem ersten Bande von „Caroline, Briefe an ihre Geschwister u. s. w.", herausgegeben von G. Waitz, ist ein Stich des Tischbeinschen Bildes beigegeben und nach diesem die auf S. 517 befindliche Abbildung hergestellt.

stens tadelt sie später an einer Büste, die Friedrich Tieck von Auguste gemacht, daß er nicht weggenommen, was Tischbein fälschlich hineingebracht habe, „das Niedergesenkte des Geistes“. Aber Auguste wird der Welle geglichen haben, die in raschem Spiele ständig wechselt und in jedem Augenblick, wenn Sonnenschein darüber sich breitet oder Wolke und Wind darüber hinziehen, eine andere Färbung zeigt. Jedenfalls ist dies der Eindruck, den man aus den Briefen der Romantiker, in denen ihrer so oft gedacht wird, gewinnt.

Im Verkehr mit Friedrich Schlegel scheint sie ein ausgelassener Wildfang gewesen zu sein, sonst wäre der Ton, in dem dieser an sie schreibt, unbegreiflich; aber er sagt selbst in einem Briefe an Caroline: „das liebenswürdige Kind soll immer an mich schreiben, wenn sie toll ist. Ich will's immer thun, wenn ich vernünftig bin.“ Aber anderen gegenüber wird sie auch andere Seiten ihres Wesens zur Geltung gebracht haben. Würde sie sonst auf die Frauen des Kreises, Dorothea Veit, die Gattin Fr. Schlegels, auf Rahel Levin, auf Henriette Mendelssohn einen so ganz ungewöhnlich anziehenden Eindruck haben machen können?

Auguste besaß gute Geistesgaben und großen Drang nach Wissen; die Zwölfjährige trieb mit großem Eifer Griechisch und war auch künstlerisch gut veranlagt, namentlich für Musik und Gesang. Dorothea Veit rühmt die „für ihr Alter seltene und starke Stimme“. Geläufig war ihr jene allgemeine Bildung, die sich in dem vielseitigen, litterarisch so bewegten Leben dieser Kreise einem so lebhaften Geiste von selbst aufdrängen mußte. Der Jargon dieser Welt war ihr vollkommen verständlich, und sie weiß auch selbst gut darin zu plaudern, wie jenes bereits erwähnte Gedicht zeigt; noch mehr zeigen es die Briefe Fr. Schlegels an sie; sie strotzen von litterarischen Anspielungen, Notizen über Vorkommnisse in der schöngeistigen Welt, die einem vierzehnjährigen Mädchen, das nicht in der Atmosphäre einer Caroline Böhmer, nicht im Verkehr mit den Schlegels und ihrem Kreise aufgewachsen, ein Buch mit sieben Siegeln gewesen wären. „Auguste, die schon so viele Menschen, Städte und Sitten gesehen hat, ist ein weiblicher Odysseus,“ sagt Fr. Schlegel einmal in einem Briefe aus dem Jahre 1797, in dem er Caroline auffordert, mit Auguste zu ihm nach Berlin zu reisen, und setzt hinzu: „es könnte ein kleiner Beitrag zu der Art von Bildung, die ihr nächst dem Beispiele doch etwas auch der Zufall gegeben hat und die sie so sehr von anderen Mädchen ihres Alters unterscheidet, sein, Berlin zu sehen.“

Aber ihre geistige Begabung und diese schillernde Bildung genügen nicht, das Reizvolle ihres Wesens zu erklären. Solche Frühreife pflegt meist abstoßend zu wirken, wenn sie nicht neutralisiert wird durch echte unbefangene jugendliche Naivetät. Diese muß Auguste Böhmer in seltenem Maße besessen haben und dadurch jener Liebreiz ihres Wesens bewirkt worden sein, dem sich eben niemand entziehen konnte.

Wenn Schlegel meint, sie verdanke die sie auszeichnende Bildung dem Beispiel, so ist das gewiß richtig, aber dies Beispiel war doch auch ein recht bedenkliches. Im genialisch freien Verkehr der Romantiker dachte man nicht daran, auf die zarte Mädchenknospe Rücksicht zu nehmen. Auguste wird von Fr. Schlegel in seinen Briefen eigentlich vom zwölften Jahre an als eine Erwachsene behandelt. Und selbst dann noch muß befremdlich erscheinen, wenn er z. B. der Zwölfjährigen schreibt: „Sag nur dem Vater [A. W. Schlegel], er müßte notwendig auch eine Historie schreiben. Ich hätte neulich gelegentlich ausgefunden, daß seine ganze Natur eigentlich historisch wäre. Wenn die Mutter etwa auch wissen will, was sie für eine Natur hat, so sag ihr nur: politisch-erotisch, doch möchte das Erotische überwiegend sein. Ich sehe dir schon an, daß du nun auch deine Natur wissen willst. Du hast aber noch keine, liebes Kind. Sie wächst einem erst später.“ Aber vor allem: was sie im eigenen Hause sah, war geeignet, die gefährlichste Wirkung auszuüben auf jede Natur, die nicht im besten Sinne naiv und rein war. Das Verhältnis zwischen Caroline und ihrem Gatten, A. W. Schlegel, war damals schon innerlich völlig gelöst und bestand nur noch äußerlich, während die Beziehungen Carolines zu dem erheblich jüngeren Schelling sich immer inniger gestalteten und die anfänglich fast mütterliche Empfindung, die



Auguste Böhmer.

sie bisweilen an eine spätere Verbindung Schellings mit Auguste denken ließ, einen wesentlich anderen Charakter annahm. Aber Auguste wandelt auf dem schlüpfrigen Boden heiter und unbefangen dahin, ohne das reine Gewand zu beflecken. In dieser Reinheit liegt der Zauber ihres Wesens, den Henrich Steffens so lebhaft nach ihrem Tode in einem Briefe an Fr. Schlegel schildert: „Ich vermag es nicht zu sagen, was mir, auch mir Augustes Verlust ist — die Herrliche — ich begreife ihren Tod nicht — so ganz Blüte und nun tot! ... o! Sie war mir teurer, als man weiß, als ich mir selbst gestehen will — und alle meine späteren Verirrungen kamen nur daher, daß ich sie zuweilen vergessen konnte! — Wenn ich ruhig arbeitete, wenn ich gesund und munter allein nachdachte, was jene mir war — die Quelle meines höheren Lebens, so stund das Kind wie ein heiterer Engel vor mir."

Es begreift sich freilich, daß manche, die an dieser leuchtenden Jugend sich erfreuten, doch um ihre Zukunft sorgten. Fr. v. Hardenberg (Novalis) spricht dies deutlich aus, wenn er nach Augustes Tode in einem Briefe an Fr. Schlegel sagt: „Auguste war ein liebes, schönes Mädchen. Die hellen Farben und der schlanke Wuchs kündigten das frühe Hinscheiden wohl an. Sie wäre sehr reizend geworden. Der Himmel hat sich ihrer angenommen, da die Mutter sie verließ und ihr Vater sie hingab. Eben auf der Schwelle der Welt mußte sie umkehren. Sie ist einem trüben Schicksal entgangen und laß ihr uns glückwünschen und uns freuen, daß sie ein reines, jugendliches Andenken von dieser Welt noch mitnahm."

Auch der bittere Schmerz ihrer Altersgenossinnen und Freundinnen, der Töchter Tischbeins, um die Verlorene — „ich sehe gern diese Thränen fließen," schreibt Sophie Tischbein an Caroline, „denn sie selbst [Auguste] verdient, daß sie ihrer so gedenken" — ergänzt das Bild von dem anmutigen und liebenswürdigen Geschöpf, „liebens-

würdiger und unschuldiger in der That, als bei der Erziehung, die ihr von einer solchen Mutter, in der Verwöhnung, die ihr in einem solchen Kreise zu teil wurde, erwartet werden mag," bemerkt Haym sehr treffend. Was das Leben aus ihr gemacht hätte — wer will es sagen? Ihr frühzeitiger Tod und die Ursachen, die ihn herbeiführten, verstärken noch das Sympathische ihrer Erscheinung. Im Frühjahr 1800 war Caroline sehr schwer erkrankt, und Auguste hatte sie mit eigener Aufopferung gepflegt. „Man sagt," schreibt sie selbst an Luise Gotter, „sie [Caroline] habe ein paarmal in Lebensgefahr geschwebt, aber dieser Gedanke ist mir zu furchtbar, als daß ich ihn gehabt hätte. Gottlob, es ist nun alle Gefahr vorbei. Heute sind es nun schon vier Wochen, daß sie krank ist, es war eine schreckliche Zeit, ich möchte sie um alles nicht wieder erleben."

Zur Kräftigung begab sich Caroline mit Auguste und begleitet von Schelling anfangs Mai 1800 nach Bocklet. Zunächst ward in Bamberg ein längerer Aufenthalt genommen. Schelling reiste von da in seine schwäbische Heimat. Auch die Briefe, die jetzt Auguste in Vertretung der durch ihre Schwäche verhinderten Mutter an ihn richtete, bezeugen die kindliche Unbefangenheit, mit der sie dem Verhältnis, das sich zwischen jenen entwickelt hatte, gegenüberstand. „Ich danke dir" — schreibt sie an Schelling am 4. Juni — „wohl sehr für das Mittel, was du mir an die Hand gegeben hast, Mütterchen zu amüsieren, es schlägt herrlich an; wenn ich auch noch so viel Narrenspossen treibe, sie zu unterhalten, und es will nicht anschlagen, so sage ich nur: ‚Wie sehr er dich liebt‘, und sie wird gleich mutig; das erste Mal, als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr du sie denn liebtest, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir nur geschwind damit, daß ich sagte: mehr als alles; sie war zufrieden, und ich hoffe, du wirst es auch sein." Die Unbefangenheit dieser Auslassung hat etwas Erquickliches, einige Schatten läßt sie freilich auf das Bild der Mutter fallen. Übrigens zeigt dieser Brief auf das bestimmteste die Unrichtigkeit der Annahme, als habe Schelling eigentlich Auguste geliebt und sei von ihr auch wieder geliebt worden.

Schon in Bamberg war Auguste erkrankt, angegriffen durch die Pflege der Mutter. Bald nach ihrer Ankunft in Bocklet trat dann ein Ruhranfall ein, dem sie nicht mehr Widerstand zu leisten vermochte.

Wie lebhaft die Schlegel-Schellingschen Kreise durch diesen Tod ergriffen waren, zeigen die bereits mitgeteilten brieflichen Auslassungen. A. W. Schlegel widmete ihr ein tiefempfundenes poetisches Totenopfer im Musenalmanach für 1802. Aber ein anderes Denkmal sollte der so jung Dahingeschiedenen errichtet werden, um ihr Andenken festzuhalten: ein Monument auf ihrem Grabe.

Schon im August wandte sich Schlegel durch Vermittelung Schleiermachers an Schadow mit der Bitte, die Herstellung übernehmen zu wollen. Schadow erklärte sich dazu bereit; gleichzeitig hatte Schlegel auch den Maler und Kunstschriftsteller Johann Dominicus Fiorillo in Göttingen über Form und Schmuck des Denkmals zu Rate gezogen und dieser einige Abänderungen des ursprünglichen Entwurfes angeregt. Das Denkmal sollte, wie es scheint, in Form einer Urne errichtet werden und entweder auf dem Piedestal in Reliefs oder auf den Seitenflächen der Urne figürliche Kompositionen zeigen, unter anderen den Hades und die Niobe. Dies geht aus einem Briefe Schleiermachers an Schlegel vom 6. Dezember 1800 hervor, in dem er bemerkt, daß Fiorillos Idee, was die Zeichnung des ganzen Monumentes betreffe, Schadow nicht gefalle; dieser finde, es sei von unreinem Geschmack; der Hauptgrund, warum Schlegel von seiner ersten Idee abgegangen, die Vergrößerung der Figuren, könne ebensogut durch eine Vergrößerung der ganzen Urne erreicht werden, und dies würde ein weit edleres Kunstwerk sein.

Im Februar 1801 ward Goethe angerufen: die Entwürfe waren bereits Heinrich Meyer übergeben worden, und Schlegel erbat sich von Goethe ein Urteil. Dieser trat dem Gutachten bei, das Meyer abgab. Leider ist uns dieses ebensowenig wie die Entwürfe selber erhalten. Auch Goethe spricht in einem Briefe an Schlegel vom 28. Februar 1801 seine Ansicht nicht über das Denkmal in seinen Einzelheiten aus, sondern äußert nur im allgemeinen: „daß ich es für sündlich halte, ein Kunstwerk, das gut und schön

werden soll, in ein barbarisches Land unter freiem Himmel zu relegiren, besonders in der jetzigen Zeit, wo man nicht weiß, wem Grund und Boden im nächsten Jahre gehören wird. Wenn es einmal ein Kenotaph werden soll, wenn es erlaubt ist, mit seinen Schmerzen zu spielen, so würde ich raten, Geld und Kunst nicht für Badegäste und Pfaffen, sondern für den Kreis der Familie wirken zu lassen, ich würde raten, ein Paar Urnen, in der Größe, wie man sie in ein Zimmer stellen kann, mit allem Aufwand von Material, Gedanke, Kunst und Technik zu besorgen und sie zu einem wehmüthigen Genuß und zu einer bedeutenden Zierde eigener Wohnung aufzustellen. Die eine Urne müßte nur das Lobenswürdige und Hoffnungsvolle der Verschiedenen, die Lieblingsbeschäftigung ihres Lebens darstellen, die andere den Zustand der Nachgelassenen. Ein solcher Gedanke mußte mir um so eher einfallen, als ein so geschickter Mann wie Professor Schadow für sie zu arbeiten geneigt ist und wir in unseren Häusern und Besitzungen keineswegs an Kunst so reich sind, daß wir das Gebildete auf die Kreuzwege hinausdrängen müßten." Goethe mochte in manchen Punkten das Richtige treffen, wenn schon seine eigenen Vorschläge für das Denkmal einen etwas nüchternen Eindruck machen, aber es ist der Kunstfreund, der zu uns redet und dem es auf das Kunstwerk als solches ankommt, nicht der Trauernde, der auch in dem künstlerischen Schmuck des Grabes vor allem an das geliebte Wesen denkt, das er dort bestattet hat. Goethe selbst hatte die Empfindung von dieser Differenz; denn er bemerkt zuletzt: „Verzeihen Sie diese aufrichtige Äußerung. Ein jeder hat freilich seine eigene Art, die Dinge dieser Welt anzusehen. Sie werden thun, was Sie nach Ihren eigenen Gesinnungen für das Beste halten."

Caroline ist denn auch bei aller Verehrung, die sie sonst für Goethe bezeugt, lebhaft erregt und nicht mit Unrecht gekränkt durch seine „ein wenig sonderbare" Antwort. „Barbarisches Land — Kreuzwege — was ich noch von Ländern gesehen habe," schreibt sie an Schelling den 26. März 1801, „ist wenigstens ebenso barbarisch gewesen, und ein Denkmal gehört unter den freien Himmel, und wenn wir an einem Kreuzwege eines treffen, so erfreuen wir uns daran. ... Meinem Gefühle nach hieße das mit seinen Schmerzen spielen, was er vorschlägt; sein herrlicher Saal der Erinnerung im W(ilhelm) M(eister) ist ebenfalls für mich ein solches Spiel. Ich habe für mich keine weitere Idee bei dem Monument, als die ich bei einem Kleide gehabt haben würde, das ich so schön wie möglich für das liebe Mädchen während ihres Lebens ausgesucht hätte, um ihre liebliche Gestalt zu schmücken — ich denke nur an ihr Wohlgefallen, wenn sie irgendwo, wenn sie an der friedlichen Stätte, wo sie ruhet, ein solches Denkmal gefunden hätte. Also laß uns dabei bleiben, Meyers Gutachten aber befolgen."

Doch zur Ausführung kam die Sache nicht; es ist nicht ersichtlich, warum die Verhandlungen mit Schadow abgebrochen wurden, oder warum man sie einschlafen ließ. Der Gedanke selbst war deshalb nicht aufgegeben. Fast gleichzeitig mit der Anfrage bei Schadow war eine solche auch an den Bildhauer Friedrich Tieck gerichtet worden.

Friedrich Tieck, der sich damals noch in Paris befand und deshalb erst später von der Anfrage Kenntnis erhalten hatte, erklärte sich im April 1801 bereit zur Übernahme des Auftrages. Schadows Idee eines Piedestals mit einer Urne darauf findet er in einem Briefe an Schelling „alt und gemein"; er hätte Lust, die Form der antiken Grabmäler zu wählen und würde „es mit Marmor vertieft verzieren und Menschen und vielleicht andere Verzierungen, vielleicht aus gebranntem Thon, anbringen." Im Herbst 1801 traf Tieck, von Caroline ungeduldig erwartet, in Weimar-Jena ein, doch verzögerte sich die Inangriffnahme der Arbeit, teils weil der in Weimar beim Schloßbau beschäftigte junge Künstler viel in Anspruch genommen war, teils weil auch jetzt über die Einzelheiten sich Meinungsverschiedenheiten geltend machten. Erst im Mai 1803 waren die Zeichnungen fertig; sie wurden wiederum Goethe vorgelegt, der sich gern bereit erklärte, allen behilflich zu sein und selbst die Inschrift abzufassen, wenn Schelling und Caroline es wünschten. Es liegt indessen von ihm keine Äußerung über die Tieckschen Pläne, ebenso auch kein Entwurf zu einer Inschrift vor.

Auch wie Tieck das Denkmal sich gedacht, ist nicht bekannt, aus späteren Vorgängen aber ersichtlich, welche Ideen Caroline und Schlegel ausgeführt haben wollten: zu Seiten einer Büste Augustes sollten Basreliefs angebracht sein, in deren einem dargestellt wird, wie sie, ihre Mutter pflegend, vom Tode ereilt wird. In diesem Sinne wird die Tiecksche Zeichnung wohl gehalten gewesen sein, aber Caroline wünschte für das mittelste Basrelief in seinem Entwurf eine andere Erfindung. „Es drückt“ — schreibt Schelling an Schlegel — „nicht ihre Idee aus, da sie nicht daran denkt, ihren Schmerz auszudrücken, sondern dieses Denkmal nur als den letzten irdischen Schmuck des geliebten Kindes ansieht. Es liegt auch in der That etwas nicht ganz Reines und Schönes in dieser Erzählung und Begebenheit, verglichen mit jener Begebenheit, d. h. wohl mit dem Vorgange in Bocklet.“

Hierüber ist es allem Anschein nach nicht zu einer Verständigung gekommen. Tieck vollendete 1804 die Büste Augustes; auch diese fand, wie wir schon wissen, Carolines vollen Beifall nicht. Von der weiteren Ausführung des Denkmals ist dann nicht mehr die Rede.

Im Jahre 1811, nach dem Tode Carolines, nahm jedoch Schelling das Projekt eines monumentalen Schmuckes für das Grab auf dem Kirchhofe in Bocklet wieder auf. Er wendete sich diesmal an Thorwaldsen in Rom. Das Denkmal dachte er sich nach einem Briefe an Thorwaldsen vom 25. April 1811 als eine Pyramide oder einen Obelisk, der in einer Nische das Brustbild der Verstorbenen — unter dieser eine Tafel mit Inschrift — und an zwei Seiten allegorische Basreliefs enthalte. Das Hauptbasrelief sollte den oben angegebenen Gedanken, Auguste als Pflegerin der Mutter dem Tode verfallend, darstellen, für das zweite kleinere Basrelief übersandte Schelling eine Zeichnung, leider ohne nähere Angabe über das, was sie enthielt. Thorwaldsen schlug dann einige Veränderungen vor — welcher Art ist nicht festzustellen —, die unter dem 18. Juli 1811 von Schelling gebilligt wurden. Da Thorwaldsen auch die Herstellung der Büste Augustes übernahm, so schickte ihm Schelling ein Exemplar der Tieckschen Arbeit mit dem Bemerken, daß das Eigentümliche des Urbildes darin nicht ganz ausgedrückt sei, das Ganze hätte jugendlicher gehalten, graziöser sein müssen. Thorwaldsen vollendete die Arbeit im Jahre 1814. Er schuf ein Basrelief, das in der Sammlung seiner Werke, die Andrea Aquistapace mit Stichen Misserinis herausgegeben hat (Rom 1831), als „Il Destino“ bezeichnet ist, unter der Angabe, daß es für eine Famille de Monaer (soll wohl heißen: Monaco [München]) bestimmt sei.

Das Relief giebt in seinem Hauptteil den Gedanken Carolines in einfacher klassischer Form wieder: Auguste reicht der Mutter die Schale mit dem Heilmittel dar; aber während diese Genesung findet, verfällt die Tochter einem jähen Tode, der hier durch eine den Fuß Augustes umringelnde Schlange angedeutet ist. Ein Seitenrelief (links vom Beschauer) zeigt die Nemesis, die auf ihrem Blatte das Ende des Erdendaseins einträgt, ein zweites (rechts) den Todesengel mit der umgekehrten Fackel. Unsere Abbildung auf Seite 515 giebt das Werk wieder. Es ist eine sehr hochgeschätzte Arbeit des dänischen Künstlers, der jedoch bei der Gestalt, die Auguste darstellt, sich zu sehr an die Tiecksche Büste gehalten zu haben scheint: wenigstens was Schelling an dieser tadelt, daß sie nicht jung und graziös genug gehalten sei, trifft auch für jene Figur zu, die deshalb nicht individuell zu wirken vermag und des jungfräulichen Liebreizes entbehrt, der uns in dem Tischbeinschen Bilde ergreift.

In die Hände Schellings ist auch die Arbeit Thorwaldsens nicht gekommen. Auf dessen Anzeige, das Basrelief läge zur Versendung bereit, antwortete Schelling, indem er einen Teil des Preises zahlte, mit der Bitte, vor dem nächsten Frühjahr nichts abzusenden, ohne einen Grund dafür anzugeben. Die Verzögerung wurde verhängnisvoll. Das Kunstwerk blieb — aus welchen Ursachen, ist unbekannt — in Rom bis nach dem Tode Thorwaldsens. Nach Deutschland ist es nie gekommen; es nimmt heute einen hervorragenden Platz im Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen ein.

So ist das Wort Goethes an Schlegel, man solle das dem Andenken Auguste Böh-

mers gewidmete Kunstwerk nicht unter freiem Himmel relegieren, doch ein Schicksalsspruch geworden. Drei große Künstler, Schadow, Tieck, Thorwaldsen, waren beeifert gewesen, das Grab Augustes zu schmücken, ein Goethe selbst erbot sich, die Inschrift dafür zu verfassen, aber es ist ganz schmucklos geblieben; nur ein schlichter Grabstein hat es jahrelang bedeckt — nicht behütet. Der Kirchhof in Bocklet birgt dies Grab, um das so viel Erinnerungen an große Schriftsteller und große Künstler weben, aber er verbirgt es uns. Denn nicht nur daß es ohne künstlerischen Schmuck blieb, es verfiel auch völliger Vergessenheit und dem trübsten Lose: nach dem Ablauf der Verjährungszeit nahm es die sterblichen Überreste auch anderer auf.

„Alas, Poor Jorick“! In der That, wer philosophierte hier nicht mit Hamlet, da er auf dem Kirchhofe den Totengräber die Schädel aufwerfen sieht, über die Wandlung des Menschen? Zuletzt ward der Grabstein, der statt Goethischer Worte die einfache Inschrift trägt: „Hier ruht Auguste Böhmer, geb. 22. April 1785, gest. 12. Juli 1800“, von dem Grabe entfernt und als Kniestein vor einem Kruzifix auf dem Kirchhofe verwendet. So war auch die letzte Spur der Ruhestätte dem Gedächtnis entschwunden, aber die Thatsache selbst nicht der Erinnerung. Dankbar ist es zu begrüßen, daß der Litterarhistoriker Prof. Dr. Max Koch in Breslau, als er in Bocklet zur Kur anwesend war, in Verbindung mit dem dortigen Badearzt Dr. Werner, anregte, dafür Sorge zu tragen, daß nicht ganz verloren gehe, was an dieser Stelle noch von jener reizvollen Jugend berichte. Herr Dr. Werner hat sich mit liebevollem Eifer der Sache angenommen. Die Aufgabe beschränkte sich auf die Erhaltung des Grabsteins. Es wurde gestattet, diesen von seinem jetzigen Platze zu entfernen und ihn in die Nähe des Kirchleins auf dem Friedhofe zur linken Seite des Eingangs auf ein dort hergerichtetes Grab zu legen, nachdem er einer Erneuerung durch einen Bildhauer in Kissingen unterzogen worden. Die nötigen Kosten dafür hat die Goethe-Gesellschaft auf Anregung Max Kochs getragen. Noch im Laufe des vergangenen Sommers, gerade hundert Jahre nach dem Tode Augustes, ward die Wiederherstellung des Grabsteins vollendet: nach allen hochfliegenden Entwürfen eine bescheidene Wirklichkeit. Aber dies Denkmal wird doch die Erinnerung dort festhalten und vielleicht manchen, der jenen Kirchhof betritt, veranlassen, eine Blume niederzulegen, „Sweets to the sweet“, um mit der Königin am Grabe Opheliens zu sprechen.



Der Grabstein Auguste Böhmers auf dem Kirchhof zu Bocklet.



In Sehnsucht leb ich.

Novelle
von
Ilse Frapan.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war Maitag, der erste Mai. Durch die lange heiße Badenerstraße in Zürich schwebte noch die Staubwolke, welche der nach Tausenden zählende Festzug auf dem trockenen Pflaster aufgewirbelt hatte. Die Wirtschaften hatten bunte Flaggen hinausgehängt, auch auf einigen Privathäusern wehten schweizerische, italienische, deutsche Fahnen. Die Läden waren meistens geschlossen. An den offenen Verkaufsständen auf der Straße bewegten sich geputzte Frauen mit belebten, heiteren Gesichtern und verkauften Orangen, die in der Sonne zu glühen schienen, Cigaretten und Kuchen.

Die Tramwagen waren überfüllt und folgten einander rascher als sonst; aus der Ferne klang Musik und das Geräusch vieler verhallender Tritte.

Favorita ging in ihrem gewohnten, ein wenig lässigen, wiegenden Schritt dem Zuge nach. Die Sonne that ihr wohl; die fröhliche Belebtheit des Straßenbildes, all das Farbige und Helle, das besonders die italienischen Arbeiter mit ihren sonntäglich gekleideten Frauen und Kindern in die Scene brachten, erfreute ihre Augen.

Sie lüftete ihren weißen Schleier mit den schwarzen Chenillepunkten, daß die Wärme über ihre runden, blassen Wangen streifte. Dann bedachte sie sich anders und ließ den Schleier wieder herunter, zog ihn sorglich noch um den weißblonden, tiefen Knoten am Hinterkopfe und spannte den schwarzen, weißgefütterten Sonnenschirm auf, den sie bis dahin nutzlos in der Hand gehalten. Einen Augenblick, als eine graue Staubwolke über sie hinfuhr, so daß sie den Sand zwischen ihren Zähnen knirschen fühlte, beschloß sie, an der Haltestelle den Tram zu erwarten, aber als sie die rote Tafel erreichte, hatte sie ihr Vorhaben vergessen und ging zu Fuß weiter, bis sie die hellgrünen Wipfel des weiten Festplatzes auf der Hardau auftauchen sah.

Im vor ihr liegenden Garten, der den Eingang bildete, blühten noch Spätbirnbäume in lichtem Grauweiß, und die kleinen hellen Blüten der Spiersträucher waren über das junge Grün verstreut. In diesem Garten drängte sich Kopf an Kopf die Menge: man kaufte hier rote Schleifchen zum Anstecken auf der Festwiese.

Favorita blieb unschlüssig zurück, als sie sah, was dort am Eingang vor sich ging: sie überlegte, ob sie ein Schleifchen kaufen solle. Als sie sah, daß der Eintritt ohne das Schleifchen untersagt war, schwenkte sie nach rechts ab und begann, am Holzzaun der Festwiese entlang zu gehen. Sie hoffte, einen Bekannten zu finden, der sie der eigenen Wahl enthob. Die Festwiese war ganz überbraust von Musik und fröhlichen Stimmen.

In der Nähe des Festzuges, der sich aufgelöst hatte und den größten Teil des Platzes erfüllte, drängten sich Männer und Frauen — weiterhin hatten sich kleine Gruppen im üppig grünen Grase niedergelassen, und die Kinder liefen schon spielend und ganz wie zu Hause hintereinander her.

Kein bekanntes Gesicht wollte Favorita erscheinen. Sie bemerkte, daß auf dem Festplatze alles nach einer Seite zu drängen begann. Ein Wagen bildete den Anziehungspunkt. Sie hatte gehört, daß die Redner vom Wagen aus sprechen würden. Seufzend kehrte sie am Gitter um: sie fand den Mut nicht, ein rotes Schleifchen zu tragen. Ich gehöre ja nicht dazu, dachte sie, es wäre albern.

Die Musik verstummte nach einem rauschenden Tusch; auch das Gesurre der Menschenstimmen legte sich. Dann plötzlich erscholl Händeklatschen, man rief „Bravo", und wieder ward es still.

Favorita sah sich ganz allein.

Ihr Gesicht wurde trübe.

Ich bin doch dazu hergekommen, ihn zu hören, dachte sie, wozu bin ich den ganzen langen Weg gegangen?

Sie ging in den Garten, wo der Tisch mit den Schleifchen stand. Aber die Komiteemitglieder, die davor gesessen, waren nicht mehr da. Der Tisch stand mit seiner zerknüllten Serviette ganz verlassen. Der Weg zur Festwiese war frei.

Wieder hörte Favorita dröhnendes Händeklatschen und Bravorufen. Sie erblickte den Redner auf dem Wagen. Er bewegte heftig die Arme. Seine Worte verschlang die Entfernung.

Er ist es nicht! Ein anderer! dachte Favorita enttäuscht und dennoch fast zufrieden. Wenn ich nur wüßte — wenn ich nur jemand fragen könnte —

Unwillkürlich ging sie weiter, in der einen Hand den Sonnenschirm, mit der anderen ihr etwas langes schwarzes Kleid emporhebend. Sie durchschritt den leeren Garten und den staubigen Durchgang vor dem Festplatz. Dort stieß sie mit einer Kellnerin zusammen, die zwei Hände voll leerer Biergläser trug. Ein Brunnen plätscherte und glänzte in der Sonne mit seinem vollen geraden Strahl. Die Kellnerin hielt sich nicht auf, sie lief geschäftig zum Brunnen, aber dann kam ihr ein Mann mit einem roten Schleifchen und einer roten Armbinde entgegen und sah sie fragend an, wie es ihr schien.

„Sie haben kein Abzeichen?" sagte er kurz.

„Was kostet es?" fragte Favorita, „muß man das anstecken?"

Sie betonte das Muß und sprach etwas von oben herab zu dem kleinen schwitzenden Manne, der sich den Rock auszog und über den Arm hängte.

„Ausverkauft. Keins mehr da," brachte der Mann achselzuckend hervor.

„Ich möchte aber da hinein," sagte Favorita mit ihrer leisen Stimme.

„Bitte. Spazieren Sie nur." Er machte eine Handbewegung und lief der Kellnerin nach: „Lina, 's Schöppli!"

Mit einem ironischen Lächeln, das halb dem umgangenen Schleifchen, halb ihr selber galt, betrat sie den Festplatz.

Ein Frösteln überlief sie trotz der hellen Sonne. Im Schatten wehte der Biswind (Nordwind) und machte die jungen Blätter zittern. Sie fühlte sich unsäglich allein in dem Menschengewühl, an dem sie hinsah, als wäre es nur eine lebendige Wand. Sie standen wieder alle still, wieder ward gesprochen — der Redner hatte zappelige Bewegungen. Wieder verschlang die Entfernung die Rede.

Er ist wohl gar nicht hier, dachte Favorita, und die Einsamkeit wurde so quälend für sie, daß sie die Augen schloß, um nicht mehr all diese fremden, in der abendlichen Sonne rot schimmernden Köpfe zu sehen. Ihr müdes Gesicht senkte sich, sie hatte den Schirm geschlossen und stützte sich darauf, immer mit der anderen Hand ihr etwas zu langes schwarzes Kleid aufraffend. Was wollte sie hier? Was für eine Thorheit

war es gewesen, hierher zu kommen! Ganz matt fühlte sie sich.

In diesem Augenblick intonierte die Musik von neuem. Man lief zu den Bänken, die, amphitheatralisch geordnet, einen Teil des Platzes bedeckten. Es roch nach Cigaretten, Wein und zerstampftem Gras. Jemand stieß Favorita an, murmelte „Sküsi" und blickte dann auf.

„Fräulein Binder, Fräulein Rita, sind Sie hier?"

„Guten Abend, Landis! Ich bin froh, Sie zu finden! Wundern Sie sich nachher! Kommen Sie!" drängte Favorita.

Sie hatten sich kurz die Hände geschüttelt und gingen nebeneinander.

„Was thun Sie hier? Was für ein Zufall!" sagte Landis.

Er war älter und größer als Favorita, aber er hatte etwas Unscheinbares, Unfertiges mit seinem schwachen, schwarzen Bärtchen und dem dünnen Hals. Rita streifte mit einem Blick seine schmal aufgeschossene langbeinige Gestalt, die in der staubigen Kleidung, den wurstartigen Hosen, dem kragenlosen Hemd und den faltigen Stiefeln einen fast dürftigen Eindruck machte.

Sie gingen auf die Bänke zu und fanden Platz genug. Die Kinder turnten über die Bänke in ihren hellen, bunten Kleidchen, mit erhitzten Gesichtern und fliegendem Haar, die Erwachsenen gingen ab und zu.

„Also Sie sind hier," wiederholte Landis, „das hätte ich nie für möglich gehalten. Wollen Sie den Italiener hören? Er spricht jetzt."

Wieder schwenkte dort hinten ein Redner die Arme, wie wenn diese Bewegung etwas Unerläßliches sei. Sonnenstaub, ganz goldig anzusehen, wirbelte über der Menge.

„Ich möchte nicht. Sagen Sie mir, bitte" — sie zögerte — „ich dachte — man sagte mir — Leonz würde sprechen, hieß es." Favorita sagte es ruhig, ohne Landis anzusehen, aber sie fühlte sich dabei blaß werden und empfand eine eigentümliche Kälte im Gesicht, so, als ob sie eben einen großen Entschluß ausgeführt hätte.

„Leonz hat heute morgen gesprochen, im Fachverein. Er ist dann nach Basel, ich habe ihn noch auf den Bahnhof begleitet," sagte Doktor Landis mit seiner dumpfen, aber angenehmen Stimme.

„Ach so." Rita zog ihr kurzes, schwarzes Cape am Halse hinauf. Sie hätte sich ganz einhüllen mögen, bis über den Kopf. Eine müde Traurigkeit, etwas bitter Hoffnungsloses bemächtigte sich ihrer. Sie dachte an Leonz, dachte daran, wie sie einmal all seine Wege gewußt, seine Pläne und Handlungen gekannt, und wie sie nun umsonst hierher gekommen war. Eine Wolke von Einsamkeit senkte sich auf sie herab, um sie herum und schied sie von allen anderen Menschen, auch von dem Freunde, der so still neben ihr saß.

Als sie nach einer langen Weile aufblickte, sah sie seine schönen Augen mit den breiten schweren Lidern auf sich ruhen. Es war ein rätselhafter Blick — verstehend und fragend, teilnehmend und widerwillig.

Sie errötete flüchtig und stand auf. „Ich fühle mich als Eindringling hier."

Er zuckte mit den Nasenflügeln, dann lächelte er nervös: „Wie ich. Ich fühle mich überall so! Eindringling. Jawohl."

„Sie sind ja unter Genossen, Landis."

„Nein, ich bin ihnen fremd."

„Haben Sie nicht sogar gesprochen heute? Einer sagte doch —"

„Im Fachverein, jawohl, heute morgen."

„Dort wo Leonz geredet hat?"

„Anderswo. Man muß sich in die Arbeit teilen. Ich sprach bei den Malern. Wesentlich als Mediziner. Lauter unausführbares dummes Zeug. Aber das interessiert Sie schwerlich, Fräulein Rita."

„Ich verstehe zu wenig davon, Landis. Sie wissen —"

„Aber Leonz wollten Sie doch hören," sagte er ganz leise.

„Ja, Leonz. Man hat unsinnige Einfälle manchmal."

„Warum entschuldigen Sie sich," murmelte Landis.

Sie waren dem Ausgang nahe.

Landis blickte noch einmal zurück auf das strahlend freundliche Bild. Im Abendschein wehten die Fahnen, und die Banner glänzten über den lebensvollen Gesichtern.

Die Italiener mit den roten Schärpen und den braunen Manchesterjoppen fesselten auch Favoritas Augen. Kein greller Lärm störte.

„Wie hübsch," sagte Rita lächelnd; „zum erstenmal hab ich das gesehen. Man glaubt, wenn man dies sieht. Aber nun habe ich

genug davon und möchte nach Hause und mich waschen. Der Staub war schauderhaft."

„Haben Sie auch die Spitzel gesehen unter der Musiktribüne? Die Italiener hatten mehrere Redner aufgestellt, es hat aber nur einer gesprochen. Leonz konnte sie noch warnen. Ein gewisser Andreotti hat sich übrigens gestern erschossen. Beruf: italienischer Polizeiagent. Selbstmordmotiv: Stellenverlust und mithin Brotlosigkeit. Nett, wie?"

„Sehr gut! Und wie geht es Ihrer Freundin Agathe?"

Landis blinzelte zu der Fragerin hinüber; dann zog er eine Ansichtskarte hervor. „O danke! Vorzüglich, denke ich. Sie sind auf der Hochzeitsreise. Das bekam ich gestern." Er zeigte: „Hier Marseille, der Blick auf den Hafen. Sie schreiben mir von jeder größeren Stadt aus."

„So fleißig? Was schreiben sie denn?"

„O, sie sagen, ich sollte mit da sein, mitgenießen. Na, sie würden sich wohl besinnen ..." Er lächelte ironisch. „Die brauchen doch mich nicht."

„Wirklich?" sagte Favorita zweifelnd. „Wissen Sie, daß es mir einfach nicht in den Kopf wollte, als ich hörte, Agathe Sprung sei mit Eberlein verlobt? Immer hatte ich Sie beide zusammengethan, immer, immer. Wenn Sie von ihr sprachen, diese Begeisterung —"

„Sie verdient sie, Rita; Agathe ist mir unendlich viel gewesen," seine Stimme wurde fast unhörbar, sein Gang ward schwerfällig.

„Eben das meine ich! Sie haben sich ganz an diese Freundin verloren. Und dann geht sie hin und heiratet einen Eberlein."

„Er ist ein prächtiger Mensch, Rita."

„Geschmacksache! Aber wollen wir nicht den Tram nehmen? Der Staub ist abscheulich."

Zwei Wagen fuhren an ihnen vorüber, ohne sich um ihr Anrufen und Schirmschwenken zu kümmern. Im dritten dichtbesetzten kehrten sie in die stille und festtäglich saubere Stadt zurück.

Doktor Landis begleitete Fräulein Binder bis zu ihrer Wohnung am Zürichberg. Dann, im Gespräch, ging er noch mit die Treppen hinauf bis vor die Etage, wo sie zwei möblierte Zimmer bewohnte.

„Ach," sagte Rita erschrocken, „was mach ich nun! Frau Rehbein hat den Schlüssel mitgenommen! Und ich bin so müde, so müde! Ich setz mich grad da auf die Treppe."

Landis blieb, ans Geländer gelehnt, neben ihr stehen. Sie sprachen noch, Favorita mit gesenktem Kopf, ganz erschöpft von Staub und Hitze.

„Was macht Leonz in Basel?" fragte sie plötzlich.

Landis gab lange keine Antwort. „Er hat jemand begleitet," sagte er zuletzt.

Rita wendete den Kopf empor. „Es ist ja Unsinn von mir. Sie können mir ruhig alles sagen, Landis — Sie wissen wohl, daß Leonz und ich einander sehr fremd geworden sind. Ich wollte heute auf dem Festplatz gewissermaßen Abschied von ihm nehmen — von fern. Von ihm, von dem Stück Leben, das er mir darstellt. Er lebt nur für die Partei, ich weiß." Sie sprach überstürzt.

„Er hat seine Braut begleitet." Landis' Stimme war wieder fast unhörbar, wie stets, wenn er bewegt war.

Rita aber blieb sitzen, als ob sie einen schweren Schlag empfangen hätte. Ein eisiger Schmerz durchzuckte sie. Sie biß die Zähne zusammen und that keinen Laut.

„Wußten Sie nicht, Rita? O, wußten Sie nicht? Ich dachte —"

Sie machte eine kleine Handbewegung, und plötzlich brach sie in ein unwiderstehliches, verzweifeltes Lachen aus. Es schüttelte ihren ganzen Körper, es klang hohl durch das leere, geräumige Treppenhaus. Es hörte gar nicht auf.

Verzeihen Sie mir! Verzeihen Sie! wollte Landis sagen; er kam nicht dazu, er fürchtete, Rita durch jede Kundgebung seiner Anwesenheit zu verletzen.

Sie war ganz versunken, seit das Lachen verstummt war. Leise schlich Landis die Treppe hinunter und wie im Traum die Straße hinab.

Abends saß er und schrieb lange. Um Mitternacht ging er an Ritas Wohnung vorbei, ihre Fenster waren dunkel. Sie schlief wohl.

* *
*

Favorita Binder suchte sich durch verdoppelte Arbeit über ihren Schmerz hinwegzuhelfen, aber die Arbeit gab ihr wenig. Rita

war Romanistin, im Winter wollte sie promovieren. Ihre Doktorarbeit über einige Dialekte des Romanischen war fast vollendet. Als geborene Schweizerin aus wohlhabender Familie war ihr die Möglichkeit, zu studieren, ohne Mühe geworden. Favorita war frei und unabhängig. Der Vater war längst verstorben, die Mutter lebte in ihrer Heimatstadt Bellinzona bei einer verheirateten Tochter. Die ganze Familie besaß künstlerische, ästhetische Neigungen, auch der Schwager Favoritas, dessen Haus einem Kunstkabinett glich. Favoritas beiden Eltern war diese Richtung gemeinsam; der Vater, Däne von Geburt, hatte sich nach seiner Heirat mit der Tessinerin in der Schweiz naturalisieren lassen. Sein Stolz war eine der schönsten Privatsammlungen griechischer Vasen und tanagräischer Figürchen gewesen. Rita glich mit ihrem blassen Blondhaar, ihrem milchzarten Teint dem Vater. Auch die Gefühlsweichheit, die schnellen Stimmungswechsel verdankte sie ihm, nicht ohne unter diesem väterlichen Erbteil zu leiden. Zum Studium hatte sie sich erst spät entschlossen, erst als die Bälle sie langweilten.

Drei Jahre lang war sie mit Leonz innig befreundet gewesen, alle drei Jahre ihres Züricher Aufenthaltes. Dann hatte er ziemlich plötzlich alles Interesse für sie verloren und sich ganz der Partei zugewandt, in der er jetzt eine hervorragende Agitatorenrolle spielte. Er reiste viel und war ein feuriger und überzeugter Redner. Er konnte seine Hörer in deutscher, italienischer oder französischer Sprache begeistern, als Tessiner beherrschte er alle drei gut. Aber dem Blute nach war er durchaus Romane, ein kaum mittelgroßer, sehniger Mann mit einem starken, grotesk häßlichen Schädel, großen Zügen, lebhafter Mimik und einem seltsam rollenden Organ. Aus den aufstrebenden Spitzen seiner blauschwarzen Haare schienen Flammen zu zucken, wenn er sprach.

Favorita hatte diesen Mann drei Jahre lang bewundernd und hingerissen geliebt, während er als Freund bei ihr aus und ein ging und ihr zutraulich bald von dieser, bald von jener Neigung erzählte, die ihn fesselte. Seine Unbeständigkeit schien ihr eine Gewähr dafür, daß er im Grunde unverwundbar, einer eigentlichen, tiefen Liebe zu einer einzelnen gar nicht fähig sei, und das tröstete sie darüber, daß er in ihr stets nur die Schwester gesehen hatte. Er nannte sie „Sorellina“ und wandte ihr alle Weichheit seiner übrigens widerspruchsvollen, heftigen Natur zu. Dann, zuerst langsam, unmerklich hatte Leonz sich von ihr zurückgezogen. Die Partei absorbierte ihn ganz. Favorita litt und verschloß sich. Eine abgeblühte Blume, dachte sie, und eine matte welke Stimmung kam mit diesem Gedanken in ihr Empfindungsleben. Sie fühlte sich oft selbst wie eine abgeblühte Blume. Daß es aber keine sterbliche Nebenbuhlerin war, die ihr Leonz entrissen, blieb ein kleiner Trost.

Und nun? Nun war dieser unglückliche Landis gekommen und hatte ihr gesagt, daß Leonz eine Braut habe, eine regelrechte Braut. Es war ihr, als habe ihre Existenz nun jeden Zweck verloren. Augenblicke kamen, wo sie an Morphium, Cyankali, Revolver dachte, aber ihre bittere, selbstverachtende Stimmung ließ es zu keinem Entschluß kommen. Sie fand wohl auch, sie sei es den Frauen schuldig, den studierten Frauen, keinen solch theatralischen Abgang zu nehmen. Tötet sich eine der unserigen, so geht ein Frohlocken durch alle spießbürgerlichen Kreise; dann heißt es: das sind die Folgen der Frauenaufklärung, sagte sich Favorita. Aber seit jenem Maitag hing ihr das Leben wie eine Bürde um den Nacken. Und eine ungerechte, von ihr selbst als ungerecht empfundene Abneigung gegen Doktor Landis, den Überbringer der schlimmen Wahrheit, quälte obenein ihre zarte Gewissenhaftigkeit. Wenn sie ihn auf der Straße erblickte, was oft geschah, so erschrak sie jedesmal, trat, instinktiv Schutz suchend, in einen Hausflur oder bog in eine Seitenstraße und kam dann doch wieder hervor, um ihn zu begrüßen, weil sie sich ihrer eigenen Unlogik schämte.

In der That, Landis hatte ihr wissentlich nie Böses zugefügt, er war ein selten edler, feinfühliger Mensch, und oft kam es ihr vor, als bestehe ein geheimnisvolles Band zwischen ihm und ihr, gewoben aus einem seltsamen Parallelismus ihrer Schicksale.

Was für Favorita Leonz, das war für Doktor Landis Agathe gewesen, Agathe Sprung, die Landis vor kurzem selbst als Brautführer ihrem Gatten zugeführt hatte.

Landis hatte Agathe kennen gelernt, als sie bereits verlobt war, er hatte sich als Werther gefühlt, dieser Lotte gegenüber, die ihn sogar die Briefe ihres Bräutigams lesen ließ, und er hatte in dieser über zwei Jahre hin dauernden wunderlichen Position einen dumpfschmerzlichen Genuß, aber jedenfalls einen Genuß gefunden. Das kluge, heitere, kokette Mädchen Agathe, das über dem winkenden Zukunftsglück mit Eberlein die fröhliche Gegenwart nicht hatte verlieren wollen, war von Landis zu einem Ideal weiblicher Süßigkeit und Treue hinausphantasiert worden, und nur seine frühe Resignation, die fast gleichzeitig mit seiner Liebe für Agathe entstanden, machte es ihm möglich, das Leben weiter zu ertragen, das er der ganzen Menschheit zu weihen schon in früher, schwärmerischer Jugend beschlossen. Von Geburt Deutscher, war er in Finnland aufgewachsen, wo sein Vater einen großen Holzhandel besaß. Er hatte Medizin studiert, aber kein Staatsexamen gemacht, weil er immer jemand Armes fand, der das Geld notwendig brauchte, um Brot zu kaufen. An der Medizin verzweifelte er, weil er die Hauptkrankheit, die Armut, nicht heilen konnte. So war er zu der Überzeugung gekommen, daß der Mensch seine Bedürfnisse so tief wie möglich herabschrauben müsse, um nicht vor den vielen Beraubten und Elenden jeden Augenblick erröten zu müssen, und er lebte demgemäß. Das Wenige, das er für seinen täglichen Haferbrei, seine Milch und seinen Thee gebrauchte, erwarb er durch populär-wissenschaftliche Artikel in Zeitungen. Er hauste in einem kahlen Dachzimmer, schrieb, wenn ihm die Finger steif wurden, in den öffentlichen Lesesälen oder bei Freunden, die eine bequeme Wohnung besaßen, und nahm nur im äußersten Notfall, eigentlich nur, wenn es galt, jemand anderem zu helfen, eine Geldsumme von den begüterten Geschwistern in Finnland an, die er den inzwischen in den Ruhestand getretenen Papa allein hatte beerben lassen.

Wie Favorita Binder lebte auch Ludwig Landis ein in sich gekehrtes stilles Leben, aber während ihr Standpunkt wesentlich der ästhetische war, hielt sich Landis selbst für einen Barbaren der Kunst gegenüber und verachtete sogar die Kunst als eine gefällige Täuscherin, die den Menschen an sich zog und ihn hinderte, seine Kräfte wichtigen Zielen zu weihen. „Wir haben dazu noch keine Zeit,“ pflegte er zu sagen, „wir wollen erst Brot für jedermann. Entschuldigen Sie, aber dies ist meine Meinung,“ setzte er in seiner liebenswürdigen, schüchternen Weise hinzu, „ich will durchaus niemand bekehren, Proselytenmachen ist mir widerlich.“

* * *

Landis war nach jenem Maitag in einer eigentümlichen Verfassung. Er hatte Favorita Binders Schmerz, unausgesprochen, wie er geblieben, außer in jenem selbstverspottenden Lachen, plötzlich verstanden und dann mitgefühlt. Er war der Mensch des allgemeinen Mitleids, und hier konnte er so gut die wehen Zuckungen einer kranken Sehnsucht an seinen eigenen messen. Daß obenein er es gewesen, den das Schicksal mit dieser Mission, Schmerz zu bereiten, betraut hatte, verschärfte sein Nachempfinden. Es kam ihm bald vor, als habe er an Favorita etwas gut zu machen, als sei er ihr etwas schuldig für die qualvollen Minuten, wo sie wie vernichtet auf der Treppe gesessen und das hallende Treppenhaus mit ihrem herzbrechenden Gelächter erfüllt hatte.

Und nun machte Landis an sich eine ihn selbst überraschende Entdeckung. Während ihn sonst ein etwa empfundenes Schuldgefühl ängstlich vor dem fliehen ließ, den er verletzt zu haben glaubte, trat diesmal das Entgegengesetzte ein: Favorita erhielt für ihn plötzlich eine Anziehungskraft, die sie nie vorher besessen. Er suchte ihr zu begegnen, er sandte ihr Bücher, Zeitungsausschnitte, und wenn sie sich am dritten Ort trafen, so war es ihm, als gehe geradezu ein magnetischer Strom von ihr aus, der ihn an ihrer Seite festhielt und ihn mit einer neuen Lebenskraft erfüllte. Freilich, sobald er dann wieder allein war, kehrten seine Gedanken zu Agathe zurück, die ihm immer noch mit ihrer kapriciösen Anmut in den Augen festsaß und deren unbefangene Rücksichtslosigkeit so ziemlich den stärksten Gegensatz in Favoritas sanftem Zartsinn fand. Doch gab es auch Augenblicke, wo er die — übrigens sehr verschiedenen — Stimmen der beiden Freundinnen nicht mehr zu unterscheiden vermochte,

und wo ihm ein Wort aus Ritas Munde stunden-, ja tagelang nachging.

Das Zusammenklingen ward häufiger, und es konnte geschehen, daß Landis Favorita plötzlich an Dinge und Situationen erinnerte, die nur Agathe wissen konnte, und daß er dann, wie ein erschreckter Schlafwandler auffahrend und Rita vor sich sehend, in der Verlegenheit und dem erwärmten Gefühl Favoritas Hand ergriff und drückte, ohne recht klar zu wissen, ob es Agathes oder Ritas Hand sei, die er halte, obgleich Agathes Hand klein und starr, Ritas aber eine schmale, langfingerige, sehr nervöse Hand war.

* *
*

Favorita hatte Landis eingeladen, und er wagte sich nach langem Kampf mit seiner Schüchternheit eines Sonntags zu ihr. Ein Juligewitter tobte durch die Straßen, und gelbe Bäche rannen die steilen Wege hinab, während er ging. Rita saß in ihrem gewohnten eleganten Schwarz auf der Couchette, die ein dunkelblauer Teppich bedeckte. Wie eine weiße Blüte ruhte die linke Hand auf der Rücklehne. Ihr helles Gesicht, das lichte Haar leuchtete auf dem dunklen Grunde, an den sie sich lehnte. Ludwig Landis bemerkte das nicht, er hörte nur, daß ihre Stimme einen wankenden, verschleierten Klang hatte und daß ihre Augenlider gerötet waren.

Was ist geschehen? wollte er sagen, aber der Gedanke, daß seine Frage ihr lästig fallen könne, hielt die Worte auf seinen Lippen zurück. „Soll ich wieder fortgehen?“ fragte er statt dessen, von der Thür aus.

Favorita ermannte sich. „Warum? Ich bin ja froh, Sie zu sehen. Wir können Thee zusammen trinken.“

„Gut, den mache ich. Bleiben Sie ganz ruhig,“ sagte Landis, hereinkommend. „Sofort bringe ich Wasser.“

Dann setzte er sich auf einen Stuhl, Rita gegenüber, sah zu Boden und vergaß alles, auch das Sprechen. Das war seine Art so, zu Besuch zu kommen.

„Sie sind sehr naß geworden,“ begann Favorita, „wollen Sie nicht Ihre Galoschen ausziehen?“

„Ja, ich glaube es regnet,“ sagte Landis zerstreut.

Ein Hagelschauer prasselte an die Scheiben. Rita lachte auf: „Ich glaube auch!“ Dann trat sie ans Fenster. „Wenn nur nichts ‚verhei't‘ wird! Sehen Sie, wie die Magnolienbäumchen herumgeschleudert werden. Ich habe schon eine Stunde lang zugesehen, wie die Gärtner die Treibkasten zudecken — Glasfenster, Zweige, Strohdecken, — aber die Rosen, die im Freien stehen, ach, schade!“

„Ist es Ihr Garten?“ fragte Landis teilnehmend.

„Nein, ich wohne doch hier beim Gärtner zur Miete. Wissen Sie das nicht?“

„Jawohl. Es ist ja auch vollständig gleich, wessen Rosen verhageln, meine ich.“

„Ja gewiß! immer schade, wenn Rosen verhageln müssen.“

Sie seufzten beide, aber leise, unterdrückt und setzten sich wieder an den Tisch.

„Was haben Sie denn gelesen, Rita?“ Er nahm das Buch, las, senkte das langsam errötende Gesicht über die Seite und las noch einmal. Dann legte er den Band still hin und schien über die Worte zu brüten.

Ein Bleistiftkreuzchen bezeichnete die Verse mit der Überschrift: „Umsonst“.

An dich verschwendet hat mein Herz
Sein bestes Gut und Blut,
Sein Beten, Lachen und Weinen,
Sein Zagen und seinen Mut.

Eine gedankenschwere Stille hing über dem kleinen heißen Raum, dessen Fenster die grauen Gewitterwolken verdüsterten. Landis griff wieder nach dem Buche, besah das Titelblatt und sagte erstaunt: „Paul Heyse? Weiß der auch so etwas? Von dem hatt ich eine ganz andere Vorstellung.“

Favorita erhob sich mit einem gewissen Ungestüm. Landis erschrak und sprang auf die Füße.

„Wünschen Sie auszugehen? Wollen Sie mich vielleicht los sein?“ murmelte er.

„Sie haben ja den Thee vergessen!“ rief Favorita mit gezwungenem Lachen. „Können Sie Wasser holen?“

„Sie haben recht, der Thee! Ich verstehe das ausgezeichnet, Rita, wirklich, eines der wenigen Dinge, die ich ausgezeichnet verstehe. Kochen Sie ihn hierin?“

Er hatte ein Blechpfännchen ergriffen und wollte damit zur Thür. Rita lachte wieder

und drängte ihm statt des Pfännchens eine Karaffe auf. Er blieb stehen und sah sie freudig an: „Ach, wie gern ich Sie lachen höre! Lachen Sie noch einmal, Rita!“

„Sie sind ein guter Mensch,“ sagte Favorita gerührt, „aber nun holen Sie endlich Wasser. Der Spiritus brennt ja aus.“

Er wendete sich lebhaft um. „Erlauben Sie, Fräulein, wie können Sie denn den Spiritus im voraus anzünden? Das ist unpraktisch. Den muß man wieder auslöschen. Wo brennt er denn?“ Er sah sich um. „Er brennt noch gar nicht. Das Streichholz hat versagt. Also —“

Nach ein paar Minuten erst kam Doktor Landis mit der leeren Flasche zurück. Er lächelte verlegen: „Ja, in der Küche scheinen Leute zu sein, es wird dort gesprochen — ich mochte nicht — — Und, übrigens, lassen wir doch den Thee, Fräulein. Das heißt, wenn Sie Durst haben?“

Rita hatte auch keinen Durst, und so setzten sie sich wieder.

„Nicht darum handelt es sich,“ begann Landis gedankenvoll, in sich hineinredend, „es handelt sich vielmehr um etwas ganz anderes.“ Er verstummte.

„Woran denken Sie?“ sagte Rita, „Ihre Gedanken sind wohl nicht hier?“

Einen Augenblick sah Landis sie voll an. Seine schönen Augen redeten eine warme Sprache. „O doch,“ sagte er dann, „ich dachte sehr viel an Sie, fortwährend, glaube ich. Das heißt, ich dachte an folgendes Problem: sind unsere affektiven Bewegungen von Anfang an differenziert oder sind sie ursprünglich amorph? Wäre das letztere der Fall, so wie es mir zu sein scheint, — dann —“

„Ich verstehe nicht recht,“ sagte Rita, die Brauen zusammenziehend.

Er sprach in sich hinein, mehr als zu ihr. „Wenn das Gefühl der Anziehung ursprünglich einartig ist, dann wäre am Ende diese ganze spätere Differenzierung in — sagen wir — ja nun sagen wir — Liebe, Freundschaft, Teilnahme, Wohlgefallen nur etwas Künstliches, oder doch Willkürliches, und nichts hinderte, daß diese Empfindungen jeden Augenblick ineinander übergehen könnten — das heißt, es bedürfte nur eines Willenaktes.“ Seine Augen wurden immer klarer, größer, glänzender. Er bekam den „wissenschaftlichen Blick“, den Agathe an ihm gekannt und verabscheut hatte. Sie pflegte ihn dann an der Nase zu ziehen, um ihn zu verwirren. Aber Favorita hörte ruhig zu; ihre etwas matten hellgrauen Augen allein brachten ihn aus der Fassung. Vor ihrem trüben Ausdruck trübte sich auch sein Blick, und ihm selber höchst unerwartet sprang aus seinem rechten Auge eine Thräne hervor.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er völlig verwirrt, „dies ist Unsinn.“

Er langte, Hilfe suchend, wieder nach dem Gedichtband und las, ohne zu wissen, was er that, halblaut mit traurigem Ton:

An dich verschwendet hat mein Herz
Sein bestes Gut und Blut —

Dies ist schrecklich quälend! Nur jetzt nicht weinen, dachte Favorita, und sie biß die Zähne zusammen, bis die Schwäche vorüber war. Wenn doch der wunderliche Mensch fortginge! Dann erschrak sie heftig, als habe sie laut gedacht.

„Ja,“ sagte Landis aufstehend, „ich gehe schon! Ich habe eine Verabredung. Etwas Peinliches. Heute nacht mußte ich nämlich eine Dame begleiten, eine Französin. Sie kam von einer Reise zurück. Er ist ein Student, ihm fiel plötzlich ein, sie nicht ins Zimmer zu lassen. Er sprang in einen Wandkasten, und sie stand draußen und weinte. Er ist mein Zimmernachbar. Er liebt sie furchtbar, aber natürlich — auf seine Art. Sie ihn auch. Zuletzt klopfte sie an meine Thür. Ich gehe mit ihr zu dem Studenten hinein. Es waren noch sechs andere Studenten in seinem Zimmer. Sie lachten und verleugneten ihn. Ein Pole sagte, er habe eine Tante hier, dort solle sie schlafen. Sie ging mit ihm, und ich ging auch mit, denn dieser Pole ist ein sehr gewöhnlicher Mensch. Sie wußte das auch. Wir spazierten vier Stunden durch die Stadt. Es gab gar keine Tante. Sie wurde so müde, die arme Frau, sie ist eine Modistin. Ich trug das kleine Kind. Wir hatten kein Geld zufällig, die Französin nicht, ich nicht; der Pole bot ihr sein Zimmer an ...“

„Ach, was für Geschichten!“ sagte Favorita verlegen, „was erzählen Sie mir da!“

„Ja,“ fuhr Landis ruhig fort, „der Pole war jedenfalls ein ganz gewöhnlicher Mensch.

Man konnte ihm diese arme Frau nicht anvertrauen. Glücklicherweise wurde es schon hell. Um vier Uhr ging der Pole endlich nach Hause. Ich habe auf dem Zürichberg geschlafen —"

„Und haben der Frau Ihr Zimmer abgetreten," sagte Rita.

„Ja. Jetzt wird sie wohl aufgewacht sein. Ich habe gedacht, wenn Sie sich ihrer annehmen wollten, bis ich mit Anescou gesprochen habe. Sie ist ganz ohne Mittel natürlich und hat das Kind."

„Sie meinen doch nicht, daß sie zu dem Menschen zurückgehen soll, der sich so benommen hat?" rief Favorita.

Landis nickte. „O doch. Sie lieben sich schrecklich, alle beide. Auf ihre Art. Es ist etwas, das wir nicht verstehen — das heißt, ich verstehe es nicht! Wenn er sie liebt, wie kann er sie so bestrafen, nicht wahr? Er wollte sie nämlich für irgend etwas bestrafen, sagte er. Und sie auch. Sie wollte mit diesem Polen gehen, diesem ganz gewöhnlichen Menschen, denken Sie, um ihrerseits Anescou zu bestrafen. Sie war rasend. Sie weinte, und dann fluchte sie wieder. Sie sagte: ‚Der Schuft!' Und dann gleich wieder: ‚Ich sterbe, ich sterbe, Anescou liebt mich nicht mehr.' Wir verstehen das nicht, Rita."

„Nein, ich verstehe das nicht. Wie häßlich ist die Geschichte."

„Ja. Im Leben ist viel Häßliches. Alles, was wir nicht verstehen, scheint uns häßlich. Sie wird jetzt wohl aufgewacht sein. Meine Wirtin sollte ihr Milch bringen für das Kind."

„Wie alt ist es?"

„Ganz klein, ein Jahr, glaube ich. Nein, Sie gehen nicht mit mir zu der armen Frau ... Es ist für Sie zu fremdartig, nicht wahr?"

„Wenn ich nützlich sein kann," sagte Rita seufzend, „so komme ich mit Ihnen."

Sie nahmen die Hüte und gingen.

An den Citronenbäumchen, die zu beiden Seiten der Gartenthür auf Beeten standen, waren Zweige geknickt, Blätter und hellgelbe, halbreife Früchte lagen auf dem nassen Boden. Es grollte noch, der Himmel war schwarz und die Luft schwül wie in einem Dampfbad.

„Gut, daß der ‚Blascht'* nicht heute nacht kam," lächelte Favorita, „wo haben Sie denn geschlafen?"

„Auf dem Russenbänkli, dort oben, wissen Sie. Nachher hab ich mich daneben ins Gras gelegt. Ich liebe diese Stelle."

„Ich auch," sagte Rita, „ich möchte das auch einmal machen. Aber als Frauenzimmer ist man so gebunden."

„Soll ich Sie gelegentlich abholen? Zu einem Nachtspaziergang, Fräulein? Sagen Sie nur wann," begann Landis eifrig.

Favorita errötete, und dann ärgerte sie sich selbst, daß sie weniger unbefangen war als er. „Am ersten schönen Abend; Ende August sind die hellen Nächte fertig. Aber ist es denn sicher dort oben?" fragte sie, hastig auf die trockenen Stellen tretend.

* * *

„So, jetzt wollen wir sehen." Sie standen vor Landis' Dachzimmer und klopften.

Eine Frauenstimme rief: „Herein!"

„Bitte, Sie zuerst, Rita." Landis schien sich zu genieren.

„Herein!" wiederholte dieselbe Stimme.

Auf einem Stuhl am Fenster saß die Wirtin und fütterte einen kleinen Buben, den sie im Arm hielt, aus einem Becken mit Milch. Das Kind hatte das runde Mäulchen aufgesperrt und machte mit seinem kurzen, schwarzen Haar und den großen, runden, dunklen Augen den Eindruck eines Vogels im Nest. Er war im Hemdchen, das ihn kaum bedeckte, und seine braunen Glieder zappelten munter.

Die Frau blickte lachend, mit einem gutmütigen Großmuttergesicht, den Doktor an.

„I bin noch emal jung worde, gelte Sie?" Dann wies sie mit dem krummen Zeigefinger nach der Wand: „Sie ischt do. Er hat's g'holt. Bereits e halbe Schtund ischt er vor der Thür auf d' Knie g'lege. Descht e Furie! Loset** Sie!"

In Anescous Zimmer ward geweint, dann laut gezankt und wieder geweint.

„Das ist Anescou," sagte Landis lächelnd, „sie sind ausgesöhnt, hören Sie?"

---

* Gewitter.

** Hören Sie.

Durch die dünne Wand erklangen allerlei Töne.

„Sie küssen sich — nun ja," machte der Doktor, „das ist ausgezeichnet."

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und eine junge Frau, hochgewachsen, graziös, mit offenem Haar und bloßen Schultern, stürmte herein. Ihre Augen strahlten, und lachend vor Übermut drehte sie den Schlüssel im Schloß um und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Thür, an die von draußen alsbald heftig gepocht ward.

Sie hatte sich die Hand auf den Mund gepreßt und erstickte fast vor Lachen.

Die Anwesenheit der beiden Fremden beachtete sie gar nicht. Sie schien ganz in ihr leidenschaftliches Spiel vertieft.

Favorita glaubte zu träumen. Sie kam aus ihrer vornehmen Stille und hier — In äußerster Verlegenheit kehrte sie sich ab und beschäftigte sich mit dem Kinde.

Landis war dunkelrot. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und ein Buch genommen, aber seine Augen gingen hilflos von dem schmutzigen Fußboden zu der spinnwebenüberzogenen Decke. Jedesmal, wenn ein neuer Stoß die Thür erschütterte, fuhr Landis zusammen, als sei er getroffen.

„Ma mie! mignonne! ouvre donc! au nom de Dieu! au nom du diable! Zaza! Zaza!" Anescou bearbeitete die Thür mit den Absätzen.

Zaza krümmte sich vor Lachen.

„Aber nein! Aber —" Favorita sprang in die Höhe — „Landis!" Sie war zornig.

Landis wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Eine nette Einquartierung, was? Der Kerl ist ganz von Sinnen." Er erhob die Stimme: „Anescou! Schlagen Sie gefälligst nicht die Thür ein! Hier sind vier Menschen! Nehmen Sie etwas Rücksicht!"

Mit einem letzten Knall endigte der Lärm draußen. Anescou war in sein Zimmer zurückgekehrt und stampfte dort fluchend umher.

Der Belagerten aber war auf einmal der tolle Übermut vergangen. Sie ließ sich auf Landis' Bett niederfallen, schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte: „Ah, quelle vie! quelle vie!"

Endlich brach sie in ein lautes Schluchzen aus, dem alsbald der Kleine sekundierte, während er mit den braunen Händchen zornig nach dem vollen dargereichten Löffel schlug.

Favorita überwand ihr Mißbehagen und trat zu der Fremden. Sie setzte sich ihr gegenüber auf einen Schemel und begann in französischer Sprache tröstend und zugleich aufreizend auf sie einzureden.

Landis hörte fortwährend das Wort „indigne"; er begriff Ritas Empörung über die herabgewürdigte Schwester, und sein Herz schlug heftig.

Die junge Frau hatte anfangs nicht acht auf die Sprecherin gegeben, jetzt hingen ihre nassen Augen, die durch die Thränen verführerisch leuchteten, an Ritas sanftem Gesicht. „Oui, madame," flüsterte sie seufzend, und wieder und wieder „oui, madame!"

Und als ob mit der Besinnung auch jedes andere Gefühl zurückkehre, griff sie nach ihrer seidenen Bluse, die auf dem Kopfkissen lag und zog sie langsam über die schlanken, gelblichen Arme, während sie kein Auge von Rita verwandte.

Der Kleine hatte zu weinen aufgehört und legte sich zum Schlafen zurecht auf dem Schoße der Wirtin. Etwas wie Frieden wehte über das kleine, schiefe, eben noch so geräuschvolle Zimmer. Eintönig klopfte der Regen auf das Zinkdach.

Plötzlich sprangen alle aus ihrer Ruhe auf: im Nebenzimmer war ein Schuß gefallen!

Die Wirtin warf das Kind auf das Bett, Zaza nachstürzend, die mit einem entsetzten Schrei aufgefahren und aus der Thür geflohen war. Draußen aber blieb sie stehen, hielt sich die Hände vor die Ohren und jammerte Landis und der Wirtin entgegen: ‚Oh monsieur! oh madame! il s'est tué!"

Landis rüttelte an Anescous Thür, sie war verschlossen; er probierte seinen eigenen Schlüssel, alles vergebens. Zaza gebärdete sich wie eine Sterbende in Favoritas Armen. Das Bübchen schrie, weil man es allein gelassen, und nur die Wirtin behielt ruhiges Blut. Mit einem krummen Nagel, den sie eilig herbeigeholt, öffnete sie das Schloß und drang in das Zimmer.

Anescou lag halb ausgekleidet auf dem Teppich vor seinem Bett, neben ihm ein Flobert, der noch rauchte.

Zaza warf sich über den regungslos Daliegenden, hob seinen rechten Arm, der schlaff

wieder herabfiel, und küßte seine Brust, auf der sie das Hemd auseinanderschob. Sie schrie laut.

Favorita und Landis wagten kam zu atmen. Rita streichelte mit selbstvergessener Angst die Hand der Wirtin und bat sie, sich zu beruhigen.

„Ach so, ich bin Arzt,“ brummte Landis, „erlauben Sie, ich will —“ Er kniete neben dem Erschossenen, als dieser plötzlich die Finger der rechten Hand bewegte.

Zaza murmelte.

Landis horchte auf.

„C'est moi, Zaza! c'est ici!“ weinte die junge Frau, und ihre Lippen hefteten sich auf Anescous blondes Bärtchen.

Er schlug die Augen auf, und dann preßte er Zaza heftig mit beiden Armen an sich. „Tu m'aimes donc? dis! dis-vite! m'aimes-tu?“ stöhnte er.

Und dann sprang der Tote mit einem halb verschämten, halb pfiffigen Lächeln auf die Füße: „A la guerre comme à la guerre! Bin ich ganz gesund.“

Die Wirtin gab ihm einen derben Schlag auf die Schulter und schimpfte.

Landis wollte böse werden, aber er fand es sehr schwer, böse zu sein, weil ein Mensch lebendig statt tot war.

Favorita hatte sich schnell zurückgezoge[illegible] und erwartete Landis auf der Treppe. Ihr[illegible] verächtliche Miene hielt auch [illegible] „Nichtsnutziger Komödiant,“ [illegible] war doch froh.

Anescou und Zaza stan[illegible] am Fenster und bewunderten das nette, kleine, runde Loch, das der Flobert in die Scheibe geschossen hatte.

* * *

Ein schöner Sonnenuntergang beendete den gewitterreichen Tag. Landis und Favorita waren zum Russenbänkli hinaufgegangen. Sie konnten sich nach dem seltsamen Ereignis, das sie beide noch durchzitterte, nicht so bald trennen.

„Da hab ich heut nacht geschlafen,“ sagte Landis, auf das kurze, sonnverbrannte Gras neben der Bank zeigend, aus dem jetzt nach dem Regen ein kräftiger Duft aufstieg. Der Himmel mit den vom Winde zerpflückten kleinen Wolken, die wie helle Rosen auf einem lichten grünen Grunde schwammen, darunter die Stadt mit ihren im violetten Dunst schimmernden Häusern und Türmen, der rote See zwischen den schwarzen Ufern — es war seltsam bunt und fremdartig, ganz unwahrscheinlich.

„Nicht um das handelt es sich,“ sagte Landis, als Rita ihn auf diesen Farbenglanz aufmerksam machte. „Ich möchte vielmehr wissen: ist das nun Liebe? Was denken Sie, Rita?“

„Die Komödianten da?“ sagte Rita wegwerfend.

„Ja, Komödianten — aber doch nicht **nur** Komödianten. Denken Sie sich dieselbe Glut, dieselbe Absorbiertheit, dieselbe Verzweiflung, aber all das im Ernst! Das wäre dann schön, nicht wahr?“ Er versuchte, sie anzusehen.

Favorita flammte auf: „Ja, schön! Einzig schön! So zu lieben, daß man stürbe, wenn es aus wäre. Das hieße Leben.“

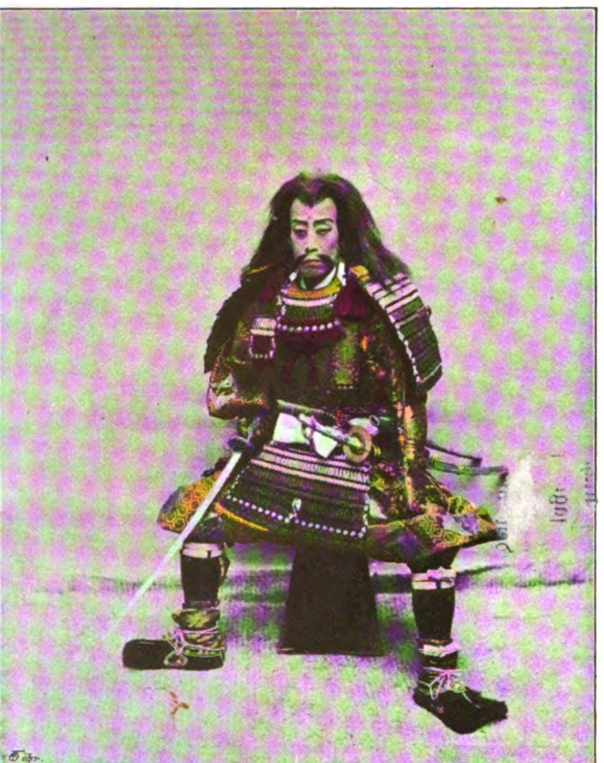
Er atmete tief und schlürfend, als ob er ihre Worte tränke. Dann erblaßte er, er fühlte ein Zittern in den Händen und rückte ängstlich ein wenig weiter von Favorita weg. „So möchte ich lieben,“ flüsterte er und seufzte

Ein [illegible]chter Schauder überflog Favoritas R[illegible] [illegible]ie zwang sich zu lachen. Vor [illegible]eele stand Leonz. „Poetenträume! [illegible]t ja bald Herbst, das heißt für mich —“ [illegible]ie wollte aufstehen.

Landis berührte leicht ihren Arm: „Bitte, gehen Sie noch nicht. Ich möchte Ihnen so vieles sagen. Es läßt sich nur so schwer in Worte fassen. Können Sie sich denken, Rita — verachten Sie mich nicht — daß ich heute diesen Anescou, diesen, diesen — Anescou beneidet habe?“

„Hat die Französin es auch Ihnen angethan mit ihrer Schönheit?“ spottete Rita.

„Zaza? O nein! Finden Sie Zaza schön? wieso? Nein,“ sagte er und verschwand ganz unter seinem Hut, „ich sehne mich — ich weiß nicht, was es ist. Sie wissen, Agathe ist mit Eberlein — übrigens, glauben Sie nicht, daß dort etwas war, nicht eine Sekunde ihrerseits! Mir war sie viel, aber — ich wußte ja, sie ist Braut. Ich ging immer nur nebenher. Manchmal war es, als ginge ich an Krücken, nicht auf eige-



Danjuro als Feldherr Kiyomasa in „Hachijin Shugo-no-Honjo".



Zu Fischer: Japans Bühnenkunst.

Danjuro, zu seinen Füßen Fukusuke.

nen Beinen. Werde ich wohl niemals auf eigenen Beinen gehen? Ist da etwas Verkrüppeltes in mir? Was meinen Sie? Und was ich sagen wollte: kann nicht aus Freundschaft Liebe, das heißt aus einer soliden Zuneigung niemals eine andere Art der Zuneigung hervorgehen? Was denken Sie?"

Vor Ritas Seele erhob sich wieder das große, flammenhaarige Haupt mit den sprühenden Augen des Leonz. Eine qualvolle Sehnsucht überfiel sie nach dem Fernen, Verlorenen. Sie vermochte nicht zu reden. „Ja," hauchte sie endlich.

Dies „Ja" brachte Landis um alle Fassung. Er sagte ihr hastig Lebewohl und eilte in den dunklen Wald hinein, der jenseits der Wiese in langer welliger Linie sich hinzieht. Er schwankte beim Gehen wie berauscht. Und wie berauscht blieb Favorita auf der Bank sitzen und starrte in den Abendhimmel, der schnell verblaßte. Als alles grau geworden, ging sie langsam allein zurück. Bekannten, die ihr begegneten und sie anreden wollten, war sie mit einem scheuen, abweisenden Gruß ausgewichen. Sie hatte etwas Fremdes, Vornehmes, das die Menschen eher entfernte als anzog.

* * *

Favorita träumte, Landis träumte, und inzwischen ging das Leben seinen harten Tritt.

Monsieur Anescou war eines Tages sehr eilig, und ohne seiner Wirtin für das letzte Semester zu zahlen, nach Paris gereist und hatte Madame Zaza mitgenommen. Das Bübchen hatten sie nebst einigen leeren Hutschachteln und durchlöcherten Schuhen zurückgelassen. Nachher kam ein Brief an die Wirtin mit der Bitte, umgehend fünfundzwanzig Franken zu schicken, da man augenblicklich etwas in Verlegenheit sei, und das Kleine gut zu pflegen, bis man wiederkomme und alles in Richtigkeit bringe.

Die Wirtin lieh sich das verlangte Geld von den Pensionären und behielt das Bübchen. Landis und Favorita aber übernahmen es, für das Kostgeld zu sorgen, das die arme Wirtin, die kaum Kaffee und Brot für sich hatte, unmöglich tragen konnte.

Als Landis nach der Unterredung über diese Sache von Rita gegangen, war er fast mit sich im reinen. Sie ist die beste Seele, der ich je begegnet bin, dachte er, was könnte mich abhalten, sie zu lieben? Vielleicht ist sie zu schön für mich, ja, jedenfalls ist sie zu schön, aber eigentlich haben alle Frauen so viel Schönes, daß etwas mehr oder weniger nicht viel ausmacht. Wenn sie mich liebte, so könnte das Leben wunderbar werden, aber wie soll man so etwas erfahren, ohne sie irgendwie zu beleidigen?

Und vor seinen sehnsuchtsvollen Blicken stiegen Bilder auf, verschwommen, aber süß, von einer heißeren Sonne beleuchtet, von fremdartig duftenden Blumen bekränzt, Bilder und Scenen, in denen er ein ganz anderer war als der bedeutungslose Doktor Landis mit den zu kurzen Hosen und dem zerdrückten Hut. Dort war er stark, kühn, ein Weltbezwinger, ein Feuerredner, ein selig Liebender, ein Halbgott. All das steckte ja ursprünglich in ihm, das fühlte er tief, aber es lag hinter siebenfachen Eisenringen verrammelt, die seine Brust umgaben. Ein Wort mußte gesprochen werden, ein Ton mußte klingen, der die Eisenringe zersprengte, der die Flügel seiner Seele entfesselte und ihn sich selber finden ließ, und dieser Ton mußte kommen von den Lippen, aus dem Herzen einer geliebten, liebenden Frau. Seine Zukunft, sein Glück, seine Größe würde durch sie erfüllt werden, die trübe alte Welt, in der er nun schon sechsunddreißig Jahre gewandelt, würde ein Frühlingswald werden, und er selber würde aufgehen wie die Sonne über dem sprießenden Wald!

Und er murmelte freudig: „Favorita! Rita! Favorita!" und ihr Name schien ihm eine Verheißung. Er berauschte sein Ohr an dem Klang der Vokale, neben dem die Musik des Namens Agathe mehr und mehr wirkungslos verhallte.

* * *

Anders und dennoch ähnlich war Favoritas Empfinden. Auch sie sagte sich: Er ist tausendmal besser als die meisten Menschen! Er ist viel besser als Leonz! Den sollte man lieben! den! der verdiente es wirklich. Könnte es nicht sein? ach, könnte es nicht? — Und sie träumt, sie ist jemand nötig! Ein Mensch ist da, der nicht leben kann ohne

sie. Zum Leben, zum Sprechen, zum Essen, zum Schlafen, zum Atmen — er bedarf ihrer. Sie braucht nicht mehr an sich zu denken, was — ach — so ermüdend, so aufreibend, so unfruchtbar ist!

Sie wird jede Sekunde an ihn denken. Sie wird sich selber etwas Kostbares, etwas Wertvolles werden, weil sie einem anderen so lieb, so notwendig, so unentbehrlich ist. Die ganze kleine Misere des Daseins, heute Kopfweh, morgen Müdigkeit, übermorgen Melancholie bis zur Todessehnsucht, all das wird sie nicht mehr fühlen. Wie ein junger Baum wird sie sein, der wieder rote und weiße Blüten trägt. Frisch wird sie sein wie eine Lerche in den Wolken. Ganz plötzlich wird sie fliegen können. Nur einmal in ihrem Leben ist sie geflogen, und das war im Traum. Und auch damals flog sie allein, Leonz liebte sie nicht. Aber nun wird sie Hand in Hand fliegen. „Wehet, wehet, ihr Stürme der Liebe, und reißt mich mit euch!“

Favorita fuhr auf: Landis stand auf ihrer Zimmerschwelle. Es war elf Uhr abends.

„Wie sind Sie hereingekommen?“ fragte Rita überrascht und doch sicher, daß ihre Sehnsucht ihn hereingerufen hatte.

„Das Mädchen putzte die Haustreppe, glaube ich, auf den nassen Fliesen stand ein Lämpchen. Ich bin etwas gefallen,“ stammelte er, „ich möchte meine Hände waschen.“

Seine Hände waren verschrammt und schmutzig wie bei einem fünfjährigen Kinde. Rita lächelte still über sich selbst, während er sich wusch. War das derselbe Mensch, an den sie gedacht? Er kam ihr ganz alltäglich, dabei vertraut und angenehm vor, aber der Mann, mit dem sie fliegen wollte — —

„Der Abend ist schön, vielleicht gehen wir spazieren?“ sagte Landis, indem er sich heftig die Finger einseifte. „Das heißt, wenn Sie keine Lust haben —“

Rita blickte hinaus. Ein sammetschwarzer, von keinem Stern erleuchteter Himmel stand wie eine Mauer hinter den Gartenbäumen.

„Es ist sehr dunkel, wir werden vielleicht alle beide fallen,“ sagte sie lachend.

„Ja,“ machte Landis, „außer, wenn Sie keine Lust haben, ist es sehr schön. Und draußen falle ich wirklich nicht, nur hier im Garten gab es solche Steine —“

„Was wollen wir denn draußen sehen, wenn es so schwarz ist?“

„O, die Stadt mit all dem elektrischen Licht ist sehr hübsch von oben — aber nur, wenn es Ihnen nicht lästig ist —“

Jedesmal, im Anfang jeder neuen Zusammenkunft, hatte er diese verlegene, unschlüssige Art, die Favorita langweilte. War dies der Mann —

„Also ich komme,“ sagte sie, „aber Sie müssen mich gut behüten, Sie wissen, ich bin auch kurzsichtig.“

Sie gingen über den nassen Flur, das Mädchen blickte ihnen nach.

„Ach so, jetzt begreife ich Ihr Stolpern, diese alten Grabsteine sind erst seit gestern hier. Der Gärtner hat einen Friedhof ausgeräumt, Schilder und verrostete Kreuzchen liegen hier herum; aus den alten Grabsteinen baut er eine neue Grotte dort unten.“

Ein grünliches Lichtchen brannte wie ein Totenkerzchen vor einem schwarzen, am Zaun lehnenden Kreuz, das in der zitternden Beleuchtung einzig erkennbar aus dem Dunkel hervorstach. Favorita fuhr zurück.

„Was ist das?“

„Ich weiß nicht. Ich denke ein Johanniswürmchen. Vielleicht stammt sein phosphoreszierender Schein aus dem Phosphor des Hirns, das unter diesem Kreuz vermoderte. Die Natur ist so voll geheimnisvoller Zusammenhänge,“ sagte Landis.

Sie stiegen über die aufgebauten Steine, hinter Favorita raschelte es sonderbar bei jedem Schritt.

„Was ist nun das wieder? Die Nacht ist heute voll von seltsamen Dingen,“ sagte sie zusammenschauernd.

Landis bückte sich, aber die Dunkelheit schien auf dem Boden wie ein schwarzer Teppich zu lagern. Endlich berührte sein Fuß etwas Bewegliches — es ging wie ein elektrisches Zucken durch seinen Körper, als er darauf trat und ein trockenes Krachen hörte, während sich gleichzeitig etwas unter seiner Sohle zu winden schien.

Favorita griff nach ihrem Kleidersaum, an dem sich etwas festhielt. Es war ein dürrer Palmwedel; der starke Draht, der ihn an einem Grabstein befestigt haben mochte, war um Landis' Stiefel gewickelt, mit Mühe machten sie sich von der raschelnden Um-

klammerung los. Favorita lachte nervös. Beide waren in der Stimmung, überall Vorzeichen und Symbole zu sehen. „Als ob der Tod hinter uns her wäre," sagte Landis gezwungen lächelnd. „Man sollte doch erst leben. Ich habe noch nicht gelebt."

Favorita schwieg. Auch sie überströmte der heiße Lebensdurst. Die weiche, dunkle, düstereiche Nacht sprach zu allen Sinnen und lullte sie doch wieder ein; sie fühlte sich umworben, umschmeichelt von dieser lauen Finsternis, diesen Resedawolken, diesem Duft der sonnverbrannten Wiesen; die Luft war voll Versuchung, voller Mahnungen, voller Liebe, voller Küsse.

Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit, und sie stiegen ohne Fährnis zum Walde hinauf. Am Büchnerstein, auf einer der Bänke unter den jungen Linden, setzten sie sich nieder. Das schwarze Thal war wie von leuchtenden Schlangenlinien durchzogen, die bläulichen Lichter flossen über dem See zu einem matten Glanznebel zusammen. Nichts war deutlich erkennbar als diese fernen Ausstrahlungen menschlicher Arbeit; die Linie des Ütliberges hob sich unmerklich heller vom dunklen Himmel ab.

„Eine Nacht zum Träumen," sagte Favorita nach langer Stille.

„Träumen Sie laut," bat Landis mit seiner wie von Thränen gebrochenen Stimme.

Favorita sprach: „Ich hatte einen merkwürdigen Traum vorhin. Plötzlich sah ich alles so deutlich. Ein hohes Schloß mit großen Fenstern. Um die Mauern weint das Meer. Oben am Himmel schluchzen die Winde. Aber unter den schwarzen Cypressen, die wie Säulen stehen, blühen die bunten süßen Blumen, spielen die sorglosen Kinder. Ich blicke durch das Fenster. Da sitzen die Gäste. Traurige Gäste. Sie haben so bleiche lange Gesichter. Ihre Augen sind verweint und blicken in die Ferne. An meinem Ohr spricht eine Stimme: ‚Das ist das Gastmahl des Lebens!' Und ich weiß, ich sehe vor mir das Gastmahl des Lebens. Und ich bin nicht mehr draußen vor dem Fenster, ich sitze mit an der Tafel, drinnen zwischen den Gästen. Und mein Gesicht ist kalt, und mit verweinten Augen blicke auch ich in die Ferne. Meine Hand umschließt einen Becher mit einem dunklen Trank. Mich dürstet, aber der Trank widert mich an. Und plötzlich seh ich jemand mir gegenüber. Er ist auch ein Gast. Er hat auch einen Becher. Erst diesen Augenblick sehe ich, daß einer mir gegenüber sitzt. Auch er ergreift dürstend den Becher und setzt ihn seufzend wieder hin, ohne zu trinken. Da plötzlich begegnen sich vier Augen. Sie begegnen sich so sonderbar. Und in dem Augenblicke beginnt der schale Trank im Becher zu schäumen und zu brausen, und eine spitzige blaue Flamme sprüht heraus, aus jenem Becher und dem meinen, und die Flammen schlagen ineinander und —"

„Und? Favorita, und?" stammelte Landis.

„Da wacht ich auf," sagte Rita schläfrig nach einer Pause.

„Und jener andere, jener gegenüber, aus dessen Becher — — erkannten Sie ihn?" flüsterte Landis kaum hörbar.

„Mir schien, als ob ich ihn erkennte." Favoritas Stimme erstarb. Sie konnte nicht mehr reden. Sie horchte auf Landis, sie wartete auf etwas nie Gehörtes, nie Erlebtes, auf eine Offenbarung. Sie wartete, ob die blaue Flamme, die aus ihrem Becher emporzuzucken schien, wirklich welterhellendes Licht oder nur ein Gaukelspiel der Sehnsucht sei.

Wird auch aus seinem Becher die Flamme aufsprühen? werden die zwei Flammen ineinander schlagen?

Über Landis aber war die Empfindung mit solcher Stärke Herr geworden, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Eine Art Lähmung mit Visionen von tanzenden Sternen hielt ihn umstrickt. Er hatte Thränen in den Augen und wußte selber nicht, ob es Thränen der Freude oder des Schmerzes seien.

Erfüllung! brauste es ihm um die Ohren. Strecke die Hand aus, und alles ist dein.

Und er konnte nicht einmal seufzen.

Plötzlich aber hörte er jemand mit einer dünnen, blechernen, schnarrenden Stimme sagen: „Ihr Traum oder, besser gesagt, Ihr Gleichnis löst also das von mir vielfach durchdachte Problem durchaus auch in meinem Sinne. Die Gefühle der Attraktion wären danach beim Menschen ebenso einartig wie zum Beispiel bei der Amöbe, die ihren formlosen Plasmaleib einfach nach der Richtung hin ausdehnt, von woher —"

Mit einem hüstelnden Lachen brach er den Satz ab. Übermannt von dem Bewußtsein, diesen entsetzlichen Satz in diesem Augenblick, in diesem wunderbaren, nie wiederkehrenden Augenblick von sich gegeben zu haben, hatte er nur noch den einzigen Wunsch, den wahnwitzigen Drang, sich irgendwo in die Erde zu verkriechen, um nie wieder herauszukommen.

Während Rita ihren Traum erzählt, hatte sein ganzes Wesen geschrien: Erlöse mich, Favorita! sei barmherzig, siehst du's denn nicht, daß ich mit sieben Eisenringen gebunden bin? ich werde sterben, und du wirst's nicht wissen, was ich um dich gelitten habe! Oder war es Agathe, um die ich so viel litt? Ach, komm zu mir! du fühlst ja, mußt ja fühlen, daß ich zu dir nicht kommen kann! — Und statt dessen hatte er von der Amöbe und ihrem Plasmaleib gesprochen!

Über Favorita aber war schon Kleinmut und Bereuen gekommen. Was hatte sie gesagt? Was gethan? Hatte sie sich nicht dem Manne angetragen, der dort so stumm und zusammengekrümmt horchte und dann plötzlich, wie ein Automat, lederne, eingelernte Worte absang? Ihre Wangen brannten vor Scham, ihre Hände waren eiskalt.

Jetzt gab es nur einen Ausweg: ihm so antworten, wie er selbst gesprochen, dann würde wenigstens **er** nichts merken von der Welle, die sie fast ihm in die Arme geworfen hätte. Und alle Kraft zusammennehmend, sagte sie tief aufatmend: „Das ist wohl jedenfalls wie in der Musik. Der Unterschied im **Tempo** macht alles.“

„Und die Tonstärke — vergessen Sie das nicht,“ machte aus Landis' Munde der andere mit der vorigen schnarrenden Stimme. Landis hörte es mit Verzweiflung. Wie er diesen anderen haßte!

„C'est le ton qui fait la musique,“ versetzte nun auch Rita in oberflächlich leichter Art, fast im Spott.

Die Verzauberung war zu Ende.

* *
*

Es waren grauenhafte Stunden für beide, die dieser Nacht folgten.

Aus Landis' Seele war Agathe wie ausgelöscht, und er begann sich nach Favorita zu sehnen mit einer qualvollen, leidenschaftlichen, ihn selbst erschreckenden Glut. Er preßte in Gedanken ihre weißen, kühlen Hände auf sein heißes Herz, er fühlte sie in seinen Armen, die ganze, weiche, hingegebene Gestalt. Er hatte kein Bild von ihr, er wußte nicht einmal deutlich, was für Augen, welche Haarfarbe sie besaß, aber sie verfolgte ihn in Gestalt einer weißen, weichen Wolke, die ihn oft ganz einhüllte, wenn er unter den herbstlichen Bäumen oder in der Nacht, in seinem dunklen Zimmer erwachend, ihren Namen flüsterte. Meist war er mutlos, trauerte um sie wie um etwas ewig Verlorenes. Dann wieder kamen Stunden, wo seine Lebenskraft aufsprang und er sich tröstete: Es ist noch nichts verloren! Ich werde ihrer würdig werden und dann —

* *
*

Favorita indessen begann ein großes Mitleiden mit der ganzen Welt zu empfinden. Solch ein allgemeines Bedauern, in das auch sie selbst und Landis eingeschlossen war. Alle schienen ihr so unbeschreiblich benachteiligt und unglücklich. Es kam ihr vor, als sähe sie nur trübe Gesichter. Ihre Becher standen alle schal, kein Brausen und kein Schäumen, kein Auflodern und kein Zusammenbrennen!

* *
*

Eines Tages sah sie Leonz wieder. An seinem Arm ging eine großgewachsene Frau in steifer Haltung und mit dem Gesicht einer schönen Statue, leblos und kalt. Er war gealtert und hatte einen Zug von Müdigkeit bekommen, den sie nie an ihm bemerkt hatte. Sein Anblick weckte alle Erinnerungen in Favorita auf, und doch schienen ihr in dem gleichen Augenblick jene Jahre ihrer innigen Freundschaft weit zurückzuweichen, und als Leonz sprach, war er ihr ein fremder Mann.

Sie sprachen wenige Worte zusammen. Am Tage nach dem Wiedersehen erhielt Favorita einen Brief in der wohlbekannten, energischen Handschrift. Leonz schrieb:

Sorellina Favorita!

Der arme Landis ist wohl in Ungnade gefallen bei Hochderselben? Wenn du mir

noch ein wenig vertrauest, so laß dir sagen, daß Landis dich liebt, anbetet, was weiß ich, und daß sein Schicksal in deiner Hand liegt. Ihr seid beide von dem gleichen, ernsthaften Schlag, also um Gottes willen laß ihn nicht umkommen! Er ist deiner wert, Schwesterchen, ebenso würdig wie stets deiner unwürdig war

Dein alter Leonz.

Über diesen Brief weinte Rita zwei Stunden lang. Sie fühlte sich wie zerrissen. Und der so kühl und gleichgültig über sie verfügte, war derselbe, an den sie wirklich, wie es im Liede hieß, ihr bestes Gut und Blut verschwendet hatte. Aber Leonz — in einem hatte er recht gesagt: Landis war der beste Mensch, der ihr je begegnet. Und er liebte sie. Sie hatte es längst gefühlt, nun las sie es in unzweideutigen Worten. Lange hatte sie ihn nicht gesehen, er hielt sich fern, es war schon Winter geworden, einsamer Winter. Da kam, eine Woche nach seinem Briefe, Leonz mit seiner statuenhaften Frau zu Favorita.

„Es steht noch einer draußen," sagte er nach der ersten Begrüßung, „darf er hereinkommen?"

Dann öffnete er in seiner alten, ungestümen Art die Hausthür weit und rief mit seiner rollenden Stimme: „Landis!"

„Seit wann sind Sie denn ceremoniell geworden?" sagte Rita und reichte Landis die Hand, die dieser kaum mit seinen bebenden Fingern berührte. Er war blaß und sprach nichts.

Leonz und die Statue verabschiedeten sich bald. Beim Abschied blickte Leonz die ehemalige Freundin bedeutungsvoll an und zog die Brauen zusammen. „Heirate ihn," flüsterte er, aber sein Flüstern war durch die ganze Stube hörbar.

Unwillig errötend wendete Rita ihm den Rücken. Er war ein ganz anderer geworden, er kam ihr fast roh vor.

Landis blätterte in einer Nummer des Studio, die auf dem Tischchen zwischen ihnen lag.

Favorita fühlte Erbarmen mit seinen hilflosen, schönen Augen. Oder erbarmte sie sich ihrer selbst, als sie in sanftem Tone sagte: „Ludwig?"

Es klang, wie die Mutter zum Kinde spricht.

Mit einer Spur von Befremdung im Blick lauschte er diesem Ton. Es sträubte sich etwas in ihm gegen diesen Ton. In seinen Träumen sprach sie nicht so zu ihm, da sprach sie zitternd, leidenschaftlich, scheu.

„Ich bin Ihnen nichts, Sie irren sich," sagte er plötzlich, in kalten Schweiß gebadet. „Ich quäle Sie nur."

„Nein," sagte sie liebevoll, „ich bin Ihnen gut."

Er streckte seine Hand aus wie nach einem Halt, und seine Hand ward erfaßt und festgehalten. Ehe sie selber wußten, was geschehen, befanden sie sich in leichter Umschlingung. Mit einer unwillkürlichen, widerstrebenden Bewegung zog Favorita ihr Gesicht zurück vor seinen suchenden Lippen. Ein Frösteln überlief sie.

Sie setzte sich auf einen Stuhl, Landis stand irgendwo in einer Ecke herum. So verharrten sie ziemlich lange. Das Zimmer versank in Dunkelheit.

Dann klingelte es draußen drei-, viermal. Die Wirtin schien ausgegangen zu sein.

„Soll ich nachsehen?" sagte Landis, wie erwachend, ohne alle Freudigkeit.

Zwei Damen, Studentinnen, und ein Herr, alles gute Bekannte Ritas, waren gekommen. Sie musterten Landis, der ganz wie zu Hause, ohne Hut, ihnen die Thür aufgeschlossen hatte, und dann Favorita, die sich vergebens bemühte, die Lampe in Gang zu bringen. Es fand sich, daß kein Petroleum nachgegossen und daß die Küche verschlossen war.

Man saß bei einer Kerze, erwartungsvoll und befangen. Als die Besucher gingen, sagte Rita plötzlich entschlossen: „Ich möchte Ihnen meinen Bräutigam vorstellen: Herr Doktor Landis."

Sie war nun sicher und natürlich, während Landis, blaß wie ein Kranker, gequält umhersah und endlich eine Reihe von Anekdoten erzählte. Sie waren aber alle ohne Pointe. Dann nahm er seinen Hut und ging auch. Vor der Thür stob er mit langen Schritten in die Finsternis hinaus, allein natürlich.

* *
*

Favorita kam sich vor, als sei sie von übermächtiger Hand ins Wasser geworfen worden: „Schwimme!“

Und unwillkürlich, automatisch machte sie die Schwimmbewegungen. Mit derselben Sicherheit, von der doch ihr Herz nichts wußte, teilte sie nahen und fernen Verwandten und Freunden mit, daß sie sich mit Landis verlobt habe. Sie sehnte sich sogar nach ihm, wenn er nicht da war, sie ging ihm freundlich entgegen, wenn er kam, sie begann ihn zu hätscheln, in allerlei Kleinigkeiten nach seinem Geschmack zu fragen, sie versuchte, sich ihm anzupassen. Solange er nicht da war, ging das ziemlich gut, aber nur so lange. Wenn er bei ihr war, allein mit ihr war, besonders wenn er sich ihr näherte, kam immer wieder die instinktive Lust, zu fliehen.

Seine Atmosphäre wurde ihr abstoßend. Seine Hand war so weich, so feucht! Wenn sie seinen Arm berührte, so kam es ihr vor, als sei der Ärmel leer. Es kostete ihr Überwindung, sich von ihm küssen zu lassen, was er freilich auch nur selten versuchte. Und doch sehnte sie sich nach Küssen, wenn er fort war. Was war denn das für eine Sache? Er war so gut, so gescheit, so tief! Aber auf einmal fiel ihr ein, daß Leonz vor Jahren gesagt hatte: „Landis ist wie ein Säugling.“

Ein roher Mensch, der Leonz! Wenn er nur nicht recht gehabt hätte! So etwas Widriges zu sagen. Und das hinter dem Rücken des Freundes, der ihm blind vertraute.

Wie war es nur möglich gewesen, diesen rohen Leonz zu lieben? Und wieder sehnte Favorita sich nach Landis, nach dem sanften Blick seiner schönen Augen, und sie nahm sich vor, jenen lächerlichen Vergleich zu vergessen, ganz und für immer! Woran stoße ich mich? fragte sie, vor sich selbst erschreckend, bin ich nicht ein geistiger Mensch wie Ludwig auch? Ist meine Natur so viel kleinlicher, als ich selber gewußt? Ich muß mich schämen!

Und sie schämte sich und gelobte sich alles mögliche. Und wenn er dann kam, dann wich sie abermals zurück in rein körperlichem Unbehagen. Sie wurden scheu gegeneinander.

Sogar die alte Freundschaft schien bedroht. Favorita rang oft, wenn er gegangen, die Hände in peinigender Ratlosigkeit.

* * *

Eberleins hatten sich dauernd in München niedergelassen. Vorläufig war Franz noch „Außerordentlicher“, wie Agathe dem Freund Ludwig in einem schelmischen Gratulationsbriefchen meldete. Sie schalt Landis, daß sie die wichtige Neuigkeit durch Fremde habe erfahren müssen. „Und eigentlich bin ich dir überhaupt böse,“ schrieb sie. „Du warst immer bis jetzt meine Zuflucht und mein Hinterhalt, wenn Franz mich nach seiner Manier mißhandelte. Ich brauche so etwas bei all den Untugenden, die er hat! Seit kurzem legt er sich sogar ein Bäuchlein zu. ‚Das würde Ludwig Landis niemals thun,‘ rief ich empört, als ich es neulich bemerkte. Da sagte er — aber nein, es war zu abscheulich, um es wieder zu erzählen! Übrigens hat meine Bemerkung Franzel so geärgert, daß er jetzt das Bier aufgeben will. Du bist überhaupt sein Schreckgespenst, mein guter Junge. Sowie Franz nicht thut, was ich will, sage ich: ‚Gut, so laß ich mich scheiden und geh zu Ludwig Landis, der heiratet mich noch alle Tage!‘ Jetzt aber ist auch dieser schöne Traum dahin! Du bist verlobt, Franz triumphiert, und ich bin rettungslos seinen Krallen (du, Ludwig, er guckt mir beim Schreiben über die Schulter!) ausgeliefert! Au! Er hat mich gebissen! Es blutet beinah! Ach, Ludwig, werde glücklicher als ich.“

Über diesen Brief, den Landis ganz harmlos zu Favorita mitbrachte, entspann sich das verhängnisvolle, längst drohende Gespräch.

Rita wurde sehr zornig, auch Eifersucht regte sich. „Zur Vogelscheuche braucht dich deine gute Freundin,“ sagte sie errötend, „dies kleine Mädchen hat ein Spielzeug aus dir gemacht. Und du ließest es dir gefallen.“

Die jähe Herausforderung überraschte Landis, doch sagte er milde: „Mit glücklichen Menschen läßt sich nicht rechten. Du kennst ja Agathe nicht. So fröhlich, so sorglos, so lebensfrisch, so —“

„Du hättest sie für dich gewinnen sollen, die Fröhliche, Sorglose, Lebensfrische," sagte Rita scharf.

„Die Braut meines Freundes? Das sagt mir Favorita?" staunte er verletzt.

Rita zuckte die Achseln. „Sie sagt ja selbst, sie hätte auch dich genommen." Ihr Ton war wegwerfend.

„Von ihr ist nicht die Rede, Favorita; erlaube, daß ich von mir selber spreche." Landis wurde blaß, vor seinen Ohren sauste es. „Ich bin kein Leonz."

Favorita fuhr zusammen. „Nein! schade!" rief sie rachsüchtig.

Landis hatte das Gefühl, als sei er ins Gesicht geschlagen worden. Er empfand seine kalte Blässe wie eine lästige Maske, seine Augen verdunkelten sich. Und mitten in seinem Schmerz erkannte er plötzlich die Wahrheit: Rita verlangte von ihm, daß er wie Leonz sein solle, von ihm, dessen einziger, nie sich selber eingestandener Stolz es war, er selbst, Ludwig Landis zu sein!

Wozu bin ich hier? Warum geh ich nicht fort? dachte er betäubt, in meinem Zimmer oder im Walde wäre es gut, während hier —

Ein Gast, welcher sich draußen meldete, schreckte ihn endlich auf. Er schlüpfte an dem Besucher, der Rita sehen wollte, vorüber und in die Küche, die gerade offen stand.

Dort trank er Wasser und schickte sich eben an, vor Erschöpfung auf einen Stuhl in der Ecke zu fallen, als die Wirtin sich draußen hören ließ. Angstvoll sprang er wieder auf und erreichte endlich die Hausthür.

* *
*

Nein, nein, nein, Favorita hatte ihn nicht erlöst! Sie konnte ihn nicht erlösen, denn sie liebte ihn nicht, hatte immer nur Leonz geliebt. Statt sich zu finden in ihrer Liebe, hatte sie ihn nur immer weiter aus sich selber hinausgescheucht. Nie hatte er seine Unzulänglichkeit, seine Schwäche, seine sieben Eisenringe so quälend gefühlt wie gerade jetzt.

Er war unsäglich elend.

Ich werde verrückt, dachte er. Wenn es nur wenigstens nicht so langsam damit geht! Und wenn ich dann nur recht ordentlich toll werde, nur keine Erinnerungen behalte! Aber seine Denkthätigkeit war hell und klar wie nie, und wenn er sich als Psychiater selbst beobachtete, mußte er sich eingestehen, daß keine besonderen Symptome sich zeigten. Und doch wiederholte er sich den ganzen Tag: ich werde verrückt! verrückt!

* *
*

Acht Tage lang war er nicht zu Favorita gegangen, hatte nur Abend für Abend ihr Haus umstrichen und sich an ihrem Lampenschein gesonnt.

Sie gab kein Lebenszeichen, schickte ihm keine Zeile, er begegnete ihr nie auf der Straße. Offenbar kämpfte auch Rita mit sich selber einen aufreibenden Kampf. Und er achtete ihre Kämpfe, ihre Leiden, er wollte sie nicht stören.

Wer wird dem anderen den Abschied geben? Sie mir? Oder ich ihr? fragte er sich. Sie kann es leicht thun, sie verliert nicht viel. Ich müßte es thun, denn ich bin der Verschmähte, aber ich kann nicht. Ich liebe sie. Mein Leben ist ganz verarmt. Wenigstens aus der Ferne ist sie noch mein. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.

Als er spät abends nach Hause kam, saß eine Frau in seinem Zimmer. Er wich zurück wie vor einem Gespenst, seine kurzsichtigen Augen täuschten ihm Ritas Erscheinung vor.

„Ah monsieur! monsieur!" stöhnte es ihm entgegen.

Da erkannte er Zaza.

Sie war zurückgekommen. Anescou hatte sie verlassen, er war schon lange schlecht gegen sie gewesen.

„Behandelt mir wie eine Hund! wie eine Hund! Er sagt, daß ich bin schlecht, er ist noch schlechter! Alle schlecht, alle schlecht! Behandeln mir alle wie Hund, monsieur! Oh monsieur gutte, viel gutte, monsieur einzigen Mensch, was behandeln mir wie eine Mensch!"

Sie weinte auf seine Hand aus ihren schwarzen Augen, das Gesicht sah verwüstet aus, die Jugend war daraus geschwunden.

Landis fühlte sich sehr beklemmt. Das Blut stieg ihm zu Kopf bei diesen weichen Berührungen, bei diesen vertrauensvollen hingebenden Bewegungen.

Hier muß Favorita helfen, dachte er, dies ist eine besondere Sache. Und er machte sich auf den Weg zu ihr.

* * *

In dem Gärtnerhause war alles dunkel; oben, wo Rita wohnte, glaubte Landis noch Licht zu sehen. Er läutete heftig.

Das Licht verschwand.

Dann kam es die Treppe heruntergepoltert, und langsam drehte sich der Schlüssel im Schloß. Ein verschlafenes Mädchen mit geschwollener Backe blinzelte ihn erschrocken an: „Zu wem wellet Se? Zum Fräulein Binder? 's ischt verreist. Hüt Obed, vor e halbe Schtund," sagte das Mädchen.

Landis erstaunte nicht. Er nickte mit dem Kopf. Jawohl!

Die ganze Nacht streifte er ziellos umher.

Sie hat sich also entschieden! Es ist also fertig. Die Komödie hat ein Ende ...

Aber das Leben, das Leben ist immer noch nicht aus!

* * *

Landis schrieb jeden Tag einen Abschiedsbrief an Favorita. Er legte sie zu einem ganzen Häufchen zusammen, denn abgeschickt ward keiner. Er sagte ihr darin alles, was sein Mund ihr nie gesagt.

Zuweilen machte er ihr Vorwürfe in diesen Briefen, die mehr Dialoge oder Monologe als Briefe waren, denn er schrieb sie nicht, damit Rita sie lese.

„Eine Art Schematismus beherrschte dich in den letzten Wochen," schrieb er, „und das war vielleicht das schlimmste von allem. Du nahmst die äußeren Gebärden einer Braut an! Arme Rita. Wir sind die Narren unserer Sehnsucht, weiter nichts. Aber ich glaube trotzdem, daß ich dich liebe, Rita, obwohl ich zugeben muß, daß deine persönliche Anwesenheit mich zuweilen in meinen Vorstellungen von dir gestört hat."

In dieser Zeit war es ihm unmöglich, an Favoritas Wohnung vorüber zu gehen. Er machte lieber den weitesten Umweg.

In der Angelegenheit mit Zaza hatte die Wirtin ihm beigestanden. Zaza hatte eine Stelle als Verkäuferin in Davos gefunden durch ihre Vermittelung. Für das Bübchen wollte Zaza jetzt selber aufkommen. Wenn nicht wieder irgend ein Anescou kam, der sich ihre Skrupellosigkeit und Leidenschaft zu nutze machte, so war Zaza auf gutem Wege.

* * *

Landis' Schmerz ebbte langsam ab. Nur eine tiefe Lebensunlust beherrschte ihn, aus der nichts ihn zu reißen vermochte.

Da erhielt er, vier Wochen nach ihrer Abreise, ein Briefchen von Favorita, bei dessen Lesung sich noch einmal alle Wunden öffneten. Sie war wieder in Zürich und schrieb:

Lieber Freund!

Verzeihen Sie mir meine Flucht. Ich wollte mit mir ins reine kommen. Nun bin ich mir klar. Sie aber sind sich's, wie ich glaube, schon längst, und so hindert nichts, daß wir uns wieder begegnen. Ich erwarte Sie morgen nachmittag.

Ihre Freundin.

Landis schüttelte den Kopf und legte das Briefchen still weg. „Ich gehe nicht," wiederholte er sich, „ich kann nicht gehen. Wenn ich gehe, bin ich ein Lappen."

Er hielt sich Wort. Er ging nur bis in die Straße, wo sie wohnte, blickte traurig den weißen, steilen Weg hinab und kehrte dann hastig um, da er sich selbst nicht traute. In Schweiß gebadet, rannte er seine fünf Treppen hinauf, verschloß die Thür und weinte qualvolle Thränen.

Nach drei Tagen kam wieder ein Billet:

So böse sind Sie mir, lieber Freund? Warten lassen Sie mich, die alte Freundin? Ich dachte immer, Sie könnten überhaupt nicht böse sein. Man kann sich doch auf gar niemand verlassen! Ich möchte Sie sehen. Bitte, kommen Sie.

Landis drückte die Fäuste zusammen und schlug damit auf die Fensterbank, bis sie bluteten.

Ich gehe nicht! ich kann nicht gehen! Es ist unedel von ihr! Was will sie? Und doch! und doch! — es ist zu schwer! Wenn ich mich selbst zur Hälfte rasiere oder zur Hälfte meinen Kopf kahl schere, damit ich

diesen Zuckungen nicht erliege? dachte er. Er fühlte sich schwach werden.

Sie hat mir nichts zu sagen! quälte er sich dann selbst, es ist ja deutlich. Einen Brocken will sie mir zuwerfen. Pfui, Almosen, ich gehe nicht! ich gehe nicht!

Er nahm eine Dosis Sulfonal und schlief den ganzen Tag wie ein Toter. Die Nacht durch irrte er umher. So trieb er es tagelang. Daneben erwartete er mit brennender Seele eine neue, dringendere Botschaft.

Sie blieb aus.

„Wogegen wehre ich mich," stöhnte jetzt der Unglückliche, „warum bin ich nicht zu ihr gegangen? Ist es nicht besser, sie flüchtig und fremd zu sehen als gar nicht? Haben wir nichts Allgemeines zu besprechen? Ich will hingehen!"

Aber er ging nicht. —

Da, eines Abends, als er auf seinem harten, zerrissenen Sofa lag und stumpf vor sich hinstarrte, klopfte es an seine Thür.

„Herein," murmelte er gleichgültig. Er mußte das Herein wiederholen, denn das Klopfen kam noch einmal. Der Drücker ward bewegt, die Thür öffnete sich nicht. Ach so, er hatte sich eingeschlossen. Er ging barfüßig, wie er war, an die Thür und drehte den Schlüssel. Zugleich öffnete er eine Spalte breit.

Draußen stand Favorita.

Er sprang zurück.

„Einen Augenblick, ich habe keinen Rock an!" Sein Herz schlug, als klopfte da in der Westentasche seine Großvateruhr. Wenn ich doch aus dem Fenster hinaus könnte, dachte er.

„Störe ich Sie? Haben Sie nicht einen Augenblick Zeit?" hörte er Favoritas Stimme. Sie klang befangen, doch sprach sie viel rascher als sonst.

„Ist etwas passiert?" fragte er mechanisch, indem er die Thür aufriß.

„Ja," sagte Favorita eintretend und den dürftigen, traurigen Raum mit den Augen überfliegend, aber ohne Landis anzusehen, „ich habe Sie nötig!"

„Mich? Sie irren sich, Sie hatten mich niemals nötig!" Seine Stimme erschreckte ihn selbst, so heiser war sie, so bitter der Ton.

Favorita zauderte. Sie sah traurig vor sich nieder. „Sie laden mich nicht zum Sitzen ein?" sagte sie leise. „Ich habe Sie also ganz verloren? Ich dachte immer, einen Freund hast du gewiß, und nun —"

„Bitte, nehmen Sie Platz! Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit, ich bin ein wenig verwirrt. Ich kann Ihnen auch Thee machen, wenn Sie wünschen," sagte er mit abgewandtem Gesicht.

Favorita setzte sich. „Vielleicht ist es noch zu früh dafür, aber ich — ich wollte so gern mit Ihnen darüber sprechen. Es ist nämlich so: ich habe ein Vermögen geerbt, so etwas wie eine halbe Million. Unsere Familie ist wohlhabend — die Brüder, die Schwestern, — ich selbst — kurz — ich wollte Sie bitten," Rita blickte flüchtig auf, „nehmen Sie das Geld, machen Sie etwas Schönes daraus, etwas in Ihrem Sinne Gutes — etwas —"

Landis hatte ihr erregt zugehört, seine Farbe war bald tiefblaß, bald rot. Er war so weit zurückgewichen, wie das Stübchen es gestattete, und stand am Fensterkreuz.

„So reich sind Sie? Eine halbe Million!" staunte er mit kindlichem Lächeln, „aber," er ermannte sich, und sein Gesicht war ganz verwandelt, ganz fremd und argwöhnisch: „was geht Ihr Geld mich an?" Es war so viel kalte Abwehr in seiner Frage, daß Favorita alle Sicherheit verlor.

„Ich wollte — ich will das Geld in die reinsten Hände legen, und da — an wen konnt ich denken als an Sie!"

„Wahrhaftig, da haben Sie sich allerdings den Tauglichsten ausgesucht!" schrie er plötzlich auflachend, „einen schönen Geschäftsmenschen, einen raren Socialökonomen! Hahaha! huhuhu! hihihi! hehehe! hohoho!" Er lachte auf alle Vokale, ein ausgelassenes, tolles, schallendes Lachen.

Favorita saß still da, sie kannte diese Entladungen einer übermächtigen Gemütsbewegung bei Landis. Er würde nachher ruhiger werden, mit sich reden lassen.

Ganz ermattet von dem Lachmonolog hockte er sich auf die Fensterbank, indem er seine Brust klopfte.

„Nun, wollen Sie nicht?" sagte Favorita endlich.

Da ging das Gelächter von neuem an. „Ich! ich!" schrie er, sich vor die Stirn schlagend. „So etwas Dummes konnten auch nur Sie ausdenken, entschuldigen Sie!"

„Nun sprechen Sie doch wieder wie ein Freund!“ rief Favorita aufatmend. „Sehen Sie, es wäre nicht die Gemeinsamkeit, von der wir geträumt, aber doch immerhin etwas Gemeinsames. — — Kommen Sie bald zu mir? Recht bald, bitte.“

Damit ging sie. Landis begleitete sie die Treppe hinunter und blickte ihr so lange nach, bis er sie nicht mehr sehen konnte.

* * *

In wunderlicher Gemütsverfassung, zwischen Leid und Freude, ging er dann noch ins Freie. Es war wieder der erste Mai, ein Jahr nach jener Begegnung mit Favorita. Er dachte flüchtig daran, alles war so traumhaft, so unwirklich in seinem Leben. Lauter fließende Grenzen, kein Boden, auf den er treten, nicht die kleinste Jagdbeute, die er heimbringen konnte.

Er ging durch den Waldweg, zwischen Millionen weißer Sternchen von Anemonen und den blassen Glöckchen vom Sauerklee. Dann trat er auf eine rings von Bäumen umschlossene einsame Wiese. Der Tag war hell und schön gewesen, der Himmel tiefblau. Nun schickte die Sonne ihre Strahlen schon schräg auf die Erde, sie waren schon ein wenig rötlich an den Kiefernstämmen hinab und auf den Grasspitzen. In der Luft war das Regen der tausend Kräfte fühlbarer als sonst, als gelte es noch viel zu schaffen, bevor das Dunkel kam. Die jungen Blätter, die Blumen, das Gras, alles drängte emporzuwachsen, zu leben von der Quelle des Lebens, und eine Lerche schwebte unsichtbar in der Höhe und sang. Sie sang so innig, so süß, so jubelnd. Die reinen, der zarten Kehle entstammenden Töne erfüllten die ganze Luft bis zu den Wolken, bis zur Sonne. Aber nicht für den blauen Himmel, nicht für die goldenen Abendwolken, nicht für die rote Sonne sang sie: nein, sie hatte dort unten ihren Himmel, ihre Sonne, ihre ganze Welt — die andere Lerche, ihre Lerche hörte ihren Gesang. Die Töne kamen bald näher, bald entfernten sie sich. Die singende Lerche wollte zu der anderen herunterkommen und stieg doch wie an ihrem eigenen Liede immer wieder empor. Sie sang wohl eine Viertelstunde lang, ohne sich zu unterbrechen. Sie wußte, daß die Sonne bald unterging, und sie sang noch einmal ihr ganzes Herz hinaus. Sie sang, daß ihre schönste Lerche, ihre zarte Geliebte in der Welt war und dort unten im Grase beim Nestchen saß. Wenn die Sonne hinuntergeht, sang die Lerche, dann werde auch ich hinunterfliegen, leise werden wir miteinander flüstern, bis die Sterne am Himmel erscheinen. Sie wird ihren Kopf auf meine Brust legen, und ich werde mit meinen Flügeln ihr Körperchen umarmen, denn sie ist so klein, — ich werde sie warm und fest halten, — ich bin stark, wenn es sich darum handelt, meine Lerche zu umarmen. Wenn die ersten Strahlen des Tages meine Augen öffnen, dann erst werde ich ihr Schnäbelchen aus meinem Schnabel lassen und wieder in die Höhe fliegen und wieder singen, singen, wie schön die Liebe meiner Lerche ist, wie schön die Blumen sind, die um sie wachsen, wie schön der warme Wind ist, der sie umschmeichelt, wie schön die Tautropfen sind, die sie von den frischen Blättern auftrinkt. Die Welt dreht sich um ihre Achse, und die Achse dreht sich um meine Lerche, singt die Lerche …

So träumte Landis mit glanzgeblendeten, zitternden Augen in das Lied der Sehnsucht hinein.

Und fern, auf der anderen Seite der Bergwiese, ungesehen von ihm und ihn nicht sehend, ging in ihrem langen schwarzen Kleide Favorita vorüber und horchte wie er mit feuchten Lidern und pochender Brust dem süßen, nie verklingenden Lockgesang.





Justizpalast.

Das neue München.

Von

Robert Kohlrausch.

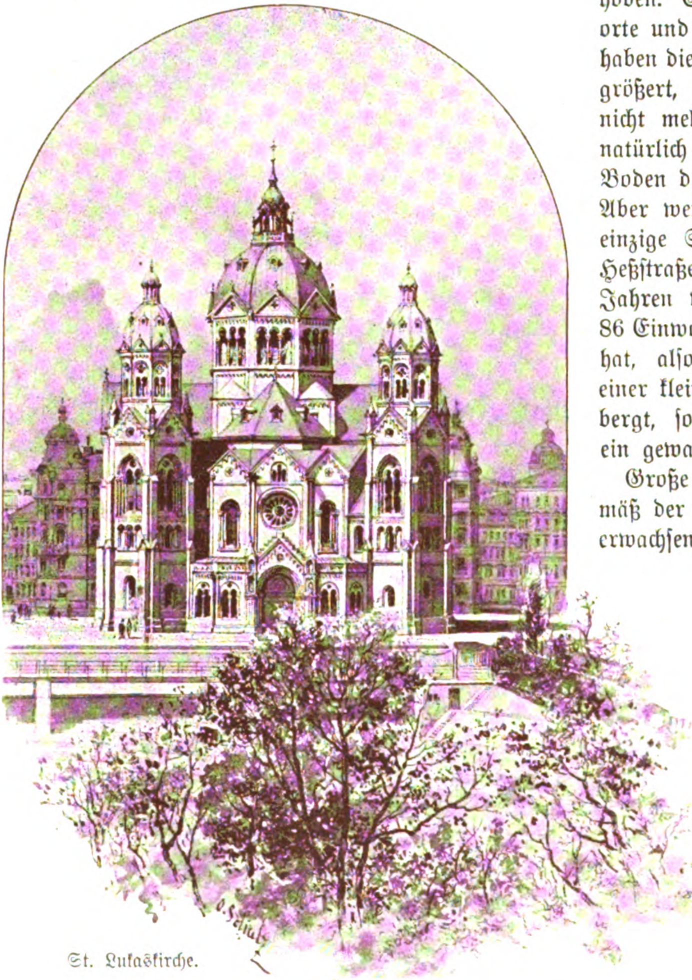
(Nachdruck ist untersagt.)

„Bald wird's gar sein mit'm alten München," klagt der Eingeborene, der über ein paar Jahrzehnte zurückblickt, und herablassend erklärt der durchreisende Berliner: „Das München hat ja schon 'n ganz anständigen Schritt zur Großstadt gethan." Beide sagen dasselbe, wenn auch mit verschiedenen Worten; das alte München verändert mit fast unheimlicher Schnelligkeit seine Physiognomie, ganze Stadtviertel werden niedergelegt und durch neue ersetzt, andere schießen empor, wo noch vor kurzem Wiesen und Feld sich der Sonne freuten. Von dem ganz alten München wird in der That bald wenig mehr übrig sein; später entstandene Teile erscheinen gealtert neben den jüngsten Bauten. Das ehemalige München war, dem Charakter seiner Bewohner entsprechend, eine sehr einfache Stadt; der echte Münchener ist heute noch in vieler Hinsicht von erstaunlicher Anspruchslosigkeit und fühlt sich bei einem Paar Weißwürst' und einer Halben Bier weit glücklicher als bei einem lukullischen Mahle. Dieser bescheidene Charakter prägte sich auch dem Stadtbilde auf; selbst die von Ludwig I. in großem Stil angelegte Ludwigsstraße ist in ihren Bauten von großer Einfachheit. Sie wirken durch Masse und Gleichmäßigkeit, aber nicht durch Schmuck; an Raum und Material ist verschwendet worden, aber nicht an Zierat. Auch Italiens Einfluß auf München, der sich — ein interessanter Gegenstand des Studiums — in vielen Punkten verrät, hat die Einfachheit, der älteren Privathäuser wenigstens, gefördert. Wie sich in Italien hinter einer schmucklosen Fassade und schlichter Eingangspforte oft ein Palazzo mit prächtigen Höfen, Gärten, Treppen und Säulenhallen verbirgt, so lag auch im älteren München vielfach das Hauptgewicht auf der inneren Ausgestaltung der Gebäude. Wo man schmückende Zuthat

im Äußeren verwandte, blieb sie — bei oft großer Schönheit — in der Ausführung bescheiden; so reizvolles Fassadenornament man vielfach antraf, aus der Barockzeit besonders, es war doch immer verhältnismäßig flach und zart gehalten, drängte sich nicht auf, entsprach der meist geringen Breite der Straßen.

Aus diesem alten, einfachen München wird jetzt eine große, prächtige, hier und da sogar üppige Stadt. Es ist staunenswert, wie sie sich ausdehnt, wie sie an Einwohnerzahl wächst, wie sie die Fremden, einem Magnet gleich, auch zu dauerndem Aufenthalt anzieht. Diese Kraft freilich hat sie schon lange geübt; die geographische Lage, die Schönheit der Umgebung, ehemals auch die Billigkeit des Lebens haben viele hierher gelockt. Während aber noch in den Jahren 1831 bis 1840 diese Zuwanderung von außen einen Überschuß der Todesfälle über die Geburten unter der einheimischen Bevölkerung gutmachen mußte, stand in dem Zeitraum von 1891 bis 1895 dem mächtigen Zugang von 36600 Personen aus der Ferne auch ein Überschuß der Geburten um 18400 Fälle zur Seite — ein schönes Zeichen für die Gesundung der Stadt. So wächst München jetzt gleichzeitig von innen und außen, und die Einwohnerzahl steigt mit rapider Geschwindigkeit. Von 89000 Personen um die Mitte dieses Jahrhunderts hat sie sich im Jahre 1898 auf 436000, also auf nahezu das Fünffache, erhoben. Einverleibungen der Vororte und Grundstückserwerbungen haben die Stadtfläche so sehr vergrößert, daß sie der von Berlin nicht mehr nachsteht, wenn auch natürlich der bebaute Grund und Boden dort viel ausgedehnter ist. Aber wenn man hört, daß eine einzige Straße — wie z. B. die Heßstraße — es in den zwanzig Jahren von 1875 bis 1895 von 86 Einwohnern auf 2758 gebracht hat, also heute die Bevölkerung einer kleinen Stadt in sich beherbergt, so erkennt man staunend ein gewaltiges Wachstum.

Große Aufgaben sind naturgemäß der Stadtverwaltung daraus erwachsen, meist aber in glücklichster Weise unter gleichmäßiger Berücksichtigung der praktischen und künstlerischen Bedürfnisse gelöst worden. Neben zahllosen Straßenanlagen haben Schulen, Krankenhäuser, Kirchen, Elektricitätswerke, Waisen- und Armenhäuser, Volksbäder und vieles andere gebaut, vermehrt und erweitert werden müssen. Es regt sich überall, und zum Genuß des Lebens, der hier heimisch ist, gesellt sich die strenge, pflichtgetreue Arbeit.



St. Lukaskirche.

Dieser neue, sich ausdehnende Stadtkörper schafft sich naturgemäß auch seine neue Form. Gebäude verschiedenster Zwecke rufen die Architekten zu schönem, oft auch leidenschaftlichem Wettstreit auf. Breite Straßen und große Plätze fordern stärkere Gliederung und kräftigeres Ornament an den Bauten. Ein bestimmter, moderner, einheitlicher Stil, welcher mit der Barockzeit Alt-Münchens in enger Verbindung steht, aber den Bedürfnissen der Großstadt zugleich Rechnung trägt, hat sich hier ausgebildet; neben ihm kommen jedoch auch die weiter zurückliegenden Architekturformen mehrfach noch zur Geltung, und ein Ringen nach ganz Neuem, Originellem, Niedagewesenem strebt über ihn hinaus in die Ferne.

Die ehrwürdig-alten und doch in der schönen Harmonie rein ausgebildeter Formen immer wieder neuen Stilarten der Antike, der romanischen und gotischen Kunst werden hier besonders dann noch angewandt, wenn die Architekten mit gebundener Marschroute vorgehen, wenn ihnen Aufgaben zu teil werden, bei denen eine jener Stilarten traditionell gefordert wird, in erster Linie bei kirchlichen Bauten. Obwohl es hier an alten Kirchen barocken Stils nicht fehlt, hat man ihn neuerdings doch nur in einem Falle, beim Bau der nahezu vollendeten Josephskirche, wieder verwandt. Und mit Recht geht man ihm für solche heilige Zwecke in der Regel aus dem Wege; ist er doch in der That alles andere eher als kirchlich im eigentlichen Sinn. München macht aber mit Recht von alters her den Anspruch, eine kirchliche Stadt zu sein; von Mönchen ist hier nach der Überlieferung die erste Niederlassung angelegt worden, von ihnen trägt die Stadt ihren Namen. Apud monachos, bei den Mönchen (Münichen), wurde sie zuerst genannt.

Es giebt aber keinen Stil, der mönchischer, klösterlicher, weltflüchtiger ist als der romanische mit seinen gewaltigen Mauermassen, seinen kleinen Fenstern, seinem gedämpften,



St. Bennokirche.

gebrochenen Licht. Und so hat man denn mit Recht gerade hier in der alten Stadt der Mönche bei verschiedenen Kirchenbauten auf diesen Stil zurückgegriffen, ihn hier und da noch mit byzantinischen Elementen versetzt. Besonders schöne Beispiele dieser Art sind neben der schon etwas älteren St. Annakirche die St. Bennokirche, die Maximilians- und die protestantische Lukaskirche.

Das Haus des Stadtheiligen Benno ist eine gewölbte, dreischiffige Pfeilerbasilika mit Kuppel über der Kreuzung von Langschiff und Querschiff; sie zeigt den romanischen Stil in voller, feierlicher Reinheit. In ähnlicher Weise thut dies die im Bau befindliche St. Maximilianskirche, die nicht nur den heiligen Maximilian, einen der ersten Glaubensboten in Bayern, ehren, sondern auch das Andenken an König Max II. und seine Familie wach erhalten soll. Dieser Bau geht jedoch noch näher auf die älteste Basilikenform zurück und behält in den drei Schiffen, deren mittelstes stark überhöht ist, die flache Holzdecke bei. Die Kirche, bei der die zwei Türme in eigenartiger Weise zwischen Schiff und Chor verschoben worden sind und so auch im Inneren die beiden

energisch trennen, atmet einen strengen, asketischen Geist. Die Lukaskirche hält sich nicht mit solcher Genauigkeit an die Regeln des romanischen Stils; sie fügt byzantinische und frühgotische Motive hinzu und verkörpert so gewissermaßen den freien protestantischen Glauben dem strengen Katholicismus gegenüber. Sie hat ihren Steinkörper lebendiger gegliedert, seine großen Flächen gebrochen und geteilt; sie wirkt mit ihrer hoch empor getragenen Mittelkuppel und ihren vorgeschobenen Türmen, deren Mauerwerk sich nach oben in Säulen und Bogen auflöst, bunter, freier und malerischer. In ihr scheint ein freundlicher, verzeihender Gott zu wohnen, der zufrieden ist, wenn man an ihn glaubt und seiner schönen Welt sich dankbar freut. Und aus dem raschen, grünen Wasser der unten vorüberrauschenden Isar tönt es auch wie Lebensmut und Lebensfreude zu dem schönen Gotteshause empor.



Friedensdenkmal.

Der Gotik wartet mit dem schon begonnenen Erweiterungsbau des Rathauses, das eins der vollkommensten neueren Erzeugnisse dieser Stilart bildet, eine gewaltige und lohnende Aufgabe. Auch um eine stattliche, großangelegte gotische Kirche ist München im letzten Jahrzehnt bereichert worden. Es ist die Paulskirche, die sich, noch nicht ganz vollendet, in der Nähe der Theresienwiese erhebt und voraussichtlich in Zukunft als schönste Kirche Münchens gelten wird. Das prächtige Sandsteinmaterial wirkt ebenso edel wie die reinen, keuschen Formen einer reifen, aber noch nirgends überladenen Gotik. Die doppelte Turmanlage mit stattlichem Portal an der Westfront ist noch im Werden, ein mächtiger, kuppelgekrönter Vierungsturm ragt bereits fertig zum Himmel.

Durch Harmonie des Ganzen wie durch die Ausführung im einzelnen erfreut in ähnlicher Art das Werk eines anderen Stils, die Ursulakirche der Vorstadt Schwabing. An die Stelle deutscher Kunst ist hier italienische getreten, so sehr, daß man den Turm nach dem Vorbild Italiens als selbständigen Glockenbau seitwärts neben die kuppel- und giebelgeschmückte Kirche gestellt hat. Der Stil der italienischen Frührenaissance zeigt sich edel und schön, Konstruktion und Material — Backstein und Sandstein — treten klar hervor, Mosaiken und Statuen verkünden den Zweck des Gotteshauses.

Bis auf das herrliche Urbild der Renaissance ist man bei dem Entwurf zu einem anderen imposanten Gebäude zurückgegangen, das auch im gewissen Sinne kirchlich ist: bei der Leichenhalle des östlichen Friedhofs. Die Antike hat hier über die späteren Stilarten gesiegt; zu den Gräbern der deutschen Toten schauen die Säulen und Bogen Griechenlands und Roms hinab. Wäre nicht das große, leuchtende goldene Kreuz hoch oben auf der Kuppel des Mittelbaues, man würde meinen, vor einem heidnischen Tempel zu stehen. Auch die schmückenden Zuthaten im einzelnen, die rein antik gebildeten Steinbänke,

Sarkophage, Urnen in den Säulenhallen, verstärken diesen Eindruck, und man wundert sich über ein so wenig christliches Bauwerk in einer so streng katholischen Stadt. Aber das Erstaunen dauert nur, bis man die gewaltige Aussegnungshalle für die Leichen unter der hohen Kuppel betreten hat; denn dort oben am hellbeleuchteten Gewölbe ist der christliche Himmel in unzähligen Gestalten lebendig geworden, und zu der alles beherrschenden Christusgestalt ziehen in weißen Gewändern die Scharen der Seligen demütig-freudig heran. Dies Deckengemälde, ohne Zweifel die bedeutendste neuere Schöpfung ihrer Art in München, läßt alle heidnischen Anklänge vergessen, und wenn man mit seiner frommen Größe die Seele gesättigt hat, empfindet man es doppelt, wie das ganze Gebäude auch im Äußeren durch ernste, strenge, feierliche Schönheit doch seinem Zweck entspricht. Von dem mittleren Kuppelbau breiten sich nach beiden Seiten, nach vorn und nach hinten säulengeschmückte Flügel aus, gleich Armen, die sich ausstrecken, um die müden Erdenpilger zu umfangen. Inschriften verdeutlichen noch mehr den Zweck des Gebäudes; eine wehmütig-resignierte darunter klingt am längsten in der Seele: „Nach des Lebens Hassen und Lieben eine Handvoll Staub ist nur geblieben.“ Da hier in München der Gestorbene vom Augenblicke des Todes an nicht mehr sich selbst und den Seinen gehört, sondern mit möglichster Schnelligkeit nach der Leichenhalle überführt wird, um dort meist im offenen Sarge zur Schau gestellt zu werden, so hat man auch in diesem mächtigen, letzten Wohnhaus der Toten die Einrichtungen dafür treffen müssen. Alles ist musterhaft und in großem Stil ausgeführt worden: hinter gewaltigen Glasscheiben, an denen das Publikum vorbeidefiliert, ruhen die Gestorbenen in Reih und Glied, Männer und Weiber, Kinder und Greise — aber grausam bleibt die Einrichtung doch für jeden, dessen Gefühl nicht von Jugend auf an solche Zurschaustellung des Todes gewöhnt ist. So ist es erfreulich, daß man auf dem neuen nördlichen (Schwabinger)



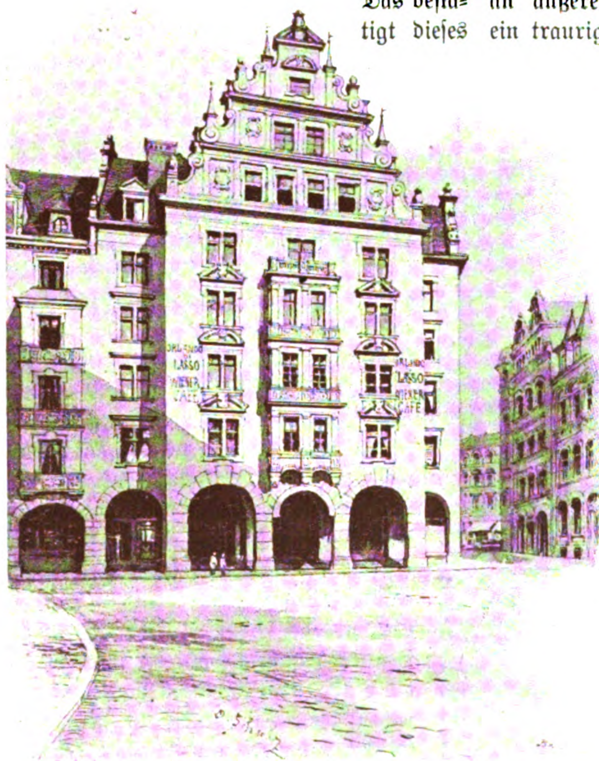
Hofbräuhaus.



Hofbräuhaus: Hof.

Friedhofe von dieser alten Sitte abgegangen ist und dort neben dem sichtbaren Leichenraum auch stille Kämmerchen geschaffen hat, wo der Tote in ungestörter Einsamkeit bis zur Beisetzung ruhen kann. Erinnert der ins Christliche übersetzte antike Tempel des östlichen Friedhofs ein wenig an das Pantheon in Rom, so kann man sich hier in der Aussegnungshalle der Schwabinger Grabstätte in eine der byzantinischen Centralkirchen von Ravenna versetzt glauben.

Die antiken Formen finden sich wieder am Denkmal des Friedens auf der Prinzregententerrasse. Neben den gewaltigen, massigen Bauten, die heute vielfach als Denkzeichen errichtet werden — der Bismarckturm am Starnbergersee ist ein Beispiel dafür —, leuchtet durch reine, klare Schönheit doch immer wieder die Antike sieghaft hervor. Das bestätigt dieses Friedensdenkmal von neuem. In prachtvoller Lage, hoch oben auf der Prinzregententerrasse inmitten des Grüns der rechtsseitigen Isaranlagen erhebt sich die schlanke, hohe, mit einer goldleuchtenden Nike gekrönte korinthische Säule auf einem Unterbau von edelster Wirkung. Er gemahnt an das Erechtheion, halb friedlich, halb kriegerisch ausgeschmückt. Waffen, Rüstungen, Helme auf den vier Ecken seiner Bedachung erzählen vom Kampf, aber vom geendeten, — „die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen.“ Die Karyatiden, die den vier Eckpfeilern das Gebälk tragen helfen, halten das goldene Symbol des Friedens in der Hand, und friedlich sind auch die meisten der Gestalten, die aus dem Inneren des Unterbaus farbig auf goldenem Mosaikgrund leuchtend hervorschauen. Diesem Farbenschmuck hier unten entspricht die tiefe grün-braune Bronzetönung des großen Säulenkapitäls, das die Nike trägt. Sie, die Göttin, aber überstrahlt alles andere, wenn auch nicht an Schönheit, so doch an äußerem Glanz. Gegenwärtig hat sie ein trauriges Bild, die vom Hochwasser zermalmte Luitpoldbrücke, zu Füßen, aber wie das Denkmal vom schönen Frieden nach bitterem Kampf erzählt, so verheißt es auch friedliche Heilung der Wunden, die ein grausames Element geschlagen hat.



Orlandohaus.

Bei all diesen Bauten waren die Architekten noch in gewissem Sinne frei; nur die Tradition, die für bestimmte Gebäude bestimmte Stilarten forderte, band ihnen die Hände. Fester war diese Fessel, wo sich's nicht um Neuschöpfungen, sondern um einen Ersatz für alte, niedergelegte Bauwerke handelte. Und gerade solcher Ersatz wird im neuen München, das an einer gelinden Zerstörungswut gegen alles Ehrwürdig-Alte erkrankt ist, besonders häufig gefordert. Ganze Plätze, ganze Straßen werden ihrer Bauten beraubt; aber Stil und Charakter der gestürzten Gebäude, das ehemalige Straßenbild und die Lage der Neubauten inmitten einer altertümlichen Welt üben doch ihren Zwang. Und so sind die Stil-

arten jener Epoche, deren Stempel dem älteren München am stärksten aufgeprägt ist, für diese Ersatzbauten maßgebend geworden. Die gotische Kunstform wird nur selten gefordert; die niedergelegten Bauwerke stammten zumeist aus einer späteren Zeit. Wohl aber hat die ganze, weite Entwickelung der Baukunst von der deutschen Renaissance an bis zum Barock und Rokoko hin eine reiche Zahl von Denkmälern in München zurückgelassen, die nun beim Ersatz für Verschwundenes zum Vorbild und Muster wurden.

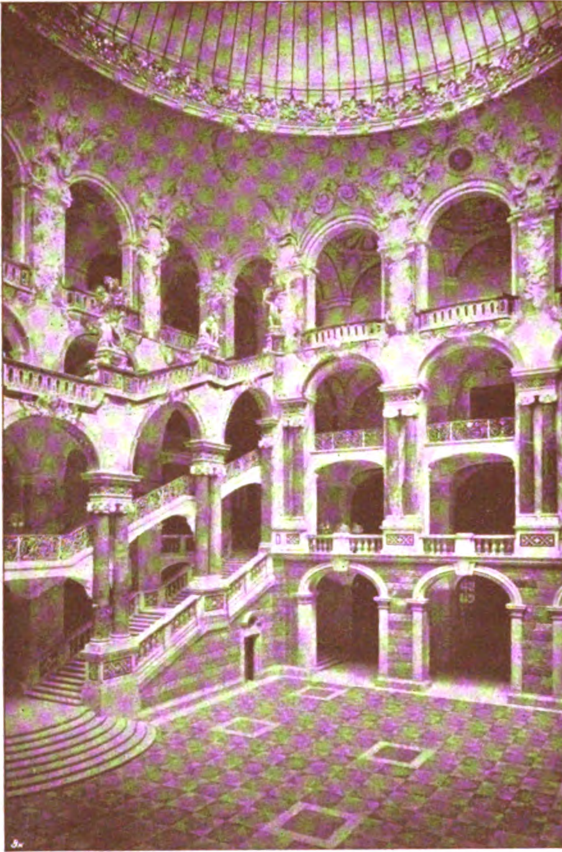


Justizpalast.

Einer der wenigen Ersatzbauten aus neuester Zeit, bei denen der Architekt bis zur Gotik zurückging, ist das Drei-Kronenhaus am Marienplatz. Das frühere Drei-Kröndlhaus hielt seit langer Zeit mit dem alten Rathaus gute Nachbarschaft und war auch dem neuen ein treuer Freund geworden. Woher es seinen Namen führte, wußte man nicht genau; die einen sagten, die drei Kronen an der Hauswand seien ein Herbergszeichen, die anderen behaupteten, dort hätten ehemals die Gesandten eines mächtigen Staates gewohnt, und darum sei das Gebäude so ausgezeichnet worden. Jedenfalls war es ein ehrwürdiges Wahrzeichen an diesem ältesten und schönsten Platze der inneren Stadt und verdiente eine fröhliche Auferstehung, als es der Neuzeit und ihren Wünschen zum Opfer fiel. Solche Auferstehung hat es denn auch gefunden und ist nun eine der wirksamsten gotischen Profanbauten der Stadt. Freilich ist es eine sehr späte, schon in die Renaissance hinüberspielende Gotik, die aus ihm spricht; zu dem Spitzbogen gesellt sich bereits allerlei Ornament und Zierat, der für die deutsche Renaissance charakteristisch ist. So ergiebt sich eine schöne Verbindung von gotischem Ernst und neugeborener, antiker Heiterkeit, und mit seinem stattlichen Erker, seinem Figurenschmuck, seiner Vergoldung, die von den drei Kronen aus auch über andere Bauteile ihr Blitzen ergießt, mit seiner grün in grün gehaltenen Malerei in der Tiefe des Erkers übt dies Gebäude eine ähnliche Wirkung wie ein romantisches Gedicht.

Ihm verwandt, aber ein wenig ernster und strenger in Stil und Wirkung ist ein schönes, vor etwa Jahresfrist erbautes Haus, das am alten, malerischen Platzl dem Hofbräuhaus gerade gegenüber steht. Beim Neubau des Hofbräuhauses selbst, das für viele Münchener auch heute noch das wichtigste Bauwerk Münchens ist, hat die Gotik nur insoweit mitgesprochen, als sie es in der deutschen Renaissance immer thut. Bei ihr giebt es ja noch die hohen, spitzen Giebel, die steil ansteigenden Dachflächen, deren Konstruktion der nordische Winter von den Deutschen erzwang, die Kreuzgewölbe und manches andere, was Material, Wetter und Zweck dem Baumeister der gotischen Epoche vorschrieben. Die schmückenden Zuthaten dieser Bauwerke aber — die Gesimse, die Säulchen, die Schnecken und Kugeln — stammen aus Italien, das die Antike nach seinen Bedürfnissen ins damals Moderne übersetzt hatte. Diese echte, von der Gotik noch nicht völlig losgelöste deutsche Renaissance ist der Stil des erneuerten Hofbräuhauses, das in der verjüngten Form zu seinem angenehmen Inhalt auch die Schönheit des Äußeren fügt und mit seinen weiten Hallen und Sälen einen Aufenthaltsort bietet, wie er für das Volk — denn dies regiert hier nach wie vor — wohl noch nirgendwo in der Welt so prächtig und behaglich zugleich geschaffen worden ist. Stark

und wuchtig steht es am Platzl wie der bierkräftige Bayer auf seinen festen Beinen. Zu der Kraft aber gesellt sich eine wachsende Anmut der Form, je weiter der Bau in die Höhe steigt. Auf die schweren Rundbogen des Erdgeschosses folgt an verschiedenen Stellen zierliches Renaissance-Gebälk und -Säulenwerk, und von der Höhe des einen Giebels grüßt heiter ein wackerer Braubursch



Justizpalast: Innenhof.

mit dem Krug in der Hand hernieder. Zwei große Hallen im Erdgeschoß, ein freundlicher, von Arkaden umgebener, mit Brunnen und Bäumen gezierter Hof, ein gemütliches Bierstübel im ersten und ein riesenhafter Saal im zweiten Geschoß empfangen die zahllosen Gäste, die täglich herbeiströmen. Dieser obere Saal ist nur mit den schönsten und größten Sälen altehrwürdiger Rathäuser zu vergleichen; sein gewaltiges, mit Malereien und Sprüchen geschmücktes Tonnengewölbe, seine mächtigen, ringförmigen Kronleuchter, seine scheinbar für Übermenschen berechneten Kachelöfen, seine prächtigen Wandgemälde aus Münchens Geschichte machen ihn zu einem seltenen Schaustück. Bei seinem Anblick möchte man rufen: „Hier ist des Volkes wahrer Himmel," — aber so ganz ins Schwarze träfe man mit diesem Ausruf nicht; denn zwei Treppen tiefer kostet die Maß Bier zwei Pfennige weniger, und darum fühlen sich die meisten im Erdgeschoß noch himmlischer.

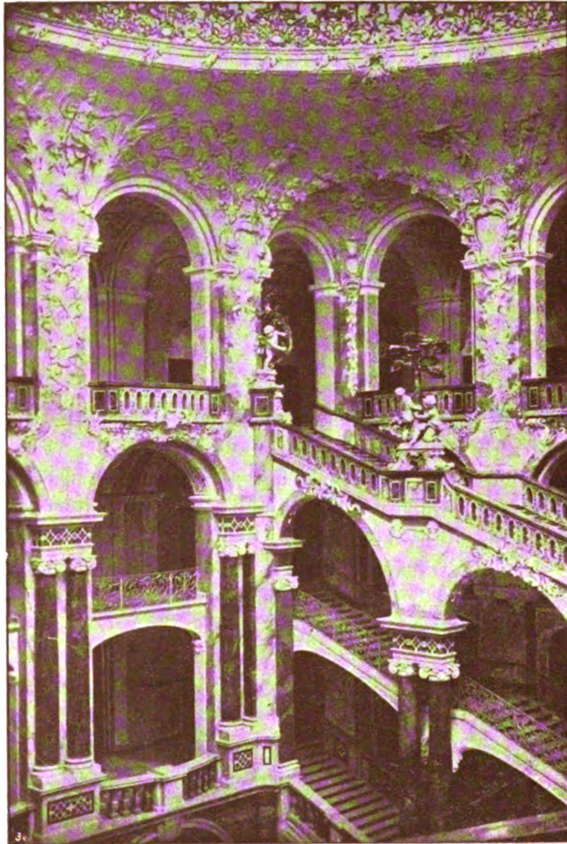
Der Erneuerung des Hofbräuhauses ist nach und nach die des ganzen Platzls gefolgt, an dem es liegt. Ihm schräg gegenüber stand das Wohnhaus des berühmten Komponisten Orlando di Lasso, der im Jahre 1557 an den Hof Herzog Albrechts V. nach München kam. Auch dies Haus hat weichen müssen und ist jetzt neuer, prächtiger wieder aufgerichtet worden. Es zeigt gleichfalls die Formen der deutschen Renaissance, fügt aber mit seinen Arkaden im Erdgeschoß glücklich eine italienische Note in die Architektur des Platzes, wie Meister Orlando dereinst in das musikalische Leben Münchens. Als unmittelbare Nachbarn des Hofbräuhauses sind ein paar Korpshäuser erstanden; die „Rheno-Palatia" hat sich Wand an Wand mit ihm ein sehr luxuriöses Heim gegründet. Die Gebäude fügen sich geschickt und schön in das Bild des Platzes und übertreffen durch bunteren, mannigfaltigeren Schmuck das ernstere Hofbräuhaus. Ein mit reichem Ornament verzierter Erker am Hause der „Rheno-Palatia" tritt besonders wirkungsvoll hervor. Studentische Embleme sind für dies Ornament mit Glück verwandt worden, und eine Inschrift zeugt von tüchtiger Gesinnung: „Injuriae ferrum. In perseverantia virtus."

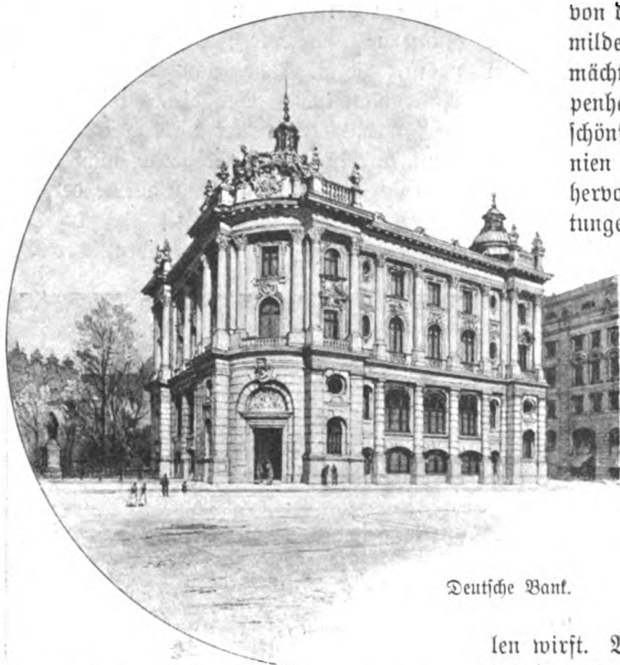
Der Abbruch des alten Hofbräuhauses hat aber nicht nur am Platzl, sondern auch bei den übrigen „Bräus" eine Revolution hervorgerufen. Sie meinten, nun gleichfalls in dem alten, einfachen Gewande nicht wei-

ter bestehen zu können und riefen die Architekten herbei, ihnen neue Paläste für ihr Bier und seine Vertilger zu schaffen. Der Pschorr ging voran, der Augustiner folgte, das Münchener Kindl blieb nicht zurück, und der Matthäser that's ihm nach. Pschorr und Augustiner haben ihre neuen, mächtigen Bierhallen beide auf der alten Stätte ihres Wirkens an der Neuhauserstraße errichtet; während jener sich nach außen mit einer bedeutungslosen Dutzendfassade abfand, hat der Augustiner einen prächtigen Bau in wertvollem Material und mit reicher Verzierung errichtet. Ein dreiseitiger Erker tritt, durch verschiedene Stockwerke gehend, stattlich hervor, zu dem Schmuck barocker Ornamentik fügt sich reiche Vergoldung, und die Verhältnisse des Ganzen thun dem Auge wohl. Auch im Inneren findet sich viel Originelles und Schönes — leider auch, entgegen der guten altmünchener Sitte, eine Trennung der Volkslokale von den übrigen — doch besiegt ihn hier der Pschorr durch die reizvolle Gestaltung eines Innenhofes. In ihm ersteht die vergangene Zeit leibhaftig vor dem Auge. Die säulengetragenen, grün umsponnenen Einbauten, der Brunnen mit seinem schildhaltenden Löwen, die Bemalung der Hauswände ringsum, die dadurch ihres langweilig-modernen Charakters entkleidet werden — das alles ist von einem seltenen, poetischen Reiz und in seiner Art bisher in München unübertroffen.

Ohne Frage hat die so häufige Aufgabe der Architekten, Älteres im Charakter einer bestimmten Zeit zu erneuern, ihrem Schaffen überhaupt mit seine Richtung gegeben, auch da, wo völlig Neues zu planen und zu bauen ist. So haben denn deutsche Renaissance und Barock, namentlich das letztere, auf der ganzen Linie gesiegt. Ein moderner Münchener Stil hat sich ausgebildet, der sich unmittelbar an jene beiden anschließt und in der täglich wachsenden Großstadt eine Fülle bedeutender Aufgaben findet. Die drei hervorragendsten Schöpfungen dieser Kunst aus jüngerer Zeit sind der Justizpalast, die Deutsche Bank und das neue Nationalmuseum. Wer diese drei Gebäude gesehen hat, kennt Art und Wesen — der heutigen Münchener Architektur nicht allein, er kennt drei hochbedeutende Werke der modernen Baukunst überhaupt.

Organisch gegliedert, mit deutlicher Betonung der Eingangshallen, der Treppenhäuser und des großen Lichthofes in der Mitte breitet der von Thiersch erbaute Justizpalast sich in gewaltigen Maßen über ein ganzes Straßenviertel aus und übt durch die schöne Vereinigung von antikem Adel und romantischer Willkür eine zugleich große und prächtige Wirkung. Die Verhältnisse der Massen zueinander, ihre Einteilung in sich, die Anordnung der Säulenstellungen und Fenster sind so wohlabgewogen, bestimmt und harmonisch, daß man die Launenhaftig-


Justizpalast: Innenhof.



Deutsche Bank.

keit des Barockstils im einzelnen mit seinem Haß gegen die gerade Linie und seiner Verneinung des Notwendigen im Ornament darüber vergißt. Diese Balustraden, diese Bildsäulen, diese schlanken Obelisken auf dem bekrönenden Gesims wirken, gegen einen blauen Sommerhimmel gesehen, unvergeßlich schön.



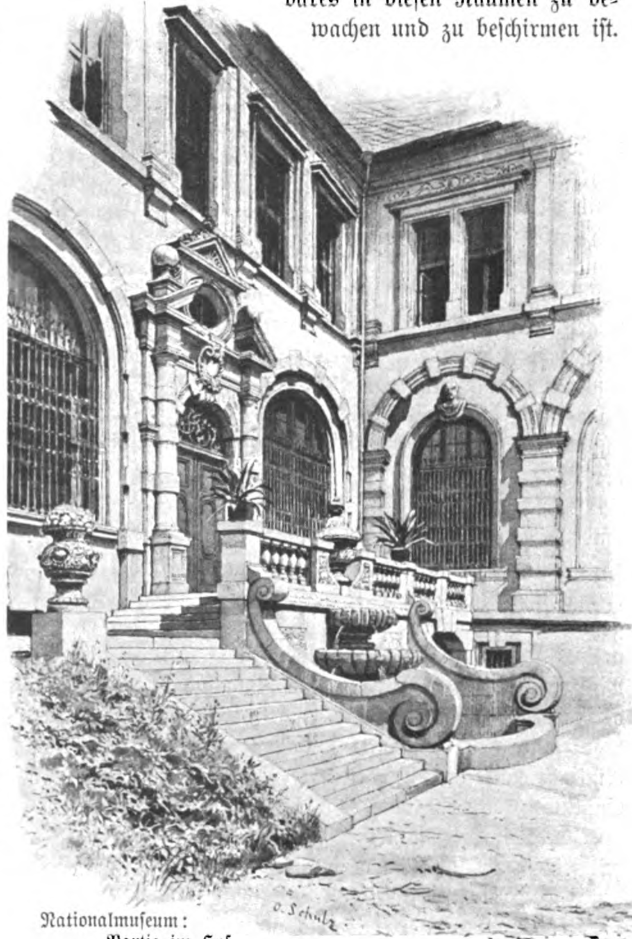
Nationalmuseum.

Noch unvergeßlicher aber bleibt der Anblick des mittleren Innenhofes unter der großen Kuppel, deren kühne Eisenkonstruktion ein ganz Neues, Modernes zu den Traditionen des Barockstils hinzufügt. Die hohe Wölbung dieser Kuppel ist mit einem eigenartig opalisierenden Glase verkleidet, und von dort oben strömt nun ein sanftes, mildes, leichtgefärbtes Licht durch die mächtige Halle, in die das Haupttreppenhaus verlegt worden ist. Eine der schönsten Farben- und Formensymphonien aber klingt aus der Anlage selbst hervor. Die nach verschiedenen Richtungen emporführenden Treppenarme, die schön geschwungenen Bogen, die gekuppelten Säulen, die Brüstungen von Treppen und Galerien und die Figurengruppen darauf — das alles ist unendlich malerisch und reizvoll. Zu den Formen aber fügt sich das Leuchten verschiedenfarbigen Marmors, der sanfte Schimmer zart abgetönten Stuckornaments und das Blitzen des Goldes, das von überall her seine Strahlen wirft. Will man sich dieses großen Eindrucks ganz erfreuen, muß man freilich den Zweck des Gebäudes zu vergessen suchen. Der strengen Göttin Justitia mit dem ernsten Gesicht und den verhüllten Augen ist hier ein Palast errichtet worden, der einer heitereren Schwester bestimmt scheint. Eine festlich geschmückte Schar von fröhlichen Menschen kann man sich vorstellen auf diesen Treppen und Galerien, von Musik umklungen, von Licht umflutet — nicht aber einen

zitternden, schaudernden Verbrecher, dem eben ein erbarmungsloser Urteilsspruch das Leben abgesprochen hat, oder ein frierendes, hungerndes Weib, das ins Gefängnis wandert, weil es ein Stück Brot gestohlen hat. So liegt eine gewisse Grausamkeit in der Pracht dieser Räume, zugleich ein Protest gegen den hier gewählten Stil, dessen Wesen in solcher Pracht und solchem Reichtum an Formen und Linien besteht.

Eine Nachbarin des Justizpalastes ist die von Albert Schmidt erbaute Deutsche Bank. Sie steht zwischen dem Karls- und dem Maximiliansplatz, schaut auf beide hinab und ziert sie beide. Ein Palast ist auch sie, ein Palast des Geldes. Man kann sich das Bild einer modernen großen Stadt ja allmählich ohne die Finanzpaläste kaum mehr denken, und nichts beweist die ungeheure, stets wachsende Macht des Geldes mehr als der Umstand, daß heute an Stelle der Könige die Bankinstitute die Schlösser bauen. Auch in München ist im Laufe des letzten Jahrzehntes eine ganze Reihe solcher Bauten entstanden, die alle sehr kostbar, mitunter sogar zu üppig sind. So hat die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank ein Gebäude errichtet, welches — bei manchen Schönheiten im einzelnen — mit seinen mächtigen Gesimsen, Figuren und Zieraten die enge Theatinerstraße, an der es liegt, erdrückt und so auch selbst um die Wirkung kommt, die es an einem freien Platze vielleicht üben würde.

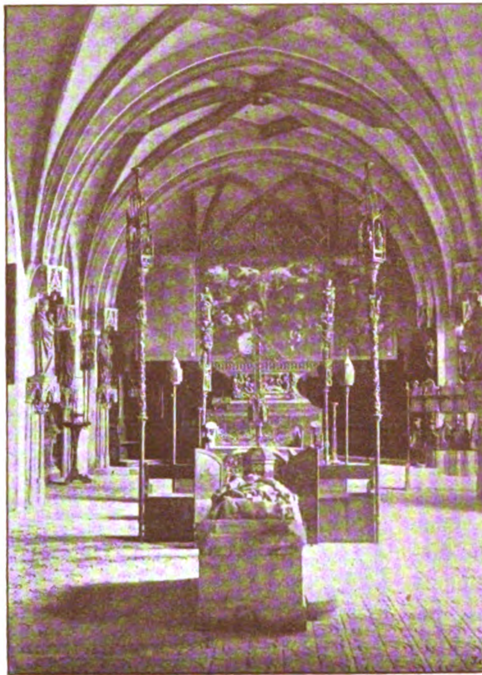
Diesen Vorteil einer nach allen Seiten freien Lage hat sich die Deutsche Bank zu sichern gewußt, und ihr Erbauer hat mit feinem Sinn das Gebäude auf seinen Platz berechnet. In klarster und schönster Weise verkündet hier die Architektur den Zweck und den Charakter des Bauwerkes. Der untere Teil wirkt ernst und streng, beinahe finster; vielleicht hat die berühmte Zecca (Münze) des Sansovino in Venedig dabei als Muster gedient. Hier wie dort treten die derben Rustikablöcke kräftig hervor und sagen deutlich, daß etwas Kostbares in diesen Räumen zu bewachen und zu beschirmen ist.



Nationalmuseum: Partie im Hof.

Wenn aber so das untere Geschoß vom Schutze des Goldes redet, sprechen die oberen laut von seiner Macht und seinem Glanze. Der volle Prunk, den das Geld gestattet und erzeugt, ist hier, durch Schönheit geadelt, üppig entfaltet worden. Prachtvolle korinthische Säulen steigen in der ganzen Höhe der beiden oberen Geschosse empor und verleihen dem Gebäude etwas außerordentlich Schlankes, Vornehmes, Stolzes. Das schwer ausladende, bekrönende Gesims, die vier Kuppelbauten an den Ecken, die

Balustraden, Vasen und Figuren aber bringen einen phantastisch-luxuriösen Zug in das Wesen des Gebäudes. Es ist, als jubelten die Gestalten dort oben über die Macht des Geldes, auf dessen Palast sie thronen.

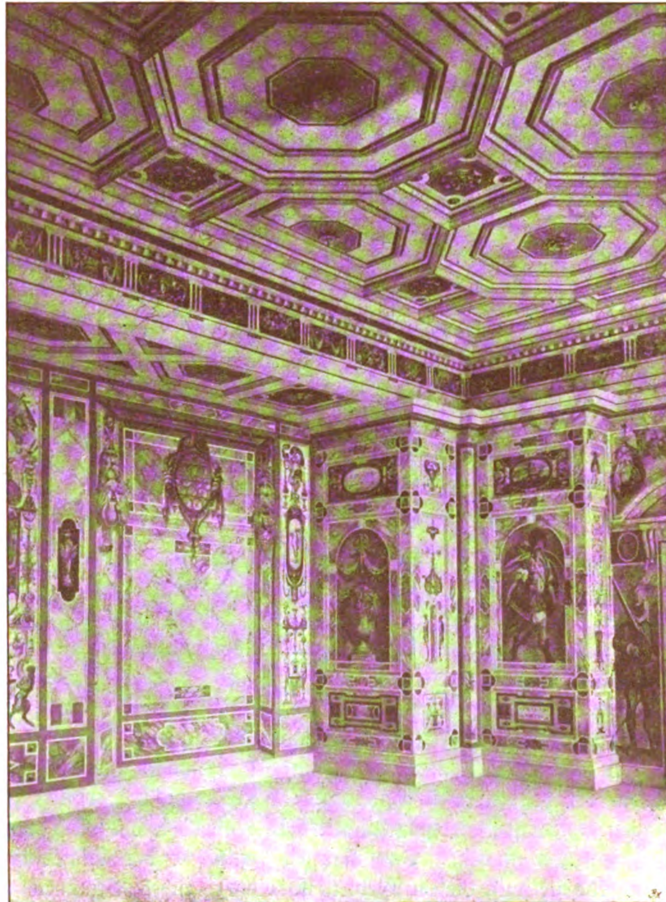

Nationalmuseum: Kirchensaal.

Von ganz anderer Wirkung, äußerlich einfacher im Stil, ist das kürzlich eröffnete Nationalmuseum, die neue Heimat der ungeheuren Sammlung von vaterländischen Altertümern und Kunstgewerbeschöpfungen, die bisher an der Maximilianstraße bewahrt wurden. Der Neubau ist von einer gewissen eigenwilligen Sonderart, mit der man sich erst langsam vertraut macht. Kein in sich geschlossenes, großes Gebäude, wie Justizpalast und Deutsche Bank, setzt sich dies Museum aus einer ganzen Reihe miteinander verbundener Einzelteile mit Flügeln, Höfen, Vor- und Zwischenbauten zusammen. In Rücksicht auf die unmittelbare Nähe des Englischen Gartens sollte es nicht monumental, sondern malerisch wirken; der Mittelbau mit seinem Turm allein verfolgt und erreicht den Zweck zu imponieren. Auch sonst will diese Schöpfung Gabriel Seidls unter einem besonderen Gesichtspunkt beurteilt werden, der sich aus der Art, wie sie entstanden ist, ergiebt. Der Architekt hat das Museum gewissermaßen von innen heraus gebaut; die Seele des Hauses hat sich ihren Körper geschaffen. Seidl wollte nicht, daß die reiche Sammlung sich dem Gebäude anpaßte, sondern umgekehrt. Er hat nach den vorhandenen Gegenständen, nach Mosaikböden, alten Plafonds u. s. w. Größe, Höhe und Charakter der einzelnen Räume bestimmt und auch ihren Schmuck dem Inhalt in feinsinnigster Weise angepaßt. Die Innenwirkung, die künstlerische Übereinstimmung von Inhalt und Raum ist ihm die Hauptsache gewesen, und so haben sich die einzelnen Bauteile nach und nach aneinander gegliedert. Im Inneren aber ist eine Kunstschöpfung entstanden, welche ihresgleichen nicht hat; von hier aus lernt man auch die äußere Gestaltung immer mehr verstehen und bewundern. Es sind keine nüchternen, gleichmäßigen, mit verschiedenartigen Gegenständen angefüllten Säle, die man durchwandert, es ist eine fast endlose Reihe herrlichster Kapellen, Kirchen, Schloß- und Wohnräume — alle verschieden untereinander und alle ganz ungemein charakteristisch —, die hier die Entwickelung der Kunst und Kultur auf deutschem Boden von ihren ersten Anfängen an mit unmittelbarer Anschaulichkeit vor Augen führen. Und beobachtet man, wie die verschiedensten Stilarten einander ablösen, so begreift man allmählich auch die seltene Kunst, mit der Seidl sie alle im Äußeren hat anklingen lassen, ohne doch den einen zwischen deutscher Renaissance und Barock in der Mitte liegenden Grundton zu verlieren.

Die beim Nationalmuseum zur Geltung gelangte Richtung, nicht ein einziges, in sich geschlossenes Ganzes zu schaffen, sondern das Gebäude zu teilen und zu gliedern, findet in der modernen Münchener Architektur überhaupt zahlreiche Anhänger. Auch neuere städtische Bauten schließen sich ihr an, auf deren Gestaltung der städtische Bauamtmann Karl Hocheder einen bedeutsamen und glücklichen Einfluß übt. Ein besonders interessantes Beispiel ist die bei der Theresienwiese errichtete Stielerschule, die man in

ihrer Eigenart für so bedeutend erachtete, daß man das Modell davon zur Weltausstellung nach Paris gesandt hat. Gerade bei Schulbauten herrschte in früheren Zeiten eine erschreckende Eintönigkeit, und so kann man die hier in Gang gebrachte Bewegung, der früher bereits die schöne Schule in Giesing Rechnung trug, freudig begrüßen. Mit Giebeln und Altanen gliedert sich die Stielerschule nach verschiedenen Seiten hin sehr malerisch; sie bedeutet einen bemerkenswerten Schritt in der Entwickelungsgeschichte der Münchener Schulbauten. Sehr eigenartig ist auch die neue, an der Haimhausenstraße in Schwabing erbaute Schule. Hier fällt neben erneuter Annäherung an romanische und gotische Formen besonders die Ausschmückung auf, die sich dem kindlichen Gemüt und seinem Kunstverständnis anzupassen sucht; an der Fassade sind zahlreiche Tiergestalten und kleine Scenen aus dem Tierleben in einfacher Weise nachgebildet worden, während das Portal einem reiferen Kunstsinn Rechnung trägt. Im Grundriß erscheint dieses Gebäude ziemlich einfach; stärker gegliedert und so der Stielerschule näher verwandt ist das große Waisenhaus in Neuhausen, während bei dem für mehr als dreihundert Arme erbauten Martinspital neben dem östlichen Friedhof die Frontwirkung stark betont wird. Jenes bildet ein Pendant zum Nymphenburger Schlosse, dem es am Ende eines langen, von Lindenalleen umsäumten Kanals gegenüber steht, dieses hat einen weiten, freien Blick über die Hochebene hinweg auf das Gebirge. Zwei der schönsten Punkte der Stadt sind für die beiden umfangreichen Wohlthätigkeitsbauten ausgewählt worden, und diese Wahl zusammen mit der gediegenen, stattlichen Art der Gebäude selbst und der trefflichen Organisation im Inneren ehrt die Gemeinde, die aus reichen Mitteln reichlich Gutes zu thun sich bestrebt.

Zeigen diese Schöpfungen den Renaissance- und Barockstil in ernster Reinheit, so wirkt das Künstlerhaus mehr bizarr und extravagant. Darum ist es auch lange Zeit ein Lieblingsobjekt für den Spott der Münchener gewesen und hat in den Karnevalszügen, bald als Kaffeemühle, bald als Pferdestall zurechtgemacht, alljährlich Spießruten laufen müssen. An freierem Platz möchte sein phantastisch-romantisches Wesen auch angenehmer hervortreten; so liegt es eingezwängt zwischen Synagoge und Hotel Leinefelder und weckt den Eindruck, als wolle es,



Nationalmuseum: Kopie des Audienzsaales im königlichen Schlosse Trausnitz bei Landshut.

der üblen Lage zum Trotz, um jeden Preis Wirkung machen. Jedoch auch bei diesem Gebäude schweigen die Einwände, sobald man das Innere betritt. Vier Räume, zwei Empfangszimmer — von denen das eine mit prächtigen Lenbachschen Gemälden geschmückt ist —, ein Lesezimmer und ein großer Festsaal im oberen Stockwerk sind dem Publikum zugänglich, und in ihnen allen offenbart sich eine reiche, schöpferische Phantasie. Der Festsaal namentlich ist ein Werk ersten Ranges von wundervoller Harmonie der Farben und Formen.

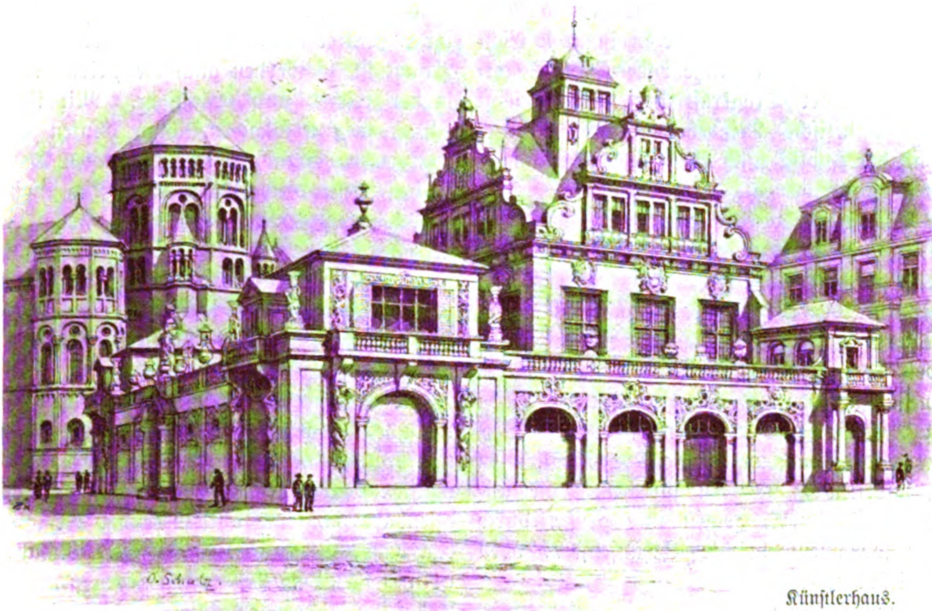


Nationalmuseum: gotischer Saal.

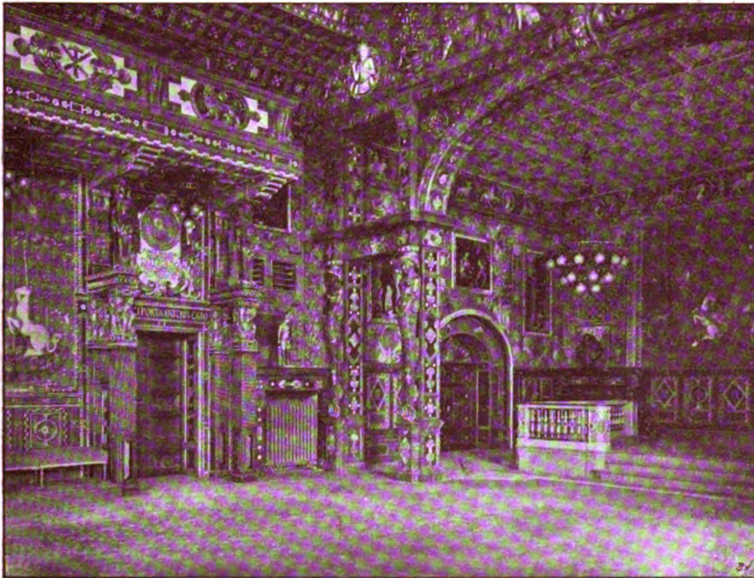
In seiner bizarren äußeren Form bildet das Künstlerhaus aber doch schon trotz des getreuen Anschlusses an überlieferte Architekturformen den Übergang zu verschiedenen Bauten, die dem herrschenden, auf alter Tradition beruhenden Stil einen ganz neuen, jungen, sozusagen secessionistischen Stil entgegenzustellen suchen. Das Krasseste und Sonderbarste auf diesem Gebiet ist bisher beim Bau eines photographischen Ateliers geleistet worden. Eine zwei Stockwerk hohe Wand kehrt sich, nur von wenigen Öffnungen durchbrochen, der Straße zu und zeigt auf großer, freigelassener Fläche ein auf grünem Grund orange- und lilafarbig bemaltes, riesiges Stuckornament, über dessen Bedeutung sich täglich die Vorübergehenden ihre Köpfe zerbrechen. Als Muschel, als Seeungeheuer, als Polyp wird es erklärt — niemand kann sagen, wer recht hat. Für ein nichts bedeutendes Linienspiel aber sind Fläche und Ornament viel zu groß, und so ist die richtigste Erklärung wohl die, daß hier nichts beabsichtigt war, als Aufsehen und Reklame zu machen. Ein ernsteres Suchen nach neuen Formen zeigt sich bei einigen anderen Bauten. Mitunter wird das „neu" allerdings auch im Sinne des ungewohnt Gewordenen oder hier noch Fremden gebraucht. So hat sich ein kunstfreundlicher Metzgermeister an der Maffeistraße ein Haus in der schönen Holzarchitektur der Renaissancezeit erbaut, die in Hildesheim, Braunschweig und anderswo so wertvolle Denkmäler besitzt, hier jedoch bisher fast völlig fremd war; Franz Stuck aber ist bei dem Bau seiner Villa auf die Antike zurückgegangen, die er dann freilich der eigenen schweren und gewaltsamen Art anpaßte, so eine ins Bayerische übersetzte Stucksche Antike schaffend.

Neuer im wirklichen Sinne sind verschiedene Proben einer Architektur, die in Konstruktion und Bauart sich ganz den modernen Anforderungen fügt, aber das alte Ornament zum Schmuck in einer besonderen, freien, phantastisch verzerrten Gestalt verwendet, ohne sich dabei einem der bekannten Stile wesentlich zu nähern. Ein Beispiel dieser Art ist das Haus der „Vereinigten Werkstätten", das auch mit seinem kunstgewerblichen Inhalt auf modernsten Wegen wandelt.

Mehr und mehr zeigt sich daneben ein in der Malerstadt München leicht begreifliches Bemühen, zu der Wirkung der Form auch die der Farbe zu fügen. An verschiedenen Neubauten der letzten Zeit ist die


Künstlerhaus.

modern phantastische Ornamentik durch starke Verwendung von Farbe und Gold noch nachdrücklicher hervorgehoben worden, und man kann aus diesem Zusammenwirken zweier


Künstlerhaus: Festsaal.

Künste für die Zukunft vielleicht Bedeutsames erhoffen, falls nicht das Klima ein Machtwort spricht.

Am wichtigsten für die Entwickelung der Architektur sind vielleicht die Versuche, die Verwendung des Eisens im modernen Bauwesen zum künstlerisch richtigen Ausdruck zu bringen. Zahlreich, wie in allen Großstädten, finden sich auch hier die mißgeborenen Häuser, bei denen das Erdgeschoß, dem Raum

zuliebe, nur aus Eisen und Glas besteht, während die oberen Stockwerke mit schwerer Steinarchitektur auf dieser scheinbar so leichten, zerbrechlichen Stütze ruhen. Die Kenntnis von der Tragkraft des Eisens schafft das ästhetische Mißbehagen nicht hinweg, das der Anblick solch eines Gebäudes immer von neuem erweckt.

Das interessanteste Experiment, um diesen Übelstand zu beseitigen, ist hier nach vielen anderen vor kurzem gemacht worden. Die Kontinental-Bodega-Compagnie hat an der Theatinerstraße ein Haus errichten lassen, bei dem überhaupt kein einziger Stein mehr zu sehen ist. Man erblickt nur Eisen und Glas, jenes blau bemalt oder so reich vergoldet, daß man bereits anfängt, vom „Goldenen Hause“ zu sprechen. Die unteren Stockwerke zeigen nur große, durch Eisenornament belebte Schaufenster; oben schließt eine dreiteilige, goldene Loggia mit Balkon das Ganze ab, die so fein und zierlich ornamentiert ist, daß man die größere Last dort oben kaum empfindet. So kann dies Haus für solche Fälle, wo sich's nur um Verkaufsräume und um Schaufenster handelt, einen glücklichen Schritt zur Lösung des schwierigen Problems bedeuten; für Wohnräume stellen Wärme und Behagen noch andere Bedingungen. Hier bleibt eine wichtige Aufgabe für die Großstadtarchitekten der Zukunft.

Immerhin sind solche Versuche bisher nur vereinzelt. Im ganzen schließt sich das Münchener Stadtbild den neueren Monumentalbauten mehr und mehr an, und da ihr Charakter vorwiegend der einer heiteren Pracht ist, so werden auch die Privatbauten immer reicher und prächtiger. Mit ihren hohen, weißen Mauern, ihren bunten Barockformen, ihren großen, ziegelroten Dachflächen passen diese Häuser vortrefflich in eine Stadt, bei der die blendende Helle der Straßen, das leuchtende Blau der Uniformen, das frische Grün der vielen Gärten und das schäumende Weiß des sprudelnden Wassers einen heiteren, bunten Farbenaccord geben.

Das Wasser ist ein wichtiger Faktor für Münchens Schönheit, der große, monumentale Wittelsbacher Brunnen eine der wertvollsten Bereicherungen der Stadt. In ihm offenbart sich, trotz antikisierender Neigung, echt bayerische Kraft und Frische. München ist und bleibt ein Ort frohen Lebensgenusses, und seine moderne Architektur, die den Eindruck erweckt, als müßten hier unendlich viele reiche Menschen wohnen, bringt diesen Charakter zum Ausdruck. Die Häuser werden zu Palästen, und der arme Mann — ja, was wird aus ihm? Die Mietpreise werden stetig höher geschraubt, und so drängt man ihn immer weiter hinaus aus der Stadt. Ein Notstand ist hier thatsächlich eingetreten,



Haus der „Vereinigten Werkstätten“.

und es ist eins der schönsten Verdienste der Bürgerschaft, daß sie ihm mutig entgegentritt. Unter dem Vorsitz des ersten Bürgermeisters von Borscht hat sich ein Verein gebildet, der die Reform des Wohnungswesens in die Hand genommen hat. Nicht den Reichen allein soll die schöne Stadt gehören, auch der Ärmere soll in ihr eine menschenwürdige Wohnung für seine Mittel erhalten können. Das ist ein großes und gutes Ziel und seine Erreichung wichtiger als die Errichtung von kostbaren Prachtpalästen. Denn das Volk und sein Wohl ist der Gegenstand dieses Strebens, und gerecht-notwendige Fürsorge, ihm freiwillig erwiesen, belohnt sich selbst in der Zukunft.



Wittelsbacher Brunnen.





Der alte Deutsche Ordensstaat

und die preußische Königskrone.

Zum 200. Gedenktage der Königskrönung in Preußen

von

Fedor von Köppen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es ist das Tragische in dem Schicksal aller Genossenschaften und Verbindungen, aller Staaten und Völker, daß sie nur so lange zu dauern vermögen, als eine bestimmte, sittlich berechtigte Idee ihnen innewohnt und Lebenskraft verleiht, und daß sie an den Ideen, zu deren Trägern sie eine Zeitlang berufen waren, selbst zu Grunde gehen müssen. Daher der ewige Wechsel von Wachsen und Welken, von Aufstreben und Sinken im Lebensgange der Völker. Aber uns bleibt der Trost, daß von allem, was einmal die Herzen der Menschen erwärmt und ihre Thatkraft zu hohen Leistungen angespannt hat, auch eine dauernde Frucht zurückbleibt, wenn auch das wirklich Geschaffene von dem Gewollten oft weit entfernt ist und über die beschränkten Ziele einer Generation weit hinausreicht. So bildete der untergegangene feudale Staat des Mittelalters die Vorstufe zu dem modernen Staatswesen, in welchem alle Bürger unter Rechtsgleichheit zur Beteiligung an dem vaterländischen Gemeinleben berufen sind. Aus der christlichen Kirche des Mittelalters entpuppte sich der deutsche Protestantismus. Das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ seligen Andenkens hinterließ uns aus seiner Verwesung den Keim zu einem neuen „Deutschen Reiche“ als einer Schutzmacht für die treue, fleißige Arbeit des Bürgers, für den Fortschritt des Geistes in den Werken des Friedens, einer Schutzmacht für den Frieden der Welt, und der alte Deutsche Orden, gestiftet an der Küste Syriens, um deutschen Pilgern nach dem Morgenlande Beistand und Pflege angedeihen zu lassen, und von hier verpflanzt nach den Gestaden der Ostsee, um auch unter den östlichen Nachbarvölkern des deutschen christlich-deutsche Bildung und Gesittung zu verbreiten, vererbte dem Deutschen Reiche ein blühendes Kulturland mit wohlhabenden Städten, einem betriebsamen, tüchtigen Bürgerstande und mit der zu einer großen und glorreichen Zukunft berufenen Königskrone der Hohenzollern.

So lange der Orden mit tapferem Ritterschwert die Grenzen der christlichen Lande im Osten des Reiches wider Heiden und Slaven zu schirmen hatte, so lange standen die Macht und Herrschaft des Ordens im Osten fest, und die Schäden und Mängel der inneren Verfassung des Ordensstaates traten weniger zu Tage; aber es kam die Zeit, da die Litauer Christen wurden. Seitdem hatten die Kriegsfahrten des Ordens zur Bekehrung der Litauer ihren Zweck und ihre Bedeutung verloren. Dagegen umfaßte die vereinigte Macht von Litauen und Polen drohend das Ordensland; denn begreiflicherweise trugen die Könige von Polen Begehren danach, die Herrschaft über die reichen Handelsstädte und fruchtbaren Landschaften an der unteren Weichsel zu erlangen und ihr Reich bis an die Ostsee auszudehnen.

In dem Kriege gegen die vereinigte Macht der Litauer und Polen erlitt der Orden

die schwere Niederlage bei Tannenberg (15. Juli 1410), von welcher er sich nie wieder ganz erholte. Doch waren es nicht die Waffen der Polen, die dem Orden den Untergang bereiteten, sondern der Abfall der Städte und die Untreue der gemieteten Kriegsknechte. Die bedeutenderen Städte des deutschen Ordenslandes, wie Danzig, Thorn, Kulm, Elbing und andere, vereinigten sich in Marienwerder zu einem Bunde, den sie den „Preußischen Bund" nannten und den sie in dem neu ausbrechenden Kriege des Ordens mit Polen unter den Schutz des Königs von Polen stellten (1440). Zur Verteidigung seiner Burgen ließ der Orden auswärts Söldner werben. Als der Hochmeister bei den zerrütteten Verhältnissen des Ordens sich außer stande sah, den geworbenen Kriegsknechten den verabredeten Lohn zu zahlen, griff er zu dem bedenklichen Mittel, den Hauptleuten der Landsknechte für ihre rückständigen Soldforderungen eine Pfandverschreibung auf die Marienburg und sämtliche von ihnen besetzte Ordensburgen auszustellen. Als die innere Lage des Ordens sich immer unglücklicher gestaltete, da verkauften die Hauptleute schnöderweise ihre Pfandverschreibung auf die Marienburg und die anderen Burgen für eine Geldsumme an den Landesfeind, an Polen. In die verlassene Hochmeisterburg hielt König Kasimir von Polen seinen prunkenden Einzug. In dem „Ewigen Frieden zu Thorn" (1466) mußte darauf der Orden alles Land im Westen der Weichsel, auf der Ostseite aber die Marienburg, das Kulmer Land und andere große Gebietsteile an Polen abtreten. Für den übrigen Teil des deutschen Ordenslandes mit der Hauptstadt Königsberg mußte der Hochmeister dem König von Polen als seinem Oberherrn den Lehns- und Huldigungseid leisten.

Die Macht und Herrschaft des Deutschen Ordens in den Ostseeländern war gebrochen. Die Wogen des Slaventums überfluteten wieder das Land, in welchem deutscher Fleiß und deutsche Arbeit unter dem Schutze des Ordens sich angesiedelt hatten, und das verkleinerte Ordensland lag, weit entfernt von dem deutschen Mutterlande, wie eine Insel zwischen dem Meer und dem slavischen Gebiete. Das Hochmeistertum in Königsberg war nur ein Schatten der alten Ordensherrlichkeit auf der Marienburg, und drückend empfand der Orden seine Abhängigkeit von dem polnischen Lehnsherrn, dem er zu Tribut und Heeresstellung verpflichtet war.

Im Jahre 1510 wählte der Orden den Markgrafen Albrecht von Ansbach und Bayreuth aus dem Hause Hohenzollern zu seinem Hochmeister, in der Hoffnung, daß dieser ritterliche, stolze Herr dem König von Polen den Lehnseid weigern und von seiten seiner nahen Anverwandten, der Hohenzollernschen Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg, sowie anderer deutscher Reichsfürsten Unterstützung gegen den Ordensfeind finden werde.

In der That ließ es der neugewählte Hochmeister wegen des Lehnseides zum neuen Kriege mit Polen kommen (1519), aber die gehoffte Unterstützung blieb aus, und seine Waffen wurden nicht vom Glück begünstigt. Nachdem das Land zwei Jahre hindurch die Leiden des Krieges ertragen, sollte ein vierjähriger Waffenstillstand den dauernden Frieden einleiten. Der Hochmeister reiste unterdessen nach Deutschland, um hier für das Beste des Ordens zu wirken.

In Deutschland hatte um diese Zeit die große geistige Bewegung ihren Anfang genommen, welche unter dem Namen der Reformation bekannt ist. Die neue Lehre, die von dem Herzen Deutschlands, von Thüringen, ausging, war auch bis in die östlichen Landschaften gedrungen, denen erst vor drei Jahrhunderten das Licht des Christentums zu dämmern begonnen hatte, und fand hier in vielen frommen Herzen begeisterte Aufnahme, so daß Luther von Wittenberg aus schrieb: „Vide mirabilia, ad Prussiam pleno cursu plenisque velis currit Evangelion!" (Siehe das Wunder, nach Preußen eilt in vollem Lauf und mit vollen Segeln das Evangelium.)

Bei dem frischen geistigen Streben, das sich mit der Reformation allenthalben regte, verloren die mittelalterlichen Einrichtungen des Deutschen Ordens ihre Bedeutung. Der Orden hatte seine hohe Aufgabe als Vorkämpfer des Christentums gegen die Heiden in Preußen längst erfüllt. Die Ordensregeln wurden von den Brüdern nicht mehr beobachtet und der weiße Mantel mit dem schwar-

zen Kreuze im Lande kaum noch geachtet. Die wundervolle Schöpfung des Deutschen Ordens erschien bei dem Blühen und Treiben der neuen Zeit gleich einer Ruine von bröckelndem Gestein.

Der Hochmeister Albrecht von Hohenzollern, welcher der reformatorischen Lehre von Herzen zugethan war, wandte sich während des Waffenstillstandes mit Polen persönlich an den Dr. Martin Luther mit der Bitte um Rat, auf welche Weise er den Orden mit neuer Lebenskraft erfüllen könne. Dieser aber riet ihm, daß er den Ordensstaat unter Aufgebung der veralteten Satzungen und Formen in ein weltliches Fürstentum oder Herzogtum verwandeln, daß er eine Hausfrau wählen, einen Herd gründen und die reine Lehre des Evangeliums als Landesvater unter seinen und seiner Nachkommen Schutz stellen möge.

Der schlichte Rat des verständigen Mannes fiel gewichtig in die Brust Albrechts von Hohenzollern. Der Lehnseid, den zu leisten er als Hochmeister sich nicht entschließen konnte, deuchte ihm weniger lästig, wenn es ihm gelang, die Macht des Landesherrn durch Vererbung in seinem Hause auf die Dauer zu befestigen und auf diese Weise wenigstens die Reste des deutschen Ordenslandes, die sonst wohl unvermeidlich der polnischen Herrschaft und dem Slaventum zugefallen wären, für die deutsche Herrschaft und die deutsche Nationalität zu retten.

Die Friedensverhandlungen mit Polen führten jetzt rasch zum Ziele, und nachdem auch die preußischen Stände ihre Zustimmung erklärt hatten, fand am 10. April 1525 die feierliche Belehnung Albrechts von Hohenzollern mit dem Herzogtum Preußen, dem ehemaligen deutschen Ordenslande, für sich und seine Nachkommen zu Krakau statt.

„Es saß König Siegmund zu Krakow auf seinem Stul" — so berichtet die Chronik — „und kam der Hochmeister geritten in seinem Wapenrock und ging auff den Stul zum König, fiel auff seine Knye, da ward er auffgenommen, legt sein Ordenskleid von ihm und empfing das Land zu Preußen zu Lehen. Es gab der König auch dem Hochmeister ein new Wappen und ward ihm der Titel geben: Ein Herzog von Preußen, und sein Stand und Sitz geben nechst bey dem König."

Vergebens eiferte der Papst gegen den Frevel des „abtrünnigen Hochmeisters", er bewog sogar den Kaiser, ihn in die Acht zu erklären, aber bei der Entfernung Preußens vom Reiche und bei den Wirren, die im Inneren des Reiches ausbrachen, blieben alle Protestschritte erfolglos. Die Ordensritter gingen teils nach Deutschland, wo fortan Mergentheim im württembergischen Jagstkreise Hauptsitz des Ordens wurde, teils legten sie ihre Ordenstracht ab und nahmen Ehrenstellen und Güter vom Herzoge zu Lehen.

Kurfürst Joachim I. von Brandenburg (1499 bis 1535), welcher aus Abneigung gegen die Reformation den Schritt seines Vetters Albrecht nicht gebilligt hatte, unterließ jede Bewerbung um die Mitbelehnung mit Preußen. Anders dachte sein Sohn und Nachfolger Kurfürst Joachim II. (1535 bis 1571), welcher bereits 1539 mit dem gesamten Hofe öffentlich zur neuen Lehre übertrat und welcher die Aussicht, durch Erlangung der Mitbelehnung mit Preußen die Macht und das Ansehen seines Hauses zu mehren, schon zu Anfang seiner Regierung scharf und klar ins Auge faßte. Er vermählte sich mit Hedwig, der Tochter des Königs Siegmund von Polen (1535), und als ihm drei Jahre darauf ein Sohn geboren ward, suchte er für diesen die Mitbelehnung nach.

Nach Überwindung von vielen Schwierigkeiten und nachdem die Geneigtheit der einflußreichen polnischen Magnaten durch Geschenke gewonnen war, ging Joachims Wunsch endlich in Erfüllung. Als nach dem Tode des ersten Herzogs von Preußen (1568) dessen Sohn Albrecht Friedrich belehnt ward, empfing Joachim II. die Mitbelehnung und — für den Fall des Erlöschens der Albertinischen Linie der Hohenzollern in Preußen — die feierliche Huldigung der preußischen Stände.

Joachim II. feierte dieses bedeutungsvolle Ereignis durch ein glänzendes Dank- und Freudenfest in Berlin. Am frühen Morgen des 28. August 1569 erklangen die sämtlichen Glocken der Hauptstadt, auf den Wällen und Bastionen wurden die Geschütze gelöst. Dann ritten in feierlichem Zuge die kurfürstlichen Reisigen aus der großen Schloß-

pforte heraus; ihnen folgten die Bürgerstöchter aus beiden Städten Berlin und Kölln an der Spree in weißen Gewändern — damals „Badekittel“ genannt — und mit offenen Haaren. Nach ihnen zog feierlich der Magistrat der beiden Schwesterstädte einher, die goldenen Amtsketten über den schwarztuchenen Schauben, die Zobel- und Sammetbaretts aufgeschlagen und eine Kette mit goldener Medaille darum befestigt; dann die Junker, d. h. der Landadel von drei Meilen in der Runde her, und die Geistlichen mit silbernem Abendmahlsgerät in der Hand. Ihnen folgte der Oberst von Nostiz, Polens Gesandter, das Adlerbanner Preußens in der Hand, dann der Edle Gans zu Putlitz mit dem Kurschwerte in vergoldeter Scheide und der Marschall Joachim von Röbel mit der Fahne Brandenburgs. Dann kam der Kurfürst selbst geschritten; ein golddurchwebtes Damastgewand, mit Zobel verbrämt, darüber der Hermelinkragen, bildeten den kostbaren Ornat über seinem Gewande von dunkler Seide; sein Haupt war mit dem Kurhute bedeckt. Ihm folgten sein Sohn Johann Georg und sein Enkel Joachim Friedrich mit dem Hofadel. In langsam feierlichem Schritte begab sich der Zug zum Dome. Hier hielt des Kurfürsten Kanzler Lamprecht Distelmeier eine glänzende staatsmännische Festrede in lateinischer Sprache. Dann erhob sich Joachim, bestieg eine Estrade, auf welcher ein Thronsessel, von kostbaren Stoffen überhängt, stand, und erteilte feierlichen Ritterschlag.

So hatten sich die Schicksale Brandenburgs und Preußens einander genähert. Die nachfolgenden Kurfürsten von Brandenburg nach Joachim II. behielten die zu erwartende Vereinigung Preußens mit Brandenburg unter Hohenzollernschem Scepter fest im Auge. Der junge Herzog Albrecht Friedrich von Preußen fiel schon bald nach seinem Regierungsantritt (1569) in eine unheilbare Gemütskrankheit. Sein Lehnsherr, der König von Polen, sah sich deshalb veranlaßt, die vormundschaftliche Regierung dem nächsten Anverwandten des jungen Fürsten, nämlich dem Markgrafen Georg Friedrich von Bayreuth und Ansbach zu übertragen, nach dessen Tode sie auf den Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, als nunmehr den nächsten Anverwandten des gemütskranken Herzogs, überging (1603). Im August 1618 starb Albrecht Friedrich, und das Herzogtum Preußen ging nun als polnisches Lehen an das Haus Brandenburg über. Aber noch bildete das Hohenzollernsche Scepter das einzige Einigungsband für die getrennten Lande Preußen und Brandenburg. An ein Gemeingefühl der Bevölkerungen war nicht zu denken. Was kümmerten die Brandenburger die Verhandlungen über die polnische Lehnshoheit? Was fragten die Ostpreußen danach, ob französische Kriegsvölker die Kleveschen Lande verwüsteten? Da war es Friedrich Wilhelm, den die Geschichte den „Großen Kurfürsten“ nennt, der die getrennten Gebietsteile seiner Erblande zu einem Ganzen vereinigte und innerhalb des in der Auflösung begriffenen Reiches einen neuen, jugendlich aufstrebenden und selbständigen deutschen Staat gründete. Er weckte in den Bewohnern der verschiedenen Gebietsteile, die er beherrschte, den einheitlichen Staatsgedanken. Seine Lande sollten durch ihn erfahren und empfinden lernen, daß sie — wie er sich selbst ausdrückte — „membra unius capitis“, d. h. Glieder des einzigen Hauptes wären.

Friedrich Wilhelm, welcher sein fürstliches Ansehen in den alten und neuen Landen seiner brandenburgisch-preußischen Staaten aufrichtete und befestigte, fühlte sich auch stark genug, um in schweren Kämpfen die rostigen Lehnsfesseln zu zersprengen, welche die früheren Könige von Polen dem alten Ordensstaate aufgelegt hatten, und sich durch den Frieden zu Oliva (1660) zum alleinigen souveränen Oberherrn von Preußen zu erheben. Er hatte die Machtstellung seines Staates im Reiche und dem Auslande gegenüber für die Dauer fest begründet und sein kurfürstliches Ansehen zu königlicher Macht und Bedeutung erhoben.

Was bei Friedrich Wilhelm nur Zuthat zu der realen Macht, der äußere Prunk und Glanz, das wurde bei dem Sohn, dem Kurfürsten Friedrich III. (1688 bis 1701), welcher die geerbte Macht mit seiner Charaktergröße nicht auszufüllen vermochte, oft Selbstzweck. Dennoch ging seine Prächtliebe aus edleren Beweggründen hervor als aus persönlicher Eitelkeit. Ihm deuchte das Werk

der Souveränität erst mit der Königskrone seinen vollen Abschluß zu erhalten, und er glaubte, das Andenken seines Vaters dadurch ehren zu sollen, daß er der Macht, die jener gegründet, den ihr unter den Staaten Europas gebührenden Rang verschaffte. Er betrachtete die Erhebung seines Staates zur königlichen Macht für ein geschichtliches Recht, das der Große Kurfürst ihm errungen hatte, und er forderte von seinen Räten ein Gutachten in dieser Angelegenheit (im Juli 1698).

Zu seinem Erstaunen sprachen sich seine sämtlichen Räte mit einer einzigen Ausnahme gegen den Plan des Kurfürsten aus. Die Ausnahme war Graf Kolbe von Wartenberg, der zwar nicht Mitglied des Geheimratskollegiums, aber ein gewandter und gefälliger Hofmann, im Besitze aller hohen Hofchargen war und bei dem Kurfürsten mehr und mehr Einfluß gewonnen hatte. Die Minister hoben in ihrem Gutachten hervor: bei allen Widerwärtigkeiten und Gefahren, die nicht ausbleiben könnten, handle es sich nur um einen leeren Titel, der nichts einbringe. Die königliche Würde erheische einen königlichen Hofstaat, neue und große Anforderungen an den Steuersäckel des Volkes, Vermehrung der Beamten und Würdenträger, größeres Gesandtschaftspersonal und Ausgaben aller Art, die ohne schwere Belastung der Volkskraft nicht aufzubringen seien. Sie bezeichneten den Plan als eine Unmöglichkeit, eine Chimäre.

Friedrich beharrte trotzdem mit Festigkeit bei seinem Vorhaben: „Ihren Einwand, die königliche Würde sei ein leerer Titel, halte ich für weit gefehlt. Nur durch diesen Namen stelle ich mich nicht unter, sondern neben den Kaiser. Ich will die Fesseln brechen, welche mich durch die Abhängigkeit vom Kaiser in meinen Entschließungen und Bewegungen hemmen. Als preußischer König bin ich ein freier, unabhängiger Herrscher, der einen Widerspruch des Kaisers, eine Oberhoheit desselben nicht mehr zu befürchten hat. In dem gegenwärtigen Titel Herzog von Preußen wird stets das Vasallentum hervorblicken. Mit dem Herzogstitel werden ich und meine Nachkommen schwerlich jemals in den Kreis der großen europäischen Staaten einzutreten vermögen. Ihre Besorgnis, das Land werde mit drückenden Steuern belegt werden, ist nicht begründet; denn der brandenburgische Hof entspricht längst einem königlichen. Auch die Größe meines Landes, die Kraft meiner Armee stehen in keinem Mißverhältnis zu dem königlichen Titel und Range, da beispielsweise die Königreiche Portugal und Dänemark bedeutend kleiner als die brandenburgischen Lande sind."

Die Widerlegung der kurfürstlichen Minister und Räte durch den Kurfürsten zeugt von seinem staatsklugen Sinn und von der beharrlichen Energie, mit welcher er das angestrebte Ziel verfolgte. „Da auch Kurfürst Friedrich der Erste meinem Hause die Kurwürde gebracht, und da es heißt ‚omne trinum perfectum', so wollte ich als meines Namens der Dritte gerne die königliche Würde hineinbringen, deshalb ich will, daß meine treuen Diener und Räte dahin arbeiten sollen." In dieser Kontinuität der Bestrebungen, welche sich bei aller Verschiedenheit der einzelnen Charaktere fast durch die ganze Reihe der Hohenzollernschen Regenten verfolgen läßt, liegt das Geheimnis der Größe des Hohenzollern-Hauses und des Wachstums und Gedeihens der brandenburgisch-preußischen Monarchie. Friedrichs III. großer Enkel, König Friedrich II., sagte fünfzig Jahre später darüber: „Was in seinem Ursprung ein Werk der Eitelkeit war, ergab sich in der Folge als ein Meisterstück der Politik; Friedrich entzog seinen Staat damit der Abhängigkeit, in der das Haus Österreich die anderen deutschen Fürsten hielt."

Die Schwierigkeiten, welche dem Kurfürsten Friedrich III. bei dem Streben nach seinem Ziele entgegentraten, waren freilich sehr groß. Eine aufrichtige und kräftige Unterstützung für sein Vorhaben hatte Friedrich nirgends zu erwarten. Von den Staaten Europas sahen die größeren mit Eifersucht, die kleineren mit Besorgnis das Wachsen der brandenburgisch-preußischen Macht. Am Kaiserhofe zu Wien waren die ersten Andeutungen des kurfürstlichen Gesandten in dieser Richtung mit Befremden aufgenommen worden. Nun hatte Kurfürst Friedrich auch die Gutachten fast seiner sämtlichen Minister gegen sich. Wahrlich, ein mittelmäßiger Fürst oder ein solcher, der sich nur von seiner persönlichen Eitelkeit hätte treiben lassen, wäre durch so viele Hindernisse

von seinem Ziele zurückgeschreckt worden. Das wäre aber nicht Hohenzollernart gewesen. Weit davon entfernt, sein Ziel aufzugeben, überlegte Friedrich III. nur um so ernster, welchen Weg dahin er einschlagen könne. Hätte Friedrich sich nur aus Prachtliebe mit dem Glanze des Königtums zu umgeben gewünscht, dann hätte er sich ja auch um eine bereits vorhandene Königskrone bewerben können. Was dem Oranier in England und dem Wettiner in Polen geglückt war, das konnte doch auch dem Hohenzoller gelingen, dann aber wäre es nicht die Krone gewesen, die ihm begehrungswürdig erschienen. Nicht nach einer überseeischen oder nach einer slavischen Krone stand sein Sinn, sondern nach einer deutschen Krone. Man nahte dem Kurfürsten mit Vorschlägen der weitgehendsten Art. Dahin gehörte eine Denkschrift, welche der Jesuit Vata, der Beichtvater des Königs von Polen, in gewandtem Stil an den Kurfürsten richtete. „Ich verlange nicht," schrieb der schlaue Jesuit, „daß man von Eurer Kurfürstlichen Hoheit sagen möge, was man von Heinrich IV. gesagt — daß man für eine Krone wohl zur Messe gehen könne. Ew. Kurfürstliche Hoheit denken zu großherzig, und Ihr Glaube ist zu aufrichtig, um die Religion zeitlichen Interessen zu opfern; ich sage nur, daß man, ohne sein Gewissen zu beunruhigen, welches in religiösen Dingen sehr zart ist, wohl einen annehmbaren Mittelweg finden könnte, um die Kirche unter einem alleinigen und wahren Hirten wieder zu vereinigen." Der Jesuit, welcher nach seiner öfteren Anwesenheit den Kurfürsten genau zu kennen glaubte, rechnete darauf, daß der Ehrgeiz des Kurfürsten seine etwaigen Gewissensbedenken schweigen machen würde und daß, wenn er nur erst im kleinen nachgegeben, die Kirche bald größere Forderungen würde durchsetzen können. Wieviel indessen auch dem Kurfürsten an der Königskrone lag, so stand ihm sein Glaube doch unermeßlich höher; er war entschlossen, „seine Religion um alle Kronen der Welt nicht zu verwechseln."

Es lag der Gedanke nahe, daß der Kurfürst aus eigener Machtvollkommenheit sich die Krone für seine brandenburgisch-preußischen Lande aufsetze und der Welt mit der Thatsache entgegentrete: „Ich bin König von Brandenburg und Preußen." Er mochte es darauf ankommen lassen, wer ihm die Anerkennung versagte oder die Krone streitig zu machen wagte. Aber ein so kühner Schritt entsprach nicht der ruhigen und gelassenen Denkweise des milden Fürsten.

So blieb denn doch nichts übrig, als die Verhandlungen mit dem Kaiser fortzusetzen, welcher das Recht, Kronen zu verleihen, als ein dem Erzhause allein von alters her zustehendes betrachtete. War Friedrich seiner Anerkennung gewiß, so konnte diejenige des Reiches und der größeren Staaten Europas kaum ausbleiben. Aber wie war jemals die Zustimmung des Kaisers dazu zu erwarten, daß im Reiche neben seiner eigenen noch eine zweite — brandenburgische — Königskrone geschaffen würde! — Kurfürst Friedrich griff zu dem Mittel, daß er sein Königtum nicht auf seine brandenburgischen Lande, sondern auf Preußen zu begründen trachtete, welches zwar außerhalb der Grenzen des Römischen Reiches lag, dessen Bevölkerung aber eine kerndeutsche und in welchem Friedrich der alleinige und souveräne Oberherr war.

Nach dem Sturze des bisherigen Premierministers Eberhard von Danckelmann gelang es dessen Nachfolger, dem schon oben genannten Grafen Kolbe von Wartenberg, freundlichere Beziehungen mit dem Kaiserhofe anzuknüpfen und die geeigneten Männer zur Führung der Verhandlungen wegen der Königskrone herauszufinden. Große Summen wurden aufgewendet, um die Stimmen der kaiserlichen Ratgeber zu gewinnen. Eine bedeutende Rolle spielte bei den Verhandlungen der Jesuitenpater Wolf, Baron von Lüdinghausen, ein vertrauter Berater des Kaisers, an den der Kurfürst — wie erzählt wird, infolge einer Verwechselung der Chiffern in der Anschrift einer Depesche — ein sehr zuvorkommendes Schreiben richtete, durch welches sich der übrigens einflußlose Pater so geehrt fühlte, daß er fortan mit großem Eifer die Sache des Kurfürsten bei dem Kaiser vertrat. Trotzdem kamen die Verhandlungen nur langsam vorwärts. Je lebhafter der Kurfürst zum Abschlusse drängte, und je nachgiebiger er sich zeigte, desto höher steigerte Österreich den Preis der Krone. Zu seinen Forderungen gehörte

unter anderem die Errichtung eines Jesuitenkollegiums in Berlin. In diesem Punkte blieb jedoch Friedrich fest und erklärte, wenn man hierauf am kaiserlichen Hofe bestehen sollte, lieber „das ganze Werk fallen zu lassen und sich statt der irdischen mit der ewigen Krone begnügen zu wollen.“ Schon war er entschlossen, auf die Zustimmung von Wien nicht länger zu warten und sich zur Annahme der Krone nach Königsberg zu begeben, weil er „sein Vorhaben nicht länger aufschieben könne, ohne an seiner Gloire und Reputation Schaden zu nehmen“; da traten Ereignisse ein, welche Österreich bewogen, jeden weiteren Widerspruch fallen zu lassen.

Die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts brachte die Entladung zweier schweren Gewitter, von denen das eine schon seit einer Reihe von Jahren den Horizont umlagerte. Es galt im Südwesten Europas den Kampf der Dynastien Habsburg und Bourbon um das spanische Erbe, im Nordosten den Kampf um die Herrschaft des Baltischen Meeres.

In Spanien siechte König Karl II., der letzte Sprößling des habsburgisch-spanischen Mannesstammes, dem Grabe zu. Den Ansprüchen, welche Kaiser Leopold I. als Haupt der österreichischen Linie des Hauses Habsburg und als Gemahl der Margareta Theresia, der jüngeren Schwester Karls II., für seinen Sohn dritter Ehe, den Erzherzog Karl, auf das spanische Erbe erhob, standen diejenigen gegenüber, welche Ludwig XIV., König von Frankreich, als Gemahl der Maria Theresia, der älteren Schwester Karls II., trotz des vorangegangenen Verzichts derselben für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, geltend machte. Die geheimen Teilungsverträge über die spanische Monarchie zwischen Österreich und Frankreich waren durch die folgenden Kriege zwischen beiden Mächten hinfällig geworden. Europa stand vor der gefährlichen Alternative, nach dem Tode Karls II. entweder Österreich oder Frankreich um das Reich, in welchem die Sonne nicht unterging, mächtiger werden zu sehen.

Am 1. November 1700 starb König Karl II., der letzte der spanischen Habsburger. Sein Testament ward eröffnet. Es ergab, daß er den Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zu seinem Universalerben eingesetzt hatte. Ludwig XIV., dessen dynastischer Ehrgeiz durch dieses Testament auf das äußerste angestachelt war, erklärte sich trotz aller entgegenstehenden Bedenken für die Annahme und beglückwünschte vor versammeltem Hof zu Versailles seinen Enkel Philipp von Anjou als König von Spanien.

Damit war der Bruch zwischen Frankreich und Österreich ausgesprochen. Bei so drohenden Verwickelungen gewann die Aussicht auf eine brandenburgische Waffenhilfe für Österreich in dem bevorstehenden Kriege um die spanische Erbfolge eine hohe Bedeutung.

Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg verpflichtete sich, in dem Kriege um die spanische Erbfolge dem Kaiser Leopold eine Hilfsmacht von 8000 Mann zu stellen, wofür der Kaiser für die Dauer des Krieges eine jährliche Zahlung von 150000 Gulden als Beitrag zu den brandenburgischen Kriegskosten zusagte. Darauf unterzeichnete Kaiser Leopold den sogenannten Kronvertrag (16. November 1700).

Drei Tage darauf traf in Berlin der ersehnte Kurier ein, welcher den Vertrag und ein Handschreiben des Kaisers überbrachte.

Die wichtigste Stelle des Vertrages lautete: „Da der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel zu erwerben, und den Kaiser gebeten, ihm dazu behilflich zu sein, indem er wohl erkenne, daß er sich nach dem Beispiel anderer souveräner Könige, die in vorigen Zeiten diese Würde erlangt, deshalb vornehmlich an den Kaiser als höchstes Oberhaupt der Christenheit zu wenden habe, auch nicht gemeint sei, ohne dessen Approbation sich solchen Titel zu arrogieren und zur Krönung zu schreiten, so habe der Kaiser in Betracht des uralten Glanzes und Ansehens des Kurhauses Brandenburg und wegen der von dem jetzigen Kurfürsten dem gemeinen Wesen geleisteten großen Dienste resolvieret, eine solche wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus kaiserlicher Macht und Machtvollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zufolge sich wegen seines Herzogtums Preußen zum König ausrufen und krönen lasse, daß er, der Kaiser, und sein Sohn, der rö-

mische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in und außerhalb des Reiches für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Prärogative, Titel und Ehren erweisen wollen, welche andere europäische Höfe vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhielten, auch zu befördern, daß dasselbe von anderen Mächten geschehe, alles jedoch, wie der Kurfürst sich bereits gegen den König von Polen verpflichtet, ohne Präjudiz für diese Krone, sowie für das Reich."

In dem kaiserlichen Handschreiben hieß es: „Ich thue demnach zu der anzunehmen vorhabenden Würde allen gedeihlichen Segen und Glück und, daß dieselbe in Dero Posterität zu ewigen Zeiten kontinuieren möge, freund-, oheim- und gnädiglich wünschen."

Der Wiener Kronvertrag, welchem Friedrich seiner Krone zunächst zu verdanken hatte, war ein Werk der Diplomaten, aber es sollte erst besiegelt werden durch das Blut, welches seine Brandenburger auf den Schlachtfeldern des spanischen Erbfolgekrieges, im Reiche und in Italien, und des Türkenkrieges in Ungarn vergossen.

Brandenburgische Klingen waren es, die aus dem blutgetränkten Boden der Schlachtfelder von Hochstädt und Turin, sowie von Szlankament und Zenta das Gold herausschaufelten, aus welchem die glorreiche preußische Königskrone geschmiedet wurde.

Während die Mächte Europas teils bereits in blutigem Kriege begriffen waren, teils zu den bevorstehenden Kämpfen rüsteten, traf Kurfürst Friedrich seine Anstalten zu dem feierlichen Krönungsakte, der mit allem nur denkbaren Glanz und Pomp zu Königsberg begangen werden sollte. Es war ein Zug, wie er wohl noch nie gesehen worden, der sich im tiefsten Winter (Mitte Dezember) in vier Abteilungen zu Wagen und zu Roß von Berlin nach Königsberg in Bewegung setzte; denn der Kurfürst hatte außer seiner Familie und seinem Hofstaat auch sämtliche hohe Beamte und Staatsdiener zu Krönungszeugen entboten. In der ersten Abteilung erregte eine Equipage Aufsehen, in welcher eine Dame von hoher Schönheit mit lebhaftem, geistreichem Auge und mit tiefschwarzem Haar den Hauptsitz einnahm und welche ein Herr im sammetenen, gestickten Kleide, in seidenen Strümpfen, eine große Perücke und den Dreimaster auf dem Kopfe, sowie den unvermeidlichen langen Zopf im Rücken, vom Kutschbocke aus leitete. Die hohe Frau im Inneren des Wagens war niemand anders als die durch Geist und Anmut ausgezeichnete Gemahlin des Kurfürsten, Sophie Charlotte, geborene Prinzessin von Hannover, und der es sich als besondere Gunst erbeten hatte, ihren Wagen zu lenken, war der Stiefbruder des Kurfürsten, Markgraf Albrecht von Schwedt. Er ließ sich weder durch Bitten der Kurfürstin, noch durch Einreden des Kurfürsten, auch nicht durch Kälte und Schneegestöber von seinem der Kurfürstin gelobten Ritterdienste abwendig machen. Die zweite Abteilung bestand aus dem Kurprinzen, seinem Oberhofmeister und dem Hofstaat. In der dritten befanden sich das übrige Gefolge und in der vierten die Gardedukorps und die Diener. Die Reise war überaus beschwerlich; Schnee und Thauwetter hinderten das Fortkommen. Allein dreißigtausend Vorspannpferde wurden gebraucht, um die endlose Zahl der Wagen zu befördern. Nach einer zwölftägigen Reise langte die kurfürstliche Familie in dem Schlosse zu Königsberg, der alten Hochmeisterburg, an.

Friedrich wohnte wieder in denselben Räumen, wo er vor fünfundvierzig Jahren zuerst das Licht der Welt erblickt hatte, und er war gekommen, um den prophetischen Spruch zu erfüllen, mit welchem der Königsberger Dichter Bödeker ihn damals in der Wiege begrüßte:

Nascitur in Regis Fridericus monte. — Quid istud?
Praedicunt Musae: Rex Fridericus erit —

zu deutsch:

Königs Berg sieht Friedrichs Geburt. — Was heißt dieses Zeichen?
Musen, ihr weissaget mir: König wird Friedrich sein.

Am 15. Januar 1701 sah man vier Herolde in prächtigem Aufzuge vom Schlosse durch die Straßen von Königsberg reiten, um unter dem Geläute sämtlicher Glocken und dem Donner der Kanonen von den Wällen die Erhebung des Herzogtums Preußen zu einem Königtum zu verkünden:

„Kund und zu wissen sei hiermit jedermann, daß es der allweisen Vorsehung Got-

tes gefallen hat, das bisherige souveräne Herzogtum Preußen zu Gunsten des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten Friedrich, unseres allergnädigsten Beherrschers, und der allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürstin Sophie Charlotte, unserer allergnädigsten Beherrscherin, zu einem Königreich zu erheben. Lang lebe Friedrich, unser allergnädigster König, lang lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin!"

Der feierlichen Krönung ging am 17. Januar die Stiftung des Schwarzen Adlerordens als des höchsten Ordens des neuen Königreiches voraus, mit welchem der König zunächst sich und den Kronprinzen, darauf noch siebzehn Ritter bekleidete. In der Mitte des silbernen Sternes, der von den Rittern auf der Brust getragen wird, befindet sich auf orangefarbenem Felde der fliegende schwarze Adler mit dem Lorbeer in der einen, den Donnerkeilen in der anderen Klaue, ihm zu Häupten der bedeutungsvolle Wahlspruch: „Suum cuique."

„Der Adler" — so heißt es in der Stiftungsurkunde — „der König des Geflügels, das Sinnbild der Gerechtigkeit, zeigt eben den Endzweck Unseres Reiches und Ordens und worauf beides abzielt, nämlich: Recht und Gerechtigkeit zu üben und jedwedem das Seine zu geben, welches desto deutlicher auszudrücken Wir dem Adler, in der einen Klaue einen Lorbeerkranz, in der anderen Donnerkeile und über dem Haupte Unseren gewöhnlichen Wahlspruch „Suum cuique" zur Überschrift verordnet: mit dem Kranz die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit den Donnerkeilen die Gerechtigkeit der Strafe und mit dem Suum cuique die allgemeine Unparteilichkeit anzudeuten, nach welcher nicht nur einem und dem anderen, sondern allen durchgehends und jedwedem nach Verdiensten das Seine geleistet werden sollte."

Am Morgen des 18. Januar erschien Friedrich in feierlichem Aufzuge in dem Audienzsaal des Königsberger Schlosses, ließ sich auf dem Thron nieder und empfing die Abzeichen der königlichen Würde, welche die höchsten Staatsbeamten ihm kniend überreichten. Er setzte sich die Krone selbst auf das Haupt und nahm das Scepter in die Rechte.

Nachdem der König die Huldigung des Kronprinzen und der übrigen Prinzen seines Hauses entgegengenommen, begab er sich in den Empfangssaal seiner Gemahlin, die sich vor ihm auf die Knie niederließ und aus seinen Händen die Krone empfing. Darauf kehrte das königliche Paar in den Audienzsaal zurück.

Unter dem Geläute sämtlicher Glocken trat der Zug sodann den Weg zur Schloßkirche an, voran die Herolde und Marschälle, die hohen Staatsbeamten mit den Reichsinsignien, dann das königliche Paar unter prächtigen Baldachinen und sein Gefolge. Zwei Bischöfe, ein reformierter und ein lutherischer, die zu dieser Ceremonie besonders ernannt worden, vollzogen die Salbung an der Stirn und den Pulsen beider Hände, und alles Volk rief: „Amen, Amen! Glück zu dem Könige, Glück zu der Königin! Gott verleihe ihnen langes Leben!"

Daß Friedrich die Krone sich selbst aufs Haupt setzte, daß er die Salbung nicht vorangehen, sondern nachfolgen und durch zwei von ihm selbst hierzu ernannte Geistliche vollziehen ließ, zeigt, in welchem Sinne er das preußische Königtum, als unabhängig von jeder geistlichen und weltlichen Macht, allein auf seine eigene Kraft begründet, angesehen wissen wollte.

Das bereits von seinem Vater, dem Großen Kurfürsten, mit souveräner Macht beherrschte Herzogtum Preußen, auf das Friedrich sein Königtum zunächst begründet hatte, lag zwar außerhalb der Reichsgrenzen, war aber ein deutsches Land; es hatte von Deutschland aus seine Kultur erhalten und war unter den Vorfahren Friedrichs von der slavischen Abhängigkeit befreit und dem deutschen Geiste und Wesen wiedergewonnen worden. Obgleich das neue Königtum auf dieses alte deutsche Ordensland, nicht auf die brandenburgischen Reichslande begründet war, so umfaßten Titel und Rang doch alle Provinzen, welche — dank der Regierungsarbeit des Großen Kurfürsten — zu einem Staate zusammengeschmolzen waren und auch in den Augen des Auslandes für einen solchen galten: Preußen, Brandenburg, Magdeburg, Westfalen und die Rheinlande waren Provinzen eines und desselben Königreiches. Dieses stand auch nicht außerhalb des Reiches, etwa wie die polnische Republik unter dem Wettiner Könige oder wie die Macht

Schweden unter dem Hause Pfalz-Zweibrücken; seine deutschen Besitzungen waren auch nicht Nebenlande der Krone, wie Schwedisch-Pommern, Bremen und Verden für Schweden, Holstein für Dänemark, sondern sie gehörten zu den Hauptsäulen des preußischen Königtums. Es gab in allen Provinzen nur königliche Beamte, nur ein königliches Heer, und der königliche Adler von Preußen war das Sinnbild, unter welchem alle Landesteile der preußischen Monarchie vereinigt waren.

In diesem Sinne wurde die Bedeutung der preußischen Königskrone auch im Auslande, von den europäischen Staaten verstanden, welche sich beeilten, ihre Anerkennungs- und Beglückwünschungsschreiben dem König Friedrich I. durch besondere Gesandte in Berlin überreichen zu lassen. Aber auch auf Widerspruch stieß das neue Königtum Friedrichs I. Die päpstliche Macht, welche im Mittelalter sich das Recht angemaßt hatte, Könige und Kaiser einzusetzen und abzusetzen, nahm dieses Recht auch jetzt noch für sich allein in Anspruch. Der Papst Clemens IX. erklärte, der Kaiser habe nicht das Recht, Könige zu ernennen, dieses Recht gebühre nur dem Heiligen Stuhle. Der Markgraf von Brandenburg sei ein offenbarer Feind der katholischen Kirche und besitze Preußen als Souverän nur durch den Abfall eines seiner Vorfahren von der katholischen Kirche und durch Usurpation eines der katholischen Kirche gehörenden Landes, des deutschen Ordenslandes. Er ermahnte auch alle katholischen Fürsten, Friedrich nicht als König anzuerkennen. Alle diese Schritte nützten jedoch dem Papste nichts, da auch die katholischen Fürsten sich dadurch nicht von der Anerkennung Friedrichs I. als König in Preußen* zurückhalten ließen. Der Papst aber ordnete an, daß die Hohenzollernschen Könige in dem Römischen Staatskalender nur als Marchese di Brandenburgo geführt werden sollten, und bezeichnete damit die feindselige Stellung, welche das Oberhaupt der katholischen Kirche auch in Zukunft der protestantisch-deutschen Macht in Mitteleuropa gegenüber einzunehmen gedachte. Erst im Jahre 1787 entschloß sich ein Nachfolger Clemens' IX., dem sogenannten „Marquis von Brandenburg" nunmehr den ihm gebührenden Titel als König von Preußen beizulegen.

Der alte deutsche Ordensstaat ist aufgegangen in dem Herzogtum Preußen, welches sich unter seinen Hohenzollernschen Herrschern zu einem mächtigen Königreich, zu einer europäischen Großmacht erhoben hat. Freilich, ein solches Königreich mußte mit der Zeit die Fesseln der alten deutschen Reichsverfassung sprengen. Die Könige von Preußen konnten als Souveräne nicht Lehnsträger des Hauses Österreich sein, sich in ihrem Wollen und Thun nicht durch die Paragraphen einer in sich erstarrten Verfassung einengen lassen, sondern sie konnten die Richtschnur für ihre Politik nur nach der Ehre und den Gesamtinteressen ihrer Lande nehmen, die zum Segen für Deutschland mit den wahren deutsch-nationalen Interessen zusammengingen, während die Habsburgischen Kaiser sowohl durch die katholischen Tendenzen des Hauses Österreich, als durch die Stellung der österreichischen Hausmacht zu den europäischen Fragen im Orient und Occident von der Wahrnehmung und Vertretung der deutsch-nationalen Interessen abgezogen wurden. Aus dem alten, vielgliederigen, in sich gespaltenen und zerfallenden Reiche deutscher Nation, das bereits der Tummelplatz der verschiedensten und fremdartigsten Interessen geworden war, erhob sich eine aus deutschen, größtenteils evangelischen Gebieten bestehende Macht, welche den Wahlspruch „Suum cuique" an der Stirnmauer ihres Gebäudes trug und welche die wahren Gesamtinteressen der deutschen Nation unter ihren königlichen Schutz nahm.

---

* Kurfürst Friedrich III., als König Friedrich I., nannte sich nicht König von Preußen, sondern König in Preußen, weil Westpreußen noch zu Polen gehörte. Erst Friedrich II., der Große, nahm nach der Erwerbung Westpreußens den Titel „König von Preußen" an.



Friedrich Nietzsche.

Von

Otto Stock.

I.

Der Tod hat Mühe gehabt mit Friedrich Nietzsche. Nur in langem, schwerem Kampfe ist es ihm gelungen, diesen machtvollen Willen zum Leben niederzuzwingen. Und noch ist sein Sieg kein vollständiger und endgültiger.

Seit Friedrich Nietzsches geistiges Leben vor nunmehr elf Jahren endete, ist ihm der wissenschaftliche Totenschein mehr als einmal ausgestellt; man begrub den Propheten voreilig in der Überzeugung, daß ihn das Grab halten werde. Aber siehe da, die Gedanken Friedrich Nietzsches wollen noch nicht sterben! Der weite Wiederhall, den die Todeskunde gefunden, hat nicht sowohl die Bedeutung trauernder Anteilnahme — die ja jetzt weniger als früher angebracht sein dürfte —, als vielmehr die williger oder widerwilliger Anerkennung: Nietzsche lebt!

Wenn jetzt, was sterblich an ihm war, ins Grab gelegt ist, so folgen ihm doch seine Werke nicht nach. Sie leben unter uns und reden zu uns; noch ist die Kraft ihrer Stimme nicht schwächer geworden und die Zahl derer, die auf sie hören, eher im Wachsen denn im Abnehmen.

Worin besteht denn die geheimnisvolle Lebens- und Werbekraft der Nietzscheschen Gedanken?

Wie, wenn es wahr wäre, daß gerade im Fall Nietzsche das grell zu Tage tritt, was Nietzsche der Wissenschaft vorwirft: daß sie die Fühlung mit dem Leben verloren hat? Wenn Nietzsche für die moderne Kultur doch etwas mehr wäre als ein Symptom, ungewürdigt von der Wissenschaft eben deshalb, weil ihr der umfassende Blick für die letzten Aufgaben und Ziele aller Kultur und alles Menschenlebens mehr und mehr abhanden gekommen ist? Der Ablehnung weniger steht ja doch die begeisterte Zustimmung einer ungezählten Jüngerschar gegenüber. Soll sie gar nichts bedeuten?

Es ist bequem, darauf zu erwidern, daß Nietzsches aristokratischem Geschmack das geräuschvolle Forum der dilettantischen Menge, der Viel-zu-Vielen am wenigsten entsprochen habe, daß ihm, der sehr wohl wußte, was den Mann der Wissenschaft von dem Unwissenschaftlichen unterscheidet, an dem breiten Publikum allzeit wenig gelegen war. Es erhebt sich denn doch immer wieder die Frage: Wie erklärt sich der Erfolg und die Wirksamkeit der Gedanken Nietzsches bei der Masse der Gebildeten? Und wenn diese von der Wissenschaft Auskunft fordern, was denn an Nietzsche sei, so kann die Antwort nicht einfach „Nichts" lauten. Wir können Friedrich Nietzsche nicht gerecht geworden sein, solange schroffe Abweisung und Nichtbeachtung, als ob dieser Mann nichts für uns bedeute, als ob er ein vorübergleitender Schatten sei, und fanatische Lobpreisung, als ob in ihm der Heros aller Zeiten erstanden sei, unvermittelt gegenüberstehen. Indem die Wissenschaft ihr Urteil spricht, muß sie es, was ja selbstverständlich ist, nicht nur ausreichend begründen; sie muß, will sie wirklich die Lehrerin der Menschheit sein, mit der herrschenden Auffassung Fühlung

suchen und hier ihre Arbeit anknüpfen. Sie muß uns darüber aufklären, wie Nietzsche eine so große Geltung für unsere Zeit gewinnen konnte, daß Ungezählte sich zu ihm bekennen und daß auch die Gegner immer wieder von ihm sprechen, sich mit ihm auseinandersetzen müssen. Kurz, die Frage, ob Nietzsches Gedanken bleibender Wert beizumessen sei, ist durch die andere zu ergänzen: Was ist er uns gewesen oder ist er uns noch? Worin liegt seine Bedeutung für unsere Zeit? —

Freilich, wenn man Nietzsche in dieser Weise gerecht werden will, dann genügt es nicht, eine oder einige seiner letzten Schriften zu kennen und daraufhin den berufenen Kritiker zu spielen. Es muß ausgesprochen werden, daß gerade Nietzsche nur im Zusammenhang seiner Gesamtleistung verstanden und gewürdigt werden kann. Seine Lebensarbeit bleibt in ihrem Sinn und Ziel unverstanden, wenn sie nur an einem bestimmten Punkte betrachtet wird. Man mag in der Entwicklung Friedrich Nietzsches mit Recht verschiedene Perioden unterscheiden, nach der Verschiedenheit der äußeren Beeinflussung bis zur vollen Selbständigkeit. Aber man darf nicht vergessen, daß die ganze Entwicklung zusammengehalten wird durch die Einheitlichkeit der Frage- und Aufgabestellung. Gerade hier aber liegt Nietzsches Eigenstes und Bestes. —

Wollen wir Nietzsches Gedanken objektiv würdigen, sei es für die Gesamtentwicklung des menschlichen Denkens, sei es für unsere Zeit, so brauchen wir einen objektiven Maßstab, mit dem gemessen wird. Muß noch gesagt werden, wo alle Wissenschaft ihre Maßstäbe findet? Selbstverständlich kann Nietzsche nicht an der Elle eines fertigen Princips oder Dogmas gemessen werden. Man hat mit Recht betont, ein solcher Maßstab sei Nietzsche gegenüber unmöglich, da er allen anderen Dogmen den schroffen Widerspruch seines neuen Dogmas entgegensetze. Die Ketzergerichte, die Nietzsche von dogmatisch-christlichem oder socialistischem Standpunkt aus über sich hat ergehen lassen müssen, können darum allerdings wissenschaftlich nicht in Betracht kommen. Der Maßstab, an dem Nietzsches Theorien zu messen sind, kann allein die Wirklichkeit sein. Ihre Berechtigung wird nach dem Maße, in dem sie dem ihnen zu Grunde liegenden Thatbestand entsprechen, festzustellen sein.

Es ist nicht zu befürchten, daß wir bei einem solchen Verfahren auf die ausgefahrene Mittelstraße geraten, auf der man die mittlere und mittelmäßige Wahrheit findet und mit der Gerechtigkeit der unbeirrbaren Borniertheit ein bißchen Recht, ein bißchen Unrecht herausklaubt. Eine solche Halbheit wäre allerdings eine wenig angebrachte Kleinlichkeit gegenüber dem alle Vermittelungen verschmähenden Wesen Nietzsches. Vielleicht ist aber doch noch ein anderer Weg gangbar. Vielleicht ist ein sicheres „Ja" und ein rundes „Nein" ohne „halb und halb" möglich, wie es Nietzsche fordert. Und — um den Kern der Lösung vorwegzunehmen — vielleicht ist zu jedem „Nein" von Nietzsche ein zustimmendes „Ja" möglich, ohne daß damit das „Ja" zu seinem „Ja" gefordert wäre. Vielleicht können wir ihm als Kritiker und Fragesteller eine Würdigung zu teil werden lassen, die die Anerkennung des positiven Denkers durchaus nicht einschließt.

Bei einer solchen Auffassung würde sich das Geheimnis des Erfolges Friedrich Nietzsches, den man doch weder aus der Meisterschaft der Sprache und des Stils in den Schriften des „Dichterphilosophen", noch aus der Urteilslosigkeit der Menge zureichend ableiten kann, ausreichend erklären. Kommen durch ihn Fragen zum Ausdruck, die in Tausenden unausgesprochen leben, so begrüßen diese bisher aus irgend einem Grunde Unmündigen in ihm mit Recht ihren Anwalt und Sprecher. Die Wissenschaft aber mag protestieren, sobald auf berechtigte Fragen voreilige Antworten laut werden. Daß jene Fragen gestellt werden, darüber soll sie sich freuen. Beruht sie ihrem Wesen nach auf dem *θαυμάζειν*, auf dem verwunderten Fragen, so hat sie keinen schlimmeren Feind als die fraglose Blasiertheit, die sich in sogenannten gelehrten Kreisen heute oft nicht minder breit macht als in ungelehrten. Ist es uns erst gelungen, die senile Indifferenz und Oberflächlichkeit, die nichts mehr fragt, aus dem Felde zu schlagen, so wollen wir den Kampf gegen die kindliche Altklugheit, die sich mit Antworten begnügt, die keine Antworten sind, getrosten Mutes aufnehmen.

Und in der That, ich meine, Nietzsche war ein Fragesteller, an dem die Wissenschaft nicht vorübergehen sollte. Überall rüttelt er die dumpfe, dämmernde Selbstgefälligkeit und Selbstverständlichkeit unbarmherzig auf. Heißt Philosoph der Freund der Erkenntnis, der Suchende, Fragende, so war Nietzsche ein echter Philosoph. Ihm war es ernst mit dem Fragen, so bitter ernst, daß es ihm zum einzigen Lebensinhalt, ja zur Tragödie seines Lebens wurde.

Für die Philosophie ist es als ein Glücksfall zu betrachten, daß sie von einem Nichtfachmann, von einem philosophisch Naiven, kann man sagen, wieder einmal aus ihrer Wolkenverstiegenheit auf die Erde zurückgerufen und an die allerdringlichsten und allerpraktischsten Probleme zurückgewiesen wurde. Gerade sie hat die Fühlung mit dem Leben heute stark verloren. Sie weiß kaum noch, was für den mit dem Leben Ringenden Problem ist, das ihrer Arbeit harrt. Auch hier kann in gewissem Sinne die reine Einfalt und Schlichtheit des Denkens, eine gewisse Jungfräulichkeit der Auffassung heilend und helfend wirken, aber auch hier, scheint es, nur, indem sie sich selbst opfert. Nietzsche, der als der „reine Thor“ helfend eintrat, war auf einem anderen Gebiete ein Gelehrter von Bedeutung. Die Grundsehnsucht seines Wesens führte ihn auf ein Gebiet, auf dem er nicht zu Hause war, auf dem er wilderte und dilettierte. Daher das Anregende, Frische, Natürliche seines Philosophierens, daher aber auch das Unzulängliche seiner positiven Leistung, das ihm selbst immerfort ein Stachel blieb, an dem er sich verwundete, so daß er den Schmerz dieser Wunde schließlich nur durch Selbstbetäubung in künstlich gesteigertem Selbstbewußtsein aufheben konnte.

Nietzsche hat sich in seiner philosophischen Naivetät niemals frei machen können von den Bedürfnissen eines leidenschaftlichen Herzens. Und das fortdauernde Mißtrauen gegen diese Stimme, das sein wissenschaftliches Gewissen ihm zur Pflicht macht, peinigt ihn, so daß er nur Ruhe finden kann, indem er die Wahrheit überall auf der entgegengesetzten Seite sucht, als wohin ihn jene Stimme weist. So sind seine Aufstellungen weniger Theoreme als Entschlüsse; er will darum auch nicht beweisen, er will überreden. Damit aber wird dem Gemütsbedürfnis nicht die nüchterne Wahrheit gegenübergestellt, sondern nur der Trotz des in Richtung und Ziel eigenwillig und einseitig bestimmten Denkens. Die Pfeile, die er nach der Wahrheit abschießt, fliegen über das Ziel hinaus und schweifen in das dunkle Land der Mystik, das der Philosoph hinter sich zu haben glaubt. So wird der Philosoph Nietzsche zum Propheten und Mystagogen: ein schmerzliches Schauspiel für alle, die mitleiden, wenn ein reicher Geist sich aus sich selbst heraus zerstört.

Das ist der „Fall Nietzsche“, von dem man ohne Roheit sprechen darf, wie Nietzsche vom „Fall Wagner“ gesprochen hat. Die Analogie ist sogar eine ziemlich genaue, nur daß der „Fall Nietzsche“ viel schlimmer liegt. Wie Wagner, der einst von Nietzsche angebetete Heros, schließlich betend vor dem Kreuz niedersank, so gelangt auch Nietzsche schließlich zum Kultus des Menschensohnes. Nur war er durch die Schule des Positivismus hindurch gegangen und offenbar von dessen Menschheitskultus infiziert. So gewinnt für ihn freilich der Kultus des Menschensohnes einen anderen Sinn. Er weiß den Menschensohn, in dem die Menschheit gipfelt, schließlich nicht mehr von sich selbst zu unterscheiden, der nach seiner Meinung der Menschheit das Evangelium der freiesten und doch tiefsten Erkenntnis geschenkt hat. Seine Prophetenweisheit endigt in einer phantastischen Selbstapotheose.

Man hat versucht, den „Fall Nietzsche“ gerade von hier aus rein pathologisch zu verstehen. Die Thatsache, daß zahlreichen Gedanken Nietzsches ein hoher Wert zukommt, sollte davor warnen. Es genügt vollständig, Wert und Unwert, Wahrheit und Irrtum sachlich zu scheiden. Aus dem Zusammenhang seines Strebens heraus lassen sich Nietzsches Wege begreifen, auch wo sie Irrwege sind.

* *
*

Nietzsche wurde in weiteren Kreisen der wissenschaftlichen Welt beachtet und viel genannt seit dem Erscheinen des ersten Stückes seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ im



Friedrich Nietzsche.

Jahre 1873. Es beschäftigt sich mit David Friedrich Strauß, dem „Bekenner und Schriftsteller", und stellt sogleich das Problem in den Vordergrund, das zeitlebens das Denken Nietzsches beherrscht hat. Es ist dasselbe Problem, das einst in der Aufklärungszeit so viele gute Köpfe angezogen hatte: das Problem der Kultur.

Was dem Kulturphilosophen auf die Seele fällt, was ihn befremdet, ja erschreckt, das ist die Thatsache, daß Kultur als etwas nach Wesen und Wert Selbstverständliches und fertig Gegebenes behandelt wird, das zu keinerlei Nachdenken und Fragen Anlaß giebt. Was Kultur sei, welche Aufgaben und Ziele alle Kulturarbeit habe, darauf haben all die Krämer und Handwerker, die sich heute im Tempel der Kultur breit machen, keine Antwort. Sie begnügen sich mit der Überzeugung, daß sie auf der Höhe der modernen Kultur stehen und sie würdig vertreten.

Nietzsche empörte die selbstgefällige Eitelkeit, die sich nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 in Deutschland spreizte, überzeugt, daß der deutsche Sieg den Sieg der überlegenen Kultur bedeute. Dagegen richtet sich sein temperamentvoller Protest, der zwar an das von D. Fr. Strauß in seinem „Alten und neuen Glauben" verkündete „Bierbank-Evangelium" anknüpfte, in der That aber doch ohne allen persönlichen Accent nur der Sache galt, als deren Typus Strauß herausgegriffen und freilich unsanft gestreichelt wurde. Was sich in Deutschland breit macht, ist keineswegs die überlegene Kultur — denn Kultur ist für Nietzsche Einheit des Stils in allen Lebensäußerungen —, es ist vielmehr die vollkommene Stillosigkeit, die Barbarei des „Bildungsphilisters" (das Wort stammt von Nietzsche), der die Flitter seines Wissens von allen Seiten her zusammengeborgt hat und sich nun, ohne

jede Selbsterkenntnis, für den echten Musensohn und Kulturmenschen, für den satten Ausdruck der deutschen Kultur hält. Worauf es für diese Barbaren, die „unphilosophischen Bewunderer des nil admirari“ ankommt, ist die völlige Abstumpfung, die vor dem geschichtlich Gewordenen gedankenlos Halt macht und jenseits der historischen Ableitung und Erklärung keine Fragezeichen mehr sieht. Und nun diese stumpfen Geister mit dem Höchsten, was der Mensch hat, schalten und walten zu sehen, den Philister als Stifter einer Zukunftsreligion sich gebärden zu sehen, das macht Nietzsche ungeduldig. Dagegen zieht er mit grimmiger Satire los. Er belauscht die Eitelkeit des Bildungsphilisters gleichsam vor dem Spiegel und liefert sie dem allgemeinen Spott aus:

„Es giebt in dem Bekenntnisbuche eine paradiesische Seite, die Seite 294: dieses Pergamen laß dir vor allem entrollen, beglücktester Philister! Da steigt der ganze Himmel zu dir nieder. ‚Wir wollen nur noch andeuten, wie wir es treiben,‘ sagt Strauß, ‚schon lange Jahre her getrieben haben. Neben unserem Berufe — denn wir gehören den verschiedensten Berufsarten an, sind keineswegs bloß Gelehrte und Künstler, sondern Beamte und Militärs, Gewerbtreibende und Gutsbesitzer, und noch einmal, wie schon gesagt, wir sind unser nicht wenige, sondern viele Tausende und nicht die Schlechtesten in allen Landen — neben unserem Berufe, sage ich, suchen wir uns den Sinn möglichst offen zu erhalten für alle höheren Interessen der Menschheit; wir haben während der letzten Jahre lebendigen Anteil genommen an dem großen nationalen Kriege und der Aufrichtung des deutschen Staates, und wir finden uns durch diese so unerwartete als herrliche Wendung der Geschichte unserer viel geprüften Nation im Innersten erhoben. Dem Verständnis dieser Dinge helfen wir durch geschichtliche Studien nach, die jetzt mittels einer Reihe anziehend und volkstümlich geschriebener Geschichtswerke auch dem Nichtgelehrten leicht gemacht sind, dabei suchen wir unsere Naturkenntnisse zu erweitern, wozu es an gemeinverständlichen Hilfsmitteln gleichfalls nicht fehlt; und endlich finden wir in den Schriften unserer großen Dichter, bei den Aufführungen der Werke unserer großen Musiker eine Anregung für Geist und Gemüt, für Phantasie und Humor, die nichts zu wünschen übrig läßt. So leben wir, so wandeln wir beglückt.‘ Das ist unser Mann, jauchzt der Philister, der dies liest: denn so leben wir wirklich, so leben wir alle Tage. Und wie schön er die Dinge zu umschreiben weiß! Was kann er zum Beispiel unter den geschichtlichen Studien, mit denen wir dem Verständnis der politischen Lage nachhelfen, mehr verstehen als die Zeitungslektüre? was unter dem lebendigen Anteil an der Aufrichtung des deutschen Staates als unsere täglichen Besuche im Bierhaus? und sollte nicht ein Spaziergang im zoologischen Garten das gemeinte gemeinverständliche Hilfsmittel sein, durch das wir unsere Naturkenntnis erweitern? Und zum Schluß — Theater und Konzert, von denen wir Anregungen für Phantasie und Humor mit nach Hause bringen, die nichts zu wünschen übrig lassen — wie würdig und witzig er das Bedenkliche sagt! Das ist unser Mann; denn sein Himmel ist unser Himmel!“

Da hat man den ganzen Nietzsche! Diese Armut, dies erbärmliche Behagen am Alltäglichen, am Ewig-Gestrigen ist's, was er zeitlebens bekämpft hat. Was sind denn eure Interessen? fragt er. Welchem Zweck dienen sie, aus dem sie als die höheren erwiesen wären? Daß diese Fragen gar nicht aufgeworfen werden, das kennzeichnet diese Kultur als Unkultur, die Gebildeten dieser Kultur als Bildungsphilister, ihre gelehrten Diener als Sklaven. „Unsere Gelehrten,“ sagt Nietzsche, „unterscheiden sich kaum und jedenfalls nicht zu ihren Gunsten von den Ackerbauern, die einen kleinen ererbten Besitz mehren wollen und emsig vom Tag bis in die Nacht hinein bemüht sind, den Acker zu bestellen, den Pflug zu führen und den Ochsen zuzurufen. Nun meint Pascal überhaupt, daß die Menschen so angelegentlich ihre Geschäfte und ihre Wissenschaften betrieben, um nur damit den wichtigsten Fragen zu entfliehen, die jede Einsamkeit, jede wirkliche Muße ihnen aufdringen würde, eben jenen Fragen nach dem Warum, Woher, Wohin. Unseren Gelehrten fällt sogar wunderlicherweise die allernächste Frage nicht ein, wozu ihre Arbeit, ihre Hast, ihr schmerzlicher Tau-

mel nütze sei. Woher, wohin, wozu alle Wissenschaft, wenn sie nicht zur Kultur führen soll?"

Das sind Fragen, die Nietzsche oft wiederholt. Mir scheint, sie treffen den wunden Punkt unseres modernen Wissenschaftsbetriebes mit seinem immer mehr auseinanderfallenden Specialistentum, dem jeder Sinn für das Ziel der wissenschaftlichen Erkenntnis, für den letzten Zweck alles Menschenlebens und -strebens abhanden zu kommen droht. Nietzsche hat durchaus recht, wenn er der modernen Kultur die Zusammenhangslosigkeit, das selbstgefällige und fraglos zufriedene Prunken mit hier und da zusammengerafften Fetzen und Flittern vorwirft.

Freilich, noch bleibt auch, was Nietzsche als letzter Zweck vorschwebt, verschwommen und dunkel. Seine rein ästhetische Definition der Kultur sagt nicht viel. Wir stehen ratlos und ohne Wegweisung. Wollen wir nicht gedankenlos auf der breiten Landstraße der Urteils- und Ziellosigkeit mitlaufen, wohin wenden wir uns? Wer kann uns helfen und Führer sein?

* * *

Nietzsche beantwortet diese Frage in seiner dritten Unzeitgemäßen Betrachtung: „Schopenhauer als Erzieher." Die Antwort, die er giebt, deckt sich mit seinen späteren Ansichten durchaus und muß mit diesen zusammengenommen werden, wenn man seine Auffassung von der Philosophie ganz verstehen will.

Wer Wegweisung heischt, muß vor allem auch selbst gehen können und wollen. Darin aber besteht der Hauptmangel unserer modernen Kultur, der sogenannten allgemeinen Bildung, daß sie die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit des Individuums verkümmert. Fast allen modernen Menschen gemeinsam ist die Faulheit zum Erfassen und Geltendmachen der Invidualität. Sie wollen nicht selbst gehen und sich mit der Wegweisung begnügen; sie wollen geschoben und gezogen werden. Sie wagen nicht, sie selbst zu sein; sie sind abhängig von anderen und von öffentlichen Meinungen. Öffentliche Meinungen aber, die uns beherrschen, sind allemal private Faulheiten. Es gilt wieder eigene Wege gehen, sich selbst suchen. Die Individualität, das Selbst muß wieder zu Ehren gebracht werden. „Aber," sagt Nietzsche, „dein wahres Wesen liegt nicht tief verborgen in dir, sondern unermeßlich hoch über dir oder wenigstens über dem, was du gewöhnlich als dein Ich nimmst." Ja, „auch über dem größten Menschen erhebt sich sein eigenes Ideal." Es gilt, dies unser besseres Selbst, unser Ideal zu entdecken und ihm nachzustreben, damit wir Macht gewinnen, „um durch sie der Physis nachzuhelfen und ein wenig Korrektor ihrer Thorheiten und Ungeschicklichkeiten zu sein." Wer aber hilft uns, dies Ideal suchen und finden, wer soll unser Führer und Erzieher sein?

Keine Frage, daß hier die eigentliche Aufgabe der Philosophen liegt, deren eigentümliche Arbeit es immer gewesen ist, Gesetzgeber für Maß, Münze und Gewicht der Dinge zu sein. Ein Denker solchen Stils war Schopenhauer, und darum feiert ihn Nietzsche als Erzieher. In diesem Sinne erfaßt er selber seine Aufgabe als Philosoph.

Dieser Aufgabe hat die Philosophie als Universitätsphilosophie nach Nietzsche freilich nicht entsprochen. Er findet für sie Worte, noch bitterer und schärfer als sein Meister Schopenhauer. Aber er denkt nicht daran, darum der Philosophie überhaupt abzusagen. Nur richtet er auch über den Philosophen ihr Ideal auf, nach dem sie zu ringen haben. Selbst in seiner positivistischen Periode, in der ihm die Philosophie gelegentlich wohl zur Fata Morgana in der Wüste der Wissenschaft wird, unterscheidet er zwischen den Angestellten der Wissenschaft und den anderen, von denen jene um der Wissenschaft willen da sind, während die Wissenschaft für diese da ist. Jene unfrei, diese frei, jene allzeit unpersönlich, der Sache dienend, diese persönlich interessiert, wo überhaupt, und Träger personenhafter Erkenntnisse. Und die bitteren Worte, die er hierbei noch für den Philosophen übrig hat, verlernt er später in demselben Maße, in dem er die Beschränktheit der positivistischen Philosophie erkannt hat. Er tritt entschieden der „ungebührlichen und schädlichen Rangverschiebung" entgegen, „welche sich heute ganz unvermerkt und wie mit dem besten Gewissen zwischen Wissenschaft und Philo-

sophie herzustellen droht. — — Die Unabhängigkeitserklärung des wissenschaftlichen Menschen, seine Emancipation von der Philosophie, ist eine der feineren Nachwirkungen des demokratischen Wesens und Unwesens; die Selbstverherrlichung und Selbstüberhebung des Gelehrten steht heute überall in voller Blüte und in ihrem besten Frühlinge, — womit noch nicht gesagt sein soll, daß in diesem Falle Eigenlob lieblich röche. ‚Los von allen Herren!‘ — so will es auch hier der pöbelmännische Instinkt; und nachdem sich die Wissenschaft mit glücklichstem Erfolge der Theologie erwehrt hat, deren Magd sie zu lange war, ist sie nun in vollem Übermute und Unverstande darauf hinaus, der Philosophie Gesetze zu machen und ihrerseits einmal den „Herrn‘ — was sage ich? den Philosophen zu spielen. Mein Gedächtnis — das Gedächtnis eines wissenschaftlichen Menschen, mit Verlaub — strotzt von Naivetäten des Hochmuts, die ich seitens junger Naturforscher und alter Ärzte über Philosophie und Philosophen gehört habe (nicht zu reden von den gebildetsten und eingebildetsten aller Gelehrten, den Philologen und Schulmännern, welche beides von Berufs wegen sind). Bald war es der Specialist und Eckensteher, der sich instinktiv überhaupt gegen alle synthetischen Aufgaben zur Wehre setzte, bald der fleißige Arbeiter, der einen Geruch vom Otium und der vornehmen Üppigkeit im Seelenhaushalte des Philosophen bekommen hatte und sich dabei beeinträchtigt und verkleinert fühlte. Bald war es jene Farbenblindheit des Nützlichkeitsmenschen, der in der Philosophie nichts sieht als eine Reihe widerlegter Systeme und einen verschwenderischen Aufwand, der niemandem ‚zu gute kommt.‘ Bald sprang die Furcht vor verkappter Mystik und Grenzberichtigung des Erkennens hervor, bald die Mißachtung einzelner Philosophen, welche sich unwillkürlich zur Mißachtung der Philosophie verallgemeinert hatte. Am häufigsten endlich fand ich bei jungen Gelehrten hinter der hochmütigen Geringschätzung der Philosophie die schlimme Nachwirkung eines Philosophen selbst, dem man zwar im ganzen den Gehorsam gekündigt hatte, ohne doch aus dem Banne seiner wegwerfenden Wertschätzung anderer Philosophen herausgetreten zu sein: mit dem Ergebnis einer Gesamtverstimmung gegen alle Philosophie.“

Und dabei sind doch alle diese gelehrten Handwerker Unfreie und Sklaven, die meist durch irgend einen Zufall auf ihr besonderes Arbeitsgebiet geraten sind, ohne auch nur einen Grund dafür angeben zu können, warum sie es einem anderen vorziehen, und die sich niemals auch nur im entferntesten die Frage vorlegen, welchem Zweck denn all ihr Thun und Arbeiten dienen soll. Ganz anders der Philosoph, der durch innere Notwendigkeit getrieben philosophiert, ohne je die Möglichkeit zu kennen, daß er nicht Philosoph sein könnte. Er ist eben deshalb der innerlich Freie, der Herrscher. Aber freilich, um es zu sein, muß er auch ein ganzer und echter Philosoph sein, nicht vom Schlage der Positivisten oder erkenntnistheoretischen Specialisten, die die Philosophie zur Fachwissenschaft erniedrigen. Er soll sich selbst verstehen als den Wertschaffenden und Gesetzgebenden, als Befehlshaber, cäsarischen Züchter und Gewaltmenschen der Kultur, der seiner Zeit Werte und Ziele vorschreibt. Ja, ein Versucher soll er sein, der Versuche anstellt im Gebiet der Werte und den Menschen versucherisch hinauslockt aus dem Gebiet des Schablonenhaften zu seinem besseren Selbst, der sie aufstört aus ihrer dumpfen Selbstverständlichkeit und ihrem Leben Inhalt, Wert und Ziel giebt.

Wenn Nietzsche fragt: „Gab es schon solche Philosophen?“, so setzt er sich mit sich selbst in Widerspruch, da er doch sonst den prachtvollen und königlichen Einsiedlern des Geistes, Heraklit, Plato, Empedokles, Schopenhauer, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Seine Propheteneitelkeit bricht durch, die ihm so gern den Vorantritt in dieser Reihe von Philosophen sichern möchte. Immerhin aber hat er das Verdienst, mit seiner ganzen Beredsamkeit die Philosophie zu ihrer Hauptaufgabe zurückgerufen und den allein ihrer würdigen Platz gewiesen zu haben. Unserer Zeit aber zeigt er die Philosophie als die Instanz, die die Fragen nach den Zwecken und Werten zu entscheiden hat. Indem er sie überhaupt diese Fragen aufwerfen lehrt, lehrt er sie wieder nach der Philosophie fragen, und das sollten ihm die Philosophen nicht vergessen.

Indem Nietzsche die Aufgabe der Philosophie schon am Anfang seiner Arbeit so bestimmt, stößt er übrigens auf einen Gedanken, der seine eigene Entwicklung hellseherisch vorwegnimmt. Er schreibt: Der moderne Philosoph braucht, um über das Leben zu richten, vor allem erst Leben, „wahres, rotes, gesundes Leben.“ — „Wenigstens für sich selbst wird er es für nötig halten, ein lebendiger Mensch zu sein, bevor er glauben darf, ein gerechter Richter sein zu können. Hier ist der Grund, weshalb gerade die neueren Philosophen zu den mächtigsten Förderern des Lebens, des Willens zum Leben gehören, und weshalb sie sich aus ihrer ermatteten eigenen Zeit nach einer Kultur, nach einer verklärten Physis sehnen. Diese Sehnsucht ist aber auch ihre Gefahr: in ihnen kämpft der Reformator des Lebens und der Philosoph, d. h. der Richter des Lebens. Wohin sich auch der Sieg neige, es ist ein Sieg, der einen Verlust in sich schließen wird.“

So überwog in der That nachher bei Nietzsche der Lebenshunger, der bei dem ewig siechen Mann zu krankhafter Überschätzung des physisch Gesunden entartete und vor allem nach diesem Ziel hin reformierend wirken wollte, die besonnene Kritik der Lebenswerte: das Leben selbst, und zwar das gesunde, machtvolle Leben erschien ihm als letzter Wert. Der Philosoph wurde durch den Propheten der mystischen Lebenskraft verdrängt: allerdings ein Sieg, der einen Verlust in sich schloß.

* *
*

Der wichtigste Bundesgenosse der Philosophie in der Förderung des Willens zum Leben und zur kraftvollen Selbstentfaltung ist nun nach Nietzsche die Kunst. Ihr und ihrem Heros Wagner, in dem sie sich damals noch ganz und gar für ihn verkörperte, widmete er seine vierte Unzeitgemäße Betrachtung „Richard Wagner in Bayreuth“. Schon vorher hatte er in seiner ersten größeren Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ seine Auffassung von der Kunst und zugleich auch seine Stellungnahme zu Richard Wagner angedeutet. In dieser 1871 erschienenen Schrift hatte der junge Philologieprofessor, noch im Banne Schopenhauers, die Metaphysik des Pessimismus für das Verständnis der griechischen Kunst und des Tragischen überhaupt nutzbar zu machen versucht. Nach zwei verschiedenen Richtungen hin hat sich nach ihr das künstlerische Schaffen der Griechen entwickelt, als apollinische und als dionysische Kunst. „Während Apollo der verklärende Genius des principii individuationis ist, durch den allein die Erlösung im Scheine wahrhaft zu erlangen ist, wird unter dem mystischen Jubelruf des Dionysos der Bann der Individuation zersprengt und der Weg zu den Müttern des Seins, zu dem innersten Kern der Dinge offen gelegt.“ Dort der schöne Schein, den der Künstler verklärend über das Sein mit seinem Leiden ausbreitet: ein schöner Traum, den der Künstler uns mitträumen läßt; dort das wahrhafte Sein, das hinter allem Wechsel der Erscheinungen unwandelbar und unzerstörbar ruht: der Trank aus der Quelle des blühenden, unerschöpflichen Lebens berauscht den Künstler, dessen Begeisterung uns willenlos mit fortreißt. Ist die plastische Kunst die eigentlich apollinische, so ist die Musik die eigentlich dionysische. Aus der Verbindung des Apollinischen und Dionysischen aber ist die Tragödie hervorgegangen. Während uns die Handlung selbst den Willen in seinem Leiden zeigt unter dem Joch der Individuation, ruft uns das Chorlied unablässig zurück zur Harmonie des in sich ruhenden, an sich seienden Urgrundes. Und erst aus dem Geiste der Musik heraus verstehen wir nun „eine Freude an der Vernichtung des Individuellen (das Tragische). Denn an den einzelnen Beispielen einer solchen Vernichtung wird uns nur das ewige Phänomen der dionysischen Kunst deutlich gemacht, die den Willen in seiner Allmacht gleichsam hinter dem principio individuationis, das ewige Leben jenseit aller Erscheinung und trotz aller Vernichtung zum Ausdruck bringt. Die metaphysische Freude am Tragischen ist eine Übersetzung der instinktiv-unbewußten dionysischen Weisheit in die Sprache des Bildes: der Held, die höchste Willenserscheinung, wird zu unserer Lust verneint, weil er doch nur Erscheinung ist und das ewige Leben des Willens durch seine Vernichtung nicht berührt wird. Wir

glauben an das ewige Leben, so ruft die Tragödie, während die Musik die unmittelbare Idee dieses Lebens ist."

Den Sündenfall aus diesem ursprünglichen Leben und Weben in dem Paradies des wahrhaften Seins stellt der Sokratische Apfelbiß vom Baum der Erkenntnis dar. Jetzt soll der Begriff das Sein, der Schatten das Licht ersetzen, und statt des Schleiers der Schönheit lagert sich das graue Spinngewebe des begrifflichen Denkens über dem geheimnisvollen Wesen der Welt. Die Unschuld ist verloren: Unwissenheit ist Sünde, das Wissen ist Tugend. Der Mensch bekommt Pflichten.

Zum Glück glaubt Nietzsche in unserer Zeit der sokratisch-rationalistischen Kultur einen kraftvollen Gegner erstehen zu sehen in Richard Wagner, der uns zu dem Urquell des Seins, dem blühenden roten Leben zurückführen und uns den stärkenden Trank aus diesem Jungbrunnen reichen will.

Es war kein Wunder, daß Wagner dem so unerwartet aufgestandenen Apostel seiner Kunst, noch dazu einem so geistreichen, mit offenen Armen entgegenkam. Es entstand ein inniges Freundschaftsverhältnis zwischen beiden, das in lebhaftem persönlichem Verkehr fester und fester wurde. So ist denn die vierte Unzeitgemäße Betrachtung ein einziger Hymnus auf Richard Wagner, von dem Nietzsche den Anbruch einer neuen Zeit hofft. Die Bayreuther Festtage sind ihm „die Morgenweihe am Tage des Kampfes", des Kampfes gegen die heutige Unkultur. Zwar ist die Kunst nicht selbst Kampfmittel, sie soll uns aber vor und während des Kampfes stählen, daß wir die neue Zeit heraufführen helfen und ein neues Geschlecht, das mächtiger und kraftvoller, ja vielleicht sogar böser sein und scheinen wird als das jetzige; — „denn es wird, im Schlimmen wie im Guten, offener sein; ja, es wäre möglich, daß seine Seele, wenn sie einmal in vollem, freiem Klange sich ausspräche, unsere Seelen in ähnlicher Weise erschüttern und erschrecken würde, wie wenn die Stimme irgend eines bisher versteckten bösen Naturgeistes laut geworden wäre. Oder wie klingen diese Sätze an unser Ohr: daß die Leidenschaft besser ist als der Stoicismus und die Heuchelei; daß Ehrlichsein, selbst im Bösen, besser ist, als sich selber an die Sittlichkeit des Herkommens verlieren; daß der freie Mensch sowohl gut als böse sein kann, daß aber der unfreie Mensch eine Schande der Natur ist und an keinem himmlischen, noch irdischen Troste Anteil hat; endlich, daß jeder, der frei werden will, es durch sich selber werden muß, und daß niemandem die Freiheit als ein Wundergeschenk in den Schoß fällt."

Darin war Nietzsches ganzes Zukunftsprogramm ausgesprochen. Er begrüßte die Kunst Wagners so freudig und begeistert, weil sie ihm als eine Kunst der Befreiung erschien, die das Individuum über alles Enge, Kleinliche, Konventionelle des modernen Kulturlebens hinausheben und dem Willen seine volle Souveränität zurückgeben soll. Für Wagner aber erwies sich das Programm als nicht verbindlich, als er mit seinem „Parsifal" Nietzsches Theorien durchbrach und statt des Ideals des machtvollen Willens oder des Willens zur Macht die Sehnsucht nach Erlösung als den tiefsten Lebensinhalt hinstellte. Gewiß war Wagner dabei der treuere Jünger Schopenhauers, von dem Nietzsche später überhaupt wenig mehr als einen dürftigen, empirischen Pessimismus, vor allem in der Beurteilung der modernen Kulturzustände, beibehalten hatte. Nietzsches ganzes Wesen aber bäumte sich auf, als er den Mann, der ihm bisher die Verkörperung seines eigenen Titanenideals gewesen war, vor der Idee des nach seiner Meinung willensfeindlichen Christentums sich beugen sah. Also doch keine Freiheit, doch kein Herrschertrotz und Herrscherwille! Und die bittere Enttäuschung wurde bei ihm zur Erbitterung und Verbitterung gegen Wagner, die ihm manches Wort in die Feder laufen ließ, das um seinetwillen besser ungesagt geblieben wäre. Sein „Fall Wagner" bleibt trotz allem, was zu seinen Gunsten gesagt werden kann — die Schwester hat in ihrer Biographie die Trennung mit anerkennenswerter Objektivität geschildert —, eine unerfreuliche Leistung. Es hilft nichts, Wagner war von ihm vorher zu sehr bis in den Himmel erhoben worden, als daß man nun jedes einzelne gegenteilige Urteil für vollwichtige Münze nehmen könnte. Auch durch die „aktenmäßige" Zusammenstellung der

verschiedenen Urteile über Wagner nach ihrer allmählichen Entwicklung — in der Schrift „Nietzsche contra Wagner" — ist daran kaum etwas gebessert. Wenn auch zweifellos Nietzsches Affekt aus seinem sachlichen Interesse abzuleiten ist, so bleibt er doch leider nicht ohne persönliche Beimischung. Fast scheint es, als ob seinem aristokratischen Empfinden Wagner in demselben Maße entfremdet wurde, in dem er bei der Menge Beifall fand. Nicht daß sich, wie kleine Geister witterten, eine Spur von Mißgunst bei ihm regte, wohl aber das Mißtrauen vor dem Urteil des „Pöbels", ein Mißtrauen, das Nietzsche zeitlebens so stark empfunden hat, daß man fast sagen darf: hätte er seinen Erfolg bei der Masse noch erlebt, ihm wäre vor seiner Gottähnlichkeit bange geworden. Zur klaren Mißstimmung aber wurde jenes Mißtrauen, als Wagner offen vor der „Religion des Pöbels" kapitulierte.

Lassen wir indessen die einzelnen Urteile Nietzsches über Wagner, den décadent und schlimmen Romantiker, wie über andere Musiker und Künstler auf sich beruhen. Genug, im Kampf gegen die heutige Unkultur konnte ihm von dieser Seite keine Hilfe mehr kommen, nachdem sie an entscheidender Stelle versagt hatte. Der Philosoph stand seinem Feind wieder allein gegenüber. Es galt, ihm allein zu Leibe zu gehen und zu dem Zweck seine Schwächen und Blößen scharfsichtig auszuspähen.

* *
*

Langsam und allmählich glaubte Nietzsche die Umrisse des Zieles, das ihm vorschwebte, zu erkennen. Der Weg, der zu ihm hinzuführen schien, lag jedenfalls weitab von den ausgetretenen Straßen, auf denen die Menschheit bisher ihr Glück suchte. Der Wanderer muß einsam fortschreiten; das bittere Gefühl der Verlassenheit und das Triumphgefühl des Bahnbrechers kämpfen um seine Seele. Dazu der nagende Zweifel: wird, was ihn lockt, sich als helles Licht oder als täuschendes Irrlicht erweisen?

In dem Unmut über die Unkultur der Gegenwart war Nietzsche jedenfalls klar geworden, was der Todfeind aller Kultur ist: die Unfreiheit. Alle Kultur kann ja doch sicherlich ihr Ziel nur haben in der Erhöhung unserer Natur. Was in uns physisch und psychisch angelegt ist als Kraft und Wille, das muß entfesselt werden, muß sich entfalten zu gesundem, machtvollem Leben, das kein Gesetz kennt als das seiner eigenen Entwicklung. Darum fort mit allen unnatürlichen Einschränkungen und Hemmungen!

Eine solche Hemmung der vorwärts drängenden Entwicklung des Lebens ist der alles überwuchernde historische Sinn unserer Zeit, gegen welchen Nietzsche schon in seiner zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" gekämpft hatte. Der moderne Mensch flüchtet sich vor den Aufgaben und Fragen des gegenwärtigen Lebens in die Vergangenheit. Und indem er alles Gegenwärtige in seinem Werden erkennt, auch alles, was in ihm Problem und Frage ist, glaubt er sogleich damit fertig zu sein. Das sogenannte historische Verständnis zersetzt das aktuelle Interesse an den Dingen und nimmt ihnen jeden Antrieb, jede Aufgabe, die sie sonst für uns enthalten. Es gilt statt rückwärts wieder vorwärts sehen lernen! „Dadurch, daß ihr vorwärts seht, ein großes Ziel euch steckt, bändigt ihr zugleich jenen üppigen analytischen Trieb, der euch jetzt die Gegenwart verwüstet und alle Ruhe, alles friedfertige Wachsen und Reifwerden fast unmöglich macht." Ja der Mensch muß geradezu „die Kraft haben und von Zeit zu Zeit anwenden, eine Vergangenheit zu zerbrechen und aufzulösen, um leben zu können". Alles Glück beruht auf diesem Vergessenkönnen; man sehe nur das Tier an! Und der Mensch soll endlich einmal den Mut zu dem haben, was er ist; erst leben, dann erkennen. Der Mensch ist vor allem ein animal, kein cogital. So stellt Nietzsche dem mittelalterlichen „memento mori" sein modernes „memento vivere" entgegen! So soll man das Alte absterben lassen, wo es welk und schwach ist; man sei mit Bewußtsein unhistorisch. Das Beste an der Geschichte sind ja doch die großen Unhistorischen, von denen sie spricht. Man versuche neue Instinkte anzupflanzen und Gewohnheiten zu schaffen, um eine neue Kultur herbeizuführen. Der Begriff dieser neuen Kultur wird hier

gefaßt als der „einer neuen und verbesserten Physis, ohne Innen und Außen, ohne Verstellung und Konvention“, als „Einhelligkeit zwischen Leben, Denken, Scheinen und Wollen“. Eine solche neue Kultur dünkt Nietzsche möglich auf den Schultern von hundert Männern, wofür die Renaissance ein ermutigendes Beispiel liefert. Die Massen kommen für die Kultur überhaupt nicht in Betracht. „Die Massen,“ sagt Nietzsche, „scheinen mir nur in dreierlei Hinsicht einen Blick zu verdienen: einmal als verschwimmende Kopien der großen Männer, auf schlechtem Papier und mit abgenutzten Platten hergestellt, sodann als Widerstand gegen die Großen und endlich als Werkzeuge der Großen; im übrigen hole sie der Teufel und die Statistik!“

Man kann auch aus dieser zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung das Programm für die gesamte spätere Arbeit Nietzsches deutlich herauslesen. Es handelt sich darum, die lebensunfähige, zusammengestoppelte moderne Unkultur durch ein Kulturideal aus einem Guß zu überwinden. Unter Abreißen der bisherigen Entwicklung soll dies Ideal gewaltsam in die Wirklichkeit übergeführt werden. Was an ihm besonders hervorleuchtet, — durch die etwas nebelhafte Umschreibung hindurch — ist die starke Wertschätzung des physischen Lebens, die nachher so eigentümlich gesteigert werden sollte. Und die Vorkämpfer und die Verwirklicher dieses Ideals stellt eine kleine Schar auserlesener Geister, die der blöden Masse den Weg zeigen — der erste Anklang an die spätere Lehre von den Herrennaturen und Übermenschen.

* * *

Ist unsere bisherige Kultur im Grunde nichts als eine große Täuschung, nichts als krasse Unkultur, so muß der Kampf gegen sie auf der ganzen Linie eröffnet werden. Der Sieg wird davon abhängen, daß die Hauptbollwerke der feindlichen Position mit stürmender Hand genommen werden. Es gilt, diese auszukundschaften und dann entschlossen anzugreifen.

Worin sucht denn alle bisherige Kulturarbeit ihre eigentliche Stärke, wo sieht sie ihr Ziel und ihre Aufgabe? Offenbar in der religiösen und moralischen Erziehung der Menschheit! Aber hier liegt ja die Quelle aller Unfreiheit und Gebundenheit, der geistigen Unselbständigkeit, die jede echte Geisteskultur unmöglich macht! Religion und Moral sind also nicht Ziele oder Ergebnisse wahrer Kulturarbeit; sie sind die Todfeinde aller echten Kultur. Nur die angebliche Unverletzlichkeit und Heiligkeit dieser Gebiete, die alles Forschen und Fragen des Menschen abschnitt und schweigende stumpfe Unterwerfung forderte, hat das bisher übersehen lassen.

Sicherlich, wahre Bildung kann allein auf dem Boden der Freiheit erwachsen. Als etwas innerlich Zusammenhängendes muß sie ihre Einheit ganz ausschließlich in dem souveränen Ich, das sie steigern und erhöhen soll, als ihrem Zweckbeziehungspunkt haben. Jede äußere Abhängigkeit stört das Gleichgewicht der sicher in sich ruhenden Persönlichkeit. So lag allerdings der Kampf gegen jede Vergewaltigung der Freiheit des Individuums durch Autoritätsansprüche auf der Linie der Nietzscheschen Gedankenentwicklung. Er konnte darum dem Kampf gegen Kirchentum und Dogma nicht ausweichen, soviel ihn dieser Kampf auch kostete.

Denn man lasse sich nicht darüber täuschen: dieser Kampf hat Nietzsche etwas gekostet, er ist ihm schwer geworden. Mit Schmerzen hat er sich von Kirche und Christentum losgerungen. Der Knabe, der Sohn eines Geistlichen, hatte einst mit kindlich frommer Seele den Gedanken gehegt, selbst Geistlicher zu werden. Und wo der Knabe geliebt, hat der Mann nie die ruhige Kühle der wissenschaftlichen Objektivität gewinnen können. Er muß sich zwingen zu leidenschaftlicher Abwehr, um seine Abkehr vor sich zu rechtfertigen, er muß sich in dieser Abwehr steigern zu fanatischem Haß, um all das, was in ihm selbst für die andere Seite spricht, gewaltsam zu töten. Nietzsche selbst weiß, daß man durch seinen Haß ehrt. Und wie hat er das Christentum gehaßt! So kann nur hassen, wer geliebt hat, ja vielleicht noch liebt und die Liebe gewaltsam aus seinem Herzen reißen möchte. Das Christentum, dessen Fesseln er zersprengt hat, quält ihn. So hat er nicht aufgehört, sich immer wieder und wieder mit ihm zu be-

schäftigen. Fast in allen seinen Schriften finden sich längere Auslassungen darüber, und die letzte zusammenhängende Arbeit von ihm, der erste Teil des geplanten Hauptwerkes „Umwertung aller Werte“, ist der Antichrist.

Man darf sich nicht wundern, daß Nietzsche der weltgeschichtlichen Bedeutung des Christentums nicht gerecht geworden ist. Empfand er die geschichtlichen Mächte, wie wir sahen, überhaupt als Hemmung des wahren Kulturfortschritts, so mußte ihm das in Kirche und Dogma erstarrte Christentum ohne Frage als schwerste Gefahr erscheinen. Und seien wir gerecht: die herrschende Reaktion rechtfertigt Nietzsches Kampf auf diesem Gebiet durchaus. Er hat recht, wenn er im Namen der echten Kultur gegen alles autoritativ auftretende Christentum und Kirchentum protestiert. Wahre Kultur kann in der That keinerlei Bevormundung in Bezug auf Glauben und Handeln vertragen; ihr Jünger fügt sich in beidem nur seinen eigenen Gesetzen. Und wo ihm das Christentum irgendwie in katholischer Form entgegentritt — und das evangelische Christentum tritt heute vielfach als „kümmerliche Doublette des Katholicismus“ auf —, da hat er ein gutes Recht, sich von diesem Christentum zu scheiden. In dem Sinne sind wir modernen Menschen nicht mehr Christen.

Nun hätte Nietzsche allerdings die Frage aufdämmern müssen, ob denn das Christentum seinem Wesen nach mit den von ihm bekämpften Ansprüchen zusammengehöre. Er ist ihr nicht nahegetreten. Sein aristokratischer Instinkt, dem das Christentum als die Religion des Pöbels erschien, stand hier im Wege. Die Religion der reinen Gottes- und Menschenliebe blieb von ihm ungewürdigt.

Darum erscheinen dem, der das Christentum in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung unbefangen würdigt, Nietzsches Äußerungen nach dieser Seite hin so trostlos unzulänglich. Welch ein kindliches Bemühen, die logischen Schwächen der Christologie aufzudecken, während gebildete Theologen an diesem Punkte die einzig richtige geschichtliche Betrachtung vertreten! Und darum erscheinen doppelt bedauerlich die Gehässigkeiten, mit denen Nietzsche in seinem Antichrist auf dem Kampfplatz erscheint. Man versteht sie überhaupt nur, wenn man sich gegenwärtig hält, daß es die Kriegsfackel ist, die hier ihren blutigroten Schein wirft, nicht die Leuchte besonnener wissenschaftlicher Forschung.

Nietzsche hat generell seinen Standpunkt zum Christentum der Kirche richtig formuliert, wenn er ausspricht, der Glaube als Imperativ bedeute ein Veto gegen die Wissenschaft. Aber daraus folgt freilich nicht, daß das Christentum als das größte Unglück, als Fluch und Schandfleck der Menschheit anzusehen sei. Daraus folgt nicht, daß es heute unanständig sein müsse, sich noch einen Christen zu nennen, um von schlimmeren Verirrungen ganz zu schweigen.

Daß bei dieser Stellungnahme zum Christentum der historische Freiheitskampf innerhalb desselben unverstanden bleiben mußte, ist natürlich. Luthers Reformation, die doch wenigstens dem Princip nach die religiöse Freiheit des Christenmenschen, seine Souveränität gegenüber aller äußeren Autorität begründet hat, ist für Nietzsche der Bauernaufstand, der die Welt um die Früchte der Renaissance betrog, und zwar zu einer Zeit, wo die Kirche auf dem besten Wege war, völlig zu verweltlichen und, indem sie die blöde Masse beherrschte, den auserlesenen Geistern eine echte, wahrhaft freie Kultur zu ermöglichen! — Man kann und wird Nietzsche zugeben, daß gerade in den Kirchenfürsten der Renaissance sich wirklich viel echte, tiefe Bildung darstellt und daß Luther leider keineswegs auf der gleichen Höhe stand. Das kann aber doch nicht darüber täuschen, auf welcher Seite das Princip der religiösen Freiheit verfochten wurde. Man wundert sich, wenn das von Nietzsche verkannt wird; aber man erschrickt geradezu, wenn man hört, daß das Ideal eines Kirchenfürsten sich ihm in Cesare Borgia darstellt. In diesem Manne war freilich Ungebundenheit des Geistes. Nur nennen wir diese Ungebundenheit — und die Thatsache dieser Beurteilung soll nicht verdunkelt werden — Frechheit und nicht Freiheit. —

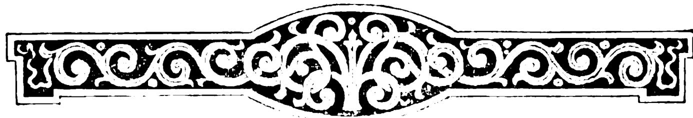
Aus dem Kampf gegen das thatsächliche Christentum der Gegenwart ward Nietzsche, dem mit Gemütsbedürfnissen ringenden und darum nicht objektiv urteilenden, der Kampf gegen das Christentum überhaupt. Der Ge-

gensatz zum Christentum hinwiederum ward ihm allzu schnell zum Gegensatz gegen die Religion überhaupt. Der Affekt, den er für seine Befreiung auf diesem Gebiet brauchte, machte ihn ungerecht und blind. Es schien ihm selbstverständlich, daß, solange es einen Gott gebe, der Mensch als von ihm abhängig irgendwie unfrei sein müsse. Der Mensch muß also um seiner Freiheit willen die Existenz Gottes negieren, Gott töten. So ward Nietzsche zum „Mörder Gottes“.

Dieser Mord ist die That des naiven Sklaven, der seinen Herrn erschlägt, um die Freiheit zu erlangen. Nietzsche hat als philosophisch Naiver den Atheismus für eine Sache des Mutes, des Entschlusses gehalten. Er hätte sich sonst nicht so viel auf diese atheistische Trivialität zu gute gethan. Aber gerade weil für ihn Mut nötig war, weil ihn allerhand Gemütsbedürfnisse nach der entgegengesetzten Seite zogen, deshalb war dieser Entschluß für ihn so verlockend, denn er fürchtet sich ja überall vor den Betrügereien des Herzens. Weil der Atheismus oder die Freigeisterei — mit dem Wort und mit der Sache kokettiert er gern — eine That war, keine Theorie, darum giebt er sich auch gar nicht die Mühe, die theistische oder pantheistische Position ernstlich zu prüfen oder gar zu widerlegen. Jeder Theismus scheint ihm die Freiheit zu bedrohen; so tritt an die Stelle des Monotonotheismus, wie er spöttelt, der radikalste Atheismus.

Man kann zugeben, daß Nietzsches Protest gegen den Theismus jedem transcendenten Gottesbegriff gegenüber, wie er in der Theologie gebräuchlich ist, zu Recht besteht. Mit einem solchen außer- oder überweltlichen Gott, aus dem Wirklichkeit als Gesetz und Sittlichkeit als Forderung für uns fließt, ist die Souveränität des Subjekts schlechterdings unvereinbar. Aber es bleibt doch die Frage offen, ob denn das Ewige und Göttliche, der einheitliche Urgrund aller Gesetze und Normen, den wir suchen müssen, nicht in uns selbst, in unserem Bewußtsein aufgefunden werden könne. Hierhin wies Nietzsche seine Gedankenrichtung. Und wiederum, diese Frage ist ihm gar nicht aufgedämmert. Was er suchte mit heißem Bemühen, das war im Grunde nichts anderes als das, was die neuere Philosophie seit Kant als ihre kostbarste Errungenschaft betrachtet, die logische und ethische Autonomie des Subjekts. Der philosophisch Naive hatte aber von dem anderwärts gehobenen Schatz keine Ahnung und glaubte ihn selber in der Anomie zu entdecken. Nur darf man nicht vergessen: der Schatz ist in unserer Zeit in Gefahr, wieder in Schutt und Geröll verloren zu gehen. Wieder nach ihm schürfen und freie Bahn schaffen, ist verdienstlich. Das Verdienst hat Nietzsche in hohem Maße, und wenn er zehnmal nachher Blei statt Silber gefunden und gepriesen hat. Sein Kampf gegen die religiöse Unfreiheit war erfrischend und segensreich. Daß er notwendig war und noch immer notwendig ist, das verrät — darin hat Nietzsche recht — die Mängel unserer Kultur: ihre Unreife und Äußerlichkeit.

(Schluß folgt.)





Litterarische Rundschau.

Noch vor wenigen Jahren wäre es als ein unerhörtes Wagnis, wahrscheinlich sogar als eine brutale Geschmacksverirrung empfunden worden, hätte es jemand unternommen, **Alte Meister in farbiger Wiedergabe** darzubieten. Erst unsere wiedererwachte Farbenlust im Verein mit den überraschenden Fortschritten unserer Reproduktionstechnik konnte zu solchem Versuch ermutigen, und so stößt denn das neue, großangelegte Unternehmen der E. A. Seemannschen Verlagshandlung in Leipzig, das uns die natürliche Farbenkomposition der Meistergemälde aller Zeiten in Einzeldrucken zugänglich macht, heute keineswegs mehr auf Erstaunen oder gar Widerwillen. An zwei uns vorliegenden Mappen (mit je acht auf Karton gezogenen Blättern; jede Mappe 4 Mk.) können wir prüfen, ob die Wiedergabe den Originalen einigermaßen gerecht wird. Im allgemeinen muß der neuen Technik, der mechanischen Dreifarben-Photographie, das höchste Lob gespendet werden: die Blätter wirken in der That mit der vornehmen Gedämpftheit der Farben und ihren feinen Nuancen wie Gemälde. Einzeln betrachtet, unterscheiden sie sich freilich in ihrem künstlerischen Werte sehr. Rembrandts Helldunkel will sich noch nicht recht fügen, und Tizians Farbensattheit entbehrt der feineren Übergänge. Aber alles, was im Original sich mehr dem einfacheren Freskoton nähert, ist prächtig gelungen. Wir nennen vor allem Terborchs „Konzert", Melozzo da Forlis „Engel mit der Laute", Fra Bartolomeos „Grablegung", Andrea del Sartos „Verkündigung", Raffaels „Madonna del Granduca", Morettos „Heilige Justina" und Albertinellis „Heimsuchung Mariä"; aber auch die einfacheren Genrebilder der holländischen Schule und vor allem einzelne Porträts sind von künstlerisch abgetönter Wirkung. Als vornehmes Geschenkwerk eignen sich die Mappen in hervorragendem Maße.

Berühmte Gemälde der Welt stellt ein gefällig ausgestatteter Folioband zusammen, von dem uns nur die kleine Ausgabe mit hundertfünf Bildern vorliegt (Leipzig, Otto Maier; Preis 3 Mk.). Die Auswahl beschränkt sich auf die moderne Malerei und bevorzugt das Genrehafte und Anekdotische, ohne sich um den künstlerischen Wert der Bilder besondere Skrupel zu machen. Der Text, d. h. die unter den Bildern stehende Erläuterung stammt zum Teil von Lewis Wallace, dem Verfasser des „Ben Hur", der wohl einen in der deutschen Sprache besser geschulten Übersetzer verdient hätte. Überhaupt stellt sich das Werk bei näherer Prüfung als ein schnellfertiges englisches Geschäftsmachwerk heraus, das im deutschen Hause schwerlich viele Freunde finden wird.

Wie viel würdiger und künstlerisch gehaltvoller mutet uns da die **Jahresmappe 1900** an, die die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst herausgiebt! (Herdersche Verlagshandlung in Freiburg i. Br.; Preis 15 Mk.) Hier empfangen wir zwölf Foliotafeln in Kupferdruck, Phototypie, Zinkographie und Farbendruck, von denen jede einzelne ein Meisterstück moderner Reproduktionskunst ist, zugleich aber auch rein künstlerisch ihre Rechtfertigung in sich selbst trägt. Besondere Hervorhebung verdienen Gebhard Fugels „Pfingstenpredigt" und „Christus vor dem Hohen Rat", Ernst Zimmermanns „Anbetung der Hirten" und das Konstanzer Glasfenster „Die heilige Elisabeth" von Prof. Fritz Geiges. Die außerdem mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Textabteilung giebt eine Übersicht über neuere Schöpfungen der christlichen Baukunst, Plastik und Malerei. Als Schmuck in einem religiös gestimmten deutschen Hause sei die Mappe warm empfohlen.

Franz Xaver Kraus' **Geschichte der christlichen Kunst** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.) ist wieder um ein gutes Stück fortgeschritten. Vom zweiten Bande, der die Kunst des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit darstellen soll, liegt die erste Hälfte der zweiten Abteilung vor. (Mit 132 Abbild.; 8 Mk.) Sie gilt der italienischen Frührenaissance, und wieder bewährt der Verfasser, der Theologe, Historiker und Kunstforscher in einer Person ist, seine Gabe, Kultur- und Religionsbetrachtung unter der Einheit der Kunstbetrachtung miteinander zu versöhnen und zu durchdringen. Seine Darstellung ist in ihrer Harmonie von Gelehrsamkeit und feinem Geschmack selbst ein Kunstwerk, das auch in der auserlesensten kunsthistorischen Hausbibliothek noch einen Ehrenplatz einnehmen wird.

Rechtzeitig zum Feste abgeschlossen, liegt nun auch die **Geschichte der deutschen Illustration** von

Th. Kutschmann vor (Goslar und Berlin, Franz Jägers Kunstverlag; Preis 20 Mk.). Anlage und Inhalt des gediegenen Werkes haben wir bereits im Oktoberheft eingehend gewürdigt. Die letzten Lieferungen bestätigen uns noch mehr die dort schon ausgesprochene Ansicht, daß dieses Werk alles andere eher ist als ein fachwissenschaftliches Repertorium. Als künstlerisches Familienbuch, von Hand zur Hand wandernd, von Jung und Alt gelesen und betrachtet, wird es vielmehr erst seine eigentliche Aufgabe erfüllen. Denn es bringt eine Auslese des Besten, was die Illustrationskunst bei uns geschaffen, dies Beste aber doch in so charakteristischer Zusammenstellung, daß sich ohne weiteres der Faden der Geschichte und inneren Entwickelung ergiebt. Ernstes steht da neben ausgelassen Lustigem, hohe Kunst neben gefälliger Spielerei. Einen weiten Raum nehmen in der Schlußlieferung die Zeichner der „Fliegenden Blätter" ein, aber auch die Landschaft, das Genrebild und die Historienmalerei sind mannigfaltig vertreten. Einen besonderen Reiz empfangen die letzten Bogen durch zahlreiche, trefflich ausgewählte Proben des modernen Buchschmuckes, unter dessen Künstlern Cissarz, Vogeler-Worpswede, Fidus, Pankok, Sattler, Eckmann und Lechter genannt seien.

Noch einmal sei auch in diesem Zusammenhange mit wärmster Empfehlung auf die **Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker** hingewiesen, die Karl Woermann im Bibliographischen Institut (Leipzig und Wien) herausgiebt. Der erste Band, der **Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker** behandelt, ist zunächst erschienen. Er stellt dieses mittlerweile so außerordentlich wichtig gewordene Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte endlich in einer den neuen Forschungsergebnissen und ästhetischen Auffassungen entsprechenden Weise dar. Ohne jede Tendenz und möglichst auch ohne Subjektivität läßt der Verfasser die Dinge selbst reden, knapp, schlicht, klar und allgemein verständlich, doch immer auf den inneren Geist Bezug nehmend. Die Illustrationen sind natürlich dem Gegenstand entsprechend aufs sorgfältigste ausgewählt und ausgeführt.

Keineswegs bloß an die Fachwissenschaft der klassischen Philologie oder Archäologie, sondern an alle die, welche für monumentale Schönheiten des Altertums empfänglichen Sinn haben, wendet sich das prächtig ausgestattete Foliowerk von C. Weichardt: **Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri** (Leipzig, K. F. Koehler). Es gilt dem Verfasser, den Märchenpalast des römischen Kaisers auf Grund der erhaltenen Überreste und mit Zuhilfenahme historischer Überlieferungen vor der Phantasie des Lesers und Betrachters — denn dem Worte stehen kostbare, künstlerisch wiedergegebene Illustrationen zur Seite — in voller architektonischer Lebendigkeit neu erstehen zu lassen. Der Scharfsinn des Gelehrten hat sich dafür mit dem seherischen Blick des Malers verbunden und uns Bilder vors Auge gezaubert, die die ganze Gestaltenschönheit des Altertums offenbaren. Alles Thatsächliche ist sorgsam zu Rate gezogen und aus dem Studium römischer Baukunst heraus ein Gesamtbild geschaffen, das sich zu der einstigen architektonischen Wirklichkeit ungefähr so verhält wie ein historischer Roman zur realen Geschichte. Weiter war auch vom Verfasser nichts beabsichtigt. Es ist eine Feiertagsarbeit, geboren aus der sonnigen Feiertagsstimmung, die das ganze Jahr hindurch, selbst beim Brausen der Stürme, auf diesem glücklichen Eiland herrscht, und wie geschaffen, diese Feststimmung auch in dem Leser und Beschauer hervorzurufen. Denn die gesamte Ausstattung trägt ein einheitliches Gepräge: zwischen die Bauten und Landschaftsbilder gruppieren sich Titelköpfe und Randleisten, die, von Schülern des verdienten Pompeji-Rekonstrukteurs unter seiner Anleitung gezeichnet, ganz den Stempel des griechisch-römischen Kunstgeschmacks tragen, der zur Zeit des Tiberius auf der Insel herrschte. Allen Freunden Capris, d. h. allen, die je einen Fuß auf dieses Paradieseseiland gesetzt haben, sei das Werk als Freude- und Schönheitsbringer empfohlen.

In einem der kostbarsten Prachtwerke, die der deutsche Buchhandel je auf den Markt gebracht hat, behandelt Karl Berling **Das Meißener Porzellan und seine Geschichte** (Leipzig, F. A. Brockhaus). Wir können es uns ersparen, den kunst- und kulturgeschichtlich gleich interessanten Inhalt hier näher zu kennzeichnen, da eine fachwissenschaftliche Feder die monumentale Veröffentlichung erst in dem vorausgegangenen Hefte eingehend charakterisiert und gewürdigt hat. Auch von dem Illustrationsschmuck des mächtigen Großfoliobandes erhalten unsere Leser dort Proben, freilich Proben nur, denn gerade das Prächtigste und Interessanteste wiederzugeben genügte unser Raum nicht, enthält doch das Werk außer 219 abwechselungsvollen Textillustrationen nicht weniger als 15 Chromolithographien, 15 Heliogravüren und eine Markentafel, Abbildungen, die sämtlich eine ganze Seite einnehmen. Kein durch Schönheit oder Eigenart hervorragendes Stück der Meißener Manufaktur geht dabei verloren, in allen Entwickelungsstadien wird ihr Schaffen durch Wort und Bild geschildert. Jede einzelne Illustration ist ein Meisterstück moderner Reproduktionskunst, und unter den Tafeln wirken weitaus die meisten wie Originalgemälde erster Künstler. Wir hoffen, daß sich durch die Kostproben, die in diesen Blättern von der reichen Fülle des textlichen wie bildlichen Inhalts gegeben werden, recht viele unserer Leser werden bestimmen lassen, sich das herrliche Werk zur Zierde ihrer Bibliothek und ihres Studio anzuschaffen. —

Die Jugendlitteratur hat auch in diesem Jahre, wie zahlreiche Einsendungen beweisen, nichts von ihrem alten Flor eingebüßt. Alles zu erwähnen oder gar ausführlich zu besprechen, fehlt uns der Raum. Wir möchten deshalb stillschweigende Kritik üben, d. h. nur das erwähnen, was sich als ganz besonders empfehlenswert darstellt, und alles andere, jenes Vielzuviele, das reine Mache ist, ohne ein Wort darüber zu verlieren,

unter den Tisch sinken lassen. Eine der ersten Stellen nimmt auf diesem Gebiete auch heuer der Dresdener Verlag von C. C. Meinhold u. Söhne ein. Was den Stempel dieser Firma trägt, wird man ohne weiteres, fast möchte man sagen: unbesehen deutschen Kindern auf den Tisch legen können. Vor allem, wenn es sich um Bücher für die Kleinen und Kleinsten handelt. Die **Neuen lustigen Bilder** (2 Mk.) von Limmer z. B. bringen für die Abcschützen allerliebste, einfach und deutlich gezeichnete und kolorierte Bilder aus dem Leben mit neckischen, ins Ohr fallenden Reimen, die sich dem Kinde leicht einprägen. Für eine schon etwas höhere Stufe empfehlen sich die **Frohen Stunden** (2 Mk.), fünfzehn farbige Originalzeichnungen von Wh. Claudius, Elisabeth Voigt und Karl Wagner mit Versen von Joh. Trojan, Julius Schmidt und anderen. Sie enthalten manche sehr feine, poetische Stimmungsbilder, unter denen namentlich die von Elisabeth Voigt entworfenen geradezu Richtersches Gemüt in der Auffassung der Kleinen atmen. Eine Gartenscene insbesonders gehört zu dem Besten, was wir in Bilderbüchern seit langem gesehen haben. Karl Wagner ist feiner, eleganter in der Zeichnung und zarter in der Farbentönung; an manchem seiner Blätter wird selbst der mitbetrachtende Erwachsene noch seine künstlerische Freude haben. Auch der beliebte **Deutsche Jugendhain** (Mk. 3.50) stellt sich wieder ein, ein illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen, das Erzählungen, Märchen, Sagen, Naturschilderungen, Gedichte, Rätsel und anderes in bunter Reihenfolge ausschüttet. Illustrationsschmuck fehlt fast auf keiner Seite.

Diese Weihnachten haben endlich wieder einmal den Ruhm, der Kinderwelt und allen, die sich dem Herzen nach dazu rechnen, ein neues, echtes, rechtes Märchenbuch geschenkt zu haben. Victor Blüthgens **Hesperiden** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) stellen eine äußerst glückliche Verbindung von Grimmscher Naivetät und Frische mit Andersenscher Sinnigkeit dar; sie verzichten auf all die gespreizte Geziertheit, die uns viele der neueren sogenannten Märchendichtungen unwillkommen macht, und zeigen durchweg eine gesunde, fröhlich-ernste Natürlichkeit. Auch die zahlreichen Bilder von Berwald, Engels, Röhling, Staffen und Zumbusch verbreiten echte Märchenstimmung; es sind unter den Illustrationen Meisterwerke der Zeichenfeder, die den strengsten künstlerischen Maßstab nicht zu fürchten brauchen.

Ungemein gewonnen hat in den letzten Jahren Franz Hoffmanns alter, jetzt **Neuer Deutscher Jugendfreund** (Leipzig, Schmidt u. Spring, Bd. 55). Mit der Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Gaben, mit der geschmackvollen Behandlung seiner Abbildungen, die namentlich für das ernstere Genre Entzückendes leisten, kann sich so leicht nichts Ähnliches vergleichen. Die Beiträge sind so ausgewählt, daß Knaben und Mädchen gleich viel darin finden, daß Ernst und Scherz miteinander abwechseln, daß neben dem Lese- auch der Beschäftigungsstoff vertreten ist. Was aber noch ganz besonders für das Buch einnimmt, ist der offensichtliche treu befolgte Grundsatz, es für die kleinen Leser keineswegs an leichter und eilfertig hingeworfener Ware genug sein zu lassen, sondern auch hier schon nach Gründlichkeit und Vertiefung zu streben.

Selbst zu den Kinder- und Bilderbüchern ist jetzt die moderne Litteratur herabgestiegen. Richard und Paula Dehmel haben den Kleinen und Kleinsten ihren **Fitzebutze** geschenkt, „allerlei Schnickschnack für Kinder“, und Ernst Kreidolf, dessen „Blumenmärchen“ vor einiger Zeit seinen Namen neben den von Walter Crane stellten, hat das fest und derb gebundene Buch mit Bildern geschmückt (Berlin, Schuster u. Löffler; vierzig Folioseiten; Preis 3 Mk.). Es sind meist drollige Verse auf Situationen aus dem Kinderleben, ganz im kindlichen Geiste und aus der eigensten Phantasie und Seele des Kindes herausgedichtet, ohne Sentimentalität, ohne erzieherische Tendenzen, ohne Moralpredigerei. Die Bilder entsprechen dieser glücklichen Naivetät des Wortes: auch sie wissen mit rein kindlichen, klaren, bestimmten Mitteln in Form und Farbe den Alltäglichkeiten des Lebens den sonnigen Glanz der Poesie zu geben, ohne die Dinge gar zu hoch in die Sphäre der unnahbaren Feierlichkeit zu heben. Und vor allem: diese Verse hat ein berufener Dichter geschrieben, der, mag er noch so viele Schrullen haben, doch den echten Zauberstab der Poesie schwingt, der nirgends solche Wunder wirkt wie in der Kinderstube. Das Buch ist von Kindern selbst auf Veranlassung des Hamburger Jugendschriften-Ausschusses beurteilt worden und hat unter den kleinen, hier doch einzig und allein zuständigen Kritikern helle Begeisterung hervorgerufen.

Wie dieses, so erfreut sich auch Peter Roseggers Weihnachtsgabe für die Jugend, aus seinen Schriften ausgewählt und unter dem anheimelnden Titel **Als ich noch der Waldbauernbub war** (Leipzig, L. Staackmann) dargebracht, der wertvollen Empfehlung des Hamburger Jugendschriftenausschusses. Es sind fröhliche und ernste Erinnerungen des prächtigen steirischen Poeten — auch eine ergreifende Christnachterzählung ist darunter —, alle aber durchpulst der warme Herzschlag eines Gemütes, das sich noch heute, trotz seiner sechzig Jahre, die ganze Frische und unverdorbene Naivetät der Kinderseele bewahrt hat.

Ein ganz eigenartiges, vom modernen litterarisch-künstlerischen Geiste getragenes Kinderbuch ist dagegen der **Knecht Ruprecht** (Köln a. Rh., Schafstein u. Co.); es bringt durchweg reine, echte und naive, sowohl heitere als ernste Dichtung und Kunst für Kindergemüt und Kinderauge, die erhebend und erfreuend wirkt. Unter den Illustratoren (das meiste bunt) finden wir Fidus, Hans Looschen, Schmidhammer, Staffen, Eichler und Pankok, unter den Dichtern, die beigesteuert haben, Dehmel, Anna Ritter, Frida Schanz, Ernst Rosmer, Mia Holm, ja selbst Detlev von Liliencron. — Wer dagegen der Meinung ist, daß sich in der Kinderstube das gute Alte behaupten müsse,

dem bieten sich **Ludwig Bechsteins Märchen** in einer Gesamtausgabe dar (Stuttgart, Wilh. Effenberger; 3 Mk.), die an Ausstattung und Illustrierung den Preis unter allen ähnlichen Ausgaben verdient. In einem Kinderbuche begegnet man sonst selten so fein und sorgsam, mit so viel Phantasie ausgeführten Bildern, die nicht sklavisch am Stoffe kleben, sondern ihn von innen heraus eigenartig beleben und durchwärmen. Die Märchenstimmung und das Sinnig-Gemütvolle ist wunderbar zum Ausdruck gekommen.

Daß unter den für Knaben bestimmten Jugendschriften dieses Jahres China und Südafrika eine besonders starke Rolle spielen würden, war vorauszusehen. **Der zweite Pfeil** von W. Noeldechen, eine mit fünf kräftigen Farbenbildern von C. Münch geschmückte Erzählung nach Marryatscher Art (Berlin, Herm. J. Meidinger), führt nach Kiautschou und Yokohama, in Kämpfe mit Seeräubern und Taifunen, schildert Chinas Hauptstadt und weiß überall die Romantik kühner Abenteuerlichkeiten mit ernster Belehrung zu verknüpfen. — Würdig an die Seite stellt sich dieser ostasiatischen Erzählung eine andere von Kurt Wildenstein, die **Dolf, den Burenhelden** (Stuttgart, Wilh. Effenberger; 3 Mk., mit vier Farbdruckbildern), in den jüngsten Transvaalkrieg begleitet. Sie schildert Freud und Leid eines jungen Deutschen, Kampf, Gefangenschaft und glückliche Heimkehr und entrollt dabei ein Bild des gesamten, die deutsche Jugend so lebhaft ergreifenden Krieges. Noch abenteuerreicher verlaufen die Erlebnisse zweier junger Deutschen, die denselben Weg **Um Gold und Diamanten** ziehen (Stuttgart, Levy u. Müller; mit vier Vollbildern von Walther Zweigle, eleg. geb. Mk. 4,50), und die gleichfalls in das Kriegsgetümmel diesseits und jenseits des Vaalflusses verwickelt werden. Bruno Garlepp, der Verfasser dieser Geschichte, verfügt über eine glänzende Routine in jener Art von exotischer Erzählung, die über aller Romantik der Begebenheiten doch auch die ernste Belehrung und Erweiterung des jugendlichen Blicks nicht vergißt. Die wildzerklüfteten Drakenberge, die Goldbezirke und die Diamantenstadt Kimberley entfalten ihre Reize, dazwischen aber bewegen sich die berühmten Burenführer, und das Leben der Farmer ist in lebendigen Farben geschildert. — Doch aller guten Dinge sind drei! So gesellen sich zu Dolf und den Diamanten auch noch **Die Goldgräber von Transvaal** von Karl Matthias (Stuttgart, Levy u. Müller, mit vier Vollbildern nach Originalen von Walther Zweigle; eleg. geb. Mk. 4,50). Die Fabel freilich bleibt ungefähr immer dieselbe. Auch hier sind es zwei deutsche Seeleute, die in englische Gefangenschaft geraten und dann zu den Buren entfliehen. In Johannesburg lassen sie sich als Goldgräber nieder, hungern und darben lange, bis ein glücklicher Fund ihnen ermöglicht, die sagenumwobenen Diamantfelder am Modderriver aufzusuchen. Kaffernüberfälle und andere Widerwärtigkeiten können sie nicht entmutigen; auch sie nehmen an dem heldenmütigen Kampf der Buren gegen die Engländer teil, bis sie endlich in die deutsche Heimat zurückkehren. Daß es dabei an Spannung wie an bunten Landschafts- und Völkerbildern nicht fehlt, ist selbstverständlich. — Auf die Balkaninsel lockt eine zweite Erzählung von Bruno Garlepp, dessen Namen bei den jungen Lesern ja längst einen guten Klang hat. Die **Haiduckenkämpfe** (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn, mit acht Tonbildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts; 5 Mk.) schließen sich an die im vorigen Jahre veröffentlichten Erzählungen „Aus Steppen und Tundren“ und „Halbmond und Griechenkreuz“ an und führen auf Grund guter Quellenstudien den Leser nach dem schönen Bulgarien mit seinem hochromantischen Balkanleben, zum Schipkapaß und in das angrenzende üppige Rosenthal von Kasanlik, nach der alten wundersamen Zarenstadt Tirnowo und der neuen Residenz Sophia, zu den Steppen der Dobrudscha und an andere interessante Orte. Eine fortlaufende, mit verwegenen, aber nirgends unglaubhaften Abenteuern durchflochtene Erzählung trägt die farbenreichen Schilderungen aus dem wilden Haiduckenleben des Gebirges. Das Buch ist nur für die reifere Jugend bestimmt, da es bei allem, was es erzählt, das Kulturgeschichtliche und Ethnographische im Auge hat. — Auch der alte liebe **Sigismund Rüstig** lebt noch; Max Pannwitz hat ihn sogar in einer prachtvollen Quartausgabe (3 Mk.), die vortreffliche bunte und schwarzweiße Illustrationen zieren, so frisch und lebendig zu bearbeiten verstanden, daß er wie ein völlig neues Buch wirkt. Druck, Papier und sonstige Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. — In heimatlichen Gefilden bewegt sich J. von Gartens **Soldatenblut** (Berlin, Herm. J. Meidinger), eine mit viel Wärme und Begeisterung vorgetragene, nur im Ausdruck zuweilen etwas saloppe, vaterländische Erzählung aus den Befreiungskriegen, die in den Ruhmesjahren 1870/71 ihren schönen Nachhall findet. Die fünf Farbendruckbilder (nach Originalen von M. Raenike) zeigen feine Erfindung und eine gewählte Farbengebung. — Ein geschichtliches Lesebuch, mit zahlreichen Abbildungen mannigfachster Art, schildert **Preußen unter der Königs-Krone** (Breslau, Ferdinand Hirt; Mk. 1,25). Es führt von Friedrich I. bis auf Wilhelm II. und zeichnet sich durch eine schlichte, klare Darstellung aus, die in der Flottenbewegung unserer Zeit ihren Gipfel erreicht. — In knapp und scharf gehaltenen Charakterbildern zeichnet D. Bernhard Rogge **Preußens Könige von 1701 bis 1901** (Hannover u. Berlin, Carl Meyer [Gustav Prior].) Das mit den Brustbildern der Könige gezierte Buch verdient bei der warmherzig patriotischen, religiös gestimmten Gesinnung, von der es getragen wird, die volkstümliche Massenverbreitung, auf die der geringe Preis (60 Pf.) hoffen läßt.

Ganz besonders warm seien auch in diesem Jahre wieder **Carl Flemmings Vaterländische Jugendschriften** empfohlen (jedes Bändchen eleg. geb. 1 Mk.). Wir heben hervor: Andreas Hofer

und der Tiroler Krieg von 1809 (mit vier guten, naturgetreuen Abbildungen) von Gustav Höcker; Treue und Untreue (Heinrich VII.) von Friedrich Solden; Chr. Dan. Rauch, von G. Wickenhagen (mit fünf Abbildungen); Friedrich Ludwig Schröder, Lehr- und Meisterjahre eines großen Bühnenkünstlers, von Gustav Höcker; Aug. Wilh. Iffland, der Menschendarsteller, Dichter und Bühnenleiter, von demselben; Ludwig Devrient, der Meister der Schauspielkunst; Wilhelm Tell, von Dr. Jakob Nover; Walther von der Vogelweide, Wolfram v. Eschenbach und Gottfried von Straßburg (jeder einzeln behandelt). — Schröder, Iffland und Devrient sind übrigens auch zusammen in einem stärkeren Bande (sechs Abbildungen, geb. 3 Mk.) behandelt. Gute Porträts mit den besten zeitgenössischen Originalen begleiten den aus Dichtung und Wahrheit unterhaltend zugleich und belehrend zusammengewirkten Text, dessen reiches anekdotisches Material doch nirgends Selbstzweck wird. Desgleichen hat Ferdinand Sonnenburg die Lebensbilder der oben genannten drei Sänger des deutschen Mittelalters zusammengefaßt, wobei er die Quelle, namentlich die Werke der Dichter selbst geschickt ausgebeutet hat. Den **Deutschen Sagenschatz in Nordwestdeutschland** (mit zehn Abbildungen; geb. 3 Mk.) hat Prof. Dr. Otto Richter hübsch wieder erzählt, indem er alle Breite vermeidet und einen frischen, lebendigen Ton anschlägt. — Zwei deutsche Sagen aus dem Mittelalter, **Parzival und Lohengrin**, hat Emil Engelmann für das deutsche Haus bearbeitet (geb. 3 Mk.); aus **Adam Kraffts** schaffensreichem Leben hat Prof. Dr. Otto Richter (geb. Mk. 2,40) einen phantasievoll und doch innerlich treu ausgestalteten Künstlerroman für die Jugend geschaffen. Alle diese Bände sind illustriert und ebenso haltbar wie freundlich ausgestattet.

Für das weibliche Geschlecht stellt sich das von Thekla von Gumpert begründete **Töchteralbum** (derselbe Verlag; Mk. 7,50) mit seinen unerschöpflichen Gaben ein, darunter Beiträge von Anna Ritter, Marx Möller, Anna Klie und anderen. Außer einer Anzahl ernster und heiterer Erzählungen, Gedichte und Sinnessprüche erfreuen besonders die belehrenden Aufsätze und die praktischen Anregungen fürs tägliche Leben, die die jungen Leserinnen auf Tritt und Schritt einernten. — Als für die Kleinen bestimmt verrät sich durch seinen derben und festen Einband **Herzblättchens Zeitvertreib** (geb. 6 Mk.). Für Knaben und Mädchen, namentlich aber für letztere, von vier bis zehn Jahren berechnet, enthält es Beschäftigungsarbeiten mit Anleitung, Verschen zum Auswendiglernen, Geschichten und Rätsel u. s. w.

Zwei kulturgeschichtliche Erzählungen für die reifere weibliche Jugend, Arbeiten, die zu den besten gehören, was auf diesem Gebiete je geleistet worden, giebt Elisabeth Halden: **Eine edle Frau** (mit drei Voll- und fünfundzwanzig Textbildern von Wilh. Claudius; Stuttgart, Wilh. Effenberger; geb. Mk. 5,50) schildert auf weitem buntbewegten Hintergrunde das Leben der Barbara Uttmann, der Erfinderin des Spitzenklöppelns, mit anmutiger Phantasie, jedoch ohne grobe Verletzung der geschichtlichen Treue, während die zweite Erzählung **Vor fünfhundert Jahren** (Berlin, Herm. J. Meidinger) das Lebensbild der Burggräfin Elisabeth von Nürnberg entwirft. Beide Bücher werden in den jungen Herzen eine edle Begeisterung für die echten weiblichen Tugenden wecken. — Einen historischen Stoff aus der Romantik des Mittelalters gestaltet auch die **Burg Degenstein**, deren Geschlecht Carola von Eynatten durch wunderbare Schicksale unterhaltend und belehrend zugleich begleitet (Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn). — Einen modernen Stoff aus dem Leben einer jungen Malerin behandelt mit großem Erzählertalent in dramatisch gesteigerter Handlung A. v. d. Osten in ihrer Erzählung **Vertauschtes Glück** (mit einem Titelbild in Heliogravüre nach einem Original von M. Raenike. Berlin, Herm. J. Meidinger). — Kindern von acht bis zwölf Jahren ist Luise Koppens lustige Erzählung **Vier Wildfänge auf Reisen** zugedacht (Stuttgart, Levy u. Müller; mit vier guten Farbendruckbildern von O. Meyer-Wegner; eleg. geb. Mk. 4,50). Vier Geschwister, zwei Knaben und zwei Mädchen, echte Stadtkinder voll kecker Lebenslust, kommen als Landbesuch auf einige Wochen zum Onkel Pfarrer, wo sie alsbald alles zu oberst und unterst kehren, mit ihren übermütigen Streichen doch aber mehr belustigen als betrüben. Damit verwoben ist das traurige Schicksal einer Gespielin und der wechselvolle Lebenslauf eines unbändigen Dorfjungen, der aber schließlich doch noch auf den Pfad der Tugend zurückgelenkt wird. Zur Orientierung diene, daß die Verfasserin dieselbe ist, die der Jugend vor einigen Jahren das „Dorli“ und die „Schloßkinder“ schrieb. — Käthe von Beeker bleibt auch heuer ihrer Domäne treu. Wieder schildert sie, wie dereinst in ihrer weitgeflogenen „Wilden Hummel“, ein junges, leidenschaftliches Mädchen, ehrgeizig und herrschsüchtig, das erst durch liebevolle Zucht zu einem tüchtigen und ernsten Charakter gebildet wird. Neben **Tante Auroras Erbin** (Stuttgart, Levy u. Müller; eleg. geb. Mk. 4,50) — so heißt die Erzählung — steht die sympathische Figur der Tante selbst, ein wunderliches, aber innerlich liebevolles und gutmütiges Wesen voller vorbildlicher Fraueneigenschaften. — In das schöne Thüringen versetzt uns das **Waldpensionat** von Else Hofmann (ebenda; mit vier Vollbildern nach Originalen von O. Meyer-Wagner; geb. Mk. 4,50), auch dies eine Erziehungsgeschichte, die schließlich über die Oberflächlichkeit und Flatterhaftigkeit der jungen Heldin die Keime des Guten und Tüchtigen, die sich in Gottes freier Natur überraschend kräftig entwickeln, triumphieren läßt. Diese beiden letzten Erzählungen sind schon für ein reiferes weibliches Alter berechnet, etwa für Mädchen von dreizehn bis fünfzehn Jahren.

Eine gediegene, insonderheit für die reifere Jugend berechnete, aber auch höheren Ansprüchen

nichts schuldig bleibende Festschrift zum zweihundertjährigen Gedenktage der preußischen Königskrönung erscheint unter dem Titel **Unser Preußen** von L. Hoffmeyer (Breslau, Ferd. Hirt; in kräftigen Leinenband geb., 365 Seiten mit 166 Abbildungen, Skizzen und Plänen sowie sieben farbigen Karten; 4 Mk.). Das Buch stellt nicht nur das äußere Wachstum des preußischen Staates dar, sondern auch die Entwickelung der wichtigsten staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen, wie der Landesverwaltung und der Rechtspflege, des Heer- und des Steuerwesens, so auch der Schule und Kirche, der Kunst und der Wissenschaft. Die Darstellung beruht auf gewissenhaftem Quellenstudium, befleißigt sich aber einer leichten, klaren und allgemeinverständlichen Sprache, die sich in gleichem Maße an Herz und Verstand wendet. Daß sie durchweg von einer echten vaterländischen Begeisterung getragen wird, ist selbstverständlich, hervorgehoben zu werden verdient aber, daß alle byzantinische Ruhmrederei vermieden und statt dessen eine schlichte, ruhige Sachlichkeit beobachtet ist. Die ersten, in der Zeit weiter zurückliegenden Abschnitte sind mehr lehrbuchartig behandelt, je näher wir aber der Gegenwart rücken, desto belebter und anschaulicher wird der Stil. Die Abbildungen ergehen sich großer Mannigfaltigkeit: Bildnisse wechseln mit Landschaften und Städteansichten, Schlachtscenen mit Genrebildern ab. Auch sie aber nehmen vor allem Bedacht auf die innere Ausgestaltung des Staates und verschmähen den billigen Ruhm einer bloß dem Auge dienenden Bildersammlung.

Als Festgabe zum 18. Januar 1901 führt sich auch ein volkstümliches vaterländisches Geschichtsbuch ein, das den bekannten Herausgeber der Mittlerschen Volksausgabe von Moltkes Schriften zum Verfasser hat. Paul von Schmidt schildert der Jugend in einem stattlichen, hübsch ausgestatteten Bande, dessen zahlreiche Abbildungen nur etwas einheitlicher und sorgfältiger hätten ausgewählt sein können, **Das Friedenswerk der preußischen Könige in zwei Jahrhunderten** (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; geb. 3 Mk.). Natürlich beginnt die Darstellung beim großen Kurfürsten, der die Vorbedingungen und Grundlagen des preußischen Königtums schuf. Um die Thätigkeit der Herrscher auf allen Gebieten ihrer friedlichen Wirksamkeit zu würdigen, ist jeder einzelne Zweig ihrer Regententhätigkeit in einem besonderen Abschnitt behandelt. Kirche, Schule, Rechtspflege, Verwaltung, Pflege der Landwirtschaft, des Handwerks und der Industrie, Verkehr, Kolonien, Arbeiterfürsorge, Kunst und Wissenschaft, Heerwesen und Seemacht — bilden die hauptsächlichsten Kapitel. Die Sprache ist nicht besonders lebendig, aber klar und schlicht, wie es sich bei solchem Gegenstande ziemt, und warm überall da, wo der Stoff der Darstellung einen besonderen Aufschwung giebt.

Das Leben des **Alten Fritz** hat in seiner lieben, warmherzigen Weise W. O. von Horn für die Jugend und das Volk bearbeitet (geb. 1 Mk.; Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft); R. Mahn hat Abbildungen dazu gezeichnet, die vortrefflich das Kostüm der Zeit wahren und doch dem Leser die Gestalten der Erzählung vertraut machen.

In zweiter Auflage kehrt eins der köstlichsten Knabenbücher bei uns ein, die seit langem geschrieben worden: A. Beckers **Auf der Wildbahn** (Berlin, Trowitsch u. Sohn; geb. 7 Mk). Allerliebst ausgestattet, erzählt uns das Buch in frischfröhlichem Weidmannston allerlei Ferienabenteuer aus deutschen Jagdgründen. Anekdoten, Pürschgeschichten, Naturbeobachtungen und dergleichen aus Feld und Wald geschöpfte Unterhaltung und Belehrung wecken hier in der Jugend jenes gesunde Frohgefühl, das sie als Gegengewicht gegen die Stubengelehrsamkeit so nötig hat. Professor Woldemar Friedrich hat das Buch mit fröhlichen weidgerechten Bildern geschmückt.

Pünktlich zum Fest, wie nun schon seit langen Jahren, sind auch diesmal wieder die Zwillingsbücher **Der gute Kamerad** und **Das Kränzchen** erschienen (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; eleg. geb. je 9 Mk.). Wie schon der Name verrät, ist jenes wesentlich für die Knaben-, dieses für die Mädchenwelt bestimmt. Aber die Grenzen sind zum Glück nicht gar so streng innegehalten. So wird eine geschickte Mutter in dem „Kränzchen“ selbst für die kinderreichste Familie eine unerschöpfliche Fundgrube der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für ihre Lieblinge haben, die das lange liebe Jahr vollkommen ausreicht. Auch diesmal wieder wartet das in der Stärke eines Lexikonbandes erschienene Werk mit einer Fülle von farbigen Illustrationen, Holzschnitten, Erzählungen, Märchen, Plaudereien, Gedichten, Sprüchen, Spielen und belehrenden kleinen Abhandlungen auf, die fast immer vom Bekannten in der nächsten Umgebung des Kindes ausgehen, um dann ihre Fäden weiter zu spinnen. Doch auch praktische Anleitungen zu Haus- und Küchenverrichtungen fehlen nicht, und Recepte und Handarbeitsmuster bereiten auf den Beruf der künftigen Hausfrau vor. Mit besonderer Freude entdecken wir, daß auch die moderne Gesundheitspflege im „Kränzchen“ ihren beredten Anwalt findet; gymnasiastischen Übungen und zweckmäßigen Bewegungsspielen wird wiederholt liebevolle Aufmerksamkeit zugewendet. — Das männliche Gegenspiel zu dem allen liefert der **Gute Kamerad**. An die Stelle von Strick- und Häkelarbeiten treten hier technische Apparate, kleine Maschinen, Modelle und Pläne von allerhand Bauwerken. Einen wahrhaft königlichen Reichtum schüttet das Buch über die Knabenwelt aus. Da giebt es abenteuerreiche Erzählungen, vorbildliche Lebensbeschreibungen, Reiseschilderungen, Jagderlebnisse, Geschichtsbilder, Aufsätze zur Länder- und Völkerkunde, naturwissenschaftliche Abhandlungen, Militär-, Marine- und Luftschiffartikel, Experimente, Anweisungen für stärkende und abhärtende Leibesübungen u. s. w., und das alles durch Hunderte und Aberhunderte von Abbildungen erläutert und geschmückt.

Was an diesem Jahrbuch immer wieder den verständigen und einsichtigen Kinderfreund erfreut, ist der ernste und doch daseinsfröhliche Grundton, der durch alle Beiträge geht: kein stubenhockendes Muckertum, aber doch ein ernstes Erfassen des Lebens von jung auf, eingedenk des Wortes: Das Kind ist der Vater des Mannes. Wie der Knabe seine freie Zeit nützlich verwendet? diese Frage haben wir bisher nirgends sonstwo so praktisch und gediegen gelöst gefunden wie hier. Wie man in den Erholungsstunden das Angenehme und Notwendige mit dem Nützlichen verbindet, wie man die Schönheiten der Natur betrachtet und genießt, wie man Herz und Kopf gesund, frisch und am rechten Fleck erhält, um ein jugendfroher Bursche zu bleiben und doch sich auf den tüchtigen Mann vorzubereiten, das alles lehrt der „Gute Kamerad“.

Reiferen Knaben — und in beschränkterem Sinne auch wohl Mädchen — hat derselbe Verlag sein jetzt schon zum einundzwanzigstenmale wiederkehrendes **Neues Universum** bestimmt, das in leichtverständlicher, anregender Form an der Hand sorgsam genau und klar ausgeführter Abbildungen über alle Fortschritte im Gebiete der Entdeckungen und Erfindungen unterrichtet und im Anhang zur Selbstbeschäftigung in der häuslichen Werkstatt Anleitung erteilt. Um einen Begriff zu geben von der Reichhaltigkeit und zeitgemäßen Auswahl der behandelten Gegenstände, nennen wir nur folgende, durchweg mit dem besten und zuverlässigsten Illustrationsmaterial ausgestattete Artikel: Deutsch-China im Bau von Dr. Kurt Boeck; Die geplante Bagdadbahn; Aus dem Lande der Buren; Motorräder und Motorwagen; Moderne Verkehrseinrichtungen in den Großstädten; Die pneumatische Post New-Yorks; Die Herstellung der Pneumatiks; Die Pariser Weltausstellung im Jahre 1900; Der Simplontunnel; Das Mutoskop; Die englische Artillerie im Burenkriege und die Lydditgranate; Deutscher Schiffbau; Ein neues Luftschiff; Eine neue elektrische Lokomotive; Das Leben auf dem Planeten Mars u. s. w.

Einen Gegenstand, der gerade in unserer „unter dem Zeichen des Verkehrs“ stehenden Zeit von besonderem Interesse ist, behandelt der neueste (9.) Band des „Buches der Erfindungen, Gewerbe und Industrien“ (Leipzig, O. Spamer). Sein Titel lautet **Der Weltverkehr und seine Mittel**; nicht weniger als 764 Textabbildungen und 14 Beilagen erläutern die Darstellung, für die sich Ingenieur Kurt Merckel mit einer Reihe angesehener und bewährter Fachleute auf den Gebieten des Post-, Bau- und Eisenbahnwesens verbunden hat. In einer längeren, anregend geschriebenen Einleitung bespricht und erklärt der Herausgeber zunächst den engen Zusammenhang zwischen Kulturfortschritt und Welthandel, schildert dann die Handelswege und Beförderungsmittel des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit und würdigt endlich eingehend, immer den Blick auf den großen Zusammenhalt aller Kultur, die Errungenschaften der Dampfkraft. Hieran schließt sich die Geschichte des Straßenbaues, von den Römern, den Meistern auf diesem Gebiete, anfangend bis zu den staunenerregenden Leistungen der neuesten Tage. Den Schwer- und Kernpunkt des ganzen Werkes machen aber natürlich die Eisenbahnen aus. Ihnen widmet der Kgl. Eisenbahnbauinspektor L. Troske eine sehr sorgfältige Behandlung, indem er nicht nur Entstehung und Geschichte des internationalen Eisenbahnbaues schildert, sondern auch die technischen Anlagen, die Betriebsmittel, die Fahrgeschwindigkeiten u. s. w. bis ins einzelne beschreibt und erläutert. Dabei werden einzelne Bahnen, wie die Gotthardbahn, die Jungfraubahn und andere, gesondert behandelt und mit besonderer Liebe in all ihren Einzelheiten erklärt. Einen eigenen Abschnitt nehmen die Brücken und Viadukte in Anspruch, die von den bescheidensten Anfängen bis zu den höchsten Triumphen der heutigen Technik verfolgt werden. Auch hier finden wir keine Seite ohne Abbildungen. Das Kapitel „Wasserstraßen“ lag wesentlich in den Händen des Herausgebers und des Wasserbauinspektors Stecher, die es meisterhaft verstanden haben, in großen Zügen den historischen Fortschritt zu zeigen, den die Welt seit den grauen Tagen des alten Babyloniens bis auf die Tage des Kaiser Wilhelms-Kanal durchgemacht hat. Wohl den Glanzpunkt des Buches bildet die umfangreiche Darstellung des Schiffbaues von Oberbaurat Tjard Schwarz. Auch hier geht eine geschichtliche und technische Entwickelung voraus; dann werden einzeln behandelt der praktische Schiffsbau, der Schiffsmaschinenbau, die Marineartillerie, die Schiffspanzer und das Torpedowesen. Die Schlußkapitel beschäftigen sich mit Post, Telegraph und Telephon, und zusammenfassend würdigen dann ein paar allgemeine Abhandlungen Volks- und Weltwirtschaft von heute.

Ein Ehrenmal der österreichischen Flotte sind die **Erinnerungen von Admiral Max Freiherrn von Sterneck** (mit 83 Abbildungen; Wien, A. Hartlebens Verlag; Preis geb. 9 Mk.). Sterneck, der Flaggenkapitän des unsterblichen Tegetthoff und Erbe der Ideen und Pläne dieses seines Freundes, während vierzehnjähriger Thätigkeit an der Spitze der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine rastlos bestrebt, denselben zur Verwirklichung zu verhelfen, hat die Herausgabe dieser Erinnerungen, die durch kurze Zwischentexte die nötige Erläuterung erfahren haben, wohl verdient. Noch vor dem Zusammenbruche im Jahre 1848 begann Sterneck seine Laufbahn in der damals so sehr bewegten Thätigkeit der venetianisch-österreichischen Kriegsmarine; an der kriegerischen Thätigkeit der Sturmjahre nahm er ehrenvollen Anteil. Im Kriege des Jahres 1859 schon Schiffskommandant, gehörte er mit seinem alten, sehr wenig leistungsfähigen Dampfer zur Vorhut der k. k. Eskadre in Dalmatien; 1866 trat er als Kommandant der kaum halbfertigen Panzerfregatte Erzherzog Ferdinand Max in den Vordergrund der Ereignisse: er vollführte den tödlichen Rammstoß gegen das mächtige feindliche Panzerschiff

Rè d'Italia, wodurch die Schlacht entschieden ward. Später, als Kommandant des See-Arsenals zu Pola, wandte er sein ganzes Streben der Verbesserung des Dienstes in der Kriegsmarine zu und wirkte in hervorragender Weise mit, daß aus dem Pola von einst das heutige imponierende Emporium kriegsmaritimer Thätigkeit wurde. An die Spitze der österreichischen Kriegsmarine gestellt, entfaltete er nun erst die ganze Fülle seiner Thatkraft und schöpferischen Ideen. Mit dieser Einzellaufbahn zieht in den vorliegenden Erinnerungen an dem Leser zugleich ein bedeutsames Stück Zeitgeschichte vorüber. Eine biographische Skizze aus sachkundiger Feder führt in die Aufzeichnungen ein.

Im Juni dieses Jahres waren hundert Jahre verflossen, seitdem im fernen Kairo **General Jean Baptist Kleber** unter dem tückischen Dolche eines Meuchelmörders sein Leben aushauchte; ein Verwandter seines Hauses, Oberstleutnant a. D. Hans Klaeber, hat diesen ernsten Gedenktag zum Anlaß genommen, Leben und Thaten des Generals in einer umfassenden Biographie zu schildern (Dresden, C. Heinrich; 362 S.), die zum erstenmal uns Deutschen, denen der berühmte Straßburger doch eigentlich nach Abstammung und Bildung zugehört, das ganze reichhaltige, kulturhistorisch so wichtige Material in anschaulicher Schilderung zugänglich und nutzbar macht. Auch hier handelt es sich, wie in Jähns' Moltke-Biographie, im Grunde darum, zu erweisen, wie nicht etwa nur eine günstige Woge des Zufalls den jungen Soldaten zu den höchsten militärischen Ehrenstellen emporgehoben hat, sondern wie Erziehung, Ausbildung und Selbstzucht auch bei Kleber das Beste und Entscheidende gethan haben. Durch eine sorgfältige kritische Darstellung seiner militärischen Laufbahn hat der Verfasser das im einzeln glaubhaft und überzeugend gemacht. Klebers Gesamtleben, ja sein rein menschliches Privatleben insbesondere ist es, das zu erforschen sich das (übrigens auch mit authentischen Abbildungen und Plänen versehene) Buch zur Aufgabe gemacht hat. Die Jugendjahre des späteren Generals z. B. werden hier zum erstenmal in deutscher Sprache eingehend und zuverlässig geschildert. Dem doppelten Bestreben, dem Militär und dem Menschen gerecht zu werden, verdankt das Lebensbild die schöne plastische Rundung und Anschaulichkeit, die es zugleich zu einem belehrenden und unterhaltenden Geschichtswerk stempelt.

Die aktuelle Litteratur über China hat durch die zweite, vermehrte und verbesserte Auflage von Paul Goldmanns Reisebildern **Ein Sommer in China** (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten u. Loening, zwei Bände) eine Bereicherung erfahren, die allen denen besonders willkommen sein wird, die über das Reich der Mitte und seine rätselhaften Kulturzustände in einer leichten feuilletonistischen Form unterrichtet sein möchten, ohne doch der Gefahr ausgesetzt zu sein, allzu flüchtige Augenblicksskizzen zu erhalten. Der Verfasser, im Jahre 1898 von der „Frankfurter Zeitung" als Korrespondent nach Ostasien entsandt, hat das „himmlische Reich" nach allen Richtungen hin durchstreift und überall scharfe Beobachtungen, insbesondere über die wirtschaftlichen Verhältnisse, gesammelt, diese dann aber zu Hause an der Hand wissenschaftlicher Litteratur nachgeprüft und vertieft. Die zweite Auflage berücksichtigt schon die Neugestaltung der Verhältnisse nach dem Boxer-Ausstande und fügt ein sehr interessantes Kapitel über chinesische Dichter hinzu, von denen charakteristische Proben in Übersetzungen mitgetheilt werden. Die Darstellung liest sich äußerst leicht und unterhaltend und läßt in ihrer bewegten, oft geradezu dramatisch zugespitzten Form schwer wieder los.

Zweifellos das Hervorragendste, weil Selbstständigste seinem litterarischen und politischen Charakter nach, was uns dieses Jahr über Ostasien beschert hat, sind die Erinnerungen, die M. v. Brandt unter dem Titel **Dreiunddreißig Jahre in Ostasien** (Leipzig, Georg Wigand; I. Bd., geh. Mk. 6,50, geb. 8 Mk.) soeben erscheinen läßt. Der Verfasser, der allbekannte frühere Vertreter Deutschlands in Peking, bedarf einer Empfehlung kaum, zumal in dieser Zeitschrift nicht, die in der glücklichen Lage war, ihren Lesern im Laufe der letzten Jahre mehr als einen seiner sachkundigen, tief eindringenden Artikel über China und chinesische Zustände zu vermitteln. v. Brandt begann seine Thätigkeit im fernen Osten als Teilnehmer an der ostasiatischen Expedition des Grafen Eulenburg in den Jahren 1860 bis 1862, und gleich damals fiel ihm eine wichtige Aufgabe zu, indem ihm der Auftrag erteilt wurde, die ersten unmittelbaren Beziehungen mit den Vertretern der chinesischen Regierung in Tientsin anzuknüpfen. Hier setzen die „Erinnerungen eines deutschen Diplomaten" ein. Sie zeigen in stets fesselnder und außerordentlich lehrreicher Weise, wie mühsam Deutschland, damals durch Preußen vertreten, in China zuerst sich Geltung verschaffte. Aber der Ernst dieser diplomatischen Memoiren schließt zum Glück die Einflechtung mancher anziehenden Schilderungen aus dem Leben der Ostasiaten nicht aus: mit feiner Psychologie sind vor allem die Japaner und die Siamesen charakterisiert, während für die chinesischen Verhältnisse in dem vorliegenden ersten Bande vorläufig gewissermaßen erst die allgemein orientierende Grundlage geschaffen wird, auf der sich die Schilderungen der beiden folgenden Bände aufbauen sollen. Wer die historischen Voraussetzungen kennen lernen will, aus denen sich die heutigen Zustände entwickelt haben und sich erklären lassen, der wird dieses Werk nicht umgehen können.

Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient (Leipzig, B. G. Teubner; geh. in charakteristischem Umschlag 5 Mk., geb. 6 Mk.) berichtet einer der gründlichsten Kenner dieses Gebietes, der Jenaer Professor Dr. H. Gelzer, in einem mittelstarken, mit einem Porträt und zwölf Zeichnungen geschmückten Bande, der historische Gelehrsamkeit mit scharfer Beobachtungsgabe und anziehender Darstellung zu vereinigen

weiß. Bilder aus dem geistlichen Konstantinopel schildern zunächst den ökumenischen Patriarchat nach seiner geschichtlichen Entwickelung und heutigen Organisation, ferner das Metochion des heiligen Grabes, die Prinzeninseln und die theologische Schule von Halki, den armenischen Patriarchat und die römisch-katholische Kirche; ein zweites Kapitel wendet sich sodann mit allgemeinerem Interesse den Türken zu, über deren geistliche und weltliche Einrichtungen der Verfasser manches völlig Neue zu erzählen hat, und beschäftigt sich besonders eingehend mit der Regierung und dem Charakter des Sultans. Von durchaus eigenartigen Gesichtspunkten werden endlich im letzten Kapitel auch die „unterworfenen Völker" betrachtet: die Griechen innerhalb und außerhalb der Türkei, die spanischen Juden und die Armenier. Es gehört die ganze Gelehrsamkeit, aber auch der unbestochene Blick dazu, über die Professor Gelzer verfügt, diese so verworrenen religiösen und kulturellen Zustände zu durchschauen und sie, wie es in diesem ernsten und doch so frischen Buch geschieht, selbst ferner stehenden Lesern verständlich und anschaulich darzustellen.

Starkem Interesse, namentlich in der ärztlichen Welt, werden die **Tagebuchblätter aus dem Burenkriege** begegnen, die Marine-Stabsarzt Dr. Matthiolius veröffentlicht (Leipzig, F. C. W. Vogel; geb. 3 Mk.). Matthiolius war seiner Zeit mit der Oberleitung der drei Expeditionen des deutschen Roten Kreuzes betraut und hat während dieser Thätigkeit ein sorgsames Tagebuch geführt. Es liegt dem Verfasser fern, die Geschichte des Feldzuges im allgemeinen zu schildern, er will vielmehr nur Fachgenossen, vornehmlich denen, welche Anteil an dem Wirken des Roten Kreuzes nehmen, seine persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse mitteilen. Seine Wirksamkeit führte ihn mannigfach kreuz und quer durch die beiden Burenrepubliken und die Kapkolonie, auf die Kriegsschauplätze im Westen und Süden und brachte ihn in engste Berührung mit maßgebenden Persönlichkeiten sowie zahlreichen Kämpfern und Einwohnern des Landes. Es giebt unter den deutschen Ärzten Tausende, die mit gespanntestem Interesse die spärlichen Nachrichten aufgenommen haben, die in Zeitungen hier und da über die ärztlichen Erfahrungen in diesem Kriege auftauchten, mit um so lebhafterer Teilnahme werden sie nun ein Buch begrüßen, das für seinen nicht überall ganz ausgeglichenen Stil mit unbedingter Ehrlichkeit und unparteiischer Sachlichkeit entschädigt.

Der Burenkrieg hat in gewissem Sinne den Anstoß gegeben zu dem Buche, das Dr. Alexander Tille, der zehn Jahr lang Docent an der Universität Glasgow war, unter dem etwas herausfordernden und irreführenden Titel **Aus Englands Flegeljahren** herausgegeben hat (Dresden, Carl Reißner). Unter den englischen „Flegeljahren" versteht der Verfasser das letzte Jahrzehnt, wo es in England auf politischem, wirtschaftlichem und socialem Gebiete zu gewaltsamen Ausbrüchen kam, weil sich das bis dahin so verwöhnte Volk zum erstenmal klar ward, daß es um die bis dahin als selbstverständliches Monopol betrachtete Weltherrschaft einen harten Kampf mit anderen Nationen, vornehmlich mit der deutschen gelte. Der Burenkrieg mit seinem ernsten Verlauf erteilte dem Volke die erste Lehre über den Ernst des Lebens, die es nun wohl zum „Manne" stempeln wird. Aus „Englands Flegeljahren" zeichnet Tilles Buch eine Reihe von charakteristischen Bildern, in denen ein Stück lebendiger Erfahrung und persönlichen Glaubensbekenntnisses steckt. Es beleuchtet die englischen Zustände des letzten Jahrzehnts mit dem Lichte einer eigenen wirtschaftlichen Überzeugung und nationalen Lebensanschauung und zieht die Summe aus einem zehnjährigen Aufenthalt in Großbritannien. Wie schon der Titel verrät, sieht es die neueste Entwickelung der englischen Verhältnisse, die unter dem Zeichen des Imperialismus steht, in wenig rosigem Lichte: „Englands Stellung zu sich selbst und zum Auslande," sagt der Verfasser, „ist mir immer das am wenigsten Ansprechende gewesen, was ich jenseits des Kanals gefunden habe, und die Fortbildung dieser Stimmungen und Auffassungen während des Burenkrieges muß jedem Menschen zu denken geben, der sie aus der Nähe kennen gelernt hat." Die wichtigsten Kapitel des umfangreichen Buches behandeln die „britische Seele", das „Heer", die „hohen Schulen" und den „Brunnquell der Volkskraft".

Zwei neue, stofflich äußerst inhaltsreiche und fesselnde Werke bringt die bekannte Lutzsche „Memoirenbibliothek". Das interessanteste betrifft die Geschichte Frankreichs; **Abenteuer meines Lebens** (Stuttgart, Robert Lutz; zwei Bände) nennt es der Verfasser, Henri Rochefort, dessen Name bei uns eigentlich nur noch aus seinem großen Federkrieg mit Bonaparte bekannt ist. Und doch ist damit nur ein verschwindend kleiner Nebenfluß des so abenteuerlich bewegten Lebens ausgeschöpft. Rocheforts Teilnahme an der Regierung von 1870, seine Zwitterstellung während der Kommune, seine Deportation und Flucht, seine Amnestierung und seine weiteren Kämpfe, das alles liefert glänzende Kapitel in seinen Lebenserinnerungen, die zugleich ein Spiegelbild der französischen Gesellschaft der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts abgeben. Sie erscheinen hier in gekürzter, aber tendenziös keineswegs entstellter Ausgabe, in gutem Deutsch übersetzt und in gediegener Ausstattung. — **Vom dänischen Hofe**, aus der Zeit Friedrichs VI., Christians VIII. und Friedrichs VII., erzählt Generalmajor C. F. von Holten seine Erinnerungen, die sich durch ihre mannigfachen Interessen, ihren leichten, plaudernden Stil und ihre offenherzige Art, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, vorteilhaft auszeichnen. Das Anekdotische ist nur manchmal zu sehr in den Vordergrund gerückt. (Stuttgart, Robert Lutz; Mk. 4,50.)

Napoleon I. hat in D. Gustav Roloff einen Biographen gefunden, der es meisterhaft verstanden hat, aus dem wuchtigen, historischen Ma-

terial, das diese gewaltige Erscheinung umgiebt, den Kern der individuellen Persönlichkeit herauszuarbeiten (Berlin, Georg Bondi; geh. Mk. 2,50, geb. Mk. 3.50). Das wenig über zweihundert Seiten starke Buch vereinigt mit der ruhigen Objektivität der Betrachtung, die dem Historiker geziemt, eine schöne, schlichte Sprache, die bei aller Knappheit der Klarheit nichts schuldig bleibt. Für den, der seine Freude daran hat, einen weltgeschichtlichen Lebenslauf sich auf weitem allgemeinen Hintergrunde der Zeitverhältnisse dramatisch entwickeln zu sehen, wird die Lektüre dieser auch in der Komposition mustergültigen Biographie ein auserlesener Genuß sein.

Eins der wichtigsten und wertvollsten Memoirenwerke aus der napoleonischen Zeit werden immer die prächtigen Erinnerungen der getreuen Oberhofmeisterin am preußischen Hofe Sophie Marie Gräfin von Voß bleiben (**Neununddreißig Jahre am preußischen Hofe.** Leipzig, Duncker u. Humblot; mit drei Porträts der Verfasserin in Stahlstich), die nun schon in siebenter, unveränderter Auflage vorliegen. Sie verdienen ein deutsches Hausbuch zu werden, weil alle edle Tugenden der Luise-Zeit in schönstem Lichte darin leuchten. — Fortsetzung und würdiges Gegenstück dazu bilden die Schilderungen zur preußischen Geschichte, die Albert Pick aus dem brieflichen Nachlaß des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau herausgegeben hat (**Aus der Zeit der Not,** 1806 bis 1815. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Mit zwei Bildnissen. Geh. 8 Mk., geb. Mk. 9,50). Zahlreich sind die Briefe von bekannten und bedeutenden Persönlichkeiten, die hier zu einem lebensvollen Zeitbilde mosaikartig zusammengefügt werden, und fast immer gehören die Schreiber zu den einflußreichsten und bedeutendsten vaterländischen Persönlichkeiten jener großen Zeit. Es genügt, Namen wie Schill, Nettelbeck, Arndt, Schleiermacher, Jahn, Körner zu nennen. Aber auch die hochherzige Frauenwelt der Erhebungszeit ist vertreten und unter ihr als eine der Edelsten wieder die Gräfin Voß. In patriotischen Häusern werden hinfort beide Bücher eng nebeneinander ihre Ehrenplätze behaupten.

Zwei Lebensbilder preußischer Könige sollen hier vor dem Feste wenigstens noch kurz empfohlen werden, da sie als gediegene Geschenke für ernste, patriotisch gesinnte Häuser besonders in Betracht kommen. Ein Lebens- und Charakterbild von **König Friedrich Wilhelm IV.** zeichnet Herman v. Petersdorff (Stuttgart, J. G. Cotta), der sich bereits durch seine Biographie des ersten Hohenzollernkaisers einen Namen gemacht hat und und der nun hier in erfolgreichen Wettbewerb mit Ranke und Treitschke tritt. Jenem gegenüber ist er in der glücklichen Lage, über bedeutend mehr wichtige Quellenwerke, die inzwischen erst ans Licht getreten sind, zu verfügen: vor diesem hat er die historische Ruhe und Kühle voraus, die nicht sich selbst zum Maß aller Dinge macht, sondern ihren Gegenstand aus der Zeit, den Verhältnissen und seiner individuellen Anlage in erster Linie zu verstehen sucht. Zum erstenmal, soweit wir sehen, ist bei Petersdorff Friedrich Wilhelms IV. unvergleichliche Liebenswürdigkeit des Herzens und der ihm angeborene politische Weitblick gewürdigt. Das Buch ist in einer edlen, volltönenden Sprache geschrieben; es zu lesen, ist eine Freude und ein Genuß. — Reicher in dem verarbeiteten Material, ausführlicher in der Darstellung und noch um einige Grade wärmer in der Begeisterung ist der stattliche Band, darin Martin Philippson **Das Leben Kaiser Friedrichs III.** schildert (Wiesbaden, J. F. Bergmann; geh. 7 Mk., geb. Mk. 8,50. Mit einem Bildnis in Heliogravüre). Ihm gehört die edle und rührende Gestalt des Kaiser-Märtyrers zu jenen „glänzenden Persönlichkeiten der Weltgeschichte, zu jenen harmonisch schönen Charakteren, die durch die Reinheit ihres Wesens, durch die Freiheit ihres Denkens und die selbstlose Treue ihres Schaffens das menschliche Ideal zu verwirklichen scheinen." Er sieht die Erscheinung des Kaisers durch und durch unter dem Gesichtswinkel des nationalen Herolds unserer vaterländischen Einheit. Als Musterbild und Inbegriff des deutschen Mannes feiert der Verfasser den Kaiser, als einen für alles Große und Schöne, für alles wahrhaft Nützliche und Fördernde begeisterten Führer und Schutzherrn seines Volkes. Kräftig und ergreifend hat Philippson den tragischen Verlauf dieses Heldenlebens herausgearbeitet, aber das eigentlich Historische ist über dem rein Menschlichen keineswegs zu kurz gekommen. Auf Grund umfassender Quellenstudien, die ja heute schon kaum noch einer Beschränkung unterliegen und zu denen sich für den Verfasser außerdem noch die Kenntnis zahlreicher Privataufzeichnungen gesellte, sind insbesondere diejenigen Zeitabschnitte nach allen Seiten hin neu und selbständig aufgeklärt, wo der Prinz politischen Einfluß geübt und für die Geschichte Preußens und Deutschlands Bedeutung gewonnen hat: also die Konfliktszeit, die Begründung des Norddeutschen Bundes, der Kampf um Kaisertum und Reich, die Regentschaft Friedrich Wilhelms und dann die neunundneunzig Tage. So ist das Ganze ein Werk geworden, das auf breiter Grundlage und mit wissenschaftlicher Sicherheit eine Lebensgeschichte Friedrich III. zeichnet, die für lange Zeit als maßgebend und erschöpfend wird gelten können.

Als wichtige und würdige Ergänzung zu diesen beiden Lebensbildern freiheitlich gesinnter und schönwissenschaftlich gebildeter preußischer Könige heißen wir die Erinnerungen aus dem Leben **Eduard von Simsons** willkommen, die sein Sohn, B. von Simson, soeben in einem stattlichen, mit einer Bildnis-Heliogravüre und vier Faksimiles geschmückten Bande herausgegeben hat (Leipzig, S. Hirzel). Die pietätvollen Blätter sind zusammengestellt teils nach Erinnerungen, die Simson in hohen Jahren diktirte, teils aus seinen Briefen und Tagebuchblättern, sowie aus parlamentarischen Berichten aller Art; Lücken wurden dabei aus anderen Quellen sorgsam und gewis-

senhaft ergänzt. Der Wert des Buches liegt weniger in dem äußeren Thatsachenmaterial als in der Intimität der Betrachtung; es ist reich an bisher unbekannten kleinen Zügen, die den Charakter der eigenartigen und edlen Persönlichkeit, der es gewidmet ist, überraschend erhellen. Unsere Memoirenlitteratur erfährt durch diese Veröffentlichung eine Bereicherung, die vornehmlich alle die dankbar anerkennen werden, die auch an der Geschichte in erster Reihe das innere Leben und Weben zu schätzen wissen.

Eine neue Episode aus dem deutsch-französischen Kriege behandelt Karl Bleibtreu, der Verfasser der Schlachtenschilderungen von Wörth, Gravelotte, Sedan und Paris, in einem der bekannten schlanken und eleganten, von Chr. Speyer flott illustrirten Büchlein, von denen bei C. Krabbe in Stuttgart nun schon eine ganze Serie erschienen ist (geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.). Diesmal gilt die Schilderung **Orleans.** In zwei Erzählungen ist der Zusammenbruch der Loire-Armee dramatisch gegliedert. Die erste, einem Mobilgardisten in den Mund gelegt, behandelt Loigny, die zweite, von einem Cadres-Offizier berichtet, hat Coulmiers-Beaugency zum Mittelpunkt. Historische Wirklichkeit und Dichtung vereinigen sich zu poetischer Wahrheit, auch in dem Sinne einer objektiven Unparteilichkeit und Gerechtigkeit.

Und nun ein paar Worte über das litterarische Ereignis dieses Jahres, über das Buch, das alle neuen Erscheinungen an Gehalt und Bedeutung überragt: **Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin** sind erschienen (Stuttgart, J. G. Cotta; Preis Mk. 7,50). Fürst Herbert hat sie mit einem kurzen Geleitwort versehen, Meister Lenbach, der treue Freund und künstlerische Verklärer des Bismarckschen Hauses, hat sie mit einem lebensvollen, wundervoll innerlich erfaßten Bildnis der Fürstin geschmückt, wozu sich dann zehn weitere Porträts von Bismarck selbst, den Kindern und der Braut und Gattin gesellen. Wer jemals eins der intimen brieflichen Bekenntnisse Bismarcks gelesen hat, weiß, welche Poesie des Gefühls und der Anschauung, welche Fülle des Lebens, welche Wahrheit und Größe bei aller ungezwungenen Behaglichkeit aus solchen Blättern sich erhebt. Nirgends offenbart sich das natürlich in höherem Maße als in den Briefen an die Lebensgefährtin, die auch ihm — wie Frau von Stein für Goethe — im aufreibenden und verhärtenden Sturm und Drang des Lebens eine Beichtigerin und Priesterin war, vor deren heiligem Altar er mit sich selber Abrechnung und Sühne hielt. Man kennt Bismarck nicht, wenn man diese Briefe nicht kennt; man ist um ein unvergleichliches Dokument menschlicher Seelenkunde ärmer, wenn man diesen kostbaren Schatzbehälter seiner innersten Gedanken und Empfindungen nicht dort stehen hat, wo die litterarischen Lieblinge, die Vertrauten besonders geweihter Stunden, sich ihr Stelldichein geben, mögen sie nun Dante, Shakespeare, Goethe, Schiller, Wagner, Nietzsche oder Bismarck heißen.

Es wird dem Referenten schwer, wenn er nach ein paar der genußreichsten Stunden von diesem Buche aufsteht, seinen Pfad weiter zu suchen. Er möchte die Kluft, die zwischen diesen Blättern und den anderen Erscheinungen liegt, die noch eines kurzen Geleitwortes harren, auch äußerlich durch eine recht einschneidende Lücke kennzeichnen, und aus dem Grunde begrüßt er es fast als eine Wohlthat, was sonst sein Schmerz und Kummer ist: die Rücksicht auf den Raummangel, die es ihm für die weiteren litterarischen Werke nur noch vergönnt, sie in ganz kurzen Worten zu charakterisieren, um den Lesern einen Anhalt für ihre Festauswahl zu geben. Nähere Besprechung wird dann in den meisten Fällen einer ruhigeren Zeit vorbehalten bleiben müssen.

Persönliche Bekenntnisse und Geständnisse, wie Bismarck in seinen Briefen, legt auch Peter Rosegger ab. Aber sie beschränken sich allein auf das religiöse Leben (**Mein Himmelreich.** Leipzig, L. Staackmann). In einer religiös mannigfach an- und aufgeregten Zeit erscheint dieses Buch des katholisch gebliebenen Verfassers, das ganz allmählich, unter verschiedenen Lebensaltern, Erfahrungen und Stimmungen entstanden ist. Und doch wird es im ganzen getragen von einer einheitlichen theologisch-philosophischen Weltanschauung, die, einer harten Lebensschule entsprossen — wie jedem ohne weiteres gewiß, der den Bildungs- und Entwickelungsgang des Verfassers kennt —, keine andere Tendenz verfolgt als die des Gottesfriedens in der Menschheit. Das Wertvollste an dem Buche, zugleich das Unveraltbare ist die unbefangene Freimütigkeit, aus der alle diese Bekenntnisse fließen, die „Erdenweh und Himmelssehnsucht" zu versöhnen trachten und deshalb jedem in sich schauenden Christen und Menschen — vor allem freilich den Deutschen Österreichs — vielerlei Beherzigenswertes und innerlich Förderndes zu sagen haben.

Das Wesen des Christentums (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhdlg.; 3. Aufl.; geh. Mk. 3,20, geb. Mk. 4,20) behandelt in sechzehn Vorlesungen, die vor Studierenden aller Fakultäten der Universität Berlin gehalten, eine Schrift Prof. Adolf Harnacks von einem Standpunkt und in einer Form, die, ohne streng und eng wissenschaftlich zu sein, doch zugleich alle Forschungsergebnisse der gelehrten Theologie verwertet und individuell verarbeitet hat. An Klarheit des Gedankenganges und Reife des Ausdrucks wird sich mit der Schrift von neueren Behandlungen des Gegenstandes kaum eine vergleichen lassen; auch die Wärme der Empfindung und der ehrliche Pathos der Überzeugung thun dem Leser ungemein wohl.

Rein vom Standpunkt des Historikers stellt **Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert** Dr. Ed. Loewenthal dar. Da der Gegenstand bisher nur in einzelnen Werken über Kultur- und Kirchengeschichte erörtert worden ist, die fast durchweg mit den Vorgängen in den fünfziger Jahren abschließen, so wird diese gedrängte Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwickelung

mit Dank aufgenommen werden, sind doch die Wandlungen, welche die religiösen Anschauungen im neunzehnten Jahrhundert erfahren haben, von kaum geringerer Tragweite als die des sechzehnten. Das Buch gehört der Serie geschichtlicher Rückblicke an, die seit etwa zwei Jahren unter dem Titel „Am Ende des Jahrhunderts“ (Berlin, Siegfr. Cronbach; Preis geh. Mk. 2,50, geb. 3 Mk.; Subskriptionspreis geh. 2 Mk., geb. Mk. 2,50) erscheinen und in ihrer Gesamtheit eine vollständige Encyklopädie von Deutschlands Wissen und Können auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit vom Anfang bis zum Ende dieses Jahrhunderts ergeben werden.

Berührungen in mancher Beziehung hat mit dem Roseggerschen Buche die jüngste Aufsatzsammlung von Otto von Leixner, betitelt **Überflüssige Herzensergießungen eines Ungläubigen** (Berlin, Otto Janke; geh. 4 Mk., geb. in Geschenkband 5 Mk.). Es sind Betrachtungen aus deutscher Weltanschauung, doch durchtränkt von einem gottinnigen Frommsinn, das zu Menschen und Dingen ein gläubiges, auferbauendes Vertrauen hegt. Aber alles hängt für Leixner von der sittlichen Läuterung und Wiedergeburt des deutschen Wesens ab, die vorzubereiten und zu fördern er seit Jahren treu und fest am Werke ist. Besonders fesselnd und gedankenreich ergeht sich der Verfasser in den Abschnitten über die deutsche Ethik und über den Geist des deutschen Christentums. Ist der Grundton dieses warmherzigen, weltlichen Erbauungsbuches auch durchaus ernst, so rankt sich doch auch mancher hübsche, launige Einfall des Humors und des Witzes durch die Blätter, die in deutschen Häusern viele Freunde finden werden.

Ein höchst eigenartiges Büchlein beschert uns Pfarrer Theodor Rohleder. Er hat **144 Gleichnisse aus der Gegenwart für die Gegenwart** (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) zu einem kleinen Büchlein zusammengestellt, das mit einer ungemein warmen und seelenvollen Eindringlichkeit zu uns spricht, weil es überall an Beobachtungen und Erfahrungen des täglichen Lebens anknüpft und eine zu eigenem Nachdenken anregende Verbindung zwischen äußerem und innerem Leben herstellt. Der Verfasser selbst vergleicht seine praktischen Gleichnisse, die immer mit einer geistigen Nutzanwendung endigen, mit Texten zu Laienpredigten, die der Leser sich auf Grund dieses Textes selbst halten soll. Auch dies Büchlein also ist, wie ein früheres, vielgelesenes desselben Verfassers (Laienphilosophie, ebd.; Preis Mk. 1,50), eine Anleitung für jedermann, seine Welt- und Lebensanschauung auszubauen.

Eng verwandt mit diesem praktischen Lebensbüchlein ist die christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart, die Lic. theol. Pfennigsdorf unter dem Titel **Christus im modernen Geistesleben** (Dessau, Buchhdlg. des Evangel. Vereinshauses; 3. Aufl.; Preis geh. 4 Mk., geb. Mk. 4,80) der gebildeten evangelischen Jugend und ihren Freunden darbietet. Auch hier wird das Herz der evangelischen Frömmigkeit, der Christusglaube, aus dem christlichen Lehrgebäude herausgehoben und mit allen Gebieten des geistigen Lebens in Verbindung gesetzt. Die religiös-philosophischen, naturwissenschaftlichen, philosophischen, ethischen und ästhetischen Theorien unserer Zeit werden unter das Licht des evangelischen Glaubens gestellt, und überall wird Christus als Führer durch das Labyrinth des modernen Geisteslebens aufzuzeigen gesucht. Die klare, von gefestigter und nirgends beengter, allgemeiner Bildung getragene Darstellung, die sich von aller Phrase fernhält und überall auf den Kern der Dinge dringt, wird dem auch äußerlich gefälligen Bande in den Kreisen der evangelischen Seminaristen, Lehrer, Erzieher, jungen Theologen und Studenten, vor allem aber unter der heranwachsenden Jugend mit höherer Schulbildung viele Freunde zuführen.

Mit wachsender Anerkennung und Freude haben wir an dieser Stelle die letzten Jahrgänge des illustrierten deutschen Hausbuches **Aus Höhen und Tiefen** (Berlin, Martin Warneck; geb. 4 Mk.) begrüßen können; auch der vierte, der die Jahreszahl 1901 trägt, hat noch einen tüchtigen Schritt emporgethan. Bewahrt hat sich das Unternehmen auch diesmal die schlichte, gesunde Religiösität, die freilich mehr im Empfinden als im Ausdruck ruht und die sich von aller dogmatischen Enge frei hält, gewachsen aber ist es in seinen Stoffkreisen und in dem Geiste seiner Betrachtungsweise. Eine edle Unterhaltung geht mit innerer Belehrung Hand in Hand; vortrefflich ergänzen sich auf diesen Gebieten die beiden Herausgeber: Prof. Dr. Karl Kinzel und Regierungs- und Schulrat Ernst Meinke. Dieser steuert eine gemütswarme Humoreske bei, jener schreibt die richtungweisende Vorbetrachtung und einen feinfühligen, psychologisch vertieften Aufsatz über Theodor Storm, den Dichter der Entsagung. Auch Klara von Sydows Erzählung „Mutter Clausken“ und Karl Beyers humorvolle mecklenburgische Skizzen haben unserem Gemüt und Herzen manch Gutes zu sagen. Unter den Abhandlungen und Plaudereien fallen „Erinnerungen aus dem Elsaß“ angenehm auf, weil sie Landschaft und Menschentum so hübsch aneinander abzustimmen verstehen, und daß sich das Jahrbuch auch den modernen Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft keineswegs engherzig entzieht, beweisen sachkundige und vorurteilslose Artikel über John Ruskins „Ästhetische Feldzüge“, über „Suggestion und Hypnose“, über „Neuere Forschungen in biblischen Landen“, über die Bayreuther Festspiele des Jahres 1899 und über moderne Malerei. Gute Illustrationen und anmutige oder ernste Verse sorgen für den leichteren Schmuck. —

Auf dem Gebiete der musikalischen Litteratur erwähnen wir an erster Stelle die Buchausgabe der **Briefe Karl Maria von Webers an Hinrich Lichtenstein**, herausgegeben von Ernst Rudorff, deren erste Veröffentlichung in dieser Zeitschrift erfolgt ist. Nunmehr kehren sie in einem vornehmen, gewählten Geschenkbande zu

uns zurück (Braunschweig, George Westermann; 4 Mk.), der durch drei Porträts, sechs Faksimiles und einige weitere Abbildungen noch einen besonderen Schmuck erfahren hat. Der Band wird von allen Musikliebhabern nicht nur als eine wichtige, ja unentbehrliche Ergänzung zu jeder Weber-Biographie mit Freuden aufgenommen werden, sondern auch als Veröffentlichung für sich in seinem musikhistorischen Werte allgemein erkannt werden, ganz abgesehen davon, daß uns aus diesen Blättern ein liebenswürdiger Mensch entgegentritt, der sich in Briefen an seinen vertrautesten Seelenfreund, Dokumenten seiner innersten Persönlichkeit, rückhaltlos selbst charakterisiert und enthüllt.

Der vierte und fünfte Band der bereits mehrmals warm empfohlenen Liszt-Briefe bringt die an die Fürstin Sain-Wittgenstein gerichteten und trägt deshalb ein im wesentlichen intimes und rein menschliches Gepräge. (**Franz Liszts Briefe,** gesammelt und herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Im Februar 1847 in Kiew mit ihr bekannt geworden, fühlte sich der Künstler bald von der außergewöhnlichen Frau stark angezogen, die ihrerseits in ihm alles das fand, was ihre dürstende Seele im Ehebunde mit ihrem für Kunst und Wissenschaft wenn nicht verständnislosen, so doch gleichgültigen Manne schmerzlich entbehrt hatte. Dreizehn Jahre haben beide dann miteinander gelebt, wenn nicht körperlich nahe beieinander, so doch geistig immer die innigste Berührung suchend, und diesen Zeitraum begleiten die hier mitgeteilten Briefe. Leichter, höflicher Konversationston, von Anfang an von einer gewissen ritterlichen Schwärmerei durchsetzt, eröffnen den Verkehr, bald aber wird der Ausdruck wärmer und wärmer, und schon als die Fürstin ihre Flucht aus Rußland bewerkstelligt, fliegen der „strahlenden Morgensonne", dem „teuren, süßen Licht seiner Seele" aus Liszts jugendlichem Herzen die heißesten Liebesgrüße zu. Diese Leidenschaft bleibt das Kennzeichen des Briefwechsels etwa fünf bis sechs Jahre hindurch; dann ebbt die Flut leise ab, aber bis zuletzt durchsonnt eine aus den Tiefen des Gemüts quellende wahre und warme Empfindung alles, was der Freund der Freundin vom Sonntag und Alltag seines Lebens beichtet. Man erwarte keine wichtigen Bekenntnisse über Liszts musikalisches Schaffen; die Fürstin durfte kaum als musikverständig gelten, und der geliebte Mann hat nie versucht, diesem für ihn so empfindlichen Mangel etwa durch schulmeisterliche Lektionen nachträglich abzuhelfen. Er ließ sie ihr eigenes Leben leben und ward dadurch viel reicher beschenkt, als er es bei einem sklavischen Abklatsch seines eigenen Wesens je hätte hoffen können. Freilich auch weit stärker, und augenscheinlich nicht immer günstig, beeinflußt. Wie sie den religiösen Zug in ihm genährt und ausgebildet, wie sie ihn in seinen Lebensgewohnheiten gelenkt und sogar nicht selten in seinen Ansichten und Überzeugungen bestimmt hat, wird immer zu dem psychologisch Interessantesten gehören, was je seine rätselhaften Fäden zwischen Mannesgemüt und Frauengeist gesponnen hat.

Franz Liszt ist auch der erste Aufsatz in einem nach Form und Inhalt gleich ansprechenden Büchlein gewidmet, in dem Carl Reinecke unter dem Titel **Und manche liebe Schatten steigen auf** neun Gedenkblätter an berühmte Musiker vereinigt hat. (Leipzig, Gebrüder Reinecke; mit neun Bildnissen.) Der ehemalige, langjährige Kapellmeister der Leipziger Gewandhaus-Konzerte, selber ein erfolgreicher Komponist, ist in seinem wechselreichen Künstlerleben mit so vielen musikalischen Berühmtheiten zusammengetroffen und zusammengewandert, daß es ihm zweifellos ein leichtes gewesen wäre, die Erinnerungsblätter des Buches zu verzehnfachen; statt dessen aber hat er nur das Interessanteste und wirklich Wertvolle ausgewählt, das nicht nur, wie das bei ähnlichen „Denkwürdigkeiten" so oft der Fall, der eigenen lieben Eitelkeit dient, sondern wirkliche innerliche Beiträge zur Charakteristik der fremden musikalischen Größen enthält. Außer Liszt sind H. W. Ernst, Rob. Schumann, Jenny Lind, Wilhelm Schroeder-Devrient, Ferd. Hiller, Joh. Brahms und Felix Mendelssohn-Bartholdy vertreten. Kenner der Reineckeschen Kompositionen werden insbesondere von den Erinnerungen an Schumann und Mendelssohn gefesselt werden.

Unter dem Zeichen Wagners steht das mit vornehmer Schlichtheit ausgestattete Werk, in dem Friedrich von Hausegger **Unsere deutschen Meister** behandelt: Bach, Beethoven, Mozart und Wagner (München, F. Bruckmann A.-G.; broch. Mk. 5,60, in feinem Halbpergamentband 7 Mk.). Hausegger hat sich durch frühere, mehr fachwissenschaftlich gehaltene Schriften den Ruf eines ausgezeichneten Musikästhetikers erworben; dieses aus seinem Nachlaß herausgegebene Buch aber, in schöner abgeklärter Sprache geschrieben, wendet sich an weitere Kreise, an alle die, denen deutsche Musik ein ästhetischer Lebensgenuß ist. Überaus glücklich hat Hausegger den im Leben und Schaffen der vier großen Meister gipfelnden Entwickelungsgang der deutschen Tonkunst dazu benutzt, um an ihm die Wahrheit des Satzes: Musik ist in ihrem Grundwesen Ausdruck, zu erweisen. Dabei ergiebt sich eine enge, innige Beziehung des Wesens der Tonkunst zu dem Wesen des deutschen Geistes. Sie erscheint als die ausgeprägt deutsche Kunst, als die eigentümlichste Offenbarung deutschen Geistes auf dem Gebiete der Kunst. Ein Schlußkapitel „Was ist deutsche Kunst?" setzt das ins hellste Licht. Das Hauseggersche Werk darf deshalb als ein echt nationales Buch gelten, das jedem Freund und Liebhaber deutscher Musik eine hochwillkommene Weihnachtsgabe sein wird.

In zweiter Auflage hat kaum zwei Jahre nach seinem ersten Erscheinen Oskar Bies Buch über das **Klavier und seine Meister** erscheinen können (München, F. Bruckmann A.-G.). Die Leser dieser Zeitschrift kennen die feinsinnige, eindringende Darstellungsweise des Verfassers, der

an keinen Stoff die Feder setzt, den er sich nicht zuvor völlig zu eigen gemacht hat. So quillt auch hier alles aus der Tiefe. Die künstlerische Kultur des Klaviers ist in all ihren Epochen ohne alle philologische Akribie und polemische Kritik, vielmehr mit einer bezaubernden impressionistischen Ruhe und Unbefangenheit geschildert: an zarten, aber nur um so stärkeren Fäden zieht der Verfasser die Leser in die Seele seines Gegenstandes hinein; man glaubt manchmal die Saiten der Instrumente selbst aus dem entzückend ausgestatteten Bande erklingen zu hören: c'est le ton, qui fait la musique. Die auf dem Gebiete der Reproduktionskunst rühmlichst bekannte Münchener Verlagshandlung hat den mit einem künstlerischen Buchumschlag von Berlepsch geschmückten Band mit zahlreichen Abbildungen und Kunstblättern versehen, die an Glanz und Geschmack der Ausführung kaum ihresgleichen haben. —

Von Gedichtsammlungen haben wir noch einige wertvolle Neuerscheinungen nachzutragen. Wir verzeichnen zunächst eine neue Verdeutschung von **Byrons Manfred**, die wir der bewährten dichterischen Formbeherrschung Dr. Ludwig Wüllners verdanken (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger; Liebhaberausgabe auf Büttenpapier 4 Mk.). Ein feinsinniges Vorwort verknüpft die unsterbliche Dichtung mit den herrschenden philosophischen Ideen der Gegenwart vom titanischen Ringen des modernen Übermenschen. Ein Kunstwerk ist die Buchausstattung: der Leipziger Maler Walter Tiemann hat der Dichtung einen künstlerischen Rahmen gegeben, der die poetische Stimmung der Dichtung wunderbar hebt. Seine Zeichnungen erinnern in der ästhetischen Zartheit der Linien manchmal an Fidus, beherrschen daneben aber auch das Titanische vollkommen, das in dem Byronschen Werke liegt. Titelblätter, Vignetten, Zierstücke und Schlußbilder machen das Buch zu einem Schmuck der Hausbibliothek, zu dem man in festlichen Stunden immer gerne wieder zurückkehren wird. — Das Beste und Schönste aus der deutschen romantischen Lyrik findet sich in der von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski herausgegebenen Blütenlese **Die Blaue Blume** (Leipzig, Eugen Diederichs). Sie macht für den, dem es nur auf den ästhetisch-poetischen Genuß der Dichtungen ankommt, die Anschaffung aller Einzelausgaben überflüssig, zumal da er hier wirklich nicht nur das dichterisch Edelste, sondern auch das Charakteristischte beisammen hat. Die mit zahlreichen Bildnissen geschmückte Ausgabe (470 Seiten) ist im Stile der romantischen Zeit ausgestattet: den freundlichen einschmeichelnden Druck umranken zierliche Vignetten, die ein leichtes Zeitkolorit geben. In der Gegenwart, die sich etwas darauf zu gute thut, die Romantik wieder erweckt zu haben, wird diese Sammlung, die die einzelnen Schaffensgebiete der Romantik von ihren Anfängen im achtzehnten Jahrhundert bis zu ihren Ausklängen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in übersichtlicher Auswahl und Anordnung vereint (von Klopstock bis auf Prinz Emil von Schönaich-Carolath), wie gerufen kommen. Eine Einleitung „Zur Psychologie der romantischen Lyrik“ von dem uns so früh entrissenen L. Jacobowski, bibliographische Verweise und Register erhöhen noch den Wert der Ausgabe. — Wenn wir einen unserer heutigen romantischen Dichter in der Anthologie vermissen, so ist es Wilhelm Hertz, der herzerquickende Münchener Poet, der so viel von seinem schwäbischen Landsmann Uhland geerbt hat. Zum Glück hat uns ein starker Band von fast fünfhundert Seiten zu gleicher Zeit seine **Gesammelten Dichtungen** (Stuttgart, J. G. Cotta) beschert, darunter außer den lyrischen Gedichten mit den leichtflüssigen Versen und einschmeichelnden Melodien sowie den Balladen und Romanzen auch die größeren Dichtungen: Lanzelot und Ginevra, Hugdietrichs Brautfahrt, Heinrich von Schwaben und der unvergängliche „Bruder Rausch“; den Schluß bilden ausgewählte Übersetzungen aus der germanischen Sagenwelt, worin der Germanist bekanntlich eine unerreichte Meisterschaft entfaltet. — Neben Hertz verdient der Schwabe Eduard Paulus mit Ehren genannt zu werden. Das Bedeutendste, was er geschaffen, sind die **Drei Künstlerleben** (Stuttgart, J. G. Cotta), poetische Gestaltungen des Lebens und Schaffens von Tilmann Riemenschneider, Erwin von Steinbach und Michelangelo, die soeben in neuer, gefälliger Ausgabe in hübschem Geschenkbande an die Thüre des deutschen Hauses klopfen, wo sie eigentlich längst eine feste Stätte haben sollten. — Mit einer stattlichen Sammlung **Neuer Gedichte** (Stuttgart, J. G. Cotta) ist Ludwig Fulda erschienen: leichte singbare Weisen der Liebe und Lebenslust stehen neben ernsten, melancholischen Betrachtungen und sinnigen Sprüchen oder Parabeln. Der Gesammteindruck des Bandes ist elegante Liebenswürdigkeit, der man selbst das zuweilen Tändelnde und Spielerische in Inhalt und Form gern vergiebt. — Ludwig Fulda hat Heinrich Vierordt seine neue Dichtungen **Fresken** (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.; in eleg. Geschenkbande 3 Mk.) zugeeignet. Man darf daraus nicht schließen, daß er litterarisch allzu eng mit ihm verwandt sei. Vierordt singt vielmehr auch in diesem neuen Bande durchaus seine eigene Weise. Vor allem die Ballade und Romanze ist seine Domäne, weshalb sich seine Dichtungen — und die jüngsten in ganz hervorragendem Maße, weil sie durchweg vertraute und fesselnde Stoffe in neuem poetischem Geschmeide zeigen — vorzugsweise zum Vortrage in Haus, Gesellschaft und Schule eignen. Insbesondere der reiferen Jugend, die nach Gedichten verlangt, wird man mit dem hübschen Bande sicher eine Freude bereiten. — Eine echte Weihnachtsgabe — schon weil dem deutschen Gemüt, dem Ehe- und Kinderleben so viele Kränze darin geflochten werden — sind die neuen Dichtungen, die der Hamburger Otto Ernst, der erfolgreiche Dichter der „Jugend von heute“, in einem mit Buchschmuck gezierten Bande als **Stimmen des Mittags**

herausgiebt (Leipzig, L. Staackmann; geb. Mk. 3,50). Auch hier ist Ernst und Scherz anmutig miteinander gemischt, aber jeder Ton hat in weit höherem Grade als bei Fulda seine eigene persönliche Note, individueller und ausgeprägter in der dichterischen Vorstellung, im dichterischen Bilde und in der dichterischen Sprache. — Insofern neigt er sich schon nahe zu seinem norddeutschen Landsmann Detlev von Liliencron hinüber, dessen **Ausgewählte Gedichte** (Berlin, Schuster u. Loeffler) jetzt endlich — verdient hätten sie es längst! — in dritter Auflage vorliegen. So scheint die deutsche Lesewelt denn mittlerweile eingesehen zu haben, welchen Schatz sie an diesem Dichter besitzt, der mit seiner kraftvollen Frische wie eine aufklärende Nordseebrise in die süßliche Epigonenlyrik der siebziger und achtziger Jahre gefahren ist. Dem deutschen Soldatenleben vor allem hat seine Dichtung unendlich vieles gegaben, ohne irgendwie Wahrheit und Natur zu verletzen. Eine Stichprobe in dem Auswahlbande hat mir gezeigt, daß von dem Besten und Bedeutendsten seiner Lyrik nichts fehlt. — Allen treuen Söhnen der roten Erde, soweit sie über die Welt verstreut sind, aber auch denen, die ihre landschaftlichen und stammheitlichen Vorzüge lieben und schätzen, hat Carl Hülter unter dem Titel **Vom Stamme der Eiche** (Essen, G. D. Baedecker) ein „Westfalenbuch" beschert, welches aus dem neueren Schrifttum der roten Erde das Beste zusammenstellt, was in Poesie und Prosa in den letzten Jahrzehnten geschaffen worden ist. Wir nennen außer dem Herausgeber selbst folgende Namen: Julius Petri (der leider so früh Verstorbene), Johanna Baltz, Peter Hille, Paul Baehr, Herm. Landois. Eine litterarische Einleitung und Nachrichten aus dem Leben und Wirken westfälischer Dichter geben den einzelnen Beiträgen den inneren Zusammenhang, der das Ganze zu einer festen Einheit von litterarhistorischer Bedeutung bindet. — Einen echten Dichter lernen wir aus einem zarten Geschenkbande kennen, der den Verfassernamen Hans Eschelbach trägt. Seine **Sommersänge** (Paderborn, Ferd. Schöningh; geb. Mk. 3,60) werden junge Damenhände besonders dankbar entgegennehmen. Denn bei aller rheinischen Fröhlichkeit und Lebenslust, die durch seine formgewandten Verse pulst, fehlt doch auch der sinnige, nachdenkliche Ernst nicht, ja der letzte Abschnitt des zierlichen Bandes enthält fromme Lieder und biblische Gedichte, die mit Erfolg den Wettbewerb mit Spitta und Gerock aufnehmen können. — Mit neuen poetischen Erzählungen in wechselnden Versmaßen beschenkt ihre zahlreichen Freunde Paula Gräfin Coudenhove, von der wir schon im vorigen Jahre die mit so viel Beifall aufgenommene „Adlernichte" anzeigen konnten. Ihr **Roter Mohn** (Paderborn, Ferd. Schöningh; geb. Mk. 2,80) bringt diesmal ein halbes Dutzend Verserzählungen, die in der Formbehandlung unverkennbare Fortschritte gemacht haben, und auch die Stoffwahl ist mannigfacher geworden. Der novellistische Charakter dieser poetischen Erzählungen macht sie im besonderem Maße zum Vorlesen im häuslichen Freundeskreise geeignet. — Junges Eheglück hat selten eine so schöne und bei aller Zärtlichkeit keusche poetische Verklärung gefunden wie in einem neuen, von Heinrich Vogeler-Worpswede mit entzückendem Buchschmuck durchwirkten Gedichtbüchlein von Hugo Salus, dessen poetisches Können vor einiger Zeit in diesen Blättern so anerkennend charakterisiert worden ist. Sein **Ehefrühling** (Leipzig, Eugen Diederichs) reiht sich seinen bisherigen Gaben würdig an und ist, da er durchweg eigene Erlebnisse des Dichters gestaltet, von erquickender Frische und Lebendigkeit. — Von demselben Dichter liegt eine weitere neue Gedichtsammlung **Reigen** (München, Alb. Langen; geh. Mk. 1,50, geb. Mk. 2,50) vor, deren Gaben von seinem Können insofern noch ein reicheres Bild geben, als die Stoffe und Formen hier weit mannigfaltiger gemischt sind. Gedanken, Gefühle, Erlebnisse, das alles wogt hier in Salus' vornehmer Art und formvollendeter Kunst auf und ab und giebt deshalb ein so gut wie vollständiges Spiegelbild seines gesamten poetischen Schaffens. — Seine Scherzgedichte hat der sächsische Humorist Edwin Bormann zu einem **Lustigen Buch** (Leipzig, Edw. Bormanns Selbstverlag) vereinigt, das sich für Liebhaber von derlei unterhaltsamen Reimereien durch die Kapitelüberschriften: Fröhliches, Gemietliches, Stacheliges, Niedliches, Ulkiges, Hübsches zur Genüge charakterisiert. — Für Freunde von Sprüchen und Sinngedichten verweisen wir auf drei Sammlungen, die unter den uns zahlreich vorliegenden zweifellos die gehalt- und gedankenreichsten sind. In hübschen Versen läßt Frida Schanz ihre **Herdfunken** sprühen (Bielefeld, Velhagen u. Klasing); in pointereicher Prosa unter dem Titel **Greift nur hinein** (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.) prägt Georg von Oertzen seine während eines langen erfahrungsgesättigten Lebens gesammelte Weisheit in die Scheidemünze neuer Aphorismen aus; Sprüche und Widersprüche aus dem Leben stellt W. Kreiten S. J. zu **Allerlei Weisheit** (Paderborn, Ferd. Schöningh; geh. Mk. 2,80, geb. 4 Mk.) zusammen, die hauptsächlich zu Zwecken häuslicher Erbauung in katholischen Häusern willkommen sein wird, aber auch nichtkatholischen Lesern aus ihrer Gemütswärme und Gedankenfülle reiche Anregung geben kann. —

Einen besonderen Abschnitt in dieser Übersicht dürfen die Gesammelten Werke von Carmen Sylva, der Königin von Rumänien, beanspruchen. Die Verlagshandlung von Emil Strauß in Bonn hat ihnen in zehn Einzelbänden ein gutes, vornehmes Gewand gegeben, wie die Person der Verfasserin und der Inhalt ihrer Dichtungen es verdienen. Die Bände sind auch einzeln zu haben; wer Gedichte vorzieht, mag also zu dem gediegen ausgestatteten Bande Tau greifen, der außer rein lyrischen Gaben auch ernstere Gedankendichtung, sowie Balladen und Romanzen bringt, oder zu den den deutschen Frauen gewidmeten **Stürmen**, die vier größere Versdich-

tungen enthalten: „Sappho“, „Hammerstein“, „Über den Wassern“, „Schiffbruch“, wohl das Gehaltvollste und in sich Ausgeglichenste, was die Dichterin überhaupt geschaffen. In vierter, vermehrter Auflage kommen die berühmten **Peleschmärchen** zu uns, darin die Dichterin den reichen phantastischen Sagenschatz ihrer neuen Balkanheimat poetisch gestaltet hat; in Rumänien und Spanien spielen die fünf eigenartigen Novellen, die Dito u. Idem unter dem gemeinsamen Titel **Rache** (3. Aufl.) zusammengestellt haben; **Aus zwei Welten** ist ein ergreifender und doch befreiender Roman voller Handlung und Farbenglut der Sprache, dessen äußerst geschickt gehandhabte Briefformerzählung ein anderer auf dem Balkan spielender und **Astra** betitelter Roman wieder aufnimmt. Am willkommensten aber von allen Prosaerzählungen der hohen Dichterin wird denen, die sie erst kennen lernen möchten, die starke Novellensammlung sein, die sie, im Verein mit ihrer Freundin Mite Kremnitz, **In der Irre** getauft hat. Hier werden alle Saiten ihres reichen Könnens angeschlagen, vor allem die gemütvollen in den Kindergeschichten, und zugleich alle Schauplätze gestreift, die ihre Phantasie beherrscht. Ein ernstes Erbauungsbuch, das besonders als Konfirmationsgeschenk geeignet sein wird, beschert die Dichterin ihren Freundinnen in den **Seelengesprächen**, kleinen Andachten, die sie für den Hausgottesdienst ihrer Mutter zusammengestellt hat. Endlich hat sich Carmen Sylva auch als Übersetzerin bethätigt. Ihre Verdeutschung der **Islandfischer von Pierre Loti** giebt getreu die biblische Größe und erschütternde Wahrhaftigkeit wieder, die in diesem kleinen Epos des französischen Dichters lebt. Wir wüßten unter den zehn Bänden der Carmen Sylvaschen Dichtungen nicht einen, der trotz des Mangels an eigenkräftiger dichterischer Größe nicht wenigstens poetische Stimmung, Erbauung und edle Unterhaltung brächte.

Auch in der dicht bevölkerten Welt der Romane und Novellen wird für dieses Heft ein kurz gehaltener Namenführer ausreichen müssen, der nur hier und da mit ein paar charakterisierenden Bemerkungen durchflochten werden kann, bevor wir in dem nächsten Hefte auf die bedeutenderen Erscheinungen eingehender zurückkommen. Um mit unseren Notabeln zu beginnen, so nennen wir an erster Stelle Friedrich Spielhagens jüngsten Roman **Freigeboren** (Leipzig, L. Staackmann; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Er schildert den Lebensgang einer stolzen und ehrlichen, mit allen Geistestugenden ausgestatteten Frau, die sich trotz des äußeren Glanzes und trotz alles Strebens zum Schluß um ihr Lebensglück betrogen sieht. Eine eindringliche Psychologie giebt dem Werke eine starke intime Wirkung, die durch die bekannten Spielhagenschen Schlaglichter auf die politische Gesellschaft Berlins, durch scharfe Charakteristik historischer Persönlichkeiten der sechziger und siebziger Jahre (Lasker, Twesten, Bamberger, Forkenbeck, Lassalle u. a.) diesmal noch einen besonderen Reiz ausüben wird. Die Erzählungskunst des greisen Romanciers steht noch heute in frischer ungebrochener Kraft da, wenn sich der subjektiv-melancholische Zug — entgegen seiner eigenen Theorie — auch zuweilen gar zu deutlich vordrängt. Die Freunde des Dichters freilich werden auch bei diesem Selbstbiographischen der Erzählung ihre Rechnung finden. — Die Stimmung dieses Romans, die ernste, philosophisch vertiefte, selbsterzieherische Betrachtung des Lebens, die darin gefeiert wird, erinnert an Malwida von Meysenburg und ihre **Memoiren einer Idealistin** (Berlin, Schuster u. Loeffler; drei Bände, 5. Aufl.), die mit der nachträglich erschienenen Ergänzung **Der Lebensabend einer Idealistin** (ebenda, 2. Aufl.) noch immer zu den besten und tiefsten Bekenntnisbüchern des älteren Frauengeschlechtes gehören. In dritter, vermehrter Auflage ist kürzlich von der Verfasserin ein Band **Stimmungsbilder** erschienen (ebenda), der in anderem Zusammenhange demnächst besprochen werden, der aber als edle Lektüre besonders für die gebildete Frauenwelt schon heute eine wärmste Empfehlung mit auf den Weg nehmen soll. — In diesem Zusammenhange zeigen wir unseren Lesern an, daß der letzthin in den „Monatsheften“ erschienene moderne Roman von Sophie Junghans **Junge Leiden**, der während seiner Veröffentlichung so warmen Beifall gefunden hat, jetzt auch in Buchform vorliegt (Braunschweig, George Westermann; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Zu gleicher Zeit ist noch ein anderer Roman, der seinen ersten Abdruck in dieser Zeitschrift erlebte und daher besonderer Empfehlung nicht bedarf, in Buchform erschienen: Ossip Schubins Erzählung aus dem österreichischen High-life: **Im gewohnten Geleis** (Stuttgart, J. Engelhorn; eleg. geb. 7 Mk.). — Zwei Erzählungen derselben Verfasserin aus dem slavischen Dorfleben, dessen leidenschaftliche Glut die temperamentvolle Verfasserin mit meisterhafter Gestaltungskraft beherrscht, bringt ein schon in zweiter Auflage vorliegender Band, der den bezeichnenden Titel **Slavische Liebe** führt (Braunschweig, George Westermann; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Auch diese beiden farbenglühenden Dichtungen sind zuerst durch die „Monatshefte“ bekannt geworden und werden unsern Lesern noch in guter Erinnerung sein. — Aus dem Nachlasse des jüngst verstorbenen Ernst Eckstein empfangen seine Freunde und Verehrer noch eine neue, nun wohl die letzte Novellensammlung mit dem wehmütigen Titel **Rauhreif** (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.; 4 Mk.). Sie enthält vier Erzählungen, von denen eine („Die beiden Schwestern“) etwas reichlich romantisch gefärbt ist, die übrigen aber äußerst fesselnd gestaltete Charakterbilder aus dem männlichen und weiblichen Herzensleben entwerfen. Der Band, glänzend ausgestattet, ist von Wilhelm Claudius ebenso reich wie feinsinnig und poetisch nachfühlend illustriert. — Mit allseitiger Freude wird es begrüßt werden, daß unter den Weihnachtsbüchern diesmal auch eins von Ernst von Wildenbruch zu finden ist. Seine Er-

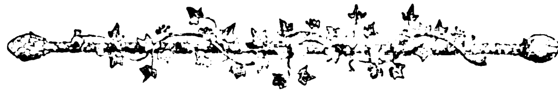
zählung **Neid** (Berlin, G. Grotesche Verlagshdlg.; in zierlichem Geschenkband geb. 3 Mk.) vergleicht sich in der gemütvollen Innigkeit, die sie beseelt, mit dem Besten, was Storm auf diesem Gebiete geschaffen hat. Im Mittelpunkte steht ein Weihnachtsabend, der den ergreifenden, mit echt Wildenbruchschem Gefühlspathos geschilderten Konflikt heraufbeschwört. Man wird die kleine Erzählung nicht ohne tiefe Erschütterung zu Ende lesen und doch innerlich erhoben und gefestigt von ihr Abschied nehmen. — Aus Jos. Viktor von Scheffels Nachlaß kommt spät, aber nicht zu spät das **Gedenkbuch** „über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino" (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), eine „Epistel" an den in Heidelberg weilenden Freundeskreis des „Engeren", die der Dichter als Quelle für den in den „Reisebildern" abgedruckten Aufsatz „Aus den Tridentinischen Alpen" benutzt hat. Der Scheffelsche Humor zeigt sich hier, in diesen Wanderungen mit dem Maler Anselm Feuerbach, in seiner ganzen frischen, erquickenden Ursprünglichkeit und wird bei allen Freunden Venedigs, des Gardasees und Tirols einer freudigen Aufnahme gewiß sein dürfen. — Aus demselben Verlage liegt ein neuer Geschichtenband **Allerlei Liebe** von Hermine Villinger vor, den Curt Liebich illustriert hat (3 Mk.), sowie eine neue Sammlung Tagebuchblätter von dem tapferen Freiburger Pfarrer Heinrich Hansjakob, betitelt **In der Karthause** (illustriert von demselben; Mk. 4,20), die wieder von der frischen Erzählungsgabe des Verfassers der „Waldtaube" und der „Erzbauern" Zeugnis ablegen und zugleich zeigen, wie lebhaft er Anteil nimmt an allen für Kultur- und Gemütsleben wichtigen Ereignissen der Gegenwart. — Auch Adolf Hausrath (George Taylor) ist in diesem Jahre mit einer kulturgeschichtlichen Erzählung **Postamiäna** (ebenda 3 Mk.) vertreten, die aus seinem eigensten Forschungsgebiete, den Anfängen der christlichen Kirche, geschöpft ist. — Wie für Hausrath das antike, so ist für Richard Voß das moderne Italien der Tummelplatz einer farbenglühenden Phantasie und oft berauschend schönen schönen Sprache. Sein jüngstes Novellenbuch **Amata** (ebenda, illustriert von Curt Liebich; Mk. 3,60) vereinigt drei neue römische Novellen, die den Verfasser wieder im Besitze seiner vollen Gestaltungskraft zeigen. — Einen Geistesroman aus unserer Zeit, in dem die neu erwachte religiöse Sehnsucht unserer Tage ihren dichterischen Ausdruck findet, giebt uns Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß in seinem Roman **Die Halben** (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer), der auf die Teilnahme aller ernst strebenden Gebildeten, die sich über ihr inneres Leben Rechenschaft abzulegen gesonnen sind, rechnen darf. Wir werden uns gerade mit diesem in jeder Beziehung bemerkenswerten und bedeutenden Buche zu ruhigerer Zeit noch eingehender zu beschäftigen haben, da wir in dem Werke ein beredtes Symptom unserer ganzen Zeitrichtung sehen. — Endlich verzeichnen wir noch als empfehlenswerte Geschenkbücher: Erzählungen von Isolde Kurz **Von dazumal** (Berlin, Gebrüder Paetel), Novellen von Ilse Frapan (ebenda) unter dem Titel **Wehrlose**, die zweite Auflage des Hamburger Romans **Aus dem Durchschnitt** von Gustav Falke (Hamburg, Alfred Janssen; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), einen Band heiterer Militärhumoresken und -Novellen von Gustav Dickhuth (**Wie der Leutnant Hubertus von Barnim sich verloben wollte und Anderes.** Berlin, G. Grotesche Verlagshdlg.), die in diesem sonst arg vernachlässigten Genre wirklich etwas von künstlerischem Schliff und seelischem Gehalte aufweisen, und endlich eine Novellendreiheit von Olga Wohlbrück **Im Dunkel** (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus), darin die Verfasserin, die ja unseren Lesern keine Unbekannte ist, drei ernste, schwermütige Liebestragödien leidenschaftlich verirrter Seelen erzählt.

Vilmars Geschichte der deutschen Nationallitteratur hat soeben ihre 25. (Jubiläums-) Ausgabe erlebt (Marburg, N. G. Elwert). Etwa sechsundfünfzig Jahre sind seit ihrem ersten Erscheinen ins Land gegangen; was damals so frisch und jugendlich auf den Plan trat, war inzwischen wohl vorübergehend in Gefahr, zu veralten und sein rechtes Verhältnis zur veränderten Zeit zu verlieren, wußte dann aber dank Prof. Adolf Sterns Bearbeitung und Weiterführung wieder den warmen Anschluß ans Leben zu gewinnen, der ihrem Verfasser gleich anfangs als Ideal seines ganzen, damals in seiner Art noch recht kühnen Unternehmens vorschwebte. „Dem Leben," schrieb er damals, „hat diese Geschichte der deutschen Litteratur dienen wollen, dem ganzen und vollen Leben meines Volkes, in der Kraft seiner Thaten wie in der Macht seiner Lieder, in dem Stolze seiner angeborenen Weltherrschaft, wie in der selbstverschuldeten Demütigung unter Fremde, in dem lachenden Glanze seiner Fröhlichkeit wie in dem tiefen Ernste seiner christlichen Frömmigkeit." Und weil ihm diese Auffassung des Lebens und der Litteratur so völlig aus dem Herzen quoll, verbat er sich noch vor dem Tode für alle weiteren Auflagen eine Änderung des Textes, sei es in welchem Sinne es wolle. So blieb denn der Verlagshandlung nichts weiter übrig, als in einem Anhang von Anmerkungen Vergessenes nachzutragen, Verfehltes zurechtzurücken und die Ergebnisse der neueren Forschung zu berücksichtigen. Das besorgte kein Geringerer als Karl Goedeke. Wenn man von gewissen litterarhistorischen Fortschritten der neueren Zeit, die auch die innere Auffassung und Betrachtung unserer Litteraturgeschichte verrückt haben, absieht, so ist das Werk dadurch vor dem Veralten geschützt. Um nun aber die mit Recht in christlichen Häusern so beliebte Vilmarsche Litteraturgeschichte bis zur Gegenwart fortzuführen, behandelt Adolf Stern seit 1885 im Anhang „Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart", die sich Vilmars Darstellung in jeder Beziehung würdig anfügt. Die neueste Auflage schreitet

bis zur allerjüngsten Zeit vor und läßt fast keine irgendwie bedeutendere Erscheinung in der modernen Litteratur unberücksichtigt. F. D.

* * *

Deutsche Flottenmanöver. Nach Aquarellen und Studien von Willy Stöwer. (Braunschweig, George Westermann; Preis 16 Mk.) — Was wir an illustrierten Marinebüchern und -mappen bisher besaßen, beschränkte sich fast ausschließlich auf Darstellungen der verschiedenen Schiffstypen, wobei entweder alles Gewicht auf die malerische Wirkung der Gegenstände oder auf die peinlich genaue Wiedergabe der Einzelheiten gelegt wurde. Zum erstenmal tritt nun ein Werk an die Öffentlichkeit, das unter Berücksichtigung beider Gesichtspunkte unsere Flotte in ihrer Thätigkeit zeigt. Der rühmlichst bekannte, von Sr. Majestät dem Kaiser vielfach ausgezeichnete Marinemaler Willy Stöwer hat in einem mit gediegener Eleganz ausgestatteten Großfoliobande auf fünfzehn vierfarbig gedruckten Blättern eine Reihe von Motiven aus den deutschen Flottenmanövern geschildert, die er im Herbst 1899 an Bord des Linienschiffes „Wörth" mitmachen durfte. Er hat sich dabei an keine feste, doch nur hemmende Disposition gebunden, sondern in freier Wahl alle die Momente der Übungen erfaßt, die sein künstlerisches Auge anregten, in denen er besonders typische und markante Bethätigungen unserer Flotte erkannte. So hat er gerade das mit Vorliebe geschildert, was der Landbewohner und Laie zu beobachten meistens überhaupt keine Gelegenheit hat oder wofür er, selbst wenn er es sieht, schwer das rechte Verständnis findet: in erster Reihe also Kriegsschiffe in Seegang und Gefechtsscenen auf hoher See mit all ihren einzelnen so ungemein malerischen Bewegungen. Alles das schaut man hier gewissermaßen mit dem Auge des see- und schiffskundigen Malers erst im rechten Lichte und in der rechten Stimmung. Der Gesamteindruck war es, auf den es dem Maler ankam; so allein erlitt das Künstlerische keine Einbuße, wenn die Naturtreue gewissenhaft bis ins kleinste gewahrt blieb. Ein flüchtiger Gang durch die einzelnen Blätter wird das näher erläutern. Da sehen wir zunächst das Linienschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm", wie es im Kieler Hafen Kohlen an Bord nimmt, beobachten dann, wie auf der „Wörth" eine stählerne Schlepptrosse ausgebracht wird, begleiten die Tete des großen Geschwaders, wie es in Kiellinie mit „großer Fahrt" aus dem Großen Belt dampft, erleben vom Achterdeck der „Wörth" aus eine Gefechtsscene in der Nordsee, die die Linienschiffe der ersten Division dem Feind liefern, sehen eins der schneidigen kleinen Torpedoboote mit hohem Seegang in der Nordsee kämpfen und schließlich in Schaum und Gischt verschwinden, treten mit den Mannschaften an die Geschütze und mit dem Kapitän auf die Kommandobrücke und lassen uns in die schaurig-erhabene Stimmung einspinnen, die ein nächtliches Manöver mit elektrischem Scheinwerfer während der strategischen Manöver auf hoher See beim Zuschauer hervorbringt. Entzückend in ihrer fein abgestimmten Farbensymphonie sind die kleinen Augenblicksbilder, die Stöwer von Meereslandschaften und Bordleben entwirft: der kleine Kreuzer „Wacht" im Seegang während des Marsches um Skagen; das abendliche Stimmungsbild aus dem Großen Belt mit rekognoszierenden Torpedobooten; die Verfolgung des feindlichen Kreuzers „Greif" durch „Wörth" und „Wacht" bei der dänischen Insel Hjelm; der nächtliche Torpedoboot-Angriff auf die Linienschiffe des ersten Geschwaders — das alles trägt das Gepräge einer vornehmen Kunst und hinterläßt beim Beschauer Eindrücke, die im Gedächtnis haften bleiben und die Phantasie anregen. Im ganzen sind es fünfundzwanzig verschiedene Bilder, die Stöwers Pinsel vor uns hinzaubert; das Ganze ist eine Verherrlichung unserer Flotte und ihrer Thätigkeit, wie sie poetischer und künstlerischer in so weitem Umfange noch nirgends geboten worden. Der Preis von sechzehn Mark muß für das starke, in buntem Originalumschlag gebundene Album außerordentlich gering genannt werden. —l.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Thomas Truck.

Ein Buch von gestern und morgen.

Von

Felix Hollaender.

V.

Der „Festsaal" war offiziell erschienen. Die Mitglieder des Nachtlichts hatten sich bereits einzeln in tiefer, freudiger Erregung gesprochen, aber die gemeinsame Aussprache sollte erst bei Broses stattfinden. Jeder von ihnen sah mit einer gewissen Spannung dieser Zusammenkunft entgegen. Man hatte für den Augenblick alle Gegensätzlichkeiten vergessen — nur das Gefühl der Gemeinsamkeit erfüllte alle.

Das Blatt bedeutete ja für sie mehr als die erste Nummer einer Zeitschrift. Es brachte Gedanken und Ideen, die man im engen Kreise oft genug mit heißen Köpfen bis in ihre letzten Bestandteile zerlegt hatte. Es brachte die Rückerinnerung an Stunden, wo der Kampf der Meinungen heftig getobt und sie alle mit fortgerissen hatte.

So stellte sich das Blatt für jeden als ein Stück seines eigenen geistigen Menschen dar, und darum betrachtete jeder es mit einer leisen Ehrfurcht als etwas, das ihm innerlich nahe ging.

Und dann sollte es ja ein Wegweiser in die Zukunft sein, das rohe Gerüst, das nun erst ausgebaut werden sollte. — Zu einer Art von Richtfeier wollte man zusammenkommen ...

Aber die Thür bei Broses öffnete sich nur für Thomas. Und als die Malersfrau ihm wortlos und wie erstarrt gegenübertrat und ihm, ohne einen Laut hervorzubringen, voranschritt — da wußte er, daß der Festsaal sich in eine Totenhalle umgewandelt hatte.

Ganz plötzlich und unvermutet hatte der Maler die große Reise angetreten. Und wie Thomas nun vor seinem Lager stand, wo der hagere Mann ernst, bleich und milde dalag, empfand er zum erstenmal wieder jene Schauer, die er vor vielen, vielen Jahren verspürt hatte; damals, als er, noch ein Kind, dem Vater die kleine Elektrisiermaschine in das Sterbehaus nachtragen mußte und zum erstenmal den Tod von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte.

Und noch ein anderes kam über ihn in der Flucht der Erinnerungen, etwas, das sich zusammensetzte aus Einsamkeitsrausch und Allempfinden. Der da lag, war sein Toter, wie die Tamara es war, aber in einem

Sinne, der ihm jetzt erst aufging: es gab keine Trennung zwischen ihnen, sie lebten in ihm, weil sie Besitz von ihm genommen, mit ihm eines waren.

Und so betrachtete er in einer Bewegtheit, die kein weltlicher Ton störte, den stillen Schläfer. Und jedes seiner Worte erwachte in dieser Stunde; er sah seine schlichten Bewegungen, er sah seinen edlen Gang. Hier lag einer, für den das Ende kein Ende war, der nach einer mühseligen Wanderung rastete.

Die Andacht entrückte Thomas weit.

Er sah sich wieder auf hohen Gipfeln zwischen Felswänden und rauschenden Bergbächen, und er überblickte den langen Weg, den er selbst zurückgeschritten war, auf dem der Verblichene ihn eine weite Strecke geleitet hatte.

Aber im Hintergrunde seiner Seele tauchte die bange Frage auf, ob wirklich die große Ruhe und Erkenntnis, die durch nichts mehr zu erschüttern war, ihn erfüllten.

Er blickte sich scheu um und sah in das unbewegliche Gesicht der Malersfrau, die einen eisigen Hauch um sich verbreitete.

Aber diese Wahrnehmung kam ihm falsch und verzerrt vor. Und plötzlich hatte sie für ihn etwas Großes, Erdentrücktes.

Er wagte es nicht, sie anzusprechen, nur seine Augen hielt er fest auf sie gerichtet. Und nun begriff er sie. Er sah in ihr Inneres.

Sie schließt mir die Thore auf, dachte er für sich, die in das Reich der Mütter führen. Und ganz unvermutet stand er in diesem Reiche und sah in langen Zügen die Mütter auf sich zuschreiten. Um ihn wehte eine heilige Luft. Die Gesichter der Mütter waren durchsichtig und unergründlich zugleich. Sie wirkten wie die letzte Klarheit und das tiefste Geheimnis.

Keine sprach zu ihm; nur ihre Blicke bohrten sich in ihn. Er wollte reden, doch eine Überseligkeit schloß seine Lippen. Seine Augen wurden hellseherisch. Er fühlte sich im tiefsten Zusammenhang mit ihnen, die alles Weh und alles Leid in Güte und Verstehen umgewandelt hatten. Und auf einmal beugte er sich wie überwältigt vor der Malersfrau und berührte ihre Hände mit seinen Lippen.

Aufgerichteten Hauptes verließ er das Totenhaus ...

Er konnte jetzt keinen der Freunde sehen. Jeder Laut der Straße traf ihn schmerzhaft, und alle Vorübergehenden hatten etwas Gekrümmtes, Geducktes, Vergrämtes und Lichtscheues. Sie schritten in Finsternis einher; über ihnen dunkelte die Nacht mit toten, erloschenen Sternen.

Warum ist das alles so undurchdringlich? fragte er sich furchtsam ... seine Züge wurden visionär, seine Fingerspitzen klopften, und mit trunkenen Augen eilte er vorwärts.

Mitten auf dem Wege blieb er stehen und flüsterte wie geistesabwesend vor sich hin: „Licht ...“

Auf den Fußspitzen stieg er die Treppen zu seiner Mansarde hinauf, vorsichtig öffnete er die Thür, die er sofort wieder zuriegelte.

Niemand sollte und durfte ihn sehen ... Und jetzt that ihm das Dunkel seines Zimmers wohl ...

Als nach einer langen Weile die Wirtin anklopfte, rührte er sich nicht. „Wenn sie nur fortginge, wenn sie nur fortginge,“ wiederholte er. Die Alte drückte die Klinke herunter, dann hörte er noch, wie sie „Herr Doktor!“ rief.

„Nein ... nein ... nein,“ antwortete er angstvoll. Er hielt sich die Ohren fest zu, um keinen Ton von außen zu vernehmen.

* * *

Es war sieben Uhr, als Mechaniker Fründel Feierabend machte, die Arbeiterbluse auszog, die Hemdärmel in die Höhe streifte und unter einer Wasserleitung den Strahl mit seinen rußigen Handflächen auffing.

Eine Weile blieb er in dieser Stellung und bewegte sich nicht. Sein Gesicht war verzerrt und von einem finsteren Gram beschattet. Die anderen Arbeiter, die sich längst umgekleidet hatten, gingen an ihm vorüber und flüsterten sich lachend Bemerkungen zu. Einer wollte ihn ansprechen, wich aber sofort zurück, als er seine zornentstellten Züge sah.

War er in solcher Verfassung, so mieden sie es, auch nur im Scherze mit ihm anzubinden. Sie mochten ihn nicht, aber sie hatten vor ihm Respekt. Seine Überlegenheit erfüllte sie mit Mißtrauen. Obwohl sie seine radikalen Anschauungen kannten,

mieden sie politische Unterhaltungen mit ihm, weil er für ihre Bewegung nur Spott und Hohn übrig hatte.

Einmal wäre er um dessentwillen beinahe von ihnen verprügelt worden. Er hatte sie insgesamt eine denkfaule Herde genannt, die ohne die Knute nicht leben könnte. Das hatte man nicht auf sich sitzen lassen wollen, und mit den Fäusten war man auf ihn losgegangen.

Der Mechaniker hatte die Arme verschränkt, die Lippen fest aufeinander geschlossen, und ohne die Wimpern zu rühren, hatte er bloß gesagt: „Losschlagen, nur losschlagen."

Vor dieser Ruhe waren sie zurückgeschreckt; aber seit dem Tage war ihnen allen der Mensch unheimlich ... Das war lange, lange her ...

Die eiserne Thür, die zum Ausgang führte, wurde von einem nach dem anderen geräuschvoll zugeschlagen. Schließlich war nur noch der letzte übrig, der den Schlüssel hatte.

Er trat an Fründel heran: „Dauert's noch lange?" fragte er mürrisch.

Der Mechaniker zuckte ein wenig empor, brummte etwas Unverständliches in sich hinein und begann jetzt, seine Hände zu reinigen. Dann steckte er den Kopf unter den Strahl und ließ das Wasser auf sich strömen. Dabei hatte er sich den Hals und die Schultern entblößt und achtete nicht darauf, daß rings um ihn eine Art von Überschwemmung entstand. Endlich hörte er auf, rieb sich das Gesicht, schüttelte sich wie ein nasser Pudel und trocknete sich gemächlich ab. Mit großer Schnelligkeit vollendete er jetzt seine Toilette. Einen sauberen Kragen, Vorhemd, Shlips und Manschetten hatte er im Nu angezogen und ebenso den Straßenrock umgeworfen.

Eine Minute später sprang er schon die Treppen hinunter. Seine Miene war noch immer verbittert und vergrübelt. Einmal blieb er mitten auf dem Damm stehen, und indem er sich verfärbte, sagte er bloß leise vor sich hin: „Kläglich."

Vor dem Hause der Charlotte Ingolf machte er Halt. Erst zauderte er einen Augenblick, dann eilte er hinauf.

Die Ingolf stand bereits im Entree und erwartete ihn. Über das Mädchen war etwas von demütiger Raserei gekommen. Sie war ihm gegenüber willenlos. Sie hungerte nach ihm, solange sie ihn nicht sah, und sie zitterte in seiner Gegenwart. Jeden Widerstand hatte sie längst aufgegeben.

„Guten Tag," sagte sie erregt und machte gleichzeitig einen schüchternen Versuch, ihn zu umschlingen.

Er wehrte unfreundlich ab.

Da ließ sie tieftraurig die Arme fallen.

Sie gingen in ihr Zimmer. Der Mechaniker hatte Heißhunger. Aber als gleich darauf das Hausmädchen auf einem Tablett Filetbeefsteaks mit Bratkartoffeln und kalt gestelltes Bier hereinbrachte, erklärte er kurz, daß er nicht einen Bissen herunterwürgen könne.

Die Ingolf sah ihn mit einem stummen Blicke bittend an, nachdem das Mädchen sich entfernt hatte.

„Du hörst doch, daß ich keinen Appetit habe," sagte er kalt und höhnisch, und im stillen empfand er eine heftige Schadenfreude und Genugthuung darüber, daß er sie peinigen konnte.

Nun wagte sie kein Wort mehr. Sie lehnte sich in das Sofa zurück und ließ ebenfalls die Speisen unberührt.

Warum quäle ich sie eigentlich? Was für eine dumme Frage, antwortete er sich — es macht mir einfach Spaß — basta! Ich könnte mich ebensogut fragen, fügte er bei sich hinzu: Warum bin ich, wie ich bin?

Die Ingolf stand auf. Indem sie ganz vorsichtig ihre Hand auf seine Schulter legte, fragte sie: „Hast du Ärger gehabt?" Und gleichsam entschuldigend setzte sie hinzu: „Du siehst so bitter aus."

„Nein," entgegnete er und lachte kurz auf. Dieses Lachen that ihr weh.

„Nichts ist mir widerlicher als Mitleid," sagte er nach einer Weile, „und nichts vertrage ich schlechter, als wenn jemand zu ungelegener Zeit mich mit Fragen quält. Habt ihr Weiber denn dafür gar kein Gefühl im Leibe?" schloß er bissig.

Sie trat zurück und setzte sich an das Fenster. Sie war ganz bleich geworden und hatte ihre Hände geballt.

Das beachtete er nicht. Er stützte die Ellbogen auf den gedeckten Tisch und starrte vor sich hin.

Die Ingolf sprach kein Wort. Sie lauerte nur beständig darauf, daß er sich endlich an

sie wenden würde. Aber vergebens wartete sie. Und obwohl sie an diese Qualen gewöhnt war, und obwohl sie dieses unheimliche Schweigen, das oft stundenlang dauerte, an ihm kannte, ängstigte es sie immer wieder. Was mochte in seinem Hirn vorgehen? fragte sie sich entsetzt. Worüber zerbrach er sich den Kopf, wenn er so seinen Zorn in sich hineinbiß, seinen Gram, seinen Haß, und kein Wort für sie übrig hatte?

Darauf fand sie keine Antwort.

Dieser Mensch war wie das ewige Dunkel, das nur sich selbst begreift und für jeden Beschauer undurchdringlich ist. Nur in kargen Augenblicken flackerte ein armseliger Lichtschimmer auf und gewährte einen flüchtigen Blick in die Wirrnisse seiner Seele. Aber in dem Augenblick, wo sie mit weit geöffneten Augen etwas erraffen wollte, verlöschte er, und das Dunkel schien noch tiefer als zuvor.

Gerade aus seinem Schweigen und seiner Verschlossenheit wuchs die überlegene Kraft, die er über sie hatte; sie fühlte es. Wie muß er leiden, sagte sie sich in ihrem liebenden Herzen. Und tausendfach verzieh sie ihm, was er ihr anthat, Böses und Hartes.

Dann ging sie umher mit ihrer beständigen Furcht vor der Josefa. Wenn sie sie zufällig sah oder traf — und das geschah öfter als sonst —, so wich sie ihr wie eine Schuldbeladene aus. Sie wollte scheu und schnell um die nächste Ecke biegen, aber mit Habichtsaugen hatte die Josefa sie erspäht, und wie ein Stößer kam sie auf sie zugeschossen.

Sie ging nicht von ihrer Seite. Und was für ein Lächeln hatte dieses Mädchen! Ihr schauderte davor. Und was für Fragen richtete sie an sie, und mit wie gierigen Blicken durchdrang sie sie!

Und immer dachten sie beide an den einen ... und niemals sprachen sie es aus, als ob es ihnen eine Lust war, sich gegenseitig zu martern und aufzureiben. Und jedesmal bangte der Ingolf davor, daß die andere plötzlich beginnen würde. Sie wartete darauf mit klopfenden Pulsen und verschwiegenen Ängsten. Oft schien es ihr auch, als ob die Josefa Ernst machen würde. Ein Blick, eine Wendung ließ darauf mit Bestimmtheit deuten. Aber dann brach die Gerving ab, betrachtete sie voll Hohn und ging wortlos von dannen.

Es war eine Qual ohne Ende — ein unaufhaltsames Bangen, das sie langsam mürbe machte. Wenn sie an ihm nur eine schwache Stütze gehabt hätte! Wenn wenigstens zuweilen aus seinem Inneren ein Funken Güte für sie herausgesprungen wäre! So aber durfte sie nicht einmal zu ihm von dem sprechen, was auf ihr lastete und wuchtete.

Er wollte ihre Sorgen nicht. Sie wußte es. Und in ihrer lächerlichen Demut kam es ihr selbst wie eine Zumutung, wie ein Verbrechen vor, daß sie ihm mit ihrem Fürchten in die Quere kommen sollte ...

Alles das durchlebte sie jetzt von neuem, während sie mit thränenlosen Augen am Fenster saß und in die Straße und ihr Getriebe blickte ...

Wie wunderlich und verwirrt war alles. Das ganze Gerede von Freiheit und Selbstbestimmung kam ihr in dieser Stunde des Nachdenkens öde und geschwätzig vor. Man konnte mit dem nämlichen Rechte von Schuld und Schicksal sprechen. Wie war es sonst denkbar, daß der Mensch sich selbst Gefängnisse baute, deren Eisengitter schlimmer als die der Wirklichkeit waren, daß er aus freien Stücken Handfesseln sich anlegte, sich versklavte und seine Sklavenschaft um nichts in der Welt missen wollte. Die Sehnsucht nach der Peitsche und dem Getretenwerden war stärker als der Drang nach Freiheit.

Sie rieb sich die Stirn. Ach Gott, dachte sie, was ist das für ein albernes Zeug! Damit sich den Kopf zu beschweren! ...

Verstohlen blickte sie zu ihm hinüber.

Immer noch saß er unbeweglich da und stierte wie geistesabwesend in die Lampe.

Einen Augenblick fuhr es ihr durch den Sinn, er müßte krank sein. Nur ein Kranker konnte mit dieser abgekehrten Melancholie sich und andere peinigen.

Ein Grauen packte sie bei der Vorstellung; sie wies sie von sich. Was war krank? Was war gesund? Jeder einsame Denker, jeder, der abseits vom Wege ging, war für den Philister ein Irrer. Man brauchte nur den Rock anders zu tragen als Hinz und Kunz, um von diesen Ewig-Zufriedenen, Ewig-Satten, von keinem Zweifel Berührten — um von den Positiven im Lande mit überlegenem Hohn als geistesgestört angesehen zu werden.

Sie raffte sich auf, und plötzlich sagte sie: „Heute bin ich der Josefa begegnet.“ Und mit gesenkter Stimme fuhr sie fort: „Ich fürchte mich vor ihren Augen.“

Der Mechaniker hatte den Kopf ein wenig zu ihr gewandt. Er sah sie groß und fremd an, als begriffe er nichts von ihren Worten. Dieses ruhige und kalte Betrachten nahm ihr den Rest ihrer Fassung.

Und auf einmal schüttelte sie sich. Eine bestimmte Vorstellung ergriff sie. Sie sah sich im Seziersaal auf einem der Tische liegen, als eines jener im Elend verkommenen Frauenzimmer, die mit einem letzten, mutigen Entschluß ihrem Jammerdasein ein Ende bereitet hatten. Und nun dienten sie der Wissenschaft als Objekt — denn es gab für sie kein christliches Begräbnis —, wurden von ruhigen, sicheren Händen auseinandergenommen und auf Hirn und Herz, auf Nieren und Eingeweide von klaren Forscheraugen untersucht. Keine Seele dachte mehr daran, daß in so einer entstellten Hülle ein unruhiges Herz gepocht und nach Licht gehungert hatte ...

Genau so sah er sie an, wie ein Objekt, wie ein Ding, ohne persönliche Anteilnahme, ohne eine Spur von innerer Empfindung.

Ich will nicht weinen, sagte sie zu sich selbst. Nein, ich will nicht weinen.

Und sie empfand ganz deutlich, wie sie ihr Weh niederzwang.

Schwerfällig erhob sich der Mechaniker. Er nahm seinen Hut und murmelte kaum hörbar vor sich hin: „Gute Nacht!“ Selbst diese karge Freundlichkeit schien ihm sauer zu werden.

Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Sie sah, wie er bei ihrem Blicke die Brauen zusammenzog, stumm ihr den Rücken kehrte und aus der Thür trat.

Sie hörte noch, wie seine Schritte verklangen.

Dann brach sie auf einem Stuhl zusammen und verhüllte ihr Gesicht ... So zertreten ... so furchtbar mißhandelt kam sie sich vor.

Warum thut er das? stöhnte sie in sich hinein.

An der nächsten Ecke blieb der Mechaniker stehen und holte aus seiner Rocktasche den „Festsaal“ hervor.

Er las Wort für Wort seinen Aufsatz, und ohne sich von den Vorübergehenden im mindesten stören zu lassen, las er ebenso aufmerksam den von Thomas Truck.

Das ist doch ein Schwärmer, ein Kerl ohne Hammer, ein Mensch mit einem Gewissen! Und im stillen fügte er hinzu: Niemals wird dieser Bursche den Statuen die Köpfe zertrümmern, niemals wird er kurz und klein schlagen, was ihm in den Weg kommt. Verärgert lachte er in sich hinein: Er hat einen Hammer, aber er hat keine Muskeln ...

Dieses war es, was ihn den ganzen Abend während seines schweigsamen Besuches bei der Ingolf beschäftigt hatte. —

Was nun kam, war schön und gut trotz mancher Bitternisse und mancher Enttäuschungen.

Die Leute vom „Festsaal“ arbeiteten mit einem wahren Feuereifer. Und wenn sie zuerst ungelenk, hilflos und ungeschickt im Vertriebe ihres Blattes waren, wenn sie bald merkten, daß die Öffentlichkeit sie entweder totschwieg oder sie mit kurzen, höhnischen Bemerkungen einfach abthat, so konnte sie das nicht ernüchtern oder gar in ihrer Arbeit hemmen.

Auch begann das Blatt allmählich doch leise Wirkungen zu thun. Der und jener meldete sich, und Heinsius, der die Expedition leitete, konnte zur Genugthuung des Kreises bald feststellen, daß man auch in anderen großen Städten Boden gewann.

Freilich, Thomas merkte schnell, wie das erhobene Kapital zusammenschmolz, wie ungeheuerlich die Kosten waren, wie gering die Einnahmen.

Er wollte sich darüber kein Kopfzerbrechen machen. An diesen materiellen Dingen durften die Ideen der Zukunft nicht scheitern. Es war ihm klar, daß er den letzten Groschen, den letzten Rock hergeben würde, wenn es galt, die Sache, die er auf sich genommen, durchzuführen. Er wuchs in dieser Zeit. Er vergaß das, was an ihm genagt hatte. Die neue Arbeit trug ihn über die Vergangenheit hinweg. Er hatte sich als ein junger Mensch vergafft und verliebt und den geraden Weg, der seiner Natur und seinem innersten Wesen entsprach, verlassen. Er hatte in seinem lauteren Empfinden

Schiffbruch gelitten; aber sein Bankerott war schließlich doch ein ehrlicher gewesen. Er blieb sein eigener Gläubiger, der mit sich selbst auf anständige Weise accordiert hatte. Vor ihm lag das ganze Leben. Und dieses Leben wollte er ausleben in Reinheit und Wahrhaftigkeit.

Sein treuester Bundesgenosse war die Brose. Sie half ihm bei der Redaktionsarbeit und that alles in schweigender, fast unheimlicher Ruhe. Sie war stets da, wenn man sie brauchte, und dabei von einer Arbeitskraft, die nie versagte. Sie schrieb auch selbst für das Blatt. Merkwürdige Sachen, oft sprunghaft im Gedanklichen, aber von einer seltenen Energie des Ausdrucks und einer frappanten Selbständigkeit in der Betrachtung der Dinge. Sie verfügte über eine beißende Kritik, die immer auf ihr Ziel losging, keine Schleichwege kannte und in ihrem rücksichtslosen Drauflosgehen gefährlich für die Veröffentlichung war.

Das war den Redacteuren des „Festsaals“ gerade recht, zumal Heinsius, für den der Ton der Aufsätze nie scharf genug sein konnte.

Diese jungen Leute kannten noch nicht die Vorsicht der Zeitungsmänner. Furcht und Bedenken gab es für sie nicht. Sie waren stürmisch bewegt von ihrem Wollen und ihrem großen Freiheitsdrange, sie waren erfüllt von Zukunftsrausch und Hoffnungen. Und ihre bewegten Seelen brauchten einen starken Ausdruck für das, was sie feierlich und hoch stimmte.

Dennoch kam es in der Redaktion oft zu stürmischen Debatten.

Thomas war derjenige, der aufbauen wollte, der immer und immer wiederholte: „Kinder, ich will die Menschen in einen Festsaal führen, ich will alles Lebensfreudige in ihnen wecken, ich will, daß jeder seine Augen aufreiße und das Leben als etwas Heiliges und Schönes zu betrachten lerne. Jeder soll sich auf seine großen und guten Empfindungen besinnen, auf seine Menschenwürde, und in dem niedrigen und erbärmlichen Kampfe, den er führt, wo er ohne Nachdenken und Mitleiden über den ersten besten wie über einen Leichnam hinwegschreitet, soll er für eine kurze Weile wenigstens Waffenstillstand schließen. Ihr aber macht mir aus einem Festsaal ein Leichenfeld. Ihr reißt nieder und seid erst eigentlich froh, wenn ihr nur Schutt und Trümmer seht!“

Auf solche Einwendungen pflegte Heinsius regelmäßig zu erwidern: „Sie sind ein Träumer, aber die Sache der Freiheit, der neuen Welt- und Lebensanschauung braucht Menschen Ihres Schlages.“ Und während seine eingefallenen Backen eine trockene Röte belebte, fuhr er fort: „Wir sind Totengräber und wollen es sein. Wir wollen nicht schwärmen! Wir wollen Sterbelieder singen, die ihnen in den Ohren gellen sollen.“ Und es flackerte unruhig in seinen Augen, als er leiser sagte: „Mit zerlöcherten Lungen muß man seine Zeit wahrnehmen.“

Thomas erkannte bald, daß das ewige Streiten und Zerren nicht förderte. Er hatte auch vor der Festigkeit, mit der Heinsius, Fründel und die Brose auftraten, einen inneren Respekt.

Diese Menschen waren so fertig, so in sich abgeschlossen, während er noch immer tastete und zu immer neuen Erkenntnissen sich durchzuringen suchte. Er war auch zu ehrlich, um seine Unsicherheit zu verbergen. Jeder Satz, den er sich entwand, kostete ihn Anstrengung und unsagbares Nachdenken. Er kam sich so verantwortungsvoll vor. Wenn etwas gedruckt vorlag, so war es da und nicht mehr auszuradieren. Man mußte als ehrlicher Mensch Silbe für Silbe dafür aufkommen.

Damals wußte er noch nicht, daß seine Vorsicht und seine Zaghaftigkeit, die er den anderen gegenüber zuweilen als einen Mangel empfand, nicht nur aus seiner schweren und gewissenhaften Natur floß, sondern auch in seiner tieferen Bildung und seinem tieferen Wissen begründet lag.

Ich bin eben noch zurück, sagte er sich zuweilen, ich muß mich erst zu dem Ziele durcharbeiten, an dem die anderen schon angelangt sind.

Freilich gab es auch Stunden, wo er unbeugsam war und mit Fründel hart aneinander geriet. War er zu einem für ihn sicheren Resultat gelangt, zur klaren Beurteilung irgend einer Sache, so konnte ihn der Mechaniker, der in jedem Fall die radikalste Ansicht vertrat, nicht umstimmen.

In solchen Wortwechseln fielen die heftigsten Ausdrücke. Man schlug mit den Fäu-

sten auf die Tischplatten, die Möbel der Mansardenstube krachten und stöhnten, die Gesichter wurden heißrot, und keiner war geneigt, dem anderen zu weichen.

Fründel hatte eine ausgesuchte Art, Thomas zu verletzen. Er suchte förmlich nach Vokabeln, die ihn verwunden sollten. Einmal sagte er zu ihm: „Sie sind ein Semmelblonder, ein Angstmeier, der sich bequem im Lehnstuhl räkelt und sanftmütige Redensarten macht."

Thomas hatte ihm schweigend zugehört, aber nie zuvor hatte man ihn in solcher Erregung gesehen. Er wurde ganz blaß und sprach zunächst kein Wort. Er maß nur den anderen, während sein Atem immer rascher ging, mit einem langen Blick: „Ich weiß," sagte er endlich, „worauf Sie anspielen! Aber unter keinen Umständen gebe ich Ihnen das Recht, in dieser wegwerfenden Weise mit mir zu reden. Ich verlange von Ihnen das Maß von Achtung, das zum Zusammenarbeiten mir notwendig erscheint. Ich könnte Ihnen in derselben Tonart erwidern, ich sage Ihnen aber nur, daß für mich Kraftmeierei und Aufgeblasenheit ebenfalls etwas Freiheitswidriges und zu Bekämpfendes ist, und ich dulde unter keinen Umständen" — bei diesen Worten machte er eine kleine Pause — „nein," wiederholte er, „ich dulde unter keinen Umständen diesen Ton. Rennen wir mit den Köpfen gegeneinander, verteidige jeder seine Anschauungen bis aufs äußerste, und mögen dabei Worte fallen, stark, heftig, schonungslos, aber so weit darf es denn doch nicht gehen, daß man den Charakter desjenigen, mit dem man Seite an Seite kämpft, verdächtigt. Und warum Ihr ganzer Ausfall? Weil ich mich dagegen wehrte, daß der Mörder der Kaiserin Elisabeth im ‚Festsaal' glorifiziert würde. Ich begreife," fuhr er aufatmend fort, „daß jemand mit leerem Hirn und verhungertem Magen, der seiner ganzen Anlage nach unter dem Drucke seiner Volksgenossen, seiner Brüder gelitten und geblutet hat, plötzlich den Verstand verliert und auf die Idee kommt, man könnte durch Meuchelmord bessere Zustände schaffen ... Ich verstehe auch noch, daß solch ein Mensch sich in Märtyrer- und Heilandsideen hineinlebt ... Ich begreife das alles und mache die Gesellschaft mit verantwortlich, daß in einem Menschenhirn so entsetzliche Dinge wachsen und zur That ausreifen konnten. Aber solches Thun billigen, es etwa gar als vorbildlich hinstellen zu wollen, ist etwas, wogegen ich mich sträube und immer sträuben werde. Ich halte das, um mich gelinde auszudrücken, für wahnwitzig. Wenn ein Verrückter, Verängsteter, Verworrener eine unschuldige, edle Frau, die zufällig auf dem Throne sitzt, im Hinterhalte mordet und so den Volksgram zu lindern wähnt, so sage ich mir einfach, das ist ein Mensch, dessen Denkvermögen verkrüppelt war."

An dem Tage, wo Thomas zu Fründel diese Worte sprach, war so ziemlich alles, was am „Festsaal" Anteil hatte, versammelt, und Thomas empfand deutlich die Wirkung seiner leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte.

Nur auf den Mechaniker hatten sie keinen Eindruck gemacht.

Er stand ihm mit verschränkten Armen kalt lächelnd gegenüber, er blinzelte kaum merklich zur Ingolf hinüber, die bebend zu Boden sah, aber bei seinem Blicke die Augen angstvoll aufschlug.

Sie sah den höhnischen Zug um seinen Mund, den sie so gut kannte und fürchtete. Und obwohl sie im voraus jedes seiner Worte zurückwies, obwohl ihr vor seiner Antwort schauderte, so liebte sie ihn in dieser Stunde, wo alle gegen ihn waren, stärker denn je.

„Es kommt nicht darauf an," erwiderte er kurz, „ob ich Sie verletzt habe — persönliche Empfindungen sind mir in solchen Sachen gleichgültig —, für mich handelt es sich nur darum, wie man sich in der Sache principiell zu stellen hatte —" Er hielt einen Augenblick inne, ehe er langsam, leise und doch für jeden vernehmbar fortfuhr: „Da ich Terrorist bin, so stehe ich auf dem entgegengesetzten Standpunkte wie Sie. Ich halte eine solche That nicht für Wahnsinn, nicht für den Ausfluß eines kranken Hirns, sondern für die letzte Erkenntnis der Todesmutigen." Und mit einem cynischen Lächeln sagte er: „Es ist der Witz vom Gegengift. So simpel das ist," setzte er ironisch hinzu, „so wenig sind gewisse Leute geneigt, aus ihrem Denken die letzten Konsequenzen zu ziehen. Herr Thomas Truck, Sie nehmen

es mir nicht übel," schloß er, indem er die Schultern ein wenig emporhob, „wenn ich mich darin etwas von Ihnen unterscheide."

Eine Weile schwiegen alle verblüfft. Niemals hatte Fründel in diesen Dingen seine Überzeugung so unverhüllt ausgesprochen wie heute. Sie empfanden ein Grauen vor ihm.

Selbst Heinsius konnte sich eines unheimlichen Eindrucks nicht erwehren. Dieser Mensch berechnet alles mathematisch, dachte er, Gefühl giebt es überhaupt nicht mehr bei ihm. Und verstohlen betrachtete er ihn von der Seite.

„Sie sind Terrorist?" fragte Blinsky endlich.

Wieder lächelte der Mechaniker überlegen. Er sah den kleinen Mann, der so ängstlich die Frage an ihn stellte und mit seinen erweiterten, kranken Augen ihn dabei so hilflos anstarrte, mitleidig an. „Ich habe nichts mehr zu bekräftigen und nichts mehr abzuschwächen," entgegnete er, dann ließ er die Arme fallen und winkte der Ingolf zum Gehen.

Thomas trat ihm ruhig in den Weg. „Ich will nicht," sagte er fest, „daß, bevor Sie uns jetzt verlassen, irgend eine Unklarheit, irgend ein Rest übrigbleibe. Es ist gut, daß es zu einer klipp und klaren Aussprache gekommen ist. Es ist gut, daß wir wissen, wo unsere Wege sich trennen. Denn niemals werden Sie für solche Anschauungen im ‚Festsaal' Unterstützung finden. Wir wollen nicht noch mehr Verwirrung anrichten, und darum wehren wir uns gegen Sie!"

Der Mechaniker erwiderte nichts mehr. Er hatte die Lippen fest aufeinander gebissen, um seine Nasenwinkel zuckte es kaum merklich.

Die Ingolf folgte ihm lautlos.

„Sie werrden sehen," sagte die Lissauer nach langem Schweigen, „derr Mensch wirrd uns alle ins Unglick stirrzen."

„Schweig," sagte Lissauer grob, „und steck dich nicht dazwischen!"

Sie warf ihm einen bitterbösen Blick zu.

Man ging schweigend auseinander. Aber noch lange zerbrach sich Thomas den Kopf über das, was vorgefallen war.

Was ist das für ein Mensch, grübelte er, und eine helle Angst überkam ihn. Wir werden ihm nicht folgen, sagte er leise zu sich, aber auch niemals werden wir auf ihn einen Einfluß gewinnen. Der ist fest geschmiedet, der ist nicht mehr zu biegen und zu brechen. Und diese Abgeschlossenheit Fründels erschreckte ihn aufs das tiefste.

Was wird das Ende von alledem sein? fragte er sich verstört. Wie muß das Ende sein? setzte er hinzu.

* *
*

In dieser Zeit speiste Thomas Truck mit der Brose, Heinsius und der Maria Werft in einem vegetarischen Speisehause zwischen der Potsdamer- und der Lützowstraße.

Eine kleine Treppe führte direkt von der Straße in das Lokal, in dem man sonderbare Gestalten treffen konnte, einzelne Frauen, Mädchen und Männer der verschiedensten Altersstufen.

Es ging während des Mittagsmahls ganz leise zu. Fast alle, die hier verkehrten, schienen notbelastet und vom Leben gedrückt zu sein. Ihre Gesichter waren blaß und von Leiden durchfurcht, oder sie waren von einem gewissen Trotz und fanatischen Willen beherrscht, oder aber auch müde und erloschen.

Die verschiedensten Berufsstände waren vertreten. Hier ein Student, dort ein Ladenmädchen, da ein kleiner Kaufmann.

Man fühlte sich in dieser Mittagsgesellschaft wohl. Jeder einzelne rief mit seinem stillen Leidensgesicht ihnen zu: Haltet aus, bleibt stark, ihr kämpft für uns!

Für die beiden Frauen — die Maria Werft hatte sich unterwürfig und in Demut ganz an die Brose angeschlossen — war die Mahlzeit die Feststunde des Tages. Sie hielten zu Thomas. Sie fühlten seine Reinheit. Auch war er während der Essenszeit aufgeräumt, froh und heiter. Sein Gesicht, auf dem man die inneren Qualen, die er durchlebt hatte, deutlich lesen konnte, war schmaler geworden. Seitdem schien es den beiden Frauen noch adliger, und wenn er leise lächelte, so hingen sie an seinen Zügen. Aber sie thaten es so vorsichtig und zurückhaltend, daß er davon nicht bedrückt werden konnte.

Die Maria Werft hatte allmählich erkannt, daß ihm nichts mehr Pein schuf als ihre zur Schau getragene Bewunderung.

Man aß nur wenig. Man schränkte seine Lebensbedürfnisse aufs äußerste ein. Man hatte nicht das Recht, sich zu mästen, während Ungezählte darbten. Nur bei Heinsius drang man auf eine bessere Ernährung.

Er lachte sie nur aus. Ja, er konnte zornig werden, wenn man ihm damit zusetzte. Er sprach von seinen zerlöcherten Lungen mit einem stoischen Gleichmut. Der Gedanke an das Sterben hatte für ihn nichts Schreckhaftes. Dennoch liebte er das Leben, seitdem der „Festsaal" erschien. Oft verfiel er von einer Stimmung in die andere. Eben noch gesprächig, wurde er einsilbig und stumm, eben noch gütig, wurde er herausfordernd und cynisch. Einmal sagte er bei Tische: „Ich will die Spanne Zeit, die mir noch bleibt, auskosten. Ich will sehen, bis auf den Grund sehen! Ihr mögt mir über das Maul fahren, wenn ich ausfallend und unbequem werde — ändern werdet ihr mich nicht!" Er hielt einen Augenblick inne. „Wenn ihr wüßtet," fuhr er fort, „was für eine Neugier in mir erwacht ist ... eine unheimliche Neugier," sagte er leiser. „Diese Neugier ist es eigentlich, die mich am Leben hält. Ich möchte wissen, was aus euch wird. Ich möchte in euch hineinkriechen können, nämlich, offen gesagt, ich traue euch allen nicht." Und mit einem boshaften Gesichtsausdruck wiederholte er: „Ich traue euch wirklich nicht. Ich bin euer nicht sicher, vielleicht seid ihr alle nur von einem schwachen Rausch erfüllt. Sehen Sie mich doch nicht so einfältig an," unterbrach er seine Rede, indem er sich grob an Thomas wandte. „Das liegt doch alles im Bereiche der Möglichkeiten!" Er beugte sich über seinen Teller und stopfte einen angehäuften Löffel mit Bohnen in sich hinein. Dann schüttelte er sich: „Das Zeug schmeckt ja scheußlich!"

„Sind Sie denn Ihrer selbst so sicher?" fragte die Brose.

Er kniff die Augen ein wenig zusammen. „Die sich dem Tode nahe wissen, sind sich zuweilen klar," erwiderte er und blinzelte dabei. „Wäre es denn so merkwürdig, wenn Sie umfielen?" fragte er mit höhnischer Miene. „Ich finde, es wäre das Natürliche! Das Gegenteil würde das Merkwürdige und Seltsame sein. Man kann sich doch in irgend eine Geschichte hineinlügen; wer ist sich denn über sich selbst so klar, daß er von seiner Wahrheit seine Schauspielerei zu unterscheiden vermag. Das meiste ist doch Schauspielerei! Man spielt sich gerade die Komödie vor, die einem behagt! Wer will es entscheiden, wo das Wahrhaftige einsetzt."

„Und wie wollen Sie die Frage bei sich selbst lösen?"

„Das ist ein ganz richtiger Einwand, aber, mein Lieber, damit habe ich mich, und damit allein, möchte ich sagen, habe ich mich all die letzten Jahre beschäftigt, und schließlich glaube ich meiner selbst sicher geworden zu sein. Ich weiß doch ganz genau, es hat für mich keinen Zweck mehr, mir faule Flausen vorzumachen. Sehen Sie, hätte ich ein Leben, Aussichten und Hoffnungen vor mir, so würde ich meiner Sache nicht gewiß sein, ich könnte mir dieses einreden oder jenes! So aber sehe ich vernünftigerweise keinen Grund ein, weshalb ich noch mit mir selbst Versteck spielen sollte. Das ist der Witz, mein Lieber!"

„Und weshalb zweifeln Sie an mir?"

„Weil vor Ihnen das ganze Leben liegt, weil Sie einen Überschuß von Temperament haben. Und dann, Verehrtester, die Eitelkeit! Es hat doch etwas so Verführerisches, eine neue Rolle zu kreieren. Die Einsamen und Alleinstehenden, die ein bißchen abseits denken, kommen sich so originell, so bedeutend im Gegensatz zu dem großen Haufen vor. Glauben Sie mir, das hat etwas! Die Einsamen sind nämlich oft eitle Narren, Thoren ihrer selbst — Spitzbuben! Sie hecken sich irgend einen Kram aus, auf den sie sich festlegen. Zuletzt: alles ist Schwindel ...!"

Thomas hatte angestrengt zugehört. Ihn fror innerlich. Es war, als ob ihm jemand langsam und sicher das Blut abschröpfte.

Heinsius sah es, und gerade das spornte ihn, immer beißender und niederträchtiger zu werden.

„Sie schlagen Volten, Heinsius," entgegnete Thomas, während er mit seinen Fingern nervös auf die Tischplatte klopfte. „Sie sind ein Skeptiker von Grund aus! Wäre ich wie Sie, ich müßte mich auf und davon machen. Ich hätte keine Stunde mehr vor mir," fuhr er hastig fort. „Ein Stück festen

Grund und Boden" — und bei diesen Worten zitterte er leise — „brauche ich unter meinen beiden Füßen. Ich glaube fest daran, daß ein wahrhaftiger Mensch zu dem Punkte kommt, wo er sich nichts mehr vormacht. Wenn alles Lüge, wenn alles Selbstbetrug wäre, dann muß ich schließlich an meinem eigenen Vorhandensein zweifeln."

„Ja, das sollen Sie auch," unterbrach ihn Heinsius ruhig. „Das ist ja schon ein komischer Irrtum, daß Sie von einem eigenen Vorhandensein reden. Was ist denn an Ihnen eigen? Sie sind doch nur ein Mixtum compositum, festgelegt und vorher bestimmt, bevor Sie noch lallen konnten. Und dann sagten Sie vorhin, Sie glauben. Das ist die reine Thorheit, Sie sollen eben nicht glauben ... an nichts ... an gar nichts ...!"

Über Thomas' Nasenwurzel trat bei diesen Worten eine feine Ader drohend heraus.

Die Maria Werst bemerkte es und schrak zusammen.

Die Brose betrachtete ihn gespannt.

„Sie kommen sich wie der schwarze Mann vor, und mich nehmen Sie für das Kind, dem man bange machen kann, wenn es dunkel wird." Er strich dabei über seine hohe Stirn. „Ich will Ihnen sagen," brachte er langsam und in erregtem Ton hervor, „weshalb mit Ihnen nicht auszukommen ist. Erstens glauben Sie etwas voraus zu haben, weil Sie mit dem Leben fertig sind! Ob Ihre Rechnung stimmt, bezweifle ich übrigens. Zweitens — und dieses scheint mir das bei weitem Gefährlichere zu sein — würfeln Sie Wahres und Falsches mit einer solchen Geschwindigkeit durcheinander, daß Ihnen nur schwer beizukommen ist. Sie schlagen so viel Purzelbäume, daß man sie nicht mehr zählen kann. Sie machen einen schwindelig! Man muß die Ohren spitzen! Also die eine Weisheit, die Sie immer wieder auftischen, ist uralt. Sie stammt vom König Salomo her oder von sonst irgend einem. Sie heißt: Alles ist eitel. Ich leugne nicht, daß das eine der tiefsinnigsten Formeln ist. In der Erkenntnis des Lebens und in der Wertung der äußerlichen Dinge mag sie dem, der denkt, eine Richtschnur sein. Aber die Medaille hat zwei Seiten. Auf der anderen Seite steht: πάντα ῥεῖ ... alles ist in ewiger Bewegung, in ewigem Fluß ...! Und das ist für mich ein tiefer Trost, wenn Sie wollen, ein Evangelium! Ich bin vorher bestimmt, festgelegt, und dennoch bin ich ein Neues, ein Weiteres, ein Urpersönliches, ein Wesentliches, eine Folge ... Ich trage an mir bei zur ewigen Entwickelung. Ich bin begrenzt und erweitere die Grenzen. Ich bin unfrei und habe doch Freiheiten. Ich bin, wenn Sie wollen, ein Mixtum compositum! Aber wenn ich aus einer unendlichen Zahlenreihe bestehe, so füge ich am Ende einen minimalen Bruchteil hinzu, so daß diese Zahlenreihe durch mich sich ändert. So bin ich trotz aller Hemmungen ein Ich, ein Ich mit meiner Freiheit und meinem Erleben. Und alle Ihre Skepsis wird mir nichts von dieser Erkenntnis abbröckeln; denn dadurch," schloß er, „erhält erst mein Einzeldasein und Einzelschicksal etwas Ewiges, etwas Bedeutsames. Ich war ... ich bin ... ich werde sein." Bei den letzten Sätzen waren seine Züge sanft und milde geworden, und seine Augen leuchteten rein und schön.

„Sie haben sich das recht hübsch und nett zurechtgelegt," sagte der Volksschullehrer und erhob sich. Und in einem Ton, den sich keiner deuten konnte, ergänzte er: „Man kann Ihnen gratulieren!"

Darauf antwortete niemand.

* * *

Zu jenen geschmacklosen, aus roten Backsteinen aufgeführten Bauten, an denen Berlin so überreich ist, gehört die Jerusalemer Kirche. Sie liegt zwischen der Linden- und der Jerusalemerstraße.

Hier ging der Dichter Liers auf und ab. Er erwartete die Josefa.

Die Mittagssonne warf ihr Licht auf die Schiefertürme und spiegelte sich in den Fensterscheiben der Häuser.

An der Kirche stand, auf zwei Krücken gelehnt, ein großer Mann, dessen Gesicht von einem langen, dunklen, mit grauen Silberfäden durchzogenen Vollbart umrahmt war. Seine Züge waren bleich und durchsichtig. Ihn fror in der Sonne. Keinen der Vorübergehenden sprach er an. Er sah nur stumm und klagend zu ihnen hin. Wenn jemand zu ihm herantrat und ihm eine

kleine Münze reichte, so dankte er nur ganz wenig, indem er vornehm, kaum merklich den Kopf neigte.

Liers betrachtete ihn forschend. Die rote, kalte Kirche und diese Leidensgestalt stimmten nicht zueinander. Der Dichter phantasierte. Das ist ein Mensch, dachte er, aus einem großen, vornehmen Hause. Vielleicht war er einmal ein Graf oder gar ein Fürst. Er hat so etwas an sich, etwas Überlegenes aus den guten Tagen ... und dann zerbrach ihn das Leben. Und jetzt steht er, ein Märtyrer, ein Krüppel, an der Kirche. Was mag er wohl denken? Grübelt er über das Geheimnis des Daseins — oder über versunkene Zeiten? Macht er sich über die Leute lustig, die an ihm vorüber ziehen? Was ist das für ein Blödsinn, fuhr er sich selbst an. Er friert ja! ... Er hat dünne, zerlöcherte Kleider und friert; wie kann er sich da lustig machen? ... Hm ... es konnte ihm ja auch einmal so gehen, wer wußte das? Er wollte sich die Pose und die Bewegungen des Krüppels merken. Immerhin, es konnte einmal nützlich werden für die Zukunft. Es war klar, dieser Mensch bettelte mit Würde und Anmut. Er hatte aus dem Betteln eine Kunst gemacht. Den Dichter erquickte das.

In diesem Augenblick kam die Gerving. Liers schritt hastig auf sie zu. Er hatte den Bettler im Nu vergessen — das Mädchen hingegen starrte den zerlumpten Menschen mit einer rätselhaften Miene an. Sie nahm aus der Tasche ihr Portemonnaie und schüttete es in die wachsbleiche Hand des Mannes. Und ohne Liers guten Tag zu sagen, stieß sie rasch hervor: „Kommen Sie hier fort."

„Warum haben Sie ihm Ihr ganzes Geld gegeben?" fragte der Dichter.

„Warum?" Sie lächelte und zeigte ihm ihre weißen, glitzernden, großen Zähne. „Sie denken, ich habe das aus Güte gethan? O nein" — sie schüttelte heftig den Kopf — „es hat seinen Grund — seinen ganz bestimmten Grund. Nämlich," sagte sie geheimnisvoll, „das ist ein Trick von mir! Ich habe mir das Versprechen abgenommen, daß ich dem ersten Bettler, den ich treffe, alles gebe, was ich gestern verdient habe ... ich will einmal opfern, vielleicht nützt das."

„Mir wird übel," sagte der Dichter.

„Weshalb?" fragte sie erstaunt.

„Daß Sie an dieser Seele so hängen!" Sein hübsches Gesicht wurde fleckig vor Zorn.

Sie sah ihn wehmütig, ernst und groß an. Er begriff sie nicht.

Nach einer Weile fragte sie: „Was haben Sie ausgekundschaftet?"

„Soll ich alles sagen?"

„Alles," erwiderte sie und biß die Zähne aufeinander.

Er machte eine Kunstpause. „Was bekomme ich denn eigentlich dafür?"

Ihre Züge verzerrten sich in Unruhe und Angst. „Sie sollen mich jetzt nicht quälen," antwortete sie herrisch. „Sprechen Sie!"

„Gut!" Er zog ein kleines Notizbuch aus der Tasche und las: „Donnerstag um sieben Uhr bei der Ingolf, blieb bis neuneinhalb. Am Freitag war er um siebeneinhalb bei ihr, verweilte diesmal nur zehn Minuten. Am Sonnabend keine Zusammenkunft, Sonntag ebenfalls nicht. Am Montag erschien er wiederum um sieben Uhr und verließ um zwölf Uhr das Haus. Das Dienstmädchen habe ich bestochen. Sie wußte nicht viel. Manchmal liest er oder schreibt. Sie duzen sich, das hat sie gehört, und haben ein richtiges Verhältnis. Genügt Ihnen das?"

Sie antwortete nicht, es zuckte beständig unter ihren Augen. Sie drückte beide Hände, die sie geballt hatte, fest an sich und grub die Zähne in ihre Unterlippe.

Er sah ihren stillen Schmerz, der ihre Schönheit wachsen ließ, und eine kurze Zeit vergaß er darüber sein eigenes Wünschen. Ihr Anblick erfüllte ihn mit Andacht, aber das dauerte nicht lange. Was nützt mir ihre Schönheit, fragte er sich unmutig. Ich bin für sie nichts ... nichts ... nichts. Und wütend stieß er hervor: „Wie können Sie sich an solch einen Idioten hängen?" Und da sie nichts entgegnete, setzte er hinzu: „Lassen Sie mich, ich weiß, was ich sage! Er ist ein Idiot, denn sonst —"

Sie hörte ihn nicht zu Ende. Sie jagte davon.

Er wollte ihr nacheilen, machte einen Ansatz dazu, blieb dann aber stehen und starrte nur vor sich hin.

Habe ich sie nun eigentlich lieb? fragte er sich. Ja, sagte eine Stimme in ihm.

Ich schlafe weniger und treibe mich für sie auf der Straße herum. Ich fiebere, wenn ich an sie denke. Eine Weile dachte er darüber nach, ob er etwa zu seinem Ziele gelangen könnte, wenn man Fründel auf irgend eine Weise aus dem Wege räumte. Er haßte diesen Menschen, diesen Kretin, diesen bornierten Schlingel, der nicht wußte, was Schönheit war. Und so einem fliegen die Weiber zu!

Er drehte sich furchtsam um, ob etwa jemand ihn belauscht hatte, und ging weiter. Seine Frau fiel ihm ein. Was nützt mir denn die dicke Person, stöhnte er vor sich hin, wenn sie noch so gut gegen mich ist, wenn sie mich noch so sehr füttert. Sie weiß ja gar nicht, ahnt ja nicht, setzte er wütend für sich hinzu, was in mir vorgeht.

Er drückte seinen weichen Filzhut tiefer ins Gesicht, schlenkerte mit den Armen, bis er unvermutet vor dem Weinrestaurant von Kempinsky in der Leipzigerstraße stand. Ah, das ist gut! Er trat ein.

Es war kaum ein Platz zu erwischen.

Hier fand sich tout Berlin zusammen. Offiziere, Börsenmänner, Touristen, Ärzte, Commis Voyageurs e tutti quanti. Die halben Portionen, die man für fünfundsiebzig Pfennig erhielt, thaten es den Leuten an. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Diejenigen, die keinen so vollen Beutel hatten, kamen sich hier groß und wichtig vor. Sie saßen ebenfalls in einer Weinstube mit all dem noblen Volk zusammen. Erbaulich, murmelte der Dichter vor sich hin, als der Geschäftsführer ihm einen Platz anwies. Er bestellte sich eine Flasche Rheinwein, eine Portion Kaviar, eine Trüffel, eine Artischocke, einen halben Hummer. Man lebt nur einmal, man muß sich pflegen. Hat man in der Liebe Pech, muß man den Leib stärken. Das ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

Dann goß er sich den klaren, hellen Wein ein und trank ein Glas nach dem anderen.

Die Umsitzenden blickten neugierig auf den hübschen Menschen mit den glänzenden Augen und den verträumten Gesichtszügen. Sein Menü frappierte sie. Er merkte das, und es that ihm wohl, daß man ihn beobachtete. Er schielte zu einer fetten Frauensperson hinüber, die von Brillanten funkelte und ihm verliebte Blicke zuwarf.

Das könnte mir gerade noch fehlen. Ich habe an der meinigen genug. Es ist eigentlich gemein von mir, setzte er im stillen hinzu, daß ich sie so taxiere. Alle diese Menschen rings um mich würden sagen, daß ich ihr zu Dank verpflichtet sei ... Bin ich ihr nun zu Dank verpflichtet? ... Das ist alles reiner Unsinn ... Was verderbe ich mir meinen schönen Wein mit so gräßlichen Fragen. Ich denke eben jetzt schlecht über sie, vielleicht werde ich sie eine Stunde später auf ihre dicken Backen küssen, mich von ihr tätscheln lassen und sie wirklich lieb und gut finden ... Und das wird auch die Wahrheit sein, denn unzweifelhaft empfinde ich etwas für sie.

Die Josefa tauchte vor seinem Auge auf. Er seufzte in sich hinein und stürzte hastig ein neues Glas hinunter.

* *
*

Es gab Tage, an denen Thomas unter der Arbeitslast zusammenzubrechen meinte. Der „Festsaal" wollte nicht nur Kritik üben, er wollte auch das freiheitliche Ideal ausbauen und an die Stelle dessen, was bekämpft wurde, wirklich Positives setzen. Es wurden Diskutierabende veranstaltet, wie man sie früher bereits im Nachtlicht abgehalten hatte. Fremde Gäste kamen. Man hörte zuweilen wenigstens neue Einwände, man mußte antworten auf Grund von Kenntnissen und Erkenntnissen.

Es war das große Verdienst Fründels gewesen, dessen Lern- und Arbeitstrieb ebenfalls etwas Fanatisches hatten, daß er den Diskutierabenden eine bestimmte Richtung gab. Man beschäftigte sich systematisch mit den reformatorischen Denkern, die ihnen Wegweiser waren. Fründel selbst gab zusammenfassende Referate über Dühring, die dann in gekürzter Form im „Festsaal" erschienen. Mit dem Mute des Autodidakten, mit der rücksichtslosen Energie, die ihm sein einmal errungener Standpunkt verlieh, übte er Kritik. Hier aber mit einem gewissen Respekte, den man trotz der heftigen Form herausfühlte. Er wurde leidenschaftlich, weil ihn die Klarheit des Forschers unsicher machte. Andererseits fand er hier vieles, was seiner kämpferischen Natur Nahrung gab.

Thomas hatte das medizinische Studium ganz aufstecken wollen, aber die Brose hatte ihn davon abzubringen gewußt. Mit einer Eindringlichkeit und Ängstlichkeit, die Thomas betroffen machten, stürmte sie auf ihn ein.

„Sie haben ein Ziel vor sich, auf das Sie jahrelang hingearbeitet haben, Sie stehen dicht vor einem Abschluß, Sie dürfen die Vorteile, die Ihnen möglicherweise daraus erwachsen könnten, nicht aufs Spiel setzen. Sie wissen nicht, was die Zukunft Ihnen bringt. Hier haben Sie einen Halt, den Ihnen niemand nehmen kann."

Sie, die sonst nach keiner Richtung hin Opportunistin war, fand tausend Gründe und Worte. Alle Arbeit, von der sie ihn befreien konnte, nahm sie gern und willig auf sich. Und ihre Augen funkelten vor Freude, als er ihr endlich nachgab.

Mehr noch als die Arbeit begann auf Thomas die Sorge zu lasten. Bei aller Einschränkung und allem Sparen schwanden die Mittel zusehends; denn neben den Kosten des „Festsaals" mußte noch sein und Heinsius' Unterhalt bestritten werden. Die Brose, die sich im Dienste des Blattes aufrieb, nahm keinen Pfennig. Und alle Versuche, sie zum Annehmen eines Entgelts zu bewegen, waren vergeblich. Sie konnte dann aufbrausend und unwillig werden. Sie verdiene sich ihr Brot auf andere Weise, man solle ihr nicht das Leben sauer machen. Sie, die seit dem Tode des Malers in lautlosem Schweigen, in sich verschlossen, ihren Weg schritt, konnte bei der Erörterung dieser Frage gegen Thomas so heftig werden, daß er es schließlich aufgab.

Sie war die Vertraute seiner Geldsorgen. Sie rechnete mit ihm, führte die Bücher und teilte seine Ängste, auch wenn sie nicht darüber sprach.

Eines Tages machte Thomas kurzen Prozeß. Er schrieb in energischer Weise, so sauer es ihm ankam, an den Vater, daß er den Rest seines Vermögens notwendig brauche. Die Hypotheken müßten gekündigt oder das Geld auf irgend eine andere Art geschafft werden. Er fügte hinzu, der Vater solle ihm auch nicht mit irgend welchen Ausflüchten entschlüpfen, da er auf seinem Willen bestehen müsse. Und dieses „müsse" hatte er mit Riesenlettern auf die letzte Seite des Bogens gesetzt.

Nun wartete er erregt auf die Antwort. Nach Absendung des Briefes reichten auf Grund der von der Brose angestellten Berechnungen die Gelder gerade so weit, um den „Festsaal" noch dreimal erscheinen zu lassen.

Tage vergingen. Und auf die Tage folgten schlaflose Nächte, ohne daß aus der Heimat ein Zeichen kam. Thomas verzehrte sich in seiner Unruhe. Er wollte niemandem zeigen, was er innerlich durchmachte. Er kam sich für das ganze Unternehmen verantwortlich vor. Es durfte unter keinen Umständen in seinen ersten Anfängen kläglich enden. Er wurde fast arbeitsunfähig.

Bei jeder Post ging er dem Briefträger ganze Straßen entgegen. Der Mann lächelte bereits mitleidig, wenn er ihn sah. Dieses Lächeln schnitt ihm in die Seele. Er kam sich ungeheuer leichtfertig vor, daß er mit so geringen Mitteln das Blatt begründet hatte. Eines Nachts stand er auf, warf sich hastig die Kleider um und packte die nötigsten Gegenstände. Alles that er leise und heimlich wie ein Dieb. Er hatte die Furcht, daß Heinsius erwachen und Fragen an ihn richten könnte. Hin und wieder warf er auf ihn einen mißtrauischen Blick. Der aber schlief fest und ruhig.

Er setzte mit zitterigen Buchstaben ein paar Zeilen auf. Sie waren an die Brose gerichtet. Er schrieb ihr, daß er heim müßte, da es keinen anderen Ausweg mehr gäbe. Dann schlich er, in der Rechten die Reisetasche, aus dem Zimmer und verließ auf den Fußspitzen das Haus. Erst als er im Freien war, atmete er auf. Es war stockdunkel.

Warum thue ich alles das so heimlich? sann er und fand darauf keine Antwort. Die Nacht that ihm weh. Immer wieder fragte er sich, weshalb er sich so unfrei vorkomme. Vielleicht habe ich Furcht vor der Begegnung mit dem Vater. Er schämte sich dieses Gedankens und konnte ihn nicht ganz zurückweisen. Sie hatten sich so viele Jahre nicht gesehen.

Während er durch die Finsternis schritt, zogen mit einem Male Kindheitsbilder an ihm vorbei. Alles, was so lange versunken

war, tauchte in lebendigen Formen und Gestalten wieder auf: die Tamara, die einmal Tamara und einmal eine weiße Lilie war ... die Bettina mit ihrer kleinen Geige in den zarten Händen ... der Prediger ... der Garten ... Wie war das alles so wunderlich, so verschlungen, so unentwirrbar ...

Er atmete schwer und ging schneller. Sein ganzes Leben war so rätselhaft. Und wieder erschien ihm alles in seinem Dasein dunkel und verschleiert. Er war ein Wanderer in Finsternis. Einem dünnen Lichtschein jagte er nach. Oder vielleicht war es nur ein Irrlicht, das närrisch hin und her hüpfte und verschwand, sobald er ihm nahe zu sein glaubte ... Am Bahnhofsschalter erfuhr er, daß der Zug, den er brauchte, in fünf Minuten abging. Es kam ihm vor, als ob der Beamte ihn mißtrauisch angesehen hätte. Also dieser Zug hat gerade auf mich gewartet, dachte er.

Das Coupé war nur von einer trüben Lampe erleuchtet. Nur wenige fuhren mit. Es war ein Bummelzug, der auf fast allen Stationen hielt. Immer war es das nämliche Bahnhofsbild. Briefe und Pakete wurden heraus- und hereingegeben. Der Stationsvorsteher empfing übernächtig, mit verschlafenen Augen den Zug, sprach ein paar brummige Worte mit dem Lokomotivführer und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Jedesmal trat Thomas auf den Perron und sah sich ängstlich um, als erwartete er etwas Besonderes. Auf einer Station nahm er wahr, wie der Schaffner, auf ihn weisend, dem Stationsvorsteher etwas zuflüsterte, und wie die beiden ihn scharf fixierten und miteinander tuschelten. Die halten mich für einen Verbrecher, sagte er zu sich selbst, und einen Augenblick hatte er den Drang, auf sie zuzugehen und sich diesen niederträchtigen Verdacht zu verbitten. Er machte auch einen Anlauf, dann aber kam ihm sein Gebaren kindisch und überreizt vor. Schließlich wurde er matt und schlief mehrere Stunden hindurch. Er träumte krauses Zeug. Er sah unendlich viele Gesangbücher und Bibeln in schwarzen Einbänden. Und dazwischen das Gesicht der Maria Werst. Dann sah er die Hände der Maria, bloß die Hände, die nach den schwarzen Bibeln griffen. Dann tauchte auf einmal Studiosus Bechert in einem knallgelben Jackett auf. Er trat an die Maria heran und entwand ihr ein Gesangbuch. Er sprach etwas, das Thomas nicht verstand. Aber die Bilder schwanden schnell, und statt ihrer tauchte das durchfurchte, erloschene Leidensgesicht eines Mannes auf, das mit quälender Güte ihn anblickte. Er zerbrach sich im Schlafe das Hirn, wo er die Züge gesehen. Der Mensch hatte ein Lächeln, das nicht von dieser Welt war ... Ah, er erinnerte sich. Er erinnerte sich wie mit einem Schlage ... auf der einsamen Bahnfahrt ... damals, als er in die Berge fuhr ... Er erwachte gerade, als der Zug einfuhr und sein Ziel erreicht war. Er war müde und zerschlagen. Aber seine Müdigkeit wich im Nu.

Er betrachtete genau das Bahnhofsgebäude. Es sah unverändert, wie damals aus und kam ihm doch so fremd und neu vor.

Als er ausstieg, sah ihn der Stationsvorsteher, der alt und grau geworden war, flüchtig an. Der Mann erkannte ihn nicht mehr ... niemand schien ihn zu erkennen. Mit seiner Tasche unter dem Arm schritt er auf die Straße. Wie benommen ging er durch den Morgen. Er sah auf die blühenden Felder, in den klaren Himmel. Er hörte das Zwitschern und Singen der Vögel. Nur wenige Menschen eilten an ihm vorüber.

„Hui!“ rief der Kutscher neben einem schwerbeladenen Heuwagen und trieb seine Gäule an.

Nun erst kam er in die eigentliche Stadt. Auf Schritt und Tritt maß man ihn mit erstaunten Blicken ... allen war er ein Fremder. Und fremd fühlte er sich selbst hier, losgerissen ... entwurzelt.

Und jetzt stand er vor dem Garten ... er fühlte auf einmal, daß die Knie ihm schlotterten. Das Thor stand auf. Er schlich sich hinein. Ihm war es, als müßten die Tamara und die Bettina in weißen Gewändern auf ihn zukommen und die weißen Hände ihm reichen ... Wie lag der Garten so anders da! Verwandelt ... ungehegt ... alles wuchs in ihm wild durcheinander. Nur die alten Bäume, die Ebereschen und die Pappeln, standen an ihrem alten Platze und dahinter die Weiden und die Cypressen. Auch sah er den Weiher,

der grau und schmutzig dalag und mit Algen bedeckt war ... und dennoch war die Schönheit des Gartens nicht geschwunden ... ja, in seiner Wildheit, in seiner Verwüstung schien er noch verwunschener, wunderbarer, einsamer und seltsamer denn je zuvor ...

Die liebelosen Hände hatten ihm nichts anzuthun vermocht. Und so still, so wundervoll still war es hier ... Gewiß, es war ihm unzweifelhaft, es stand der Garten unter dem Schutze der Tamara ... und hier waren ihm die Geigentöne der Bettina erklungen ... War das wirklich alles gewesen? ... Lag das wirklich so viele Jahre hinter ihm? ... Oder träumte er nur? ...

Um ihn Stille ... Todesstille ... Stille ohne Ende. Und wieder lag er im Grase und blickte in die Sonne, lange unbeweglich. Ein süßes, schluchzendes Singen von Nachtigallen weckte ihn. Und vielleicht auch der Duft der Gräser und Blumen. Und vielleicht auch das Rauschen in den Baumkronen ...

Er erhob sich hastig, ging wieder auf die Straße und läutete vor dem Hause.

Ein Dienstmädchen öffnete. Sie fragte nach seinem Begehren, ohne eine Antwort zu erhalten.

Er ging an ihr vorüber.

Jetzt stand er vor dem Sprechzimmer seines Vaters und klinkte die Thür auf. Er hatte nicht angeklopft. Das Zimmer war leer.

Er wartete eine Weile ...

Nun hörte er schwere Schritte ...

Und nun trat der Vater ein, blieb in der Thür stehen und gab einen kurzen Schrei der Verwunderung von sich.

Dann blickte er ihn stumm und verblüfft an.

Auch Thomas war von dem Anblick befremdet. War das der Vater? Er war fett und korpulent geworden und hatte ein aufgeschwemmtes, rotes Trinkergesicht. Auf seinen Zügen lag jener herrische und selbstbewußte Ausdruck, den man häufig auf den Mienen der Ärzte findet, die in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande hausen. Der Verkehr mit dem Landvolk, das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit giebt ihnen nur zu oft eine Sicherheit und tyrannische Art, die mit ihren Fähigkeiten gewöhnlich im schärfsten Widerspruche stehen. Haare und Schnurrbart trug der Vater noch immer geschniegelt und gestriegelt.

„Guten Tag," sagte Thomas, während der Doktor näher trat.

Sie reichten sich die Hände, aber in dem Händedruck des Vaters lag etwas Kaltes und Feindseliges. Thomas spürte es.

Der Doktor beobachtete ihn lauernd und gespannt. Er betrachtete ihn wie einen Eindringling, dessen er sich erwehren müßte. Dabei hatte er ein Gefühl der Unsicherheit diesem großgewachsenen, schlanken Menschen gegenüber, der so ernst und ruhig ihn maß.

Sie schwiegen.

Endlich sagte der Doktor: „Du scheinst Überraschungen zu lieben!"

Thomas erwiderte: „Du weißt, warum ich gekommen bin. Ich brauche das Geld. Ich habe vergebens auf deine Antwort gewartet!"

Das rote Gesicht des Doktors wurde noch röter. Er erhob sich ganz unvermittelt. „Ich weiß, wozu du das Geld brauchst. Ich kenne den sauberen Zweck." Und indem er sich plötzlich in einen künstlichen Zorn hineinarbeitete, schlug er mit seiner fleischigen Faust auf den Schreibtisch. „Das sind ja saubere Sachen, die du angestellt hast!" schrie er. Seine Stimme schnappte über. „Saubere Sachen," wiederholte er noch einmal. „Du willst dich wohl um Kopf und Kragen schreiben mit diesem hirnverbrannten Gefasel." Er machte eine kleine Pause und sah Thomas herausfordernd an.

Aber der entgegnete nichts. Er empfand es so deutlich, daß sie nichts, nichts gemein hatten, daß auch jeder Versuch einer Verständigung aussichtslos war. Er fühlte, daß er dem Manne nicht einmal mehr gram sein konnte. Seine Ruhe brachte den Doktor noch mehr in Zorn.

„Wie kommst du dazu," fuhr er, sich überstürzend, fort, „in solchem Ton gegen alles Bestehende zu toben?" Er lachte laut und grell auf. „Ein netter Beruf, sich zum Anwalt von arbeitslosem, lichtscheuem Gesindel aufzuspielen! Bist du denn ganz von Sinnen gekommen?" schrie er. „Weißt du, daß du mich damit kompromittierst? Wenn es dir unbekannt sein sollte: ich bin Kreisphysikus, königlicher Beamter. Und wenn

du es nicht wissen solltest," setzte er hinzu und reckte sich ein wenig: „ich bin Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung. Ich liege auch nicht auf dem Bärenfell! Wer seine Pflicht thut, befindet sich wohl." Und plötzlich ganz verwirrt durch das beständige Schweigen Thomas' sagte er in etwas leiserem Ton: „Möchtest du mir über dieses Treiben nicht wenigstens Rechenschaft geben?"

„Nein," entgegnete Thomas, „das will ich nicht," und eine schmerzliche Falte legte sich zwischen seine Augenbrauen.

Der Doktor verschränkte die Arme. Eine maßlose Wut bemächtigte sich seiner. Dann trat auf einmal ein eisiger Hohn und eine offene Schadenfreude auf sein Gesicht. „Ich möchte nur erfahren," brachte er langsam hervor, „auf Grund welcher genialen Anlagen du es dir herausnimmst, gegen Vernunft, Ordnung und Gesetz loszuziehen. Ich kann es schließlich verstehen," setzte er überlegen hinzu, „daß ein wirklich großer Mensch — aber du, du lieber Gott, wo liegt denn deine Größe? ... Wenn jeder überspannte Narr ..." er hielt furchtsam inne, er erinnerte sich plötzlich an jene Scene, wo er Thomas als Knaben hatte meistern wollen, und wo die Tamara zwischen sie getreten war. Es war ihm, als ob die Gestalt von Thomas etwas Drohendes bekam; er duckte sich gleichsam.

Da ging über Thomas' Miene ein wunderliches Lächeln, das bitter war. Er sagte ganz leise, während er zu Boden sah: „Ich wollte über alles das mit dir nicht sprechen. Ich sah darin kein Heil; aber vielleicht ist es das letzte Mal, wo wir uns sehen. Und darum will ich dir antworten: Weder bin ich ein Wegelagerer und Aufrührer, noch ein genialer Mensch. Niemals habe ich das letztere von mir behauptet. Ich bin einfach einer, der an die Entwickelung des Menschen und an die Güte glaubt. Ich kämpfe für Erkenntnisse und Dinge, die längst vor mir ausgesprochen sind. Ich weiß das. Aber alles das hat in mir gelebt, gerungen von klein auf. So ein unaufhaltsamer Drang," sagte er mit gedämpfter Stimme, gleichsam in seine Vergangenheit zurückblickend und zurücksinnend, „nach Licht, nach Wahrheit und Freiheit ... und nun versuche ich das, was in mir klar geworden ist, in Leben, in That umzusetzen. Ich versuche," sagte er stockend, „mich selbst zu erfüllen. Mögen diese Wahrheiten von anderen gefunden sein, darauf kommt es für mich nicht an. Sie wurden zu meinen Wahrheiten, indem ich sie in mir selbst schuf. Ich thue auch nichts —" er stockte einen Augenblick — begreift er mich denn? fragte er sich im stillen. Dennoch fühlte er das Bedürfnis, in dieser Stunde ihm alles zu sagen, sich nackt vor ihm zu enthüllen — „was ich thue," fuhr er fort, „erhebt nicht den geringsten Anspruch auf Lob ... Ich thue es einfach, weil ich es thun muß ... In mir ist ein Rad," sagte er nach einer Pause, „das mich treibt ... vorwärts treibt, nämlich ... für mich giebt es eine ewige Wahrheit, die sich erfüllen muß, die man treten und stampfen und doch nicht zertreten kann. Und dafür," schloß er kaum hörbar, „dafür kämpfe ich ... dafür muß ich kämpfen." Und mit einem unendlich traurigen Gesichtsausdruck fügte er hinzu: „Ich kann mir gar nichts Niederdrückenderes denken, als daß nur der überragende Mensch für seine Erkenntnisse eintreten sollte" — seine Finger bewegten sich in einem fort — „es ist doch ganz klar," sagte er schwerfällig, „daß schließlich die Wahrheit in den Besitz aller gelangen muß ... Was ich will ... ich will einfach versuchen, ein Mensch zu sein ... und das mit Bewußtheit, ich will mich nicht nach anderen richten ..." Er strich sich das Haar zurück, das ihm in die Stirn gefallen war. „Wenn einer ein Mensch, bloß ein Mensch sein will, so sagen sie, er wolle sich zum Genie aufspielen. Oder sie halten ihn für einen kompletten Narren." Sein Gesicht hellte sich auf; er lächelte jetzt ganz milde. — „Das muß man auf sich nehmen," schloß er ruhig.

Der Doktor blickte ihn verständnislos an. Er begriff ihn wirklich nicht. Das war nicht Fleisch von seinem Fleische und noch weniger Geist von seinem Geiste. Es fing ihn bereits zu langweilen an, zudem war er unruhig. „Ich habe das Geld nicht," sagte er brüsk und ohne jeden Zusammenhang.

In diesem Augenblick trat eine dicke Frauensperson in die Thür, indem sie mißtrauisch auf Thomas hinschielte. Sie war liederlich gekleidet und trug das schwarze, dunkle Haar wirr und unordentlich. Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt.

„Das ist Thomas," sagte der Doktor verlegen und scheu.

Sie kam näher und reichte ihm ihre fleischige Hand mit einer schlecht gemachten Zutraulichkeit, die ihn abstieß.

Einen Augenblick herrschte Totenstille ...

Der Doktor gab der Frau ein Zeichen; sie entfernte sich wieder.

Es war Thomas aufgefallen, daß die Sicherheit des Vaters in Gegenwart dieser unmäßig in die Breite gegangenen Frau geschwunden war. Als die Thür sich geschlossen hatte, sagte er bestimmt und mit Anstrengung: „Ich kann dir nicht zu Willen sein, ich muß das Geld unbedingt haben!"

Das kupferrote Gesicht des Doktors bekam etwas Kreidiges.

„Für das Blatt?" antwortete er, kaum an sich haltend.

„Ja!"

„Ich habe das Geld nicht mehr," schrie er außer sich, „ich habe es verloren!"

„Das ist ja nicht möglich," stammelte Thomas, und es schien ihm, als ob man ihn in die Tiefe zöge, in dunkle Tiefe ...

Und jetzt begann auf einmal der heftige Mann klein zu werden, winzig, erbärmlich und furchtsam. Er bekam eine so entsetzlich geduckte und gebeugte Haltung. Er erzählte in zusammenhangslosen, wirren Worten eine lange Geschichte von Spekulationen, die Thomas nicht verstand. Er begriff nur, daß sein Vermögen so gut wie verloren sei.

„Wenn du für alle Mitleid übrig hast," endete der Doktor mit einem hinterlistigen Ton in der Stimme, „so mußt du doch zunächst bei mir damit anfangen!"

Thomas stand schwerfällig auf. Er war todesbleich geworden. Eine Flucht quälender, zwiespältiger Gedanken jagte durch sein Gehirn. Es flirrte ihm vor den Augen. Ich muß ruhig und kalt bleiben, sagte er zu sich, ich muß sehen, was noch zu retten ist. Er raffte sich auf. „Ich werde so nicht fortgehen," sagte er bestimmt. „Ich brauche das Geld, ich brauche es!"

Der Doktor verfiel in Weinerlichkeit. „Fremde stehen dir also näher?" fragte er.

Darauf gab Thomas keine Antwort. „Ich will wissen," sagte er, Silbe für Silbe betonend, „wieviel Geld du aufzutreiben vermagst. Alles weitere werde ich mir dann überlegen." Sein Gesicht zeigte eine unbeugsame Entschlossenheit. Sein Ton klang rauh und grob.

Der starke, breitschulterige Mann schien ganz eingeschüchtert. „Ich kann gerade noch fünftausend Mark schaffen," erwiderte er unsicher.

„Das ist alles?"

Der Doktor nickte nur.

Thomas trat an das Fenster und blickte auf die Straße mit den niedrigen Häusern, den roten Ziegeldächern, den grünen Fensterläden. Er litt unter dieser Scene. Wieder drehte er sich um. Er sah, wie der Vater in Furcht fieberte. „Wenn ich das Geld sofort bekommen kann, will ich auf alles Weitere verzichten," sagte er ruhig.

„Du kannst es," sagte der Doktor hastig, „du kannst es. Ich habe gleich nach deinem Briefe ..." Er brach ab und ergriff Thomas bei der Hand. „Thomas," sagte er bedrückt und drehte sich ängstlich nach allen Seiten um, „Thomas," flüsterte er, „wenn du wüßtest, wie es mir ... gegangen ist ... ich ... ich ..." Und nun entrangen sich ihm ein paar stöhnende und gurgelnde Laute ...

Das war eine große Marter für Thomas.

Der Doktor mochte es fühlen. Er nahm sich zusammen, und beide gingen in das Wohnzimmer.

Ein starkes, knochiges Mädchen, rot und gesund, trat ihnen entgegen. Sie hatte eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der Frau des Doktors. Der nämliche sinnliche, breite Mund, das nämliche dichte, dunkle Haar und die tiefbraunen, begehrlichen Augen. Sie starrte mit unverhohlener Neugier Thomas an. Dem schien es, als ob der Vater auch vor seiner Tochter eine gewisse Scheu habe.

Die Frau kam wieder herein. Mit einem raschen Blicke orientierte sie sich, daß alles im reinen war. Sie dirigierte den Mann mit ihren Augen.

„Das ist deine Schwester," sagte der Doktor mit mühsamem Lächeln, indem er auf das Mädchen wies.

Die Frau ließ sich währenddessen breit auf das Sofa nieder und legte ihre Hände auf die Knie. Und ohne sich im mindesten Zwang anzuthun, stieß sie in einem herrischen, wegwerfenden Ton hervor: „Schöne Dumm-

heiten hat er gemacht ... all das Geld ... na, reden wir nicht darüber!"

Thomas wandte sich zur Thür. Er hielt es hier nicht länger aus. Die Luft hatte etwas Erdrückendes. „Ich muß noch zu dem Prediger," sagte er beklommen. Niemand hielt ihn.

Das also war das Wiedersehen! dachte er, als er im Freien war. Er holte tief zum Atmen aus. Es war ihm ein Bedürfnis, seine Brust zu weiten. An den Wiesen schritt er entlang, die in voller Sommerpracht vor ihm lagen, bunte, tausend- und tausendfach gemusterte Teppiche im Lichte gebadet. Und in der Sonne glitten Libellen an ihm vorbei, Bienen sogen süßen Honig aus den Blüten. Es surrte in den Lüften, die Grasmücken zirpten, Falter flogen an ihm vorüber, und nun sah er, wie eine Feldlerche in die Höhe stieg mit freudigem Gesange ...

Er trat in das Pfarrhaus.

Vor der Stube des Freundes blieb er stehen. Er erinnerte sich an die Stunde, wo er zum erstenmal mit pochendem, laut schlagendem Herzen diesen Weg gegangen war. Und mit jäher Geschwindigkeit tauchten all die Dinge auf, sich förmlich drängend und überstürzend, die sich zwischen ihm und dem Prediger begeben hatten.

Er klopfte zaghaft ... Und nun standen sie sich gegenüber. Sie hielten sich die Hände; sie sprachen kein Wort ... alles in ihnen war Freude und Weh.

Auch an dem Prediger waren die zehn Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Die Schläfen waren grau geworden, aber das gütige Gesicht war das gleiche geblieben, milde, feierabendlich, ernst.

Er betrachtete Thomas mit einem forschenden Blick. „Du bist es," sagte er dann bewegt, und auf seinem edlen Antlitz leuchtete ein reines Glück. Er rang seine Empfindung nieder. Und in herzlichem Tone sagte er: „Wenn du wüßtest, mein Junge, mein großer Junge, wie ich mich all die Zeit auf dies Wiedersehen gefreut habe! Warte einen Augenblick!" Er ging hinaus, und bald folgte ihm wieder die Haushälterin mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern. „Das muß gefeiert werden." Er schenkte den Wein ein, und Thomas war es, als ob die feingeschnittene Hand zitterte. Sie sprachen von mancherlei. Aber in alles klang leise der Name der Tamara hinein. „Ich will dir etwas zeigen," sagte der Freund, öffnete den Sekretär und nahm ein feines Medaillonbild heraus, das die Tamara in ihrer blühenden Jugend darstellte.

Thomas hielt es lange in der Hand.

„Wenn ich nicht mehr bin, so kommt es wieder in deinen Besitz. Bis dahin mußt du es mir lassen!" Er schritt mehrere Male durch das niedrige Gemach, die Arme auf dem Rücken verschränkt. Dann blieb er vor Thomas stehen und legte die Hände auf seine Schultern, blickte ihm tief und fest in die Augen und sagte: „Ich freue mich an dir von ganzem Herzen, dein Weg ist ein richtiger Weg!" Und indem sein Gesicht sich in viele Falten zog, fuhr er fort: „Jedes Wort, das du schreibst, kommt aus deinem Innersten. Mit den anderen, die an deiner Seite kämpfen, kann ich nicht ganz mitgehen. Ich höre da einen Ton, der mir in den Ohren gellt, einen so schmerzhaften Ton. Ich fühle auch hier einen großen Willen — und dennoch habe ich Schmerzen dabei —" Er machte eine kleine Pause. „Gieb mir die Hand darauf, oder nein," unterbrach er sich, „du brauchst mir deine Hand nicht zu geben. Ich wünschte, daß du dich niemals drängen ließest ... von niemandem. Daß du jetzt und immer stark in dir bliebest! Es könnte," sagte er langsam, „eine Zeit kommen, wo du dich auch von diesen trennteſt. Laß es dich nicht bekümmern, werde in deiner Einsamkeit nicht irre! Die einsamen Wege eröffnen nicht selten weite Blicke."

Er hielt inne, und mit einem rührenden, kindlichen Ausdruck, gleichsam um Entschuldigung bittend, fuhr er fort: „Sei mir ob meiner langen Rede nicht gram ... man hat sich so lange nicht gesehen ... man möchte alles sagen, was man auf dem Herzen hat."

Das war eine der heiligen Stunden im Leben des Thomas Truck. Ein großes, weites Glücksgefühl kam über ihn. Es engte ihm die Kehle und trug ihn zugleich hoch empor. Eine Stimme in ihm tönte: Dieses ist mehr, als dein Thun verdient.

Er wandte sich ab und blickte aus dem niedrigen Fenster. Was für ein Tag war auf die letzte Nacht gefolgt! Alles lag so gut, so klar, so hell und schön vor ihm.

Sie setzten sich wieder, und der Prediger nahm zuweilen seine Hand wie die eines Kindes und streichelte sie.

„In all den Jahren," sagte Thomas mit unterdrückter Stimme, „ist so viel Leid und Kampf in mir gewesen ... und heute liegt das weit hinter mir, wo du so zu mir sprichst. Nein, nein, ich werde nicht hochmütig, glaube es ...!"

„Ich glaube es," entgegnete der andere.

Und nun erzählte ihm Thomas von den Freunden, den Mitstreitern, von allem und jedem. Er verstummte plötzlich, und seine Züge verdüsterten sich. „Es giebt manches, was ich dir heute nicht sagen möchte, was an mir gefressen hat ... und Schuld in mich trug ... ich möchte mir den Tag nicht trüben ..."

„Du sollst es nicht!" Damit nahm der Prediger sein Glas in die Höhe und stieß mit Thomas an. Die Gläser klangen gut und rein zusammen.

Der Freund mußte ihm nun erzählen. Und immer wieder und wieder vernahm er von der großen Gedächtnisfeier, die der stille Mensch neben ihm für die Tamara hielt. Wie er all die Jahre an dem großen und kargen Glück gezehrt hatte, das ein gütiges Schicksal in sein Leben getragen hatte.

Sie saßen zusammen, und die Stunden rauschten an ihnen vorüber. Sie fuhren auf einem weiten Wasser, er und der Freund, in Frieden und Schönheit. Der Kahn glitt leise dahin, sie sahen in die unendliche, unergründliche Tiefe, und sie blickten in den Himmel, der sich über ihnen wölbte mit silbernen, schweren, gebirgigen Wolken ...

Es dunkelte, als sie sich wortlos trennten ...

Wohin jetzt ...? Er dachte darüber nicht nach ...

Und auf einmal war er wieder in dem Garten an dem Grabhügel der Tamara.

Aus der Erde stiegen Dämpfe auf ... auf den Gräsern lag Abendtau ...

Du ... du ... du ... flüsterte er vor sich hin — und erschauerte.

Dann richtete er sich kerzengerade auf und begab sich in das Innere des Hauses.

Die Frauen sahen ihn kalt und feindlich an, er merkte es nicht. Um die elfte Stunde verließ er wieder das Haus. Er wollte noch mit dem Nachtzuge heim.

Die Trennung von dem Vater war kurz, aber in ihrem Händedruck fanden sie sich diesmal.

Er leidet, er leidet, sagte Thomas zu sich, und es war ihm, als ob er ihn nun ganz begriffe.

Durch die schwere Nacht, die schwarze Reisetasche wieder in der Rechten, eilte er zum Bahnhof. Er ging einen anderen Weg als den, welchen er gekommen war. Es funkelte in der Finsternis auf. Glühwürmchen glitten langsam durch die Luft auf ihn zu, erloschen im Augenblick, strahlten in ihrer smaragdenen Pracht von neuem auf, flogen in die Höhe und senkten sich wie ein Sternenregen auf das dunkle Blattgewühl der Bäume nieder, wo sie nun glitzerten und leuchteten. Und dann sah er sie plötzlich zahllos in einer Niederung. Hier führten sie ein verliebtes Schwärmen, einen süßen Reigen auf. Ihre Liebe erhellte die Nacht. Dann wieder rückten sie ganz nah und dicht in Pärchen aufeinander und betupften die Gräser wie mit schillerndem Edelgestein ..

Und von neuem begannen sie ihren Reigen und ihr Schwärmen. Und nun tauchten sie unter und verschwanden ... Und alles duftete um ihn ...

Überall ist Liebe und Schönheit, dachte er, und konnte sich von diesem Schauspiel nicht losreißen.

Endlich schritt er weiter.

Weißlich stieg jetzt der Nebel auf. Lange Pappeln ragten gespenstisch groß in die Höhe. Durch den Nebel blickten wunderlich die Weiden, wie mit Schleiern verhangen. An unendlichen Obstbaumreihen kam er vorbei. Eine heilige Stille um ihn ... Und plötzlich war er ganz von den Erddämpfen eingehüllt ... Musik drang zu ihm; dünn und fein ... aber er hörte sie deutlich ... jeden Ton hörte er.

Die Landstraße hatte ein Ende. Die Lichter des Bahnhofes blinkten ihm entgegen, menschliches Gewimmel und menschliche Stimmen drangen zu ihm. Er stand wieder auf dem Perron, saß wieder in dem Coupé, beugte sich aus dem Fenster, betrachtete alles um sich aufmerksam und ernst, als wollte er es sich fest in das Gedächtnis prägen, bis der kurze Pfiff der Lokomotive erschallte und der Zug sich in Bewegung setzte.

Und nun ging es wieder dahin, wo der Kampf und die geheimnisvolle Zukunft vor ihm lagen.

* *
*

„Ist die Ingolf da?"

Das Hausmädchen starrte die Fragende verdutzt an.

„Fräulein Ingolf," verbesserte sich diese rasch.

„Treten Sie, bitte, ein!"

Die Josefa hatte ein helles Gewand an aus dünnem, gelbem Stoff, der wie japanische Seide glänzte. Sie hatte einen schwarzseidenen Schal um sich geschlungen, der bis zu den Knien reichte. Oben war das Kleid von Einsätzen durchbrochen, so daß ihre feine, zarte Haut durchschimmerte. Sie trug einen breitkrempigen, schutenartigen Hut, der mit Bändern befestigt war, und ganz weiße Schuhe, als ob sie zu Balle ginge. Auf der Straße hatten ihr die Leute nachgeblickt, ohne daß sie es gemerkt hatte. In der Thür blieb sie stehen und stützte sich auf ihren schlanken Sonnenschirm.

Auf die Ingolf wirkte sie zuerst wie eine liebliche Erscheinung. Dann aber sah sie in die weit aufgerissenen, starren Augen des Mädchens und schrak zusammen. Sie bot ihr schweigend einen Platz an und setzte sich ihr gegenüber.

Die Gerving nahm langsam ihren Hut ab, legte ihren Schirm beiseite, zog ein Taschentüchelchen hervor und trocknete sich das erhitzte Gesicht ab. Dann rückte sie ihren Stuhl dicht an den der Charlotte Ingolf. Und indem sie sich in dem Zimmer prüfend umsah, als wollte sie jeden Gegenstand taxieren, sagte sie: „Ich will wissen, warum Sie ihn mir gestohlen haben." Ganz langsam mit weißen Lippen stieß sie das hervor. Und indem sie sich wieder umsah, fügte sie bitter und hämisch hinzu: „Sie haben ja alles, sind reich, studiert, was wollen Sie eigentlich noch mehr?"

Die Ingolf rührte sich nicht. Sie zuckte bei jedem Worte wie unter Rutenschlägen zusammen.

„Glauben Sie denn, daß ich mir das gefallen lasse?" fragte die Gerving von neuem und lächelte sonderbar dabei.

Die Ingolf rührte sich nicht.

„Sie meinen wohl, ich bin so eine, die man einfach beiseite schieben kann?" und nun schlug sie ein krampfhaftes, gedämpftes Gelächter an. „Sie irren, mein Fräulein" — dieses „mein Fräulein" sprach sie ganz geziert — „ich lasse mich nicht wegwerfen, eher ... Wissen Sie eigentlich, in welchen Beziehungen ich zu ihm stehe?"

Die Ingolf nickte lautlos.

„Nun gut, Sie wissen es und haben ihn mir doch ..."

Die Ingolf erhob sich mit einemmal, alles in ihr zitterte und bebte. „Ich wollte ja gar nicht," sagte sie angstvoll. „Ich ... ich ..." und demütig in einem bettelnden, entschuldigenden Ton setzte sie hinzu: „Sie müssen es doch selbst wissen, daß man gar keinen Willen bei ihm hat ..."

Die Augen der Gerving schillerten. Sie wußte es. Und dennoch that es ihr in dieser Stunde wohl, ihre Erfahrungen durch die andere bestätigt zu finden. Aber das ging sofort vorüber. „Dieser Mensch," sagte sie finster, „hat mich zu sich gezwungen ... ich gehöre ihm und er mir." Und in leidenschaftlichem Tone: „Ich dulde es nicht, nein, ich dulde es nicht!" Auch sie stand auf und ging mehreremal durch das Zimmer.

Die Studentin verfolgte gespannt jede ihrer Bewegungen. „Was ist denn da zu thun?" fragte sie plötzlich hilflos und unterwürfig.

„Was da zu thun ist?" Die Gerving blieb stehen, ihre Züge hatten etwas von Zorn und Schmerz Entstelltes. Sie sah lauernd in das kluge Gesicht der anderen, deren Stirn durch Arbeit und selbständiges Denken etwas Bedeutendes bekommen hatte. „Ich will Ihnen etwas sagen, Fräulein," zischte sie hervor, „Sie müssen fort ... Sie müssen fort!"

Die Ingolf schüttelte leise den Kopf. „Das kann ich nicht," sagte sie ehrlich, „ich kann es einfach nicht!"

„Sie wollen also nicht?"

„Ich kann nicht," wiederholte sie wieder, und in dem Ton ihrer Stimme lag Weh.

Sie sahen sich jetzt lange und schweigend an. Jede hatte ihre eigenen, unentwirrbaren Gedanken — aber jede hatte den nämlichen Schmerz.

Nun änderte die Josefa ihre Taktik. „Wollen Sie etwas wissen?" sagte sie höh-

nisch. Und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Es dauert nicht mehr lange, und dann ist er Ihrer ebenfalls satt.“

Charlotte Ingolf schlug die Augen groß auf und erwiderte nur: „Ich weiß es!“

„Sie wissen es! Nun gut. Dann wissen Sie auch, daß er keine Rücksicht kennt ... er liebt nur sich — morgen schon kann er eine andere haben.“ Und von Haß erfüllt, setzte sie hinzu: „Das ist ein sauberer Patron ... das ist ein niederträchtiger, gemeiner Mensch.“

„Nein,“ antwortete die Ingolf, „Sie glauben es selbst nicht. Er ist nur unglücklich.“

Josefa maß sie mit einem verächtlichen, geringschätzigen Blick. „Unglücklich? — der macht unglücklich, meinen Sie. Der ist gemein, nichts weiter als gemein, sage ich Ihnen ... der schont nichts auf der Welt. Der hat für andere nichts übrig ...“ Und plötzlich trat ihr der Schaum auf die Lippen. Sie rang nach Atem. Dann ballte sie die Hände und trat so dicht auf die Ingolf zu, daß diese Furcht bekam. „Der könnte,“ flüsterte sie, „seine Mutter ... sein Kind verrecken sehen und würde sich nicht rühren, sag ich Ihnen. Das ist ein Schuft, ein miserabler Schuft! ... Wenn man Stolz in sich hätte, nur etwas Stolz,“ sagte sie mehr für sich, „so müßte man ihm einen Fußtritt geben, ihm ins Gesicht spucken und seiner Wege ziehen ... aber das ist es ja gerade ... man hat keinen Stolz ...“

Die Ingolf schüttelte nur den Kopf.

„Wenn Sie sich darüber klar sind,“ begann nach einer Weile die Gerving hartnäckig von neuem, „daß er Sie ebenfalls“ — sie machte mit der Hand eine entsprechende Bewegung — „warum gehen Sie dann nicht freiwillig? Sie sehen doch, daß Sie zwischen mir und ihm stehen ... Sie sehen es doch deutlich!“

„Ich sehe das alles,“ entgegnete sie. Und nach einer Pause: „Er braucht mich, ich fühle es. Ich halte ihn,“ sagte sie kaum hörbar, „nicht wie Sie für einen Verbrecher, ich halte ihn für einen unglücklichen Menschen ... und außerdem ... ich liebe ihn ja ...“

„Und was werden Sie thun,“ forschte die Josefa weiter, „wenn er Ihnen den Tritt gegeben haben wird?“

„Was ich thun werde? ... Ich glaube, ich werde arbeiten!“

„Sie haben eine Arbeit, die Ihnen Freude macht?“

„Ja!“

„Meine Beschäftigung kennen Sie?“ fragte sie vergrämt, während sie ihre Mundwinkel tief herabzog.

Charlotte Ingolf senkte den Kopf und nickte.

Langsam setzte sich Josefa den Hut auf. Sie brauchte unverhältnismäßig lange Zeit, um die Bänder zu einer Schleife zu knüpfen. Als sie damit fertig war, nahm sie ihren Sonnenschirm. Sie ging aber noch nicht aus dem Zimmer, sondern betrachtete unaufhörlich ihre weißen Schuhe. Sie überlegte und grübelte. Sie schien die andere vergessen zu haben, die in peinvollem Schweigen neben ihr stand. Erst nach geraumer Zeit raffte sie sich auf und sah die Ingolf fest und durchdringend an. „Ich wünsche Ihnen viel Glück,“ brachte sie hervor. Wieder hielt sie inne, wandte sich, rückwärts gehend, zur Thür, und während sie diese aufdrückte, sagte sie in einem Ton, der drohend und furchtbar ernst klang, so daß er der Ingolf ins Mark schnitt: „Wenn es Ihnen nur gut bekommt!“ Hierauf verschwand sie eiligst.

Die Ingolf stand wie angegossen da. Sie horchte auf die verhallenden Schritte. Sie hörte, wie ihre Pulse schlugen. Sie schlich sich zum Sofa, drückte ihr Gesicht an die Lehne und wimmerte in sich hinein.

* * *

Unten im Hausflur verweilte die Josefa. Sie nahm aus ihrer Tasche ein kleines Fläschchen, das mit Vitriol gefüllt war, und betrachtete die grüne Flüssigkeit lange.

Warum habe ich ihr das nicht ins Gesicht gegossen? Und sie empfand bei diesem Gedanken nicht das leiseste Grauen. Warum that ich es eigentlich nicht? Sie spitzte auf eine eigentümliche Art den Mund und rieb die Zunge an den Zähnen, als wollte sie sich einen bitteren Geschmack vertreiben. Sie stellte sich das vom Vitriol zerfressene Gesicht der Ingolf vor und malte sich aus, was der Mechaniker dazu sagen würde.

„Oh ... oh ...“ rief sie plötzlich, steckte die Flasche ein und eilte aus dem Thorweg.

Wieder blickten ihr die Menschen auf der Straße nach.

Ihr Gang hatte etwas Anmutiges, Schwebendes, leicht Wippendes.

Ein Herr eilte ihr nach und wollte mit ihr anbandeln. „Ah, guten Tag, Fräulein,“ sagte er, „wir kennen uns doch? Darf ich Sie ein Stückchen begleiten?“

Sie sah ihn so abweisend an, daß er mit einem fatalen Lächeln sich davonmachte.

„Ä!“ stieß sie hervor und spürte wiederum den bitteren Geschmack im Munde.

Auf einmal sah sie Studiosus Bechert mit der Maria Werst auf sich zukommen.

Der Studiosus grinste verlegen, das dürftige Gesicht der Werst verfärbte sich.

Sie nickte kaum und eilte an ihnen vorbei. Und in ganz ungerechtfertigtem Zorn sagte sie vor sich hin: „So eine dumme Gans ... so eine dumme Gans ... sich mit dem Duckmäuser einzulassen ... Wer weiß, was sie ihm alles ausplaudert ...“

Sie bekam einen Haß auf das Mädchen. Sie drehte sich um und nahm wahr, daß der Studiosus ihr nachsah.

„Pfui Teufel!“ — sie spuckte aus. Aber gleich darauf nahmen ihre Gedanken wieder die alte Richtung.

Sie zog die Uhr hervor und beschleunigte ihre Schritte. Was hat er eigentlich an der Ingolf? Hübsch ist sie doch nicht?

Sie suchte nun sich selbst von oben bis unten zu betrachten.

„Was hat er nur an ihr? Gehirn hat sie,“ murmelte sie vor sich hin. „Und er hat ja auch nur Gehirn ... nur Gehirn ... Gehirn ...“ Und in das Wort legte sie ihren ganzen Kummer, ihre ganze Wut, ihren ganzen Gram.

An der Chaussee- und der Linienstraßenecke machte sie Halt. Hier mußte er vorbeikommen. Jede Sekunde konnte er dasein, es war bereits Mittagszeit.

Sie bückte sich und stäubte mit dem Taschentuch ihre weißen Schuhe ein wenig ab.

Jemand beobachtete sie in dieser Stellung und sah ihren edel geformten, durchsichtigen, weißen Nacken und ihr tiefschwarzes Haar.

„Wünschen Sie was von mir?“ fragte sie grob, als sie sich wieder aufgerichtet hatte.

„Sie sind 'n angenehmer Schneck,“ sagte der Mensch und ging weiter.

Über den Ausdruck mußte sie trotz ihrer Bedrücktheit unwillkürlich lachen.

Ah, da kam er ...

Sie stellte sich in Positur.

Er bemerkte sie nicht und wollte an ihr vorbei.

„Pst!“ machte sie.

Er wandte sich nicht um.

Da machte sie noch einmal und etwas stärker: „Pst!“

Und diesmal mit Erfolg. Er schien doch den Laut an ihr zu kennen.

Er kehrte um und ging auf sie zu, kniff die Augen zusammen und beguckte sie spöttisch. „Du gehst wohl auf'n Maskenball?“ fragte er statt jeder Begrüßung.

Was er für eine Freude hat, mich zu kränken, dachte sie. Laut aber sagte sie mit einem spitzen Ton: „Ja, ich gehe auf'n Maskenball!“

„Na, also! Da wünsche ich viel Amusement!“

„Gott mag's geben,“ antwortete sie feierlich.

„'n schönes Kostüm — pikfein! Von wem hast du denn das? Ist er so freigebig?“

In dieser Minute wußte sie ganz bestimmt, daß ihr Gesicht weiß und fleckig, fleckig und weiß wurde. Sie hätte am liebsten ihre langen Nägel in seinen Hals eingegraben, um ihn zu würgen. Und sie wunderte sich über sich selbst, wie kaltblütig sie blieb, und daß sie Gewalt über sich hatte. „Dies Kostüm,“ entgegnete sie geziert, indem sie ihre Stimme emporschraubte, „habe ich mir eigens zum Maskenballe gespart, Groschen für Groschen.“ Und mit einem ihm fremden Ausdruck fügte sie hinzu: „Ich will nämlich mit dir tanzen, wir beide müssen auf den Maskenball!“ Und auf einmal lachte sie hell und silbern auf: „Du gehst als der milde Gärtner mit der Gießkanne in den Händen ... Du bist ja so ein milder Gärtner!“ Und herausfordernd und schwärmerisch zugleich blickte sie ihn dabei an. Alles in ihr war aufgerührt. Sie schien darauf abzuzielen, ihn zu reizen. Sie vergaß alles, vergaß die Straße, die neugierigen Menschen, den Lärm der Lastwagen und Fuhrwerke.

„Du bist nicht bei Sinnen!“ meinte er kurz.

„Nein, ich bin nicht bei Sinnen,“ entgegnete sie ganz weinerlich und änderte plötzlich Ton und Haltung.

„Möchtest du nicht ein bißchen schneller gehen?“

Und sie demütig: „Ich werde schneller gehen!“

„Du bist wohl vom Teufel?“

„Ja! ... vom lieben Teufel!“

Sie ist wirklich verrückt, total verrückt, dachte der Mechaniker und beschleunigte das Tempo.

Er sprach kein Wort mehr.

Die Josefa sang leise eine kaum verständliche Melodie. Es hörte sich an wie: „Maikäfer, fliege, dein Vater ist im Kriege, deine Mutter ist in Pommerland, Pommerland ist abgebrannt.“

Jetzt war es Fründel klar: das Weibsbild spielte ihm eine kleine, niederträchtige Komödie vor. Sie zog sozusagen eine neue Nummer auf.

Sie gingen schweigend die Treppen zu seiner Kammer hinauf. Oben sagte er: „Was willst du eigentlich?“

„Was ich will?“ sie lachte hell auf, „dich ... dich!“

Ihre Hartnäckigkeit reizte ihn. „Mich hat niemand,“ antwortete er überlaut. „Ich allein habe mich, verstehst du?!“

„Und was ist denn das mit der Ingolf?“

„Das geht dich gar nichts an! Du scheinst dir einzubilden, ich sei dein Hund, den du an der Leine führst,“ stieß er grimmig hervor.

Sie senkte die Augen. „Der Hund bin ich ... ich ... ich!“ Dann fragte sie von neuem: „Wo hast du denn all die Tage gesteckt? Hast du daran gedacht, wie mir zu Mute war, wie es in mir aussieht?“

„Nein,“ erwiderte er gelassen, „daran habe ich nie gedacht!“

Obwohl sie sich unter seinen Worten wand und krümmte, sah sie ihn nur bange und traurig an. Sie suchte ihn mit ihren stummen Blicken festzuhalten, als wollte sie in sein Inneres kriechen und ganz von ihm Besitz nehmen.

Er wurde ärgerlich. „Das muß nun ein Ende haben!“

„Ja,“ entgegnete sie, „es muß ein Ende haben!“

Er horchte verwundert auf. „Wollen wir uns also in Ruhe und Frieden trennen?“

„In Ruhe und Frieden,“ wiederholte sie, und es flirrte vor ihren Augen.

Er traute ihr nicht. „Ist das dein Ernst?“

Da funkelte es in ihren Pupillen. Sie breitete plötzlich die Arme aus, umschlang ihn und rief: „Nein, nein, niemals! Du und ich ... ich und du!“

Er machte sich mit Gewalt von ihr los. „Du bist ja geisteskrank,“ sagte er zornbebend. „Das sind ja Zwangsvorstellungen.“

„Zwangsvorstellungen ...?“ wiederholte sie, als verstünde sie das Wort nicht. Und nach einer Weile des Besinnens: „Meine Liebe — soll — soll eine Zwangsvorstellung sein?“

„Ja,“ gab er zurück, „nichts weiter als eine Zwangsvorstellung! Eine krankhafte Einbildung,“ fügte er erklärend hinzu. „Wenn ich heute vertrocknet wäre — vertrocknet und du nicht die geringste Möglichkeit hättest, dies verdammte Besitzrecht auf mich geltend zu machen, so würdest du dich trösten, mein Kind! Und morgen würdest du dich schon auf einen anderen stürzen ... Der alte Weiberscherz!“

Darauf schwieg sie. Sie blickte ihn lange an, und zuletzt verzog sich ihr Gesicht zu einem Lächeln.

Sie lächelte — lächelte beständig wie verloren, während ihre Pupillen von einem Ende zum anderen glitten.

Fremd und rätselhaft lächelte sie.

* *
*

„Über das Wesen der Freiheit im Gegensatz zum Staatssocialismus“ lautete das Thema, über das Thomas Truck in Kellers Festsälen sprechen wollte.

Eine ungeheure Menschenmenge füllte das Lokal. Thomas hatte in den letzten Zeiten überall Wanderversammlungen abgehalten. Er war weiten Kreisen bekannt geworden. Er verfügte über ein volles, tönendes Organ und sprach eindringlich und mit Bewegung. Er stand kerzengerade da und mied alle Gesten. Aber die Art seines Sprechens war tiefernst und milde.

Man lauschte ihm. Man hatte das Gefühl, hier stand kein fanatischer Parteimann, hier stand einer, der nach Wahrheit und Erkenntnis rang.

Männer und Frauen hatten sich eingefunden.

Die Brose verteilte, bevor die Versammlung eröffnet wurde, unauffällig mit anderen die eben erschienene Nummer des „Festsaals“.

Und nun wurde es ganz still. Er sah einen Augenblick ruhig über die vielen Anwesenden, ehe er begann: „Man hat Ihnen einen Glauben eingeimpft von dem großen Zukunftsstaate, und in Ihrer Armseligkeit und in Ihrem Elend haben Sie sich diesen Glauben aufreden lassen ... Ihre Apostel haben Ihnen ein Bild ausgemalt, das Ihnen den Himmel auf die Erde trägt. Man hat Sie damit trunken gemacht und Ihnen den Rest Ihres Denkens genommen ... Es mag ja ein Vergnügen gewähren, sich mit Branntwein den Kopf zu benebeln, um über all seinen Jammer hinwegzukommen. Aber schön ist das Erwachen nicht, das einem solchen Rausche folgt! In einen ähnlichen Zustand haben Ihre Führer Sie versetzt ... Was aber wollen die Herrschaften in Wahrheit?! Das Volk soll versklaven im Namen des Volkes ... Man will Sie in dem neuen Staate wie Hunde an der Leine führen und jedes freie, selbständige Denken im Keime zerstören ... Der jetzige Zustand bedeutet dagegen Freiheit! ... Die Herren sagen: Wer arbeitet, bekommt zu trinken und zu essen, soviel er nur mag. Der Boden, die Maschinen, alles soll von nun ab dem Volke gehören. Die Herren haben das Netz gut gelegt. Es giebt einen reichen Fang — und nun schnüren sie es zu, und das arme, verängstete Volk zappelt darin und schnappt nach Luft. Denn, meine Herrschaften, nun kommt der Witz. Sie werden gefüttert. Man hat es Ihnen hoch und heilig versprochen — und man hält sein Wort. Aber niemals stand das Futter in solchem Preise! Es kostet nicht mehr und nicht weniger als Ihre Freiheit. Die große Versklavung im Namen des Volkes beginnt. Die neuen Herren haben hinter sich ein ungeheures Beamtenheer. In ihren Händen ist die gesamte Organisation. Sie machen die öffentliche Meinung. Sie verfügen über die Presse. Sie stellen einen Schrank mit unzähligen, kleinen Fächern auf, aber zu jedem Fache haben sie den Schlüssel. Den sperren sie in dieses Loch, den anderen in jenes, und nun mag jeder in seinem Kasten nach Luft und Atem japsen. Hinter jedem steht der Aufseher mit der Knute, Spion und Denunziant in einer Person: Sie werden gefüttert und zahlen als Entgelt Demut und knechtischen Gehorsam. Wehe Ihnen, wenn Sie sich erheben und das Joch von sich schütteln wollen. Die neuen Herren haben alles so klug centralisiert und organisiert, daß jeder Widerstand an Wahnsinn grenzen würde.“ Er hielt inne, dann mit erhobener Stimme fuhr er fort: „Im Namen des Volkes sollen unsere Kinder im zartesten Alter gebeugt und gebrochen werden — das nennen sie dann Volkserziehung! Was für eine Clique von Demagogen und Stellenjägern muß dieses Staatssystem erzeugen! Eine widerwärtige Jagd nach Macht, Amt und Würden beginnt. Diese Streber werden in der Sucht, immer neue Befugnisse an sich zu raffen, die allgemeine Korruption zur Blüte bringen! Das, meine Herrschaften, sind nur ein paar Züge aus dem neuen Gebilde, das dies Gesindel dem Volke aufzwingen möchte. Das ist nur ein schwaches Echo der Heilsrufe von der Volksfreiheit, die ihnen blüht!“

„Das is allens Blödsinn!“ rief jemand.

„Schweigen!“ schrien andere, „ausreden lassen.“

Thomas blickte ruhig über die Versammlung, in der es unruhig zu werden begann, und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Man konnte nichts Raffinierteres ersinnen als diesen Staatskommunismus mit seinem polizeilichen Arbeitszwang und seinem staatskommunistischen Pflichtgefühl, wenn man alles Unreine und Niedrige mit Andacht und Fleiß züchten und aus den Menschen herausholen wollte. Ich citiere hier die Kritik eines Denkers, eines blinden Sehers, der vor mehr als fünfundzwanzig Jahren mit beiden Fäusten in dies Wespennest griff. Der ganze Schwarm stürzte in wildem Surren auf ihn los und suchte ihn niederzustechen. Was sagte der Mann? Hören Sie: Er nennt das Ideal dieses Staatsdespotismus das völlige Gegenstück einer freien Gesellschaft, die will-

kürliche Konfiszierung jeder individuellen Bewegung, die Zerfahrenheit loser Brigandage. In diesem halt- und regellosen Gebilde giebt es seiner Ansicht nach nur Polizisten, Censoren und Priester — in leiblicher und geistiger Hinsicht nur kommunistische Staatsknechte oder, um den antiken Ausdruck zu gebrauchen, öffentliche Sklaven! Wie die Herde dieses Kommunistenstalles in ihren einzelnen Stücken miteinander zu verkehren hätte, und wie über ihre Futterbezüge, Trogratione, Schellen, Ketten, Hand-, Spann- und Zugdienste allerhöchst staatsspielerisch zu verfügen und Buch zu führen wäre, das ist ein Geheimnis, welches bis nach dem Jubeljahre verborgen bleibt. Sie wissen ja, meine Herrschaften, daß Ihnen dieses Jubeljahr schon einige Male verheißen worden ist. Zuletzt sollte es nach allerhöchstem Erlaß des Herrn Engels anno domini 1898 von statten gehen."

Nach den letzten Sätzen entstand ein tobendes Geschrei.

„Maul halten! ... runter mit der Quasselstrippe! ... Schluß!" drang es zu Thomas' Ohren.

Ein muskulöser Mann mit schwarzem Knebelbart und fanatischen Augen stand plötzlich neben dem Sprecher. Es war der Metallarbeiter Drewitz. „Lassen Sie ihn ruhig ausreden!" schrie er mit durchdringender Stimme in den Saal. „Man ruhig ausreden lassen!" wiederholte er kreischend. „Das übrige find't sich nachher!"

Wieder wurde alles still.

Thomas stand unbeweglich da. Sein Gesicht hatte sich ein wenig gerötet, aber sein Auge blickte klar, fest und ruhig über die Menge. Mit einem bitteren Lächeln sprach er weiter: „Wenn man einem Kinde Näschereien wegnimmt, so schreit es, und sagt man ihm: du wirst dir den Magen verderben, so schreit es noch lauter. Es begreift diese Wahrheit nicht. Solch einem Kinde gleicht das Volk, es will nicht die Wahrheit hören. Es haßt zeitweilig diejenigen, die ihm mit der bitteren Wahrheit ins Gehege kommen. Nun denn, das kümmert uns nicht! Wir nehmen den Haß ruhig auf uns! Vor fünfundzwanzig Jahren haben Ihre Führer und Ihre Presse den Mann, dessen Erkenntnisse Sie soeben gehört, einfach niedergetobt und niedergebrüllt. In dem Lärm, den dieser Klüngel von sich gab, ging seine Stimme unter. Aber seine Worte gingen nicht unter. Sie leben, weil sie wahr sind!"

„Von wem fabeln Sie denn eigentlich?" schrie einer.

„Wer ist es denn?" nahm ein anderer die Frage auf.

„Wer es ist?" entgegnete Thomas, und wieder lächelte er. „Der Mann heißt: Eugen Dühring."

„So'n fauler Kopp!" schallte es ihm entgegen.

„Ausreden lassen, ausreden lassen!" schrie von neuem der Metallarbeiter.

„Ja, lassen Sie mich ausreden!" rief auch Thomas. Und wieder brachte sein leuchtendes Auge die Tobenden zum Schweigen. „Sie werden fragen, was wir wollen! Wir wollen eine freie Gesellschaft, eine freie Gemeinschaft. Wir wollen die Freiheit des einzelnen! Für uns giebt es keine Herrscher und Beherrschten! Für uns ist das Wort Freiheit nicht Schall und nicht Rauch! Für uns stellt es den tiefsten und innersten Kern unserer Welt- und Lebensanschauung dar. Für uns ist der des Menschen Sohn, der seines Menschseins sich bewußt geworden ist und jeden Zwang abgeschüttelt hat. Die Erziehung des Menschengeschlechts bedeutet für uns die Erziehung zur Freiheit, zur freien Persönlichkeit. Wir wollen keine geduckten Rücken, keinen Zwang von links und rechts, kein erbärmliches und armseliges Prügeln um einen Bissen Brotes! Des Menschen Sohn soll sich umdenken, umkneten, umformen. Abschütteln soll er, die ihn erdkriechend machen wollen — zu stumpfen Werkzeugen brutaler Gewalten! Gerade das unterscheidet ihn von denen, die sich dunklem Zwange fügen. Er selbst formt und gestaltet sein Leben. Fürchte, Ängste, armselige Zweifel wirft er von sich! Wir wollen Sie wieder aufwecken zur Freiheit und zur Güte! Denn, ihr armen Menschen, laßt es euch sagen: Erst das höchst entwickelte Freiheitsgefühl des einzelnen wird und kann zum höchsten Gemeinsamkeits- und Gerechtigkeitsempfinden führen! Von der Freiheit des einzelnen führt über den großen Lebensstrom die Brücke zur Gemeinsamkeit! Wer frei, schlicht, gerade und einfach denkt, der

muß mit innerer Notwendigkeit seinem Bruder Ehrfurcht entgegenbringen. Und daraus entspringt die beglückende, gemeinsame Arbeit. Sie haben gehört von einem Manne Namens Faust. Zu dem kommt der Teufel und verspricht ihm alle Herrlichkeiten der Welt. Als Lohn verlangt er, daß Faust ihm seine Seele verschreibt. Es ist eine uralte Geschichte! Auch zu Christus kommt der Satan und versucht ihn ... In genau der gleichen Lage ist das Volk; denn die Freiheit ist die Seele des Volkes. Man will sie ihm abschachern und bietet ihm als Preis nicht die Herrlichkeiten der Welt, sondern einen erbärmlichen Laib Brotes! Mit Cirkus und Brot hat man schon im alten Rom das Volk geködert. Was sind sie anderes als eine Zuchtrute für Sklaven, wenn es die Unabhängigkeit und Freiheit gilt?!" Er hielt eine Sekunde inne, dann erhob er seine Stimme, die jetzt einen brausenden, orgelartigen Klang bekam, und rief: „Der Gott, der Menschen schuf, der wollte keine Knechte! Wir tragen auf einen großen Scheiterhaufen all die erbärmlichen Vorurteile, die den Menschen zur Knechtseligkeit verdammen. Und auf diesem Scheiterhaufen soll der Wust und Unrat versunkener Jahrhunderte in Flammen aufgehen! In dem Tiegel der Freiheit schmelzen wir die elende und abgegriffene Münze ein! Wir setzen sie außer Kurs! Wir werten und prägen sie um, nicht im Sinne einer Herren-, sondern einer Menschenmoral! Denn für uns, meine Brüder und Schwestern, handelt es sich nicht um eine Futter-, sondern um eine Geistesfrage! Uns ist um die Fütterung nicht bange in der Stunde, wo wir das heilige Fest von der Auferstehung des Geistes feiern!" Die letzten Worte hatte er ganz leise sprechen können.

Es war totenstill im Saal geworden.

Aller Blicke hingen an dem großen, blassen Menschen, dessen Augen weit geöffnet waren. Sie hatten etwas Durchsichtiges und Visionäres.

Und in die tiefe Stille, die seine Worte schufen, mischte sich kein Murren und kein Beifall. Hoch aufgerichtet verließ er die Tribüne.

„War ja ganz nett," sagte Fründel zu Heinsius, „aber viel zu phantastisch. Der Mensch schwärmt!"

Heinsius schüttelte den Kopf, und Lissauer, der hinzugetreten, meinte mit einem festen Blick auf Fründel: „Es war nicht nur ganz nett, sondern es war klar, tief und schön!"

Aber die Brose blickte starr und finster vor sich hin. Niemand sollte sehen, was in ihr vorging.

In einem anderen Winkel stand die Maria Werst und schluchzte.

„Ihr Gewinsel ist albern," sagte Kandidat Bechert.

Sie sah mit verweinten Augen, verängstet und erschreckt zu ihm auf.

„Wissen Sie, wo der endet?" Er weidete sich eine kleine Weile an ihrer Furcht. „Im Zuchthaus oder in der Gosse," stieß er heiser hervor.

Ein Arbeiter meinte zu einem anderen: „Der Mensch hat was, Aujust, der is nich von Pappe, det laß ick mir nich nehmen."

„Mach dir man nich dämlich!" antwortete der andere. „Faule Fische, nischt weiter als faule Fische! Wenn de dir fragst, wat er eijentlich jeredt hat, denn stehste da wie Nulpe! Ick kenne die Brüder. Die dreschen leeres Stroh ... Stroh, herste!"

„Aujust, det jlob ick dir nich! Laß jut sind, aber det jlob ick dir nich! Det mit die Freiheit hat was!"

„Sei stille, jetzt redt Drewitz. Drewitz läßt sich keen Honig ums Maul schmieren."

„Jenossen und Jenossinnen! Lassen Sie sich nicht durch das, was Sie eben gehört haben, flau machen. Das giebt's bei uns nicht! Da könnte jeder kommen und allgemeine Redensarten von Freiheit machen. Für so'n Qualm sind wir nicht zu haben. Wir halten uns an Thatsachen, Thatsachen, Jenossen! Und Thatsache ist, daß wir uns endlich zu einer Partei zusammengefunden haben, die heute schon ausschlaggebend ist! Man muß mit uns rechnen. Das Proletariat ist ein Faktor geworden, der ausschlaggebend ist! Es ist der reine Salm, daß wir uns von unseren Führern leimen lassen! Die Zeiten sind vorüber! Wir sind helle geworden. Und daran denkt auch niemand! Wir machen keine Redensarten, wir stützen uns aufs Wissen. Jeder gebildete Arbeiter weiß heute, was die materialistische Geschichtsauffassung bewiesen hat. Es ist kein purer Zufall, es ist ein Gesetz, daß die bürgerliche

Gesellschaft sich in die socialistische umwandeln muß. Aus der kapitalistischen Produktionsweise wird die gesellschaftliche. Wieso? Das hat Marx klar bewiesen! Wir werden ausgeraubt und ausgepowert, bis der Karren fest sitzt! Schließlich giebt es nur noch ein paar Riesenausbeuter und lauter Proletarier. Das ist das Gesetz von der kapitalistischen Produktionsweise! Dann aber ist auch das Exempel fertig, Jenossen, und die neue Rechnung beginnt! Dann kommen wir an die Reihe! Erst wenn wir ganz im Dreck sind, hat die Geschichte ein Ende! Nu setzen wir die an die Luft, die uns ausgeräubert und ausgeplündert haben! Das, Jenossen, ist der wissenschaftliche Socialismus! Das ist das Ende vom Proletariat! Es gehört zuletzt alles der Gesellschaft von Rechts wegen! Bis dahin müssen wir aufs äußerste kämpfen, alle wie ein Mann! Wir müssen uns mit unserem Elend abfinden! Wir müssen abwarten, bis die anderen an ihrem eigenen Fett zu Grunde gehen! Denn dafür giebt's keen Marienbad und keene Entfettungskur, det is dann Essig, Jenossen! Alles andere ist Dunst, ist Quark, ist Blech! Pures Blech! Der geehrte Vorredner ist, wenn ich ihn recht verstanden habe, auch gegen den Parlamentarismus. Er hat es nicht direkt gesagt, aber es war der Sinn seiner Worte! Jenossen, wir brauchen die politische Macht, darüber ist heute kein Wort mehr zu verlieren! Das ist klar wie Kloßbrühe! Wir brauchen die politische Macht, damit wir die Gesetze machen, die uns passen! Jenossen, ich sage ganz aufrichtig, ich halte den Vorredner für'n anständigen Menschen. Das ist er, daran ist jar nicht zu tippen! Aber, meine Herrschaften, es kann einer 'n anständiger Mensch und doch 'n schlechter Musikant sein! Von Politik versteht der Mann nichts! Wissen Sie, wie mir während der ganzen Rede zu Mute war? ... Ich wer's Ihnen sagen: Wie wenn mein Junge mir zu Hause die Ohren volldudelt mit das schöne Lied: ‚Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt.‘ Die ganze Rede war 'n einziger Choral! Von der Freiheit werden wir nicht satt! Damit locken Se heute keinen Sperling mehr vom Dach. Wir wollen endlich mal was Warmes in'n Magen kriegen, 'ne richtige warme Mahlzeit, so ist es! Von der Auferstehung des Geistes — Jenossen, det sind Redensarten! 'n Schluck uff'n hohlen Zahn ist mir da noch lieber! Wir wollen die Auferstehung des Fleisches! Mit 'n Jenseits und ähnlichen Scherzen kann man jetzt zu den Zulukaffern gehn! Bei uns zieht das nicht mehr! Das Proletariat läßt sich nicht mehr mit Redensarten füttern. Und Redensarten, nichts weiter als Redensarten hat der Vorredner gemacht! Praktische Vorschläge — nicht die Bohne! Bange machen gilt nicht! Wir sind keine Kinder mehr, die sich gruseln. Wir sind ziel- und klassenbewußte Arbeiter! Wir lassen uns nicht verwirren und durch noch so schöne Reden aus dem Text bringen. Das wäre eine saubere Geschichte. Und darum sage ich: Hoch die Socialdemokratie, hoch die zielbewußte Arbeiterpartei!"

Alles johlte und brüllte Beifall.

Der Metallarbeiter hatte eine Art zu sprechen, die auf die Menge wirkte. Er hantierte bei besonders kräftigen Sätzen mit Händen und Fäusten. Er stieß die Worte scharf accentuiert hervor. Er hatte ein Organ, das bis in den äußersten Winkel verständlich war. Seine derbe, volkstümliche Ausdrucksweise schlug ein. Die kühle und überlegene Methode, mit der er Schlagwörter wie: „Der wissenschaftliche Socialismus" oder „Die materialistische Geschichtsauffassung" dazwischen warf, imponierte. Er redete in den Versammlungen von Marx wie von der Bibel. Man hatte Respekt vor ihm. Selbst die Führer nahmen ihn ernst. Und dazu kam noch sein Selbstbewußtsein und sein Fanatismus, durch die er seine Umgebung einzuschüchtern verstand.

„Um Gott im Himmel," sagte die Lissauerin, „du wirst doch nicht —" sie suchte den kleinen, buckligen Mann am Rockschoß festzuhalten.

Er riß sich los. „Was fällt dir ein?" sagte er wütend.

„Lissauer, du bist nicht recht bei Sinnen!" schrie sie.

Aber vor seinem zornigen Blick verstummte sie.

Er ging mit hastigen Schritten auf das Rednerpult zu. Er glühte.

Die Lissauerin wandte sich an Blinsky. „Um Gottes willen," fragte sie, „ist er denn verrückt geworden?"

„Regen Sie sich doch nicht so auf!“ beruhigte er die Frau. Er selbst zitterte.

Lissauer stand bereits oben. Er begann mit auffallender Sicherheit. Die Rede floß ihm nur so.

„Wirr sind Herrn Drewitz dankbar,“ fing er an, „daß er wenigstens die anständige Gesinnung unseres Genossen Thomas Truck anerkannt hat. Der Hauptvorwurf, der uns gemacht wurde, war, daß wirr den Parlamentarismus bekämpfen, und daß wirr ferner kein festes und rundes Programm zu bieten haben. Was das erste anlangt, so sehen wirr ja gerade im Parlamentarismus eine öde und vernunftwidrige Einrichtung. Werr Gesetze konstruieren will, geht ja von vornherein von dem Grundsatz aus, daß er den anderen einengen, biegen, bevormunden will. Das gerade bekämpfen wirr. Wirr brauchen keine Bevormundung, auch nicht von Volks wegen! Wirr wollen das freie Selbsterfillungs- und Selbstverfiegungsrecht des einzelnen. Daß wirr nicht ein fix und fertiges Programm haben, liegt aber in unseren ganzen Bestrebungen begrindet. Wirr maßen uns nicht an, die Entwickelung der Dinge a priori, zu deitsch von vornherein, festnageln zu können. Wirr glauben an einen Socialismus, der von keiner Theorie abhängig ist. Den sogenannten wissenschaftlichen Beweis für den Socialismus halten wirr fier ein Grundiebel; aber wirr kämpfen fier die Erfillung des Socialismus mit unserer ganzen Energie und Erkenntnis. Wirr wollen keine Partei! Partei bedeitet fier uns Herrschaft! ... Wie stellen wirr uns nun die Sache vorr? Wirr sagen: nicht Staatshilfe! die knechtet. Wirr sagen: Selbsthilfe! die befreit. Wirr sehen gar keinen Grund ein, warum sich nicht unzählige, kleine Gruppen zusammenthun sollten, die unter sich die Arbeitsteilung vornehmen. Jedem soll das Erträgnis seiner Arbeit geheeren. Freilich, anders als heite! Wer einer Gruppe beitritt, soll die freie und unentgeltliche Benutzung des Bodens, der Maschinen, der Wohnstätten haben! Mit anderen Worten: Nicht die Freiheit des Wettbetriebes, sondern die Ungleichheit der Bedingungen soll ausgemerzt werrden! ... Sie fragen, warum wirr solches Gewicht auf ungezählte, selbständige Gruppen legen? Die Antwort ist serr klar und serr deitlich! Dorch diese Decentralisation erreichen wirr es, daß wirr keine Bierokratie von Despoten und Ausbeitern bekommen. Denn derr Leiter jeder dieser kleinen Gruppen — vielleicht brauchte man iberhaupt keinen Leiter — wirrde nur ganz geringe Befugnisse haben. Das gerade Gegenteil erleben Sie im Zukunftsstaat! ... Sehen Sie sich doch nurr daraufhin schon die heitige große socialdemokratische Partei an! Was haben Sie da nicht alles? ... Parteipäpste, Kardinäle, Stellenjäger, eitle Trepfe, die eine Rolle spielen wollen, dummdreiste Demagogen, die Stroh dreschen. Eine Horde ungebildeter Schreiberseelen, die ihre abgewirtschafteten Phrasen auftischen! ... Und hinter diesem Stabe torkelt das große Volk, benebelt und berauscht! Die Schlaumeier haben es verwirrt gemacht durch eine Taktik, die auf die empeerten Herzen und hungrigen Magen spekuliert ... Man gaukelt all diesen armen, mirrben Teifeln ein Paradies vor! ... Was thun diese Schaumschläger in Wahrheit? ... Sie setzen an die Stelle des kirchlichen Dogmas ein weltliches! Und das Volk schwert darauf! Das Volk, das nicht zu Ende denken kann, wenn es sich den langen Tag ieber miede und wund gearbeitet hat! Wirr haben das Vertrauen zurr Vernunft freier Menschen! Wirr sind davon ieberrzeigt, daß der Austausch und Wechselverrkerr durch die Gemeinsamkeit der Interessen und den Selbsterhaltungstrieb sich von selbst klar und einfach regeln wird! ... Sehen Sie sich doch heite nurr die einzelnen Staatenverbände an, die bei aller Selbständigkeit in Bezug auf Post- und Telegraphenwesen, Eisenbahnverrkerr und andere internationale Dinge sich leicht verständigen ... Warum sollte dasselbe nicht geschehen in Bezug auf den Austausch der Arbeitsprodukte? ... Es giebt keine Bevormundung mehr durch ein Beamtenheer! ... Es giebt aber auch keine Ausbeitung, denn die Gruppe, die die andere betriegen wollte, wirrde sofort boykottiert werrden ... Und wiederum ist es ein Gebot der Freiheit und Gerechtigkeit, daß unter gleichen Arbeitsbedingungen jedem der Ertrag seiner Arbeit geheert! Niemand kann mirr verrbieten, merr zu arbeiten als ein anderer, aberr niemand kann mirr auch den Ertrag meiner Mehrarbeit

nehmen wollen! ... Wenn der socialistische Staat den Ertrag meinerr Arbeit in die gemeinsame Kasse steckt und mich dafierr satt fittert, so bestiehlt err mich einfach! ... Das geheert auch zurr Gefärrlichkeit des famosen Staatssocialismus! Arrbeite ich merr, so verdiene ich merr! Will ich weniger arrbeiten, ist das ebenfalls meine Sache! Das kann jeder nach seinen Bedirrfnissen und Winschen regeln! Unter derr Gleichheit der Bedingungen ist derr Ungerechtigkeit ein Riegel vorgeschoben! ... Sie werrden mirr vielleicht einwenden, daß die, die merr verdienen, wieder Kapitalien aufheifen und zu Ausbeitern werrden kennen! ... Das ist aberr grundfalsch! Derr Boden und die Maschinen sollen ja allen zurr gleichen Verrfiegung stehen. Ohne den Boden und die Maschinen kann man nicht ausbeiten! Jederr, derr noch einen Funken von freiheitlichem Gefiehl in sich hat, muß sich gegen den Staatssocialismus auflehnen, derr die Privatsklaven derr Großindustrie zu effentlichen Sklaven des neien Staates macht! ... Nurr ein Narr opferrt fier eine bessere Fitterung seine Freiheit. Wissen Sie, was die Herren wollen? Sie wollen einen großen zoologischen Garten etablieren mit teiren Eintrittspreisen! Jederr von Ihnen soll in einem Käfig gefittert werden! ... Das sind die scheenen Aussichten, die Ihnen winken! ... Wirr danken dafierr! ... Wirr wollen wie freie, stolze Menschen einherrgehen! ... Wenn Sie durchaus ein Programm wollen — so haben Sie es hier! Es trägt die Iberschrift: Selbsthilfe und Freiheit! Die Denker, denen wirr folgen, haben sich aber schwerr gehietet, bis auf jeden einzelnen, kleinen Punkt sich festzunageln! Niet- und nagelfest sind fier uns die Dinge noch nicht! Wirr liegen Ihnen nichts vorr, so genau kennen wirr die Welt von iberrmorgen noch nicht! Fier uns ist das auch nicht das Wesentliche. Wirr sagen" — er machte eine kleine Kunstpause, und fast in fistelndem Ton schrie er: „Wirr sagen: Das Wesentliche ist die Erziehung zurr Freiheit!" ...

Der kleine, bucklige Mann hatte sich zuerst nur schwer Gehör verschafft. Seine groteske Figur, seine gebrochene Aussprache, seine komische Beweglichkeit — er sprach mit Händen und Füßen — hatten anfangs Spott und Gelächter hervorgerufen. Aber bald begann man ihm zu lauschen.

Seine Rede hatte so etwas Spitzes, Scharfes, Mathematisches. Er wendete sich nicht an das Gefühl — er wendete sich an den Verstand seiner armen Hörer.

Und diese abgearbeiteten Menschen, die in später Abendstunde sich in den Berliner Volksversammlungen einfinden, haben einen rührenden Bildungs- und Wissenstrieb. Ganze Weltanschauungen möchten sie mit ihrem müden Hirn durchdringen. Der Schweiß der Arbeit klebt noch an ihren Röcken, die Augen fallen ihnen vor Abgespanntheit halb zu, und dennoch lauschen sie, lauschen sie krampfhaft, um ihre Erkenntnis zu erweitern. Sie hungern nach Offenbarung. Und darum schleppen sie ihren müden Körper in diese Versammlungen, um bei Tabaksqualm und schlechtem Bier wissend zu werden ...

Als Lissauer von der Tribüne trat, da stand es fest, daß sein erstes öffentliches Auftreten ein Riesenerfolg gewesen war.

Die Freunde erkannten das neidlos an. Lissauers Rede war eine große Überraschung gewesen.

Blinsky zumal war überwältigt von dem Triumphe seines Glaubensgenossen. Er war nicht niedergeschrieen worden, man hatte ihm im Gegenteil aufmerksam zugehört. Das war ein Resultat, das alle Erwartungen überstieg.

Ein socialistischer Redacteur suchte sich jetzt Gehör zu verschaffen. Seine Backenknochen brannten. Er fuhr sich mit beiden Händen durch das Haar und schrie heiser: „Genossen! Was Sie soeben gehört haben, ist nichts weiter als Verrat, niederträchtiger Verrat an der Sache des Volkes! Lassen Sie sich nicht blöffen, Genossen! Das sind Schwadroneure gefährlichster Art. Man muß deutlich werden!" schrie er wütend. „Wer uns den Parlamentarismus verdächtigt, wer uns unser einziges und bestes Recht madig machen will, der ist entweder ein Volksverräter oder ein Schwachmatikus, der hinter Schloß und Riegel einer Irrenzelle gehört! ... Der Parlamentarismus ist die wirksamste und schärfste Waffe im Kampfe des Proletariats! ... Der Parlamentarismus ist es, dem wir unsere Erfolge danken! Und nun kommen diese Herren und wollen uns den Parlamentaris-

mus verdächtigen! ... Das genügt, Genossen!" Und indem er nun einen prahlerischen und großsprecherischen Ton annahm und sich triumphierend umblickte, fuhr er fort: „Bevor diese jungen Herren in öffentlichen Versammlungen zum Volke reden, sollten sie sich ein wenig besser bei Marx umthun! Sie sollten im ‚Kapital' die Kritik der kapitalistischen Gesellschaft studieren. Besonders empfehle ich ihnen die Abschnitte, wo Marx über den Mehrwert, die Verelendungs-, die Konzentrations-, die Expropriations-Theorie redet!"

Jedes dieser Worte gab er in gespreiztem Ton von sich, als enthielte es eine mystische Offenbarung.

„Hui, der macht uns gruselig!" schrie Heinsius.

„Also hübsch fleißig Bibel lesen," schloß der Redacteur höhnisch.

Mit ein paar Sätzen stand Fründel neben ihm. „Glauben Sie an Gott?" fragte er ihn mit schallender, durchdringender Stimme.

Die kurz hervorgestoßene Frage Fründels, die affenartige Geschwindigkeit, mit der er sich im Nu Gehör verschafft hatte, waren von frappanter Wirkung.

„Det is am Ende 'n Theologe," sagte ein Arbeiter, „nu kann's jut werden, det jiebt 'n Höllenspaß; übrigens der vom ‚Vorwärts' is jut, der Mann hat Bildung, det merkt man jleich!"

Der Redacteur war betroffen vor Fründel zurückgewichen. Das ist ein Verrückter, dachte er im ersten Augenblick.

Der Mechaniker war nämlich wie ein Habicht auf ihn zugeschossen.

Aber im Nu faßte er sich. „Ich bin Atheist," antwortete er ruhig und überlegen.

Fründel stieß eine gellende Lache aus. „Er glaubt nicht an Gott, dafür glaubt er an Marx," schrie er höhnisch. „So sind diese Leute. An was müssen sie immer glauben, wenn nicht an Gott, dann wenigstens an Marx! ... Lassen Sie sich doch kein X vor'n U vormachen, lassen Sie sich doch nicht von neuem anschmieren! ... In dem Buche von Herrn Marx steht ja so viel kapitaler Unsinn! ... Wer nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, weiß das heute! ... Nur die Redacteure der socialdemokratischen Zeitungen wissen es nicht ... Sie haben Marx niemals gelesen, aber seine Schlagwörter kennen sie! ... Wer garantiert Ihnen übrigens, daß, wenn ‚die Bewegungsgesetze' des Herrn Marx sich erfüllt haben — wenn nur noch ein paar Riesenkapitalisten und wir Ausgepowerten übrig sind ... daß wir dann wirklich noch die Kraft zum Rausschmeißen haben? ... Ich für mein Teil bezweifle das! Im übrigen aber stimmt die ganze Verelendungtheorie des Herrn Marx nicht, darüber ist man sich längst einig! ... Nur Ihnen tischt man noch den Quatsch auf! ... Wenn ich Ihnen einen Rat geben kann, so sage ich: Sehen Sie sich die Brüder genau an! ... Von eigenen Gedanken auch nicht die Spur — dafür Bibelstellen aus ‚Marx'. Wenn ihre Weisheit ohne Anfang am Ende ist, dann heißt es: Kapitel soundso, Vers soundso! Und nun will ich Ihnen zum Schlusse etwas verraten. In der Heiligen Schrift steht geschrieben: Selig sind, die geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer! Wenn das Wort eine Brücke ist, dann bringt Ihnen die Socialdemokratie das Himmelreich, denn geistig arm ist sie. Daran ist nicht zu tippen!"

Die letzten Worte hatte er so pointiert hervorgestoßen, den Witz so drastisch hervorgebracht, daß ein lautes Gelächter ausbrach.

Nach all dem schweren Zeug war man in eine Art Ulkstimmung geraten.

Die Stimme des Redacteurs, der antworten wollte, ging in dem allgemeinen Lärm unter.

Alles drängte dem Ausgang zu.

„Nun," sagte Blinsky zur Lissauerin, „was sagen Sie jetzt?"

Die Lissauerin sah ihn mit schimmernden Augen an. „Ich weiß nicht," sagte sie, „ob ich mich freien oder traurig sein soll. Es war serr scheen, und ich hätte es mirr nicht so treimen lassen! ... Aberr —" sie brach ab und sah halb glücklich, halb furchtsam auf ihren Mann, der eben an sie herantrat.

Sie drückte ihm nur die Hand und sah ruhig zu ihm empor.

(Fortsetzung folgt.)





Eckturm der Mauer der Tatarenstadt.

Peking sonst und jetzt
und die früheren Hauptstädte des chinesischen Reiches.

Von

M. von Brandt.

Peking, das in den letzten Monaten in so hohem Maße die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen hat, ist während vieler Jahrhunderte, man könnte fast sagen Jahrtausende, die Hauptstadt, wenn auch nicht des chinesischen Reiches, so doch der den Norden beherrschenden Dynastien meistens mongolischen oder tatarischen Ursprungs gewesen. Nur dreimal im Laufe dieser Zeit haben in Peking die Herrscher des ganzen Reiches residiert, die der Yuen- (mongolischen) Dynastie von 1264 bis 1368, der chinesischen Ming-Dynastie von 1409 bis 1644 und der heute noch regierenden manchurischen Tsing-Dynastie seit 1644. Aus den Zeiten dieser Herrschergeschlechter stammen auch die meisten Baudenkmäler, welche bis vor kurzem die Stadt schmückten und nicht nur ein archäologisches Interesse besaßen.*

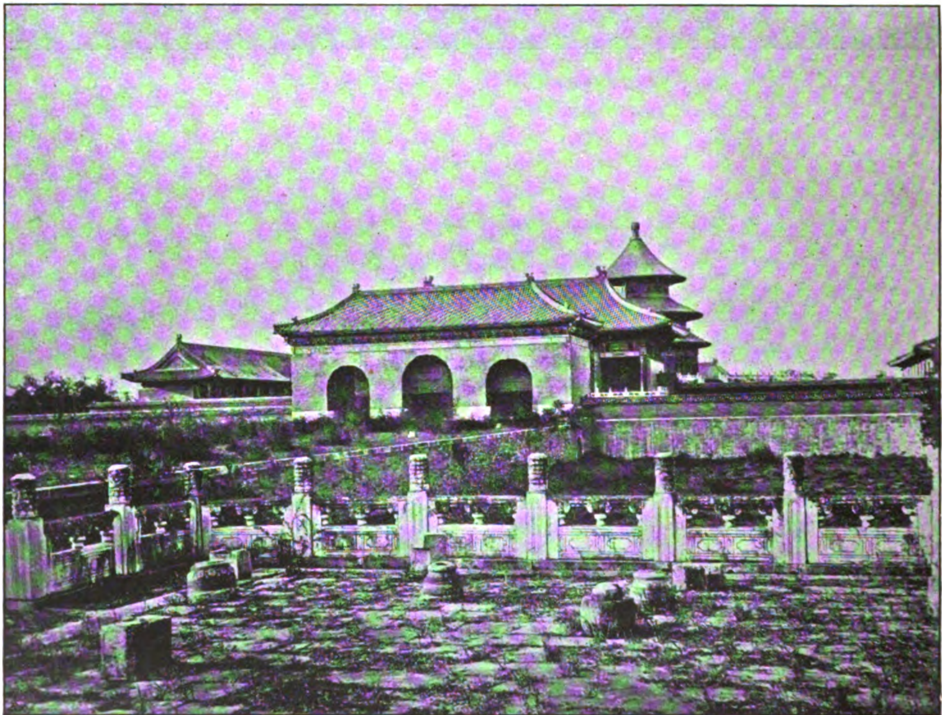
Die ältere Geschichte des eigentlichen chinesischen Reiches hat sich mit Ausnahme der Zeit seit der mongolischen Dynastie mehr in Mittelchina, d. h. zwischen dem südlichen Ufer des Hoangho und dem nördlichen des Yangtse, abgespielt, wenn auch Hienyang, die

* Ein Teil der in diesem Aufsatz enthaltenen Angaben ist den Werken von Yule, Edkins, Brettschneider und Möllendorff entnommen.

Hauptstadt der Tsin-Dynastie, die die Chau stürzten, am Hwai-Fluß in Kiangsi lag und Nanking, das zuerst 317 n. Chr. die Hauptstadt der östlichen Tsin wurde, auf dem rechten Ufer des Yangtse liegt. Dafür pendelte der Sitz der Regierung während beinahe zwei Jahrtausenden zwischen Singnanfu (Chagnan) in Shensi und Loyang (Honanfu) in Honan, und Richthofen sagt vielleicht nicht mit Unrecht, daß es ein Zeichen der Schwäche und der Beginn des Niederganges einer Dynastie gewesen sei, wenn der Sitz derselben von dem bergigen, härteren Singnan nach dem in der Ebene gelegenen weicheren Loyang verlegt wurde. Nanking, angeblich 212 n. Chr. gegründet, das unter den östlichen Tsin 317 bis 419 der Sitz des Kaisers geworden war und in dem auch die ersten Kaiser der Ming-Dynastie residierten, war, wie groß immer die Vorzüge seiner Lage in dem fruchtbaren Yangtse-Thal an dem größten schiffbaren Strome des Reiches selben, d. h. die nördlichen mongolischen und tatarischen Stämme, angesehen werden zu können.

Es ist ein Princip aller asiatischen Herrscher gewesen, ihre Hauptstadt stets in den bedrohtesten Teil des Reiches zu verlegen, und wo von diesem Princip abgewichen worden ist, hat damit stets der Niedergang der Dynastie begonnen. Während einiger Zeit von 1130 an war auch Hangchaufu (Kingsze oder Linngan) in Chekiang die Hauptstadt der südlichen Sung-Dynastie, bis es 1276 von den Mongolen eingenommen wurde. Der Name Manzi oder Mangi, der diesem Teil des Landes und den Bewohnern gegeben wurde — er bedeutete wohl „Südlicher" in spöttischem Sinn —, war in Europa im Mittelalter die allgemeine angenommene Bezeichnung für China: Columbus wollte nach Manzi.

Von Hangchau floh der letzte Herrscher der südlichen Sung nach Canton, das so



Der Eingang zum Himmelstempel.

sein mochten, zu weit entfernt von den Grenzen des Reiches, um als der Mittelpunkt der Verteidigung gegen die Feinde des- für kurze Zeit der Sitz der Regierung wurde, bis sich Ti Ping 1280 mit seinen Anhängern im Perlfluß in der Nähe der Stadt ertränkte.



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Zu M. v. Brandt: Peking sonst und jetzt.

Angebliches Porträt der Kaiserin-Witwe (Regentin) Tsze-Hsi.



Hauptaltar des Himmelstempels.

Der Hauptsitz der mongolischen Herrscher war zuerst Karakorum am Orkhon. Angeblich bereits im achten Jahrhundert n. Chr. der Hauptplatz der Uiguren, wurde es 1234 die Hauptstadt Okkodais, des Nachfolgers von Dschingis Chan. Im Jahre 1256 gründete Mangu Chan als Hauptstadt Kaipingfu (Friedensstadt), das nach seinem Tode der Sommeraufenthalt Kublai Chans und unter ihm „Shangtu", der obere Hof, benannt wurde; es liegt 587 Kilometer nordwestlich von Peking. Im Jahre 1264 verlegte Kublai Chan die Hauptstadt nach Peking selbst, oder, um genauer zu sein, er baute neben der alten Stadt Yenking eine neue Tatu (Taidu) d. h. „großer Hof", die auch Cambaluc, d. h. Chanbaligh, die Stadt des Kaisers, genannt wurde.

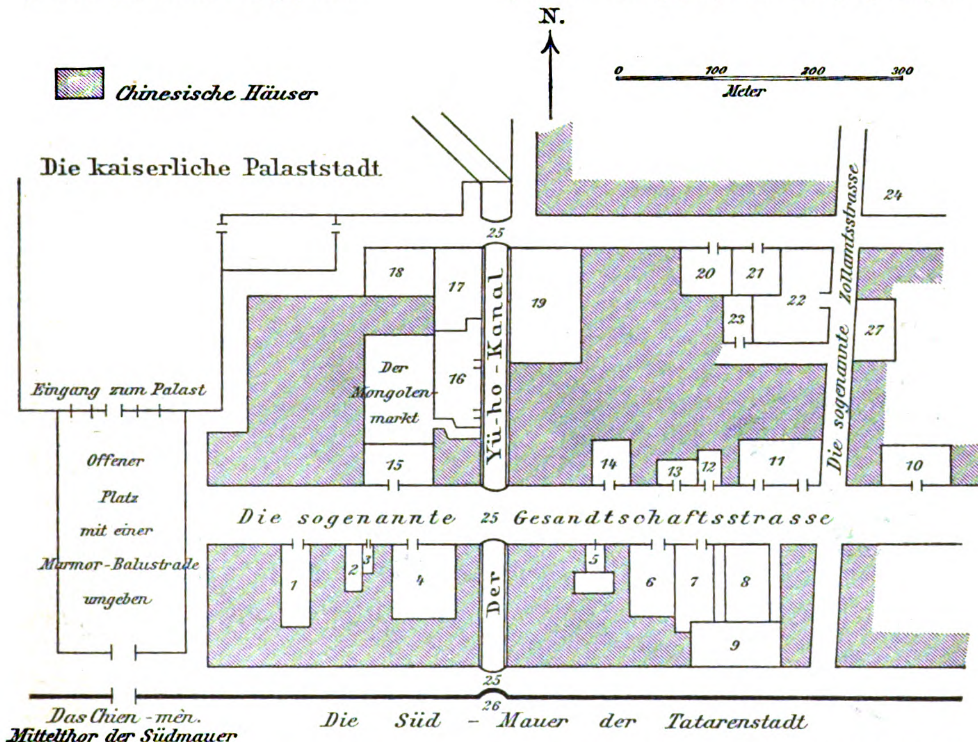
An der Stelle des heutigen Peking soll bereits 1121 v. Chr. eine Stadt Namens Chi gestanden haben, die im fünften Jahrhundert v. Chr. die Hauptstadt eines der kleinen unabhängigen Fürstentümer, Namens Yen, wurde. Cheng, der Fürst von Tsin, der seine Nebenbuhler, die anderen Lehensfürsten der Chau-Dynastie, besiegte, die letztere stürzte und sich selbst als erster göttlicher Kaiser (Shih wangti) auf den Thron des geeinigten Chinas setzte, zerstörte Chi, das dann während längerer Zeit als der Hauptort eines Distriktes unter verschiedenen Namen, darunter auch Yüchau, angeführt wird. 936 n. Chr. wurde es von den Kitan-Tataren erobert, die es zur Hauptstadt der von ihnen im Norden errichteten Liao-Dynastie, 937 bis 1125, machten. 1125 unterwarfen sich die Kaiser der Liao-Dynastie den Nüchen-Tataren, die Yüchau ebenfalls als Hauptstadt ihrer, der Kin-Dynastie nahmen und es in Chengtu oder Yenking umtauften. Nach der Eroberung durch die Mongolen unter Dschingis Chan 1215 verlor Yenking seine Bedeutung, bis Kublai Chan neben ihm seine Hauptstadt erbaute. Der Name Peking datiert erst aus dem Jahre 1409, wo der dritte Herrscher der Ming-Dynastie seine Residenz nach dem Norden verlegte. Peking bedeutet nördliche Hauptstadt, wie Nanking südliche. Die Bewohner selbst nennen es nur die Hauptstadt oder die Stadt, urbs.

Von Erinnerungen an die früheren Herren der Stadt besteht im Südwesten derselben ein etwa sechs Kilometer langes Stück des im zwölften Jahrhundert von den Kin-Tataren gebauten Erdwalls von Yüchau; derselbe ist einige zwanzig Fuß hoch und bildet einen Winkel, dessen Schenkel für etwa gleiche Entfernungen nach Norden und Osten laufen. Im Norden schließt sich an die Tatarenstadt ein Erdwall an, der sich von den Ecken der Nordmauer derselben etwa drei Kilometer nach Norden erstreckt und dann parallel mit der letzteren läuft. Um so viel wie dieser Erdwall, ein Überrest des die Stadt der Mongolen umgebenden Walles, weiter als die jetzige Nordmauer, die erst 1419 gebaut wurde, nach Norden geht, war die Hauptstadt der Mongolen nach der Richtung hin größer als die der Ming.

Von vielen der früheren Hauptstädte des ganzen Chinas oder einzelner Teile des Reiches sind nur noch Spuren von Ruinen übrig, aber die Beschreibungen europäischer und anderer Reisenden ersetzen zum Teil das, was man nicht mehr erblickt. Von Karakorum sieht man noch einen Wall aus in der Sonne getrockneten Lehmziegeln, der jetzt noch ungefähr neun Fuß Höhe hat und ein Viereck einschließt, dessen Seiten ungefähr fünfhundert Fuß lang sind. Innerhalb dieser Umschließung sieht man Überreste einer zweiten parallel mit der ersten laufenden Mauer und eines höheren Turmes, aber, wie der russische Reisende Paderin bemerkt, der diese Ruinenstätte besuchte, gehören diese Überbleibsel wahrscheinlich zu der Stadt, in welche sich die Nachkommen der aus China vertriebenen Yuen-Mongolen-Dynastie gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts zurückzogen. Ruburquis, der die Stadt 1253 besuchte, sagt über sie: „Was die Stadt Karakorum angeht, so ist sie, wenn man den Palast des Chans ausnimmt, nicht so ansehnlich wie das Dorf St. Denis, und was den Palast anbetrifft, so ist die Abtei von St. Denis zehn solcher wert. In ihr sind zwei Straßen, von denen die eine von den Saracenen (Mongolen) bewohnt wird, und in ihr ist der Markt, die andere wird von Cathayern (Chinesen, Nordchinesen) bewohnt, die alle Handwerker sind. Außerdem befinden sich in der Stadt eine Anzahl großer Paläste, die von den bei Hofe angestellten Schreibern bewohnt werden. Es befinden sich dort auch zwölf Götzentempel, zwei Moscheen und eine christliche (nestorianische) Kirche. Die Stadt ist von einem Lehmwall eingeschlossen und hat vier Thore. Vor dem Ostthor wird Hirse und anderes Korn verkauft, aber es ist nicht viel davon da, vor dem Westthor Kamele und Ziegen, vor dem Südthor Ochsen und Karren und vor dem Nordthor Pferde. Der Chan hat einen großen Platz neben dem Wall, der von einer Ziegelmauer eingeschlossen ist, gerade wie unsere Priorien; in demselben liegt ein großer Palast, in dem er zweimal im Jahre Trinkgelage giebt; außerdem befinden sich darin eine Anzahl von langen, scheunenartigen Gebäuden, in denen er seine Schätze und Vorräte bewahrt."

Auch auf der Stelle von Shangtu, Kaipingfu, sind noch Ruinen vorhanden, ein doppelter Wall, von dem der innere einen Umfang von ungefähr 4800 Meter, 1200 Meter auf die Seite, der äußere einen solchen von ungefähr 9600 Metern, 2400 Meter auf die Seite, hat. Die Fundamente von verschiedenen Tempeln und Palästen sind nachweisbar, und der Boden ist mit Trümmern von Marmorblöcken und Skulpturen bedeckt, aber nichts erinnert an die Pracht, die Marco Polo beschreibt: „An diesem Platz ist ein sehr schöner Marmorpalast, dessen Räume alle vergoldet und mit Figuren von Menschen und Tieren, Vögeln und verschiedenen Bäumen und Blumen bemalt sind, alle so schön ausgeführt, daß man sie mit Entzücken und Bewunderung betrachtet. Um diesen Palast ist eine Mauer gebaut, und innerhalb derselben befindet sich ein Park, in dem Brunnen, Tiere und Bäche sind, und schöne Wiesen mit allerlei Getier der Wildnis, aber solche von gefährlicher Art sind ausgeschlossen ... Und an einer anderen Stelle in diesem Park hat der Chan in der Nähe eines Gehölzes ein Haus, das ganz aus Bambus gebaut ist. Es ist über und über vergoldet und ruht auf lackierten Säulen, und an jeder derselben befindet sich ein Drache, dessen Schwanz an der Säule befestigt ist und der mit dem Kopf und den ausgestreckten Klauen das Gebälk trägt ... Das Dach ist wie der Rest aus Bambus

gemacht und so gut gefirnißt, daß kein Regen durchdringen kann ... Dieser Palast ist so gebaut, daß er mit der größten Schnelligkeit auseinander genommen und wieder zusammengesetzt werden kann, und er kann überall hingebracht werden, wohin der Kaiser es befiehlt. Wenn er errichtet ist, wird er gegen den Wind durch mehr als zweihundert seidene Stricke gehalten.“



1 Die niederländische Gesandtschaft. 2 Die Russisch-Chinesische Bank. 3 Ein deutscher Laden (C. Imbeck). 4 Die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten. 5 Ein deutscher Laden (P. Kierulff). 6 Die Hongkong- u. Shanghai-Bank (März 1900 abgebrannt). 7 Die deutsche Gesandtschaft. 8 Die englische Firma Jardine Matheson u. Co. 9 Der Peking-Klub. 10 Die italienische Gesandtschaft. 11 Die französische Gesandtschaft. 12 Das Hotel de Pekin. 13 Die japanische Gesandtschaft. 14 Die spanische Gesandtschaft. 15 Die russische Gesandtschaft. 16 Die englische Gesandtschaft. 17 Die Bibliothek des Hanlin-Collegiums. 18 Das Kaiserliche Wagenamt. 19 Der Palast des Prinzen Sung. 20 u. 21 Wohnungen der Kommissare des fremden Seezollamts. 22 Sir Robert Hart, Baronet. 23 Die Messe der jüngeren Mitglieder des fremden Seezollamts. 24 Die österreichisch-ungarische Gesandtschaft. 25 Die drei Brücken über den Yü-ho-Kanal. 26 Der Wasserdurchlaß, durch den die englischen Truppen in Peking eindrangen. 27 Postamt des fremden Seezollamts.

Auch über einen anderen Platz, Hangchau, den er nach der Eroberung durch die Mongolen gesehen, giebt Marco Polo Aufschluß; seine Nachrichten sind aber nicht durch die Beobachtungen und Berichte neuerer Besucher bestätigt worden. So spricht er davon, daß die Mauer der Stadt hundert Meilen Länge gehabt und in der Stadt 12000 steinerne Brücken, 3000 Badehäuser und 1600000 Häuser gewesen seien. Das sind unzweifelhaft weit übertriebene Angaben. Die Mauer dürfte in der Zeit, während welcher Hangchau die Hauptstadt der südlichen Sung war, annähernd hundert Li, d. h. ungefähr sechzig Kilometer lang gewesen sein; ein neuerer Plan der Stadt zeigt 111 Brücken, und in dem ganzen Distrikt, in welchem sie liegt, sind nicht über neunhundert festgestellt worden. Ob Marco Polos Beschreibung des Palastes des geflüchteten Sung-Herrschers zutreffender ist, mag dahingestellt bleiben. Er schildert ihn folgendermaßen: „Er hat einen Umfang von zehn Meilen und ist ganz mit einer hohen, mit Zinnen versehenen Mauer umgeben. Innerhalb dieser Mauer sind die schönsten Gärten, die man sich denken kann, angefüllt mit den schmackhaftesten Früchten. Viele Quellen sind in demselben und Seen voller Fische. In der Mitte des Palastes ist ein großes und prächtiges Gebäude. Es enthält zwanzig große und schöne

Hallen, von denen eine größer als die andere ist und Raum für eine große Menge darin zu speisen enthält. Diese Halle ist ganz in Gold gemalt, mit Historien und Darstellungen von Tieren und Vögeln, Rittern und Damen und vielen merkwürdigen Dingen. Sie bietet wirklich einen prächtigen Anblick, denn an allen Wänden und auch an der Decke sieht man nichts als Malereien in Gold. Und außer diesen Hallen enthält der Palast tausend große und schöne Zimmer, alle in Gold und verschiedenen Farben gemalt.“ Wenn Polos Schilderung auch übertrieben sein mag — man sah damals mit anderen Augen, als man heute sieht —, so kann es doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß Hangchau, am Ufer des berühmten Sihusees gelegen, in der Zeit seiner Blüte, und diese fiel wohl in die Jahre, während deren es die Residenz der Sung-Kaiser war, eine reiche und auch nach unseren Begriffen prächtige Stadt gewesen sein muß. Es war mit Suchau zusammen sozusagen das chinesische Paris, und das Sprichwort: „Im Himmel ist das Paradies und auf Erden Suchau und Hangchau,“ hat gegolten, bis beide Plätze während des Taiping-Aufstandes schwer litten und zum Teil zerstört wurden.



Aus der deutschen Gesandtschaft: Wohnung des Gesandten.

Singnanfu, der Ort, wo 1625 die berühmte Inschrift entdeckt wurde, die von der Gründung einer christlichen, nestorianischen Gemeinde an dem Platz im Jahre 625 und ihrem Bestehen im Jahre 781, dem Jahre der Errichtung des Denkmals, Kunde giebt, ist von verschiedenen fremden Besuchern besichtigt worden. Sie wird von den älteren, ganz besonders von dem Jesuiten Martin Martini, der sie in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts besuchte, als eine Stadt der Paläste geschildert, von großen Parks umgeben, die zahlreiche Kanäle, Seen und Teiche enthielten. In einem dieser Gärten werden sieben Paläste, eine Anzahl Theater und anderer dem Vergnügen gewidmeter Plätze aufgeführt. Heute liegt der größte Teil dieser Baulichkeiten in Ruinen, und es sind hauptsächlich die vorhandenen Trümmerfelder und der Umfang der



Haupteingangshalle der englischen Gesandtschaft.

Stadt, die noch von ihrer vergangenen Größe sprechen. Ob der in den letzten Jahren aufgetauchte Plan, die Hauptstadt des Reiches wieder nach Singnanfu zu verlegen, wo die Regierung dem durch die fremden Mächte ausgeübten Druck weniger zugänglich sein würde, sich durchführbar erweisen wird, mag vor der Hand dahingestellt bleiben, jedenfalls würde er sehr beträchtliche, in diesem Augenblick wohl kaum aufzubringende Geldmittel in Anspruch nehmen.

Nanking, die südliche Hauptstadt, deren eigentlicher Name Kiangningfu ist, zeigt heute kaum noch Spuren ihrer früheren Herrlichkeit. Nur ihre Mauern, von denen die äußere ungefähr sechsundfünfzig Kilometer lang ist, erinnern an das, was es einst war, die mächtigste und prächtigste Stadt des Reiches. Schon 1842 berichteten die englischen Offiziere, welche es bei Gelegenheit des Abschlusses des Vertrages von Nanking besuchten, daß bei weitem der größere Teil des Terrains innerhalb der Mauern unbewohnt sei und als Acker benutzt werde. Seitdem ist es die Hauptstadt der Taiping gewesen, und was dieselben übrig gelassen, ist bei der Erstürmung durch die Kaiserlichen 1864 zerstört worden. Die große von Chang-chih-tung angelegte Poststraße, Maloo, die die Stadt von einem Ende zum anderen durchschneidet, führt fast fortwährend durch Plantagen und Felder, und nur in der westlichen Ecke der von den Mauern eingeschlossenen Fläche steht, was von der Stadt übrig geblieben ist. Auch der berühmte Porzellanturm, eine sechseckige ungefähr achtzig Meter hohe Pagode, deren Inneres und Äußeres mit weißen Porzellan-Platten oder bunten von glasiertem Thon belegt war, auf denen sich allerhand Darstellungen von Göttern, Ungeheuern u. s. w. befanden, ist von den Taipings zerstört worden, die ebenso die auf dem Begräbnisplatz der beiden ersten Ming-Kaiser errichte-



Blick in der englischen Gesandtschaft durch die zweite Eingangshalle.

ten Tempel und Hallen niedergebrannt haben. Nur die eigentlichen, massiven Grabmäler haben ihrer Wut widerstanden. Warum die Taipings die nach dem Platze führende Allee von kolossalen Tier- und Menschenfiguren verschont haben, ist schwer verständlich, vielleicht mögen abergläubische Bedenken damit zu thun gehabt haben. Übrigens sind diese Kaisergräber den derselben Dynastie angehörigen bei Peking weder nach Lage noch nach Großartigkeit zu vergleichen.

Tai yen fu, die Hauptstadt von Shansi, einst die Residenz von Prinzen der Ming-Dynastie, ist nach dem Muster von Peking angelegt, wenigstens soweit der prinzliche Palast in Betracht kam, mit Seen, Gärten, einem Kohlenhügel u. s. w. Nach Richthofen ist die Stadt weder sehr bevölkert, noch macht sie sonst einen wohlhabenden Eindruck.

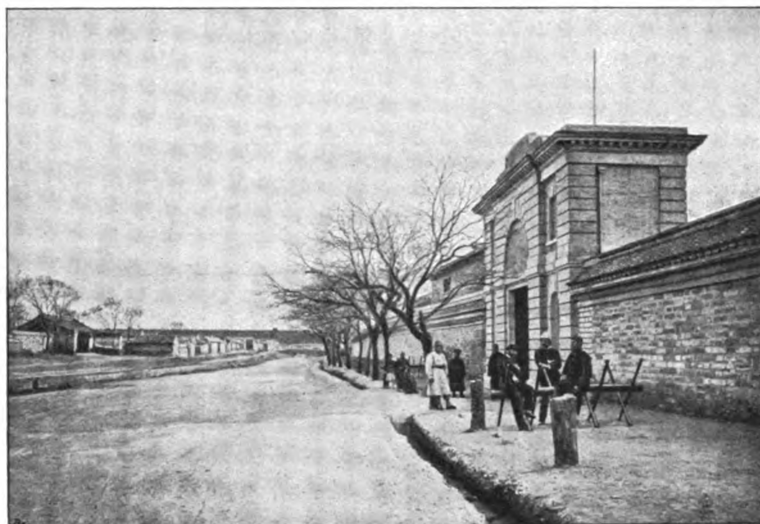
Peking bietet für den Altertumsforscher wie für den Historiker darum ein ganz besonderes Interesse, weil die verschiedenen in dem Besitz der Hauptstadt aufeinander folgenden Dynastien mehr oder weniger von den Einrichtungen und Anlagen ihrer Vorgänger bewahrt und übernommen haben. Peking besteht aus zwei Teilen, der sogenannten inneren oder Tatarenstadt, Nicheng, und der äußeren oder Chinesenstadt, Weicheng. Die erstere bildet ein längliches Viereck von 24 Kilometern Umfang, dessen größte Ausdehnung von Süden nach Norden geht, während die auf der Südseite der Tatarenstadt und an dieselbe anstoßende Chinesenstadt einen Umfang von ungefähr 16,5 Kilometern und ihre größte Ausdehnung nach Osten und Westen hat. Die Ost- und Westmauern der letzteren, welche viel niedriger sind als die der Tatarenstadt, stoßen nicht genau auf die Südwest- und Südost-Ecke der Südmauer der letzteren, sondern gehen etwas weiter westlich und östlich an derselben vorbei, so daß von ihren Nordendpunkten Mauern nach den Endpunkten der Tatarenstadt geführt worden sind, durch die zwei Thore, das Thor der westlichen und östlichen Bequemlichkeit, gehen. Durch das letztere ist ein Teil der verbündeten Truppen bei dem Entsatz der belagerten Gesandtschaften in die Chinesenstadt gedrungen und hat dann durch den später zu erwähnenden Ausfluß des Yuho-Kanals den Weg in die Tatarenstadt gefunden.

Die Südmauer der Tatarenstadt ist, wie sie heute besteht, 1419 von dem Kaiser Yunglo der Ming-Dynastie ungefähr achthundert Meter südlich von dem Südwall der von Kublai Chan erbauten mongolischen Stadt errichtet worden. Die Mauer der Chinesenstadt wurde 1544 gebaut, und es lag ihr die Idee zu Grunde, sie um die ganze Stadt herumzuführen, was später wegen zu großer Kosten aufgegeben wurde. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Mauern der Chinesenstadt nicht einfach die Fortsetzung der jetzigen Tatarenstadt, der damaligen kaiserlichen Stadt der Ming, bilden.



Hauptgebäude der englischen Gesandtschaft.

Im Mittelpunkt der Tatarenstadt, aber fast an die Südmauer derselben anstoßend, liegt die ungefähr ein Fünftel des Areals derselben einnehmende kaiserliche Stadt, Hwancheng, deren innerster, fast im Mittelpunkt der Tatarenstadt gelegener Teil der kaiserliche Palast Hwangkung, die sogenannte verbotene Stadt, ist. Die in derselben enthaltenen Seen, Gärten, Tempel und Paläste stammen fast sämtlich aus den Zeiten der Mongolen-Dynastie und sind daher achthundert Jahre alt.



Eingang der englischen Gesandtschaft am Yü-ho-Kanal.

Im Norden wird die Kaiserstadt durch einen halbrunden künstlichen Hügel, den sogenannten Kohlenhügel, auf dessen fünf Gipfeln fünf Pavillons stehen, gegen die von dort kommenden schädlichen Einflüsse geschützt. In dem am Fuße dieses Hügels gelegenen Park endete der letzte Kaiser der Ming-Dynastie 1628 sein Leben durch Selbstmord. Der Baum, an dem er sich erhängte, wurde von seinem Nachfolger aus der manchurischen Dynastie in Ketten gelegt und soll diese noch jetzt tragen. Der Kohlenhügel soll, einem unverbürgten Gerücht zufolge, aus Kohlen bestehen, die dort für den Fall einer Belagerung aufgehäuft wurden.

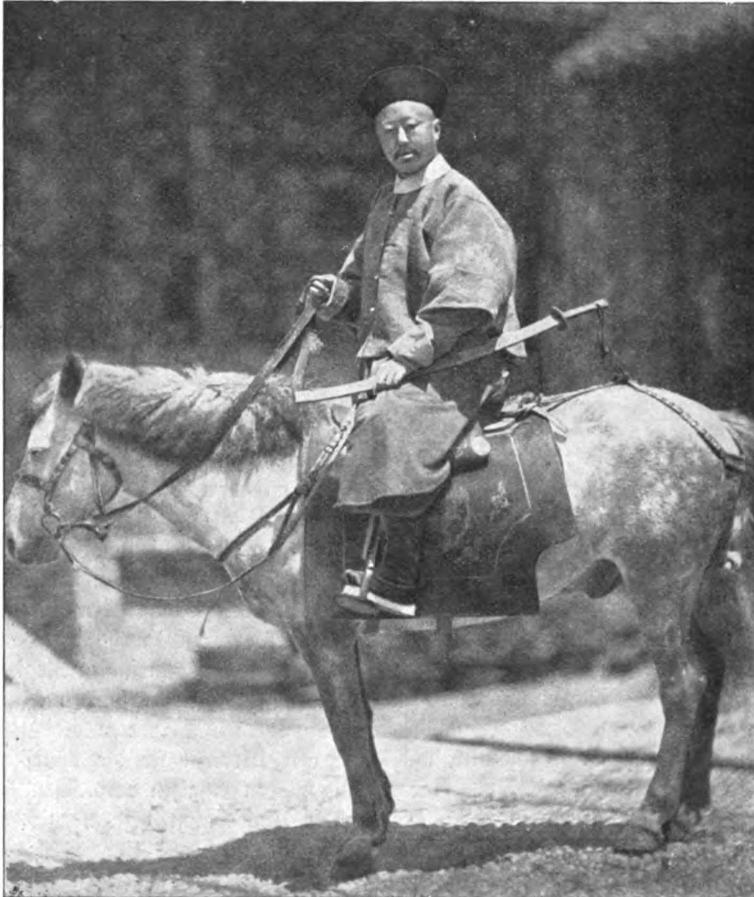
Westlich und südwestlich von dem Kohlenhügel liegen kaiserliche Gärten und einige Seen; die berühmte weiße Marmorbrücke, die früher den Fremden zugänglich war, seit 1883 aber für dieselben geschlossen ist, führt über eine schmale Verbindung zwischen zweien dieser Seen; der Blick von ihr auf die im Sommer mit blühenden Lotospflanzen bedeckten Seen, die Gärten und die Gebäude der kaiserlichen Stadt, sowie auf einen nördlich davon gelegenen tibetanischen Tempel in Dagobaform, dessen Priester Eunuchen waren (der einzige bekannte Fall der Art), gehörte zu den Sehenswürdigkeiten von Peking. Westlich von der Marmorbrücke lag und liegt eine der vier katholischen Kirchen Pekings, die sogenannte nördliche, der Pei-tang. In den Jahren 1860 bis 1865 wieder auf dem Platz errichtet, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts vom Kaiser Kang-hi innerhalb der Palastgebäude den Jesuiten angewiesen worden war, ist der Peitang Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf Wunsch und Kosten der chinesischen Regierung aus den Palastgründen entfernt und auf einem nahe gelegenen Platz neu errichtet worden. Die alte Kirche hatte die chinesische Regierung sich zu erhalten verpflichtet.

Der Kaiserpalast besteht, wie alle chinesischen Gebäude, aus einer Zahl von hintereinander liegenden Höfen, von denen jeder mit Gebäuden umgeben ist, und die wichtigsten in auf gewaltigen, massiven, mit Durchlaßthoren versehenen Unterbauten stehenden großen Hallen ihren Abschluß finden. Photographische Aufnahmen dieser Hallen haben bis jetzt nicht bestanden, es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß bei dem Durchmarsch der fremden Truppen durch den Kaiserpalast deren angefertigt sein mögen. Für den Augenblick muß man sich mit den aus chinesischen Werken entnommenen, sehr genauen Beschreibungen und mit einigen Zeichnungen begnügen, die von früheren frem-

den in denselben empfangenen Abgesandten aus dem Gedächtnis angefertigt worden sind.

Die größte dieser Hallen, das Taihotien, steht auf einem massiven Unterbau von 6 Kilometern Höhe und ist selbst ungefähr 35 Meter hoch. Ihr Dach ruht auf sechs Reihen von je zwölf aus einem Stamm gefertigten hölzernen Säulen; der in ihr befindliche Thronsaal mißt ungefähr 65 Meter in der Länge und ist 28 Meter tief. Er ist von drei Reihen marmorner, mit reichen Reliefs von Blumen und Tieren verzierten Balustraden umgeben, zu denen fünf Marmortreppen hinaufführen. Zwischen den Balustraden stehen achtzehn große, dreifüßige Gefäße aus Bronze, Symbole der Herrschaft über die achtzehn Provinzen des chinesischen Reiches, zwei Kraniche auf Schildkröten, Symbole der Kraft und des langen Lebens, ebenfalls aus Bronze, eine marmorne Sonnenuhr, Symbol des Maßes der Zeit, und ein marmornes Scheffelmaß, Symbol des Maßes der Quantität.

Hier empfängt der Kaiser die Glückwünsche seines Hofes am Neujahrstage, an der Winter-Tag- und Nachtgleiche und an seinem Geburtstage, sowie bei anderen besonderen feierlichen Gelegenheiten. Er sitzt mit dem Gesicht nach Süden in der Mitte der weiten, halbdunklen Halle, während ungefähr hundert der höchsten Hofbeamten, meistens Manchus, an ihrer Spitze die Oberstkämmerer, gewöhnlich Herzöge mit der eisernen Mütze, d. h. Helm, rechts und links von ihm stehen. Im Hofe, hinter den Balustraden, befinden sich in achtzehn Reihen die zur Audienz zugelassenen Beamten, östlich d. h. auf der Ehrenseite die Civil-, westlich die Militär-



Der verstorbene siebente Prinz, Prinz von Chun, Vater des Kaisers Kwang-fzü.

beamten. Auf den Stufen der Treppen stehen die Prinzen des kaiserlichen Hauses erster bis vierter Klasse und die Mitglieder der fünf chinesischen Adelsklassen, deren Titel sehr unzutreffenderweise gewöhnlich mit Herzog, Marquis, Graf, Vicomte und Baron übersetzt werden. Im Hofe selbst befinden sich die Beamten der neun Rangklassen; ihre Plätze sind durch Steine angegeben, die in das Pflaster eingelassen und mit bergähnlichen kupfernen Deckeln versehen sind, und hier vollziehen sie auf Kommando der Ceremonienmeister das Kotau, d. h. das dreimalige Niederwerfen und neunmalige Aufschlagen mit dem Kopfe. Das letztere muß so erfolgen, daß es schallt. Vielleicht ist der Bericht über eine solche Audienz, der der Abgesandte des hohen indischen Rates in Batavia, Herr Peter van Hoorn, 1667 als Aktuar beiwohnte, auch jetzt noch von Interesse.*



Der verstorbene Marquis Tseng, Mitglied des Tsungli-Yamen.

„Den 25. kamen zwei Mandarins,“ heißt es bei Hoorn, „und der erste Secretarius von den Li-pus (d. h. des Ceremonienamtes), alle drei in Staatskleidern zur Pflichtlegung des Junkers gekleidet und holten den Ge-

* Die dritte Gesandtschaft an den Kaiser von China oder Taising (d. h. große manchurische Dynastie) und Ost-Tatarien. Gedruckt zu Amsterdam. Bei Jacob von Meurs Kunst- und Buchhändler in der Stadt Meurs Anno 1675.

santen nach Hof. Sie wurden wieder durch drei Pforten auf denselben Platz geführt, da sie gestern gewesen: und nach zwei Stunden, als der Tag anbrach, sah man den ganzen Platz voll Mandarine mit Staatskleidern, um vor dem Kaiser zu pflichtpflegen. Über eine halbe Stunde wurden sie weiter hinein durch die vierte Pforte geführt, ungefähr 15 Schritt von demselben sahen sie 5 Elephanten stehn mit vergüldeten Thürmen auf ihrem Rücken: auch vier kaiserliche Kutschen ohne Pferde an beiden Seiten der Mittelpforte. Sie wurden durch die linke Pforte zwischen den Elephanten durchgeführt und sahen da die fünfte Pforte etwas erhabener als die andern. Diese Pforte hatte drei Eingänge und kam der mittelste derselben (an dessen rechter Seite nur des mittelsten geht allein der Kaiser) geführt und kamen endlich an einen großen Saal (d. h. Hof), an dessen Ende das Haus des Thrones stand, auf welchem marmorsteinerne Treppen gingen. Der Saal war voll Mandarine in Staatskleidern und der Ordnung nach stehend. Auf beiden Seiten des Thrones standen viele Sonnenschirme, Fahnen und Standarten, unten an den Treppen standen ungefähr 30 Personen an beiden Seiten in gelber ‚Liberei' gekleidet, auch zehn weiße Pferde mit gelben Sätteln, an jeder Seite fünf. Die Gesandten wurden auf die linke Hand des Throns an das Ende der ersten Reihe der Mandarine gesetzt, mußten aber, nachdem sie eine Weile gesessen, aufstehn, weil einige große Herren über den Platz kommend nach dem Thron gingen.



Die Pagode Wu-ta-sze bei Peking.

Kaisers ‚Palakyn' allein stand) grad auf den kaiserlichen Thron an. Sie wurden durch den an der linken Hand (denn durch den Darauf ward ein Glöcklein gehöret und viele Personen mit Windklappern (?), welche ein Getöß gab, als ob einige Reisbüsche in Brand

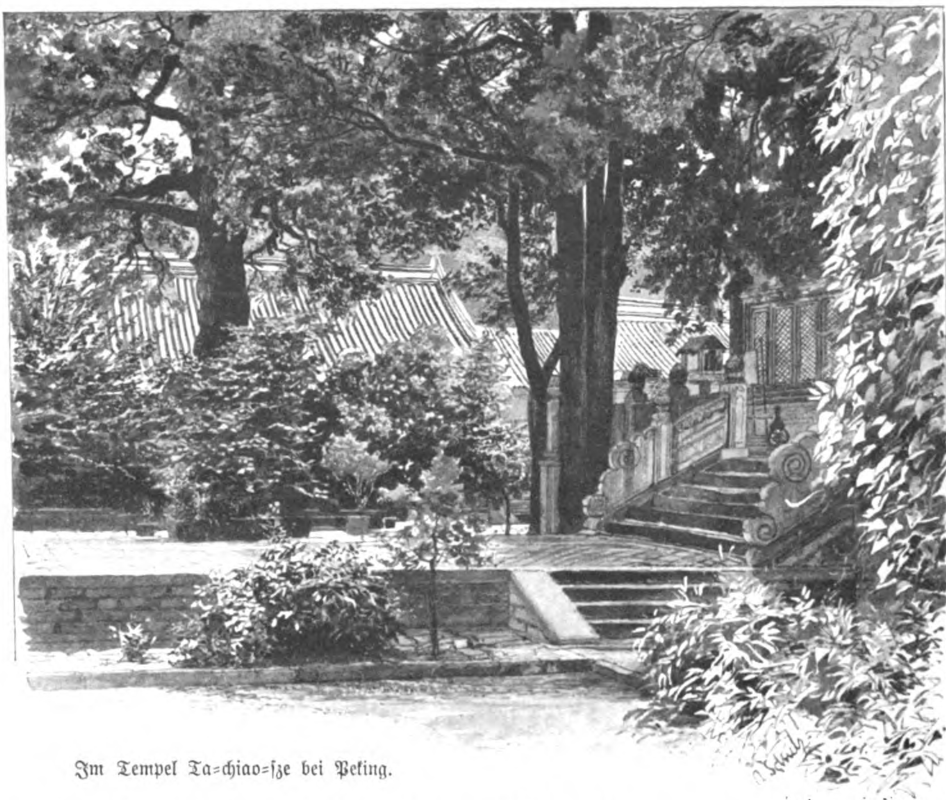


Der Eingang zum Tempel Ta-chiao-sze.

gesteckt wurden. Kurtz hernach hörten sie eine Stimme, welche etwas in tatarischer Sprache ruffte, worauf viele von den Vornehmsten allda sitzenden Herrn und Gelehrten sich recht vor den Thron zwischen einigen blauen Steinen (welche da einen halben Schuh hoch an der Zahl achtzehn oder zwanzig aufgerichtet standen) begaben: und nachdem ein Herold gerufen, dreimal vor dem Thron niedergekniet und mit Biegung des Haupts neunmal ihre Ehrerbietung beweisen; unterdessen wurde auf einigen Instrumenten sehr lieblich gespielt. Nachdem diese Herrn die Ehrerbietung abgelegt und sich wieder an ihren vorigen Platz begeben, wurde der Gesandte selbst fünf auf das Rufen des gedachten Herolds, von zwei Lipus durch dieselben blauen Steine und eben vor dem sechzehnten Stein geführt; von dannen sie nichts weder von dem Kaiser noch von dem Thron sehen konnten. Allda erwiesen sie ihre Ehrerbietigkeit auf das Rufen der Herolde unter gedachtem Musikspiel mit 3 mal Niederknien und neunmal das Hauptbücken. Darauf führten sie die Lipus wieder an ihren Ort. Der Gesandte aber, sein Sohn und Nobel wurden durch einen Umweg die marmorsteinernen Treppen hinaufgeführt und in dem Haus des Throns neben dem zweiten Tatau (?) gesetzt. Allda sahen sie den von Gold glänzenden Thron und den Kaiser in einem güldenen Stück gekleidet auf dem Thron sitzen. Dem Gesandten, seinem Sohn und Nobel wurde ein Becher mit Bohnensaft oder Trank gebracht. Sobald sie den ausgetrunken, stand der Kaiser von seinem Thron auf, als ob er gegen sie gehen wollte, ging aber neben dem Thron ‚hinumb‘. Er war ein brauner zärtlicher Jüngling (es war der 1662 zur Regierung gekommene, damals 13 Jahr alte Kaiser Kanghi) und hatte 12 Königinnen, die seines Leibs warteten. Nachdem der Kaiser weg, ging der Gesandte auch nach Haus.“

Wer das Ceremoniell bei den seit 1873 bis noch vor kurzem stattgehabten Audienzen der fremden Gesandten kennt, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß auch in China der Fortschritt kein leeres Wort ist.

Von den großen Reichstempeln, in denen der Kaiser in Person oder durch Delegierte Opfer bringt und Andachten verrichtet, liegt der Tempel des Himmels südlich von der Tatarenstadt in der östlichen Hälfte der Chinesenstadt; ihm gegenüber auf der westlichen liegt der Tempel des Ackerbaues, in dem, wie schon die Leser aus Schillers Turandot wissen, im Frühjahr der Kaiser selbst den Pflug führt. Im Himmelstempel wer-



Im Tempel Ta-chiao-sze bei Peking.

den dem Himmel, Tien, und Shangti, dem höchsten Herrscher, sowie der Sonne, dem Mond, dem Äther, den Winden, den Wolken, dem Regen, dem Donner und den fünf letzten Ahnen des Kaisers Opfer dargebracht, die hauptsächlichsten aber, unter denen Brandopfer von ganzen Ochsen die größte Rolle spielen, dem Himmel und Shangti. Ehe der Kaiser seine gewissermaßen hohenpriesterliche Rolle ausübt, bringt er in den Gründen des Himmelstempels die Nacht unter Fasten und Schlaflosigkeit in der Halle des büßenden Fastens zu. In der Konstruktion der verschiedenen Altäre, besonders des großen, runden, dem Himmel geweihten und der hauptsächlichsten Gebäude, die aus der Ming-Zeit stammen, spielen allerhand mystische Zahlenkombinationen, so in der Zahl der Steine, die den Belag des Altars bilden &c., eine große, aber schwer verständliche Rolle. Wie der Tempel des Himmels im Süden der eigentlichen tatarischen Stadt liegt — die Chinesenstadt wird für Kultuszwecke als außerhalb der Stadt angesehen —, liegen der Tempel des Mondes im Westen, der der Erde im Norden, der der Sonne im Osten, außerhalb der Tatarenstadt.

Während im Süden des Reiches der buddhistische Kultus sich rein von lamaistischen Einflüssen gehalten hat, sind die letzteren in Peking besonders stark vertreten. Der „Yung-ho-kung“, auch Tempel der tausend Lamas genannt, ist der Sitz einer sehr zahlreichen Priesterschaft und eines Hutucktu, d. h. der Inkarnation einer früheren Heiligen. Der Tempel, der früher der Palast Yungchengs, des Sohnes und Nachfolgers von Kanghi war, ist der größte und am reichsten ausgestattete der Hauptstadt, wie seine Priesterschaft unbedingt die frechste und unverschämteste in ganz Peking. Außerhalb der nördlichen Mauer der Tatarenstadt befindet sich eine andere große Lamaserie, der Hwang-tse, berühmt wegen des prächtigen Marmordenkmals, das der Kaiser Kienlung einem Teshu-Lama (nächst dem Dalai-Lama der höchste geistliche Würdenträger in Tibet) hat setzen lassen, der während eines Besuches in Peking an den Blattern starb. An der achtseitigen Basis des Denkmals, das die

Form der indischen Dagoben hat, befinden sich vortreffliche Marmorreliefs, die Scenen aus dem Leben des Verstorbenen darstellen. Die Vorliebe und besondere Berücksichtigung, welche alle Kaiser der manchurischen Dynastie, besonders Kanghi, Yungcheng und Kienlung, für die lamaistische Religion gezeigt haben, dürfte sich auf den Einfluß zurückführen lassen, welchen dieselbe in der Mongolei und Tibet besitzt und den die Kaiser aus politischen Zwecken sich dienstbar zu machen gesucht haben.

Dem Confucianismus dienen der Tempel des Confucius, der Kwo=tsze=chien, der teilweise aus dem dreizehnten Jahrhundert, der Zeit der Mongolen=Dynastie, stammt. Bilder oder Bildsäulen sind nicht darin vorhanden. Der Name des Meisters, seiner vier hauptsächlichsten Schüler und anderer besonders hervorragender Litteraten stehen auf schmalen, schmucklosen Holztäfelchen verzeichnet, vor denen der Kaiser in Person oder durch einen Abgesandten zweimal im Jahre seine Verehrung bezeigen muß. Merkwürdigerweise stehen in diesem der Litteratur und damit den Künsten des Friedens gewidmeten Räumen sechs Denkmäler, die zu Ehren kriegerischer Erfolge und Eroberungen der Kaiser Kanghi, Yungcheng und Kienlung errichtet worden sind. In einem anderen Hofe des Tempels liegen die berühmten zehn Steintrommeln, die aus der Zeit der Chau=Dynastie, 800 v. Chr., stammen sollen und fast unlesbare Kopien alter Gedichte tragen. Die Legende wird aber selbst von vielen chinesischen Kritikern stark angezweifelt. Neben dem Confucius=Tempel befindet sich die Halle der Klassiker, Pi=yung=kung, zu der ein Triumphbogen mit drei Portalen aus gelben glasierten Ziegeln führt; in den Höfen stehen ungefähr zweihundert große Steintafeln, in die auf beiden Seiten der Text der neun klassischen Bücher eingehauen ist.

Die Zahl der buddhistischen und taoistischen Tempel in der Hauptstadt und deren näheren und weiteren Umgebung ist sehr groß: es dürfte indessen schwer sein, einen derselben zu finden, in dem der Kultus der einen Religion sich ganz frei von Beimischungen durch die andere erhalten hat. Auch die Tempel, in denen die beiden Lehren mit dem Confucianismus, dem jedes Dogma fehlt, vermischt erscheinen, sind nicht selten; sie sind auf den Satz, daß alle drei Lehren (d. h. Morallehren) derselben Quelle entspringen, zurückzuführen. Auch verschiedene Moscheen sind in Peking vorhanden, wo sehr viele Mohammedaner als Hammelschlächter, Juwelenhändler u. s. w. leben; die bekannteste ist die gegenüber der Südmauer des kaiserlichen Palastes, die Kaiser Kienlung erbauen ließ, um einer seiner Nebenfrauen,


Aus dem Tempel Ta=chiao=sze, Haupttempel.

einer Prinzessin aus Turkestan, auf diese Weise eine Erinnerung an die Heimat zu geben.

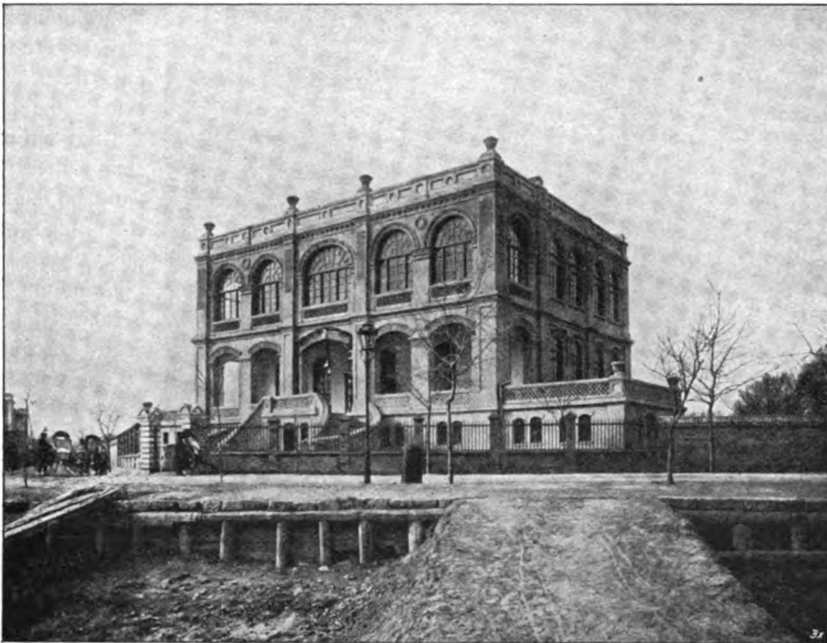
Von katholischen Kirchen sind vier vorhanden, eine auf jeder Seite der Stadt, die auch nach den Himmelsrichtungen benannt werden. Der Nantang, die südliche Kirche, ist die älteste und datiert aus dem Jahre 1601; zu ihr gehörte ein von barmherzigen Schwestern unterhaltenes Hospital für Chinesen: in dem früher erwähnten Peitang ist ein Waisenhaus für Mädchen untergebracht, während sich westlich außerhalb der Mauer der Tatarenstadt eins für Knaben befindet. In der Nähe liegt der sogenannte alte portugiesische Kirchhof, der die Gräber von Ricci, Verbiest, Schaal, Lombard und vielen anderen Jesuiten enthält. Ricci und Lombard waren die Führer zweier entgegengesetzten Ansichten in Betreff des Ahnenkultus und der Verehrung des Confucius. Lombard, der die strengere Richtung verfolgte, ging schließlich als Sieger aus dem Streit hervor, ihm dürfte aber die erste Schuld an dem Niedergang des Christentums und der Verfolgung desselben in China zuzuschreiben sein. Jetzt ruhen die beiden Männer seit beinahe zwei Jahrhunderten friedlich auf demselben Kirchhofe nebeneinander.

Von den verschiedenen protestantischen in Peking thätigen Missionsgesellschaften, abgesehen von Engländern und Amerikanern, waren eine Anzahl Wohnhäuser und kleinere Kapellen errichtet worden, die keinerlei architektonische Bedeutung besaßen; ob dies mit der 1896 in Aussicht genommenen christlichen Universität der Fall war und ob dieselbe überhaupt baulich vollendet worden, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls ist von ihr wie von allen anderen, protestantischen Missionaren gehörigen Gebäuden nichts mehr vorhanden.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient das auf und am Fuß der südlichen Hälfte der Ostmauer der Tatarenstadt befindliche Observatorium, das eine Anzahl in einem offenen Hofe und auf der Mauer aufgestellter Instrumente enthält, die, wenn auch nicht durch ihre Genauigkeit, so doch durch ihre Größe und künstlerische Ausführung Bewunderung verdienen. Ein Teil, und zwar der weniger formvollendete, ist von den Jesuiten oder unter deren Aufsicht im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert (1673, 1715, 1744) hergestellt worden, die meisten und schönsten sind aber unzweifelhaft eigene und ohne fremde, wenigstens ohne europäische Hilfe ausgeführte Arbeiten aus der Mongolen-Dynastie, oder genauer aus der Zeit Kublai-Chans (1280 bis 1294 Kaiser von China). Ein doppelter Satz dieser Instrumente befand sich in Nanking und ist dort von dem Jesuiten Ricci 1599 gesehen worden. Die alten mongolischen Instrumente sind die, welche sich im Hofe des Observatoriums befinden, wohin der Jesuit Verbiest sie 1668 als unbrauchbar bringen ließ. Die Einmischung der Jesuiten erklärt sich daraus, daß denselben bestimmungsmäßig, hauptsächlich zur Aufstellung der Kalender und Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse, die Stellen als Vicepräsidenten des astronomischen Amtes zugewiesen waren: aus der Thatsache, daß einer aus ihrer Zahl, Verbiest, 1674 erster Präsident dieses Amtes gewesen, hat sich die irrtümliche Annahme entwickelt, als ob einzelne Jesuiten in China den Rang und die Stellung als Staatsminister gehabt hätten.

Die Mauern von Peking, deren Länge bereits angegeben worden ist, verdienen auch ihrer Höhe und Breite wegen besondere Beachtung. 14 Meter Höhe und 14,5 Meter Breite sind der Durchschnitt, die Bastionen springen ungefähr 20 Meter vor, die durch eine runde Bastion geschützten Eingänge, Thore, deren in der Tatarenstadt neun vorhanden sind, über das Dreifache. Die Mauern bestehen aus einer starken inneren und äußeren Futtermauer aus Backsteinen, zwischen denen mit Kalk vermischter Sand aufgeschüttet sein soll, sich aber wahrscheinlich nur Erde und Schutt befindet. Auf den Ecken und über jedem inneren und äußeren Thoreingang erheben sich ebenfalls aus Backsteinen aufgeführte Türme, zweiundzwanzig an der Zahl, mit zahlreichen Schießscharten, die aber für schwereres Geschütz nicht verwendbar sind; die Türme enthalten außerdem so viel Holzwerk, daß sie sehr feuergefährlich sind. Nach der Außenseite sind die Mauern mit Zinnen versehen, oben sind sie zum Schutz gegen den Regen mit großen Quadern gepflastert.

Außerhalb der Stadt liegen zwei große Jagdparks. Der eine derselben, der südliche Nan-hai-tsze, südlich von der Chinesenstadt, der ein Areal fünfmal größer als Peking umschließt und dessen Mauer 80 Kilometer lang ist, enthält große Horden von Antilopen und Sze-pu-hsiangs (Cervus Davidii). Er besteht aus einer steppenartigen Ebene, die von einigen Bächen durchflossen wird und in der nur wenige Bäume stehen. Früher waren Leute von den Bannern dort zum Schutz des Wildes stationiert, seit einer Reihe von Jahren ist der Park das Hauptquartier der Peking-Feldarmee, einer halb nach fremdem Muster ausgebildeten Truppe aus Bannersoldaten, etwa 10000 Mann stark. Die Geldmittel scheinen seit längerer Zeit nicht mehr für die Unterhaltung der Mauer ausgereicht zu haben, so daß sich jetzt kaum noch Wild in dem Park befinden dürfte. — Ungefähr zehn bis fünfzehn Kilometer nördlich von Peking liegt ein kleinerer Jagdpark, der Hüang-shan, der einen zum Teil bewaldeten Hügel einschloß und viel Rot- und Damwild enthielt, das man manchmal in Rudeln von drei- bis vierhundert Stück sah. Jetzt ist der Park ganz wildleer.



Der deutsche Klub in Tientsin.

Die Umgegend Pekings enthält zahllose Tempel, Paläste und Begräbnisplätze. Unter den ersteren verdienen der von Wu-ta-sze und der der großen Glocke besondere Erwähnung; der erstere ist unter dem Kaiser Yunglo zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in der Form eines indischen Tempels erbaut worden: auf einem fünfzig Fuß hohen Unterbau von Marmor stehen fünf zwanzig Fuß hohe Pagoden aus demselben Material, alles mit indischen Schrift- und Bildzeichen bedeckt. Der Tempel der großen Glocke ist 1578 für eine der fünf über fünfzehn Fuß hohen Glocken, die der Kaiser Yunglo hundertundfünfzig Jahre früher hatte gießen lassen, gebaut worden. Die Tempel von Wo-fu-sze mit einer großen Buddha-Statue, von Pi-yün-sze, ebenfalls mit einer fünftürmigen indischen Pagode, von Pa-ta-chu (den acht Tempeln), dem in der letzten Zeit häufig genannten Sitz der Boxer, die mit ihren Nebengebäuden vielfach den fremden Gesandtschaften als Sommerresidenzen dienten, liegen alle westlich und nordwestlich von Peking; nördlich liegen Hei-lung-tang, der Tempel der schwarzen Drachen, und Ta-chiao-sze, am Fuße des heiligen Berges Miao-feng-shan, in früheren Jahren die Sommerresidenz der deutschen Gesandtschaft.

Ebenfalls nördlich von Peking, aber näher an der Stadt liegen Yuen-ming-yuen, die unter dem Namen des Sommerpalastes bekannten Anlagen, deren Baulichkeiten 1860 von den Engländern zerstört wurden zur Vergeltung für die verräterische Gefangennahme und grausame Behandlung ihrer Parlamentäre in Tungchau. Westlich davon liegt eine andere kaiserliche Sommerresidenz Wan-shau-shan, an dem kleinen See von Kun-ming-hu; der größere Teil der in dem umfangreichen Park gelegenen Gebäude ist ebenfalls 1860 zerstört worden, aber da derselbe seit ungefähr fünfzehn Jahren der Kaiserin-Regentin als Sommeraufenthalt dient, sind für deren Gebrauch eine größere Anzahl neuer Gebäude errichtet worden, die sich allerdings weder an Ausdehnung und Zahl noch an Pracht und Geschmack mit dem, was früher dort vorhanden war, messen können. Noch weiter westlich liegt auf einem Hügel, dem eine starke Quelle entspringt, ein dritter Park, Yü-chüan-shan, mit einer schönen Pagode.



Der siebente Prinz, Prinz von Chun.

Rings um Peking herum befinden sich zahllose Begräbnisplätze vornehmer Chinesen und Manchus, die mit ihren Hainen von Nadelbäumen der Ebene und den Vorbergen im Norden einen ganz besonderen Charakter verleihen. Besonders schön ist der Begräbnisplatz des siebenten Prinzen, Chun, des Vaters des jetzt regierenden Kaisers. Alles aber wird an Großartigkeit von dem Begräbnisplatz der Ming-Kaiser, den Shi-san-ling, d. h. dreizehn Gräbern, übertroffen, die trotz der Vernachlässigung und dem teilweisen Verfall, in welchem sich viele befinden, einen

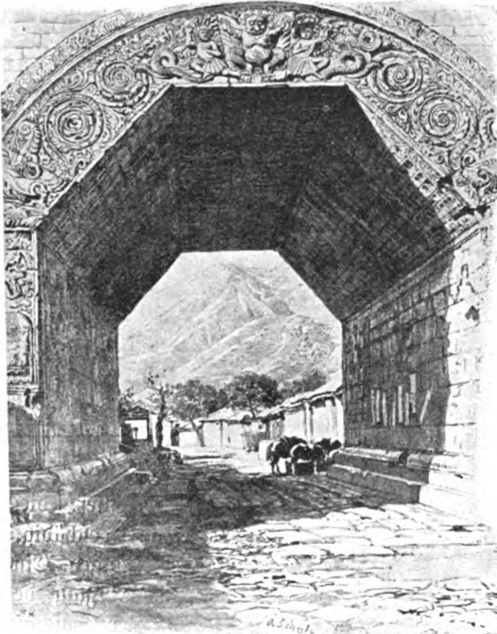
imposanten Eindruck machen. In einem kreisrunden Thale, etwa fünfzig Kilometer nördlich von Peking, liegen die Gräber der Herrscher der Ming-Dynastie seit Yunglos Zeit. Ein wunderschöner, 1541 errichteter Triumphbogen aus weißem Marmor, neunzig Fuß lang und fünfzig hoch, führt in das Thal, eine Marmorbrücke folgt, auf diese ein gewaltiges Thor aus Mauerwerk, rot angestrichen, das „große rote Thor", das einst den Eingang in die jetzt verschwundene Mauer bildete, die das ganze Thal abschloß. Dann kommt ein offener Pavillon aus Backsteinen, in dessen Mitte eine zwölf Fuß lange marmorne Schildkröte eine Marmortafel auf dem Rücken trägt, in die eine Ode des Kaisers Kienlung eingemeißelt ist. Der Pavillon ist von vier Marmorsäulen, Wang-chu, umgeben, die dazu dienen, daß der von seiner Ruhestätte fortgewanderte Geist dieselbe wiederfinden könne: sie tragen auf ihrer Spitze ein „Tien-luh", das „Glück des Himmels", ein hirschartiges, aber nur mit einem Horn versehenes, sitzend abgebildetes Tier. Und nun beginnt die Tier- und Menschenallee, die in der Welt kaum ihresgleichen haben dürfte. In Abständen von ungefähr achtzehn Metern folgen je ein Paar stehende und liegende Löwen, Einhörner, Kamele, Elefanten (13 Fuß hoch, 7 Fuß breit, 14 Fuß lang), Kühe und Pferde, drei Paar Militärbeamte in einem bis zu den Knien reichenden Kettenpanzer mit engen Ärmeln, runden Kappen über Kopf und Ohren, in der linken Hand ein Schwert, in der rechten ein Ju-i (Scepter) und endlich drei Paar Civilbeamte mit langen Ärmeln und viereckiger Mütze. Zusammen also zwölf Paar Tiere und sechs Paar Menschen, Figuren in Überlebensgröße aus grauem Kalkstein. Ein



Gebäude vor dem Grabhügel Yunglos in den Ming-Gräbern.

Triumphbogen aus Marmor schließt diese Allee, auf den zwei weitere, stark beschädigte Brücken, ebenfalls aus Marmor, folgen. Eine gepflasterte Straße führt zum Eingang des Grabmonuments, in dessen drittem Hofe auf einem gewaltigen Unterbau von Marmor mit ebensolchen Balustraden und Treppen eine von acht Reihen von je vier hölzernen runden Pfeilern getragene Halle steht; jeder dieser Pfeiler, der 32 Fuß hoch ist und einen Umfang von 12 Fuß hat, besteht aus einem Stück Holz. In diesem ungeheuren Raum, der 65 Meter lang und 28 Meter tief ist, steht ein kleiner hölzerner Altartisch mit einigen Opfergerätschaften und hinter demselben in einem kleinen Schrein das Täfelchen, das den posthumen Namen des Kaisers trägt. Sonst ist die mit großen Quadern gepflasterte Halle ganz leer. Hinter dem nächsten Hofe, der wie die vorhergehenden mit Bäumen bepflanzt ist, liegt der Grabhügel, welcher den Sarg einschließt; er hat einen Umfang von ungefähr achthundert Metern und eine Höhe von ungefähr achtundvierzig Metern und ist ganz bewaldet. Vor ihm steht ein mächtiges Gebäude, durch dessen unteren Teil der Weg führt, auf dem der Sarg in den Hügel getragen worden ist, während darüber in einer offenen Halle eine große Marmortafel mit der Inschrift:

„Der vollkommene Vorfahre und litterarische Kaiser“ steht, der posthume Titel Yunglos. Wahrlich ein Grabdenkmal, dessen sich der größte Herrscher der Erde nicht zu schämen brauchte! Die zwölf anderen, viel kleineren



Das Thor im Nankau-Paß bei Chü-yung-kuan.

Gräber liegen in Seitenthälern des großen Thales.

Die Ebene von Peking wird von Bergketten begrenzt, hinter denen und zum Teil auf denen die große Mauer, die Wang-li-chang-cheng, „der 10000 Li lange Wall“ läuft. Man würde übrigens irren, wenn man annehmen wollte, daß die Mauer, die man von Peking aus gewöhnlich besucht und die den Nankau-Paß abschließt, irgend etwas mit dem Wall zu thun habe, den Tsin-shih-wang-ti 225 v. Chr. von Minischau in Kasuh bis nach Korea geführt haben soll. Die Mauer oder richtiger die Mauern, um die es sich hier handelt, sind erst von den Ming-Kaisern in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut worden zum Schutz gegen die Einfälle der soeben aus China vertriebenen Mongolen. Aber auch so macht das Bauwerk einen gewaltigen Eindruck, besonders wenn man daran denkt, daß hinter der Mauer noch zahlreiche befestigte Städte, Lager und Reihen von Signaltürmen den Verteidigungswert derselben erhöhten.

Auf dem Wege nach der großen Mauer liegt im Nankau-Paß, einer der Heerstraßen des Mittelalters, über die die Heere der Mongolen hin- und zurückfluteten, bei Chü-yung-kuan, ungefähr 600 Meter über dem Meere, der von einem Thorweg durchbrochene Unterbau einer zerstörten Pagode aus dem vierzehnten Jahrhundert; in dem Thorwege befindet sich neben interessanten Skulpturen eine sechssprachige Inschrift in Chinesisch, Mongolisch, Uigurisch, Sanskrit, Tibetanisch und Niucheh, ein Beweis für die weite Ausdehnung der mongolischen Herrschaft.

Fragt man sich endlich, welchen allgemeinen Eindruck Peking und seine Umgebung machen, so kann man denselben in den Worten zusammenfassen: den einer mächtigen Vergangenheit und einer verlotterten Gegenwart, die aber durch die Dimensionen der niedergehenden Kultur immer noch groß wirkt, wenigstens auf den, der sich die Mühe giebt, unter die Oberfläche zu sehen.





Turgenjew und Deutschland.

Von

E. Borkowsky.

Die Namen Turgenjew, Tolstoj, Dostojewskij pflegt man in einem Atemzuge zu nennen, aber es scheint, als sollte Turgenjews Name in diesem Dreigestirn vor den anderen beiden heller glänzenden allmählich erblassen. Tolstoj und Dostojewskij sind die stärkeren Geister, sie packen uns gewaltsamer an; dafür ist Turgenjew in seinem Leben, Dichten und Denken der liebenswürdigere. Jene verkörpern das Russentum mit russischem Blut und russischen Nerven; diesem aber fühlt man es an, daß er mit seiner Persönlichkeit und seiner Künstlernatur unter der Sonne Frankreichs und Deutschlands gereift ist.

Während Turgenjews Kindheit noch im Nebel des moskowitischen Steppenjunkertums dämmerte, begannen ausländische Hauslehrer auf dem Familiengute Spaßkoje ihn schon früh zu einem halben Ausländer heranzubilden. Als der Knabe mit zwölf Jahren, 1830, nach Moskau auf die Privatunterrichtsanstalt Weidenhammers und darauf in das Lasarewsche Institut des Direktors Krause kam, war es naturgemäß wieder die westeuropäische Kultur, die er auf allen Gebieten des Wissens in sich sog. So ging er 1834 als Student der philosophischen Fakultät nach Moskau und bald darauf nach Petersburg. Byrons Muse regierte hier alle Herzen, und wie nur je ein enthusiastisches Jünglingsgemüt war Turgenjew bald von der romantischen Schwärmerei des Westens umsponnen. Er schrieb unter der Suggestion des Byronschen „Manfred“ ein wertloses Drama „Stenio“ und ließ außerdem zwei kleinere Reimereien drucken. Sein Herzblut klopfte nicht allzu stark dabei; noch träumte, noch ahnte er nicht, daß die Poesie ihm zum Leitstern des Lebens werden sollte.

Der Drang nach der schönen Fremde überwog alle anderen Leidenschaften.

Iwan Turgenjew war neunzehn Jahr alt, als er 1838 zum erstenmal den Boden Rußlands verließ und nach dem Westen ging. Es war ein Schritt, der ihn aus engem Thal ins Reich der Erkenntnis führte, zu einer Höhe, die weite Umschau bot. Die Reise war keinem Ausflug gleich, der nach kurzer Frist wieder heimwärts zum Neste lenkt: Turgenjew hat seine Heimat nie wiedergefunden.

Die Summe der Bildung, die er auf Rußlands hohen Schulen in sich aufgenommen hatte, wog ihm zu leicht; er war überzeugt, daß er in seinem Vaterlande höchstens einige vorbereitende Kenntnisse erwerben könnte, daß die Quelle echten Wissens aber im Auslande flösse. Von seinen Professoren in Petersburg hatte auch nicht einer diese Meinung erschüttert.

Turgenjew mußte, als er das Schiff bestieg, daran denken, daß er nur dem alten Impulse folgte, der schon den Uranfängen der russischen Geschichte ihren Entwickelungsgang vorgezeichnet hatte. Die slavischen Volksstämme am Dniepr entschlossen sich 862, müde der inneren Kämpfe und äußeren Gefahren, Boten übers Meer nach Norwegen zu senden, um sich dort aus dem Stamm der Waräger einen Herrscher zu holen. „Unser Land ist groß und fruchtbar,

aber es ist keine Ordnung darin; kommt und regiert uns!" — so redeten damals die Abgesandten vor dem Normannenfürsten Rurik — so beugte jetzt auch die moderne russische Jugend ihr Knie vor der Überlegenheit des germanischen Geistes.

In jungen Seelen ist die Sehnsucht nach der reizvollen Ferne und dem Glück der Fremde größer als der Überdruß an den socialen Mißständen der Heimat. Aber Turgenjew ahnte doch bereits, daß ihm das Leben eines Junkers auf der Steppe, wie es sein Vater, sein Großvater, alle seine Ahnen geführt hatten, nicht wert des Lebens scheinen möchte. Aufgeklärten Geistes, wie er war, und erregt vom Sturm und Drang der Jugend, trug er ein Gefühl des Widerwillens, ja der Empörung gegen die heimische Ständewirtschaft. Sie dünkte ihm unerträglicher denn je, seit Nikolaus I. die ersten Ansätze zur Bauernemancipation unter dem Einfluß des reaktionären Adels fruchtlos wieder erstarren ließ. Unversöhnliche Feindschaft gegen die Leibeigenschaft — das war sein Hannibalschwur, als er sich von der Heimaterde wandte. Um seinen Feind aus der Entfernung kaltblütiger beobachten, um gegen ihn seine Attacke sorgfältiger vorbereiten zu können, ging er ins Ausland. „Und so machte ich es" — sagt er selbst in seinen Erinnerungen — „ich stürzte mich in die deutsche Flut, denn ich hielt es für meine Pflicht, mich zu reinigen und umzuschaffen."

Turgenjew ging nach Berlin, das die Stadt Rankes, Savignys, Humboldts, Rauchs, Schinkels — vor allem aber die Stadt der Hegelianer war. Hegels Lehre, von Stankewitsch nach Moskau importiert, berauschte am Ende der dreißiger Jahre die wissensdurstige russische Jugend; sie mußte mit der gewaltigen Selbstgewißheit ihres Systems gerade solche Leute anziehen, deren Halbbildung nach einer festen Autorität verlangte. Jede Broschüre, die sich mit der Hegelschen Philosophie beschäftigte, wurde in den Moskauer und Petersburger Studentenkreisen gierig verschlungen. Da gab es keinen einzigen Paragraphen, der nicht verzweifelte Disputationen hervorgerufen hätte. Man stritt die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen. Freunde mieden sich wochenlang, weil sie sich bei der Definition des Begriffes vom transcendentalen Geiste nicht einigen konnten, oder weil einer den anderen durch seine Ansicht über das „absolute Ich" und dessen „Sein an sich" beleidigte. Ging damals jemand — so sagt ein russischer Schriftsteller — im Sokolnikipark bei Moskau spazieren, so that er es, um sich dem pantheistischen Gefühl seiner Einheit mit dem Kosmos hinzugeben; und begegnete ihm unterwegs ein angetrunkener Soldat oder ein Weib, so sprach der Philosoph nicht einfach mit ihnen, sondern bestimmte die Substanz des Volkstümlichen in ihren unmittelbaren und zufälligen Erscheinungen. Einer so angeregten Generation mußte die philosophische Fakultät der Berliner Universität, wo nach Hegels Tode die Diadochen des Meisters Lehrgebäude ausbauten, als ein Mekka erscheinen.

Im Mai fuhr Turgenjew auf dem Dampfer „Nikolaus I." von Petersburg nach Lübeck. Er reiste zum erstenmal allein und hatte daher seiner Mutter versprechen müssen, niemals eine Spielkarte anzurühren. An einem Abend, als der Dampfer an der mecklenburgischen Küste entlang fuhr, erlag er trotzdem der Versuchung. Er nahm an einem Hazardspiel in der Kajüte teil, und das Glück, das allen Neulingen lächelt, baute Haufen Goldes vor ihm auf. Da wird die Thür aufgerissen, der Ruf Feuer! erschallt; die Kajüte ist im Augenblick voll von Rauch; Gold, Silber, Bankbillets poltern durcheinander, und alles stürzt auf Deck, wo schon mächtige Feuersäulen emporsteigen. In dem lauten Getümmel, der heillosen Verwirrung packt der verzweifelte Trieb der Selbsterhaltung alle die jammernden Menschenwesen und nicht zum mindesten den jungen Turgenjew. Er faßt einen eilenden Matrosen bei der Hand und verheißt ihm zehntausend Rubel, wenn er ihn retten würde; der aber reißt sich unwillig los. Die windentfachte Feuersbrunst wird von Minute zu Minute gewaltiger. Endlich gelingt es dem Kapitän, den Kurs auf die rettende Küste zuzulenken. Auf einer der äußeren Treppen hat Turgenjew neben einer alten betenden Köchin Schutz gesucht. Er starrt auf den roten Schaum, welcher unter ihm brodelt und ihm seine Spritzflocken ins Ge-

sicht schlägt; und über ihm züngelt die Lohe, heult der Sturm. Er will lieber ertrinken als verbrennen ... Ein Matrose gewahrte dort die zwei Unglücksgestalten noch im letzten Augenblick und brachte sie zum Vorderteil des Schiffes, wo die Passagiere von dem entschlossenen Kapitän auf zwei Booten nach dem Strande geschafft wurden. Bald glühte vom Meere zu den Geretteten herüber der breite, unbewegliche Flammenstoß, den gleichgültige Seemöwen in schwerfälligem Fluge umkreisten ...

In Berlin studierte Turgenjew die alten Sprachen; er hörte Böckhs Vorlesung über griechische Litteraturgeschichte und Zumpts Vorlesung über römische Altertümer. Aber seine linguistische Vorbildung war so mangelhaft, daß er zu Hause einsam und schülerhaft seine griechische und lateinische Grammatik stümpern mußte. Geschichtliche Vorlesungen hörte er bei Ranke und bei Gans. Mit besonderem Eifer aber drang er unter der Leitung Karl Werders, der damals gerade außerordentlicher Professor geworden war, in die Hegelsche Philosophie ein.

Vollgestopft mit deren Axiomen, Thesen und Schlagworten, glaubte Turgenjew damals noch an die Wirklichkeit und Wichtigkeit philosophischer und metaphysischer Schlußfolgerungen, obgleich er, wie die Mehrzahl der Russen, kein philosophischer Kopf war und nicht die Fähigkeit besaß, in deutscher Weise abstrakt zu denken. Die Befriedigung, die ihm die philosophischen Studien einige Jahre lang gewährten, wich später einem starken Unbehagen. Aus seinen Schriften blickt wohl zuweilen eine höhnische Grimasse, die der „nebligen Speise germanischer Seelen“ gilt. Wassili Wassiljewitsch, der Hamlet von Schtschitgrow (Memoiren eines Jägers), ist so eine unglückliche Natur, die an unverdauter Hegelscher Philosophie krankt. Er ist drei Jahre im Auslande gewesen, hat in Berlin philosophiert, hat Hegel gehört, kennt Goethe auswendig, ist in die Tochter eines deutschen Professors verliebt gewesen und hat dann nachher ein kahlköpfiges, schwindsüchtiges Steppenfräulein geheiratet. In seiner Heimat weiß er nun nichts mit der mühsam erworbenen Bildung anzufangen. Inmitten ungeschliffener Nachbarn fühlt er sich auf seinem väterlichen Gute wie ein Verbannter und langweilt sich wie ein eingesperrter junger Hund. Die holden Träume einer idealen Lebensführung zerflattern vor den dürren Gespenstern des russischen Alltagstreibens, vor den Viehseuchen, rückständigen Steuern und Subhastationen. Die Hegelsche Encyklopädie hat ihn vom realen Leben abgelenkt und hat ihn um das bißchen selbständige Denken gebracht, das jedem unbefangenen Wesen gegeben ist. Er ist eine Hamletsnatur. „Ich bin,“ sagt er, „kein Steppentölpel; ich bin durch Reflexionen wurmstichig geworden, und nichts in mir ist unmittelbar geblieben.“

Von der Philosophie übertrugen Turgenjews Landsleute am Ende der dreißiger Jahre ihre Schwärmerei auf die deutsche Dichtkunst. Nicht die Poesie des jungen Deutschlands zog sie an, der Name des großen Goethe war ihnen der berauschende Klang. In Goethe, besonders im zweiten Teile des Faust, zu Hause zu sein — heißt es bei einem russischen Zeitgenossen — galt für ebenso wichtig und selbstverständlich als der Besitz eines Rockes. Auch Turgenjew hatte sich schon in jungen Jahren den Genius der Goethischen Dichtkunst zum Führer erkoren, und er blieb ihm treu sein Leben lang. Ihn liebte er vor allen, und es war ihm stets ein angenehmer Zeitvertreib, im trauten Freundeskreise Goethische Verse ins Russische oder Französische zu übertragen. Citate aus Goethes Schriften finden wir überall in seinen Novellen und Briefen. „Goethe ist der Lehrer unser aller,“ rief er 1869 den jungen russischen Schriftstellern zu, und in dem kleinsten Gedichte des deutschen Meisters erkannte er dessen unendliche Überlegenheit zu einer Zeit, da ihm selbst schon die Anerkennung der ganzen Welt schmeichelte. Nicht inniger konnte er seine Verehrung für den größten deutschen Dichter ausdrücken, als wenn er in seiner Novelle „Faust“ zeigte, wie die Lektüre der Goethischen Dichtung eine russische Frauenseele zu erschüttern vermag. Daß er auch durch das übrige weite Gebiet der deutschen Poesie auf vertrauten Pfaden wandelte, bedarf bei seinem umfassenden und so reich gestalteten Geistesleben keiner Betonung. Bis zu den Gedichten Albrechts von Haller war seine Litteraturkenntnis ausgedehnt. Unter der

Sammlung seiner Aufsätze findet sich eine größere Abhandlung über Goethes Faust (1845) und eine Vorrede zu einer russischen Übersetzung des Auerbachschen Romans „Das Landhaus am Rhein“ (1868).

Eine Begeisterung für die deutschen Dichter ist bei Turgenjewschen Gestalten stets ein Merkmal idealer Gesinnung. Der liebenswürdige, blonde, schwärmerische, bescheidene Fähnrich Küster im „Raufbold“ hat auf seinem Bücherbrett die Büsten Schillers und Goethes stehen, und er liebt die Idyllen von Christian Ewald von Kleist. Dimitri Rudin liest auf der Gartenbank unter dem leicht durchbrochenen Schatten des Eschenbaums seiner angebeteten Natalie Goethes Faust vor und die Briefe Bettinas und Novalis'. Er versinkt ganz im Strom deutscher Romantik und deutscher Philosophie und zieht Natalie mit sich fort. Eine bisher unbekannte Welt thut sich da vor den Augen des jungen Mädchens auf; von jeder Seite des Buches strömen entzückende Vorstellungen, großartige und rührende Bilder, neue leuchtende Gedanken in ihre Seele, und in ihrem Herzen erglimmt langsam der Funke heiliger Begeisterung. In der Novelle „Faust“ findet Paul Alexandrowitsch in einem Bücherschranke seine alte Faustausgabe vom Jahre 1828 wieder, und als er darin blättert, steigen die Erinnerungen in ihm auf; er denkt an Berlin, an die Studentenzeit, an die Schauspielerin Klara Stich, an den berühmten Seidelmann in der Rolle des Mephistopheles und an die Faustmusik von Radziwill ... Ein ganzes Stück von Turgenjews eigenen Berliner Jugendtagen wird mit diesen paar Worten lebendig.

In der Verehrung Hegels und Goethes traf der junge Turgenjew mit einem Freunde zusammen, der einen Winter lang in Berlin sein Stubengefährte war — mit dem bekannten Michael Bakunin. Der gewann den um vier Jahr jüngeren Landsmann herzlich lieb, nahm aber ihm gegenüber oft eine erzieherhafte Miene an und suchte ihn namentlich von kleinen galanten Abenteuern zurückzuhalten, denn er selbst hatte die Idee, daß ein Mensch, der mit solchem Firlefanz seine Zeit vertrödelt, thöricht und unehrenhaft handelt. Turgenjew teilte nur in der Theorie die Meinung seines Mentors, in der Praxis erlaubte er sich manchmal eine kleine Fahnenflucht. Er hatte eine Liebschaft mit einem jungen Gretchen, einer kleinen Schneiderin, zu der er bisweilen entschlüpfte. Zu seinem Erstaunen und seiner Schande ahnte Bakunin immer, wenn er von einem Stelldichein heimkehrte. Trat dann Iwan über die Schwelle, so grüßte ihn Michael mit einem Blick tiefster Verachtung: „Nun, du Verworfener, warst du schon wieder bei deiner Deutschen?“ Der Ertappte wurde stets puterrot und schwieg. Wenn Turgenjew in späteren Jahren, als längst die Bande zwischen ihm und dem radikalen Anarchisten zerschnitten waren, diese Anekdote erzählte, fügte er hinzu: „Wie er es wissen konnte, ist mir heute noch unbegreiflich.“ Nach dem Modell seines Kameraden Bakunin hat er bekanntlich die Figur des Schönredners Rudin entworfen und die Ähnlichkeit bis in die kleinsten Züge, sein ewiges Rauchen, Räsonnieren und Schuldenmachen, durchgeführt.

Turgenjews erster Aufenthalt in der Fremde dauerte zwei Jahre. Wenn seine große Vorliebe später der Stadt Paris und dem französischen Volke galt, so hat er doch auch oft genug noch auf kürzere oder längere Zeit Deutschland aufgesucht. Er hat auf seinem Schlößchen in der schönen Bäderstadt an der Oos in den sechziger Jahren eine wonnige Zeit arkadischen Glücks verlebt und hat zu deutschen Künstlern und Schriftstellern manche dauernde Beziehung angeknüpft. Unangebrachte nationale Empfindlichkeit macht es ihm zum Vorwurf, daß er hier und da einmal einen Deutschen in seinen Erzählungen auftreten läßt, wenn er Erhabenes parodieren will und einen geizigen, plumpen, pedantischen Gesellen als Kontrastfigur braucht. Es fehlt dem Dichter dabei jede beleidigende Absicht; er malt unwillkürlich den Deutschen dann mit denselben Zügen, die seinem Typus in dem eifersüchtigen Vorurteil des russischen Volkes unlöslich anhaften. Übrigens ist das eine wertlose Nebensächlichkeit, die überreich aufgewogen wird durch Turgenjews ebenso ehrlichen wie schönen Ausspruch: „Ich verdanke Deutschland zu viel, um es nicht als mein zweites Vaterland zu lieben und zu verehren.“

Es hat für uns einen Reiz, zu beobachten, wie dem unübertrefflichen Schilderer der russischen Natur die Charakteristik einer deutschen Landschaft mit ihrer intimen Schönheit gelungen ist. In den „Visionen“ trägt Ellis den Dichter über Raum und Zeit; jetzt fliegen sie über den Park von Schwetzingen dahin, jetzt über den Schwarzwald. „... Berge und immer wieder Berge und Wald, prächtiger, alter Wald. Die Nacht ist hell; ich kann jede einzelne Baumgattung unterscheiden. Besonders schön heben sich die Silbertannen mit ihren weißen, geraden Stämmen ab. Hin und wieder am Waldessaume zeigen sich Rehe; schlank und aufmerksam stehen sie da auf ihren dünnen Beinen und lauschen und wenden, die röhrenförmigen Ohren spitzend, lieblich die Köpfe nach allen Seiten. Auf dem Gipfel eines nackten Felsens streckt die Ruine eines Turmes traurig und stumm ihre halbverfallenen Zacken empor; über dem alten, öden Gemäuer flimmert ruhig ein goldener Stern. Aus einem kleinen schwarzen Teiche steigt wie eine geheimnisvolle Klage der Ruf kleiner Unken herauf. Auch andere Töne, langgezogene, schwermütige, wie von einer Äolsharfe herrührend, glaube ich zu vernehmen. Wir sind im Lande der Sagen und der Märchen! Derselbe feine, mondlichtähnliche Dunst, der mir in Schwetzingen aufgefallen war, ist auch hier überallhin verbreitet, und je weiter sich die Berge verlaufen, desto dichter wird dieser Dunst. Ich kann fünf, sechs, ja zehn verschiedene Schattenabstufungen, verschiedene Schattenschichten an den Abhängen der Berge zählen, und über all diese lautlose Mannigfaltigkeit herrscht in gleichmäßigem, ruhigem, fast eintönigem Scheine der Mond. Ein sanfter, leichter Wind hat sich erhoben und streicht vorüber. Ich selbst fühle mich leicht und von einer erhabenen Ruhe beseelt. Ellis, sagte ich, dies Land mußt du doch lieben! ...“

Die deutsche grüne Rheinlandschaft am Siebengebirge und am Hunsrück tritt uns in der Novelle „Annuschka“ mit einer Fülle ganz prächtiger kleiner Bilder entgegen, über denen unendliche Anmut, Duft und Frische ausgegossen liegen. Turgenjew geleitet uns da in ein linksrheinisches Städtchen, das noch mit mittelalterlichen Mauer- und Wachttürmen bewehrt ist. Die Bogenbrücke überwölbt das klare Bächlein, das rheinwärts eilt, und die hundertjährigen Linden rauschen. Auf der Gasse stehen die hübschen, blonden Mädchen und rufen dem Fremden freundlich „Guten Abend“ zu. Der Mond lugt hinter den spitzen Giebeldächern und beleuchtet scharf die kleinen Steine des Pflasters, daß die Umrisse der alten Häuser sich deutlich abheben. Und es ist, als ob die Stadt den Blick des Mondes empfindet und nun friedlich und wie im süßen Schlummer versunken daliegt, ganz umflossen von diesem milden und die Seele doch in so eigener Weise anregenden Lichte. Im matten Goldschimmer blinkt der Hahn oben auf der Spitze des gotischen Kirchturms, und in demselben Glanze leuchten hier und da die Wellen des Baches aus der dunklen Fläche. Hinter schmalen Fenstern brennt ein vereinzeltes Licht, Weinstöcke ranken sich um die Mauern. Es raunt und flüstert im Schatten des alten Brunnens auf dem Marktplatz; das langgezogene Pfeifen des Nachtwächters ertönt, und ein gutmütiger Hund regt sich und knurrt halblaut. Ein leiser Windhauch fächelt unser Gesicht, die Linden hauchen einen wohligen Duft aus, daß die Brust sich unwillkürlich hebt, daß man tiefer aufatmet, und das Wort „Gretchen“ entschlüpft — halb ein Ausruf, halb eine Frage — den Lippen.

Auch in das Treiben des Bonner Burschentums führt uns der Dichter hinein, und wir merken, wie ihm das unaufhaltsame jugendliche Drängen nach vorwärts ohne eigentliches Ziel, dies frische, harmlose, ungebundene Leben voll von Hoffen und Glauben zu Herzen dringt. Überall weht hier der kräftige Hauch einer gesunden Natur, und die Empfängnisfreudigkeit unverdorbener Jugend saugt ihn ein ... Wir stehen oben auf dem Weingelände und blicken nach dem Abendhimmel, wo eben die Sonne sank. Ein purpurner Schimmer von außerordentlicher Zartheit breitet sich über die Weinstöcke, über den trockenen Boden, der mit glatten Schieferstücken, mit Steinen und Geröll wie besät ist, und über die weißen Mauern des kleinen Weinberghäuschens. Unten liegt der Rhein; wie ein Silberstreif zieht er sich zwischen grünen Ufern dahin. Dort, wo die Sonne zur Rüste gegangen ist, flammt er in purpurrotem Schein, und

seine Wogen haben dort einen goldenen Schimmer. Am Ufer breitet sich das Städtchen aus; deutlich sind alle seine Straßen, Gassen und Häuser zu unterscheiden, und ringsum bis in ferne Weiten dehnen sich die Felder, ziehen sich die Hügelketten dahin. Und über dem allen der Himmel so tief und rein und die Luft so glänzend und klar und frisch ...

Jetzt weicht das rotglühende Licht im Westen einem matteren Rosa. Dann nimmt der Himmel eine bleiche Farbe an, und das Grau, das darauf folgt, macht endlich einer vollkommenen Dunkelheit Platz. Aus dem Thale kommen die Töne eines Walzers; die Ferne läßt sie lieblicher und milder klingen. In der Stadt unten und auf dem Flusse werden die Lichter angezündet. Dann geht der Mond am Horizont auf, und seine Strahlen erglänzen im prächtigen Wiederschein auf der leichtbewegten Fläche des Rheins. Jetzt fährt ein Boot gerade in den Mondstreifen hinein und zerteilt ihn. Wie mit einem Schlage hat alles ringsum sein Aussehen geändert. Was hell war, scheint in tiefe Schatten zu tauchen; dunkle Partien treten in scharfer Beleuchtung und wie in neuer Gestaltung hervor. Auch der leise Windhauch schwindet und zieht dem Vogel gleich seine Flügel ein ...

An einem anderem Tage streifen wir mit dem Dichter durch den Hunsrück. Scharfer Harzgeruch entströmt dem Walde, die Spechte klopfen, und auf dem sandigen, steinigen Grunde der murmelnden Bäche spielen die Forellen. Wir ziehen vorüber an grauem Felsgestein und Hügelketten, an freundlichen kleinen Dörfern mit alten, ehrwürdigen Kirchen und Storchnestern, an umgrünten Mühlen. Landleute mit biederem Gesicht, in blaue Kittel und graue Strümpfe gekleidet, kommen uns entgegen; mit lautem Räderknarren ziehen wohlgenährte Pferde den schweren Lastwagen; jugendliche Wanderer mit langen lockigen Haaren pilgern auf den mit Äpfel- und Birnbäumen gesäumten Landstraßen dahin ... „Sei mir gegrüßt, du bescheidener Winkel deutschen Landes, in deiner liebenswürdigen Anspruchslosigkeit; auf Schritt und Tritt wird man dort die Spuren fleißig schaffender und ordnender Hände gewahr; überall erkennt man die Anzeichen einer zwar langsamen, aber ausdauernden und unermüdlichen Arbeit. Gruß dir und Friede, du schönes Land!“

Im Jahre 1840 rüstete sich Turgenjew zur Heimfahrt. In den „Frühlingswogen“ befindet sich in demselben Jahre auch ein junger zweiundzwanzigjähriger Russe auf der Rückreise nach seinem Vaterlande. „Dieser ganze Roman ist wahr,“ hat der Dichter geäußert, „ich habe ihn selbst erlebt und gefühlt; er ist meine eigene Geschichte.“ Wir dürfen also in dem Helden Dimitri Pawlowitsch Sanin das Porträt Turgenjews erkennen. Und das ist ein Jüngling von liebenswürdigster Harmlosigkeit. Hinter dem Ladentisch des angebeteten Mädchens möchte er in seiner heiteren und glücklichen Stimmung sein Leben lang Konfekt und Mandelmilch verkaufen, während aus dem Hinterzimmer seine Gemma ihm zusieht mit den freundlich spottenden Augen, während die Sommersonne durch das dichte Laubwerk der Kastanien ins Fenster dringt, das ganze Zimmer mit dem goldgrünen Glanze der Mittagsstrahlen und Mittagsschatten erfüllt und sein Herz sich in süßer, träumerischer Unthätigkeit wiegt, in der Sorglosigkeit der Jugend — der ersten Jugend! ... Und dann schlendert er mit seinem Kameraden Emil durch den Taunus, rollt Steine von der Höhe herunter und klatscht vergnügt in die Hände, wenn sie in komischen, seltsamen Sprüngen den Kaninchen gleich hinunterhüpfen, bis irgend ein unsichtbarer, am Fuße des Berges vorüberschreitender Mann mit kräftiger Stimme zu schimpfen anfängt. Die beiden strecken sich wonnig ins Gras; sie entdecken ein Echo und rufen ihm zu; sie ringen miteinander, sie brechen Zweige von den Bäumen, schmücken ihre Hüte mit Farnkräutern; sie tanzen, sie ziehen die Röcke aus, und einer springt mit gespreizten Beinen über den gebogenen Rücken des anderen dahin ... „Er war,“ so heißt es von dem Helden, „ein recht hübscher junger Mann, schlank und wohl proportioniert. Er hatte angenehme, wenn auch etwas unregelmäßige Gesichtszüge, freundliche, blaue Augen, hellblondes Haar und einen frischen, rötlichweißen Teint. Was aber am meisten an ihm gefiel, das war seine kindlich-gutmütige

Heiterkeit, sein aufrichtiger, vertrauensvoller, auf den ersten Blick sogar etwas einfältiger Gesichtsausdruck ... ein etwas schleppender Gang, eine leicht lispelnde Stimme, ein kindliches Lächeln, sobald man ihn ansah ... endlich Frische, Gesundheit und eine große, sein ganzes Wesen durchdringende Weichheit ...

„Sollen wir ihn mit etwas vergleichen, so wäre wohl das passendste Bild ein junger, krauser, soeben gepfropfter Apfelbaum — oder noch besser ein wohlgenährtes, glattes, dickbeiniges, zartes dreijähriges Pferd aus einem herrschaftlichen Gestüt, das vor kurzem angefangen hat, an der Leine zu traben."

Der Aufenthalt in der Fremde hatte aus dem jungen Turgenjew keine Hamletsgestalt gemacht; er war, als er aus der deutschen Flut wieder auftauchte, aller Hegelschen Philosophie und westeuropäischen Bildung zum Trotz ein gesundes Menschenkind geblieben mit taufrischer Ursprünglichkeit, weder angekränkelt noch wurmstichig. In der Petersburger Gesellschaft fielen sein keckes Auftreten und ein gewisses jünglingshaftes Selbstbewußtsein auf, das gern mit studentischen Burschenmanieren renommierte und um jeden Preis originell sein wollte. Er prahlte wohl mit Leidenschaften und Untugenden, die er gar nicht besaß und die auch zu seinem zärtlichen, gutmütigen, rosigen Gesicht gar nicht passen wollten. Sein tüchtiges und tiefes Wissen überraschte dabei diejenigen, die ihm näher traten und die bisher gewohnt waren, in der ausländischen Bildung nur einen äußerlichen Schliff des Geistes zu sehen.

Ohne Zwang lassen sich auf den jungen Turgenjew die Verse anwenden, mit denen Puschkin in „Eugen Onegin" den romantischen, leicht entzündlichen Wladimir Lenskij schildert:

Göttinger Bursch, der in der Blüte
Der Hoffnung und des Lebens steht,
Verehrer Kants ist und Poet!
Aus Deutschlands Nebeln kam er wieder
Mit Früchten der Gelehrsamkeit,
Freiheitsideen unsrer Zeit.
Sein Haar hing bis zum Nacken nieder;
Schön war er, wunderlich, voll Schwung
Der Rede und Begeisterung.
An seinem Herzen und Gemüte
War von der Welt noch nichts verdorrt,
Beim Kuß der jungen Maid erglühte
Er, wie beim herz'gen Freundeswort ...
Den Zweifel, der ihm wohl erwachte,
Verscheuchte seiner Träume Spiel
Ihm, der sich unsres Lebens Ziel
Als wundervolles Rätsel dachte ...





Nachbarskinder.

Von

Luise Schenck.

(Nachdruck ist untersagt.)

Kein Haus am Marktplatz, aus dem nicht ein Kind nach Amerika zog. Nur Lotje Tasmann, der als eine Art Riesenkind in der sich im äußersten Winkel des Marktplatzes versteckenden Schmiede aufwuchs, dachte nicht im Traum daran, die Alte Welt zu verlassen. Dem rundäugigen, strobelköpfigen Jungen, der schon früh den schwersten Hammer wie ein Spielzeug schwang, ging nichts über die eigene schwarze Schmiede im Schein des eigenen roten Feuers. Als er zur Lehrzeit den Beinschaden bekam und der Doktor erklärte, es sei keine Rettung außer schleuniger Amputation, da widersetzte sich Lotje; ein Schmied wollte er bleiben auf zwei Beinen oder gleich über das Leben quittieren.

Monatelang lag er hilflos und hoffnungslos danieder, bis am Jahrmarkt die alte Wahrsagerin aus der Gauklerbude in der Schmiede vorsprach und, seine Standhaftigkeit geräuschvoll lobend, sich erbot, das kranke Bein mit einer geheimnisvollen roten Salbe zu behandeln, einer Salbe, von der weder Arzt noch Apotheker wüßte.

Mit Hilfe der roten Salbe wurde Lotje gesund, nur daß er ein wenig hinkte gleich dem Urvater aller Schmiede, und daß ihm das Herz schwer war um seine Mutter, die Meisterin. Seine Augen hatten vieles unterscheiden gelernt, was sie bis dahin als selbstverständlich angenommen, wie die Branntweinflasche des Vaters und die Thränen der Mutter und den Zusammenhang mancher anderen Dinge. „Wenn ich besser werde," hatte er der Mutter heimlich zugeraunt, „dann gehe ich nach Amerika und verdiene viel Geld und schicke dir alles, alles!" Und nun war Lotje gesund. Der flackernde Blick und die tiefen Schatten in dem während des langen Krankenlagers verfärbten Gesicht hatten ja nichts zu sagen bei den mächtigen Gliedern, die sich nur noch mehr in die Länge und Breite gestreckt hatten. Und nun wollte Lotje nach Amerika. Es fehlte nur noch das Abschiednehmen.

Der Schmiede gegenüber lag, durch den Vorsprung des Spritzenhauses und den weiten lindenbeschatteten Platz von ihr getrennt, zunächst die Propstei. Mally Kroneberg, die dort am Gartenzaun stand, als Lotje unschlüssig vorüberging, blinzelte ihn aus den lichtscheuen, mattblauen Augen herablassend an. Lotje verzog keine Miene. Er trug

den verwachsenen schwarzen Konfirmationsanzug, der ihn heute mehr als je zu verstimmen schien. Eine andere Erklärung fand er nicht für die sonderbare Betäubung, die ihn umfing.

„Lorenz, du kommst gewiß, dich zu verabschieden?“ rief ihm das Nachbarskind zu.

Und er antwortete seufzend: „Meinetwegen ... Ihr seid zu fein für uns. Das ist gewiß.“

„Thörichter Knabe, alle Menschen sind Gotteskinder.“

„Du predigst beinahe so gut wie dein Großvater. Und den Alten soll ich adjös sagen ... Ich schenier mich bloß.“ Ein zweiter tieferer Seufzer bestätigte Lotjes Bekenntnis.

„Großvater kommt gleich zum Begießen. Du kannst ihn hier erwarten,“ sagte Mally, dem jungen Schmied die Gartenpforte öffnend. „Also Lorenz, nun willst du auch nach Amerika?“

„Ja.“

„So viele vom Markt gingen nach Amerika. Zuerst gingen Heine Butenschön und Fritz Reimers, und dann ging der kleine rotbackige Amandus Vogelsang, und dann ging Behrmanns Bertha. Die hatte es gar nicht nötig, die that es aus lauter purem Übermut. Sie gingen alle nach Amerika.“

„Ja.“

„Wir wollen mal durch den Garten spazieren, Lorenz. Tritt nicht auf die Primelnkante ... hörst du?“

„Ja,“ sagte Lotje zum drittenmal und schwieg zum drittenmal. Der herbe süße Frühlingsduft des keimenden Gartens verwirrte ihm fast das mächtig erregte Gemüt. Vor ihm auf schritt Mally, ein kleines, überzartes Geschöpf, das sich voreilig in die Welt gewagt hatte, lebenslang dürftig und unfertig bleibend. Nur wenige Jahre jünger als der plumpe Junge, erschien sie mit ihren damenhaften Manieren wie eine altkluge Zwergin gegen ihn. Mally, deren lange, lose Flachshaare in der Sonne glänzten, sang leise vor sich hin:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden ...“

Lotje sah fast geblendet auf die lichten seidenen Strähnen und sah neben seine Füße, auf die von tausend Tautropfen bedeckten gelben Primeln. Wie kam es nur, daß seine Augen plötzlich naß wurden? Er fuhr sich zornig mit dem Ärmel über das Gesicht und trat nun doch auf die Primelnkante, ohne es zu bemerken.

Mally sang weiter:

„Muß scheiden, ja scheiden ...“

„Mally,“ stammelte Lotje, dem die innere Bewegung fast die Kehle zuschnürte, „was kannst du schön singen, gerade wie Tante Bruhnsen ihre Spieldose, und Haare hast du so weiß und so fein wie Tine Körner ihre Wachspuppe.“

„Ach, Lorenz!“ kicherte Mally.

Nachmittags auf dem Spaziergang sagte Mally, das bisherige Schweigen brechend: „Wäre ich keine Königstochter, so könnte ich den Schweinehirten heiraten.“

„Kind, was fällt dir ein?“

Die Mutter sah erstaunt die Tante Nora an, bevor sie Mally weiter fragte, was sie nur meine.

„Ich meine, wenn Papa nicht Geheimrat gewesen wäre, und wenn du nicht Frau Geheimrat wärst, und Großpapa nicht Herr Propst wäre, und Tante Nora nicht ein adliges Fräulein wäre, dann könnte ich Lotje Tasmann nehmen.“

„Wie kommt das Kind auf solche Gedanken?“ fragte die schöne sanfte Mutter.

Und Tante Nora erwiderte achselzuckend: „Ich fürchte, es neigt sich sehr zu der niederen Sphäre.“

„Einerlei,“ verteidigte sich Mally, „Lorenz ist der erste, der mir ein Kompliment gesagt hat. Den Jungens in der Tanzstunde muß ich Bonbons und Schokolade geben, daß sie mich nur nicht immer sitzen lassen. Karl von Levetzow hat sich neulich sogar in der Wahltour vor mir umgekehrt. Sie sagen, ich bin häßlich.“

„Gräme dich nicht, mein Malchen,“ tröstete die Mutter. „Du mußt durch Anmut und Würde ersetzen, was dir an äußeren Reizen abgeht. Und du mußt lernen, lernen.“

„Ja, lernen, lernen,“ wiederholte Mally mechanisch. „Das ist gut ... Aber ich will keine alte Jungfer werden wie Tante Nora.“

„Ah, mon enfant!“ rief die Mutter errötend. „Demandez pardon à votre tante.“

„Je vous demande pardon, ma tante!“

„Il n'y a pas de quoi,“ erwiderte die Tante mit einem wehmütigen Lächeln um den schönen Mund, den sinnenden Blick weit abwesend von dem Kinde, das sie gemeinschaftlich mit ihrer verwitweten Schwester erzog, deren Wohnsitz im Hause des Schwiegervaters teilend.

Was drüben in Amerika aus Lotje wurde, das wußte bald niemand mehr. Zu Anfang schrieb er ein paarmal an seine Mutter, leidenschaftlich stammelnde Trostesworte, wie zur Beruhigung eigenen Heimwehs, und Ermahnungen, daß sie gesund und hoffnungsvoll verbleibe. Aber die arme Meisterin hielt dem Schicksal nicht lange mehr stand. Sie verfiel in eine unheilbare Schwermut. Als ihm der Vater geschrieben, daß er sie erhängt auf dem Hausboden gefunden, da verstummte Lotje ganz und entschwand dem Gedächtnis der Leute. Nur Mally erinnerte sich seiner bisweilen, als ihrer ersten Liebe. Denn das war Lotje einen ganzen langen Frühlingstag gewesen. Am nächsten Morgen hatte sie eine Seite französischer Prosa auswendig gelernt und einen Abschnitt aus der englischen Grammatik dazu und hatte alles vergessen. Ihre klugen Erzieherinnen, die sich ehrlich mühten, diesen Kiesel in einen Edelstein umzuschleifen, und sich kaum die Schwierigkeit ihrer Aufgabe eingestanden, sorgten nur immer dafür, sie zu beschäftigen.

Auch nachdem Mally konfirmiert worden, nahmen ihre Studien kein Ende, und sie wurde bis zu einem gewissen Grade jedem Unterricht gerecht. Nur in den Geist der Dinge vermochte sie nicht einzudringen. Zu fremden Sprachen, Musik und Gesang lernte sie Malen, Kunststicken, Schneidern und Haushalten. Namentlich für Sprachen hatte sie eine große Begabung von ihrem Vater geerbt, der ein hervorragender Linguist gewesen war. Mally lernte eine nach der anderen und plapperte in jeder mit gleicher Gewandtheit und gleicher Oberflächlichkeit. Logisches Denken war ihr nicht beizubringen.

Mally ging nun auf Bälle, wo Bestechungen mit Bonbons und Schokolade nicht mehr am Platze waren. Ein Kompliment machte ihr nach Lotje niemand mehr, aber sie amüsierte sich trotzdem herrlich. Sie gratulierte zu allen Geburtstagen in der Gesellschaft mit Blumensträußchen von der Zeit der Schneeglöckchen bis zu den Winterastern; sie erkundigte sich nach allen Kranken; sie wünschte den Genesenden Glück und ehrte die Toten durch Kondolenzbesuche. Bei all diesen Gelegenheiten entfaltete sie die zeitraubendste Höflichkeit: „Wie geht es Ihrem Vater? — Wie geht es Ihrer Mutter? — Ihrem Bruder? — Ihrer Schwester?“ So fragte Mally die ganze Verwandtschaft durch, wenn die Leute ihr nicht inzwischen davonliefen. Manche waren trotz solcher wunderlichen Wiederholungen geblendet von ihren täuschenden Redensarten.

Mally hatte immer eine innige Neigung zu irgend jemand. Sie schwärmte für den jungen Doktor oder für den kahlköpfigen Rechtsanwalt, für den verwitweten Bürgermeister oder für den neugestrandeten Referendar. Einmal ging es ihr besonders zu Herzen, als sie für die beiden jungen Ausländer schwärmte, die zur Erlernung des Deutschen in das Städtchen verschlagen waren. So schwarze Augen und so interessante blasse Gesichter hatte sie nie gesehen; sie wußte nicht, ob sie sich für Carlos Ribeiro oder für Julio Mendez entscheiden sollte und ließ immer demjenigen den Vorrang, der sie am artigsten grüßte. Da sie jeden Gruß für eine Huldigung und jede Begegnung für ein Stelldichein nahm, fand sie sich sehr gefeiert.

Unbegreiflich war es ihr nur, daß sich niemand um sie bewarb, während ihre Altersgenossinnen sich nach und nach als Bräute vorstellten. So wurde ihr bald jede Verlobung zu einer Kränkung, und als gar Tante Nora einen Jugendfreund heiratete, der ihr durch vielerlei Wechselfälle des Lebens treu geblieben war, wurde Mally ernstlich verstimmt. Auch am Hochzeitstage zeigte sie ein bitterböses Gesicht. Doch schlich sie nach dem Mahl auf das Zimmer der Tante, um deren Brautkranz, den man mit einem Häubchen vertauscht hatte, vor dem Spiegel zu probieren. Die Jungfer, die, an einem Koffer beschäftigt, plötzlich zum Vorschein kam, schrie förmlich auf: „Lassen Sie, lassen Sie.

Fräulein Mally! wer das thut, bekommt keinen eigenen Kranz."

Und Mally schleuderte den Kranz auf den Boden und zertrat ihn mit ihren Füßen. Tante Nora, die ihre Kleider zu wechseln kam, hob ihn weinend auf. Es glitt etwas wie ein boshaftes Lächeln über Mallys Gesicht, aber im nächsten Augenblick bat sie so demütig um Verzeihung und erhob ein Geheul, daß die Tante sie selber beruhigen mußte, indem sie ihr wenn nicht Verzeihung, so doch Stillschweigen verhieß. Ein Glück nur, daß das neuvermählte Paar nach Seeland auf seine Güter reiste; Mally ärgerte sich zu sehr über diese späten Myrten.

Durch die Lücke, die infolge dieser Heirat der Propstei erwuchs, wurde Mally auf einen viel sichtbareren Platz gerückt. Die Schattenseiten ihres Temperaments traten deutlicher hervor und entwickelten sich mehr und mehr, da die Mutter, in dem Bestreben, sie dem alten Schwiegervater zu verbergen, dem eigenen Kinde nicht so energisch gegenüber zu treten wagte, wie es ihre Schwester gethan.

Bei den vielerlei Enttäuschungen, die Mally sich einbildete, kehrte ihr Groll sich endlich sogar gegen die Mutter. Kindische Ungezogenheiten wurden zu Zügellosigkeiten; sie quälte die arme Frau entsetzlich. Wenn sie die koboldartige böse Laune ergriff, zerbrach sie Tassen und Gläser, warf sich auf den Fußboden und gebärdete sich wie rasend. Nach überstandenem Paroxismus zeigte Mally sich wie umgewandelt, fröhlich und artig. Lebenslust und gute Sitten traten wieder in ihre Herrschaft ein. Aber während sie selber alles zu vergessen schien, wurde die Mutter nie mehr ganz ruhig. Sie lebte in einer steten leisen Angst vor dem nächsten Augenblick.

Eines Morgens war Mally verschwunden. Eifersüchtig auf die eigene Mutter, hatte sie ihr am vorhergehenden Abend eine Scene über ein seidenes Kleid gemacht, das Tante Nora der Mutter geschickt hatte. Die sanften Vorwürfe der Mutter hatten ihre Wut gesteigert, und weinend war Mally in ihr Zimmer gelaufen, um sich einzuschließen. Umsonst hatte die Mutter dann an der Thür um Einlaß gebeten und war auf dem Korridor auf und ab geirrt, bis drinnen das Schluchzen aufhörte. Nun war die Thür offen, und Mally war fort. Die Mutter suchte bleich und stumm im Hause, im Garten und wieder im Hause. Sie fürchtete, Mally habe sich ein Leid angethan. Man fragte bei den Bekannten, man fragte überall im Städtchen, man suchte sogar am Wasser. Da kam endlich der Schmied Tasmann von drüben in die Propstei; er hatte Mally in einem Coupé des Morgenzuges gesehen. Er erzählte es der Frau Geheimrat selber, ihr Glück wünschend, daß sich die Sache so aufklärte — er hatte einen Selbstmord in der nächsten Familie erlebt, er wußte, wie das that! — Mein Gott, die Frau Geheimrat wurde dennoch ohnmächtig, tief und lang, so daß man Mühe hatte, sie zum Leben zu erwecken.

Die Richtigkeit der Mitteilung wurde durch den Telegraphen festgestellt und zugleich Mallys Rückkehr für den Abend gemeldet. Sie war in das Nachbarstädtchen gereist, wohin vor kurzem der verwitwete Bürgermeister versetzt worden war.

Und sie kehrte abends in bester Laune von dort zurück. Wenn auch der Bürgermeister ihr Anerbieten, für sein Haus und seine Kinder zu sorgen, nicht hatte annehmen können, da seine Schwester zu ihm gezogen war, so hatte die kleine Fahrt sie doch sichtlich umgestimmt. Sie äußerte sich ganz entzückt über die freundliche Aufnahme, die sie gefunden, wie über die Häuslichkeit des Bürgermeisters.

„Der Herr Bürgermeister hat ein eigenes Zimmer, Mariechen hat ein eigenes Zimmer, Hänschen hat ein eigenes Zimmer, Sophiechen hat ein eigenes Zimmer. Jeder hat ein eigenes Zimmer."

Und sich selbst der gescheiterten Hoffnungen freuend, fügte sie lächelnd hinzu: „Wäre es nicht um diese Schwester, so sähe es anders für mich aus. Dann hieße es heute: Mally Kroneberg ist Braut. Aber nur Geduld!"

Viel Geduld hatte die Mutter viele Jahre nötig. Sie hatte nichts dagegen gehabt, daß Mally ihren Bekanntenkreis um eine Rangstufe abwärts erweiterte, und sie wäre froh gewesen, wenn sie dort gefunden hätte, was sie so unentwegt suchte. Aber auch von den Söhnen der Bürgerfamilien fand keiner das

Gefallen an Mally, um sie zu seiner Hausfrau zu machen. Daß diese endlich, nachdem sie die Dreißig überschritten, ihre Ansprüche bis zu einem wandernden Künstler, einem etwas abenteuerlichen Damenschneider, herabsetzte, der im Städtchen Privatkurse abhielt, erschreckte die Mutter nur anfangs. Nachdem sie die Sache reiflich mit sich selbst überlegt hatte, schwieg sie dazu. Mally war ihr mit ihrer wachsenden Unzufriedenheit, mit den immer häufigeren Zornausbrüchen eine Geißel geworden. Was sollte aus ihr, was aus der Tochter werden, wenn nicht irgend eine Änderung eintrat? Besser noch so, als wenn alles blieb, wie es war. Der Damenschneider schien sich für Mally, eine seiner aufmerksamsten Schülerinnen, aufrichtig zu interessieren. Von den Promenaden rund um das Städtchen, die sie mit ihm machte, wußte man in der Propstei nichts; auch nicht davon, daß Mally ihm zur Regelung und Sicherung derselben ihres verstorbenen Vaters seidenen Regenschirm und seine goldene Uhr übergeben hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kein Haus am Marktplatz, aus dem nicht ein Kind nach Amerika zog. Als aber Mally Kroneberg sich zur Fahrt über den Ocean rüstete, herrschte große Erregung im Städtchen, größere in der Propstei, die der Großvater noch als hoher Achtziger verwaltete. Zwischen Furcht und Liebe schwankend, wollte die Mutter sie nicht ziehen lassen. Der Großvater erschöpfte sich in Warnungen und Ermahnungen. Aber Mally setzte ihren Willen durch. Sie hatte sich durch die Zeitung ganz selbständig eine Stellung in einer überseeischen Familie verschafft, mit der sie gemeinschaftlich die Reise nach Montevideo antreten sollte. Eine letzte trübe Erfahrung, die hinter ihr lag, hatte diesen Entschluß in ihr gereift. Der Damenschneider war plötzlich ohne Abschied aus dem Städtchen verschwunden, zum Andenken an Mally nur die goldene Uhr und den seidenen Regenschirm mit sich nehmend. Nun erst teilte Mally der Mutter mit, daß sie diese Gegenstände dem gemeinsamen Besitz entführt hatte.

„Mein Regenschirm, meine Uhr, mein Herz!“ rief Mally wohl zwanzigmal hinter einander, „mein Regenschirm, meine Uhr! Mein Herz, mein Herz!“

Mally machte ganz strahlend ihre Abschiedsbesuche.

„Ich würde nicht daran denken, nach Amerika zu gehen, wenn ich Carlos Ribeiro und Julio Mendez nicht dort hätte, wenn ich nicht so gute, einflußreiche Bekannte dort hätte.“

Das erzählte Mally überall. Und sie erzählte ferner, daß sie sich sehr auf Amerika freue; daß es ihr im Städtchen schon lange nicht mehr gefallen habe.

Auch zu Lotje Tasmanns Tante, der Frau Kantor Bruhns, ging Mally aus lauter Herablassung.

Die Alte sah sie über die Brille an und sagte, ihr Strickzeug in den Schoß sinken lassend: „Na, Mally, dann grüß auch Lotje Tasmann.“

„Lotje Tasmann? Ist der in Montevideo? Ich meinte, er wäre in Pernambuco.“

„Da ist er lange fort. Nun der Alte sich tot getrunken hat, ist Lotje vom Gericht gesucht und in Montevideo aufgefunden worden. Es soll dem braven Jungen ganz gut gehen.“

„Ja, Frau Kantor, brav war Lorenz, brav war er sehr. Aber ich kann mich in meiner Stellung dort nicht mit Lorenz befassen. Hier, wo mich jeder kennt, kann ich thun, was ich will; hier bleibe ich immer Mally Kroneberg. Aber drüben ist das anders.“

Eine scharfzüngige Nachbarin, die, auf Besuch anwesend, alles angehört hatte, tröstete die tiefgekränkte Frau nach Kräften. „Großartig! Ich dachte solche, wie Mally Kroneberg, dürften gar nicht in Amerika kommen. Da nehmen sie ja keine Gebrechliche an. Mally Kroneberg ist doch man halb klug und sieht aus wie ein Kretin.“

Mally trennte sich sehr leicht von der Mutter, die bittere Thränen weinte um das wunderliche Kind, das sie in die Fremde ziehen lassen mußte, ein Wesen so unendlich verschieden von ihr selbst und ihr doch das nächste auf der Welt, das sie behütet und geleitet und belehrt hatte und das immer wieder, an einer gewissen Grenze stehen bleibend, ihr fürchterliche Enttäuschungen bereitete. Niemals ganz unparteiisch im Urteil, glaubte sie, daß die Mängel ihres Kin-

des zu heilen gewesen, daß sie noch zu heilen wären. Sie mochte sich nicht eingestehen, daß alle Bildung äußerlich geblieben, daß da, wo das Gemüt eintreten sollte, dieser automatenhafte Organismus versagte und eine große Leere aufwies. Rührung und Angst bewegten ihr das Herz, und dennoch, dennoch ... winkte es ihr nicht wie Erlösung? Welch unendliche Erleichterung, welch ein Friede mußte über sie, über das Haus kommen mit dem Aufhören der Quälereien und Martern, die sie so lange erduldet hatte! Sie kämpfte das nieder, um sich selbst über ihr Kind zu vergessen. Vielleicht, daß man im Auslande weniger unterschied, milder urteilte und daß Mallys langgehegte Wünsche sich dort erfüllten? Unendliches Weh ergriff sie bei diesem leeren Abschied. Hatte Mally nicht einmal Anhänglichkeit an die Heimat, an die Ihrigen? Ihr blieb nichts als der armselige Trost: sie ist nicht anders, meine arme, arme Mally!

* *
*

Angstvoll erwartete sie die von allen Stationen eintreffenden Nachrichten, um die kindisch sorgfältige Schönschrift mit starren Augen zu überfliegen.

Es war ruhig im Hause geworden, aber nicht in ihr. Einige Proben dieser Briefe geben die Schilderung von Mallys bunten Erlebnissen. Sie schrieb:

Mit Freuden ergreife ich die Feder, um dir, geliebte Mama, und dir, geliebter Großpapa, ein Lebenszeichen zu geben. Wir sind in Lissabon, wo es sehr schön ist, aber von der Señora Almeida kann ich nicht viel Gutes melden. Denkt euch, sie hat mich auf dem Steamer als Domestik einschreiben lassen und in der zweiten Kajüte untergebracht! Der Kapitän und der Doktor interessieren sich aber um so mehr für mich. Ich bekomme von dem guten Essen aus der ersten Kajüte, und der Arzt hat mich während der Seekrankheit — o, die bekommt man in der Bai von Biscaya! — sehr aufmerksam behandelt. Er besonders ist sehr liebenswürdig! Wenn die Señora Almeida ihr Benehmen nicht ändert, nehme ich in Amerika eine andere Stelle an. Den Mut verliere ich darum noch lange nicht. Gedenkt meiner, wie euer in Liebe gedenkt

eure Mally.

Innigst geliebte Mama!

Zürne mir nicht wegen meines langen Schweigens. Schön ist es hier sehr, und alles richtig, was man vom goldenen Sonnenschein und von der lapislazuliblauen Luft erzählt. Aber wahrlich, trockenes Brot in Europa ist besser als Butterbrot in Amerika! Mit diesen Almeidas Kindern auszugehen, ist eine Strafe, abgesehen davon, daß sie ein halbes Dutzend (und zwei Armkinder zu Hause) sind. Gehen wir an die Plaza, so will Francisquito in die Calle Venti Cinco und Lola will in die Calle Venti Sette und Maria Annunciata will wieder zurück nach Hause. Lola, diese creatura (so nennt man hier mit Recht die Kinder), hat mein neues grünes Kleid zerrissen. Ich kann dir nicht sagen, wie ich mich sehne, Carlos Ribeiro und Julio Mendez zu treffen! Durch sie würde ich gewiß eine andere Familie finden. Grüße Großpapa und denkt ohne Sorge an mich. Ihr wißt ja, welch ein kleines Stehauf ist

eure Mally.

Mutter! Deine Mally hat Carlos Ribeiro im Tram gesehen (die weitesten Touren kosten nur ungefähr zehn Pfennige nach unserem Gelde), und denke dir, er erkannte mich nicht, hat auch das Deutsche fast vergessen. Ich sprach französisch, um mich verständlich zu machen. Leider kann ich dir nicht verhehlen, daß er recht fremd und kalt that. Ich hatte mich so auf ihn gefreut! Obgleich er mich auch auf französisch wenig zu verstehen schien, bat ich ihn um Julio Mendez' Adresse und um seine eigene. Er sagte mir, daß Julio Mendez auf lange Zeit in die Provinz Salta verreist sei, gab mir aber die seinige. Ich ging nach seiner Wohnung, verfehlte ihn und ging ein zweites Mal vergebens. Der Diener sagte mir, er sei draußen auf der Quinta (so nennt man hier ein Landhaus), dann begleitete er mich respektvoll an die Thür und sagte, sein Herr nehme keine Damenbesuche an. Ich solle lieber erwarten, daß er zu mir käme. Wirklich, ein sehr netter weißhaariger alter Diener —

Teure Mama!

Laß mich eine Mußestunde benutzen, um dir ein Briefchen zu senden. Erschrick nicht, ich bin in der Caridad, das ist ein großes Krankenhaus, wo ich vortrefflich verpflegt bin. Auch geht es mir schon wieder ganz gut; denn das Fieber ist im Abnehmen. Von Almeidas bin ich fort, oder vielmehr ich kehre nicht zu ihnen zurück. Werde mich hüten. Eine sehr nette Dame, die auch als Kranke hier aufgenommen ist, hat mich engagiert. So bin ich wieder versorgt. Die Dame hat eine Quinta und bekommt ganze Körbe voll der schönsten Früchte geschickt. Die Pfirsiche solltet ihr sehen! Wundervoll! Sie muß ein großes Haus führen: „A la quinta on doit toujours avoir la table mise,“ sagt sie. Denn französisch sprechen wir. Es ist ein großer Vorzug, Erziehung zu haben. Das fühlt oft

eure dankbare Mally.

Süße Mama!

Ich bin auf der dritten Stelle. Denn die in der Quinta paßte nicht für mich. Da gab es mehr Arbeit, als ich vertragen konnte. Dazu die Hitze, die Gewitter! Glücklicherweise kam ich einmal in die Stadt mit einem der Dienstmädchen, deren Mutter hier einen Tambo besitzt. Ein Tambo ist eine Milchwirtschaft, wie eine Schänke eingerichtet — hinten stehen die Kühe mit den Kälbchen, und vorn ist ein niedlicher Raum, etwa wie die Vorhalle eines Marktzeltes. Es wird zu jeder Zeit frisch in das Glas gemolken, und allerlei Gäste kommen bunt durcheinander. Denn in Amerika ist alles anders. Was mir begegnet ist? Du wirst deinen Augen nicht trauen. Auch ich traute den meinigen nicht, als neulich Julio Mendez in einer eleganten Equipage an mir vorüberfuhr. Das also bedeutet die Reise nach Salta!

O Männertreu,
Du Blümlein blau,
Wie bist du so vergänglich!

Mit diesem Verse schließt in Wehmut
deine Mally.

Noch giebt es Treue, trotz alledem, ja, liebe Mama, das thut's! Hier neben uns ist ein vornehmes Ministerpalais. Der kleine Tambo lehnt sich ganz ungeniert daran. Auch die Häuser stehen hier bunt durcheinander. Viele Beamte des Hotels verkehren geschäftlich bei uns (Milch mit Kognak gilt für ein vortreffliches Heilmittel) — besonders oft kommt der Hausmeister. Giovanni heißt er und ist Italiener. Der erweist mir viel Aufmerksamkeit; auch schätzt er blondes Haar mehr als dunkles. Du weißt, ich bin nicht hochmütig; ich sehe nicht auf den Stand, sondern auf das Herz, und deshalb unterhalte ich mich gern mit meinem lieben Giovanni. Ein Abenteuer habe ich gehabt. Neulich kehrte ich zufällig die Straße. Das thut sonst der Peon, der nicht da war. Da kam ein feiner Wagen gefahren, Vierspänner mit Kutscher und Diener in Gala. Ich sehe auf, eine wunderschöne Dame lehnt sich aus dem Wagenfenster und wirft mir ein weißseidenes Tuch zu. Dann macht sie mir ein Zeichen, daß ich es über den Kopf binden soll, indem sie nach der Sonne deutet. Sie wollte nämlich sagen, daß ich mich vor einem Sonnenstich schützen sollte. Und wer die Dame war? Du errätst es nicht. Die Tochter des Präsidenten, die erste Dame der Stadt, des Staates! Das war eine Auszeichnung. Du kannst stolz sein auf deine Mally. Addio, pensi a me come pensa a te la tua Malvina.

P. S. Das ist übrigens italienisch, nicht spanisch. D. O.

Beschämt ergreife ich die Feder, zunächst um Verzeihung für mein langes Schweigen bittend. Die Tambowirtin ist plötzlich gestorben. Verwaist und ratlos stand ich da. Ja, wenn Carlos Ribeiro und Julio Mendez sich nicht so herzlos gegen mich benommen hätten, wenn ich nur einige deutsche Familien gekannt hätte! Von alledem nichts. Aber Unkraut vergeht nicht. Giovanni hat mich am Hafen bei Italienern untergebracht; einfache Leute, brave Leute sind sie und haben eine Schenke. Besonders passend für mich ist es gerade nicht; aber wer weiß, ob nicht dennoch zu meinem Glück? Wer weiß es, liebe Mutter? Sollte sich etwas Besonderes ereignen, erfährst du es gleich. Dir vor allen anderen wird es melden

deine Mally.

P. S. Ach, ich muß es dir sagen, wir sind verlobt. Giovanni wünscht es noch geheim zu halten, aber du, liebste Mama, sollst es wissen, sollst mit mir glücklich sein.

D. O.

Schändlich, schändlich! Auch Giovanni ist treulos; er kommt nicht mehr zu uns. Und ich weiß aus diesem Hause nicht loszukommen. Die Gegend am unteren Hafen ist übel beleumundet. Alle meine Versuche, mich von hier aus unterzubringen, sind vergeblich. Wenn ich auf meine Erlebnisse zurückblicke, so geschieht es in großer Enttäuschung. Wirklich, Amerika hat meine Hoffnungen nicht erfüllt. Nur einmal winkte mir das Glück. Winkte und entschwand ...

Zurück nach Europa will ich ungern; ich weiß, du wünschest es, und ich thäte es dir gewiß zu Gefallen, wenn ich nicht an meine Zukunft denken müßte. Und wer kann sagen, wo mein Glück noch blüht? Endlich habe ich eine deutsche Familie kennen gelernt, Rheinländer und arm; aber sehr liebenswürdig. Der Mann arbeitet an einer Werft. Ich gehe nächstens mit ihnen zu einem Stapellauf. In meiner Lage muß man ein Vergnügen nehmen, wo es sich bietet; in meiner Lage muß man seinen Stolz in die Tasche stecken. Nicht wahr? Es küßt dich

deine Mally.

Etwas Wunderbares ist mir widerfahren. Wir gehen zum Stapellauf und darauf nach der Wohnung des Werkmeisters. Und wie heißt er? Lorenzo Tasmano! Unser eigener Nachbarssohn, unser Lotje Tasmann! Er hat eine Frau aus der deutschen Kolonie Santa Caterina, hoch wie ein Turm und sehr geschmacklos angezogen, mit grünem Kleid und blauer Schürze. Caterina, so heißt sie, wie ihre Provinz. Sie gab jedem die Hand und brachte jedem eine Tasse Kaffee. Kinder haben sie leider keine. Ich mochte nicht gleich von meiner Lage sprechen, denke mich aber dem guten Lorenz anzuvertrauen. Da ist denn wieder ein Hoffnungsstrahl. Man muß nie verzagen. In kindlicher Liebe

deine Mally.

* * *

Dann trat eine große Lücke in Mallys Briefen ein. Lorenz Tasmann war bald nach dem erwähnten Besuch zur Abtragung eines gestrandeten Schiffes den La Plata-Fluß hinuntergegangen. Die Frau Caterina, bei der Mally dann viel verkehrte, war so harmlos wie irgend eine Frau aus der Provinz Santa Caterina. Sie gab Mally die Hand zum Willkommen und gab ihr die Hand zum Abschied und labte sie mit Kaffee, sich im übrigen für ihr Schicksal verständnislos zeigend. Ihr eigener Kummer über die Abwesenheit des Mannes erfüllte sie ganz.

Als Mally ihr einmal eine leise Andeutung darüber machte, daß Lorenz einst ihr Anbeter gewesen, ihre Locken und ihren Gesang bewundert hätte, da wurde die Frau plötzlich so leidenschaftlich, wie es niemand von ihr vermuten konnte. Es entstand ein Zank zwischen Lorenz' erster und letzter Liebe, der damit endete, daß diese der anderen die Thür wies.

— — — — — — — — — — — — — —

Dann hatte Mally ganz geschwiegen. Es war ihr schlecht gegangen; sie war lange krank gewesen und endlich durch die Unterstützung eines deutschen Vereins zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit in die Heimat zurückgesandt.

Da war sie wieder in Europa, braun geröstet wie eine Kaffeebohne und amerikamüde. Aber sie erholte sich bald und nahm ihren Rang als Honoratiorentochter wieder ein. Sie gratulierte und kondolierte, je nach den Umständen mit lustigen kleinen Sträußchen oder mit ernsten Trauerkränzen; sie sprach sehr weise. Sie hatte die Welt kennen gelernt und war gewissermaßen erhaben über die, welche nicht über Hamburg hinausgekommen. Die Weltkenntnis hatte sie teuer bezahlen müssen; die Vernachlässigung von seiten Carlos Ribeiros und Julio Mendez' war nicht das schwerste geblieben. Man sprach von sehr ernsten, sehr bitteren Erfahrungen. Aber der Ocean ist breit. Man that es schon der Frau Geheimrat zur Liebe, daß man allerhand Gerüchte ignorierte.

Die Jahre verflossen. Mally hatte noch einen Ausflug zu den Verwandten nach Dänemark gemacht, wo sie sich nicht beson-

ders gemütlich gefühlt und auch weiter nichts erreicht hatte. Es blieb noch immer ihr einziger Ehrgeiz zu heiraten, wenn auch noch so bescheiden. Doch, es schien ihr wirklich nicht im Himmel beschieden. Die alte Frau Geheimrat ging eines Tages ganz unerwartet dahin, Mally allein zurücklassend.

„Ich hätte ihr die Freude gegönnt, ihr Kind versorgt zu sehen,“ schluchzte Mally. „Aber das hat sie leider nicht erlebt. Ihre Pension hört mit ihrem Todestage auf. Nun ist sie gerade den vorletzten gestorben. Nun muß ich Mutter begraben lassen.“

Dann richtete Mally sich bescheiden ein. Die Almosen, welche die Frau Geheimrat an Arme gegeben, beschränkte sie ganz. Ich kann das meinige allein aufkriegen, sagte sie mit sentimentaler Betonung; nun ich Mutters Pension verloren habe, muß ich meine Ausgaben bedenken. Gott sei Dank brauche ich niemandens Hilfe in Anspruch zu nehmen. Wenn ich dann und wann bei den Bekannten esse, so wird es zu meiner Erheiterung dienen; ich denke feste Tage dafür zu verabreden. Daß manche Herren an diesen Tagen abwesend waren, daß der humoristische Herr Apotheker niemals zu Hause war, das zählte Mally zu den Beleidigungen, die sie ignorierte. Um den Herrn Apotheker gab sie überhaupt gar nichts mehr, seit er ihr einmal auf ihre höflichen Erkundigungen gleich bei dem ersten Punkte geantwortet hatte: „Danke, es geht meiner Frau, meiner Schwiegermutter, meinem Schwager, meinen Kindern sehr gut. Den anderen auch, allen, allen!“

Noch weiter waren Kinder aus allen Häusern in die Fremde gezogen, und manche waren zurückgekehrt, einige mit großen Erfolgen, um sich nun in dem Städtchen anstaunen zu lassen, andere aus Anhänglichkeit die Jugendstätten aufsuchend, sich wundernd über die kleine Welt, die sich verändert hatte wie sie selber. Mally interessierte sich sehr für diese Rückwanderer; sie unterhielt sich höchst weise mit ihnen über Amerika und über das Leben. Sie war grau und dick geworden, aber seit sie ihre verdrießliche Laune an niemand mehr auslassen konnte, hatte sich ihr Temperament geklärt und zu einer beständigen Lustigkeit durchgearbeitet. „Nur die Hoffnung nicht sinken lassen,“ sagte Mally. Wenn die Sonne in ihre Stuben schien und die Bilder ihrer Lieben beleuchtete, dann summte sie vor sich hin:

Ich warte, ich warte noch immer,
Noch immer erwart ich das Glück.

Endlich kam einer zurück, einer der ersten, die fortgezogen waren, Lotje Tasmann, wie ihn die Alten noch nannten. Er war nach allerlei Schicksalen fast erblindet und nur mäßig bemittelt; Frau Caterina hatte er verloren. Seine Hoffnung, geheilt zu werden, erfüllte sich nicht; doch stärkte er sich wieder in der heimischen Luft.

Mally, die ihn oft auf dem Friedhof traf — denn dahin gingen sie beide zu den Gräbern ihrer Lieben — unterhielt sich gern mit ihm. Da Lorenz keine Angehörigen hatte, konnte er mit dem Verhör über deren Befinden nicht gelangweilt werden. Im übrigen sprach Mally über Amerika und über das Leben so weise wie ein Buch. Sie lud ihn bisweilen ein, um ihm Zeitungen vorzulesen, deutsche, englische und spanische von drüben, alle ohne Unterschied. Überwältigende Leistungen nach Lotjes Ansichten.

Als dann seine Augen noch schlechter wurden, nahm sie sich seiner mit noch größerer Fürsorge an. Sie wollte sein Spazierstock und seine Brille sein, scherzte Mally. Lotje mußte wirklich lachen.

Wie es kam, daß sie sich plötzlich zusammen auf dem Standesamt einfanden, das war Lotje nicht ganz klar. Einem seiner Freunde, der sich in beleidigender Weise darüber wunderte, sagte er: „Sie wollte es ja durchaus. Ich hätte nicht gewagt, sie anzusprechen.“

Mally aber sang als junge Frau die alte Weise: „Und ich vertausch die Heirat nicht um eine Million. Ja, mein Lorenz, so ist es,“ fügte sie dann glückselig hinzu. „Ich war deine erste Liebe, der du im Grunde immer treu geblieben bist. Weißt du es noch, wie du es mir an jenem Tage gestandest, als du von hier fortzogst?“

Lorenz erinnerte sich nicht genau, aber er bejahte es doch.

„Deine Liebe zu Caterina war ja nur eine Verirrung, mein Lorenz.“ Lorenz schien widersprechen zu wollen, aber Mally heilte ihn gleich beim ersten Versuch davon, indem

sie ihm schnell in die Rede fiel: „Du sollst es nie bereuen, zu deiner ersten Liebe zurückgekehrt zu sein. Der Weg über das Wasser war nicht zu weit. Solche Treue wird belohnt.“

Und es war Lorenz kaum je so gut geworden im Leben. Er wohnte fast beängstigend elegant und gemütlich in dem Geheimrats-Milieu. Die innersten Wünsche lauschte Mally ihm ab, wie die verliebteste junge Frau; seine Lieblingsgerichte, seine Lieblingscigarren, sie kannte bald alles.

Um nichts unversucht zu lassen, reiste Mally mit ihrem Lorenz nach Kiel zu einem berühmten Professor. Aber sie brachten schlechten Trost zurück, sein Augenleiden war hoffnungslos.

„Ein Glück, daß du mich hast,“ sagte Mally, „deinen Spazierstock und deine Brille!“ Das hörte er gern, in zahllosen Wiederholungen. Wenn es um Mallys Pflege gewesen wäre, hätte er hundert Jahre werden können, aber die Fahrt nach dem Wrack hatte nicht nur seinen Augen geschadet. Er wurde noch lahm dazu.

Es war eine Erlösung, daß Lorenz bald starb. Mally beweinte ihn mit vielen Thränen. Auch äußerlich bethätigte sie ihre Gefühle weit über die Zeit durch die düstersten Trauerkleider und die längsten Kreppschleier. Wo immer man sie sah, wehte das schwarze Segel beinahe prahlerisch im Winde. Ihre durch glückliche Erinnerungen bereicherte Einsamkeit schien sie trotzdem nicht zu sehr zu bedrücken. Mallys Verhältnisse hatten sich durch das kleine, ihr von Lorenz hinterlassene Vermögen noch gebessert, und — sie wartete nicht mehr. Was das sagen wollte!

Von Tante Nora hatte sie nichts gehört, seit sie bei dem Tode ihrer Mutter deren Brief und Einladung unbeantwortet gelassen hatte.

Es war ihr viel zu steif in dem feinen Hause, und Tante Nora war ihr zu stolz. Als diese nach einigen Jahren in das Städtchen kam, um sich nach ihrer Nichte umzusehen, ward sie von Mally, die in vollem Wohlsein und Genügen ihr Haus repräsentierte, sehr artig und würdevoll empfangen.

„Tante Nora,“ sagte Mally, „ich schließe aus deiner Kleidung, daß du Witwe bist.“

„Ja, Mally.“

„Ich auch. Ich war nur anderthalb Jahre mit meinem Lorenz verheiratet, Lorenzo Tasmano hieß er drüben ... Eine kurze, aber glückliche Ehe!“





Ziergläser von Daum Frères (Nancy).

Betrachtungen über die dekorative Kunst
auf der Pariser Weltausstellung.

Von

W. Fred.

(Nachdruck ist untersagt.)

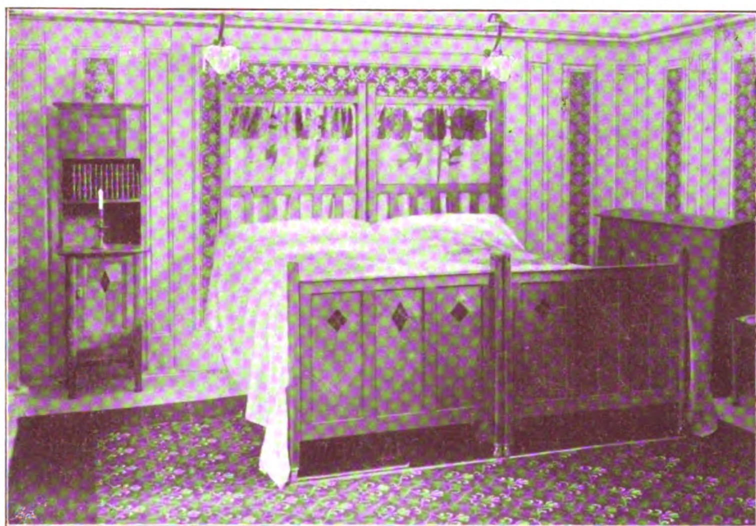
Wer zu der letzten Weltausstellung nach Paris gegangen ist, um etwas von der Kultur unserer Zeit zu erfahren, hat seine Fahrt nicht umsonst gemacht. Die gute Möglichkeit, Überblicke über ganze abgeschlossene Produktionsgebiete zu gewinnen, Einblicke in die Erzeugung und ein Urteil über die zu erwartende gewerbliche Entwickelung, ist natürlich von allem Anfang an ein Hauptargument für die sociale Nützlichkeit universeller Ausstellungen gewesen. Allein auch wenn man von der Bedeutung solcher Weltjahrmärkte für den Produzenten selbst absieht, der Wert internationaler Ausstellungen ist nicht zu unterschätzen. Gerade die jüngste Pariser Ausstellung, der es doch wahrhaftig an Tadlern nicht gefehlt hat, muß das dem Einsichtigen beweisen. Ich möchte sogar den indirekten Nutzen, den die Ausstellung durch allgemeine Belehrung des Publikums der Allgemeinheit erweist, höher schätzen als den unmittelbaren Einfluß, den sie auf Fachleute durch den Wettbewerb ausübt. Sie giebt die beste und zuverlässigste Gelegenheit, falsche Urteile, die man in der Ferne gefällt hat, zu korrigieren. Die Nachbarländer lernen sich deutlicher kennen, weit entfernte Nationen werden einander geistig näher gerückt. Die Wechselwirkung nationaler Kulturen aufeinander kann niemals kräftiger erfolgen als auf den Weltausstellungen. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß Irrtümer naheliegen, daß die Verallgemeinerung von Werturteilen eine drohende Gefahr ist. Statistische Berechnungen, auf der Weltausstellung vorgenommen, werden auch kaum den thatsächlichen kulturellen Stand der einzelnen Länder ergeben. Und doch wird derjenige, der die

Hauptströmungen des Lebens studieren will, aus seinen Beobachtungen zwischen Trocadero und Champs Elysées viel Nutzen ziehen.

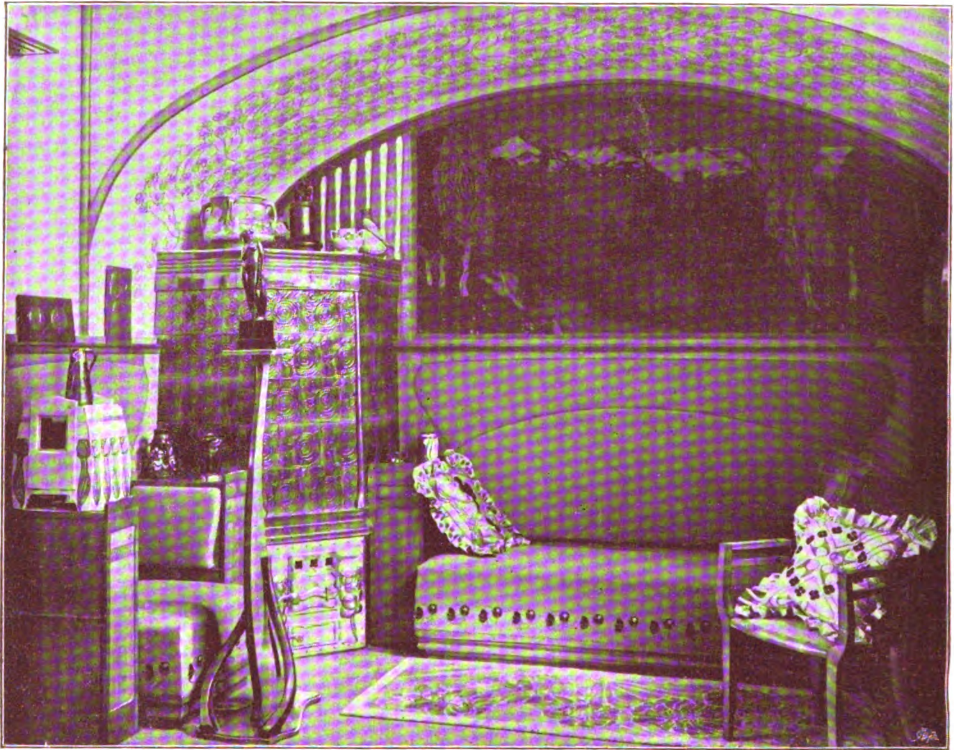
Ein jeder hat natürlich mit anderen Augen gesehen. Vielerlei Brillen mit allen erdenklichen farbigen Gläsern haben die Wirklichkeit gefälscht — doch man darf darüber nicht traurig sein. Die Wahrheitsliebe des aus Paris so wohlbekannten „Kodak" ist nicht das letzte, erstrebenswerteste Ziel. Die Bilder, die man aus der Ausstellung mitgenommen hat, sind verschiedener Natur. Die einen werden bald verblassen, die anderen haften noch eine Weile — schließlich sind alle die Eindrücke selbst flüchtiges Gut. Wenn aber der letzte unmittelbare Eindruck im Hirne der Ausstellungsbummler verwischt ist, so sind schon die Lehren, die man unbewußt mitgenommen hat, in uns fest geworden. Die bilden das feste, unerschütterliche Besitztum, das wir auf unseren Rundgängen erworben haben. Der Besucher, den nicht eine Specialität interessiert hat, mag die architektonische Anlage der Ausstellung ebenso vergessen wie die Details einer elektrischen, krafterzeugenden Maschine — für sein Leben hat er etwas weit Wichtigeres gewonnen: er hat zumindest einen Augenblick das Getriebe des großen Weltverkehrs gesehen. Die Universalität der menschlichen Arbeit, die Größe und Mannigfaltigkeit der Produktionsgebiete kann auf dieser Ausstellung sinnlich erfaßt werden. Der Intellekt hat einem diesen Gedanken oft eingegeben, und der Stolz unseres Jahrhunderts wurde durch das Bewußtsein von der Mächtigkeit der vereinigten Weltproduktion nicht wenig gefördert. Allein, was man oft in Gedanken erwogen hat, wird im Bewußtsein erst durch einen sinnlichen, unmittelbaren Eindruck ganz fest. Logische Überlegungen mag man vergessen, starke Eindrücke nicht. Die Einzelheiten können sich verlieren, die Lehre für das Leben muß bleiben. Auch der Bewohner der Weltstadt wird die belehrende Kraft solch einer Exposition universelle nicht unterschätzen dürfen. Die Konzentration läßt einen sehen, was im unmittelbaren Arbeitsleben dem Auge verborgen bleibt. Und dann: die große, hastige, unermüdliche menschliche Maschine scheint einen Augenblick stehen geblieben zu sein, wie ein Querschnitt durch das Leben mutet die Ausstellung an — wer zu sehen versteht, mag da und dort die Organisation des Weltbetriebes durchblicken können. Ein paar Hauptströmungen unserer Kultur lassen sich sicherlich feststellen.

* * *

In einem großen Palaste, einem der wenigen gediegenen Architekturwerke auf der Ausstellung, war die moderne Kunst aller Länder untergebracht. Um einen mächtigen Hof, in dem ein steinerner Skulpturenwald die Vorherrschaft der Plastik in Frankreich bewies, schlossen sich viele Säle voll von Gemälden, Radierungen, Zeichnungen und Drucken. Von Frankreich bis zu den kleinsten englischen Kolonien war die gesamte Welt vertreten, und ein kleiner Saal enthielt



Schlafzimmer von Heal u. Sohn (London).



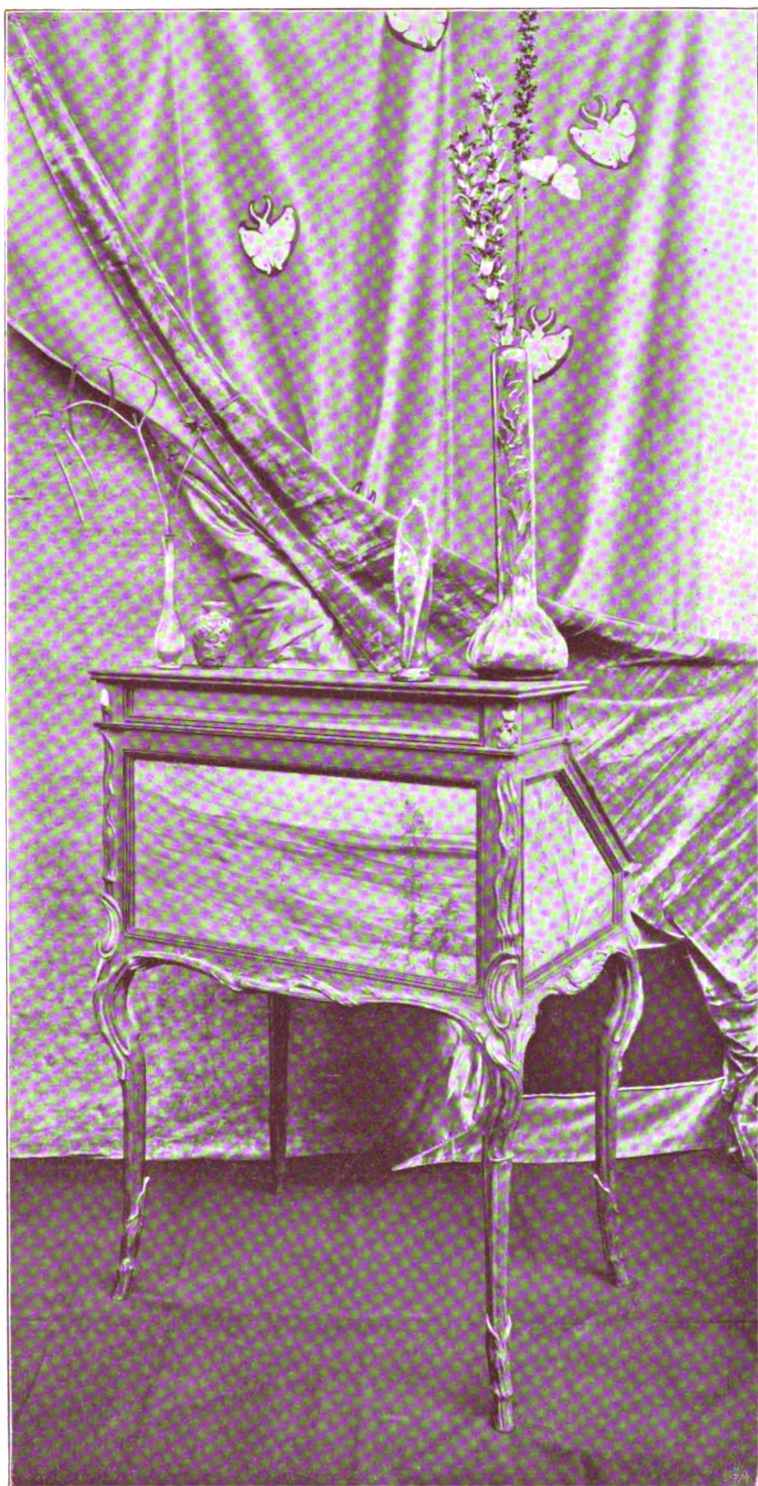
Wiener Interieur.

noch die letzte Neige der internationalen Malerei: die Werke, die kein Land für sich reklamierte: die Heimatlosen der Kunst. Selbstverständlich konnte man viel lernen in diesem Grand Palais des Beaux Arts. Wer gut wählte, mochte auch zu einem Kunstgenuß kommen — sicherlich gab es nicht mehr viel Erregungen in der Seele der Betrachter. Ja, es muß gestanden werden, daß die Zahl der Besucher der Bildergalerie gegenüber der Gesamtzahl der Ausstellungsgäste niedriger war als im Jahre 1889. Und die Besucher blieben auch zumeist nicht lange vor den einzelnen Bildern. Die meisten eilten, um in die Galerie des Invalides zu kommen. Dort sah man das Kunstgewerbe. Zwei langgestreckte Galerien bargen die Erzeugnisse der dekorativen Kunst. Interieurs, Möbel, Bronzen, Teppiche, Gläser, Krüge, Schmuck, Gold- und Silbergerät — das alles sah man, nach Nationen geordnet, in diesen beiden Gebäuden. Rechts herrschte Frankreich, links der Rest der Welt. Wie in allen Abteilungen hat das Wirtsland auch hier sechzig Prozent des verfügbaren Raumes für sich zurückbehalten.

Diese beiden Galerien haben vom Eröffnungstage an wohl fast jeden Tag den größten Besuch gehabt. Ein solches Interesse für die angewandte Kunst, das allen Kulturvölkern zur Stunde gleich eigen ist, war noch vor zehn Jahren nicht zu beobachten. Es ist die Frucht der modernen Kunstgewerbebewegung. Von England waren die ersten Anstöße zu uns gekommen. Die Jahreszahl 1864, das Datum der Gründung der Morris-Company, bedeutet für den Kontinent vielleicht noch mehr als für England selbst. München, Belgien, Wien haben sich im Laufe der Jahre angeschlossen, und wenn auch die neuen Formen noch nicht überall durchgedrungen sind, das Interesse ist im Publikum geweckt worden. Diese moderne Bewegung hat es jedem deutlich machen müssen, daß die Kunst — die hohe Kunst, wie man früher wohl sagte, wenn man Bilder und Statuen meinte — nicht fern vom Leben ihre gesonderten Wege gehen dürfe. Man durchdringe das Leben jedes Tages mit Kunst — das ist die Losung

dieses Kampfes des letzten Jahrzehntes gewesen. Der Sieg ist nun da. Die Worte, die Jakob Burkhardt in seinem Buche von der Kultur der Renaissance gebrauchte, daß der Staat ein Kunstwerk werden müsse, sind in unseren Tagen dahin geändert worden: wir wollen, daß eines jeden Leben ein Kunstwerk sei. Und daß es das werde, kann ein Werk der Interieurkunst sein.

Ein Jahrhundert fast hatte man in Mitteleuropa vergessen, daß wir Wohnungen haben. Die Leute hatten Bureaus, Schlafzimmer und Museen, die sie „gute Stuben“ nannten. Seit der Kongreßzeit war die Entwicklung stehen geblieben. Aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen die letzten künstlerischen Interieurbilder. In Wien zum Beispiel, das in den Jahren 1810 bis 1820 eine feine Wohnungskunst hatte — viele Stiche beweisen das —, erweckte nach langem Stillstande erst wieder die Makartzeit den dekorativen Sinn.


Marquetterietisch mit Gläsern von E. Gallé (Nancy).

Die Wandlung war groß. Seltsamerweise hat sie sich in Deutschland ohne die unmittelbare Einwirkung des großen Farbenfreundes Makart, des Königs der Maler und Herrschers über die Wiener Gesellschaft, ähnlich vollzogen. Auch in Deutschland kam zwischen den Jahren 1860 und 1895 eine äußerliche Art, zu dekorieren, die Sucht, prächtige Stoffe und — imitierte Prunkstücke aufzuhäufen, zum Ausbruch. Das eben eröffnete neue Münchener Künstlerhaus ist ja ein letztes Musterbeispiel dieser Art. Zwischen den guten Bemühungen des Jahrhundertanfanges und den Irrgängen des letzten Jahrzehntes vor Beginn der modernen Bewegung liegen jedoch gewaltige Umwälzungen in der socialen Ordnung. An die Seite der Hocharistokratie, die bisher Förderin der Künste war, trat das Bürgertum. Nicht nur in vereinzelten Exemplaren, wie schon vorher manche Nürnberger Familie, sondern in Massen kamen nun die Angehörigen der neuen Stände zu den Künstlern und wollten ihren Teil an den Schätzen haben. Den Reichsten, die auch ihr Leben dem Leben der Adeligen nachbildeten, äfften aber andere nur die äußeren Formen nach. Die bürgerlichen Revolutionen der Jahrhundertmitte schufen neue Stände, nicht aber neue Kunst und neues Kunstgewerbe. Denn unsere deutschen und österreichischen Bürger wollten keine bürgerlichen Stuben, sie begehrten die Prunksäle des Hofes, sie ließen sich Louis XVI.- und Empire-Möbel machen. Und da das Leben dieser Männer und Frauen dem Rahmen, in dem es vor sich ging, nicht entsprach, so liebten sie ihr Heim nicht, gestalteten es nicht aus. Die Leute wohnten gar nicht in ihren Wohnungen. Überzüge aus steifer Leinwand bedeckten vergoldete Stühle, in Glaskästen standen hinter Vorhängen geschliffene Krystallgläser — die Familie aber lebte in einer Wohnstube, deren Hausrat aus weichem, gestrichenem Holz gefertigt war. Man lese die Bücher von Adalbert Stifter, von Theodor Storm, um die Interieurs jener Tage kennen zu lernen; man betrachte die zeitgenössischen Porträts. Auf dem Lande war es noch besser. Dort hatte man zumeist Ehrfurcht vor dem Hausrat der Väter; diesem Gefühle haben wir die guten eichenen Tiroler Möbel zu verdanken. Aber auch im Gebirge kann man Schlösser finden, wo die herrlichen Holzvertäfelungen der Wände dem Barockstil zuliebe übertüncht wurden.

Wohnungen, die nur Museen sind, verfallen der Schablone. Da sie nur zum Ansehen sind, hat nur der äußere Schein Bedeutung. Man macht Theatermöbel, das Interieur fällt in die Gewalt des Tapezierers. Das geschah in den Jahren 1870 bis 1895.

Jetzt wird es besser. In Paris sieht man es deutlich. Die Engländer haben da mitgeholfen, der Belgier van de Velde hat viel Verdienste, in München und Wien haben sich feine Köpfe gefunden. In allen Ländern ist die überlebte Wohnungskunst von neuer Art ersetzt worden. Schon zeigen sich aber die nationalen Verschiedenheiten. So weit war „l'art nouveau", „new style" und „Secession" dasselbe, als es die Reaktion gegen tote Stile, gegen die Tapeziererkunst bedeutete. Wie verschiedene Wege jedoch die Entwickelung schon bisher in den einzelnen Ländern genommen hat, zeigt ein Gang durch die Interieurs in der Pariser Ausstellung.

In Frankreich selbst fing die neue Art mit den Einwirkungen des Belgiers van de Velde an. Das ist ein Gegenwartsmensch, der sich weder um Vergangenheit noch Zukunft schert. Er liebt die Maschine, er macht Hausrat, der nichts als konstruktiv sein soll. Er will durch die architektonischen Linien wirken. Er liebt die Mathematik; von träumerischer Kunst, Liebe zur Vergangenheit will er nichts wissen. Die Renaissance haßt er und nennt sie „ein verbrecherisches Spiel des Lebens mit dem Tode". Man wird begreifen, daß in einer Zeit, da alle der Prunkmöbel des Empire müde waren, van de Velde Wirkung hatte. Und da in der Praxis die Veldeschen Möbel einen künstlerischen Zug hatten, den seine Theorien perhorrescieren, so fand er bald ein Publikum und natürlich Nachahmer — le style belge war geschaffen. Noch auf der Weltausstellung war in der französischen Abteilung das Interieur von Plumet und Selmersheim auf Veldesche Ursprünge zurückzuführen. In Frankreich selbst hat nämlich die moderne Interieurkunst in der That noch keine Wur-

zel gefaßt. In diesem Volke ist die Tradition zu stark. Es hat wohl unter dem Einfluß der belgischen und englischen Bewegung den häßlichen Empirestil überwunden, allein schon ist man wieder auf dem Wege zu Louis XVI. Die französische Volksseele ist wohl auch am besten in diesen schlanken, spielerischen Formen ausgedrückt. Das erste Haus für moderne Kunst in Paris, L'art nouveau Bing, dessen Besitzer das Verdienst hat, die japanische Kunst in Europa popularisiert zu haben, hatte in seinem Pavillon Möbel mit Motiven aus dem Louis XVI.-Stil. Unübertrefflich sind die französischen Möbel in der Detailausarbeitung. Ein Interieur von Bigaux zeigt eine Fülle künstlerischer Einzelarbeit: jede Thürfüllung, jeder Beschlag ist ein Kunstwerk.

In Nancy versuchte eine Handvoll Leute neue Kunst. Da ist z. B. Gallé, von dem später seines herrlichen Glases wegen die Rede sein wird, und Majorelle, der jetzt den Anschluß an die Natur gefunden hat und zur Dekoration Blumenmotive verwendet. Aber das sind nur Specialitäten in musterhafter Ausführung. Man kann überhaupt sagen, daß in Frankreich gute Möbel nur für die obersten tausend Leute gemacht werden. Die anderen wohnen noch immer in Interieurs, die ihrem Leben nicht entsprechen. Die Erkenntnis, für die die Deutschen und Österreicher der modernen Kunstgewerbebewegung so dankbar sein müssen, daß nämlich jeder Mensch seinem Stande und seinen persönlichen Qualitäten entsprechend wohnen solle, ist in Frankreich noch nicht allgemein. Die Überzahl des französischen Interieurs ist schablonenhaft, meist billige Nachahmung. In Paris herrscht noch der Tapezierer, das Engros-Magazin in der Art des „Louvre“ und der „Samaritaine“.



Denkmal des Velazquez,
entworfen von Beneluire, ausgeführt von Masriera y Campins.

Der negative Erfolg der Pariser Möbelindustrie läßt erkennen, in welcher Richtung

die Kunstgewerbetreibenden zu arbeiten haben. Es gilt jetzt Interieurs für alle Stände zu schaffen. Der Beamte braucht keinen Salon, sondern ein Wohnzimmer. Man gebe ihm also keine goldlackierten Möbel, sondern modernen Hausrat aus dem Jahre 1900. Das wissen die Engländer seit langem, und in Deutschland und Österreich fangen einige Menschen an, es zu begreifen.

In der englischen Abteilung der Pariser Weltausstellung gab es nicht ein einziges schlechtes Interieur. Das machte den künstlerischen Erfolg aus. Hier waren nämlich wirklich Wohnmes zu geben. Was ein Mensch an Anregung braucht, kann nur er selbst wissen. Deshalb verzichtet ein englischer Interieurkünstler darauf, mit seinen Möbeln geistreiche Wirkungen zu erzielen. Deshalb holt er alle Wirkung aus dem Material, deshalb sind die besten Interieurs aus Großbritannien Muster von Einfachheit.

Noch eine Lehre oder vielmehr eine unerwartete Erkenntnis konnte das Publikum aus der englischen Abteilung mitnehmen. Man hatte bei uns vielfach geglaubt, drüben, auf der anderen Seite des Kanals, herrsche



Schale, entworfen von Frau Sophie Burger-Hartmann, ausgeführt von den „Vereinigten Werkstätten“.

räume; hier möchte man leben. Da war z. B. ein Schlafzimmer von Heal u. Sohn in London, aus Eiche mit Ebenholz- und Zinneinlagen gefertigt: die Decke weiß, die Beleuchtungskörper mit einem ganz leisen, sinnigen Blumenornament. Kein überflüssiges Stück in dem Raum, keine äußerliche Dekoration an den Möbeln. Ruhe, Harmonie, das waren die Kennzeichen dieses Interieurs. Man möchte sich in dieses helle Bett legen dürfen, die lichten, freundlichen Vorhänge schließen und — schlafen. Das war der Wunsch, der hier keimte. Und ähnliche Gedanken kamen einem in den Räumen von Waring u. Gillow Ltd. (London). In dem Speisesaal möchte man seine Mahlzeiten einnehmen, im drawing room Thee trinken, und das Badezimmer weckte neidische Empfindungen. Forschte man nun nach, was die Ursache der Wohnlichkeit dieser Räume war, so erkannte man als solche die harmonische Wirkung.

Ganz richtig sehen die englischen Interieur-Künstler ihre Thätigkeit in dem Zusammenstimmen des Hausrates. Es handelt sich nicht darum, Räume auszufüllen mit Kunstwerken. Die herrlichsten Bilder und die schönsten Ziergläser machen noch kein gutes Interieur aus. Für deren Wahl kann auch kein anderer als der Bewohner sorgen. Die Sache der Kunstgewerbetreibenden ist es nur, dem Besitzer die beste Möglichkeit zum individuellen Ausbau seines Raumes zu geben.

unbeschränkt der sogenannte „englische Stil“, also die schlanken Stühle mit Velvetine-Bezug, die grünen Schlafzimmer aus Pitch-pin u. s. w. Man hatte es sich nicht ausreden lassen wollen, daß die Engländer plötzlich ihre ganze Tradition verlassen hätten. Nun muß es ja jeder sehen. Die Namen Sheraton und Chippendale sind bei weitem noch nicht vergessen, und in keinem Lande schätzt man alten Hausrat so sehr wie in England, in keinem Lande blüht auch die Industrie der Antiquitätenfälscher so sehr wie in Großbritannien. Ein Gang durch Tottenham Court Road, den Londoner „Tandelmarkt“, zeigt, daß alte Eichenmöbel im Marktwerte in England bedeutend höher stehen, als man es nach der Größe der Warenhäuser von Liberty und Maple hätte vermuten können. Allein nicht nur in der Schätzung des Publikums, sondern auch in der Meinung der Künstler steht die traditionelle englische Möbelkunst, wie sie im Anfange des Jahrhunderts geübt wurde, höher als je. Als im Jahre 1865, wie bereits gesagt, die Morris-Company gegründet wurde, da erklärte Ford Madox Brown, der bekannte präraphaelitische Maler, in seinen ersten Programmartikeln, daß ihm eine moderne Interieurkunst nur durch Anknüpfung an die historische Tradition möglich scheine. Er ebenso wie die neuesten englischen Interieurkünstler, z. B. die Architekten Ashbee und Baillie-Scott, haben die Bahnen Chippendales nicht ver-

lassen, und in ihren Kästen drückt sich ebenso wie in den Schmuckgegenständen, die sie anfertigen lassen, das Bestreben aus, die neuzeitliche Technik mit den altgewohnten Formen in Einklang zu bringen. So tyrannisch wie der moderne Stil in Deutschland und Österreich ist, konnte er in England ja schon deshalb nicht sein, weil dort die Entwickelung der Interieurkunst niemals durch Zeiten der Schablonenherrschaft unterbrochen wurde, wie dies in Westeuropa in den letzten dreißig Jahren geschehen war.

Vielleicht ist es diesem Umstande auch zuzuschreiben, daß die englischen Interieurs auf der Pariser Ausstellung die einzigen waren, die das Publikum ebenso wie den Fachmann vollständig befriedigten. Sowie man in das Bereich der kunstgewerblichen Abteilung Deutschlands oder Österreichs trat, mußte man merken, daß hier noch allerlei tastende Versuche tonangebend waren. Die deutsche Ausstellung, die unzweifelhaft durch die breite Anlage und die ungemein geschickte Raumausnützung bei den Besuchern einen vorteilhaften Eindruck machte, verlor bei der Betrachtung der einzelnen Räume ungemein. Es war auch nicht ein einziges Zimmer da, das man, so wie es war, hätte besitzen mögen. Die Interieurs z. B., die die „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerke“ in München ausgestellt hatten, zeigten viel künstlerische Bemühungen, eine ganze Menge von guten Absichten, waren aber wenig wohnlich. Jedes einzelne Stück war zu wuchtig, der Zusammenhang der Möbel mit der Wanddekoration fehlte oft vollständig oder war mißlungen — man merkte, daß die Zeichnungen von Malern stammten und der Architekt bei der Ausstattung dieser Räume nichts hineinzureden gehabt hatte. Die ganz unmoderne Trennung von Entwurf und Ausführung, die allem Anscheine nach in diesem sonst guten Unternehmen noch geübt wurde, brachte auch das Entstehen von geradezu ungeheuerlichen Möbeln, wie Kasten, die rechts und links mit Fauteuils verwachsen waren, mit sich. Dagegen fielen in diesen Interieurs eine Reihe von kunstgewerblichen Gegenständen, wie Kupferleuchter, Porzellangefäße u. s. w., angenehm auf. — Dieser allgemeine Tadel soll nicht ausschließen, daß einzelne Gegenstände, insbesondere die von Pankok und Hermann Obrist, einen durchaus angenehmen Eindruck ausübten.

Verwunderlich war, daß in der ganzen deutschen Ausstellung es kein einziges gutes Zimmer in dem doch noch herrschenden Stil der Jahre 1880 bis 1897 gab. Es erweckte dies ganz den doch unrichtigen Eindruck, als hätte der sogenannte neue Stil bereits einen vollen und ausschließlichen Publikumserfolg in der Heimat errungen. Ein einziges, nicht ganz modernes Interieur, von der Karlsruher Kunstgewerbeschule (Direktor Götze) entworfen, stellte das neue Trauzimmer des Karlsruher Rathauses dar und konnte wegen guter Ausarbeitung und der geschickten Verwendung moderner Ornamente in Einlegearbeit gelobt werden. Die Darmstädter Künstlerkolonie hatte ein kleines, sehr zierliches Zimmer ausgestellt, das von dem Baumeister Olbrich entworfen war, von dem man aber nicht behaupten konnte, daß es einen deutschen Charakter habe; es würde — was der wienerischen Abstammung Olbrichs ja auch vollständig entsprochen hätte — viel eher in die österreichische Abteilung gepaßt haben, sowohl was die einzelnen Möbelformen, als auch was die gesamte Interieurausstattung betraf.


Lampe von Bonval, ausgeführt von Fr. Goldscheider (Paris).

Ein technisch interessantes Verfahren, allerdings schon von den letzten Münchener Kunstgewerbe-Ausstellungen bekannt, zeigte die Düsseldorfer Firma Buyten an Möbeln, deren Entwürfe von Berlepsch

stammten. Es bewährte sich hier eine neue Technik, durch Anwendung von ätzenden Säuren die weicheren Holzteile zu entfernen, so daß aus der natürlichen Maserung ein Dessin entsteht.

Unter den mannigfaltigen Specialitäten, die man sonst noch in der deutschen Abteilung sehen konnte, scheint jetzt besonders die Einlegearbeit beliebt zu sein. Die Intarsien der Firma Spindler in Straßburg waren interessant durch den Versuch, diese ganz unmoderne Technik durch Anwendung von sozusagen künstlerischen Dessins aufzuputzen. Man mußte in der That zugeben, daß manchmal ein solches Stück, wenn das Muster sparsam angewendet war, nicht schlecht wirkte.

Österreich hat auf der Pariser Ausstellung überrascht. Die Wiener haben sich ja lange Zeit gelassen, und die Fremden waren deshalb verwundert, zu sehen, daß in Einzelheiten schon so viel geleistet worden. Schon die Anordnung war gut. Und man muß sagen, daß, was Exaktheit der Arbeit betrifft, die Wiener Interieurs, und zwar sowohl diejenigen, die von Industriellen ausgestellt worden sind, als auch die Räume der staatlichen Kunstgewerbeschulen, zu den besten in der ganzen Ausstellung gehörten. Was den Stil selbst anbelangt, der da zum Ausdruck gelangte, so war Österreich eben das Musterbeispiel des Landes, an dem in kunstgewerblicher Beziehung durch Jahrzehnte gesündigt worden ist, und jetzt in den letzten drei Jahren von allen Seiten, sowohl von Architekten wie von Künstlern, Versuche aus den verschiedensten Richtungen gemacht werden, so daß schließlich der Eindruck der Verwirrung nicht ausbleiben konnte. Das beste Zimmer, das man in Paris zu sehen bekam, ein großes Interieur, das von J. M. Olbrich entworfen und von einer Reihe Wiener Kunstgewerbetreibenden (Schmitt, Klöpfer, Albert, R. Ludwig, K. Vogl) ausgeführt worden war, wirkte sehr angenehm durch die Harmonie zwischen Wanddekoration und Einrichtung. Wenn man aber eine halbe Stunde in diesem Raume gesessen hatte, so merkte man die Fehler. Aus allzuvielen Vorzügen entstand da nämlich ein wesentlicher Nachteil. Jedes einzelne Stück, das man betrachtete, war sehr geistreich entworfen, jeder Sessel hatte eine noch nie dagewesene Form, jedes Ornament einen besonderen versteckten Sinn, auf den man erst bei längerem Nachdenken kommt — die Anregungen fehlten nicht. Das konstruktive Element jedes einzelnen Gegenstandes war jedoch seiner dekorativen Wirkung wegen vernachlässigt worden; und da jede Verzierung eine besondere Wirkung auf den Beschauer ausüben sollte, so konnte es schließlich geschehen, daß man in einem solchen Raume vor lauter Anregungen nicht zur Ruhe kam. Der Fehler, der sich in diesem Interieur zeigte, war der Fehler der ganzen Wiener modernen Kunstgewerbebewegung: aus dem ursprünglich richtigen Gedanken, daß jeder Raum eine besondere individuelle Wirkung haben müsse



Schreibzeug in Bronze, modelliert von P. Tereszuk, ausgeführt von A. Förster (Wien).

und daß die Hand des phantasievollen Künstlers oder Architekten bei der Ausstattung eines Zimmers nicht fehlen dürfe, war die Ansicht entstanden, daß ein Zimmer an dem Tage, wo es der Industrielle dem Käufer übergiebt, bereits einen fertigen und abgeschlossenen Charakter haben müsse. Man meint, daß nicht nur die Wände zu den Beleuchtungskörpern und den Möbeln ebenso wie der Bewohner zu dem ganzen Raume stimmen müsse, sondern man verlangt jetzt auch, daß jedes einzelne Glas, jede Uhr, jede Bronze zu allen anderen Einrichtungsstücken vollständig passe. Statt nun aber den Bewohner künstlerisch zu erziehen, so daß es ihm unmöglich wird, sich einen Gegenstand zu kaufen und in sein Zimmer zu stellen, der der künstlerischen Atmosphäre des Raumes nicht entspricht, füllt man die Zimmer von allem Anfange an so weit an, daß eine weitere Ausgestaltung durch den Bewohner selbst unmöglich wird. Man vergißt dabei, daß die Stimmung, die ein Raum haben soll, und die wirkliche Harmonie zwischen Bewohner und Interieur sich erst im Laufe der Jahre durch die tägliche Benutzung einstellen kann. Es ist nicht nötig, daß der Architekt, der die Pläne entwirft, die Seele des Bewohners genau kennt, um danach seine Skizzen zu machen, es ist nicht nötig, daß ein Fremder für die Anregungen sorgt, die dem Bewohner kommen sollen, wenn er vor seinem Schreibtisch sitzt oder sich in seinem Fauteuil ausruht; die Tage, die der Mann in diesem Zimmer verlebt, werden die Stimmung von selbst herbeischaffen, der Duft des Erlebten bleibt an jedem Stück haften, feste Bande der Erinnerung knüpfen sich im Laufe der Jahre zwischen dem Besitzer und seinem Eigentum — das ist die wirkliche Interieurstimmung. Die kann aber kein Architekt schaffen und kein Künstler; beide können nur den Rahmen anfertigen, in den das Bild durch den Bewohner selbst eingefügt werden soll; ihre Aufgabe kann es nur sein, ästhetisch wirkende Formen zu schaffen und dem täglichen Bedürfnisse auf das gefälligste und beste zu dienen; der Psyche des Bewohners können sie nicht dienen, da ist eben die Grenze zwischen dem Gewerbe und der Kunst. Die Wirkungen eines Bildes sind verschieden von den Wirkungen eines Sessels; einem Bilde gegenüber giebt der Beschauer seine eigene Persönlichkeit fast vollständig auf, um eine fremde in sich aufzunehmen. Man könnte das Gefühl einem wirklichen Kunstwerke gegenüber fast mit jenen Worten charakterisieren, die der Franzose Michelet von der Liebe zwischen zwei Menschen gesagt hat. Er meinte, das Wort, die Liebe sei so stark wie der Tod, sei falsch; die Liebe sei nämlich der Tod selbst, nämlich das Vergehen der eigenen Seele und das Aufleben in einer neuen. Eine solche Wirkung kann ein Bild, eine Statue, ein Buch haben — eine Wohnung nicht; die kann nur das Bild des eigenen Lebens sein. Der beste Interieurkünstler wird jeder immer nur für sich selbst sein. Die individuelle Wirkung, die man von einem Interieur jetzt so heftig verlangt, wird niemals erreicht werden, wenn irgend ein reicher Mann zu einem Architekten geht und ihm sagt: Studiere meine Seele und die meiner Frau und die meiner Kinder und richte mir dann Zim-



Briefbeschwerer, entworfen von Ignatz Taschner, ausgeführt von den „Vereinigten Werkstätten" (München).


Porzellanvase von Bing u. Gröndahl (Kopenhagen).

mer ein, in denen ich wohnen soll. Die rechte Interieurstimmung wird sich dann ergeben, wenn jeder, der sich einen Raum für das tägliche Leben erbaut, eine sorgfältige Auswahl des Mannes trifft, von dem er Möbel haben will. Man kann ja auch von einem Dichter nicht verlangen, daß er alle Stimmungen beherrsche und heute für eine sanfte Frau und morgen für einen starken Mann Dichtungen verfasse; wie will man, daß ein Architekt das seelische Leben seiner Kunden so genau kennen soll, daß er im stande ist, die Räume zu schaffen, in denen diese Menschen ihr Leben führen können.

Außer dem „Wiener Interieur" gab es noch einige gute Räume von Pospischil und Ungethüm. Die Interieure der staatlichen Kunstgewerbeschule bewiesen, daß man exakt arbeitet und moderne Absichten hat. Den besten Eindruck machten die Wiener und die Prager Schule.

Die Erkenntnis, für die wir der modernen Kunstgewerbebewegung dankbar sein müssen und die ja in keiner Stadt im Publikum so fest geworden ist wie in Wien, ist, daß jeder Mensch und jeder Stand seine Interieurs und seine Möbel haben müsse. Der Louis XVI.- und der Empire-Stil sind nicht an sich schlecht und für unsere Zeit unbrauchbar, sondern nur schlecht, wenn ihr Bewohner seinem Berufe und seiner Lebensführung nach zu den vergoldeten Möbeln und den überzarten Blumenständern und Glasschränken nicht paßt. Die Verlogenheit, die in dieser Art zu wohnen lag, und die materielle Unmöglichkeit, derartige Prunkmöbel aus echtem Material herzustellen, haben lange genug unserem Kunstgewerbe geschadet; die nächsten Jahre werden zeigen müssen, ob sich unsere Architekten an der heilsamen englischen Entwickelung ein Muster nehmen wollen, oder ob sie, der einen Gefahr des Tapeziererstils eben entronnen, blindlings der anderen, der allzu geistvollen und sinnigen Künstelei in die Arme laufen wollen.

Was man in der Pariser Ausstellung von amerikanischen Möbeln sah, das beschränkte sich auf die wohlbekannten Bureaumöbel. Daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika es nicht für notwendig gefunden hatten, Wohnmöbel auszustellen, sagte ja für die Kultur Amerikas genug. Trostlos sieht

es in Ungarn, Italien, Rußland, Spanien und den nordischen Ländern aus. Manchmal war ein Versuch zur Entwickelung eines vaterländischen Stils zu merken, immer aber war dieser mißlungen, niemals stand der Zweck eines Einrichtungsgegenstandes im richtigen Verhältnis zu seiner Form, Farbe und seinem dekorativen Schmuck.

* * *

In den Nippesschränken und auf den Salontischen unserer Wohnungen hat in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts neben antiquiertem echtem oder gefälschtem Porzellan die Bronze uneingeschränkt geherrscht. Alle Stilwandlungen von der Antike bis zum Barock, dem Empire und der Renaissance haben ihren unverkennbaren Einfluß auf die Stoffwahl und Komposition der französischen und Wiener Bronzen geübt. Als die Antike zu neuen Ehren in der Architektur kam, begannen auch die Italien-Reisenden wieder die Nachbildungen römischer Bronzen mit gefälschter Patina massenhaft in Deutschland einzuführen, und eine Zeitlang war die gewisse plastische Schönheit mit den tadellosen Formen, die in ausgestreckten Armen eine Blumenjardiniere trug, mißachtet. Allein noch jetzt lehrte ein Gang durch die Ausstellung echter und imitierter französischer Bronze, daß die Zeit der unkünstlerischen, schablonenmäßig gegossenen Bronze noch nicht vorbei ist. Technisch waren diese Stücke vielfach vollkommen. Die Jahrhunderte alte Ausübung dieser Kunst in Frankreich hat eben diesem Lande die Vorherrschaft wohl für ewige Zeiten gegeben. Die moderne Bewegung hat im Stande der Bronze-Industrie nichts Wesentliches geändert. Die großen Pariser Meister Vallgreen und Charpentier hatten im Palais des Beaux Arts ausgestellt; sie wollten mit der Industrie nichts zu thun haben. Das ist charakteristisch für den Stand der Bronzekunst überhaupt. Diese Meister glauben, daß es nur möglich sei, der Herrschaft der Schablone zu entrinnen, wenn jedes Werk nur in wenigen Exemplaren angefertigt wird. In der That fällt die Armut an Formen in keinem Zweige des Kunstgewerbes so auf wie in dem der



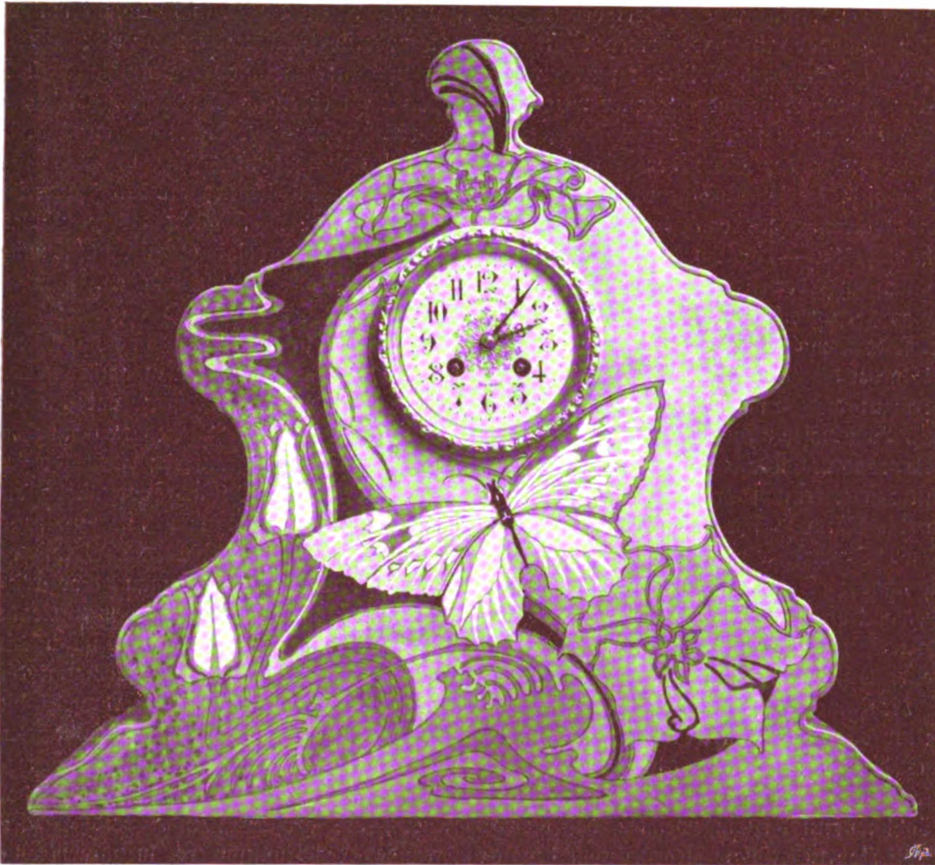
Vase vom Bildhauer H. Hidding (Berlin), ausgeführt von Bauer, Rosenthal u. Co.

Metallindustrien. Es hat sich hier ein mächtiger Gegensatz in der Qualität von Technik und Kunstinhalt ausgebildet. Wer die Traktate des Benvenuto Cellini liest, dessen vierhundertsten Geburtstag wir im letzten Herbst gefeiert haben, staunt, wie ausgebildet die Technik schon damals war, und seitdem ist in dieser Hinsicht viel geschehen. Allein noch immer begnügen sich die „Editeurs“ der Bronzen, blind dem Modegeschmack zu dienen. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie sich manchmal von Falguière oder von Fremiet ein Modell anfertigen lassen, das sie dann ins Unendliche vervielfältigen. Der einzige Erfolg der Moderne war, daß vielfach an Stelle der einen Schablone eine andere trat. Die schlanken und überschlanken Formen des Vallgreen werden nun von vielen Epigonen kopiert. An Attrappen für elektrisches Licht ebenso wie an Aschenschalen sieht man die knabenhaften Mädchengestalten immer und immer wieder in der nämlichen dekorativen Verwendung. Es ist merkwürdig, daß die Beleuchtungskörper für elektrisches Licht — auch in anderem Material als Bronze — durchweg schlecht sind. Nirgends ist noch die Harmonie zwischen Zweck und Form erreicht, und wiederum ergiebt sich ein lehrhaftes Gesetz für den dekorativen Künstler: die Schönheit erwächst aus der Zweckmäßigkeit, jedes Ding trägt in seinem Zweck die Ansätze zum organischen Schmuck; man bilde diese aus, statt äußerliches Ornament zu benützen.



Vase vom Bildhauer Ad. Oppel (Nürnberg), ausgeführt von Bauer, Rosenthal u. Co.

Unter den französischen Editeurs echter und imitierter Bronze wird man Thiebault, E. Blot, Soleau, Rolez und Goldscheider zu nennen haben. In Deutschland wird in dieser Hinsicht wenig geleistet; die Münchener „Vereinigten Werkstätten“ boten die einzigen guten Stücke. Dagegen muß die Überlegenheit der deutschen Eisenbearbeitung hervorgehoben werden. In Österreich fallen die vorzüglichen Werke von Aug. Förster (Wien) auf. Es ist hier nötig, auch die Künstler zu nennen: G. Gurschner und Tereszuk. Aus England war mit Ausnahme einiger vorzüglicher Beleuchtungskörper von Benson, den einzigen guten



Fayenceuhr von Rozenburg (Holland).

auf der ganzen Ausstellung, nichts da; Spanien war durch die technisch ausgezeichneten Arbeiten von Masriera y Campins (Barcelona) vertreten, die künstlerisch allerdings oft „vieux jeu“ sind.

In die Rechte der Bronze als Wohnungszierat ist im letzten Jahrzehnt wieder vielfach das Glas und das Porzellan getreten. Lange Zeit hatte die Produktion gestockt. Man begnügte sich, Antiquitäten zu sammeln, altes Meißener und Wiener Porzellan, von Sèvres gar nicht zu sprechen. Wie sehr man dabei die Fortentwickelung von Technik und künstlerischer Form vergaß, beweist am besten der Umstand, daß die altbewährte Wiener staatliche Porzellanfabrik aufgegeben wurde. Den nordischen Ländern haben wir die Renaissance des Porzellans zu danken. Man kennt die zarten, sparsam blau-weiß dekorierten Gefäße der Künstlerfamilie Heyder und der Kopenhagener Königlichen Manufaktur in Deutschland ja schon aus vielen Ausstellungen. Von diesen neuen Formen, neuen Farben und neuen technischen Verfahren haben Frankreich und Deutschland im letzten Jahrzehnt gelernt. Jahr für Jahr kommt aus dem Norden ein neuer Beweis des Gewerbefleißes, auch ein neuer Beweis hoher und subtiler Volkskultur.

Auch in Paris konnte man wieder neue Techniken kennen lernen. Da waren vor allem die Vasen mit Krystallschmuck. Der lustige Schmuck bestand aus unregelmäßigen Gruppen kleiner, zierlicher Krystalle unter der hellen Glasur. Dieser Schmuck giebt dem Gefäße den Reiz des Zufälligentstandenen, des Künstlerischen. Jeder fühlt gleich: die Maschine ist von dieser Erzeugung ausgeschlossen, solch ein Gefäß kann es nur in einem Exemplar geben. Und diese zwei Urteile als Maßstab des künstlerischen sowie des Liebhaberwertes für Objets d'art wer-

den immer häufiger. Der Wert der menschlichen Handarbeit wird immer höher geschätzt, gehämmertes Gold mit unregelmäßigen Kerbungen liebt der Kenner weit mehr als die glatte, maschinelle Bearbeitung. Und ebenso steigt der Wert der pièce unique. Man sieht die Reaktion gegen die Maschine. Die Gedanken des englischen Kunstphilosophen Ruskin — der Schweizer Adalbert von Haller und der Franzose Rousseau hatten sie ja schon weit früher formuliert — wirken selbst dort, wo sein Name noch unbekannt ist.

In der dänischen Abteilung fiel als weniger berühmt die Firma Bing u. Gröndahl auf (mit Reliefvasen neuer Art), aus Norwegen Rörstrand u. Gustafsberg. Alle diese Manufakturen erfreuten durch den engen Anschluß an die Natur. Hier gab es kein oberflächliches Ornament, keine schwächlichen Stilisierungen. Schön, wenn auch manchmal zu wenig kräftig waren die Farben, und die immer neuen Techniken bürgten für eine reiche künftige Entwickelung.

Die französische nationale Porzellanmanufaktur von Sèvres hat die Anregungen, die aus dem Norden kamen, gut genutzt. Der Pavillon von Sèvres war eine Überraschung. Wohl wußten die Eingeweihten, daß die vor zwölf Jahren erfolgte Regeneration der Fabrik einen großen Fortschritt bedeute. Doch konnte man nicht erwarten, daß sich Sèvres wieder mit einem gewaltigen Schritte an die Spitze der internationalen Porzellanindustrie stellen werde. Da sind vor allem zarte, figurale Biskuitfiguren von einer herrlichen Feinheit. Dann Vasen mit farbiger Malerei unter der Glasur in durchaus moderner, aparter und ausgeglichener Art. Dann neue Verwertungen des Krystalldekors und auch schöne Speiseschüsseln. Zu rühmen war in erster Linie die Gediegenheit der Ausarbeitung und die Sicherheit des Geschmackes. In diesem Pavillon gab es thatsächlich kein Stück, das man nicht in seinem Zimmer haben möchte.

Die deutschen staatlichen Anstalten vermochten den Wettbewerb mit Sèvres nicht überall auszuhalten. Sowohl die Berliner als die Meißener Fabrik versuchten allerdings neue Techniken: neben den bereits früher erwähnten besonders die Scharffeuertechnik und die Pâtemalerei in verschiedenen Farben. Allein die Dessins sind oft süßlich, das moderne Ornament zu äußerlich. Man hat zu lange gerastet. Deutschland und Österreich werden in Paris hoffentlich erkannt haben, was für die Porzellanindustrie noch alles zu thun ist.

Von privaten Firmen wäre aus Frankreich noch Naudot, der die allerdings kostspielige Specialität des porcelaine tendre mit Emailschmuck hat, aus Deutschland ein famoses Service von Schmuz-Baudis („Vereinigte Werkstätten") zu erwähnen. Was aus Österreich da war, verschweigt man am besten.

Neben der Porzellanindustrie hat sich die Kunsttöpferei im letzten Jahrzehnt einen hohen Rang erworben. Frankreich steht da in allererster Reihe. Da sind vor allem die mannigfachen Formen von Steingut und Steinzeug, z. B. das Grè flambé, wie es Lachenal und Delaherche macht, eine reizvolle, durch viele Farbennuancen wirkende Art von glasiertem Steingut. Dann die verschiedenen Formen von Emailüberzug; die Technik der coulure, des Überlaufes, die wiederum den Reiz des Zufälligen bewirken soll. In der Kunstkeramik tritt die Liebhaberei für seltsame Formen, das Spiel des Feuers, des größten Feindes und größten Freundes des Kunsttöpfers, in ihre Rechte. Die Maschine aber, die alles gleich macht und keine Unterschiede zuläßt, ist hier verdrängt. Jede Einkerbung, jede Furche entstammt dem Drucke des Fingers.

Von der deutschen Kunsttöpferei wären Prof. Länger in Karlsruhe und Mutze in Hamburg lobend zu nennen, von Österreich einige Erzeugnisse der Kunstgewerbeschulen, insbesondere der Teplitzer; von Ungarn die etwas brutalen, aber sicher wirkenden metallglänzenden Gefäße Zolnays.

In der Fayence-Industrie nimmt Amerika mit den Erzeugnissen der Rookwood Pottery Company und der Grueby Pottery Company den ersten Rang ein. Die Arbeiten der ersteren sind als naturalistisches Kunstgewerbe interessant. Der Schmuck ist fast durchweg Blumenornament in leuchtenden Farben (als Malerei unter der Glasur), manchmal auch als Relief. Der Beschauer freute sich an der Mannigfaltigkeit der Farbentöne. Die Grueby Pottery zeigte matte Emailglasur und strebte mehr nach Farebn-

wirkung. Auch hier machte sich die Liebhaberei für Handarbeit und die pièce unique bemerkbar.

Bei Besprechung der Keramikindustrie begegnen wir endlich auch Italien. Allein auch hier ist nur die Firma der Ceramice delle Arte in Florenz zu erwähnen. Diese Gesellschaft junger Künstler, an deren Spitze ein Amateur, der Conte Vincenzo Giustiniani, steht, hat das Bestreben, durch neue künstlerische Thätigkeit die alte Technik der italienischen Majolika neu zu beleben. Die nur Ansätze zu jener Kunst, die Gallé oder Tiffany auszeichnet. Jetzt in Paris hat man wieder einmal den heiligen Ernst beobachten können, der die Arbeitsweise Gallés adelt. Kein Glas kommt aus der Werkstatt dieses Mannes, das nicht durch seine eigene Hand gegangen wäre. Und Gallé ist ein Künstler. Doch ist ihm die Kunst nicht das Letzte. Er ist ein Jünger Ruskins. Er liebt die Kunst um der Natur willen. Und jedes Werk der Kunst ist ihm ein ethisches Mittel. Er hat in seinen Ziergläsern den Anschluß der



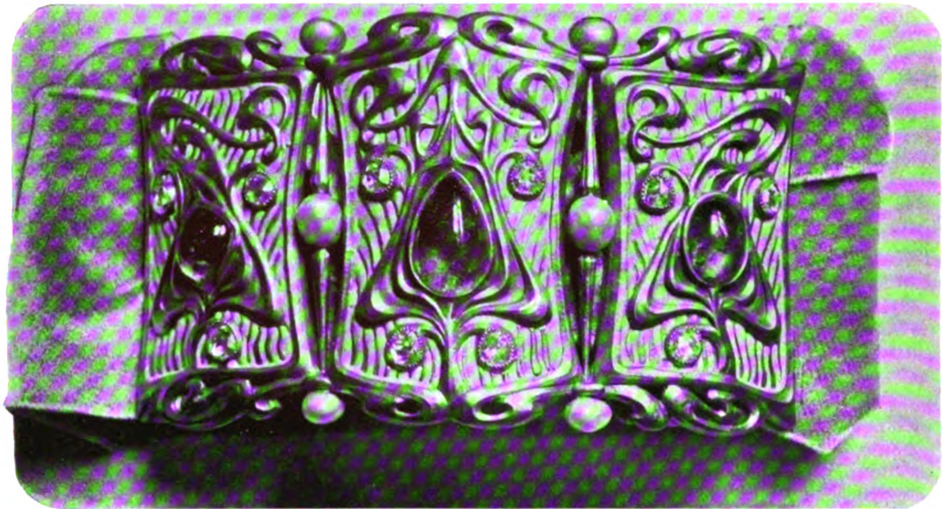
Krüge von den Ceramice delle Arte (Florenz).

Arbeiten, die man in Paris sah, versprachen viel. Sonst war die italienische Glas- und Keramikausstellung trostlos.

Ich muß nun noch einiges von der modernen Glaskunst sagen. Die Namen Gallé und Tiffany geben die beiden einzig bedeutenden Richtungen an. Beide Meister haben in Deutschland und Österreich Schüler und Nachahmer gefunden. Die Fabrik von Christian, Desiré u. Söhne macht Ziergläser in der Art Gallés, die R. von Spanns in Klostermühl arbeitet in der Manier Tiffanys. Fügt man noch hinzu, daß die Gläser des Radierers Köpping ebensogut sind wie in früheren Jahren, so hat man nichts Entwickelungsfähiges aus der Heimat anzumerken vergessen. Vergeblich sucht man auch Kunst an die Natur gesucht, damit auch die Besitzer seiner Werke den Weg zur Natur finden, diesen einzigen, heilsamen Weg zu der fruchtbaren Allmutter, Allernährerin.

Kein Zierglas verläßt die Werkstatt, ohne daß der Schöpfer ihm einen Spruch mitgegeben hat. Worte von Tennyson, von Swinburne, von Victor Hugo und von Goethe findet man auf diesen farbigen Gläsern, deren Schmuck stilisierte Blumen und Früchte, manchmal auch Landschaften aus geschnittenem Marqueterieglase bilden. Künstlerische Absicht und technische Vollkommenheit stehen bei Gallé auf gleicher Höhe.

In derselben Richtung wie Gallé arbeitet die Firma Daum Frères, ebenfalls in Nancy, deren lobenswerte Specialität die



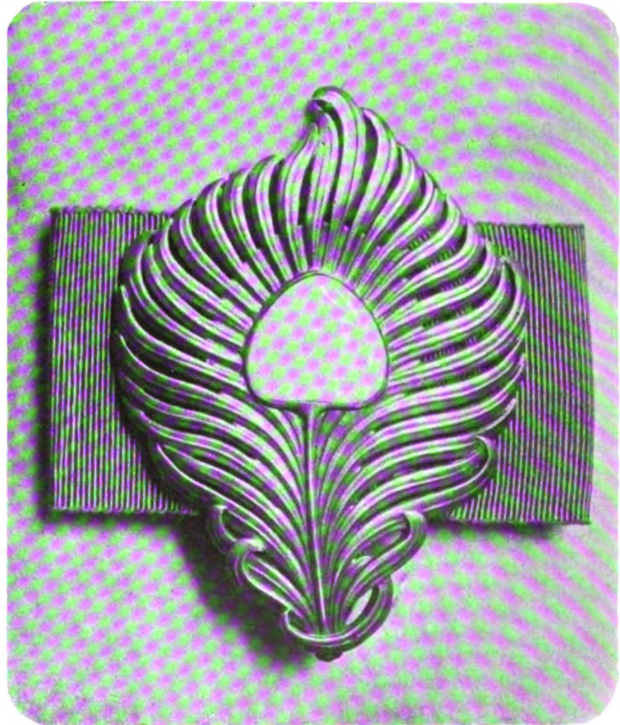
Gürtelschnalle von L'art nouveau (Maison Bing), Paris.

Anfertigung von Gebrauchsdingen (Lampen, Services ꝛc.) ist.

Über Tiffany ist für Deutsche wenig mehr zu sagen. Neu waren für die meisten deutschen Besucher die ausgezeichneten Glasfenster dieser Firma. Ein bemerkenswerter Versuch war auch der Auftrag von Email als Schmuck auf Glas. Unangenehm fiel dagegen der Mangel von gutem Nutzglas moderner Art auf. Kein Land hat da Bemerkenswertes geleistet. Hochstengelige Gläser, wie sie manche deutsche und österreichische Fabrik macht, scheinen die einzige Neuheit. Doch erinnert man sich bald, daß diese Neuheit eine Rückkehr zur Mode von Großvaters Zeit ist.

* * *

Der Clou der kunstgewerblichen Abteilung war die französische Schmuck-Ausstellung. Vollkommeneres als die Bijouterien von Lalique läßt sich nicht denken. Doch auch Feuillatré, Tetriger, L'art nouveau Bing und einige belgische Juweliere stehen auf einer bewunderungswürdigen Höhe. Mir ist in der That kein Superlativ stark genug zum Lobe dieser Arbeiten. Diese Agraffen, Rivieren, Gürtelschnallen aus glitzerndem Email und zartgeschnittenen, seltenen farbigen Steinen, merkwürdig zusammengehalten von goldigen und silbernen Linien, sind Kunstwerke wie irgend ein Bild, das Lichter und Farben wider=

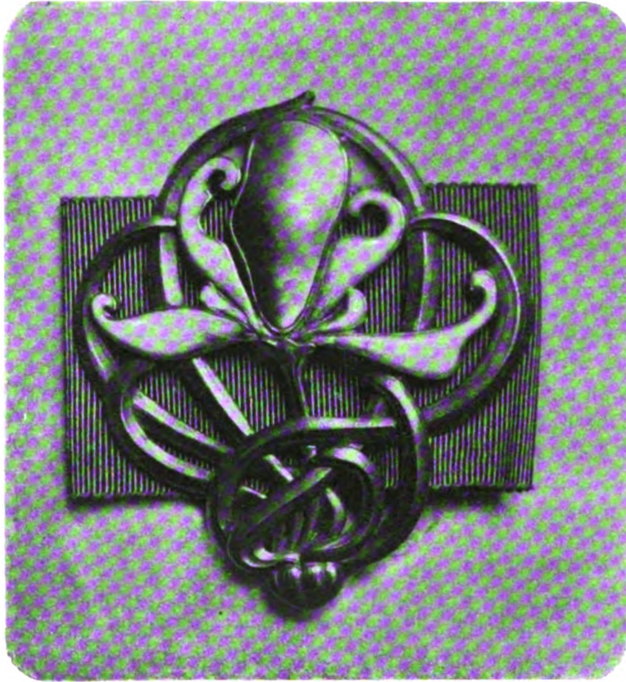


Gürtelschnalle von L'art nouveau (Paris).

spiegelt, oder wie ein Gedicht mit edlen, klingenden Reimen. Allerlei Stimmungen strömen aus den Vitrinen, die solchen Schmuck enthalten. Und man denkt daran, wie das im Glanz der Sonne sein muß, wenn eine schöne Frau die lichte, seidene Bluse mit einem hellen Gürtel schließt, der solch eine Emailschnalle trägt, und die Strahlen fangen sich in den Farben, werden widergespiegelt, und allerlei Reflexe entstehen ... Oder des Abends huschen die elektrischen Lichter über die weiße Haut eines Mädchens und werden festgehalten auf einem schmalen, zarten, blassen Schmuckbande aus merkwürdigem Gestein, Topas, Chrysopras, lichtem Bernstein, vielleicht gefaßt von einer Reihe ganz heller Korallen ... Denn die Brillanten, Diamanten und haselnußgroßen Perlen sind nicht mehr die einzige Frauensehnsucht. Lalique hat da eine förmliche Umwertung aller Werte vollbracht. Er hat sich von jener Wertschätzung, deren Ursachen Größe und Seltenheit des Vorkommens sind, frei gemacht. Er kennt nur einen Wert: den künstlerischen, nur eine Schönheit für den Schmuck: Harmonie der Farben und Linien.

Außer den französischen Juwelierwaren erregten noch die des Amerikaners Tiffany (des Vaters des Glaskünstlers) Aufmerksamkeit. Dieser Schmuck ist kondensiertes Geld. Viele große Steine werden aneinandergereiht, je mehr, desto besser, und schweres Gold bildet die Verbindung. Die Erinnerung an die Geldketten, die von den Fidji-Insulanern als einziger Körperschmuck getragen werden, drängte sich auf.

Es ist ein stattlicher Kulturgegensatz, den diese Verschiedenheit zwischen französischem und amerikanischem Damenschmuck zeigt. Die amerikanische Kultur erweist sich als eine vorherrschend materielle. Verstandesgründe und die Gesetze des Marktverkehrs regeln sogar die Schmuckformen. In Frankreich aber vernichtet man um eines schönen farbigen Glanzes, einer anmutigen Linie willen materielle Werte. Das ist das Werk der Frau. Man begreift manches vom französischen Leben, wenn man von den Vitrinen Laliques kommt und die fabelhaften Preise dieser künstlerischen Kleinodien erfahren hat. Das war auch so eine Lehre, die man von der Pariser Ausstellung mit nach Hause nahm.


Gürtelschnalle von L'art nouveau (Paris).





Friedrich Nietzsche.

Von

Otto Stock.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wer Nietzsche bis zu diesem Punkte seiner Gedankenentwicklung gefolgt ist, der versteht seinen Kampf gegen die Moral. Man mißversteht ihn vollständig, wenn man in dem Immoralismus den eigentlichen Kern und Nerv seines Denkens sieht und meint, damit habe der Philosoph seine letzte Absicht ausgesprochen und sein letztes Ziel erreicht. Dieser Immoralismus war ihm niemals mehr als Mittel zum Zweck, als eine Stufe, über die er aufwärts schritt zur Höhe.

Und ferner, man kann den Immoralismus Nietzsches für verkehrt halten, ja, ihn als gefährlich bekämpfen. Aber man wird doch zugeben können, daß er in einem bestimmten Sinne in der Konsequenz der Gesamttendenz Nietzsches lag und in eben diesem Sinne so gesund war wie die Tendenz selbst. Es handelt sich für Nietzsche um die Freiheit und Einheitlichkeit unserer Kultur; also muß alle Moral, die den Menschen irgendwie in Abhängigkeit versetzt, bekämpft werden. Es handelt sich um die Aufhebung des Gegensatzes von Natur und Kultur; die echte Kultur soll wieder aus der Natur des Menschengeschlechtes heraus erblühen wie einst die griechische Kultur aus der Natur der Hellenen; also muß alle Sittlichkeit, die die Natur befeindet oder beeinträchtigt, bis aufs Messer bekämpft werden.

Man muß sich klar machen, daß Nietzsche durchweg unsere altruistische und socialistische Moral vor Augen hat, wenn er der Moral jeden Wert abspricht. Diese Moral macht uns abhängig von dem ersten besten, von dem Nächsten und von der Gesamtheit; und eben darum ist es ein Widerspruch, von moralischer Kultur zu reden; diese Moral ist der Gegensatz aller wahren Kultur.

Wie steht es denn mit der Legitimation dieser Moral? Was berechtigt den anderen oder die Gesamtheit, bestimmte Leistungen von mir zu fordern? Die Antwort muß einfach lauten: nichts. Dem Anspruch der anderen steht der meinige gleichberechtigt gegenüber. Wo der Kulturzweck als der letzte und höchste Zweck proklamiert wird, da ist das souveräne Ich in den Mittelpunkt gestellt. Das Individuum will Kultur zunächst als seine Kultur. Es kann sich und seine Zwecke aus den sittlichen Beziehungen nicht ausschalten, so wenig wie jemand über seinen eigenen Schatten springen kann. Man kann vielleicht von mir Selbstüberwindung fordern im Namen eines höheren Zweckes. Aber wo ist denn der Zweck, den ich für den anderen oder für die anderen verwirklichen soll? Welches ist der Sinn des Wohls, das ich durch meine Nächstenliebe oder Menschenliebe fördern soll? Gestehen wir es nur, die rein altruistische Moral hat gar keinen inhaltlich bestimmten Zweck. Das Glück oder das Wohl des anderen ist kein solcher; es fehlt ja gerade die Bestimmung, worin die allgemeine Wohlfahrt besteht, wo die allgemeingültigen menschlichen Werte liegen, die ich zu erstreben und zu fördern habe ohne Rücksicht auf mich selbst. Das animalische Behagen am stumpfsinnigen Dahinleben und Zusammenleben ist doch wohl

kein Ziel, dem irgendwelche sittliche Erhabenheit zukäme. Ist etwa die Grundlage der altruistischen Moral zugleich ihr Ziel: öde Gleichmacherei? Aber dagegen lehnt sich alles gesunde aristokratische Gefühl in uns auf: die Individuen sind nicht gleich. Niemand soll uns die Thatsache der geistigen Rangverschiedenheiten aus der Welt lügen. Eine Moral, die das Problem der Rangordnung übersieht oder übersehen will, ist eben dadurch als unwahr widerlegt.

Was Nietzsche in dieser Richtung zur Kritik der altruistischen Ethik vorbringt, trifft das inhaltlich nicht bestimmte Princip der Nächstenliebe wie den modernen Standpunkt des Utilitarismus, der das größtmögliche Glück der möglichst großen Zahl als Princip des sittlichen Handelns aufstellt, vernichtend. Seine Satire gegen die Herdenmoral, gegen das allgemeine Grüne-Weide-Glück, d. h. gegen den öden Socialismus und Demokratismus der modernen Ethik ist nicht nur durchaus berechtigt, sie ist Nietzsche in unserer socialistisch infizierten Zeit geradezu als Verdienst anzurechnen. Wenn er Recht und Wert des Individuums mit schneidigen Waffen gegen alle Vergewaltigung auch auf sittlichem Gebiet verficht, so ist er gegen allen Socialismus hundertmal im Recht. Und wenn er gegen die socialistischen Tendenzen des Christentums, die heute vielfach einseitig vertreten werden, Stellung nimmt, so ist er nicht minder im Recht.

Mit dem Freiheitsgedanken hing aber unmittelbar zusammen der Kampf für das Recht des Natürlichen. Wie kann von freier Kultur gesprochen werden, wo jede natürliche Regung in Acht und Bann gethan wird, wo die natürlichen Triebe in Fesseln gelegt werden um der angeblichen Freiheit des Geistes willen! Die Lehre von dieser unserer höheren Natur und unseren höheren Zielen betrügt uns um die Einheitlichkeit und Natürlichkeit unseres Lebens. Alle Moral, die als Gegensatz gegen die Instinkte auftritt, als Humanität und Asketismus, ist nichts als Widernatur und muß als solche im Namen der echten Kultur bekämpft werden.

Alle Gesundheit hat Lebendigkeit und Kraft des Instinkts zur Voraussetzung. Auf der Möglichkeit der Vererbung der Errungenschaften der früheren als instinktmäßig sich geltend machenden Eigenschaften auf die spätere Generation beruht zugleich alle Aussicht auf Fortschritt des Menschengeschlechts. Die Bekämpfung der Instinkte vermindert somit die Lebensfähigkeit des einzelnen und verhindert den Fortschritt der Gesamtheit.

Und nun prüfe man die bisherige Kulturentwicklung unter diesem Gesichtspunkt. Sie steht durchweg unter dem Einfluß des christlichen Asketismus. Ihr einziges Ziel ist die Domesticierung, die Vergutmütigung der ursprünglichen Menschheitsbestie. Alle Domesticierung aber ist Bekämpfung der Instinkte und eben darum Verminderung der Vitalität. So steht die moderne Menschheit, dank ihrer christlich-asketischen Kultur, im Zeichen des Verfalls. „Die Instinkte bekämpfen müssen — das ist die Formel für décadence: solange das Leben aufsteigt, ist Glück gleich Instinkt.“

Wir haben erst damit den Punkt erreicht, an dem wir Nietzsches Haß gegen das Christentum ganz verstehen. Diese Religion ist ihm die Sanktion der Unfreiheit auf der einen, der Unnatur und Unwahrheit auf der anderen Seite. Man mag gegen Nietzsche einwenden, daß die Entwertung des Natürlichen und Irdischen, daß der Asketismus nicht notwendig zum Wesen des Christentums gehört, daß er nur im Katholicismus mit seiner Lehre von der zwiefachen Moral ein integrierendes Moment bildet. Man wird doch darüber hinaus wiederum zugeben müssen, daß das protestantische Christentum heute vielfach auch nach dieser Seite hin katholische Bahnen wandelt, und ferner wohl auch, daß die Neigung zum Asketismus dem Christentum von seiner orientalischen Heimat her immerhin anhaftet. Wir brauchen den Gegensatz des modernen, zumal des germanisch bestimmten Bewußtseins gegen diesen Asketismus nicht zu völliger Ablehnung des Christentums zu übertreiben. Es ist zu beklagen, daß Nietzsche sich dieser Übertreibung in leidenschaftlichem Fanatismus schuldig gemacht hat. Das darf uns aber nicht hindern, zu bekennen, daß Nietzsches Absicht durchaus redlich war. Sein Kampf gegen Unnatur und Unwahrheit auf sittlichem Gebiet kommt nicht nur der gesunden Entwicklung der Menschheit im allgemeinen, sondern auch im besonderen der Wiederauf-

rüttelung echt protestantischer Gesinnung in den breiten Massen zu gute.

Aber freilich, dicht neben dem Recht liegt bei Nietzsche überall das Unrecht. Sein Kampf für das Recht der Individualität führt ihn zum brutalsten Egoismus, sein Eintreten für das Recht des Natürlichen wird ihm unter den Händen zum cynischsten Hedonismus. Indem er seine bedingten Negationen überall zu unbedingten steigert, gelangt er zum ethischen Nihilismus und Anarchismus.

Er erklärt: „Eine altruistische Moral, eine Moral, bei der die Selbstsucht verkümmert, bleibt unter allen Umständen ein schlechtes Anzeichen. Dies gilt vom einzelnen, dies gilt namentlich von Völkern. Es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt. — — Nicht seinen Nutzen suchen — das ist bloß das moralische Feigenblatt für eine ganz andere, nämlich physiologische Thatsächlichkeit: ich weiß meinen Nutzen nicht mehr zu finden — — Disgregation der Instinkte."

So wird denn der Egoismus proklamiert, der nichts gelten läßt als den eigenen Willen zur Macht, der nichts weiß von Mitleid, ja dem das Wohlgefühl, seine Macht an einem Machtlosen unbedenklich auslassen zu dürfen, die Wollust de faire le mal pour le plaisir de le faire, der Genuß in der Vergewaltigung, die Grausamkeit ein Fest ist.

Von einem Recht der Masse auf Glück weiß Nietzsche danach natürlich nichts. Dem Recht der meisten stellt er seine „entzückende Gegenlosung vom Vorrecht der wenigsten" gegenüber. Aber wenn der Protest des geborenen Geistesaristokraten gegen den modernen Demokratismus und Socialismus an sich berechtigt und verdienstlich ist, so ist seine summarische Abfertigung der Arbeiterfrage doch durchaus unzulänglich und dem thatsächlichen moralischen Gefühl widersprechend. Er schreibt: „Die Dummheit, im Grunde die Instinkt-Entartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage giebt. Über gewisse Dinge fragt man nicht. — — Will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht."

Und daneben tritt ein Hedonismus, der insofern den antiken hinter sich läßt, als er schließlich das Geistige ganz entwertet. Wir hören: „Die ritterlich-aristokratischen Werturteile haben zu ihrer Voraussetzung eine mächtige Leiblichkeit, eine blühende, reiche, selbst überschäumende Gesundheit, samt dem, was deren Erhaltung bedingt, Krieg, Abenteuer, Jagd, Tanz, Kampfspiele und alles überhaupt, was starkes, freies, frohgemutes Handeln in sich schließt." Aber wir hören bald weiter: „Die Schwachen haben mehr Geist (als die Starken). Man muß Geist nötig haben, um Geist zu bekommen — man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nötig hat. Wer die Stärke hat, entschlägt sich des Geistes."

So wundern wir uns kaum noch, wenn Nietzsche in dem Verbrecher den „Typus des starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen", einen „krank gemachten starken Menschen" sieht, wenn er Napoleon und Cesare Borgia als glanzvolle Beispiele des Triumphes solcher Menschen über die Gesellschaft feiert. Der Immoralismus als Gegensatz gegen alle Moral wird mit der Formel jenes unbesiegbaren Assassinenordens proklamiert, auf den die Kreuzfahrer im Orient stießen: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt."

Der Philosoph war ausgezogen, mit heiligem Eifer unsere heutige Kultur zu richten und zu berichtigen. Jetzt sehen wir den Propheten in die Wüste gehen, wo er Visionen und Versuchungen hat, denen sein Geist nicht zu widerstehen vermag. Nietzsche hatte an entscheidender Wegkreuzung den rechten Pfad verfehlt. Nun neigte seine Bahn sich abwärts, statt, wie er vermeinte, aufwärts zu führen zur Höhe.

Was Nietzsches Fragestellung auf dem Gebiete der Moral bedeutete, das war in der Sprache der Philosophie die Abwehr der Heteronomie in jedem Sinne, d. h. irgendwelcher für uns äußeren Gesetzgebung, der berechtigte Gedanke, daß der Mensch nur sich selbst gehorchen, nur die eigenen Gesetze als verbindlich anerkennen könne. Alle äußeren Zwecksetzungen sind für den reifen Menschen etwas seiner Natur Fremdes, also Unnatürliches, und da sie ihre Einheit nur in dem Willen eines anderen Ich haben, etwas an und für sich Zusammenhangloses. Mit Rücksicht auf die Natürlichkeit und Einheitlichkeit der echten Bildung muß also in der

That jede moralische Heteronomie abgelehnt werden. Aber die Freiheit des Subjekts war richtig zu würdigen nur in Zusammenhang mit der Thatsache der sittlichen Gebundenheit. Die Parole durfte wiederum nur lauten: Autonomie, nicht Anomie. Wurde jede äußere Gesetzgebung abgelehnt, so blieb doch die Möglichkeit, daß mit dem Wesen des Bewußtseins allgemeingültige und notwendige Werte und Zwecke gesetzt sind, die als solche über den Boden des rein Individuellen und Egoistischen hinausführen. Hier hätte Nietzsche an Kant anknüpfen müssen, aber leider hat er — hier rächt sich sein Dilettantismus — den tiefen Sinn der Kantischen Kritik nie verstanden. Was er über Kant gesagt hat, fällt um seinetwillen besser der Vergessenheit anheim. Es wäre ihm unmöglich über die Lippen gekommen, hätte er den großen Gedanken, das Menschenbewußtsein selbst als Maß und Gesetz der äußeren und inneren Welt zu begreifen, auch nur zu fassen vermocht.

An der Thatsache der sittlichen Gebundenheit, die ihm anscheinend im Wege stand, ist der Philosoph Nietzsche zum Dichter und Propheten geworden. Er vermag diese Thatsache mit seiner Freiheitslehre nicht in Einklang zu bringen, also muß sie weggedeutet werden. Dazu sind dem Feind der Geschichte die Waffen der historisch-psychologischen Analyse gut genug. Nur schade, daß ihm die historische Ableitung unter den Händen zur Geschichtskonstruktion wurde, auf der hier so wenig, wie sonst, irgend ein Segen geruht hat. Die Unabhängigkeit der Gesetze (nicht des Inhalts!) unseres Bewußtseins von irgendwelchen Bedingungen historischer Entwicklung spottet eben jeder geschichtlichen Ableitung.

Nietzsche hatte vor seinen positivistischen Lehrern die Einsicht voraus, daß die restlose Erklärung eines Satzes oder Gesetzes aus geschichtlichen Bedingungen, die in der Gegenwart nicht mehr wirksam sind, Geltung und Verbindlichkeit desselben für uns aufhebt. Aber umgekehrt fehlt es ihm an der Einsicht, die jene vielfach haben und mit der sie ringen, daß die Thatsache der unbedingten Geltung und Verbindlichkeit der sittlichen Forderungen trotz allem unverrückt feststeht und feststehen bleibt. Er empfand den Positivismus mit Recht als eine Halbheit. Hätte er jene beiden Einsichten vereinigt, so hätte er nicht nur diese Halbheit, sondern auch den extremen Nihilismus überwunden, dem er nunmehr verfiel. Er hätte eingesehen, daß jede historische Ableitung an dem Felsen der Unbedingtheit und Allgemeingültigkeit des Sittengesetzes zerschellt.

Überall da, wo Nietzsches Immoralismus als das Hauptstück seines Denkens angesehen wird, muß natürlich der geschichtsphilosophische Unterbau entsprechend betont werden. Thatsächlich liegt hier seine Hauptschwäche. Ein Blick auf den sittlichen Thatbestand kennzeichnet diese Aufstellungen als „sociologischen Roman“, mit dem die Kritik im einzelnen sich gar nicht ernstlich befassen kann.

Nietzsche leugnet nicht nur jede Entwicklung des sittlichen Bewußtseins der Menschheit im Sinne des Fortschritts; er will uns weismachen, unsere gesamte Moral gehe zurück auf einen großen Sündenfall, der uns um die Unschuld des ursprünglichen Immoralismus betrogen hat. Am Anfang war der Immoralismus, der in Zukunft wieder sein wird. Er stellt die ursprüngliche Wertungsweise dar, nämlich die des gesunden und starken Menschen, in dem der Wille zur Macht, das geheimnisvolle Wesen alles Lebens ungebrochen zur Erscheinung kommt. Der Starke schätzt sich und seinesgleichen als „gut“, die Schwachen, von ihm Besiegten als „schlecht“ ein. Das war die einzige Wertunterscheidung aller vornehmen Rassen, die den Begriff „Barbar“ auf den Spuren hinterlassen haben, wo sie gegangen sind.

Leider ist dem Geschichtschreiber Nietzsche aber das eigentümliche Mißgeschick begegnet, das meines Wissens noch gar nicht genügend beachtet ist, daß er die angeblich ursprüngliche „Herrenmoral“ nur als eine Reaktion gegen vorhandene sociale Gesetze darzustellen vermag.

Er plaudert unbefangen aus: „Die Angehörigen jener Barbarenrassen genießen in der Fremde die Freiheit von allem socialen Zwang, sie halten sich in der Wildnis schadlos für die Spannung, welche eine lange Einschließung und Einfriedigung in den Frieden der Gemeinschaft giebt, sie treten in die Unschuld des Raubtiergewissens zurück als frohlockende Ungeheuer, welche vielleicht von einer scheußlichen Abfolge von Mord,

Niederbrennung, Schändung, Folterung mit einem Übermute und seelischen Gleichgewichte davongehen, wie als ob nur ein Studentenstreich vollbracht sei, überzeugt davon, daß die Dichter für lange nun wieder etwas zu singen und zu rühmen haben. Auf dem Grunde aller dieser vornehmen Rassen ist das Raubtier, die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie nicht zu verkennen; es bedarf für diesen verborgenen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Tier muß wieder heraus, muß wieder in die Wildnis zurück."

Darin ist ganz richtig zugestanden, wenn es auch nicht beabsichtigt ist, daß jeder praktische Immoralismus immer einen Rückfall in die Tierheit bedeutet, über die uns die beginnende menschlich-sittliche Entwicklung von Anfang an principiell erhoben hat. Jedenfalls ist unbewußt irgendwelche Moralität im gewöhnlichen Sinne zu Anfang der Kulturentwicklung und unabhängig von allen christlichen Einflüssen gesetzt. Die moralische Wertunterscheidung mußte stillschweigend als die ursprüngliche anerkannt werden, weil sie mit dem Wesen des Menschenbewußtseins überhaupt gesetzt ist.

Und trotzdem soll dann alle moralische Wertung erst aus dem Gegensatz gegen jene aristokratische Herrenmoral entstanden sein. Die Schwächeren, die zu Boden Getretenen haben sich nach Nietzsche in der Moral im engeren Sinn die Waffe geschaffen, mit der sie den Kampf gegen ihre Herren in anderer Weise wieder aufnehmen. Hier kommen die Eigenschaften zur Geltung, welche dazu dienen, den Leidenden das Dasein zu erleichtern; hier kommt das Mitleiden, die gefällige, hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demut, die Freundlichkeit zu Ehren — denn das sind hier die nützlichen Eigenschaften und beinahe das einzige Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Die Sklavenmoral ist wesentlich Nützlichkeitsmoral. Hier ist der Herd für die Entstehung jenes berühmten Gegensatzes von „gut" und „böse". Die Moral im gewöhnlichen Verstande, d. h. die Moral schlechthin, ist somit das Werk einer inferioren Menschheitsklasse, die sich eben mit diesem Werk heimtückisch an ihren Unterdrückern gerächt und sie langsam niedergezwungen hat.

Die Führung in diesem Kampfe hat die priesterliche Kaste übernommen, die sich von der höchsten Kaste abzweigt, dann aber sich ganz auf die Seite der Unterdrückten geschlagen hat. Und die Führung des Sklaventums überhaupt hat das priesterliche Volk der Juden übernommen, „das sich an seinen Feinden und Überwältigern zuletzt nur durch eine radikale Umwertung von deren Werten, also durch einen Akt der geistigsten Rache Genugthuung zu verschaffen wußte." Mit den Juden beginnt der Sklavenaufstand in der Moral: „jener Aufstand, welcher eine zweitausendjährige Geschichte hinter sich hat und der uns heute nur deshalb aus den Augen gerückt ist, weil er — siegreich gewesen ist." Die Wertungsweise der Sklavenmoral ist diejenige, die die Menschheitsentwicklung zu ihrem Schaden beherrscht hat: der Mensch ist langsam gezähmt und damit seinem Verfall entgegengeführt.

Könnte man wirklich all diese Fiktionen als bare Münze hinnehmen, so würden sich für Nietzsche immer noch unüberwindliche Schwierigkeiten ergeben. Zunächst würde man vom Standpunkt der Entwicklungstheorie, zu der sich doch Nietzsche, der Apostel der Übermenschenzüchtung, bekennt, fragen müssen: Wenn die Moral doch nur dem Verfall der Art dient, wie konnte sie auf dem Wege der Vererbung inventarisiert werden, da doch das Gesetz der Entwicklung gerade das ist, daß alle der Entwicklung und Förderung der Art günstigen Eigenschaften vererbt, die gegenteiligen ausgetilgt werden? Oder aber, wenn es mit dem Pessimismus, der in der Beurteilung der bisherigen Entwicklung zu Tage tritt, Ernst sein soll: wie ist es möglich, an Änderung und Besserung zu glauben? War die bisherige Entwicklung Naturnotwendigkeit, wie läßt sie sich abbrechen, wie der Lauf ändern? „Eine Rückbildung, eine Umkehr in irgendwelchem Sinn und Grade ist gar nicht möglich," sagt Nietzsche, und dennoch ist, was er positiv fordert, nichts anderes. So gewiß aber der Pädagoge Thorheit predigen würde, der uns die Rückkehr ins Paradies der Kindheit empfehlen wollte mit all seiner Unreife und Unart, bloß um damit die Unschuld, d. h. die sittliche Unselbständigkeit und Unverantwortlichkeit zurückzugewin-

nen: so gewiß predigt der Prophet uns Afterweisheit, der uns von der Stufe der gereiften sittlichen Erkenntnis, mag sie auch inhaltlich noch so oft fehlgehen und weiteren Fortschritts bedürftig sein, zurückrufen will nicht nur auf die Stufe der Kindheit der Menschheit, die den Sieg über die Tierheit praktisch immer wieder neu zu gewinnen und zu sichern hatte, sondern sogar auf das Niveau der Tierheit, bloß weil hier der Kampf noch gar nicht begonnen hatte. Schade, der Mann, der den Wert von Kampf und Kampfesstärke so begeistert zu preisen wußte, hat die Sittlichkeit als Kampf und Sieg nicht begriffen. Der Gedanke, daß alle wahre Macht, auch die über andere, die Macht über sich selbst fordert, blieb, wenn nicht unverstanden, doch unfruchtbar.

* * *

Der Prophetenweisheit letzter Schluß scheint das vollkommene moralische Chaos, scheint die Negation aller Gebundenheit, innerer wie äußerer, die Aufhebung aller Werte und Zwecke zu sein. Und dennoch, wer da glauben wollte, Nietzsche habe hier sein Ziel erreicht, der würde ihm bitter unrecht thun. Wer die Grundtendenz seines Denkens verstanden hat, der weiß, daß Nietzsche recht hat, wenn er all jene Negationen als Stufen bezeichnet, über die sein Fuß dahinschritt, auf denen er aber nicht ruhen blieb und nicht ruhen bleiben durfte. Seine wesentlich negative Stellungnahme zur gegebenen Religion und Moral war doch nur die Kehrseite seiner Richtung auf die reine Innerlichkeit, eine Konsequenz dieser Grundrichtung, die er mit den edelsten Vorkämpfern des Rechts des Individuums gegen Vergewaltigung von außen, z. B. mit Luther, in gewissem Sinne auch mit Paulus und Christus teilt. Und so begreift man den Unmut der Verehrer und Jünger, wenn ihr Meister immer wieder kurzerhand als Immoralist und geistiger Anarchist abgethan wird. Vor einer solchen Auffassung sollte Nietzsche allerdings schon seine ganze durchgeistigte und durchsittlichte Persönlichkeit schützen. Davor sollten ihn zahlreiche Äußerungen bewahren, in denen er klar ausspricht, daß sein Kampf der bisherigen Knechtsmoral gilt, an deren Stelle er die Selbstherrlichkeit der freien, geistig vornehmen Persönlichkeit setzen will.

Man mag immerhin die positive Verkündigung des Propheten für Pseudoprophetie halten: man darf sie doch nicht ignorieren, wenn man Nietzsche gerecht werden will. Freilich um Prophetie handelt es sich, nach Form und Inhalt. Gerade, wo es sich um den positiven Gehalt seiner Lehre handelt, da weicht die Sprache des Philosophen ganz der begeisterten Rede des Dichters. Der Inhalt selbst wendet sich unmittelbar an unser Herz. Nichts von Begründung und Beweis! Die Offenbarung soll unser Herz erleuchten und erwärmen mit derselben Kraft, mit der sie das Herz des Propheten ergriffen hat, und so unmittelbar fruchtbar werden. Wo der erzürnte Prophet Götzenbilder und Heiligtümer zertrümmert hatte, da richtet nun der begeisterte Seher neue Zeichen auf und stiftet neue Mysterien. Er predigt die neue Zarathustra-Religion, das Evangelium vom Übermenschen und die Offenbarung von der ewigen Wiederkunft.

Es ist bequem, diese Prophetien aus dem Gebiet der Wissenschaft einfach auszuweisen. Man vergesse doch nicht, daß des öfteren die Wahrheit im Gewand der Dichtung aufgetreten ist. Und mag man Platos Ideenlehre nun als Wahrheit gelten lassen oder nicht, jedenfalls gab sie sich in der Form als Dichtung, und sie hat nicht nur ihre anerkannte Stelle in der Geschichte der Philosophie, sie hat in der Geschichte der Menschheitskultur eine entscheidende Rolle gespielt. Der Charakter der positiven Lehre Nietzsches als Dichtung und Prophetie befreit uns also nicht von der Aufgabe, auch hier nach dem Wahrheitsgehalt zu fragen. Vielleicht steckt doch ein gesunder Kern in der phantastischen Hülle, den es sich lohnt, herauszuschälen. —

Die Gegenwart ist hoffnungslos. Der Verfall der Menschheit ist vollständig. Sie ist von ihrer sogenannten Kultur betrogen und verdorben. Das Ergebnis ist ein entartetes Zwerg- und Knechtsgeschlecht ohne Saft und Kraft. Aber derselbe Prophet, der ingrimmig diesem Gezücht immer wieder den Spiegel vorhält, der es straft und züchtigt, der will doch sein Volk auch wieder trösten und aufrichten. Seine Phantasie, die sich über alle räumlich-zeitlichen

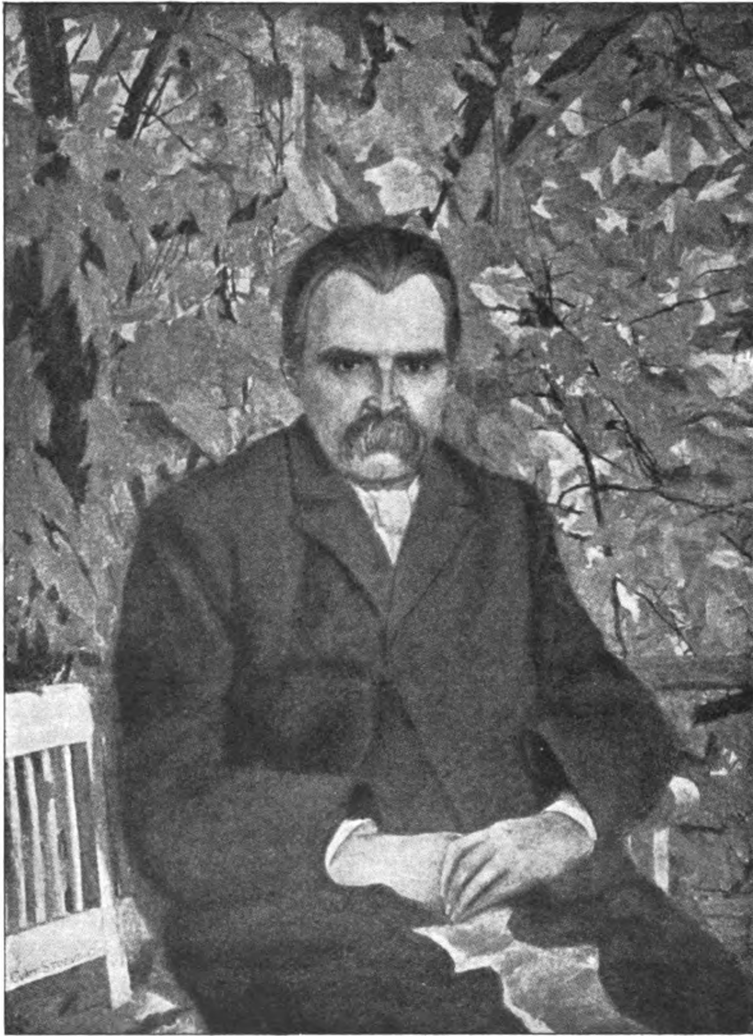
Bedingungen hinweggesetzt, projiziert das Ideal von Größe und Stärke, Freiheit und Macht, das er in der Vergangenheit entdeckt zu haben glaubt, in die Zukunft. Einst werden wieder solche Götter, solche höheren Menschen auf Erden wandeln: wohlan, es gilt, alles, sein ganzes Leben, das sonst keinen Wert hat, einzusetzen, damit das Ideal wieder Wirklichkeit wird, damit der Übermensch oder die wenigen Übermenschen erscheinen, um deren willen die Völker da sind, ja die Menschheit da ist. Das heutige am Boden kriechende Geschlecht, das nicht los kann vom Staube, soll allmählich sich aufrichten, indem es den Blick zum Ideal aufhebt. Und wenn ihm selbst bisher der Sinn der Erde verschlossen gewesen ist, so soll es ihn jetzt, nachdem Prophetenweisheit ihn erschlossen, als kostbares Vermächtnis den Nachkommen überliefern, daß der Gedanke fortwirkt von Geschlecht zu Geschlecht und allmählich die Menschheit hinaufhebt zur Höhe. „Unerschöpft und unentdeckt ist immer noch Mensch und Menschen-Erde. — In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber; in weite Fernen will es blicken und hinaus nach seligen Schönheiten. Steigen will das Leben und sich steigend überwinden. — Ich wandle unter Menschen als den Bruchstücken der Zukunft, jener Zukunft, die ich schaue. — Euer Kinder Land sollt ihr lieben — das unentdeckte im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel setzen und suchen! — O, welche vielen Meere rings um mich, welch dämmernde Menschen-Zukünfte! — Wie vieles ist noch möglich! — Des Menschen Fernstes, Tiefstes, Sternen-Höchstes, — seine ungeheure Kraft!"

Das sind begeisterte, das sind begeisternde Prophetenworte, mit denen uns der Priester des Ideals der Höherzüchtung der Menschheit den flammenden Brand in die Seele schleudert. Wo dieser Brand zündet, da wird das kleinlich Selbstische, das Unreine, so vertraut er, von heiligem Feuer verzehrt. Alle Schlacken werden ausgeschieden, und die neue geläuterte Physis erscheint in einem Glanze, der für die Zukunft der Menschheit neue Hoffnung giebt.

Und siehe da, dem Seher, dessen hoffnungstrunkenes Auge sich in ferne Zukunft verloren, weitet sich plötzlich der Blick und schweift hinüber in die Unendlichkeit. Die Stunde ist gekommen, wo ihm der schicksalsschwere Gedanke aufdämmert von der ewigen Wiederkunft aller Dinge. Wieder einmal ist es Mittag geworden für die Menschheit. Das Bewußtsein von jenem ewigen Kreislauf in der Seele des Propheten bezeichnet die Höhe des Tages, nicht nur seines Tages, auch der Menschheit, für die durch ihn das volle Licht der Erkenntnis den geheimnisvollen Sinn des Weltgeschehens enthüllt.

Wir müssen das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben drücken, um ihm Schwere zu geben. „Der religiöse Glaube nimmt ab, und der Mensch lernt sich als flüchtig begreifen und als unwesentlich, er wird endlich dabei schwach; er übt sich nicht so im Erstreben, Ertragen, er will den gegenwärtigen Genuß, er macht sich's leicht — und viel Geist verwendet er vielleicht dabei." Da soll ihm das Donnerwort die Seele erschüttern: „Mensch! Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen — eine große Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislauf der Welt wieder zusammenkommen. Und dann findest du jeden Schmerz und jede Lust und jeden Freund und Feind und jede Hoffnung und jeden Irrtum und jeden Grashalm und jeden Sonnenblick wieder, den ganzen Zusammenhang aller Dinge. Dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder." — „Dies Leben dein ewiges Leben!"

Schon als bloße Möglichkeit muß dieser Gedanke den Menschen in der Tiefe bewegen. Wenn wir ihn uns als feste Überzeugung einverleiben, so wird er uns völlig verwandeln. „Die Frage bei allem, was du thun willst: ‚ist es so, daß ich es unzählige Male thun will?', ist das größte Schwergewicht." Es gilt in jedem Augenblick so zu leben, daß du nochmals leben willst und in Ewigkeit so leben willst, denn — du wirst es jedenfalls. Du darfst deinem Leben einen Inhalt geben, welchen du willst, aber vergiß nicht, daß du für die Ewigkeit handelst. Deine Liebe zum Leben muß sich in jenem Inhalt einen Gegenstand schaffen, der deine Seligkeit bedeutet für die Ewigkeit, damit



Friedrich Nietzsche. Nach dem Gemälde von Curt Stoeving.
(Aus der Zeitschrift „Pan“; Verlag von F. Fontane u. Co. in Berlin.)

du nicht — ein unselig Liebender bist für die Ewigkeit. —

Sicherlich, der Gedanke der ewigen Wiederkunft ist ein gewaltiger, der wohl geeignet wäre, pädagogisch auf die Menschheit einzuwirken. Aber immerhin kann die besonnene pädagogische Arbeit sich nur auf Thatsachen, nicht auf Möglichkeiten stützen. Wie ist es um die thatsächliche Grundlage jenes Gedankens bestellt? Nietzsche behauptet, das Maß der Allkraft sei bestimmt, nichts Unendliches, folglich auch die Zahl der Lagen, Veränderungen, Kombinationen und Entwicklungen dieser Kraft zwar ungeheuer groß, aber jedenfalls auch bestimmt und nicht unendlich; dagegen sei die Zeit, in der das All seine Kraft übt, unendlich. Mithin müssen in der Gegenwart schon alle möglichen Veränderungen dagewesen sein; die augenblickliche Entwicklung ist bereits Wiederholung, und alle folgende wird es um so mehr sein. „Es giebt nicht unendlich neue Veränderungen, sondern ein Kreislauf von bestimmter Zahl derselben spielt sich wieder und wieder ab: die Thätigkeit ist ewig, die Zahl der Produkte und Kraftlagen endlich.“

Nun geht es doch wohl nicht gut an, die „Allkraft“ etwa als einen Würfelspieler zu denken, der die Zahl der Würfe doch einmal erschöpft haben müsse, so daß nachher nur

Wiederholung möglich ist, wobei ja die Wiederholung derselben Reihenfolge noch gar nicht in Frage kommt. Ist das Wirken der Allkraft an Atome und Atomumlagerungen gebunden, so ist gar nicht abzusehen, warum dem Räumlichen nicht ebenso Unendlichkeit zugestanden werden soll wie dem Zeitlichen, d. h. also auch die Zahl der Produkte genau so unendlich zu denken sein soll wie die Produktion.

Handelt es sich aber in der Lehre von der ewigen Wiederkunft um einen religiösen Glauben nicht mehr, so wird seine praktische Wirksamkeit von den Bedingungen, die er im Gemüt des einzelnen antrifft, abhängig sein. Von einer Wirkungsmöglichkeit kann aber schlechterdings keine Rede sein, wo das Kausalitätsprincip auf dem Gebiet des Wollens im Sinne einer mechanischen Notwendigkeit verstanden, der Determinismus zum Fatalismus verkehrt ist, wie das bei Nietzsche der Fall ist. Er kennt nicht das durch Motive notwendig bestimmte, aber doch die Motive unterscheidende Subjekt, sondern nur den physiologischen Mechanismus, der auf den Reiz reagiert. Und wenn er daran erinnert, daß Gedanke und Glaube unser Wollen beeinflussen gerade so wie Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft, so hat er zwar recht, aber er setzt sich in Widerspruch mit seiner sonstigen Psychologie. Genau so wie die schroffe Prädestinationslehre in der Religionsgeschichte die Freiheit des sittlichen Thuns, damit aber sogar auch den Wert des Glaubens in Frage stellte, genau ebenso macht Nietzsches mechanistischer Determinismus jede rein geistige Beeinflussung der Maschine Mensch undenkbar.

Zugegeben aber, daß nach Korrektur dieses Fehlers der Gedanke der ewigen Wiederkunft als mystischer Glaube wirksam werden könnte, in welcher Richtung würde er wirken sollen? Anscheinend soll hier zunächst der Individualität diskretionäre Befugnis zugestanden werden. Es heißt: „Wem das Streben das höchste Gefühl giebt, der strebe; wem Ruhen das höchste Gefühl giebt, der ruhe; wem Einordnung, Folgen, Gehorsam das höchste Gefühl giebt, der gehorche. Nur möge er bewußt darüber werden, was ihm das höchste Gefühl giebt, und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit!" Aber dann dürfen wir uns ja doch wohl daran erinnern, wie trostlos Nietzsche die bisherige Entwicklung der Menschheit beurteilt, so trostlos, daß für uns alle Werte endgültig verloren sind, daß alles Streben und Zwecksetzen für uns nur noch Sinn hat im Hinblick auf andere, zukünftige. Soll denn nun die neue Religion von uns die ungeheure Entsagung fordern, daß wir für alle Ewigkeit arbeiten für andere? Mutet uns das der Mann zu, der alle Askese so unerbittlich bekämpft? Was soll uns denn veranlassen, für uns selbst so völlig zu resignieren? Wie kann man uns einen Fremdwert aufdrängen wollen, der in alle Ewigkeit hinein keinen Eigenwert darstellen wird? Oder welche mystische Erweiterung der Kindesliebe wird uns hier zugemutet?

Und ferner, wenn Generation auf Generation für die Zukunft lebt und strebt, sich aufopfert, um das Ideal des Menschen, den Übermenschen heraufzuführen: wer entscheidet denn endlich darüber, ob das Ziel erreicht ist? Welche Instanz befindet über das Verhältnis des einzelnen zum Übermenschen, unter Umständen seine Wesensgleichheit? Keine Frage: das souveräne Individuum selbst. Und da kommt natürlich alles auf den Maßstab an, an dem Abstand oder Verwandtschaft, Verschiedenheit oder Gleichheit gemessen wird. Mit anderen Worten: die Gefahr, daß der einzelne sich ohne Grund für eine Herrennatur und für einen Übermenschen hält und überschätzt, vielleicht ohne das nötige „Schwergewicht", kann nur abgewehrt werden durch eine klare, objektive Bestimmung des Ideals nach seinem wesentlichen Inhalt.

Es hilft alles nichts, Nietzsche muß uns Rede und Antwort stehen auf die Frage nach dem positiven Inhalt seines Kulturideals. Sein Gedankengang macht diese Frage unausweichlich, wenn auch die prophetische Ekstase sie verschleiert. Aber es muß nun gesagt werden: wir suchen vergeblich nach einer ausreichenden Antwort bei Nietzsche; er hat keine. Das einzige, was durch allen mystischen Nebel hindurchschimmert, ist, wenn wir von Negationen absehen, die Betonung des physiologisch Gesunden, ein ergreifender Ausdruck der Thatsache, daß dieser Mann das kostbare Gut der Kraft und Gesundheit schmerzlich entbehren mußte,

daß er sich den größten Teil seines Lebens mit einem siechen Körper hat herumschlagen müssen, dem er jede geistige Leistung mit gewaltiger sittlicher Anspannung abgerungen hat, aber freilich trotz alledem eine Einseitigkeit, die das Verständnis für rein geistige Werte in gefährlicher Weise beeinträchtigt.

Offenbar hat Nietzsche gemeint, daß Gesundheit und Kraft des Geistes mit der physischen Gesundheit und Kraft ohne weiteres gesetzt sind. Er will ja den Menschen nicht in zwei Stücke zerreißen lassen; er will ihn als einheitliche φύσις verstehen. Gerade in dieser ungeteilten Einheit und Kraft aller natürlichen Lebensäußerungen sieht er sein Kulturideal. Aber so gewiß damit ein wertvoller Gedanke, gerade für unsere Zeit, ausgesprochen ist, so gewiß ist damit doch das menschliche Geistesleben in seiner Besonderheit nicht bezeichnet; seine Entwicklung auf Grund seiner eigentümlichen Gesetzmäßigkeit kommt gar nicht in Frage. Wenn uns aber die Höherzüchtung des Typus Mensch als Ziel für das sittliche Streben des einzelnen wie für die Kulturarbeit bezeichnet wird, so muß doch dieser Typus ausreichend charakterisiert sein. Das ist indessen nicht geschehen. Der Mensch kommt als rein physischer nur als Glied der Tierwelt in Betracht.

Man hat Nietzsche mit Unrecht vorgeworfen, daß seine Lehre ein Evangelium nur für wenige Auserlesene sei, die großen, genialen Menschen, die er als Sinn und Zweck des Weltgeschehens preist. An eine Verherrlichung des Genies hat Nietzsche gar nicht eigentlich gedacht. Das Ideal des gesunden, großen und starken Menschen will er aufrichten und zwar über allen Menschen, um so erhebend auf sie zu wirken. Die Beziehung zum Ideal soll die persönliche Angelegenheit jedes Menschen, nicht nur des genialen sein. Und wie gesagt, auch diese persönliche Befugnis jedes einzelnen wäre unanfechtbar, wenn das Ideal inhaltlich genau bestimmt wäre. Die Gefahr des Subjektivismus, der zufolge sich nun freilich jeder für ein Genie und einen Übermenschen halten kann, wäre vermieden, wenn ein objektiv gültiger Wert nachgewiesen wäre. So freilich ist die Autonomie, die als Ziel vorschwebte, thatsächlich in einen verschwommenen Individualismus zerflossen.

Immerhin muß aber anerkannt werden, daß Nietzsche mit seinem Ideal des Übermenschen eine Konsequenz der modernen Wissenschaft für die bewußte Weiterentwicklung der Menschheit mit Entschiedenheit geltend gemacht hat. Nachdem in der Naturwissenschaft der Gedanke der Entwicklung in Verbindung mit dem der natürlichen Zuchtwahl zu so wertvollen Ergebnissen geführt hat, ist durch Nietzsche der uralte Gedanke der Züchtung tüchtiger Menschen wieder neubelebt. Daß den modernen Menschen nach dieser Richtung hin und von dieser Seite her das Gewissen geweckt wird, thut not. Selbst was Nietzsche im einzelnen zum Kapitel Liebe und Ehe gesagt hat, verdient Beachtung, wenn es auch vielfach zu weit geht. Jedenfalls aber ist es ein Verdienst, das Gefühl der Verantwortlichkeit für die nachfolgende Generation, ja für die Zukunft der Menschheit geschärft zu haben. Schade natürlich, daß diese Verantwortlichkeit einseitig verstanden und nicht auch auf geistig-sittliche Werte bezogen ist. Aber wenn Nietzsches Arbeit der Ergänzung dringend bedarf, so ist damit sein Werk noch nicht entwertet.

* *
*

Wir sind zu Ende; ziehen wir die Summe. Es muß anerkannt werden, daß Nietzsche in unserer Zeit siegreich die Forderung einer einheitlichen Menschheitskultur vertritt: einheitlich, insofern sie ein Ganzes sein soll, das einem einzigen Zweck dient und nicht aus allerhand hier und da zusammengeborgten Lappen besteht; einheitlich, insofern sie Kultur der freien Persönlichkeit sein soll, die allein beherrschender Mittelpunkt und Beziehungspunkt aller Werte und Zwecke ist; einheitlich endlich, sofern sie den Menschen als Ganzes ohne Scheidung von außen und innen, Niederes und Höheres in Betracht zieht. Sein Kampf gegen die Zusammenhanglosigkeit und Oberflächlichkeit des modernen Denkens und Wissens, gegen Autorität und Gewissenszwang in jeder Form, gegen die Verkleinerung und Verleugnung des Natürlichen ist nicht vergeblich gewesen; er hat in all diesen Beziehungen die Gemüter geweckt und Streiter auf die Wälle gerufen. Und endlich, Friedrich Nietzsche hat das Bewußtsein der

Solidarität der Menschheit, das sich so leicht gedankenlos auf das Nebeneinander und zugleich beschränkt, wieder auf den Zusammenhang der Generationen im Nacheinander ausgedehnt und nachdrücklich gepredigt.

All das sind keine durchaus originalen Wahrheiten. Indessen beruht der Fortschritt der philosophischen Erkenntnis ganz allgemein auf kleinen Umgestaltungen, schärferer Formulierung und stärkerer Accentuierung alter Wahrheiten. Die Wahrheit ist eben zu keiner Zeit den Menschen ganz verborgen gewesen; langsam und allmählich enthüllt sie sich dem forschenden Auge. Alle philosophische Erkenntnis ist eben darum auch geschichtlich zu würdigen; ihr Wert bemißt sich vor allem danach, wie sie unter gewissen zeitgeschichtlichen Bedingungen dem Bewußtsein der Menschheit Ausdruck verlieh und Förderung brachte in der Richtung auf das objektive Wahrheitsideal. Nietzsche, der an so mancher erkenntnistheoretischen Unklarheit leidet, irrt, wenn er den Begriff der objektiven Wahrheit ganz ausschalten will zu Gunsten der physiologischen Brauchbarkeit und Angemessenheit. Die Thatsache der objektiven Wertunterscheidung darf auf dem logischen Gebiet so wenig wie auf dem ethischen unterschlagen werden. Aber die eigentümliche Verquickung der objektiven Gesetzmäßigkeit mit den Unzulänglichkeiten der Subjektivität fordert freilich überall die Ergänzung der geschichtlichen Betrachtung heraus.

Und gerade von hier aus muß anerkannt werden: Nietzsche hatte unserer Zeit etwas zu sagen, und unsere Zeit hatte von ihm zu lernen. So genau hat Nietzsche den Pulsschlag seiner Zeit verstanden, daß sie die zünftigen Lehrer der Philosophie beiseite schiebt und seiner Rede lauscht. Und mag es dahingestellt sein, ob der Philosoph mehr Führer, mehr Interpret seiner Zeit ist, die Geistesgeschichte wird einst berichten, daß Friedrich Nietzsche seiner Zeit als beides gegolten hat, mehr als die zünftigen Gelehrten.

Damit ist aber auch die Schranke des Nietzscheschen Denkens gegeben. Es spiegelt die Zeit des Philosophen, die er so sehr schmäht, getreulich wieder. Die ganze innere Armut und Äußerlichkeit in den Zielen der Gegenwart kommt durch ihn zum Ausdruck. Wollen wir ihn darum schelten, daß er ein Sohn seiner Zeit war? Mag der Sohn die Mutter schmähen und verleugnen: die Mutter erkennt und liebt ihr Kind eben als ihr Kind. —

Wo liegen doch die praktischen Ziele unserer Zeit: auf dem Turn- und Sportplatz, auf dem Exerzierplatz und über dem Wasser. Gewißlich, da liegen Ziele, wertvolle Ziele, aber es darf doch auch gesagt werden, daß unser Volk allmählich in Gefahr kommt, zu verflachen und seinen geistigen Reichtum zu vernachlässigen. Das Volk der Denker und Träumer brauchte etwas „mehr Eisen ins Blut“, aber daß das Kind nun nur nicht seinen Verstand überwächst! Ist es zu verwundern, daß das Banner des Übermenschen, das Nietzsche aufpflanzt, in denselben Farben glänzt wie die Reklameplakate unseres nationalen Gegenwartsprogrammes, Farben, die darauf berechnet sind, die Augen zu blenden und über die innere Gehaltlosigkeit und sittliche Leere hinwegzutäuschen?

Nietzsches Schwäche liegt genau da, wo die Schwäche unserer Zeit liegt: in der Überschätzung des Physischen und Materiellen, in der Betonung des Außen ohne Innen. Weil er nicht der Sohn einer großen Zeit war, die um hohe geistige Ziele ringt, ist er kein Denker und Prophet ersten Ranges, und wer uns einreden will, daß seine Bedeutung nur mit der eines Mose oder Christus zu vergleichen sei, wer ihn mit Luther und Kant zusammenstellt, der erbringt damit den Beweis, daß ihm historisches Augenmaß und philosophisches Urteil fehlt. Wohl aber wird sich mehr und mehr erweisen, daß Nietzsche der berufene Philosoph der Generation unmittelbar nach der Reichsgründung mit all ihren Schwächen und Vorzügen gewesen ist. Schon die nächste Generation wird über ihn hinausgehen, denn noch hat jede Zeit ihren eigenen philosophischen Wegweiser und Zeichendeuter gehabt. Wir brauchen nicht zu vergessen und sollten nicht vergessen, was uns Nietzsche gelehrt hat, aber er ist ebensowenig der Lehrer aller Zeiten wie mancher größere Denker vor ihm, und seine Lehre hat weniger als manche andere philosophische Erkenntnis Anspruch auf die Geltung einer abschließenden Offenbarung.



Lorenzo Lotto: Weibliches Bildnis. Um 1540. (Mailand, Brera.)

Wandlungen des Frauenkleides.

Von

Luise Hagen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der amerikanische Journalist Poultney Bigelow, der in Deutschland vorwiegend durch seine Beziehungen zum deutschen Kaiserhause bekannt ist, hat jüngst einmal recht unterhaltende Betrachtungen darüber angestellt, daß Berlin jünger ist als New-York und Chicago, daß Jungdeutschland sich zum mindesten ebenso „neuzeitlich“ und kräftig fühlt wie Jungamerika. Er hat dabei nicht, wie es sonst von angloamerikanischer Seite üblich ist, vom deutschen Schulwesen gesprochen. Und doch besteht nach seiner Ansicht der Unterschied zwischen Jungdeutschland und Jungamerika darin, daß Deutschland die Erziehung seiner Söhne erst mit der Beendigung des Militärdienstes für abgeschlossen gelten läßt.

Schüler und Jugend gehören nach deutschen Begriffen unzertrennlich zueinander, und so jung sich auch der Deutsche fühlen mag: er hört nie auf, ein Stück vom Schulmeister an sich zu tragen. Der Zug zum Lehren, der Drang, die eigene Überzeugung seiner Umgebung mitzuteilen, ist so stark, daß

er neuerdings sogar die Künstler ergriffen hat — Künstler, die doch durchweg für Gegner alles Theoretischen und Didaktischen gegolten haben. So stark ist gegenwärtig der didaktische Einfluß der Künstler auf die Laienwelt, daß man unter gewissen Gesichtspunkten sagen darf, der Künstler habe heute den philosophierenden Philologen in derselben Weise abgelöst, wie einst in den Tagen des erwachenden Humanismus jener den Priester ablöste. Aus dieser aufeinander folgenden Ablösung erwüchse dann die Reihenfolge von Gewissenskultur, Verstandeskultur und Empfindungskultur, die nacheinander als Hauptströmungen das Geistesleben und den Kulturfortschritt Europas beherrschen.

Es läßt sich darüber streiten, ob das Kraftbewußtsein der Jugendlichkeit augenblicklich in den redenden Künsten stärker sei oder in den bildenden. Die Vertreter der redenden Künste lehnen durchweg das Ansinnen ab, für Erzieher gelten zu wollen. Um so nachdrücklicher versuchen die bildenden Künstler als Theoretiker erziehend auf die tonangebenden Gesellschaftskreise, teilweise auch auf den Mittelstand und auf das Volk zu wirken. Voran die Künstler des Kunsthandwerkes, denn die Monumentalkünstler wahren mehr oder minder eine „vornehme" Zurückhaltung. Vielleicht handelt es sich indessen nur um eine Wandlung der Beziehungen des Künstlers vom Kunsthandwerk zum gesellschaftlichen Leben. Der Monumentalkünstler bleibt in seiner früheren Stellung. Nur darin haben sich die Dinge geändert, daß einige Monumentalkünstler sich herbeiließen, Gegenstände des häuslichen Gebrauches durch künstlerischen Schmuck zu adeln. Sie haben somit den Stimmungskünstler des Kunsthandwerks salonfähig gemacht, derart, daß es heute zum guten Ton gehört, die Namen der Helden auf diesem Gebiet zu kennen. Mit Libertymustern für Seidenstoffdrucke fing man an. Sie waren teils von Mr. Liberty, einem Künstlerkaufmann, nach alten Vorbildern neu belebt, teils von Walter Crane entworfen. Später kamen Tapeten an die Reihe, darunter amerikanische, die drüben den Namen „Dresden style" führten, weil sie von amerikanischen Schülern der Dresdener Kunstgewerbeschulen nach Naturformen stilisiert waren. Theoretisch und praktisch war dieser neue Stil also in Deutschland entstanden. Weil aber die damals führenden Theoretiker des deutschen Kunstgewerbes noch vom Nachahmen geschichtlicher Stilformen alles Heil des Kunstgewerbes erhofften, mußte das ursprünglich deutsche Gewächs erst ins Ausland wandern, um von dort den deutschen Theoretikern und Industriellen annehmbar gemacht zu werden.

Schnell hintereinander ist nun Gebiet um Gebiet der häuslichen Gebrauchsgegenstände den Künstlern des Kunsthandwerkes erschlossen worden: das Glas, das Porzellan, Zinn-, Kupfer- und Messinggeräte, Beleuchtungskörper, Plakate, Schmuckgegenstände und eine Unsumme von Geräten des alltäglichen Lebens wurden dem neu erwachten Veredelungstrieb unterworfen. Das bildungshungrige Jungdeutschland, gewöhnt in fliegender Hast von Stilperiode zu Stilperiode zu eilen, war ganz zufrieden, daß täglich neue Größen auf der Bildfläche erschienen, von denen es im übertragenen Sinne hieß: „Dies sind deine Götter, o Israel."

Alles Junge hat, wenn es echt ist, den lebhaften Drang nach Heldenverehrung. Jugendlich wie die neuen Götter waren die Scharen der Gebildeten, die ihnen anhingen. In der arglosen Vertrauensseligkeit der Jugend zollen sie Beifall jedem neuen Helden, von dem die Morgenpost an jedem neuen Tage Nachricht bringt. Mit deutschen Zeitungsausschnitten dieser Art bewaffnet, ist man nach Paris zur Jahrhundertausstellung gereist, um nichts von dem zu übersehen, was die Obrist, die Riemerschmied und all die anderen glänzenden Träger einer langen Reihe glänzender Namen Neues geschaffen haben.

Daß man dabei schnell vergißt, wie es so die Gewohnheit der lieben Jugend ist, daß man Flüchtigkeitsfehler ohne Zahl im Hefte seines Gedächtnisses stehen läßt, ist gar nicht zu verwundern. Daß bei der übergroßen Hast so manches übersehen wurde, was Anrecht auf bleibenden Wert hat, darf man beklagen. In Berlin hatten Max Seliger und manche andere Vertreter der Meurerschen Theorien über die Beziehungen des Ornamentes zur Naturform der neuen Bewegung vorgearbeitet; in München hat Joseph Rösl für wunderschöne Dinge von aller-

deutschester Gemütstiefe mit dem liebenswürdigsten Humor in durch und durch moderner Weise gesorgt, lange bevor die Bewegung die weiteren Kreise der Gebildeten erfaßte. Das junge Deutschland aber eilt an ihnen vorüber, und damit es nicht etwa an veralteten Dingen hängen bleibe, ist neuerdings wieder ein anderer Zweig menschlicher Notdurft dem Gebiete der kunstgewerblichen Kunst einverleibt worden: das Kleid der modernen Frau.

Es liegt auf der Hand, daß wir Jungen dies Kleid der modernen Frau wie etwas ganz anderes betrachtet wissen wollen als die Kleider der Frauen, die vor uns in der Welt gelebt haben. Die Frau von heute, soweit sie sich vor der Öffentlichkeit über sich selbst Rechenschaft giebt, fühlt sich ja als etwas ganz besonders Junges und Neues in dieser jungen, neuen Welt. Die altgermanische Unterscheidung des Kriemhilden- und Brunhildentypus reicht schon lange nicht mehr aus. Der Kampfesruf: „Hie Hausfrau, hie Blaustrumpf!“ ertönt nur noch in fernen Einöden, die der Siegeszug des modernen Lebens bisher nicht berührte. Auf dem eigentlichen Schlachtfelde giebt es wissenschaftliche Strömungen und ästhetische, politische und wirtschaftliche, männerfeindliche und männerfreundliche. An Männerfreundlichkeit und Männerfeindlichkeit denkt man, so oft das Wort „moderne Frau“ gebraucht wird, und es läßt sich darüber streiten, welche von beiden in der Gegenwartslitteratur die Oberhand hat. Jedenfalls hat die Männerfreundlichkeit bei dem Versuch, auch die Gestaltung des modernen Frauenkleides in Zusammenhang mit der modernen, kunstgewerblichen Bewegung zu bringen, den Sieg davongetragen. So ganz bestimmt läßt sich allerdings auch hierüber nicht entscheiden. Auf dem Deutschen Schneidertage in Krefeld, wo auf Anregung des Direktors Deneken vom dortigen Museum zum erstenmal von Künstlern erfundene Kleider ausgestellt wurden, hat man natürlich nur die Kleider gesehen, nicht die Frauen, von denen sie getragen werden sollten. Daß hierin ein Mangel lag, wurde sofort empfunden, und das Übel ist beseitigt worden, indem man die Entwürfe zum Teil als Bildnisse der Damen, für die sie gedacht waren, veröffentlichte.* Damit ist endlich ein Schritt gethan, den der Zug der Zeit seit langem forderte: die bildliche Darstellung, wie sie die Frau von heute als Anregung für ihren Anzug braucht, ist vom Zwang der Schablone befreit. Das Bild, das ihr zur Verfügung steht, ist mit allen Sonderreizen des Typischen und Persönlichen ausgestattet. Und gerade weil es in seiner ungemein scharfen Charakteristik gar nicht allgemein gefallen, sondern nur das Geistesverwandte anzuziehen vermag, bedeutet diese Gabe der modernen Kunst an die moderne Frau ein inhaltsschweres Ereignis für die Stellung der Frau zur Kunst und zur Volkswirtschaft.

Zur Volkswirtschaft vielleicht mehr noch als zur Kunst, denn es ist unmöglich, das Frauenkleid als bewegende Triebkraft aus dem wirtschaftlichen Leben der Völker herauszulösen. An Versuchen dazu hat es während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts nicht gefehlt. Die Anfänge der Bewegung liegen ziemlich weit zurück; man darf sie schon bei Jean Jacques Rousseau suchen, dem tugendstolzen Jean Jacques, der auch zu den sehr jungen Leuten gehörte, die den Mut haben, die Weltgeschichte von vorn anfangen zu wollen. Es hat auch Frauen gegeben, die versucht haben, seine Grundsätze in Thaten umzuwandeln — damals in den Tagen der französischen Revolution, als einige Pariserinnen kühn genug waren, in waschechten griechischen Gewändern auf die Straße zu gehen.

Einen gesünderen Weg der Rückkehr zur Natur zeichnet Ottilie in Goethes „Wahlverwandtschaften“ vor. Sie ist die geistige und handwerksmäßig gestaltende Urheberin ihrer eigenen Kleider. Aus diesem dichterischen Einfall des weimarischen Staatsrates hat der grüblerische Schotte Carlyle, der Weise von Chelsea, einen volkswirtschaftlichen Lehrsatz gebildet. Ruskin, der schwermütige englische Träumer, hat das Goldstück aus Goethes Schatzkammer, das Carlyle in Silber einwechselte, in die kupferne Scheidemünze eines pedantischen Lehrsystems umgesetzt. Ein Gedanke verliert wohl an Anziehungskraft, aber nicht an Wert, wenn er in Scheidemünze der Alltäglichkeit verausgabt wird.

* Düsseldorf, Friedrich Wolfrum.

Der Goldklumpen lockt die Begehrlichen, die Pfennige werden Gemeingut. Gemeinsam war dem Deutschen Goethe, dem Schotten Carlyle und dem Engländer Ruskin die Anschauung vom Adel gewissenhafter Arbeit und von dem Werte dessen, was man heute Persönlichkeit nennt. Goethe brauchte dafür den Ausdruck Charakter und sagte, Charakter bestände darin, daß man seinen Handlungen die richtige Folge gebe. Auf dem, was er für die ethische Wertung der Arbeit gethan hat, beruht zum guten Teil die neu hergestellte Verbindung zwischen Gegenwartskunst und Gegenwartshausrat. Es ist heute nicht mehr unter der Würde des Künstlers, Dinge des alltäglichen Gebrauches zu gestalten und sie zu schmücken. Honni soit qui mal y pense heißt der Wahlspruch, und wenn auch noch das „Ich dien“ hinzukäme, wäre der innere Zusammenhang zwischen Großkunst und Kleinkunst wiederhergestellt, den der Humanismus in der Kulturwelt vorfand, aber allmählich zersetzte.

Den modernen Künstlern liegt nichts ferner, als Diener des Kunsthandwerks sein zu wollen. Als Sieger haben sie sich seiner bemächtigt, und sie verraten einen starken Hang, sich, wie es allen Siegern leicht geschieht, zu Tyrannen auszubilden. Es genügt ihnen nicht zu schaffen, das Land zu besitzen. Sie wollen auch Gesetze darin geben. Dazu steht ihnen sicherlich das Recht zu. Doch fordern Weisheit und Erfahrung, daß man zunächst die Vergangenheit des beherrschten Landes prüfe, den vorhandenen eisernen Bestand untersuche, damit das Neue sich dem vorhandenen organisch verbinde. Man kann wohl in ausgebrannten Urwaldboden viele Jahre hintereinander Weizen säen; baut man in längst benutzte Erde, so muß man sich um die Fruchtfolge kümmern. Nur sehr junge, sehr unerfahrene Menschenkinder werden das unterlassen. Wer gestaltend in die Entwickelung des modernen Frauenkleides eingreifen will, ist sehr weit davon ent-



Latour: Bildnis der Marquise von Pompadour. Um 1750. (Paris, Louvre.)



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Hagen: Wandlungen des Frauenkleides.

Winterhalter: Bildnis der Königin Viktoria von England. 1837. (Versailles.)

fernt, Urwaldboden vor sich zu haben. Er steht vielmehr einer unendlich verwickelten Maschine gegenüber, deren Entstehungsgeschichte man kennen muß, um Verbesserungen daran vorzunehmen.

Es ist niemals Sache der Dichter, der Künstler und der Philosophen gewesen, sich die Frage vorzulegen, ob die Veränderlichkeit der Frau, ihr stetes Fordern von Neuem, ihr endloses Drängen zum Wechsel für den wirtschaftlichen Fortschritt, für den Weltverkehr und das Gesamtwohl entbehrlich sei. Der Brüsseler Künstler Henry van der Velde, dessen Name mit der modernen kunstgewerblichen Bewegung so fest verflochten ist, hat vielleicht vom weltverbessernden Philosophen zu viel an sich, um dem unlöslichen Zusammenhang von Mode und Volkswirtschaft, den Wechselbeziehungen von Hausfleiß und Industrie, von Handarbeit und Maschinentechnik Rechnung zu tragen. Als Erbe Ruskinscher Gedanken möchte er das Frauenkleid in ein Erzeugnis häuslichen Fleißes zurückverwandelt sehen. Ihm schwebt sogar als letztes Ziel der künstlerischen Neugestaltung des Frauenkleides eine Gesellschaftsuniform für Frauen vor, die im eigenen Hause angefertigt werden könnte.



Bildnis der Madame Vigée-Lebrun,
von ihrer Tochter Madame Tripier-Lefranc-Lebrun. Um 1800. (Versailles.)

Die Schwierigkeit der hier gestellten Aufgabe liegt aber in der Thatsache, daß eine Rückkehr zum Hausfleiß ganz unmöglich ist, wenn nicht aus hundert anderen Gründen, so doch aus dem, daß keineswegs in jeder Frau von Natur eine geschickte Schneiderin steckt. Alle Spinnerinnen wissen, daß niemals zwei von ihnen in gleicher Zeit zwei völlig gleichwertige Fäden liefern können. Geschwister, die unter völlig gleichen Verhältnissen aufwachsen, werden nie ganz genau die gleiche Arbeitsmenge in gleicher Zeit bewältigen. Weil es keine völlige Gleichheit unter den Menschen giebt, muß sich notgedrungen in allen Kulturländern der Übergang vom Hausfleiß zur Industrie vollziehen.

Es liegt auch keinerlei geschichtliches Beweismaterial dafür vor, daß es jemals anders war. Salomos tugendhafte Frau „macht einen Rock und verkauft ihn, einen Gürtel und giebt ihn dem Krämer“, und wenn auch in Ägypten zu Herodots Zeiten die Männer spannen und webten, während die Frauen

markteten, so lag doch in der antiken Kulturwelt die Industrie keineswegs überall und ausschließlich in den Händen der Männer. Die Korintherin Priscilla wirkte gemeinsam mit ihrem Gatten Aquila und mit Paulus von Tarsus, dem Apostel, an den Teppichen, deren Verkauf den dreien den Unterhalt verschaffte. In Griechenland hat man die Arbeit von Sklaven zum fabrikmäßigen Betrieb weniger ausgenutzt als in Italien. Eben deshalb hat sich dort mehr Handwerkskunst am Leben erhalten als in dem industriell höher entwickelten Italien oder in Nordafrika.



Goya: Weibliches Bildnis. Um 1810. (Paris, Louvre.)

„Das ist es ja gerade,“ sagt uns Frau van der Velde, die den von ihr im eigenen Atelier ausgeführten Entwürfen ihres Gatten einen begleitenden Text beigesellt: „das Industrielle erstickt das Künstlerische; die leidigen Geschäftsinteressen von Handel und Gewerbe zwingen uns unausgesetzt neue Moden auf — Moden, die mit der Schönheit durchaus nichts zu thun haben. Allenfalls giebt es in Paris einige Virtuosen der Bekleidungskunst, die gelegentlich etwas künstlerisch Erträgliches schaffen. Aber die Mode ist niemals schön.“ Es sind das, in modernisierter Form, die Klagen, die zu allen Zeiten über den Zwang und die Tyrannei der Mode geführt wurden. Alle „vernünftigen“ Menschen haben nachweislich die lange Reihe der Jahrhunderte hindurch gegen die Mode gekämpft. Aber die Unvernunft der Mode ist zu allen Zeiten stärker geblieben als die Vernunft der vernünftigen Menschen. Wird sie es immer bleiben? Wird es niemals gelingen, die Küste des festen Landes der gesunden Vernunft in der Kleidung hübsch in schnurgerader Linie gegen die närrische Brandung toller, unberechenbarer Launen abzugrenzen? Freilich, auch sichere Häfen passen nicht so ganz in die gerade Linie der Vernunft hinein, und wer einmal viele Wochen und Monate hindurch Gelegenheit hatte, dem unermüdlichen Linienspiel der Wellen zuzuschauen, wie sie mit ihren weißen Kronen um Bucht und Einschnitt herumtanzen, der hat das tolle Spiel lieb gewonnen und mag sich nicht ausmalen, wie es sein würde, wenn die mathematisch korrekte Linie Land und Meer voneinander trennte. Unendlich viel fesselnder als der Gedanke an die mathematisch korrekte Linie ist das Grübeln über Strömungen und Unterströmungen, über Naturgewalt und bewußte Schöpferkraft, die diesem endlosen Wechsel zu Grunde liegen — diesem unveränderlich Veränderlichen, dem die Schönheit der Natur entspringt.

Strömungen und Unterströmungen beherrschen auch den Wechsel in der Gestaltung des Frauenkleides. Merkwürdig, daß eine Zeit, die vorgiebt, die Rückkehr zur Natur über alles zu schätzen, im Punkte der endlosen Wandelbarkeit den Zusammenhang der Frau mit der Natur unterbinden will! Ein Stück endloser Menschheitsjugend offenbart sich darin: die Jugend will niemals mit den Erfahrungen der früheren Geschlechter rechnen, am allerwenigsten mit denen, die das eben vorhergehende Geschlecht gemacht hat. Natürlich genug! Es ist nicht schwer, sich die Erklärung der Wellenscharen zu geben, die man am windbewegten Tage von einer Höhe aus beobachtete, wenn sie über die Oberfläche dahinstreifen. Wie anders am windstillen Abend! Kein Hauch berührt die spiegelglatte Wassermasse. Die Segel der Jacht flattern schlaff am Mast, und nur die Strömung der Flut bringt das Fahrzeug dem Hafen um weniges näher. Braune ölige Wellenberge kommen geheimnisvoll vom großen Meere draußen in die enge Bucht hineingezogen. Unmerklich heben sie uns Erdenwürmer in der winzigen Nußschale, senken uns unmerklich hinab in das Wellenthal. Vor uns liegt jetzt die Welle, die uns eben noch trug, vom letzten Gold des schwindenden Abendrotes überhaucht. Sie verbirgt uns auf Augenblicke den Turm, auf den das Steuer den Bugspriet des Schiffes richten soll — wir sind den Dingen zu nahe, um klar zu sehen.



Jean B. Gros: Bildnis der Herzogin von Angoulême. Um 1825. (Versailles.)

Unkenntnis von Weg und Ziel hat immer überflüssigen Kraftaufwand zur Folge. Jeden entbehrlichen Kraftaufwand meiden, alle vorhandene Kraft den lebensfähigsten Trieben zuzuführen, ist der Grundgedanke aller Garten- und aller Kulturarbeit. Die neuerdings eingeleiteten Beziehungen der Künstler zum Frauenkleide laufen Gefahr, als überflüssiger Kraftaufwand sich zu verflüchtigen, weil sie zu wenig Zusammenhang von Ursache und Wirkung berücksichtigen. Eine hohe Welle — die Welle der Gestaltung des Frauenkleides während des neunzehnten Jahrhunderts legt sich zwischen uns und unser Ziel. Versuchen wir, einen festen Punkt zu gewinnen, um einen freien Ausblick zu erhalten.

Es ist verhältnismäßig leicht, sich einen Überblick darüber zu verschaffen, welcher

Weg vom Schurzgewande Ägyptens, vom Deckengewande der Griechinnen an durchlaufen werden mußte, bis beide in der glatten Taille und dem faltigen Rock des Renaissancekleides miteinander verschmolzen. Das Aufhören der Sklavenarbeit, die technischen, von Material und Werkzeug abhängigen Fortschritte in der Zuschneidekunst, die Umwandlung der ethischen Wertung der Frau, ihre eigene sittenbildende Macht hatten den Wechsel der Form im Laufe der Jahrhunderte zu stande gebracht. Dem Griechen war die Frau gerade in den Tagen des höchsten Kulturaufschwunges ein kostbarer Luxusartikel gewesen, dem Römer im günstigsten Fall die Mutter der Kinder, dem zur Geisteskultur der Renaissance erwachenden Europa ist sie zur „Hausehre“ geworden.



Winterhalter: Bildnis der Herzogin von Aumale. Um 1840. (Versailles.)

In ungleichem Grade natürlich, je nach dem Sonderstande verschiedener Gegenden. In Venedig, wo man noch Sklaven hielt, gehen die Frauen auf Stelzschuhen, auf denen sie sich nur fortbewegen können, solange Sklaven sie stützen. Hier bleibt auch das lockere Faltengewand lange zu Recht bestehen. Die hochmütige Venetianerin ist nie eine eigentliche Aristokratin gewesen. Es ist ihr nicht anstößig, wenn der eigenartige Bewegungsreiz frei fallender Falten den Fremden, den flüchtigen Beobachtern allerlei Dinge verrät, die das feine Gefühl der Aristokratin, der innerlich vornehmen Frau, ausschließlich für den Mann ihrer Wahl aufgespart wissen will. Das Leben und Treiben der großen Handelsstadt ist der Entwickelung solcher „überfeinen“ Gefühle nicht zuträglich; man begünstigt dort mehr die männerfreundliche Seite, das Entgegenkommende, das der Bäuerin gut steht, dem gesunden Bürgermädchen aber schon nicht mehr ganz in den Sinn will. Vettor Carpaccio, der venetianische Maler, den Ruskin über alles schätzte, plaudert in seinem Bildnis zweier Damen (Museo Correr) so mancherlei Einzelheiten aus von der stumpfen Langeweile dieser „Damen“, die zu stolz sind, um die Hand in die Speichen des haushälterischen Betriebes zu legen, zu träge, um sich einen Anteil an dem Geistesleben ihrer Zeit zu erobern. Venedig hat in Bezug auf die Wertung seiner Frauen immer hinter den übrigen italienischen Städten zurückgestanden. Freilich wußten auch venetianische Künstler sehr gut zu sagen, was die Anteilnahme der hochgestellten Frau am Geistesleben ihrer Zeit bedeutet. Das

Bildnis, das Lorenzo Lotto von Isabella d'Este, geborenen Prinzessin von Aragonien, schuf, legt Zeugnis davon ab. Das Bild, das von einigen Forschern für dasjenige der Madonna Laura di Pola gehalten wird, ist charakteristisch in seinem Ausdruck alles dessen, was die Frau der Renaissance ihrer Zeit zu sein verstand. Wie weit auch die Wirklichkeit des Lebens oftmals hinter dem Ideal zurückgeblieben sein mag: es ist schon ein Großes, daß das Ideal dasteht. Denn diese Frauen, wie sehr sie auch alle Ritterlichkeit des Minnedienstes für sich in Anspruch nehmen, gründen diesen Anspruch doch nicht auf ihre Schönheit, noch ausschließlich auf die Höhe ihrer Gewissenskultur. Sie stellen neben das Ideal der Gewissenskultur dasjenige der Geistes- und Empfindungskultur in der Weise, daß diese beiden letzteren sich der ersteren hilfeleistend zugesellen. Das kommt auch in ihrem Kleide zum Ausdruck. Es trägt das Gepräge des Anrechtes auf das Wörtlein Nein, des zurückhaltenden Gesuchtwerdenwollens. Ein wenig später hatten die Wogen der Gegenreformation einen Wettstreit wachgerufen, der die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisformen veranlaßt, sich in bürgerlicher Ehrbarkeit einander zu überbieten. Aber gerade diese Bewegung drängt auf einen engeren Zusammenschluß der Frau mit dem Geistesleben ihrer Zeit hin. In Deutschland treten diese Bestrebungen am klarsten hervor in der regen Anteilnahme der Frauen an dem Dichterorden der Pegnitzschäfer und aller geistesverwandten Gründungen, die aus der Litteraturgeschichte genugsam bekannt sind. Eine lange Liste von weiblichen Namen ist in die Geschichte der Gelehrtenwelt des siebzehnten Jahrhunderts verflochten: Theologinnen, Philosophinnen, Astronominnen, Astrologinnen — gelehrte Frauen der verschiedensten Art hat es damals gegeben. Alle Äußerungen ihres Innenlebens, mit denen sie aus dem Kreise des Familienlebens heraustreten, weisen als gemeinsamen Zug eine außerordentliche Wertschätzung der Tugend auf. Es ist nicht leicht, sich ein Bild davon zu machen, was eigentlich jene Zeit unter Tugend verstanden hat. Der engumschriebene Begriff der Frauenehre, den der moderne Roman zu feiern oder niederzureißen bemüht ist, erschöpft bei den Frauen dieser Zeit den


Winterhalter: Bildnis der Herzogin von Nemours. Um 1840. (Versailles.)

Inhalt des Wortes Tugend nicht. Die liebe Dorel, die vielgefeierte Herzogin Dorothea Sybille von Liegnitz, ist zwar sehr strenge gegen ihre Hofdamen — barbarisch strenge nach heutigen Begriffen —, aber sie straft die allzu männerfreundlichen Mädchen von hohem Adel ab, wie man heute die Kinder nur noch selten straft. Kindereien bleiben ihr solche Verletzungen des guten Tones, und sie schickt die Töchter, die man ihr zur Erziehung anvertraute, nicht etwa heim zu ihren Eltern, wie es die moderne Pensionsmutter thut. In dem beharrlichen Mut, mit dem diese Hohenzollerntochter übernommene Pflichten durchführt, wie lästig sie sein mögen, liegt etwas von jener Mannhaftigkeit, die ihrer Zeit von echter „Tugend“ unzertrennlich erscheint. In vieler Hinsicht ist der Begriff mit dem „Charakter“ von Goethes Tagen gleichbedeutend, der darin besteht, daß man seinen Handlungen die rechte Folge giebt. Die liebe Dorel bringt es fertig, Damen, die bei ihr zu Gast erscheinen, nach Hause zu schicken, damit sie das „vergessene“ Nackentüchlein holen, das als Ergänzung kurz geratener Kleidertaillen um die Schultern geschlungen zu werden pflegt.

Die Kürze der Kleidertaillen ist zu jener Zeit nicht in der Gürtelgegend zu suchen. Hier nimmt das Mieder sogar einen ziemlich ausgedehnten Verlauf. In technischer Hinsicht bedeutet das einen großen Fortschritt; man lernt alle möglichen Schwierigkeiten des Zuschnittes dabei überwinden. Für das geübte Auge ist der Unterschied in der Bewältigung der Zuschneideaufgaben zwischen Lorenzo Lottos prächtigem Frauenbildnis in der Mailänder Brera und der Tracht deutscher Fürstinnen im zweiten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts ein sehr erheblicher. Allerdings kommt etwas von der Strenge und Starrheit darin zum Ausdruck, die von dem Begriff Tugend im Sinne jener Zeit unzertrennlich ist.

Elemente der spanischen Tracht stecken darin — jener spanischen Frauentracht, die noch Spuren des bewußten Gegensatzes gegen die maurischen Kulturformen trägt. Das Kleid der Spanierin ist gewissermaßen die europäische Ausgabe der indischen Senana. Der gotisch-christliche Spanier lehrte Mädchen und Frauen sich selber schützen; der Inder baute die fensterlos enge Senana und stiftete die Kinderehe, damit nicht die Muselmänner seine Töchter raubten. Es hat sich übrigens auch in Spanien — doch wohl infolge islamitischer Einflüsse — sehr lange Zeit eine außerordentlich niedrige Auffassung von der Würde der Frau erhalten. Als Madame d'Aunoy um den Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts Spanien bereiste, aßen die Frauen der spanischen Aristokratie mit ihren Kindern noch am Fußboden. Nur der Hausherr thronte am Tische, und ein gar lustiger Auftritt entspann sich, als man entdeckte, daß die französische Diplomatin nicht nach Art der spanischen Frauen zu essen verstand. Der spanische Gastgeber befahl alsdann seiner Gattin, ebenfalls am Tische mit ihm und der fremden Dame zu essen, wobei nun wieder die Spanierin sich nicht an ihrem Platze fühlte. Madame d'Aunoy hat nebenbei mancherlei aus der Schule geplaudert über die Art, wie sich die spanischen Frauen für solche Haustyrannei schadlos zu halten verstanden. Sie schildert sie übrigens als geistreich, anmutig und gewandt. Nur in Bezug auf ihre Kleidung weiß sie nichts Lobendes zu sagen.

Die Französin hat zu allen Zeiten ihre eigene Art, sich zu kleiden, für die einzig richtige gehalten. Und weil die Französin zweifellos eine ganz außerordentliche Begabung besitzt, die Formen für das zu finden, was an Eleganz, an liebenswürdiger Gewandtheit und Lebhaftigkeit in ihr wohnt, haben die Frauen anderer Völker bereitwillig die Lehre aufgenommen, daß die französische Kleidungsform die beste sei. Im Rokokostil lebt sich vor allem aus, was es an charakteristisch nationalen Elementen in der französischen Frau giebt: das Gütige, das Entgegenkommende und das ungemein Verständige, von dem man in Deutschland wenig weiß, weil man die Französin nur als modernste Romanheldin kennt. Madame de Pompadour gilt weiten Kreisen des gebildeten Deutschland noch immer als die typische Französin. Ihr Name überschattet so manchen anderen, der wohl verdiente, gekannt zu sein. Eine gewisse Klasse von Forschern scheint es sich zur Gewissenspflicht gemacht zu haben, aus der Geschichte der Frauen — vorwiegend der französischen — alles das

herauszugraben, was sie als ihr eigenes Geheimnis mit sich ins Grab zu nehmen berechtigt waren. Die vielgerühmte Frau Liselotte, die sich für den Mangel eigener Abenteuer durch das Erzählen derer anderer Frauen vortrefflich schadlos zu halten verstand, hat ja den Liebhabern historischen Klatsches Stoff genug hinterlassen. Über all dem Pikanten hat man denn vergessen, daß trotz allem und allem gerade während dieser Zeit das Genie der französischen Frau ein System der beweglichen schönen Lebensform ausgebildet hat, welches in seinen wesentlichsten Zügen geeignet ist, die Grundlage einer weltbeherrschenden Verkehrsform für alle Stände abzugeben.

Selbstverständlich haben auch die übrigen Kulturvölker, jedes in seiner Art, an der nämlichen Aufgabe gearbeitet. Das Temperament der südromanischen Frauen ist aber zu lebhaft, das der germanischen zu kühl, als daß ihnen die Lösung der Aufgabe annähernd so glücklich hätte gelingen können wie den Französinnen.

In dem Augenblick, wo die Königin Marie Antoinette befreiend die letzte Feile an diese verwickelte Maschine legt, fällt sie selbst als Opfer dieser ihrer Bestrebungen. Dann bricht die große Flutwelle der Revolution herein, die den Bürgerstand mit einem Schlage in den Besitz alles dessen setzt, was der Adel an schönen Lebensformen geschaffen hat. Jetzt wird überall der Wunsch nach Rückkehr zur Natur rege, und im griechischen Gewande glaubt man die Verwirklichung des Ideals vor sich zu haben. Da aber hat man sich über sich selber getäuscht, hat nicht geahnt, wie stark das sittliche Empfinden der europäischen Völker selbst nach den Schrecknissen der Revolutionsjahre noch ist. Der Pariser Pöbel, der die Frauen verhöhnte, die sich in Dianagewändern auf der Straße blicken ließen, hat ein für allemal das Urteil der Neuzeit gefällt über den Versuch, zur faltigen Tracht zurückzukehren.



Carolus Duran: Die Dame mit dem Handschuh. Um 1865. (Paris, Luxembourg.)

Faltenlos genug ist sicherlich die Tracht des anbrechenden neunzehnten Jahrhunderts. Madame Vigée-Lebrun, die neben vielen anderen Dingen auch die Kunst verstand,

die herrschende Tagesmode mit einem sehr persönlichen, durch und durch künstlerischen Element zu beleben, gehört noch zu den faltenreicheren Damen. Mehr entbehrlichen Ballast hat schon die Dame von Goyas prächtigem Louvre-Porträt beseitigt, das als eine der gelungensten Verschmelzungen von moderner Frau und moderner Kunst gelten darf, die von Künstlerhand geschaffen wurde. Man muß nur nicht übersehen, daß diese glückliche Verschmelzung sich vermöge des Temperamentes des darstellenden Künstlers vollzieht. Die „echten" Empirekleider, von denen noch eine beträchtliche Anzahl erhalten ist, nehmen sich im Tageslicht der Gegenwart nicht sonderlich günstig aus. Auch der leidenschaftlichste Verehrer des „Echten" und Alten wird nicht umhin können, einem mit allen Errungenschaften neuester Zuschneidekunst gearbeiteten Empirekleide, wenn er es auf einem lebendigen Menschenkinde betrachtet, den Vorzug zu geben. Jedes Bildnis, sobald es nur annähernd den Anspruch erheben darf, für ein echtes Kunstwerk zu gelten, trägt ein Stück jener Verklärung, jenes „Metaphysischen" an sich, von dem die Naturwissenschaft nichts wissen will. Der echte Künstler erfaßt, was von Zeitströmungen und von Persönlichem in dem dargestellten Gewande steckt. Wie Sonnenlicht alle Farben und alle Formen mit Zaubergold überschüttet, so räumt der echte Künstler aus dem Kleide das Störende, das Nebensächliche und Alltägliche hinweg. Dabei läßt er das Unzulängliche, das jedem Kleide anhaftet, weil es immer einen Kompromiß zwischen Zweck und Stoff, zwischen Wollen und Können darstellt, als etwas Charakteristisches, unumstößlich Wahres, vollauf zur Geltung kommen. So steif und unvorteilhaft sich das Gewand der Herzogin von Angoulême in der Darstellung ausnimmt, so wenig dem geübten Auge der modernen Frau die Mängel in der Schneiderkunst verhüllt werden, so verrät doch das Bild deutlich, weshalb es dem „einzigen Mann unter den Bourbonen", der Tochter Ludwigs XVI., kaum möglich gewesen wäre, sich als Königin von Frankreich zu behaupten. Sie ist nicht bürgerlich genug dazu, und vielleicht ist es ein Glück für sie gewesen, daß ihr der Kampf gar nicht aufgedrängt wurde, daß das Volk sich ihres Oheims



Ludwig Noster: Modernes Frauenbildnis. 1896.



H. van der Velde: Gartenkleid. 1900.
(Aus dem Werke „Die künstlerische Hebung des Damenkleides". Düsseldorf, Wolfrum.)

tricischen unterbunden; Molière steht nicht als schlechterer Dichter da, weil er die Schäden seiner Zeit scharf — vielleicht zu scharf beurteilt hat. Daß dieselben Damen des Hotel de Rambouillet, die er verlachte, sich sehr wesentliche Verdienste um die Ausgestaltung der französischen Sprache erworben haben, daß die außerordentlich genaue Kenntnis der letzten Jahrhunderte des französischen Königtums zum größten Teil durch die „Memoiren" bedeutender Frauen aus der Rambouillet-Schule der Nachwelt erhalten wurde, hat Molière noch nicht zu übersehen vermocht. Die Rambouillet-Damen, die berüchtigten Preciösen, besaßen diesen einen Vorzug, daß sie vorurteilslos gescheite Frauen der bürgerlichen Kreise in ihre Gesellschaft aufnahmen. Als Molière die bürgerlichen Pariserinnen vom Betreten dieser sehr gangbaren Brücke über gesellschaftliche Unterschiede abgeschreckt hatte, wurde dem Preciösentum die Zufuhr an frischen, lebenskräftigen, aufstrebenden Elementen abgeschnitten. So verlief eine Strömung im Sande, die vielleicht im stande gewesen wäre, einen Damm gegen den Ansturm der Revolution zu schaffen. Weil man den Frauen verbot, sich geistig fortzubilden, suchten sie in frivolen Anekdötchen mit scharfer Pointe ihre Zuflucht und scheuten sich auch nicht, die Gelegenheit zum eigenen Erleben solcher gelernten Geschichten zu suchen. So ist allmählich das Vertrauen der Völker zu der Tugend

Karls X. entledigte, um den Bürgerkönig Louis Philipp an seine Stelle zu setzen.

Welche reizvolle Verschmelzung des Bürgerlichen und des Aristokratischen in den Erscheinungen der Prinzessinnen aus der zahlreichen Familie des „bürgerlichen" Königs Louis Philipp! Das verbindende Glied des Patriciertums ist übersprungen worden. Molière mit seinem Bourgeois-Gentilhomme und alles, was ihm an spottlustigen Elementen in der französischen Volksseele verwandt ist, hat auf lange Zeit hinaus die normale Entwickelung des Kleinbürgertums zum Pa-

der vornehmen Frau und zu ihrer Daseinsberechtigung erschüttert worden — am wenigsten vielleicht in Deutschland. Außer aller Frage steht es, daß den Frauen der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vor allem die Aufgabe zufiel, das verlorene Vertrauen der Menschheit wieder zu erobern. Fürstinnen — deutsche wie französische — haben redlich das Ihre gethan, um die schwierige Aufgabe zu erfüllen. Nach der Herzogin von Angoulême tritt Marie Amélie auf die Bildfläche. Weder die Revolutionsjahre, noch die Ereignisse von 1813 und 1815 haben es vermocht, den Zauber zu brechen, den Frankreich vermöge seiner hochentwickelten Industrie, des bleibenden Vermächtnisses Ludwigs XIV., auf das ganze Europa ausübt. So sehr das bürgerliche Element im Familienleben der Orleans hervortritt, so erlischt doch nicht der Glanz des französischen Hofes. Um Marie Amélie, die kirchlich gesinnte, unermüdlich wohlthätige Königin, scharen sich ihre Schwiegertöchter, zumeist deutsche Prinzessinnen: Helene von Orleans, die Vittoria Colonna des neunzehnten Jahrhunderts, die Herzoginnen von Nemours, von Aumale, von Joinville und von Montpensier — jede so hoch über jeden „gesellschaftlichen" Makel erhaben, daß die Tagespresse, die es an Angriffen gegen Louis Philipp nicht fehlen ließ, nicht ein einziges Mal auch nur den Gedanken eines Anlaufes gegen die Frauen seines Hauses hegte. „Allabendlich oder schon während der Nachmittagsstunden versammeln sich Prinzen und Prinzessinnen zum ‚Klub' bei der Königin. Opern, Konzerte, Bälle und Gesellschaftsabende unterbrechen das schlichte, häusliche Leben. Alle Welt weiß, daß die Königin neben ihrer ‚hausbackenen' Frauentugend eine Fülle von Takt und Liebenswürdigkeit besitzt, daß es ihr und den Ihrigen nicht fehlt an Sinn für alle verschiedenen Zweige der schönsten Künste. Die schöne Herzogin von Nemours, geborene Prinzessin von Koburg-Gotha, deren Gatte zur Regentschaft für die Jahre der Minderjährigkeit des Grafen von Paris ausersehen ist, hat unter der Leitung der klugen Königin bereits gelernt, ihre angeborene Schüchternheit zu überwinden. Anfangs hatte niemand von der Hofgesellschaft den Klang ihrer Stimme zu unterscheiden vermocht, so sehr zitterte die junge Prinzessin, wenn ihre Pflicht erforderte, zu sprechen."

Vielleicht hat ein Letztes und Allerletztes den Frauen des orleanistischen Familienkreises gefehlt: die aristokratische Kunst, gelegentlich einmal lässig im Sattel zu sitzen. Sie werden die Fähigkeit, die Verwandtschaft des Rassepferdes mit dem ungezügelten Tier der Wildnis durchblicken zu lassen, besessen haben, so gut wie alle echten Frauen sie besitzen: die bürgerliche Gesellschaft ihrer Tage gestattete aber derartige Freiheit nicht. Darum die zunehmende peinliche Korrektheit des Kleides, die willige Unterwerfung unter die Last einer überflüssigen Stofffülle, die schließlich, um nur das Gehen darin zu ermöglichen, das Hilfsmittel der berüchtigten Krinoline erforderlich macht. Die eigentliche Herrlichkeit des Reifrockes bricht zwar erst später an, unter der Kaiserin Eugenie. Das Frauenkleid ihrer Glanztage hat vor allen anderen die Vorwürfe der Ästhetiker über sich ergehen lassen müssen. Und doch, wer möchte es heute missen aus der Stufenleiter, die das Kleid der Frau auf seinem Entwickelungsgange erklommen hat? Die Sonne hat nicht minder hell geschienen, als Bürgermädchen den Einfall hatten, sich im majestätischen Gewande der hochvornehmen Frau von ihr beleuchten zu lassen, und die Bäuerin ist nicht zur Stadtdame geworden, als sie begann, sich wie eine solche zu kleiden. Nur dadurch, daß Bürgermädchen und Bauerntöchter nicht gewöhnt sind, sich zu bewegen, wie es majestätische Gewänder erfordern, ist das Mißvergnügen der Ästhetiker an der jeweils herrschenden Mode so groß geblieben, wie es zur Zeit der Kleiderordnungen und ihrer moralisierenden Chronisten allbereits war. Der vielbesprochene „gleichmachende" Zug der Zeit hat übrigens mit dem Verschwinden der kleinbürgerlichen und bäuerlichen Tracht nicht übermäßig viel zu thun. Vorwiegend hat die industrielle Maschinenarbeit die eigenartigen Gewebe weggeräumt, auf denen der charakteristische Reiz der Volkstrachten beruhte. Daß auch die vielbefehdete weibliche Tracht des zweiten Kaiserreiches sich als Stimmungsäußerung ganzer Zeitströmungen künstlerisch durchgestalten läßt, beweist das Bildnis der „Dame mit dem

Handschuh" von Carolus Duran in der Galerie des Palais du Luxembourg, das außerdem noch viele Merkmale des Kampfes um einen vervollkommneten Schnitt an sich trägt. Die Modedame von heute würde erklären, daß der Rock dieses Kleides „unter aller Kritik" schülerhaft zugeschnitten sei.

Mit dem Fall des zweiten Kaiserreiches hört Paris auf, der geistige Mittelpunkt der Modenentfaltung zu sein. Die Industrie freilich verbleibt ihm, und der gut geschulte Geschmack seiner Frauen hat noch nicht aufgehört, ein unschätzbares volkswirtschaftliches Kapital für Frankreich darzustellen. Fortan beherrschen dreierlei Strömungen die Entwickelung der Mode: der aufs Zweckmäßige gerichtete Sinn der „angelsächsischen Rasse", das hochentwickelte Gefühl für das Kleidsame der Französin und das Theater, zum Teil sogar die Specialitätenbühne. Engländerinnen und Amerikanerinnen halten gegenwärtig die Pariser Bekleidungsindustrie beschäftigt. Dem Einfluß der Prinzessin von Wales ist vor allem die Einführung des Grundsatzes zu danken, daß der Anzug nur dann für schön gelten kann, wenn er sich der Umgebung anpaßt, für die er bestimmt ist. Im Anschluß an das Reitkleid hat sich das Straßenkleid entwickelt, das als Schneiderkleid in seiner streng entsagenden Einfachheit das verhältnismäßig Kostspieligste darstellt, was die Zuschneidekunst nach wissenschaftlichem System zu schaffen vermag. Die großen Grundzüge für die wechselnde Charakteristik aller Kleider liefert heute das Theater. Loie Fuller beeinflußt die Entstehung und Ausgestaltung des Glockenrockes und der Serpentinmoden; Cyrano de Bergerac stürzt den Keulenärmel, der dem umfangreichen Glockenrock als ästhetische Ergänzung unentbehrlich schien; Madame Sans Gêne und L'Aiglon haben jedes für sich ein Zurückgreifen auf Empiremoden zur Folge gehabt. Gounods Faust ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ohne Einfluß auf die Entstehung des gretchenhaften Prinzeß- und Tunikakleides der ausgehenden siebziger Jahre gewesen und hat der Zuschneidekunst einen gewaltigen Antrieb gegeben. Anfangs haben die schwierigen Aufgaben des Schnittes dazu genötigt, die Mängel unter allerlei Falbelgekräusel zu verstecken. Allmählich, als man einen faltenlosen Rock einwandsfrei arbeiten gelernt hatte, ließ man den entbehrlichen Kleinkram fallen und ging zu glatten Röcken über.

Wie lange sie das Feld beherrschen werden? Wer wagt es zu sagen? Souvent femme varie, bien fol est qui s'y fie. Und das ist der Punkt, an dem Herrn van der Veldes Bemühungen um die künstlerische Ausgestaltung des Frauenkleides einem festen Widerstand begegnen werden. Dem persönlichen Anteil der einzelnen Frau am Zustandekommen ihres eigenen Kleides muß ein weiter Spielraum gelassen werden; aber selbstthätig in das technische Entstehen einzugreifen, ist nur da ratsam, wo eine ausgesprochene Begabung vorhanden ist. Im übrigen darf man das volkswirtschaftliche Gesetz der Arbeitsteilung weder zu Gunsten der Künstler, noch zum Vorteil sparsüchtiger Frauen aus der Welt schaffen wollen. Künstler sind doch nicht nur diejenigen Menschen, die ihr Leben lang als Maler und Bildhauer thätig sind. Das reiche Kunstgewerbe der vergangenen Jahrhunderte ist zum großen Teil von Handwerkerkünstlern geschaffen worden. Man nennt heute Kunsthandwerker mit Vorliebe „Virtuosen" und nimmt für den Künstler allein das Recht geistiger Urheberschaft in Anspruch. Nun beruht aber der Einfluß aller Künstler auf Mitwelt und Nachwelt auf der Thatsache, daß in jedem Menschen irgendwo ein Künstler und ein Dichter steckt. Künstler und Dichter werden deshalb geliebt, weil ihnen die Gabe verliehen ist, zu gestalten, was alle empfinden. Die brennende Frage der Gegenwart ist die, ob allen denen, die nur bedingungsweise für Künstler gehalten werden, das Recht abzusprechen sei, im Sinne ihrer bedingten Kunst zu gestalten. Bisher haben solche bedingten Künstler mit Hilfe der Frauen dem Frauenkleide das Gepräge gegeben, und die echtesten Meister der Bildniskunst haben noch immer verstanden, den Stimmungsgehalt der wechselnden Modeströmungen künstlerisch festzulegen, der zu aller Zeit als Ausdruck bestimmter Geistesströmungen im Frauenkleide enthalten gewesen ist. Erst wenn die Menschen aufhören werden, vorwärts zu streben, in jedes neue Jahrzehnt neue Stimmungswerte, neuen seelischen Gehalt und wenigstens



Mohrbutter: Modernes Gesellschaftskleid. 1900.

mählich einsehen, daß das Steife, Straffgespannte sehr unvorteilhaft ist, weil es unschöne Bewegungen giebt. Das Geschmeidige, das durch Verzicht auf jede Übertreibung die Bewegungen in stilisierter Beleuchtung bietet, erhält den Vorzug. Nur wenige freilich verstehen sich gegenwärtig auf diese feinen Unterschiede. Und die es thun, haben oft einen Kampf zu kämpfen gegen das von den Pietisten aller Bekenntnisse befürwortete Vorurteil, daß ein geschmackloser Anzug einzig Gesinnungstüchtigkeit und Tugend gewährleistet. So widersprechend es klingt, so ist doch dies weitverbreitete „Scheuerdrachen-Ideal“ im Frauenkleide des neunzehnten Jahrhunderts gestürzt worden durch die gefürchtete „emancipierte“ Frau, d. h. durch diejenige Strömung in der modernen Frauenwelt, die zum guten Teil dem Irrtum huldigt, Kenntnisse und Verstandeskultur seien hinreichend oder doch unerläßlich, um zur Gewissenskultur zu gelangen. Eben diese Frauen, die den großen Vorzug genießen, jenen männlichen Einfluß auf sich wirken zu lassen, ohne den kein weiblicher Charakter sich vollwertig entwickeln kann, haben verhältnismäßig schnell die Überzeugung gewonnen, daß ein wohlgepflegter harmonischer Anzug geradezu Daseinsbedingung für sie ist, daß jeder eigenwillige Verzicht auf Anmut mit einem wohlverdienten Verlust an Frauenwürde aufgewogen wird.

Pflege der Anmut ist ja noch lange nicht jene verflachende Eitelkeit, gegen die alle

einen Schatten von Charakterbildung hineinzulegen, erst dann wird auch die Mode aufhören zu wechseln.

Allerdings, ihre Schwankungen werden geringer, unauffälliger in dem Grade, wie die technischen Hilfsmittel sich verfeinern und der Sinn für die Anpassung an die Umgebung sich zum Allgemeingut auswächst. Zur Zeit tauchen sogar schon ganz annehmbare Exemplare des langersehnten fußfreien Rockes für den Straßengebrauch auf. Das Kleid wird für alle erdenklichen Gelegenheiten abgestuft und charakteristisch ausgeschmückt. Und man lernt urteilen, lernt all-

Sittenprediger von Diogenes bis auf Abraham a Santa Clara und noch weiter in die Gegenwart hinein zu Felde gezogen sind. Die Pflege der Anmut beginnt mit guter Haltung, gutem Gang und einer ungezierten, aber wohlmodulierten Stimme. Dann erst wird auf den harmonischen Anzug Bedacht genommen, der nur die Empfindung hinterläßt: „sie war hübsch gekleidet," ohne daß man zu sagen vermöchte, was sie trug. In diesem Sinn behandelt ja auch der Bildniskünstler das Gewand: es ordnet sich ganz der seelischen und körperlichen Erscheinung der dargestellten Person unter, lenkt die Aufmerksamkeit auf den Menschen und nicht auf das Kleid. Das häßliche Kleid aber drängt sich der Beachtung ebensosehr auf wie das auffällige, das stets mit gutem Recht für das Kennzeichen unedler Gesinnung gehalten worden ist.

Aus der Furcht, eine unedle Gesinnung an den Tag zu legen, ist zum guten Teil jener akademisch-schematisierende Zug zu erklären, der im Verein mit den pietistischen Strömungen, die seit der Gegenreformation in allen kirchlichen Bekenntnisformeln Wurzel gefaßt haben, den Frauen der „guten Gesellschaft" so große Unsicherheit und Ängstlichkeit in der Benutzung schöner Farbentöne und beweglicher Formen eingeflößt hat. Innerhalb der letzten Jahrzehnte hat sich eine Gegenströmung gebildet, die sich um das Schlagwort „konventionelle Lüge" schart und — vom Standpunkt feinfühliger Frauen beurteilt — dem Tier der Wildnis, das irgendwo in jeder Menschennatur schlummert, zu sehr die Zügel schießen läßt. Die krassesten Auswüchse aller dieser Richtungen geißelt der Karikaturenzeichner, und durchweg werden die Frauen „aus guter Familie" einstweilen noch mehr geneigt sein, sich die Winke für das Zulässige in der Kleidung vom Karikaturenzeichner zu holen, als sich bedingungslos von den Theorien der Moderne führen zu lassen. Man hat mehr Zutrauen zu dem Arzt, dem Gesanglehrer, der aus einer be-



Mohrbutter: Modernes Straßenkleid. 1900.
(Aus dem Werke „Die künstlerische Hebung des Damenkleides". Düsseldorf, Wolfrum.)

währten Schule hervorgeht. Allerdings gewährt uns die gute Schule ebensowenig bedingungslos sicheren Erfolg, wie die „gute Familie“ ausschließlich für feste Charakterbildung bürgt.

Vielleicht liegt ein Grund, weshalb sich die moderne Frau in der stilreinen Behandlung ihres Kleides so unsicher fühlt, darin, daß die moderne Kunst über dem Ringen nach neuen technischen Ausdrucksmitteln nicht Zeit fand, das Zeitkostüm in jener Abklärung zu erfassen, die es im Bildnis erhalten muß, um bildend und künstlerisch erziehend auf den Geschmack in der Frauenkleidung zu wirken. Bald wird das Kleid lediglich als malerischer Effekt erfaßt, dann wieder wird zu viel Kraft darauf verwendet, den Sonderreiz des Gewebes mit technischen Mitteln herauszuheben. Nur in vereinzelten Fällen tritt im modernen Bildnis das Gewand als Mittel der Charakteristik auf, ohne sich vorzudrängen oder nebensächlich zurückzutreten. Bei den Bildnissen aus der Hand von Ludwig Noster ist jene „goldene Mittelstraße“ in dieser Hinsicht inne gehalten, die geeignet ist, den Frauen als Richtschnur zu dienen. Der Künstler, dessen Bildnisse des deutschen Kaisers, der Herren Alfr. Krupp, Hartmann u. s. w. den Besuchern neuerer Ausstellungen lieb geworden sind durch die Schlichtheit und Unmittelbarkeit der Darstellung, erfaßt das moderne Frauenkleid als das, was es in der That ist: das Ergebnis unglaublich schnell vervollkommneter Werkzeuge, deren letzte vollgültige Beherrschung vielleicht noch nicht erreicht ist, die auch der modernen Frau eine bestimmte Unsicherheit in der Wahl des Ausdruckes einflößen, wie sie durch das Wurzeln in dem Besten aus der Vergangenheit sich bietet und durch das Hinneigen zum Tüchtigsten in der Neuzeit bedingt wird. Mehr oder minder ist das Frauenkleid zu allen Zeiten der Ausdruck des Werdenden gewesen — niemals vielleicht so sehr wie innerhalb der letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts.

Es ist zu früh, über die Zukunft der neuen künstlerischen Bewegung im Frauenkleide entscheiden zu wollen. Ganz ohne Einfluß wird sie kaum bleiben. In der gegenwärtig vorliegenden Form ist zu viel lediglich Geistreiches gegeben; das Gemüt geht leer dabei aus. Vielleicht liegt das erziehende Moment in den Bildnissen von L. Noster und geistesverwandter Künstler darin, daß sie das Gemüt ansprechen, ohne jene weichliche Empfindsamkeit zu verraten, die immer da zu finden ist, wo die Gewissenskultur in den Hintergrund tritt.

Zu einem Förderungsmittel der Gewissenskultur ist die künstlerische Pflege des Frauenkleides durch das Eingreifen van der Veldes erhoben worden. Auch das Palais du Costume des Herrn Félix auf der Pariser Weltsausstellung hat das Seine dazu beigetragen. Kunst und Wissenschaft hatten dort der Technik die Hand gereicht, um augenfällig die Kulturgeschichte des Frauenkleides zu erzählen. Die neue Bewegung von seiten der deutschen Künstler in ihrer vorliegenden Gestalt verrät zu wenig Verständnis für die geschichtliche, die technische und die volkswirtschaftliche Seite der Frage. Im erweiterten Verständnis für die volkswirtschaftliche Bedeutung ihrer Kleidung findet die moderne Frau einen kräftigen Hebel für die Förderung ihrer Gewissenskultur und ihren Einfluß auf sociale Verhältnisse.

Gegenwärtig werden noch die Ausstattungen eben jener jungen Damen, die an der Berliner Universität volkswirtschaftliche Vorlesungen hören und sehr beachtenswerte statistische Enqueten-Ergebnisse veröffentlichen, zum Teil in französischen Klöstern für Hungerlohn gestickt. Wissen bedingt keineswegs Gewissenhaftigkeit. Ein ehernes Gesetz der Volkswissenschaft besagt, daß wirtschaftlicher und socialer Fortschritt nur da gedeihen, wo der besten Arbeit ungekürzter Lohn gezahlt, aller minderwertigen Arbeit erbarmungslos der Krieg erklärt wird. Will die moderne Frau ihren berechtigten Anteil am Fortschritt des Geisteslebens behalten, so muß sie sich die volkswirtschaftliche Pflege des Kleides angelegen sein lassen und die künstlerische Pflege zu einem unerläßlichen Bestandteil ihrer guten Erziehung machen — mit dem ausgesprochenen Zweck, vermöge der Kunst die Volkswirtschaft, das geistige und materielle Nationalvermögen zu heben.



Der gegenwärtige Stand der Pädagogik.

Von

Hans Schmidkunz.

Ist es schon nicht leicht, einen Durchschnitt durch den gegenwärtigen Stand einer theoretischen oder praktischen Sache zu legen, die sich seit langem in einer allgemein anerkannten Weise stetig und allseitig weiterentwickelt, sei es etwa die Physik oder die Architektur, so wird diese Aufgabe erst recht schwer, wenn es sich um ein sowohl theoretisches als praktisches Gebiet handelt, dem es an solchen Vorzügen weitaus fehlt. Eine derartige Sache ist die Pädagogik in ihrer doppelten Eigenschaft einer Praxis, das ist der Kunst des Erziehens und Unterrichtens, und einer Theorie, das ist der Wissenschaft von diesen Thätigkeiten. Unsere Hochschulen, insonderheit unsere Universitäten, setzen heute immer mehr ihre Ehre darein, alles Wißbare zum Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen zu machen; für kein Gebiet jedoch gilt dies so wenig wie für das der Erziehungs- und Unterrichtswelt. Demnach entbehrt diese Welt denn auch des befruchtenden und ausgleichenden Einflusses, der von einer stetigen Wechselwirkung zwischen lebendiger Praxis und wissenschaftlicher Theorie zu erwarten ist. Und doch besitzen wir seit mindestens einem Jahrhundert nicht wenig an theoretischen Besinnungen über diese Welt: allein sie kommen über Einzelheiten und Einseitigkeiten einerseits, über abstrakte Allgemeinheiten andererseits nicht so weit hinaus, wie es möglich wäre, wenn die Pädagogik etwa gleich der Physik allenthalben als eine Wissenschaft anerkannt wäre. Allerdings ist eben auch das, was gründlicher Denkende auf diesem Gebiete theoretisch geleistet haben, wenig geeignet, das öffentliche Interesse so mitzureißen, wie dies anderen wissenschaftlichen Bestrebungen gelungen ist. Ein Beispiel! Die wohl heute noch mächtigste Strömung in der pädagogischen Praxis und Theorie, die kurz nach dem Philosophen und Pädagogiker Herbart benannte, hat die Willensbildung und die dieser dienende Verstandesbildung so in den Vordergrund gestellt, daß die übrigen Geisteskräfte dahinter zurücktreten. Das pädagogische Ideal des achtzehnten Jahrhunderts von einer allseitigen Menschenbildung war immerhin hier und bei anderen anerkannt gewesen. Aber da zeigte sich bald, daß von den menschlichen Seelenkräften ganz besonders die Phantasie und der Geschmack pädagogisch vernachlässigt wurden; was Jean Paul und in geringerem Maß auch andere zu Gunsten dieser Seite äußerten, ist anscheinend wirkungslos geblieben, und nun haben wir zwischen kahlen Schulwänden den Triumph einer unsinnlichen Denkarbeit. Die Klage über das Fehlen des sinnenfreudigen und künstlerischen Geistes in unserem Bildungswesen, näher ausgeführt, würde uns hier nicht zu Ende kommen lassen; darum sei von ihr kurzerhand ein wehmütiger Abschied genommen.

Es wird vielleicht manchem die Vermutung beikommen, daß all dies ein Produkt der gesamten Haltung deutscher Wissenschaft, insbesondere eine Schuld deutscher Universitätsprofessoren sei. Thatsächlich ist dies jedoch so wenig der Fall, daß vielmehr das um-

gekehrte Verhältnis bedauert werden muß. Unsere heutige Pädagogik wird eben leider gerade nicht in den Kreisen gemacht, in denen sonst unsere Wissenschaft und wissenschaftliche Praxis erzeugt und weitergegeben wird, das ist in den Universitätskreisen und in denen, die diesen nahestehen — einige bedeutungsvolle und vielleicht die Regel erst recht bestätigende Ausnahmen abgerechnet. Am abnormsten erscheint die Sache von der schon eingangs angedeuteten Seite aus gesehen. Was immer es von Beschaffenheiten, Vorgängen und Idealen sowohl in der äußeren Natur als in der des Menschengeistes giebt und gab, das pflegen die Männer der Wissenschaft zum Gegenstand ihres Forschens und Systematisierens zu machen; insbesondere sind es die Universitäten, die ihren Ehrgeiz auch in die möglichste Vollständigkeit des Kreises ihrer Theorie und Lehre setzen, soweit es sich nicht um gewisse Gruppen von Erkenntnissen handelt, die den übrigen Hochschulen verbleiben. Die Universität hat zumal in den letzten Jahrzehnten den Umfang ihrer Thätigkeit aus einem vordem beschränkteren Kreis von Fächern mehr und mehr erweitert, so daß sie, was immer irgendwo an neuen Teilen, Grenzgebieten, Abzweigungen und ganz jungen Gebieten von Wissensinhalten auftaucht, rasch in ihr Wirken einzubeziehen strebt. Wie viele Fächer der Altertumswissenschaft, der Sprachwissenschaft, der Kunstwissenschaft, der Naturwissenschaft sind nicht schon Universitätsfächer geworden oder werden es mit der Zeit! Nur ein Gebiet, das für das erkennenswerteste und wichtigste von allem Menschlichen zu halten mindestens nicht unvernünftig ist, bleibt dabei in der Hauptsache noch immer abseits liegen: das Gebiet der Thatsachen und Ideale, die das Übermitteln unserer gesamten Geisteswelt an unsere Nachkommen ausmachen, das ist das Gebiet der Pädagogik. Man möchte, wie oben gezeigt, meinen, Pädagogik sei ebenso wie die Politik eine Kunst und keine Wissenschaft. Nun wollen wir uns nicht erst daran klammern, daß auch die Universität manche Kunst in diesem Sinn des Technischen übermittelt, vor allem die Heilkunst, und sich auch der politischen Kunst nicht verschließt; ja daß eine eigene Hochschule für solche Künste ebenso gefordert werden könnte, wie es eigene Hochschulen für die „schönen" Künste giebt. Vielmehr sei, wer mit jener Meinung kommt, immer wieder gefragt, ob er denn im wissenschaftlichen Leben, besonders in dem der Universitäten, noch niemals etwas von einer Kunstwissenschaft gehört, das ist von einer Erkenntnis dessen, was die Welt des Künstlers ausmacht. Wir haben auf dem akademischen Boden und zugleich auf dem des öffentlichen Mitlebens mit der akademisch wissenschaftlichen Welt eine Theorie und Geschichte der bildenden Künste, eine ebensolche der Musik, dann in Form der Philologie und der Litteraturgeschichte eine ebensolche der Dichtkunst und der in weiterem Sinn so zu nennenden Kunst der Sprache überhaupt; dazu kommen Theorie und Geschichte der juristischen und mancher anderen Praxis; und eine Wissenschaft der im engeren Sinn so genannten Technik ist anderen Hochschulen vorbehalten. So drängt alle Folgerichtigkeit dazu, auch der Theorie und Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtskunst einen mit anderen völlig gleichberechtigten Platz im Wirken der Universität sowie in dem daran angeschlossenen öffentlichen Interesse einzuräumen und die Pädagogik nicht mehr sozusagen das „stiefste Kind" der akademischen wie der öffentlichen Meinung sein zu lassen. Und nicht nur alle Folgerichtigkeit drängt dazu: auch das thatsächliche Rufen nach einer endlichen uneingeschränkten Vertretung der Pädagogik an den Universitäten, das von vielen Seiten erhoben wird, tönt immer stärker; und in den Kreisen der deutschen Volksschullehrer ist bereits der Gedanke zur Erwägung gekommen, ob sie nicht selber das Kapital aufbringen sollten, das zur Dotierung einer solchen Professur erforderlich wäre.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns noch länger dabei aufhalten, wie eine solche Professur einzurichten und vor der Einseitigkeit einer bloßen Elementarschulpraxis oder einer bloßen Gymnasialpraxis oder hinwieder auch eines bloßen Theoretisierens zu bewahren wäre. Auch ein Überblick über die pädagogische Litteratur, wie sie den unvollkommenen und doch auch wieder rühmenswerten Stand der Pädagogik als Wissenschaft erkennen läßt, würde zu weit ablenken. Ein näheres Interesse wird ja ohnehin beispielsweise zu dem

„Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik“ von Wilh. Rein greifen und wird erkennen lassen, wie viel da einerseits im Vergleich mit wissenschaftlichen Leistungen auf anderen Gebieten fehlt, und wie viel Ehrenwertes da hinwieder geleistet ist. Man sehe etwa den Artikel von Hollkamm über die einklassige Volksschule, und man wird bewundernd wahrnehmen müssen, was für eine Arbeit in der Ausbildung der Meisterschaft steckt, mit der eine der allerwichtigsten Aufgaben unserer Kultur: die pädagogische Behandlung der Kinder in den ungünstigen ländlichen Verhältnissen, gelöst wird. Eine gleiche Meisterschaft und Hingabe auf anderen Lebensgebieten würde den Beteiligten Ehren und Entschädigungen bringen, auf die solche pädagogische Meister wohl immer verzichten müssen, während es an steten mehr oder minder bösartigen Hemmungen ihrer stillen Wirksamkeit gewiß nicht fehlt. Zwischen den Zeilen beispielsweise eines Artikels wie jenes Hollkammschen ist wohl mit unsichtbarer Tinte gar manches Tragische niedergeschrieben.

Mit der mangelhaften Vertretung der Pädagogik innerhalb der sozusagen offiziellen Wissenschaftswelt und insbesondere innerhalb der Universität hängt nun noch ein Mangel zusammen, den wir als den tiefstgehenden im gegenwärtigen Stand der Pädagogik bezeichnen möchten. Es ist nämlich mit dieser heute in Praxis und Theorie nicht übel bestellt, sofern es sich um die Extrakte von Wissenschaften und Künsten handelt, die unter dem Namen von Schulfächern oder Schulwissenschaften nur eben zu gewissen Bildungszwecken hergestellt sind und unter den heutigen Verhältnissen zumeist in allen elementaren, mittleren und höheren Schulen den Kindern oder den jungen Menschen des zweiten Lebensjahrzehntes übermittelt werden. Hier herrscht eine relativ hoch entwickelte Kunst des Unterrichtens, hier hat man seit langem viel nachgedacht über das Wesen dieser Kunst und hat, was es an Kenntnissen darüber giebt, in einer breiten Litteratur niedergelegt. Daneben aber versäumte man, die Frage aufzuwerfen, was denn herauskommt, wenn man die auf diesem Wege gewonnenen Einsichten in das Unterrichts- und Erziehungswesen überhaupt auf den Fall anwendet, daß die Wissenschaften und Künste schlechtweg, nicht eigene Präparate aus ihnen, der Jugend übermittelt werden sollen.

Dieser Fall liegt zumeist vor in dem, was unsere Hochschulen leisten wollen; und sie leisten es vor einer Jugend, die teils am Ende des zweiten, teils am Anfang oder selbst noch in der Mitte des dritten Lebensjahrzehntes steht. Hier herrscht eine bald für gut, bald für schlecht gehaltene Kunst des Unterrichtens; hier hat mit wenigen und um so beachtenswerteren Ausnahmen noch niemand recht nachgedacht über das Wesen der hier angebrachten Unterrichtskunst; und fast keine Fachlitteratur verkündigt hier das Walten einer Pädagogik. Beide Fälle, der hohe und der niedere, haben natürlich vieles und jedenfalls das Wichtigste miteinander gemein — die Grundwahrheiten der Pädagogik bleiben eben gleich, mag es sich um welche Lehren, Schulen und Schüler auch immer handeln. Unentbehrlich bleibt freilich auch die Einhaltung besonderer Verschiedenheiten, wie sie sich aus den verschiedentlichen Stufen in diesem Sinn ergeben, und die bewußte Erkenntnis dieser Verschiedenheiten. Nun fehlt es aber in unserem höchsten Bildungswesen an beidem: an dem Herübernehmen der anderswo geläufigen pädagogischen Grundwahrheiten in das Unterrichtswesen der Wissenschaften und Künste, und an dem Herausarbeiten der hier nötigen Besonderheiten.

Beides zu erreichen bemüht sich eine moderne Bewegung, die zwar ihre Vorläufer bereits in jeder früheren Zeit findet, allein erst seit etwa drei bis fünf Jahren als solche in unser Geistesleben eingetreten ist. Wir meinen die sogenannte „hochschulpädagogische“ Bewegung. Sie geht aus eben von der vorhin angedeuteten Frage, was sich ergiebt, wenn die allgemeine Pädagogik auf die besondere Aufgabe des Übermittelns von Wissenschaften und Künsten angewendet wird. Von dieser scharf festzuhaltenden Grundfrage aus schreitet diese Bewegung zunächst weiter zu der Thatsache, daß in den allermeisten Fällen dieses Übermitteln nicht vor ausgereiften Menschen und auch nicht vor Kindern geschieht, sondern vor Menschen im letzten Jugendstadium, das ebenso seine Besonderheiten

hat und seine eigene Berücksichtigung verlangt, wie es mit der früheren Jugend- und Kinderzeit ihrerseits der Fall ist. Weiterhin ergiebt sich nun der Umstand, daß heutzutage die wichtigsten Stätten für ein Übermitteln von Wissenschaften und Künsten die Hochschulen sind, und daß in ihren einzelnen Einrichtungen und Wirkungsweisen die angedeutete Grundfrage am greifbarsten zur Behandlung kommen kann. So hat die ganze Bewegung nicht das ursprüngliche Problem einer „Wissenschafts- und Kunstpädagogik", sondern das abgeleitete, jedoch der Wirklichkeit näher liegende einer „Hochschulpädagogik" zur Wahl ihres Schlagwortes benützt. Unter dieser Devise wirkt sie nunmehr in immer weiteren Kreisen, geführt von Männern, die je nach ihrer individuellen Lage verschiedene Seiten der Sache mehr oder weniger in den Vordergrund stellen. So faßt insbesondere Professor Ernst Bernheim in Greifswald die Sache vom Standpunkt der aktuellen Erfordernisse des Universitätsstudiums aus und hat in der „Vereinigung aller Lehrerkreise zu Greifswald" eine Stätte geschaffen, auf der die Interessen aller Stufen unseres Unterrichtswesens ihre gemeinsame Vertretung finden.

Über das, was die hochschulpädagogische Bewegung bisher geleistet hat und auch zu leisten noch nicht im stande war, könnte noch sehr ausführlich gesprochen werden; genug daran, daß sie es sowohl an praktischen Vorschlägen und Verbesserungsbemühungen als auch an theoretischen Beleuchtungen und insbesondere Rechtfertigungen, als auch endlich an geschichtlichen Aufschlüssen, an einem Anbau der Geschichtsforschung ihres eigenen Gebietes, nicht hat fehlen lassen. Insbesondere hat sie das oben erwähnte Kennzeichen des gegenwärtigen Standes der Pädagogik überhaupt, das Voranstellen der Lehrerbildungsfrage, auch auf ihre Sparte übertragen; und wenigstens der Schreiber dieser Zeilen glaubt in der Frage nach der pädagogischen Vorbildung der Hochschullehrer den springenden Punkt der ganzen Sache zu finden. Seine Entwürfe für diesen Punkt waren aus freier Hand gezeichnet. Nachträglich erst fand sich, daß der so eigenköpfig aussehende Gedanke von einer specifischen Professorenbildung vielmehr ebenfalls zu der großen Welt des „Schondagewesenen" gehört; historische Gruppen und Reihen von seinerzeitigen Betreibungen und einigermaßen auch Verwirklichungen des Gedankens kamen zum Vorschein, und diese geschichtliche Rechtfertigung eines zuerst selbständig aufgegriffenen Punktes ist jedenfalls zugleich eine der schlagendsten Rechtfertigungen der gesamten Bewegung selber.

Sollten nun noch in weiteren Kreisen Bedenken getragen werden, der neuen Bewegung so viel Wichtigkeit zuzuerkennen, wie ihre Träger, zumal beim Gedanken an den Wert einer durch die Hochschulen zu vermittelnden tieferen Bildung und Erziehung der Führer künftiger Generationen, ihr zuerkennen; sollte auf diese Hoffnung nicht eingegangen werden, daß die Lösung unserer socialen Probleme weitesten Sinnes vor allem von der eben auf den Hochschulen zu erzielenden ethischen, intellektuellen und nicht zuletzt auch ästhetischen Bildungshöhe der das Volk leitenden Personen abhängt: so kann doch wenigstens der Wert der neuen Bewegung für unser mittleres oder höheres Schulwesen und damit für die große Masse der Gebildeten und die kleinere Masse der weiterhin akademisch zu Bildenden nicht übersehen werden. Die Lehrer dieser Schulstufen werden ja eben an den Hochschulen herangezogen oder sollten es doch wenigstens werden; und gilt nun auch für diese Stufen die Wichtigkeit der Lehrerbildung, so wird die Sache dadurch gleich wieder eine hochschulpädagogische Angelegenheit und ein Beweis dafür, wieviel von einer pädagogisch zureichenden Haltung der Hochschulen abhängt.

Hiermit aber stehen wir bei einer der brennendsten und auf die bunteste Weise beantworteten Fragen aus dem gegenwärtigen Stande der Pädagogik: bei der kurz so zu nennenden „Gymnasialfrage", die bekanntlich eine Herzens- und Streitsache allerweitester Kreise ist. Das Schlimmste an dieser die Gemüter so sehr erhitzenden Frage scheint uns dies zu sein, daß sie nicht in der richtigen Weise angefaßt wird. Vor allem halten sich die Streitenden nicht an jenen Grundsatz der modernen Pädagogik, der die Lehrerbildung die allererste Sorge sein läßt. Mag es sich nun im Unterricht um grie-

chische Lektüre oder um Kegelschnitte handeln: die Hauptsache wird doch immer die Art und Weise bleiben, wie der Lehrer seine Sache anpackt, und diese Art und Weise wird wiederum zunächst abhängig sein von seiner Persönlichkeit als Lehrer, wie sie sich auf Grund einer ursprünglichen Anlage und Liebe zum Beruf, sowie eines allmählichen Erwerbens des zur Berufsausübung Nötigen herausentwickeln mußte. Und die richtige Stätte dafür ist zunächst, nämlich abgesehen von der letzten Ausbildung zur speciellen Berufsroutine, die Hochschule, insbesondere die Universität; und an der Hochschule hinwieder ist die hauptsächliche Stätte dafür das Lehrfach der Pädagogik.

Jeder, der selbst das Gymnasium oder auch eine verwandte Anstalt durchlaufen hat oder für eine dorthin gebrachte Jugend zu sorgen hat, kennt mit wenigen glücklichen Ausnahmen den Fluch, unter dem dabei die Jugend zu leiden hat. Mag es sich um den Norden oder um den Süden des deutschen Gesamtlandes, mag es sich um frühere oder um jetzige Zeiten handeln: vor allem überrascht die Gleichheit der überall vorgebrachten privaten Klagen. Zitternd nimmt die Familie Anteil an der acht- bis zehnjährigen Eingepreßtheit des Jungen in ein System des Aufgebens und Abfragens, des Ringens der jugendlichen Gehirne nach Aufmerksamkeitsenergie in der Schule und nach Lernenergie daheim. Freudenarm, lebensabgewandt schleichen die schönen Jahre dahin, die geschwächten Kräfte werden künstlich aufgepeitscht durch allerhand indirekte Interessen des Ehrgeizes und dergleichen bei vorwiegendem Mangel eines direkten Interesses an der Sache selbst; und allmählich kommt die Zeit heran, da alles bange dem Tag des Gerichtes entgegensieht, das ist dem Abiturientenexamen. Ist endlich der Gipfel unseres acht- bis zehnjährigen Gymnasiums mehr oder minder glücklich erklettert, und ist die freie, luftige Höhe eines selbständigen Studierens erreicht, so stehen Jünglinge vor uns, die nicht nur der praktischen Welt, sondern auch den Anforderungen dieses hohen Studiums gegenüber so linkisch sind, daß die Klagen über ungenügende oder unzweckmäßige Vorbildung nun erst recht angehen.

Und was in jeder beteiligten Familie mündlich zu hören ist, das findet sich mit auffallender Ähnlichkeit, ja selbst Wörtlichkeit, wieder in historischen Quellen und Darstellungen aus der Geschichte unseres mittleren und höheren Unterrichtswesens. Wer etwa das Hauptwerk über dieses Gebiet, Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts“, durchliest, wird erstaunen, aus vergangener Zeit auf wohlbekannte, uns Heutige allerorts umschwirrende Darlegungen zu stoßen. „Vom Morgen bis zum Abend,“ so schrieb ein Kenner im Jahre 1836, „ist das Kind beschäftigt, und doch klagt die Schule noch immer über Mangel an häuslichem Fleiß ... das ganze Haus ist in Fesseln gelegt... Die Folge des steten Stopfens und Pfropfens ist eine habituelle Zerstreutheit ... die Arbeit der Lehrer gleicht wirklich der der Danaiden ... jeder Trieb zur freien Selbstthätigkeit wird durch dies immer fortwährende Drängen und Treiben erstickt, Ekel an jedem Wissen ist die Folge, scheues Ausweichen und furchtsames Benehmen vor dem immer tadelnden und strafenden Lehrer, Lug und Trug vor dem nie befriedigten, das sind die Früchte, die aus der Überladung der Schüler erwachsen.“ „An alledem sind nicht die Lehrer schuld ... im ganzen liegt die Schuld am System, vor allem an den beständigen Prüfungen ... Auch die Lehrer leiden unter dem Druck der Überbürdung ... Der Eifer des Lehrers ist nun nicht ein Ereifern im Unterricht, sondern ein Ereifern über die Versäumnis, welche sich gestern abend der Knabe zu schulden kommen ließ ... nirgend ein erhebendes, belebendes Vergnügen, was die Schule als solche zur erregenden Heiterkeit böte; kein Feiertag, kein Festtag, denn ihre Festtage hat sie zu Censurtagen gemacht, und an diesen schlägt sie Krallen in die Seelen der Kinder, daß sie blutig von dannen gehen.“ „Ach wüßten, ahnten die strengen Zuchtmeister, die Auflauerer, Beobachter, Kontrolleure, diese Verfolger der Schüler ... wüßten diese Gesetzpädagogen, welchen Unsegen, welches Unheil, welche Verbrechen sie hervorrufen, welche Sünden sie auf sich laden dadurch, daß sie den Schüler sich vor der Schule zu verbergen zwingen: sie würden Belobigung und Lohn von sich weisen und

lieber den Vorwurf der Schlaffheit, der Gleichgültigkeit, der Unthätigkeit auf sich nehmen."

Und der Historiker des gelehrten Unterrichts, der uns diese Herzensergießungen übermittelt, spricht von sich aus im gleichen Sinn: „Nach einem bekannten Wort des Mecklenburger Weisen kommt die Armut von der Powerteh; ebenso kommt die Müdigkeit von der Trägheit. Die Trägheit aber kommt wieder von der Pensenarbeit, worüber man in allen Bureaus, auch denen der Staatsverwaltung, Erfahrungen sammeln kann. Freiheit und Selbstverantwortlichkeit sind das einzige Heilmittel gegen diese Übel, die übrigens mit ihren Wirkungen noch über die Schulzeit hinausreichen: der Student braucht bekanntlich oft eine längere Zeit, ehe er sich von der Pensenträgheit erholt hat und sich zu frischer spontaner Thätigkeit aufzuraffen vermag. Zwölf Jahre hindurch an alles gewöhnt, nur nicht daran, sich selber Aufgaben zu stellen und aus eigenem Antrieb zu arbeiten, weiß er nun mit der so plötzlich und im Übermaß hereinbrechenden akademischen Freiheit nichts zu beginnen."

Trotz aller dieser Übereinstimmungen sind doch Gegenmeinungen weit verbreitet. Vor allem wird starker Protest eingelegt gegen die „Legende" von der Überbürdung, und diese Legende wird dann zurückgeführt auf eine Faulheit der Schüler und auf eine dazu gehörende Bequemlichkeit und Ungeschicklichkeit der Eltern, zum Teil auch auf Wünsche gewisser Lichtfeinde, die ein Interesse daran haben, das Bildungsniveau der Schulen herabzudrücken. Dürfen wir zu dieser Streitfrage Stellung nehmen, so scheint uns folgendes zu sagen nötig. Es besteht keine Überbürdung in dem Sinn der Frage, ob der in unseren höheren Schulen dargebotene Lehrstoff bei richtiger Behandlung zu groß sei; aber wohl besteht eine Überbürdung in dem Sinn der Frage, ob die Art und Weise seiner Übermittelung den Schülern durchschnittlich zu viel zumute. Also nicht im Wieviel, sondern im Wie dürfte der Übelstand liegen. Es ist sogar keineswegs ausgeschlossen, daß eine Entlastung der Schüler zugleich mit einer Steigerung der Ansprüche stattfinden könne. Erzeugt die Pensenarbeit Trägheit und Müdigkeit, so kann eine doppelt so große Arbeit, wenn nicht auf Pensen, sondern auf Gegenstände eines direkten, selbständigen Interesses gerichtet, zur Thatkraft und Frische mitreißen. Also kommt die Frage auf die pädagogischen Probleme hinaus: Auswahl und Verteilung der Lehrstoffe, Formierung derselben, Lehrverfahren. Vor allem kann viel gelernt werden, ohne daß vieles gelernt wird. Hier macht sich zunächst der Fluch des berühmten und berüchtigten Ideals der Allgemeinbildung geltend. Man muß ja schon von vornherein mit der Unmöglichkeit rechnen, daß den vielen Gegenständen, die in unseren Gymnasien u. s. w. sich von Stunde zu Stunde in buntester Reihe ablösen, ein so inniger Anteil der Schüler zukomme, wie es bei einheitlicheren Lehrstoffen möglich ist. Nichts von dem bekannten Segen der Einseitigkeit, nichts von der treibenden Kraft eines „Steckenpferdes", nichts von dem selbständigen Suchen eigener Bildungswege! Kommt nun noch hinzu, daß dieses gleichmäßige Verlangen eines gleichmäßigen Anteils aller an allen Schulfächern nicht als ein Künstlertum des Erweckens eines solchen Anteils in Scene gesetzt wird, sondern als das bekannte Aufgeben, Abfragen und Schimpfen, so ist es auch um die Vorteile der „Allgemeinbildung" schlimm bestellt. Mit der „Einführung von Methoden" ist's natürlich nicht gethan, sondern erst mit einer methodischen Künstlerschaft der richtig entwickelten Lehrerpersönlichkeit. Damit sind wir wieder bei unserem vorhin dargelegten Standpunkt angelangt, daß das Schwergewicht all dieser Fragen in der Lehrerbildung liege.

Zugleich aber kommen wir damit zu einer oft übersehenen, aber vielleicht der allerwichtigsten Seite der Überbürdungsfrage: zu der Überbürdung der Lehrer. Kenner behaupten, diese sei namentlich in Preußen seit den neuen Lehrplänen ins Gefährlichste gestiegen. „Einer nach dem anderen geht kaput." Dürfen wir auch hier kurz das Unserige sagen, so kommen wir auf etwa drei Punkte. Erstens ist wohl jeder Mensch überbürdet, der einen ihm nicht aus dem Herzen und aus einem specifischen Können entspringenden Beruf ausüben muß. Das aber scheint bei unseren meisten Gymnasiallehrern der Fall zu sein. Sie möchten eventuell Gelehrte,

am wenigsten aber Schulmeister sein. Kaum ein Beruf, der von seinen Trägern durchschnittlich mit so wenig Interesse ausgeübt wird! Zweitens aber würden selbst die günstigsten Verhältnisse der Berufsbildung und der Berufsfreudigkeit nichts helfen, wenn der größte Teil der Berufsthätigkeit von vornherein in festen Reglementierungen erstarrt ist, wenn nicht um der Bildung, sondern um der Prüfungen und Berechtigungen willen gelehrt wird, wenn der Lehrer ebenso nach oben Pensenarbeit zu leisten wie nach unten Pensenarbeit zu fordern hat. Drittens. Die hauptsächliche Arbeit der Schulbildung hat in der Schulstunde, und zwar besonders in der Stunde des ersten Bekanntwerdens mit einer Lehrstoffpartie zu geschehen. In der häuslichen Arbeit darf niemals das Schwergewicht liegen. Wir Eltern thun gut, unseren Jungen, gegenüber Schwierigkeiten des Lernens, immer zu sagen: „Paßt vor allem in der Schulstunde auf, in der ein Gegenstand zum erstenmal vorkommt." In der That: wird hier das Neue mit aller Klarheit und Schärfe dem jugendlichen Kopf eingeprägt, so sitzt es für alle Zeiten leicht fest, und alle folgende Arbeit des Wiederholens und des Einübens wie Anwendens, zumal in schriftlichen Ubungen, geht flott von der Hand. Fehlt's aber daran, so schleppt sich der Mangel durch alles Folgende fort, die Unkenntnis von Formen, Beweisen u. s. w. ist kaum mehr wieder einzuholen, das „Aufsagen" und schriftliche Arbeiten wird beiden Teilen zur Qual, und die allseitige Überbürdung ist fertig. Also wird es eine erste Pflicht der Lehrer und der hinter ihnen stehenden Faktoren, das heißt ihrer Bildner und der Schulreglementierer sein, alles aufzubieten, daß jedesmal die erste Belehrung möglichst viel von der gesamten Lehr- und Lernarbeit erschöpfe.

Mit all dem Gesagten ist nun aber auch dem Beantworten einer der brennendsten Fragen unseres öffentlichen Interesses am Schulwesen vorgearbeitet: der sogenannten „Gymnasialfrage". Soll unsere Jugend eine moderne oder eine antikische Bildung erhalten? Sollen die Naturwissenschaften den hauptsächlichen Lehrinhalt ausmachen? Sollen als Universitätsstudenten nur solche zugelassen werden, die Latein und Griechisch gelernt haben, oder auch solche, die nur des Lateinischen mächtig sind, oder gar auch die, denen diese beiden Sprachen fehlen? Und für welche Universitätsfächer kann wohl die Zulassung so weit ausgedehnt werden?

Es sind dies abermals Fragen, von denen vor allem gesagt werden muß, daß sie häufig nicht richtig gestellt werden, und daß sie wichtigere Fragestellungen in den Hintergrund drängen. Auch hier ist wieder das Wie gewichtiger als das Was und dadurch auch der Lehrer und die Lehrerbildung gewichtiger als das Bildungsideal und der Bildungsstoff. Vor der Frage nach Griechisch oder Physik steht die Frage nach pädagogischem oder unpädagogischem Lehrer. Und dann erst kommt noch die Frage, was wir vom Gymnasium und von unseren Gymnasiasten wollen: Freiwilligen-Berechtigung, oder gewöhnliche Lebensbildung, oder Vorbereitung für eine Hochschule. Selbst diese zwei letzteren Bildungsziele müssen schärfer, als es gewöhnlich geschieht, auseinandergehalten werden, so daß dort die Bildungsideale unserer allgemeinen Kultur, hier die Ansprüche der verschiedenen Hochschulen an ihre Zöglinge die entscheidende Forderung zu stellen haben. Daß sich dort am ehesten eine rein moderne Bildung und hier eine nach den diversen Hochschulgattungen verschiedene speciellere Bildung, insbesondere für angehende Universitätsstudenten eine mit humanistischem Kennen und Können ergeben wird, sei als die Ansicht des Verfassers dieser Zeilen nur eben erwähnt. Will man die Alleinberechtigung der Gymnasialabiturienten für den Zutritt zur Universität brechen und sie auch auf die Abiturienten des Realgymnasiums und sogar auch der Realschule (der preußischen Oberrealschule) ausdehnen, so wird es sich vor allem fragen, ob diese Ersetzung des Monopols der Gymnasien durch ein Monopol der drei „Vollanstalten" nicht wiederum ein Berechtigungs-Unrecht ist, und ob nicht die unbedingte Zulassung jedermanns auf seine eigene Gefahr hin einzig und allein der Gerechtigkeit entspricht. Am klügsten und den gegenwärtigen Thatsachen am besten angepaßt erscheint der Gedanke Ernst Bernheims, die Universitätsstudien in allen Fächern so abzustufen, daß ein strengerer Unterricht für eine engere, vollkom-

men zur Wissenschaftlichkeit vorgebildete Studentenschaft und ein voraussetzungsloserer Unterricht für eine geringer vorgebildete Studentenschaft — vielleicht mit noch einer oder der anderen Variation — gegeben werde. Die heutigen Verhältnisse, zumal der Ansturm der „Realisten“ einerseits und die sogenannte „Universitätsausdehnung“ oder „Volkshochschulbewegung“ andererseits, legen allerdings diesen Ausweg besonders nahe. Am schlimmsten aber dürfte der leider schon seit längerem übliche Ausweg sein, eine Reihe verschiedener Berechtigungen für verschiedene Fächer der Universität aufzustellen, so daß also z. B. für Naturwissenschaften, für moderne Philologie, für alte Philologie, dann für Juristen, Mediziner u. s. w. jeweils weitere und engere Berechtigungen gelten. Denn dadurch wird die Universität nicht als eine einheitliche Hochschule, sondern als ein Bündel von Fachschulen behandelt, die dennoch wiederum niemals gegeneinander abgeschlossen sein können — dafür ist ja die Wechselwirkung der Universitätsstudien für immer zu groß. Ohnehin ist schon die bisherige Gruppierung der in je einem Fach und bei je einem Docenten oder in je einem Kolleg zusammenkommenden Studenten so bunt, daß ein pädagogisches Wirken dadurch sehr erschwert wird. Die Einheitlichkeit des Universitätsunterrichtes, im mehrfachen Sinn des Wortes, wird hier stets eine unumgängliche Hauptaufgabe sein.

Was aber aus all den Wirren der heutigen Bestrebungen zur sogenannten Schulreform den sachgemäßesten Ausweg zu bieten scheint, das sind die Bemühungen nach einer „Einheitsschule“ als Unterbau und einem gymnasialen Oberbau. Von der einen Seite wird geltend gemacht, daß der Stufenbau unserer Schulen sich am zweckmäßigsten um die Pubertätszeit als den wichtigsten Einschnitt im Verlauf des Jugendlebens gruppiere, und daß die („psychogenetischen“) Verschiedenheiten der Jugend vor und nach der Pubertät für die frühere Zeit einen allgemeinbildenden realistischen Unterricht und für die spätere Zeit einen berufsvorbildenden idealistischen Unterricht verlangen, so daß die naturwissenschaftlichen Schulfächer mehr in jene frühere Periode, die historisch-sprachlichen vorwiegend in diese spätere zu setzen seien. Das Nähere über diesen Oberbau hat sich dann aber nach den speciellen Anforderungen der von dem jungen Menschen nachher zu besuchenden Hochschulgattung zu richten, so daß dieser Oberbau aus verschiedenen („gegabelten“) Berufsvorschulen besteht, deren jede zu der betreffenden späteren Berufsschule führt. — Von vielen anderen Seiten wird zwar nicht dieser grundsätzliche „psychogenetische“ Standpunkt benützt, hingegen eine Gestaltung unseres höheren Schulwesens vorgeschlagen und zum Teil auch längst schon durchgeführt, die jenen principielleren Vorschlägen nahekommt. Es ist dies das sogenannte „Reformgymnasium“, insbesondere nach „Frankfurter System“, d. h. nach dem Muster des Hauptbeispieles für diesen Typus, des „Goethe-Gymnasiums“ in Frankfurt a. M. Diese Reformgymnasien legen den Beginn des Lateinunterrichtes, der sonst in die unterste Klasse fällt, um einige (drei) Jahre höher und den Beginn des griechischen Unterrichtes noch um ein Entsprechendes (zwei Jahre) später. Die unteren Klassen werden so zu einer den unteren Klassen der mehr realistischen Vollanstalten gleichwertigen Einheitsschule, die vor allem den Vorzug hat, von den in sie Eintretenden noch keine Wahl des künftigen Berufes zu verlangen. Diese Wahl geschieht erst in höheren Jahren dadurch, daß die Schüler je nach ihren Absichten entweder das Reformgymnasium weiter besuchen oder ohne Aufenthalt in eine realistische Anstalt übertreten, während hinwieder die Schüler einer solchen aus den unteren Klassen ebenso bequem in die höheren Klassen des Reformgymnasiums übertreten können. Dieses selbst ist aber nach seinem Lehrziel und gesamten Lehrplan eine bedingungslos humanistische Vollanstalt; ja, es wurden sogar ihre Lehrerfolge in den beiden alten Sprachen trotz (oder wegen) der geringeren auf sie verwendeten, jedoch konzentrierter ausgenützten Zeit von maßgebenden, selbst sonst „konservativ“ gesinnten Beurteilern als mindestens ebenso groß wie die der alten Gymnasien anerkannt. Daß es ihnen an zahlreichen und heftigen Gegnern nicht fehlt, läßt sich denken; unter den gegen sie vorgebrachten Einwänden scheint uns nur der eine beachtenswert, daß bei diesem Lehrplan die Lehrer, insbesondere die

der alten Sprachen, allzusehr angestrengt werden. Ein Einwand freilich, der die Überwindung der von ihm gemeinten Schwierigkeit ganz nahe legt. Einerseits fordern solche Verhältnisse eine Entlastung der so Überangestrengten durch Einstellung einer genügenden Anzahl von Lehrkräften (werden ja ohnehin an den reichsdeutschen Gymnasien den Lehrern durchschnittlich zu viel Schulstunden zugemutet); und andererseits fordern jene Verhältnisse eine noch intensivere, pädagogische Vorbildung der Lehramtskandidaten. So wird denn wiederum die Lehrerbildungsfrage zu einem Hauptpunkt in der ganzen Reformfrage. Sonst allerdings dürften die Einwände wenig besagen gegenüber dem seit Jahren erfolgreichen Wirken der Reformgymnasien in Preußen und Baden. Andere Staaten sind dahinter allerdings zurückgeblieben. So insbesondere Österreich, das sich jedoch eines seit Jahrzehnten bewährten und ohne den „preußischen Zickzackkurs“ stetig wirkenden „Einheitsgymnasiums“ erfreut. Auch in Bayern ist thatsächlich noch so gut wie nichts erreicht; doch waltet hier der „Verein für Schulreform in Bayern“ durch seine „Mitteilungen“, durch Vorträge und durch sonstige Agitation ganz im Sinn der anderswo offen zu Tage liegenden Erfolge. Man darf wohl gerade diesem Verein und weiterhin den ihm ähnlichen Vereinigungen in anderen Ländern das beste Gedeihen wünschen. Allerdings scheinen uns dazu noch drei Voraussetzungen nötig zu sein. Erstens daß dabei mit den Reformbestrebungen zum Lehrplan nicht die zum Lehrstoff, mit dem Eintreten für ein voll humanistisches Reformgymnasium nicht das Auftreten gegen das humanistische Gymnasium überhaupt, mit dem Eifer für eine naturgemäße Verteilung der Lebensbildungs- und der Berufsbildungs-Interessen nicht der weite Kreise der Öffentlichkeit geradezu fanatisch hinreißende Eifer gegen „das Griechische“ verquickt werde. Zweitens, daß immer die Lehrerbildungsfrage in den Vordergrund gestellt bleibe, als der Hauptfaktor für die Durchführung des pädagogischen Postulates von dem Wie, das wichtiger sei als das Was. Drittens endlich, daß diese Bestrebungen nach einer einheitlicheren Fassung des Unterrichtsganges nicht isoliert bleiben, sondern nur als ein besonderer Teil der Bemühungen um einen einheitlichen pädagogischen Gang von der untersten Kinderschule bis zur Vollendung der Hochschule behandelt werden — einem pädagogischen Gang, der dann aber auch den Unterricht nur als Teil oder Mittel der Erziehung als einer Gesamtbildung des Menschen zu fassen hat.

Neben diesen lebhaften Reformbestrebungen auf dem Gebiete des höheren Schulwesens treten die auf dem Gebiete des elementaren Schulwesens weit zurück. Ein mehr oder minder dunkles Gefühl, daß unsere Volksschulen reformbedürftig seien, durchzieht weite Kreise; einzelne Reformbestrebungen, namentlich im Sinne einer sogenannten „Freiluft-Pädagogik“, finden sich da und dort. So die „Lebensheimer“ Ideale von P. J. Thiel; so die verschiedentlichen Bemühungen nach einer „socialen Pädagogik“, die freilich auch an Mißverständnissen leiden; so in Verbindung damit die Bestrebungen nach einem „Arbeits-Unterricht“, dessen bekanntestes Beispiel der „Handfertigkeits-Unterricht“ ist; u. v. a. Älter, doch noch lange nicht zu Ende gekommen sind die Anstrengungen einerseits zur Befreiung der Schule von allen Resten fremdartiger Beeinflussung, wie sie namentlich in reaktionärer „Schulpolitik“, in geistlicher Schulaufsicht und dergleichen mehr hervortreten, und andererseits zur materiellen, socialen und intellektuellen Hebung des Lehrerstandes. Im Rahmen unserer allgemeinen Übersicht ist es nicht möglich, auf diese Punkte einzugehen; vielmehr scheint uns hier nur folgende Seite der Sache hervorhebenswert.

Wer für die Stufen des höheren oder mittleren und des Hochschulunterrichts eine größere Berücksichtigung der Pädagogik verlangt, weist auf die Pädagogik des Elementarunterrichts als auf ein vorbildliches Muster hin — „die Volksschule die hohe Schule der Pädagogik“ — und sieht namentlich zu der Lehrerbildung in den Seminaren als zu einem pädagogischen Ideal auf. Diese Annahmen sind nun nicht bloß eine zweckmäßige Fiktion: in der That führt unsere Volksschule das, was sie nun einmal will, mit solider Sicherheit durch und stützt sich dabei namentlich darauf, daß in den Lehrerseminaren die Technik des Beibringens der Lehr-

stoffe bis zu einer Virtuosität der Methodik entwickelt wird. Hält man jedoch das, was in Fachkreisen an Klagen über den Stand dieser Dinge zu hören ist, mit privaten Erfahrungen etwa an den eigenen Kindern zusammen, so ergiebt sich ein beträchtlich ungünstigeres Bild. Den Grundzug dieses Bildes bezeichnet wohl am besten der Ausdruck „formalistisch“. In den Anforderungen an die Schüler steht nicht die ethische und geistige Entwickelung und nicht das Erwerben von Bildung voran, sondern die Schulordnung. Jammernd kommen die Kleinen mit den besten Arbeiten nach Hause, die wegen irgend eines Mißverständnisses die schlechtesten „Noten“ bekommen haben; dem Gewicht, das die Schule mit Recht auf die Aufmerksamkeit der Jungen während der Lektion legt, steht anscheinend wenig Bemühen zur Schulung dieser Aufmerksamkeit zur Seite, wohl aber steht den formalen Verfehlungen der Schüler so manche direkt irreführende Äußerung eines Lehrers zur Seite. Dazu nun das ganze Unheil der Noten, Censuren, Platzversetzungen u. s. w., das aus einer vergangenen Zeit der Pädagogik in die unserige herüberragt! Begünstigt werden diese Verhältnisse noch durch die den meisten Fachleuten einstweilen als unantastbar erscheinende Vorherrschaft des Lesens, Schreibens und Rechnens vor den Fächern, die in eine Kenntnis der Welt einführen, also namentlich vor der Naturkenntnis, deren sinnliche Bedeutung sie gerade für diese Schulstufe noch wichtiger macht als für die folgenden Stufen. Endlich wird in fast übereinstimmender Weise und — bezeichnend genug — gerade von Volksschullehrern selber die sachliche, „wissenschaftliche“ Ausbildung der Lehrerseminaristen als weitaus ungenügend bezeichnet; sogar der Ruf nach einer Fortbildung der seminaristisch geschulten Lehrer an der Universität ist erhoben und teilweise auch befolgt worden. Jedenfalls wird in dieser Richtung noch viel zu thun sein; und dem, was hier geschehen wird, gehen sicher die besten Wünsche der weitesten Kreise zur Seite.

Wichtiger als einzelne Schulreformen ist jedenfalls das vielberufene Verhältnis von „Schule und Haus“. Unter allen Umständen hat die Schule recht, vom Haus zu verlangen, daß es erstens der Schule nicht widerstrebe und zweitens mit ihr zusammenwirke. Das erste ist so sehr richtig, daß man vom Haus ein Nachgeben und Zurückhalten auch dort verlangen kann, wo es mit der Schule nicht einverstanden ist, und sei es manchmal selbst in religiösen Gewissensfragen. Denn irgend eine Einheitlichkeit und Oberleitung muß ja acceptiert werden. Auch tadelnde Ausdrücke u. s. w. gegen die Schule sollen zu Hause niemals fallen. Sollen — allein es giebt Grenzen, bei denen die Zurückhaltung eben nicht mehr möglich ist; und daß diese Grenzen nicht erreicht werden, dafür hat eben die Schule zu sorgen ...

Was nun das Zusammenwirken des Hauses mit der Schule betrifft, so muß vor allem der naheliegenden und sehr beliebten Forderung entgegentreten werden, daß die Schule für den Unterricht, dagegen das Haus für die Erziehung zu sorgen habe. Denn erstens ist die heutige Pädagogik über den Standpunkt des bloßen Unterrichtens hinaus: sie will jeden wahren Unterricht erziehlich wirken sehen und darf in ihrem mit energischen Kräften begonnenen Bemühen, aus unseren Schulen wahrhafte Erziehungsschulen (natürlich nicht etwa Politikschulen) zu machen, nicht gehemmt werden. Zweitens aber kann das Haus die große, allerschwerste Kunst der Erziehung nicht von sich aus übernehmen. Wir gewöhnlichen Eltern oder Vormünder sind ja in unserem eigenen Haus — mögen wir sonst auch noch so gute Pädagogen und Pädagogiker sein — schlechtweg pädagogische Laien; und dies schon deshalb, weil wir keine Zeit und keinen freien Kopf für ein solches pädagogisches Wirken haben. Ausnahmen mögen auch hier die Regel bestätigen. Und bleibt auch dem Haus das eine, das es allein hat und giebt oder haben und geben kann: die volle Herzenswärme, so ist es doch in allem anderen um so machtloser. Und ohne Herzenswärme erfüllt auch die Schule nicht ihr wahres Ziel.

Was hier so von vornherein gesagt ist, wird wohl durch jeden Blick in die thatsächlichen Verhältnisse der häuslichen Behandlung der Kinder — am meisten vielleicht in den höheren Ständen — auf traurige Weise bestätigt. Man sollte meinen, es hätten die

Kultur- und Bildungsfortschritte überhaupt und insbesondere die Entfaltung pädagogischer Einsichten seit Pestalozzis Ruf an die Mütter, seit Salzmanns wohl unvergänglichem „Krebsbüchlein oder Anleitung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder“ und seit so vielem anderen, das direkt für diese Seite der Erziehung gethan worden ist, auch hier einen günstigen Höhenstand der Pädagogik erzielt, und es würde Fritz Schultzes „Deutsche Erziehung“ von 1893, das richtige Hausbuch für diese Dinge, im Geist keiner unserer Familien fehlen. Die Thatsachen zeigen sich dem einzelnen in seinem Kenntniskreis und zeigen sich wahrscheinlich den meisten in ihren Kreisen ganz anders. Die heutige pädagogische Hauspraxis scheint noch nicht bis zu den elementarsten Einsichten vorgedrungen zu sein. Vor allem gehört zu ihren abscheulichsten Fehlern der oft geradezu idiotische Kult, der mit den Kindern getrieben wird, die Bewunderung, die man so oft ihrer Ungebärdigkeit vor ihnen selber zollt, die Sklaverei, in die man sich ihnen gegenüber begiebt, und die uns — wie es wohl mit jeder Sklaverei der Fall ist — hindert, ihnen das zugedachte Gute wirklich zu gewähren. „Strenge, mit Liebe gepaart“: in diesem Wort ist wohl alles beschlossen, was hier zu sagen wäre. Damit in engem Zusammenhang steht nun ein zweiter, ein ebenfalls höchst gefährlicher Grundfehler: die Unstetigkeit in der Behandlung der Kinder. Zwischen überflüssigen Geboten und überflüssigen Gewährungen, zwischen dem Befehl von der einen Minute, den vielleicht eine Aufwallung eingegeben, und der Zurücknahme des Befehls in der nächsten Minute, sobald das Kind sich mit seiner eigenartigen Energie widersetzt hat, zwischen dem fortwährenden Kampf gegen das Kind und dem fahrlässigen Heranziehen des Kindes zum Kampf gegen uns: zwischen diesen Polen schwankt so häufig unsere Hauspädagogik hin und her. Man gebiete und verbiete möglichst wenig, halte aber daran mit einer Unverbrüchlichkeit fest, die dem Kind von vornherein jeden Ausweg eines „Verhandelns“ oder dergleichen abschneidet.

Diese Hauptpunkte sind so entscheidend, daß wir ihr Gewicht durch jede weitere Ausführung nur abschwächen würden, und daß wir von dem Leser nicht besser Abschied nehmen können, als indem wir vor allem anderen diese Punkte in seine Erinnerung möchten eingegraben sehen.





Litterarische Rundschau.

Eine Jugenddichtung Rob. Hamerlings, das lyrisch-didaktische Gedicht **Eutychia** oder **Die Wege zur Glückseligkeit**, giebt Dr. Max Vancsa nach der Widmungshandschrift neu heraus und eröffnet damit die Neue Folge der „Allgemeinen Bücherei“ der Österreichischen Leo-Gesellschaft (Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagshandlung). Die Sammlung soll in ihrer Gesamtheit erzieherisch wirken und daher allmählich alles in sich aufnehmen, was in den Kreis der allgemeinen Bildung gehört. „Das, was nicht im Sinne der Moral wirken könnte, ist ausgeschlossen.“ Die Allgemeine Bücherei soll eine Familienbibliothek werden, die man unbedenklich jedem in die Hand geben kann; sie wird demnach auch alles ausschließen, was die Gläubigkeit angreifen könnte. Ihre Herausgeber stehen auf dem Boden des katholischen Christentums. Dieser Standpunkt soll aber nicht die Würdigung der antiken, der nationalen Kulturelemente ausschließen; die Sammlung soll vielmehr außer Neudrucken älterer Klassiker aller Nationen auch Werke lebender Schriftsteller, außer Werken der Poesie und Belletristik auch geschichtliche, biographische, philosophische und ästhetische Schriften bringen. Alle Neudrucke älterer Werke werden einer sorgfältigen, wissenschaftlichen und pädagogischen Bearbeitung von Fachmännern unterzogen. Unter den Klassikern aller Länder sollen besonders die viel zu sehr vernachlässigten katholischen Autoren zu ihrem Rechte kommen. Einleitungen und Anmerkungen werden für das Verständnis sorgen; eine besondere Aufmerksamkeit wird der älteren deutschen Litteratur zugewendet werden, „die zum Schaden unserer nationalen Kultur noch viel zu wenig der Neuzeit vermittelt ist.“ — Ein treffliches Programm für eine volkstümliche katholische Büchersammlung, dem wir aus vollem Herzen zustimmen; aber auch hier gilt der Spruch: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — und nach der ersten Probe, die uns die Neue Folge giebt, muß man schon sagen: vielverheißend ist das nicht! Das Lehrgedicht Rupert J. B. Hamerlings, wie sich der fünfzehnjährige Schüler der zweiten Humanitätsklasse im Wiener Schottengymnasium noch nannte (1845), ist denn doch ein gar zu unreifes Jugend- oder besser Knabenwerk, als daß man es einem großen Publikum, das sich um die litterarhistorische und biographische Bedeutung poetischer Werke wenig zu kümmern pflegt, als bedeutsame erzieherische Dichtung darbieten dürfte. Mit dem Eigenlob, das Hamerling selbst in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ diesem Werke gespendet hat: „es zeigt einen Grad poetischer Fertigkeit, welche die durchschnittliche Fertigkeit vierzehn- bis sechzehnjähriger Knaben im Versemachen doch wohl überragt,“ sind seine Vorzüge wirklich völlig erschöpft. Im übrigen herrscht schülerhafte Anlehnung und ängstliche Nachahmung ohne irgend eine Spur charakteristischer Selbständigkeit; die Gedanken der „didaktisch-philosophischen Dichtung“, wie sie hier genannt wird, stammen nachweisbar aus den Schulpredigten, den Exhorten, von Hamerlings damaligem Religionslehrer P. Leander Knöpfer, der nach den hier mitgeteilten Proben auch gerade kein Originalgenie des Denkens war. Um es noch einmal zu sagen: für die biographisch-kritische Würdigung der Gesamtpersönlichkeit des Dichters Hamerling ist auch diese Jugenddichtung gewiß nicht ohne Wert — wie sie denn auch bereits Dr. Michael Maria Rabenlechner im ersten Bande seiner Hamerling-Biographie (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vormals J. F. Richter) mitgeteilt hat — als Kunstwerk von allgemeinem poetischen Wert darf sie nicht gelten.

Eine scharf ausgeprägte Silhouette zeigen **Die Lieder des werdenden Weibes** von Margarete Bruns (Minden i. W., J. C. C. Bruns; Preis brosch. Mk. 1,25). Nach dem Titel sollte man fast annehmen, es handle sich hier um Poesien, die dem Emancipationsdrange des weiblichen Herzens Ausdruck geben, in der That aber verschließt die Etikette einen so milden Wein, wie man ihn in der weiblichen Lyrik nur selten findet. Nur das Werden der weiblichen Empfindung in der ahnungslosen Jungfrau, nicht das Werden eines neuen Wesens im Weibe wird in Margarete Bruns' Gedichtsammlung gefeiert:

> Welch rastlos quälendes Verlangen
> durchzittert mich so fremd und bang,
> seit mich in siegendem Umfangen
> dein jugendstarker Arm umschlang! . . .

oder an anderer Stelle:

Du hast mit nie geahnten Liebesgluten
die Schätze aufgedeckt, die in mir ruhten;
zu neuem Ringen jüngt sich meine Kraft,
und alles in mir gährt und alles schafft.

Dabei bleibt Hingebung und Demut doch ihr höchster Stolz, und wenn sich auch einmal eine selbstbewußte Verachtung der dumpfen Herdentriebe Luft macht, im Grunde zieht es die junge Dichterin keineswegs nach den einsamen Höhen: aus ihrer Umgebung vielmehr, aus der prunklosen Natur weiß sie frische, meist heitere, zu Herzen gehende Töne zu locken, die ihrer eigenen Stimmung wunderbar antworten. Dabei bemüht sie sich erfolgreich um eine möglichst knappe, abgerundete Form, die nur der Reimbehandlung hier und da noch größere Sorgfalt zuwenden könnte. Die Neuerung, das Buch nur auf der rechten Seite zu bedrucken, bedeutet für meinen Geschmack keinen Fortschritt: die weiße, durch keine Oase unterbrochene Wüste auf der linken Buchseite stört mehr, als daß sie, was sie doch wohl soll, den Eindruck hebt und das Auge beruhigt.

Ein gefälliges Formtalent, das zu häuslichen Zwecken gewiß viel Hübsches zu produzieren berufen ist, und eine weiche, anschmiegsame Gefühlsstimmung ist das, was man den mit dem Bilde der Verfasserin geschmückten **Gedichten** von Irma Krauschner nachsagen kann (Dresden und Leipzig, E. Pierson; Preis Mk. 1.50). Nur in wenigen Strophen erhebt sich Vorstellungsgehalt und dichterische Gestaltung über das Niveau guter weiblicher Mittelbegabung; es sind die alten abgeweideten Triften, auf denen sich der Pegasus ergeht: viel Liebe, ein bischen Landschaft, reichlich Heimweh, mehr Erinnerung und Resignation als Gegenwartslust, ein schlichtes, frommes Herz und ein höher empordringendes ernstes Streben. Es begegnet nichts Unsympathisches in dem kleinen Kreise dieser Frauendichtungen, aber auch nach eigenen, selbständigen Tönen wird man vergebens lauschen. Allein die Bilder aus Rußland thun sich durch natürliche Anschaulichkeit, die den Stempel der Echtheit trägt, einigermaßen hervor. Daß aber die Nachahmung das eigentlich treibende Element dieser ganzen Sammlung ist, mag folgende Probe beweisen, deren Urbild jedem ohne weiteres aus seinem Goethe gegenwärtig sein wird:

Ich schaue dich —

Ich schaue dich im Morgendämmern,
Wenn sich des Frührots Schwingen regen —
Und sehnsuchtsvoll möcht ich die Hände
Um dein geliebtes Antlitz legen.

Ich schaue dich im Mittagsleuchten,
Wenn im Zenith die Sonne glutet,
Ich schau dich, wenn im Abendschatten
Der letzte Purpurstrahl verblutet.

Ich schaue dich im Licht der Sterne,
Wenn träumend alle Wünsche schweigen,
Da wache ich und weine, weine —
Und möcht mein Haupt zum Sterben neigen!

Höher und selbständiger steht Adolf Grabowsky da, der Verfasser des „Menschenbuches" **Sehnsucht** (Berlin, Fischer u. Franke. Mit Buchschmuck von Fritz Stassen; Preis 5 Mk.). Er erweckt den Eindruck eines leidenschaftlich in sich selber und in der Welt Suchenden. „Das Lied vom Leben ist das Lied der Sehnsucht" lautet sein Bekenntnis, und so drängen seine meistens in dithyrambischer Freiheit einherwogenden Poesien, die mit dem landläufigen Durchschnitt nichts gemein haben, einem anderen Leben, einer anderen Zeit entgegen. Dabei bleiben seine „gärenden, stürmenden Lieder" oft ein wildes Stammeln, anstatt sich redend zu harmonisieren, aber der Ernst und die Weihe der Gedanken, die nicht selten religiös-hymnische Formen annehmen, söhnen mit manchem noch Unfertigen aus. Auch die Liebe ist für Grabowsky ein heiliger Rausch, der den ganzen Menschen ergreift und der sein Alles jubelnd in die eine Wagschale wirft:

Wilde brennende Schönheit,
Dich will ich trinken mit dürstenden Lippen,
Bebend vor Lust —
Nie leere sich der goldene Becher,
Nie sei er mir fern!
Lebenspendender, lebenvergessender Wundertrank!
Wilde brennende Schönheit,
Dich sehn ich herbei —
Wonne der Welt!
Schlürfen will ich dich,
Schlürfen ... bis ich sterbe ...

Manchmal gelingen ihm ganz eindringliche Bilder, wie das „Am Abend", wo eine vergrämte alte Frau im Lampenlicht über die welke Wiese den Tod wallen sieht, einen alten Mann im silbernen Haar; aber in seinen rein lyrischen Gedichten glaubt der Dichter die Gedanken durch Gedankenstriche ersetzen zu können, so daß manche seiner Strophen fast wie ein Morsetelegramm aussehen:

Glühwürmer funkeln,
Käfer summen. — —
:— Die Stimmen im Dunkeln
verstummen —.

Die gurgelnden Schlünde, —
der Mond blickt bleich: — — —
blauglühende Gründe,
das Mitternachtsreich — —.

Leichter nimmt Leo Sternberg in seiner Gedichtsammlung **Leyer, Wanderstab und Sterne** (Wiesbaden, Heinr. Staadt) Liebe und Leben. Er ist ein vom festlichen Frohsinn der Jugend beflügelter Sohn der Rheinlande, der des Tages reiche Lust und karges Weh mit mehr tändelnden als ernsthaften Melodien begleitet; ein feuilletonistischer Zug geht durch seine Verse, denen deshalb bezeichnenderweise die reine absichtslose Naturstimmung völlig versagt bleibt. Erst wenn er die Landschaft mit Personen belebt, wenn er zu der Stimmung eine Handlung erfindet, gelingen ihm hübsche kleine Bilder:

Herbst.

Wildweinrot schlingt ein trügrisch Leben
Noch einmal um das Försterhaus;
Es fällt das Blatt, das prangte eben,
Und die Kastanie kernt sich aus.
Der Waldweg schläft, bestreut vom Laube,
Wie öd! Kein Wesen weit und breit —
Nur wir; und wie der ew'ge Glaube
Gehn wir durch die Vergänglichkeit.

Aber für die Formgebung wird er noch sehr viel lernen müssen. Verfehlte Bilder („Dämmer festigt fingernd sein Gewebe an des Papageien Käfigstäbe!") und allzu saloppe Reime (Ägypten: liebten; von neu'm: Gottesheim) verderben ihm oft gerade sein Bestes.

Sehr gut gemeint und wahr in der Empfindung, aber völlig dilettantisch in der Form ist das **Requiem**, das eine ungenannte „Mutter" aus Erinnerungsblättern an ihren früh verstorbenen Knaben zusammengestellt hat (Braunschweig, Rich. Sattler; geh. Mk. 1,50):

Vergossne Thränen sind des Buches Lieder!
Dem ich sie still geweint —
Bring ich sie wieder!
Auf seinem Grabe darf mein Krug nicht fehlen,
Mein Thränenkrug! —
's ist heute Allerseelen — —

Mutterherzen, die gleiches Leid erfahren haben, mag trotzdem das eine oder das andere der wehmütigen Bildchen aus dem Kinderleben etwas Tröstliches zu sagen haben, zumal da die bitteren Klagen schließlich doch austönen in eine mutig entschlossene Lebensbejahung.

„Freud will Leid, Leid will Freude haben": dem „Requiem" stellt Egon Hugo Straßburger **Lieder für Kinderherzen** entgegen (Dresden, E. Pierson; 2. Aufl.), die auf einen fast durchweg heiteren Ton gestimmt sind. Recht kindlich freilich kann ich nur wenige finden; im allgemeinen herrscht jene süße, zimperliche Tändelei vor, die da glaubt, mit den Kindern dürfe man nur in Koseformen (Bächlein: Sächlein; Bäumchen: Träumchen) sprechen. Als Probe des Besseren mag dienen:

Waldhochzeit.

Zwei Vöglein halten Hochzeit heut,
Drum singt der ganze Wald,
Das ist der Finken Festgeläut,
Das weit und breit erschallt.

Sie haben sich ein Haus gebaut,
Es herrlich tapeziert,
Es freut sich Bräutigam und Braut,
Die Lerche tiriliert.

Die Drossel segnet beide ein
Und flötet das Gebet,
Die Nachtigallen schmettern drein,
Um Glück die Amsel fleht.

Zwei humoristische Gedichtsammlungen, die eine aus Wien, die andere aus Ostpreußen, werden manchen als Quelle für heiteren Vortragsstoff gelegen kommen, auch wenn — wie vorausgeschickt werden muß — ihr poetischer Gehalt herzlich gering ist. Vornehmlich den Wortwitz, die Anekdote und die Pointe pflegen die Tändelgedichte, die Fritz von Thelen unter dem bezeichnenden Titel **Coriandoli** (Wien, A. Hartleben; geh. Mk. 1,80) herausgegeben hat; Prologe, Festspiele, Trinksprüche, Vereinslieder und Schlaraffisches bringen die **Humore vom Pregelstrande** von Richard Heymann (Königsberg i. Pr., Bons Verlag). Sie sind Johannes Trojan gewidmet und verraten damit ihre Schule, ohne daß sie sich rühmen könnten, dem „geliebten Meister" viel von seiner hübschen Unterhaltungskunst abgelernt zu haben. Schlecht zu Gesichte stehen ihnen namentlich die Spottverse auf Dehmel und Holz: wer im Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen! Im guten wie im bösen passen auf den Verfasser die Verse, die er selber einem Gelegenheitsdichter widmet:

Weh dir, der du ein Dichter bist!
Wo andere sich des Mahles freuen,
Wird der Gedanke an den Toast
Dich wie ein schwerer Alp bedräuen ...

Beklag dich nicht, denn wen Apoll
Begnadet hat samt seinen Musen,
Der schüttelt aus dem Ärmel sich (!)
Das Lied, das ihm ertönt im Busen.

Wenig Originalität haben — trotz der Widmung an Arno Holz — die Verse aufzuweisen, die Erich Sachs für **Worte der Seele** ausgiebt (Dresden, E. Pierson; 1 Mk.):

Worte gehen durch vergilbte Blätter,
Sehnsuchtsträume glänzen durch die Meere,
fernes Wissen schwingt sich her wie Ahnung,
und Erinnerungen dämmern trüb. —

Tote Liebe zittert bloß im Schatten,
rote Liebe flammt in Lebensgluten,
und unsagbar tiefe Offenbarung
träumt sich in die Seele wie ein Hauch.

Der Verfasser zeigt eine gewisse Begabung für das episch gestaltete Gedankengedicht und das philosophische Geschichtsbild, wird sich dessen aber kaum bewußt und pendelt lieber in lyrischen Elementarausbrüchen zwischen nachgeahmtem altem Stil und krampfhaft erzwungenen neuen Weisen einher. Alles an ihm ist noch unklar und unausgegoren: flammen, glühen, wirbeln, sausen, brausen sind seine Lieblingswörter, ohne daß sich Kraft dahinter verbärge.

Um einer falschen Auffassung seines hochbegeisterten Heldengedichtes **John Bull und die Buren** (Dresden, E. Pierson; 2. Aufl.) vorzubeugen, hat Ernst Friedrich vorausgeschickt, daß er durchaus kein blinder Engländerhasser sei, sondern die guten Eigenschaften und die Verdienste des angelsächsischen Volksstammes anerkenne und hochschätze. Da aber eben diese Eigenschaften und Verdienste im Kriege mit den Buren am allerwenigsten zu Tage getreten seien, solle man nicht verlangen, daß er sie hervorhebe. Er werde aber die englischen Kriegsberichte getreu wiedergeben und mit selbstverständlichen (!) Glossen

versehen. Dagegen bittet er nicht zu verlangen, daß er „angebliche schlechte Eigenschaften der Buren, welche dieses für Recht und Freiheit kämpfende, patriarchalische Volk bei diesem Anlaß keineswegs gezeigt hat, bei den Haaren herbeiziehe, nur um den Anschein der Unparteilichkeit dadurch zu erwecken. Unparteiisch bin ich nicht — wer ist es? Wäre ich unparteiisch, so wäre die ganze Dichtung nicht entstanden; man braucht aber keine Unparteilichkeit, um ehrlich und gerecht zu sein.“ Nicht minder erquickend naiv wie diese stolze oratio pro domo sind die nun folgenden, auf zwei Heftchen verteilten Poesien, in denen der ganze Kriegsverlauf mit allem Drum und Dran gewissenhaft in der Weise „Als die Römer frech geworden“ beschrieben und gegeschildert wird, von der ersten Strophe an:

Als Transvaal* Gold entdeckte,
John Bull sich die Lippen leckte,
Kam daher in schnellem Lauf,
Dachte: „Wart, dich freß ich auf
Ohne weitre Umständ

bis zur letzten des ersten Teils:

Was sich weiter hat begeben,
Und was nächstens wir erleben,
Thut mein großer Dichtermund
Später gerne jedem kund,
Der es möchte hören!

mit dem tröstlichen Postskriptum in Cliché-Druck: „Die letzten Verse werden in der dritten Auflage verändert.“

Unter den fremden „Burenliedern“ des Anhangs findet sich manche frische, anspruchslose, aber schlagkräftige Strophe, wenn auch keines von den Liedern sich mit Fritz Lienhards tapferen **Burenliedern** (Berlin, Georg Heinrich Meyer) vergleichen läßt, die von allen durch den Krieg gezeitigten dichterischen Gaben die erfreulichsten sind und mit empfindungsverwandter Seele wunderbar klar und voll den idyllischen und dramatischen Poesiegehalt ausschöpfen, der in dem freiheitsstolzen, frommen niederdeutschen Bauernvolke und seinem tragischen Verzweiflungskampfe schlummert.

Man erschrecke nicht, wenn der kleine Reigen der hier vorgeführten Lyrik sein Ende in Indien findet! Indische Poesien stehen unserem deutschen Empfinden gar nicht so fern. Namentlich die Dichtung im kleinen, die Volkspoesie, von der unseren Lesern Adolf Wilbrandt vor einiger Zeit (Oktoberheft 1899) einzelne Proben in feinsinniger, alles Zarte und Schalkhafte nachempfindender Übersetzung gegeben hat, entfaltet eine Anmut, „die jedes unverbildete Gefühl entzücken muß.“ In den **Indischen Gedichten** nun, die Johannes Hertel (Stuttgart, J. G. Cotta) aus dem Sanskrit übertragen hat, ist der Rahmen ungleich weiter gespannt als in der Wilbrandtschen Blütenlese; aber auch hier war für die Auswahl der Grundsatz maßgebend, nur solche Gedichte in die Sammlung aufzunehmen, die auch dem mit den indischen Verhältnissen nicht vertrauten Leser ohne weiteres verständlich sind. Zudem sind allenthalben die uns geläufigen poetischen Formen zur Einkleidung der Übertragungen gewählt, ohne freilich wider den Geist der Originale zu sündigen. Die lyrischen Gedichte sind unter den Gesichtspunkten der Weltlust, der Weltweisheit und der Weltflucht geordnet, wobei Scherz und Ernst anmutig miteinander abwechseln, der Liebe aber mit ihren unerschöpflich mannigfaltigen Stimmungen und Situationen weitaus der größte Raum gegönnt ist. Dann folgen einige Spiele des Witzes, und endlich finden sich noch mehrere metrische Fabeln, Balladen und einige Episoden aus dem Mahabharata angefügt. Bestimmte Dichterpersönlichkeiten treten uns aus dem Büchlein nur ganz wenige entgegen; dafür atmet die Sammlung mit geringen Ausnahmen jenen frischen volkstümlichen Geist, der uns eine fremde Dichtungswelt, sei es welche es wolle, am ehesten und natürlichsten nahe zu bringen vermag. Zur Kennzeichnung des Ganzen nur ein kleines Pröbchen:

Sehnsucht.

Fern weilt der Gatte, und die Gattin schaut
Den ganzen Tag, soweit die Blicke reichen,
Bis alle Pfade, als der Abend taut,
Gemach verschwimmen in des Tags Erbleichen.

Da wendet sie den Fuß in trübem Sinn,
Geht einen Schritt nach ihrem Hause hin,
Kehrt schnell den Blick und fragt sich tief beklommen.
„Ist doch vielleicht der Traute noch gekommen?“

F. D.

* Transvaal ist dreisilbig auszusprechen. (Anm. des Dichters.)

Die im Bruckmannschen Verlage (München) erscheinende Monatsschrift **Die Kunst** steht an Reichtum der dargebotenen Illustrationen und des stofflichen Interesses allen anderen Organen voran, soweit sie sich in Deutschland nur mit Kunst beschäftigen. Wir brauchen jetzt nicht mehr zu ausländischen Zeitschriften zu greifen, um uns über die Bewegungen auf dem künstlerischen Gebiete zu unterrichten. Der „Studio“, die englische Zeitschrift, die ein Jahrzehnt lang die Führung hatte, geht merklich zurück, und was sie Neues bringt, finden wir jetzt in der Heimat auch zur Genüge vor. Die Illustrationstechnik ist so fortgeschritten, daß man in einigen Fällen fast mehr Vergnügen und Belehrung von den Abbildungen hat, die man in Ruhe studieren kann, als von den Originalen, die von Beleuchtung und Aufstellung so abhängig sind. Die letzten Hefte der Kunst berichteten über das neue Münchener Künstlerhaus, über die beiden Münchener Ausstellungen, über das Wiener Kunstleben, über alle anderen großen Kunstveranstal-

tungen der europäischen Hauptstädte, und Einzelaufsätze beschäftigten sich mit einer bunten Wahl verschiedenartiger Künstler, dem Humoristen Eugen Kirchner, dem großzügigen Landschafter Eugen Bracht, dem belgischen Symbolisten Fernand Khnopff. Auch von der Pariser Weltausstellung war natürlich reichlich die Rede, wobei besonders die feineren künstlerischen Gruppen, wie das finnische Haus, der Pavillon des Bingschen Salon l'Art nouveau und die Kollektion Frederic le Grand, berücksichtigt wurden. Die Schmucksachen des Parisers Lalique, phantastische Kombinationen aller leuchtenden und edlen Stoffe, wahre Gedichte aus Perlmutter, Gold und Email, die so gut wie nie aus Paris herauskommen, werden in einigen Prachtexemplaren groß vervielfältigt. Dazwischen stehen wertvolle Aufsätze über die künstlerische Erziehung. Muthesius behandelt das Thema „Zeichenunterricht und Stillehre". Er vergleicht unseren kläglichen Kunstunterricht mit der Musik. Wir lernen als Kinder nicht Musikgeschichte, sondern Klavierspielen. Aber wir lernen nicht malen, sondern Kunstgeschichte und die Arten der Stile. Die Philologie hat auch dieses Fach zu Schaden gebracht. Ein bißchen selbständige Anschauung, ein eigenes Verhältnis zur Pflanze, zur Landschaft, ein kleiner Versuch in der Ausübung des Zeichnens oder Malens ohne alle mathematische Systematik wäre mehr wert als die kalte Überlieferung philologischer Kenntnisse. Ein weiterer wichtiger Beitrag beschäftigt sich mit der Reform unserer Bildhauerschulen. Seit der Spätrenaissance hat das Arbeiten im Thonmodell so überhand genommen, daß unsere Bildhauer von der wirklichen Meißel- oder Gießarbeit nichts mehr verstehen; sie denken in den malerischen Effekten der weichen Masse, die sie unter den Fingern haben, und vergessen die Wirkungen, die aus dem endgültigen Material selbst erwachsen. Es wäre an der Zeit, unseren Akademien kleine Marmor- und Gießwerkstätten anzugliedern, die den Schüler gleich von Haus aus mit Marmor und Erz vertraut machen. Auf Adolf Hildebrand, den Münchener großen Bildhauer, gehen die ersten Anregungen hierzu zurück; der Wiener Hellmer, der den Brunnen an der neuen Hofburg fertig stellte und dem Wien sein kürzlich enthülltes Goethe-Denkmal verdankt, hat sie neulich in einer Broschüre schärfer zusammengefaßt.

Neben dem Bruckmannschen Organ strengt sich die Kochsche **Kunst und Dekoration** (Darmstadt, Alexander Koch) mit allen verfügbaren Mitteln an, ein gutes Bild modernen Kunstlebens zu bieten. Hier ist die „große" Kunst in letzter Zeit ein wenig zurückgetreten vor den dekorativen Bestrebungen, die die modernen Künstler und unser Publikum so sehr erfüllen. Auch hat man angesichts des internationalen Zusammenströmens in Paris von den strengen deutschnationalen Gesichtspunkten ein wenig absehen müssen. Wie die „Kunst" in ihrem Erscheinungsort München, so findet diese Zeitschrift in ihrem Erscheinungsort Darmstadt eine sehr ergiebige Centrale dekorativer Kunst. Darmstadt ist seit kurzem durch die Interessen des Großherzogs eine richtige Künstlerkolonie geworden, wo mit heiligem Feuer an den neuen Aufgaben gearbeitet wird. Dort sitzen Christiansen, dessen Glasfenster einen europäischen Ruf haben, Behrens, dessen Teppiche, Bücherverzierungen, Eßservice zu unseren besten Leistungen gehören, und Olbrich, dessen Möbelarrangements und tektonische Durchbildungen seit seinem Wiener Secessionsbau oft genannt worden sind. Das Zimmer Olbrichs, das soeben in Paris mit dem Grand prix ausgezeichnet wurde, bringt das letzte Heft der „Kunst und Dekoration" in ausgezeichneten Drucken. Es ist ein Jachtsalon. Die Kaminwand teilt sich in Plauschecken, das Ornament der Flamme züngelt daran empor, eine Vitrine ist mit Perlmutter inkrustiert, eine Uhr im Empiregeschmack wird von zwei nackten weiblichen Figuren flankiert, die auf graziösen langen Säulen stehen, ein Schränkchen und ein Statuenpostament schwingt sich in feinempfundenen eleganten Linien auf, Kissen mit aparten Stickereien sind über die Sofas verstreut, darüber eine Gobelinlandschaft, auf den Portieren reiche Applikatur — in allem ein vornehmer und reifer Geschmack, ein Zimmer, nicht wie aus der Theorie, sondern wie aus der Praxis geboren.

Die bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinende **Zeitschrift für bildende Kunst** ist „wissenschaftlicher" als die beiden vorangehenden. Sie giebt den strengen Forschern das Wort und beschäftigt sich mit kunsthistorischen Fragen, ohne die modernen Erscheinungen darum auszuschließen. Wenn man die heutigen Zeitschriften nach ihren Jahrgängen sich aufbaut, die Register überfliegt, die Bilder mustert, so muß man sich sagen, daß die Hälfte aller modernen Arbeit hier eingeschlossen liegt. Ähnlich wie auf socialem Gebiet sich immer mehr die beiden großen Extreme des Bazarbetriebes und des Specialistentums nach ihren scharfen Gegensätzen ausbilden, geht es hier im Bücherwesen. Die Signatur der Zeit sind Encyklopädien und Broschüren: jene in der Zusammenfassung belehrend, diese eine Specialfrage aufrollend. In der „Zeitschrift für bildende Kunst" spiegeln sich die Interessen der modernen Kunstwissenschaft wieder. Während Walther Gensel die französische Kunst im Jahre 1900 durchnimmt, durchsucht Neumann die baltischen Provinzen nach ihren alten Gemälden und macht uns mit vorzüglichen Bildern von Franz Hals, v. d. Helst, Bronzino bekannt. Zu dem Genselschen Aufsatz ist eine sehr wertvolle Heliogravüre beigegeben: Benjamin Constants Doppelporträt seiner beiden Söhne, das zur Zeit eine der schönsten Darbietungen der Pariser Kunstabteilung ist. Vielleicht ist noch niemals das seelische Fluidum zweier schweigend nebeneinander sitzenden Menschen von verfeinertem Wesen und träumerischer Haltung eindrucksvoller wiedergegeben worden.

Eine kleine Encyklopädie, die vielen sehr willkommen sein wird, hat Dr. Franz Stoedtner (Berlin, Bremerstr. 56) im Selbstverlag heraus-

gegeben. Ein echtes Zeichen der Zeit. Nachdem der kunstgeschichtliche Unterricht so große Dimensionen angenommen hat, daß sich vielfach die Benutzung des Skioptikons mit Lichtbildern, die an die Wand geworfen werden, als notwendig herausgestellt hat, mußte sich der Sammler finden, der für kunstgeschichtliche Zwecke einen Lichtbilderapparat zur Verfügung stellt, der alles Wesentliche umfaßt. Stoedtner hat sich dieser Aufgabe gewidmet. Er giebt laufende **Kataloge aller wichtigsten Kunstwerke** heraus, deren Diapositive (Glasbilder) er anbietet, und diese Kataloge sind zugleich ein glänzendes kunstgeschichtliches Material, in dem man in Kürze die Hauptmeister mit ihren Hauptwerken und die bedeutendsten Gebäude aller Zeitalter praktisch zusammengestellt findet. O. B.

* * *

Unter den musikalischen Sammelschriften der letzten Jahre ragt durch besondere Reichhaltigkeit die Folge von Monographien hervor, welche der Berliner Verlag „Harmonie" herausgiebt. Die beiden letzten Bände sind **Tschaikowski** und **Verdi** gewidmet und sehr geschickt illustriert. Über Tschaikowski, den verstorbenen empfindungstiefen russischen Musiker, lagen schon allerlei Veröffentlichungen vor. Kaschkin in Moskau schrieb seine Erinnerungen an ihn; Hermann Laroche hat mehrere Essays über ihn veröffentlicht. Außerdem bereitet der Bruder Tschaikowskis eine mehrbändige Biographie von ihm vor. Er und einige andere Verwandte und Freunde haben dem Verfasser dieser Schrift, Iwan Knorr, so viel Material gegeben, daß sein Lebensbild ein ziemlich vollständiges geworden ist und mindestens an sachlicher Brauchbarkeit wenig Wünsche unbefriedigt läßt. Die zweite Biographie, Verdi von Carlo Perinello, ist leider nicht würdig genug ausgefallen, um als abschließend gelten zu können. Verfasser, wie diese, behandeln den Künstler mehr wie einen Politiker, der nichts zu thun hat, als „Ziele zu erreichen". Man muß schon etwas tiefer in die Künstlerseele steigen, um die Werte des Schaffens abschätzen zu können und einen Standpunkt zu finden für die Beurteilung so ursprünglicher Kunst, wie sie beispielsweise Verdis Falstaff darbietet, der eine ganz neue Kunstära zu eröffnen scheint, eine Art Kammermusik der Oper. O. B.

Die jüngste Litteratur über China, das plötzlich durch eine fanatische Bewegung, deren Folgen noch gar nicht abzusehen, die Blicke der Welt auf sich gezogen hat, läßt an Reichhaltigkeit und Gediegenheit vieles zu wünschen übrig. Es soll damit kein Vorwurf ausgesprochen sein; denn die wirklichen, zuverlässigen Kenner des Landes — soweit bei den rätselhaften Verhältnissen von „Kenner" überhaupt die Rede sein kann — haben meistens bereits vor drei Jahren, bei der bedeutsamen Besetzung Kiautschous, das Wort ergriffen und damals ihr Thema zum großen Teil so ausführlich behandelt, daß sie augenblicklich noch keinen Grund haben, auf den Gegenstand eingehend zurückzukommen. Wir erinnern an die Bücher von Richthofen, M. von Brandt, Hirth, Franzius, Hesse-Wartegg u. a., die wir seiner Zeit hier angezeigt haben, und verweisen alle diejenigen, welche den neu sich aufthuenden Fragen bis in ihre kultur- und religionshistorischen Wurzeln nachgehen wollen, in erster Reihe auf diese älteren Veröffentlichungen, zu denen sich übrigens von M. v. Brandt, dem unermüdlichen, neuerdings ein weiteres, das im vorigen Hefte angezeigte und besprochene Buch „Dreiunddreißig Jahre in Ostasien" (Leipzig, Georg Wigand), gesellt hat. Was sonst auf dem Gebiete in jüngster Zeit nachgewachsen ist, holt seine Wissenschaft fast durchweg aus diesen abgeleiteten Quellen. Trotzdem gewinnt natürlich manches der zahlreichen Hefte und größeren Werke durch den frischen Gegenwartsstandpunkt, von dem aus es an die Dinge herantritt, ein besonderes Interesse. So bringt namentlich über die Boxer und die abendländischen Beziehungen Chinas manches Wissenswerte das Büchlein von Ernst Schott: **Die Wirren in China und ihre Ursachen** (Leipzig-Reudnitz, Aug. Hoffmann; Preis 60 Pf.), ein Thema, das zugleich ein unter dem nom de guerre Asiaticus schreibender Verfasser in einer Reihe von Heften militärisch und politisch ausführlicher zu behandeln unternommen hat (**Die Kämpfe in China.** Berlin, Rich. Schröder, vorm. Ed. Dörings Erben. Heft 1. Preis 1 Mk.). Das uns vorliegende erste Heft schildert nach einer allgemein orientierenden Einleitung zunächst die Lage Chinas nach dem Frieden von Simonoseki, geht dann näher auf die Streitkräfte Chinas, sowie der abendländischen Mächte ein, wie sie sich im Juni 1900 gegenüberstanden, und giebt in seinem Hauptteil eine Übersicht über den Schauplatz des Boxeraufstandes und der durch ihn hervorgerufenen weiteren kriegerischen Ereignisse. Etwas unorganisch beschließt die Darstellung ein Rückblick auf den französisch-englischen Feldzug gegen China im Jahre 1860. — In scheinbar nur losem Zusammenhang mit den augenblicklichen chinesischen Ereignissen steht die gründliche, mit reichem Detail belebte Darstellung, die Dr. C. Spielmann von der **Taiping-Revolution in China** entwirft (Halle a. S., Hermann Gesenius; Preis Mk. 2,50); aber für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird sich doch manche wertvolle Lehre und Erkenntnis auch für die gegenwärtige Lage ergeben, zumal da der Verfasser einen Überblick über die Geschichte und Entwickelung Chinas vorausgeschickt hat. Die Stimmung freilich, die durch die Lektüre dieses Buches hervorgerufen wird, ist wenig tröstlich, eher wehmütig und bitter. Denn es

muß in der That nach dieser Schilderung jener großen nationalchinesischen Empörung, die das verrottete Mandschuregiment stürzen und das Land religiös, politisch, social und wirtschaftlich reformieren wollte, so scheinen, als ob ein Sieg der Taiping — den die Engländer vereitelt haben — die fremdenfeindliche Reaktion von heute ausgeschlossen hätte.

Den frischen Darstellungston des Selbsterlebten und Selbstdurchdachten, der Reisewerke allein genußreich macht, finden wir in Eugen Wolfs Veröffentlichung **Meine Wanderungen** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 5 Mk.), deren erster Teil sich **Im Inneren Chinas** bewegt. Der Verfasser gehört zu denen, die als erste die dringende Notwendigkeit eines baldigen Stützpunktes für unseren Handel im Osten Asiens bereits im Frühjahr 1896 erkannt und maßgebenden Kreisen darüber Vortrag gehalten haben. Nachdem er dann mit dem Vicekönig Li-Hung-Tschang, der damals gerade in Deutschland weilte, in persönliche Beziehungen getreten, unternahm er die von vornherein auf mehrere Jahre berechnete „Weltreise“. Die Aufzeichnungen der Tagebücher verfolgen sie auf ihre einzelnen Stationen und sind nun in Buchform gefaßt, ohne von ihrem Augenblicksreiz durch nachträgliche Bearbeitung allzu viel eingebüßt zu haben. Zweck und Ziel des Verfassers sind für dieses sein „Erstlingsbuch“ — bei einem so weitgereisten Manne sollte man das in unserer druckwütigen Zeit kaum glauben — von den landläufigen Absichten solcher Veröffentlichungen völlig verschieden. Er will in erster Linie bei unserer Jugend das Interesse für außereuropäische Länder stärken und dadurch dazu beitragen, uns in den Stand zu setzen, „nicht nur Berater der Völker über den ganzen Erdball, nicht nur die Berufensten in der hohen Politik zu sein und zu bleiben, sondern auch im Welthandel die allererste Stelle zu erreichen und zu halten.“ Der Entwicklung unseres überseeischen Handels und unserer Industrie wendet daher das Wolfsche Buch in allererster Reihe sein Interesse zu: der Liebe für das „größere Deutschland“, das heute der vornehmste Zielpunkt unserer weltpolitischen Ideale ist, widmet es sich auch da, wo es an Stelle des Ernstes — was nicht selten geschieht — den heiteren Scherz und die leichte Plauderkunst der Unterhaltung zu ihrem Rechte kommen läßt. Siebenundsechzig Textillustrationen, die in bunter Mannigfaltigkeit Landschaften, Bildnisse und Genrescenen aus dem chinesischen Volksleben zeigen, beleben den oft außerordentlich temperamentvoll gefärbten Text. F. D.

* * *

Aus der Fülle der zu Anfang des neuen Jahrhunderts besonders üppig blühenden Kalenderlitteratur wollen wir hier nur zwei Erscheinungen hervorheben, die außer ihrem praktischen auch auf litterarischen und künstlerischen Wert Anspruch machen dürfen. Da ist zunächst **Meyers Historisch-Geographischer Kalender** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; Preis 2 Mk.), der auch diesmal wieder in der bewährten gediegenen Ausstattung erschienen ist. Für jeden Tag des Jahres ist ein besonderes Blatt bestimmt, das außer dem Festkalender, den astronomischen Angaben, den Gedenktagen und Lesefrüchten auch mit einer Illustration geschmückt ist, die gern an die Bedeutung des Tages anknüpft. Es ist bei der Reichhaltigkeit des Bibliographischen Verlages selbstverständlich, daß neben den Porträts auch das Landschaftliche, Naturwissenschaftliche, Kunst- und Kulturhistorische mit Abbildungen mustergültig vertreten ist. Der Kalender sei dem deutschen Hause abermals aufs wärmste empfohlen. — Für Freunde altdeutscher Kunst und Heraldik stellt sich auch in diesem Jahre wieder in reich ausgestattetem Umschlag der **Münchener Kalender** ein (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, A.-G., München; Preis 1 Mk.). Von 1895 an beobachten die Jahrgänge dieses Kalenders einen inneren Zusammenhalt und bilden gewissermaßen die Einzelteile eines großen heraldischen Werkes über die Wappen der deutschen Fürstenhäuser und des deutschen Uradels. Die in schönem, kräftigem Buntdruck ausgeführten Wappenzeichnungen von Otto Hupp begleitet ein erklärender Text von Kanzleirat Gust. A. Seyler, dem Schriftführer des Vereins „Herold“ in Berlin, so daß wie der wissenschaftliche auch der künstlerisch-heraldische Teil des Unternehmens in den besten Händen liegt. Im jüngsten Jahrgang finden wir die Wappen von: Österreich, Schleswig, Adelmann von Adelmannsfelden, Berlichingen, Dohna, Droste von Vischering, Henckell von Donnersmarck, Lerchenfeld, Platen, Tattenbach, Trautmannsdorff, Windischgrätz, sowie Staatswappen und Stammtafeln der Großherzöge von Baden. —l.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.



Thomas Truck.

Ein Buch von gestern und morgen.

Von

Felix Hollaender.

VI.

In der folgenden Redaktionssitzung des „Festsaals“ gerieten die Köpfe hart aneinander.

Es wurde Thomas von Fründel der unverblümte Vorwurf gemacht, er neige zu Kompromissen, er verwische das „Ziel“, er führe einen zu ängstlichen, sanftmütigen Ton, und er kokettiere mit Geistesrichtungen, die bekämpft werden müßten. Lobpreisungen der Bestrebungen des Herrn von Ernesty im „Festsaal“ seien nicht nur weichselig, sondern unwürdig.

Fründel hatte es Thomas nicht vergessen, daß er damals seinem Artikel die Aufnahme verweigert hatte, und in diese Anklage stimmte nicht nur der Volksschullehrer mit ein, dem das Tempo viel zu langsam ging, sondern auch Lissauer, der nach seinem ersten öffentlichen Erfolge in Kraftgefühlen schwelgte.

Nur die Brose hielt fest zu Thomas. Sie war über diese Angriffe empört und gab ihrem Unwillen in starken Worten Ausdruck. Auch der kleine Blinsky und Liers unterstützten Thomas, wenigstens nahmen sie nicht teil an den Angriffen gegen ihn.

Es kam zu einem Auftritt von leidenschaftlicher Heftigkeit.

„Ihr wollt frei sein!“ rief Thomas, und der Zorn schüttelte seinen ganzen Körper, „aber die Freiheit des anderen wollt ihr nicht gelten lassen!“ Und als man ihn unterbrechen wollte, stampfte er mit den Füßen auf. Die ganze ungestüme Art seiner Jugend, über die er längst hinausgewachsen zu sein glaubte, brach brausend durch.

Es hatte nur dieses Anstoßes bedurft. Die ewigen Geldsorgen und Ängste der letzten Wochen hatten ihn ohnedies aufgerieben.

„Ihr seid Kindsköpfe!“ schrie er, „und Dogmatiker gerade so wie die anderen! Wer nicht in allem und jedem eurer Meinung ist, den möchtet ihr am liebsten zum alten Eisen werfen. Mir kommt das kleinlich, kindisch und dumm vor! Ich lasse mich von euch nicht biegen! Ich bin ich, ich bin mein Eigener!“

Und dröhnend schlug er mit der Faust auf den wackeligen Redaktionstisch, und ohne eine Antwort abzuwarten, ließ er sie alle verblüfft zurück und stürmte ins Freie.

„Was ist dem denn in die Krone gefahren?" fragte Heinsius etwas sarkastisch.

„Euer Hochmut," antwortete die Brose ernst und traurig.

Als Thomas auf der Straße war, eilte er hastig eine Weile dahin. Alles war in ihm unruhig und erregt.

Es ist gut, daß ich's ihnen deutlich gesagt habe, dachte er. Dann lächelte er eigentümlich vor sich hin. So eine Gesellschaft ... so eine Gesellschaft, murmelte er. Ach Gott, fuhr er bei sich fort, das sind ja alles Dummheiten, furchtbare Dummheiten. Wozu zankt man sich eigentlich? Es ist zu kindisch. Wozu machen wir uns das Leben sauer? Wir wollen ja alle das gleiche ...

Er wollte wieder umkehren, aber er besann sich sogleich eines anderen.

Ich thue es nicht. Es ist gut so, daß sie es wissen! Es ist gut so!

Er blickte auf. Was war denn das? Er stand vor einem Hause, an dem ein Riesentransparent angebracht war. Auf blauem Grund mit weißen Lettern stand: Heilsarmee.

Er sah auf die Uhr. Es war achteinhalb Uhr. Ihn juckte es hineinzugehen.

„Kaufen Sie doch den Kriegsruf!"

Er hörte es im Geiste. Er sah plötzlich eines dieser entsetzlich uniformierten Frauenzimmer, die demütig auf den Straßen den Kriegsruf des Generals Booth feilboten.

Über einen engen Hof schritt er. Eine schmale Stiege führte zu dem Versammlungssaal. In einem Vorraum empfing ihn ein angestellter, glattrasierter Beamter und wies ihn zurecht.

Es war ein mittelgroßes Zimmer, in das er trat. Die kahlen Wände waren nur von knallroten Bibelsprüchen durchbrochen. Das ganze Meublement bestand aus Bänken. Am äußersten Ende war eine Kanzel errichtet.

In einem Winkel des Saales saß ein Pferdebahnkutscher zusammengeduckt. Er war eingeschlafen, sah und hörte nichts.

Im ganzen waren etwa dreißig Menschen jeder Altersstufe versammelt. Die meisten hatten verloschene Gesichter. Sie stierten wie magnetisiert auf die drei Frauenspersonen, die die Kanzel besetzt hielten.

Als Thomas in dem Zimmer erschien, hatte das Frauenzimmer in der Mitte, die den sogenannten Rang eines Kapitäns bekleidete, den Vers eines Chorals nach einer weltlichen Melodie vorgesungen.

Nun hielt sie eine Sekunde inne, und gleich darauf sang die ganze Versammlung, während sie mit beiden Händen dazu Takt schlug, den Vers nach.

Es dünkte Thomas, als ob die Menschen in einer dumpfen, sinnlosen Hingebung die Worte plärrten.

Als man zu Ende war, sprach die Kapitänin, aus deren pockennarbigem Gesicht fanatische Eifereraugen glühten, mit einer sich überhastenden und überstürzenden Beredsamkeit heilige Dinge, in denen immer und immer wieder als Refrain die Worte „Jesus ... Sünde ... und Erlösung" wiederkehrten. Und dabei erzählte sie beständig, was sie Jesus alles zu danken habe. Er habe sie aus dunkler Sünde emporgezogen. Mitten in der Rede wandte sie sich an die Person zu ihrer Rechten und forderte sie auf, auch eine Geschichte aus ihrem Leben mitzuteilen.

Und nun begann diese genau in der gleichen fließenden, förmlich eingelernten Art, die um kein Wort und keinen Ausdruck verlegen war, ihren Vortrag.

„Ich habe am Rande des Verderbens gestanden," begann sie, „Jesus hat mich befreit! Nun bin ich selig ... selig ... selig! Geht zu Jesus, auf daß er euch selig macht, solange es noch Zeit ist. Zu Jesus, meinem Seelenbräutigam!"

Jetzt sang die junge Frauensperson links wieder nach einer weltlichen Melodie einen Choralvers, und wieder setzte die Versammlung ein, während das Mädchen mit beiden Händen taktierte.

Und immer müder und verschlafener wurden die Gesichter der Anwesenden. Aber sie sahen starr auf die Kapitänin, die beständig mit dem Kopfe nickte.

Das sind ja die reinen Zwangsübungen, dachte Thomas und erhob sich schwerfällig.

Er wollte den Raum verlassen, aber er stockte plötzlich ... Er begegnete zwei, wie es ihm zuerst schien, boshaften, kohlschwarzen Augen, die auf ihn gerichtet waren. Sie gehörten einem schlanken Mädchen mit zigeunerbraunem Teint. Um den Kopf hatte sie ein rotes Tuch geschlungen. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, betrachtete er sie

genau. Er fand, daß ihre Züge etwas Verbittertes und Vergrämtes hatten, etwas, das ihn festhielt.

Langsam wandte er ihr den Rücken und verließ die Gebetstube. Langsam schritt er auf der Straße vorwärts. Ein ihm bisher fremdes Gefühl beherrschte ihn. Diese Augen verfolgten ihn und ließen ihn nicht mehr los. Sie hüpften gleichsam auf dem Pflaster vor ihm her. Einmal waren sie niederträchtig, dann weinten sie schmerzhaft, dann wieder hatten sie so etwas furchtbar Anklagendes.

Das sind ja alles Einbildungen, sagte er vor sich hin und blickte über das Menschengewimmel. Der Kopf that ihm weh ...

Er stieß einen kurzen Schrei aus. Sie stand unvermutet neben ihm. „Ja, was ist denn das?" stammelte er verwirrt.

„Ich bin es," sagte sie ganz ruhig und nagte mit den breiten Oberzähnen an ihrer Lippe.

Darauf erwiderte er nichts. Es kam ihm alles traumhaft und seltsam vor.

Sie schritten beide dicht nebeneinander.

„Ich kenne Sie," begann sie wieder und zupfte sich ihr Kopftuch zurecht.

„Mich?"

„Ja, ich habe Sie neulich reden hören."

„Ah so," machte er und schielte von der Seite hinüber. Ihm war es, als ob ihr warmer Atem ihn träfe. „Sie besuchen wohl alle Versammlungen?"

„Nicht alle! Keineswegs alle! Sie meinen von wegen da oben?" Sie lachte kurz auf: „Meine Wirtin hatte mich da mit hinaufgezerrt." Und nach einer kleinen Pause fügte sie in einem Ton der Selbstverspottung hinzu: „Sie wollte mich retten!" Sie blieb stehen, und indem sie ihren eigenen Gedankengang unterbrach, fragte sie: „Glauben Sie denn an alles das, was Sie so reden?"

„Ich glaube daran!"

„Hm," machte sie, und um ihren vollen, breiten Mund zuckte es merkwürdig.

„Hat man Sie denn nun heute abend gerettet?" fragte Thomas plötzlich ganz ernst.

„Mich — mich ...?" ihre Züge verzerrten sich, „mich kann niemand retten!" Es leuchtete wie tiefer, unsagbarer Haß über ihre Miene.

Sie gingen jetzt schneller und schwiegen. Aber auf einmal machte sie vor einer Stehbierhalle Halt. Sie sah gierig in das Schaufenster, in dem vertrocknete belegte Brötchen auf Schüsseln lagen. „Entschuldigen Sie," sagte sie, „aber ich habe furchtbaren Hunger!" Und gleichsam entschuldigend setzte sie hinzu: „Ich habe heute noch so gut wie nichts gegessen!"

Er hatte schon die Thürklinke erfaßt. Es waren nur ärmliche Leute, die hier verkehrten. Sie blickten verwundert auf die Eintretenden.

Das Mädchen beachtete es nicht; sie schritt ruhig voran. Auf eine hölzerne Bank im äußersten Winkel ließ sie sich nieder. Thomas erkannte jetzt, daß sie elend und erschöpft war.

Eine schmutzige, magere Frauensperson mit einer Schürze, die von den Schultern bis zu den Füßen reichte, fragte nach ihren Wünschen.

„Bringen Sie uns etwas zu essen," sagte Thomas, und sich an das Mädchen wendend: „Was wollen Sie trinken?"

„Ich bitte um Bier," entgegnete sie leise.

„Also ein Bier und eine Selters!"

Die Frau brachte im Nu das Bestellte.

Das Mädchen stürzte das Bier hinunter und verschlang das ausgetrocknete Brot. Sie schien wie ausgehungert.

Unterdessen betrachtete Thomas sie. Ihr Gesicht war schmal und gut geformt. Ihre Stirn war niedrig, aber eindrucksvoll. Wie Seide waren die Lider um ihre Augen. Obwohl ihre Nase ein wenig höckerig war, hatte sie doch etwas Feines. Selbst ihr breiter, voller Mund mit den roten, begehrlichen Lippen erschien ihm nicht unschön. Ihr Hals war weich und geschmeidig. Nun, wo sie ihr Kopftuch abgenommen, sah er auch ihr reiches, dunkles Haar, das sie vorn gescheitelt, hinten in einem schweren, griechischen Knoten trug. Sie war ganz altmodisch frisiert, aber gerade das gab ihr etwas Apartes.

Endlich schien sie gesättigt, und nun stützte sie beide Ellbogen auf den Tisch und legte in die Handflächen ihr elendes vergrämtes Gesicht.

Ihn erfüllte ein tiefes Mitleid.

Sie starrte jetzt vor sich hin und achtete seiner kaum. Sie schien in ihrer Erschöp-

fung über irgend etwas nachzugrübeln. „Wissen Sie, was ich noch möchte?“ sagte sie unvermittelt und blinzelte zu dem Büffett hinüber.

Bevor er noch geantwortet, ging sie zur Wirtin und bat sich einen Kognak aus. Dann kam sie zurück, und während ihre dunklen Augen wie belebt aufglänzten, meinte sie: „Wenn Sie wüßten, wie mir das gut getan hat! Mir war ganz schwach im Körper!“ Sie setzte sich wieder und berührte vertraulich, ganz leise seine Hand. Wie ein Junge wurde er bei dieser Berührung rot.

Sofort zog sie, gleichsam scheu, ihre Hand wieder zurück.

Die Wirtin sah hinter dem Schenktisch zu ihnen hinüber. „Was die für katzige Bewegungen hat,“ meinte sie zu ihrem Manne, der in Hemdärmeln neben ihr stand.

Obwohl diese Worte ziemlich leise gesprochen waren, schien das Mädchen ihren Sinn aufgefangen zu haben. „Kommen Sie, wir wollen gehen,“ sagte sie rasch und verärgert.

Er erhob sich auf der Stelle.

Sie nahm einen kleinen, schmutzigen Beutel vor und suchte mühsam ihre Pfennige zusammen. „Es reicht nicht,“ brachte sie erschreckt hervor.

„Aber mein Gott,“ antwortete er verlegen, „wollen Sie denn nicht mein Gast sein?“

Sie warf den Kopf zurück und lächelte argwöhnisch und fremd. „Ich bin niemandes Gast!“ Und unwillkürlich sah sie dabei auf ihre Hände, die schlank und schön waren. Nur die Fingerspitzen waren zerstochen. „Wollen Sie mir auf mein Gesicht hin fünfzig Pfennig borgen?“ fragte sie, während sie gleichzeitig einen schmalen, goldenen Reifen vom Mittelfinger der linken Hand zog.

Er nickte schweigend, und jeder beglich seine Zeche für sich.

Draußen sagte sie: „Haben Sie es bemerkt, wie frech diese Person mich angesehen hat?“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich aber habe es gesehen. Bande,“ setzte sie hinzu und knirschte mit den Zähnen.

„Aber Fräulein,“ wandte er ganz schüchtern ein.

„Nee, nee,“ entgegnete sie unwirsch, „die Leute kenn ich, die woll'n man bloß ein' ausspionieren!“

„Sie trauen wohl den Menschen nur Böses zu?“ fragte er.

Sie stieß eine unangenehme Lache aus. Und wieder blieb sie stehen. „Na, Sie sind aber ein Heiliger! Nicht so viel traue ich den Menschen.“ Und dabei knipste sie Zeigefinger und Daumen zusammen.

„Dann haben Sie schlimme Erfahrungen hinter sich!“ Seine Worte klangen traurig.

Ihre Züge verzogen sich jetzt schmerzhaft. „O, o,“ machte sie, und es schien ihm, als ob sie fröre.

Sie standen vor einem kleinen Café am Belle-Allianceplatz.

„Kommen Sie,“ sagte er gütig, „wir wollen hier noch einen Kaffee trinken.“

„Kann ich denn hier hineingehen?“ fragte sie und deutete verlegen auf ihr armseliges Fähnchen und ihr rotes Kopftuch.

„Sie können es!“

Ihr Gesicht verdunkelte sich; sie zauderte noch einen Augenblick. Dann lächelte sie trotzig und folgte ihm.

Drinnen saß eine ganze Gesellschaft von Chinesen in blau- und gelbseidenen Überröcken und schwarzseidenen Hosen. Sie trugen elegante Stulpenstiefel. Die langen, schwarzen Zöpfe hatten sie im Überwurf verborgen. Die älteren von ihnen blickten mit ihren geschlitzten Augen aus Brillengläsern. Ihre gelben Gesichter sahen ernst und nachdenklich aus. Sie nahmen nur wenig an der allgemeinen Unterhaltung teil. Sie sannen vor sich hin und grübelten. Die Mienen der jüngeren dagegen waren lebhaft und aufgeregt. In ihrer Gesellschaft befanden sich etwa vier bis fünf kleine Ladenfräulein, die sich geschmacklos herausgeputzt hatten und sich von den Himmelssöhnen bewirten ließen.

An einem Nebentische schlürften ein paar junge Däninnen neben ihren Courmachern Eiskaffee. Ihre zierlichen Gestalten, ihr apartes Wesen, ihre fremdländische Aussprache mußten jedem, der eintrat, sofort auffallen.

Das ganze Interieur bekam durch diese beiden Gruppen etwas Internationales und Eigentümliches.

Und als Thomas und das fremde Mädchen jetzt an einem kleinen Marmortische Platz nahmen, da schien es fast, als ob sie beide durchaus hierher gehörten.

Der Kellner kam tänzelnd heran. „Wünschen?“ fragte er etwas hochnäsig und von oben herab.

Zwei Tassen Kaffee wollte Thomas bestellen, aber das Mädchen sah ihn bittend und demütig an.

„Darf ich,“ fragte sie und wurde rot dabei, „lieber ein Glas Punsch trinken? Mir ist nämlich so kalt,“ setzte sie hinzu.

„Gewiß, gewiß,“ stotterte er.

„Also eine Schale Braun und einen Punsch,“ sagte der Kellner und notierte.

„Den Punsch möchte ich stark haben und von Arrak,“ ergänzte das Mädchen.

Der Garçon verschwand.

„Wie die komisch aussehen,“ meinte sie ablenkend und schielte zu den Chinesen hinüber. „Sehen Sie nur, wie die Seide leuchtet!“

Er antwortete nicht.

„Sie haben sich gewiß gewundert,“ meinte sie unvermittelt, „daß ich Ihnen nachgelaufen bin. Nämlich das hat seinen Grund,“ fuhr sie fort. „Als ich Sie das erste Mal sprechen hörte, wollte ich schon zu Ihnen. Und nachher erst recht. Ich wollte wissen, ob Sie wirklich so sind, wie Sie redeten, ich wollte das wissen,“ setzte sie fest hinzu. „Und da waren Sie auf einmal in der Heilsarmee, wo ich Sie nie erwartet hätte. Ich war ganz erschreckt ... zuerst glaubte ich in all dem Singsang zu träumen ... darum bin ich Ihnen nachgelaufen, Herr!“

„Es mußte vielleicht so kommen,“ erwiderte er leise, und seine Augen erweiterten sich.

Und in diesem Augenblick hielt er in Wahrheit sein Zusammentreffen mit ihr für etwas Gesetzmäßiges, Vorherbestimmtes.

Der Kellner brachte die bestellten Dinge. Der Punsch stand in einem silbernen Untergestell. Das Mädchen nahm das Glas heraus und umschloß es mit beiden Händen, als ob sie sich wärmen wollte.

„Sie werden sich verbrennen!“ sagte er besorgt.

„O nein!“ Sie blickte in das weiße Getränk und zog erst den Duft ein, bevor sie trank. Dann nahm sie einen kleinen Schluck zu sich und schnalzte ein wenig mit der Zunge. Sie guckte verschämt zu ihm auf. Ein kindliches Lächeln verschönte sie. „Das thut mir so gut!“ Und nun trank sie mit wahrem Behagen, immer nur einen kleinen Schluck. Ihre Züge belebten sich. Sie fing seinen Blick auf, der, wie sie wähnte, prüfend über ihre ganze Gestalt flog. Der Ausdruck ihres Gesichts wurde bitter. „Wie mager ich bin, nicht wahr?“ sagte sie, beinahe gegen sich selbst verächtlich. „O,“ fuhr sie fort, „was war ich früher voll und schön! Was hatte ich für volle, schöne Arme ... wie sah ich damals aus!“ Und in der Erinnerung an ihre frühere Schönheit wurde sie tieftraurig und blickte verstimmt und ängstlich vor sich hin. Und beinahe stolz sagte sie: „Sie hätten mich sehen sollen, was ich damals für ein Mädchen war! Ja, damals! Ach was,“ schloß sie, und in der ihr eigenen Art warf sie wieder den Nacken zurück. Und als wollte sie unnütze und trübe Gedanken verscheuchen, nahm sie ihr Glas und trank es aus. Als sie es niedersetzte, zuckte sie zusammen, als wenn es ihr noch immer kalt wäre. „Ich muß es in den Gliedern haben,“ meinte sie, „am Ende kriege ich Influenza. Das fehlte noch! Am liebsten tränke ich noch etwas von dem Zeug, ich glaube, das hilft!“

„Ich fürchte nur, daß es Ihnen schlecht bekommt!“

Sie wurde ganz lebendig. „Wenn ich wirklich Influenza habe,“ sagte sie redselig, „so könnte ich es nur so unterdrücken. Ich weiß, daß man mit Spirituosen die Influenza ersticken kann,“ fügte sie gelehrt hinzu.

Er winkte dem Kellner. „Noch ein Glas Punsch.“

„Was kostet es?“ fragte sie schnell.

„Fünfundsiebzig Pfennig.“

„Hu!“ machte sie erschreckt. Sie zog ein kleines Notizbüchelchen aus der Tasche und notierte: Zwei Glas Punsch — eine Mark fünfzig Pfennig; Stehbierhalle — fünfzig Pfennig. „Jetzt bin ich Ihnen zwei Mark schuldig. Trauen Sie mir auf so viel?“

„Ich traue Ihnen!“

„Was das ins Geld geht! So viel verdiene ich kaum an einem Tage. Ich arbeite nämlich Jacketts,“ setzte sie erklärend hinzu, und gleichzeitig zeigte sie ihm ihre zerstochenen Finger. Dann nahm sie auf einmal seine Hand und streichelte sie vorsichtig. Aber im Nu sagte sie für sich: „Nee ... nee!“ und rückte ein wenig erschreckt ihren Stuhl von ihm fort.

Diese flüchtige Berührung trieb ihm das Blut bis in die Schläfen und beseligte ihn einen Augenblick. O Gott, dachte er für sich, wie bin ich hungrig nach Liebe!

Am Chinesentisch wurde jetzt laut aufgelacht.

„Wie die mit den Köpfen wackeln," sagte sie. „Genau, als wie man sie nachgebildet in den Schaufenstern sieht!" Sie betrachtete die Mädchen. „Ich könnte mit so einem nicht zusammensitzen — nee, das könnte ich nicht! ... ah, der Punsch!" Wieder trank sie. „Es kann auch Hunger und Durst sein," meinte sie. „Es reichte heute nicht zum Essen — von wegen dem Ersten! O, mein Haar!" sie schob es sich zurecht und stürzte das heiße Getränk in sich hinein. Es stieg ihr zu Kopf, aber es machte sie nicht müde. Sie sprach jetzt eine lange Weile gar nichts, sondern starrte nur vor sich hin.

„Was haben Sie denn?" fragte er.

„Nichts, nichts," gab sie zurück. Aber dann fügte sie hinzu: „Wenn Sie das wüßten ... wenn Sie das wüßten ..." Und sie betrachtete ihn nun auf das hin, was er nicht wissen durfte, rätselhaft und neugierig.

„Darf ich es wissen?"

„Dann würden Sie am Ende mit mir nicht an einem Tische sitzen," sagte sie ruhig und gelassen, „Sie würden mich schön verachten!"

„Ich würde Sie nicht verachten."

„Das meinen Sie jetzt," ihre Miene bekam etwas Zweifelndes, Suchendes, Forschendes.

„Nein," entgegnete er, „da irren Sie bestimmt. Wie habe ich denn das Recht, jemanden zu verachten?"

Das begriff sie offenbar nicht. In ihrem Gesicht jedoch begann es zu arbeiten. Der Arrak hatte ihre Zunge gelöst. Sie hatte einen unwiderstehlichen Drang, sich mitzuteilen. „Wofür halten Sie mich?" fragte sie kurz.

„Für unglücklich," erwiderte er leise.

Sein Ton traf sie.

„Das bin ich auch," und bekräftigend fügte sie hinzu: „oh, das bin ich auch!" Dann sagte sie plötzlich, indem sie wieder dicht an ihn heranrückte und ihren Oberkörper in die Höhe richtete: „Wenn Sie wollen, erzähle ich's Ihnen!"

„Nur, wenn es Sie nicht erregt," schaltete er ein.

„Es wird mir nicht sauer, nein, es wird mir nicht sauer!"

Am Chinesentisch brach man jetzt auf.

„Wir wollen lieber auch gehen," bat sie — ihre Stirn war glühend heiß.

„Gut! Zahlen!"

Als er seinen Hut genommen hatte, bat sie: „Fassen Sie nur einmal meine Stirn an!"

Er that es, und wieder beschlich ihn ein eigentümliches, sonderbares Gefühl. Draußen hängte sie sich schwer an seinen Arm. Aber ihre Last machte ihn froh und glücklich.

„Studieren Sie auch?" fragte sie.

„Ich stehe gerade im Examen," antwortete er.

„Was sind Sie denn?" forschte sie neugierig.

„Ich bin Mediziner!"

Sie ließ ruckartig seinen Arm fallen.

„Das ist aber merkwürdig!"

Und auf einmal schien er für sie ein ganz anderer geworden zu sein.

„So, so," stieß sie kurz hervor. Aber gleich darauf: „Geben Sie mir, bitte, wieder Ihren Arm, ich bin müde! Nämlich ... er war auch Mediziner. Ich will es kurz machen ... Ich bin nicht von hier, ich bin vom Lande, aus Westfalen. Was war ich für ein wildes Mädchen! ... Hoch auf die Bäume bin ich geklettert ... Nester habe ich geplündert ... oh, niemand, niemand konnte mich zwingen ... den ganzen Tag saß ich auf den Bäumen bis in die späte Nacht! ... Dann bin ich hierher gekommen! ... Es war mir zu eng daheim. Na, und da hab ich ihn kennen gelernt. Er studierte Medizin. Er stammte ebenfalls nicht von hier. Sein Vater war Landarzt — in Pommern. Auf Schritt und Tritt ist er mir gefolgt, bis er mich so weit hatte. Und schließlich hab ich ihn auch gern gehabt ... furchtbar gern! ... Wie hat mich der Mann behandelt, wie gut, Sie glauben es gar nicht! ... Wenn ich krank war, ist er nicht von meinem Bette gegangen. Ich sage Ihnen, das ist keine Übertreibung: der Mensch hat mich auf Händen getragen, als wollte er alles an mir wieder gut machen. Die Schuhe hat er mir aufgeknöpft ... die Strümpfe ausgezogen."

Sie lächelte wie verträumt in sich hinein. „Oh ... oh ... oh ...“ sagte sie leise, und in seligem Erinnern that sie ihre freie Hand vor die Augen. „Na, und dann kam das Ende. Er wurde krank, im Kopf krank ... er stand, gerade wie Sie, im Examen ... bei Virchow fiel er durch.“ Und auf seinen erstaunten Blick hin: „Ich weiß Bescheid! ... Und nun kam sein Vater an und fand ihn bei mir! .... Was hat der Mann getobt! ... Er wollte ihn sofort mitnehmen! ... aber da hätten Sie Meinen sehen sollen! Ohne mir ginge er nicht mit, und dabei blieb er. Der Alte mochte schreien, soviel er wollte. Und schließlich fuhren wir alle drei in sein Dorf. Er war schwerkrank und besinnungslos, als wir ankamen, aber meine Hand hielt er immer fest. Ich sage Ihnen, der Alte hat ihn so krank gemacht, nur der Alte! Sie können sich vorstellen, wie ich da ankam! Wie seine Mutter und seine Schwestern mich angeglotzt haben! ... wie so'n Meerwunder haben sie mich angeglotzt! ... Sie waren aber nicht schlecht zu mir, das kann ich nicht behaupten, denn sobald er zur Besinnung kam, sagte er nur: Ihr müßt sie gut behandeln, hört Ihr?! ... Nur der Alte“ — sie zuckte bei diesen Worten heftig in seinem Arm, und ihr Gesicht wurde rachsüchtig und verzerrt — „wie ist dieser Schubiack gegen mich gewesen! ... Ein verdorbenes, schlechtes Frauenzimmer hat er mich genannt ... Ich ... ich ... hätte seinen Sohn ruiniert ... gezetert und geschrien hat er ... und Meiner lag da, fieberte und konnte kein Glied rühren. Die Frauen hatten ihre Not, daß er sich nicht an mir vergriff ... daß er mich nicht prügelte ... ich durfte nicht mit ihm an einem Tische sitzen. Wie ein Hund bekam ich extra meinen Napf!“

Und in der Erinnerung an den ihr angethanen Schimpf glühte ihr Gesicht vor Zorn und Haß.

„Na, ich will Sie mit all dem Quark nicht zu lange behelligen. Schließlich begann Meiner zu toben, und der Alte erklärte, er sei geisteskrank und müßte in eine Anstalt ... Punktum sela! ... Sie haben ihn denn auch eingesperrt ... und mich haben sie wie einen räudigen Hund aus dem Hause geprügelt. Ich setzte mich auf die Bahn und fuhr nach Hause! Wie die mich aufgenommen haben!“ — sie lachte wild und höhnisch in sich hinein ... „wie die mich in meinem Zustand aufgenommen haben! Geprügelt haben sie mich, Vater und Mutter! Mit Fäusten und dem Knieriemen ist er auf mich losgegangen ... Und meine Schwestern — wenn damals einer für mich 'n gutes Wort gehabt hätte ... na,“ fuhr sie fort, „ich bin wieder nach Berlin gefahren und habe mich hier eingemietet.“ Sie machte eine kleine Pause und holte tief Atem. „Die Finger habe ich mir blutig und wund gearbeitet, bis das Kind kam.“ Wieder stockte sie — und nun wimmerte sie: „Was war das für ein süßes, kleines Kind! ... was hatte das für Ärmchen und Händchen! ... was hatte das für runde Engelsbeinchen.“ Sie stöhnte in sich hinein. Dann hob sie die Achseln ein wenig empor. „Du lieber Gott, wo sollte ich mit dem Kinde bleiben? Ich mußte ja den ganzen Tag aus dem Hause und arbeiten. Ich brachte es zu einer Frau, die es mir —“ und jetzt schluchzte sie wirklich auf ... „die es mir zu Tode gepflegt hat ... Und nun kommt das Ende. Sie wollen wissen, was aus ihm geworden ist! Die Bande hatte ihn direkt nach Amerika geschafft. Das bekam ich heraus ... Wie sie's angestellt haben, ist mir heute noch ein Rätsel; denn der Mensch hat an mir gehangen, Sie dürfen es mir glauben, Herr! ... Und nun schrieb ich einen Brief nach dem anderen an das deutsche Konsulat! ... Kennen Sie die Hedwigskirche? Ganze Nächte habe ich da draußen auf den Fliesen gelegen, und vor der Mutter Maria habe ich gebetet und geheult den ganzen lieben Tag und die ganze lange Nacht, daß ich von drüben eine gute Antwort bekäme. — Ich bin nämlich eine Katholische. — Für irrsinnig haben mich die Menschen gehalten. Einmal in der Nacht hat mich 'n Schutzmann draußen vor der Kirche aufgegabelt und auf die Wache gebracht ... Am anderen Abend fand er mich wieder ... Na, schließlich kam die Antwort: Gestorben! ... Hören Sie? Ist er denn nun wirklich gestorben?“

Sie ließ Thomas' Arm los und lehnte sich an die Mauer eines Hauses.

Das gelbliche Mondlicht fiel auf ihr zerstörtes und vergrämtes Gesicht.

Thomas stand zitternd vor ihr und brachte keinen Laut hervor. Dieser Jammer zerschnitt ihn und machte ihn wortlos.

Als sie sich endlich gefaßt hatte, irrte ein Lächeln um ihren breiten Mund, das ihn geradezu erschütterte.

„Sehen Sie,“ sagte sie, „das war das Ende! ... Seitdem habe ich keinen Glauben mehr, an nichts, an niemanden! Und nun gute Nacht!“ Sie reichte ihm ihre schmale Hand — „wo wohnen Sie, Herr?“

Er nannte seine Adresse, und bevor er noch etwas hinzufügen konnte, war sie davongejagt ...

Dieser Abend sollte für das ganze Leben des Thomas Truck verhängnisvoll werden.

* * *

Es blieb nach dem letzten heftigen Streite unter den Freunden ein beträchtlicher Rest von Verstimmung zurück.

Thomas hatte wohl gesagt: Kinder, es ist ein Unsinn, wenn wir uns das Leben sauer machen! Das, was uns trennt, ist verhältnismäßig gering und sogar notwendig, wenn wir uns gegenseitig fördern sollen. Das, was uns zusammenhält, muß andererseits stark genug sein, um Mißstimmungen dauernd zu bannen!

Man gab ihm hierin wohl recht, aber man blieb dabei, daß seine Taktik falsch sei und das Emporkommen des „Festsaals“ hemme.

Er nahm es ruhig hin, ohne von seiner Festigkeit auch nur einen Deut aufzugeben. Er war jetzt von zu vielen Dingen in Anspruch genommen. Ganz im stillen neben seiner Redaktions- und schriftstellerischen Arbeit legte er die Stationen seines Examens zurück. Niemand wußte davon. Die Notwendigkeit eines abgeschlossenen Berufes war ihm selbst in seinen Sorgen klar geblieben. Die Einnahmen aus dem „Festsaal“ waren kläglich. Er begann mit dem Pfennige zu rechnen. Die Kleidung, die er trug, war armselig und dürftig. Er trug nur noch Wollwäsche, weil er die Kosten für die Reinigung von Kragen, Manschetten und Vorhemden nicht mehr aufzubringen vermochte. So oft er den Weg zum Examen antrat — und dies geschah immer in Zwischenräumen von mehreren Wochen — lieh er sich einen Frackanzug, den er gleich in dem betreffenden Geschäfte anzog, damit den Freunden sein Thun verborgen bliebe.

Am meisten Sorge machten ihm die Examenkosten. Er schämte sich um dieser Ausgabe willen vor den Freunden. Er kam sich beinahe wie ein Dieb an dem gemeinsamen Vermögen vor. Dazu kam noch die Angst um Heinsius, der immer mehr kränkelte und abfiel, ohne daß er sich zu einer vernünftigen Lebensweise bewegen ließ.

Er hatte eines Tages unwirsch und brummig seine sieben Sachen gepackt, um sein Quartier zu wechseln.

Thomas hatte ihm zuerst erstaunt zugesehen. Als er ihn dann fragte, was das alles zu bedeuten habe, antwortete ihm der Volksschullehrer kurz und grob: „Sie kontrollieren mich zu sehr! Sie sind Medizinmann, und die kann ich nicht vertragen!“ In Wahrheit verließ er die gemeinsame Mansarde, weil er seinen körperlichen Verfall ganz deutlich wahrnahm und für Thomas die Gefahr der Ansteckung fürchtete. Er hatte mit der Brose zuerst darüber gesprochen, und diese hatte ihn in seinem Vorhaben bestärkt.

„Ich will niemandem dankbar sein,“ murrte er, um jeden Verdacht von vornherein zu zerstreuen, als ob ihn ein Gefühl von Güte leite.

Trotz aller auf ihn einstürmenden Nöte und Kümmernisse ging Thomas in dieser Zeit aufrecht und gerade. Er speiste seit einiger Zeit, zur Verwunderung und Betrübnis der Brose und Maria Werfts, allein.

Einen Tag nach jener Begegnung in der Heilsarmee hatte er von dem Mädchen ein paar Zeilen erhalten, denen zwanzig Zehnpfennigmarken beigelegt waren. Sie wohnte draußen, dicht am Kreuzberg in der Hornstraße 11 in einer Kammer des vierten Stockes. Ihr Name war Katharina Dirckens.

Eine Zeitlang hatte er die Geschichte als ein flüchtiges Erlebnis betrachten wollen. Aber bald wurde es ihm klar, daß es sich hier für ihn um etwas handelte, das von seinem ganzen Menschen Besitz genommen hatte. Er hatte während dieser Tage nicht arbeiten können. Ihr Schatten folgte ihm auf Schritt und Tritt. Auch sie stellte für

ihn einen Teil des Volksgrames dar, ein Stück vom Leiden des gequälten Volkes.

Es ist nicht allein das Mitleiden, sagte er zu sich selbst, betrüge dich doch nicht! Ich fühle ihre Augen — ich empfinde ihre schmalen Hände! Und in all seinen Sorgen erfüllte es ihn mit fremder Freude, wenn er sich daran erinnerte, daß ihr Atem ihn getroffen und daß sie ihn leise und flüchtig berührt hatte.

Und so eine nennen sie verloren ... eine Stimme in ihm sagte laut: das ist eine, an der die anderen schuldig sind. — —

Dann hatte er sie eines Abends abgeholt, und von nun an speisten sie gemeinsam in einem vegetarischen Restaurant in der Nähe der Dorotheenstraße. Dort nämlich arbeitete sie.

Von seinem Verkehr ahnten die Freunde lange Zeit nichts.

Das Mädchen begann auf ihn immer stärker zu wirken. Sie stieß ihn ab, wenn sie Gott und die Welt lästerte; aber sie zog ihn um so fester an, wenn er sie in ihrem zerstörten und bis auf die Wurzel bitteren Empfinden betrachtete.

Einmal sagte sie heftig zu ihm: „Sie haben gut reden! Was ist Sie denn im Leben Arges zugestoßen? Sehen Sie mir an!"

Nie hatte ihn ihr falsches Sprechen so beunruhigt und verletzt wie in diesem Augenblick, wo sie sich über ihr Schicksal beklagte. Aber gleich darauf schalt er sich: das ist ja geistiger Hochmut, sagte er zu sich leise. Was liegt denn wirklich daran, ob einer „mir" und „mich" richtig anwendet! Das flachste Geschöpf kriegt ja das in seinen Schädel.

Unmittelbar darauf fuhr er zusammen, als sie das Messer zum Munde führte und ableckte. Er wollte sie darauf aufmerksam machen, unterdrückte es jedoch.

So ein polierter Kulturmensch bin ich! ... Ist sie darum weniger? Er kam zu dem Schlusse, daß die ganze Erziehung, alle besseren Gewöhnungen nur zu unverschämten und anmaßenden Urteilen führten. Dennoch konnte er nicht ganz Herr über sich werden. Zuweilen brauchte sie starke und gemeine Ausdrücke, und dies geschah besonders häufig, wenn sie von dem Vater ihres Geliebten oder von ihren eigenen Eltern sprach. Dann trat überhaupt auf ihr Gesicht ein roher, tierischer Ausdruck. Ihre Sprache wurde zischend: „Die Hunde, die Sippe!" brachte sie grimmig hervor, unfähig sich zu beherrschen.

Es verstimmte ihn wohl — aber aus allem fühlte er doch nur ihr Leid heraus.

Mit einem schlauen Fraueninstinkt merkte sie rasch, wodurch sie ihn sich entfremdete. Sie sagte dann zu ihrer Entschuldigung: „Ich kann nichts dafür; so wie ich bin, haben mich die anderen gemacht!" Und in Trotz und Härte blickte sie ihn dabei an.

In dieser Zeit bewahrte sie völlig ihre Unabhängigkeit. Niemals durfte er für sie bezahlen. Auch suchte sie sich vor ihm zu bezähmen und in Schranken zu halten.

Oft sprach sie kein Wort. Sie nahm nur seine Hand und streichelte sie wie am Abend ihrer ersten Begegnung. Am Fortgang seines Examens nahm sie ein auffallendes Interesse, nicht selten frappierte sie ihn durch ihre kundigen Fragen. Sie hatte nach der Richtung hin vieles aus ihrer Vergangenheit aufgeschnappt.

„Nehmen Sie sich nur vor Virchow in acht! Das ist ein sauberer Herr, der läßt die meisten durchfallen!"

Dazu lächelte er nur. Ein fremdes Rauschempfinden durchdrang ihn. Ich liebe sie gewiß nicht in dem Sinne, was man Liebe nennt, dachte er. Dennoch fühlte er sich in ihrer Nähe glücklich.

Sie hatte eine merkwürdige Art, ihn an sich zu locken. Sie ahnte es gleichsam, daß ihr Kummer ihn drückte, und daß er freudig wurde, wenn ihre Miene sich einmal flüchtig aufhellte. Sie merkte, daß er verwirrt und unsicher wurde, wenn sie ihn mit ihren dunklen Augen verlangend anblickte. Sie fühlte ganz deutlich, daß er einsam war wie sie und nach Wärme sich sehnte. Und sie fühlte, daß von ihr Wärme zu ihm drang ...

Sie begannen sich aneinander zu gewöhnen.

In ihm stieg ein Wunsch auf, der langsam von ihm Besitz nahm. Was müßte das für eine Seligkeit sein, wenn man diesem zerbrochenen armen Wesen die Ruhe, den Frieden, die Güte, das Glück wiedergeben könnte ...

Und der Gedanke verließ ihn nicht mehr. Er wuchs und wuchs bei Tag und bei Nacht.

Er ergriff jede Faser seines Menschen — er reifte in dem dunklen, unergründlichen, fruchtverlangenden Erdreich seines Herzens ... Ich thue es ja nur um meiner selbst willen, sagte er, als wollte er sich rechtfertigen und freisprechen — wenn ich sie loslöse aus schwerer Vergangenheit! Was giebt es denn Reicheres und Besseres, als wenn man einen Menschen hat, dem man alles sagen kann, in dessen Nähe alle Last und Bürde für Stunden wenigstens von einem fallen ... danach habe ich gehungert und gedürstet all die Jahre ...

Und er fühlte deutlich, wie einsam er immer gewesen war — glücklos in seinem Arbeiten. Die einzige Erfüllung, dachte er, besteht darin, daß man einen anderen befreit. Das ist der tiefste Sinn des Lebens und der Liebe. — —

Und diese Tage ihres Beisammenseins fand er doppelt schön, weil keine Seele darum wußte.

Eines Nachts brachte er sie spät heim.

Schweigend hatten sie den Weg zurückgelegt. Mit schweren Händen schloß er das Hausthor auf ... sein ganzer Körper war in Aufruhr ... und plötzlich flirrte es ihm vor den Augen ... er beugte sich zu ihr und küßte sie sanft auf ihren weichen, geschmeidigen, braunen Hals.

Als er aufsah, trafen sich ihre Blicke.

Sie stand zitternd und leuchtend vor ihm. An diesem Abend schieden sie wortlos.

Unterwegs flüsterte er mit heißen Lippen beständig vor sich hin: Katharina Dirckens ... Katharina Dirckens ...

* *
*

„Sie lassen sich ja gar nicht mehr sehen," sagte der Dichter Liers zu Abraham Gebhardt.

Sie standen auf dem Rundell am Potsdamer Platz und blickten in das Menschengewühl und Wagengewirr.

„Arbeit, Arbeit," sagte der Musiker und schüttelte seine blonden Locken, während es in seinen durchsichtigen Augen zukunftsfroh leuchtete. Er nahm den Dichter unter den Arm. „Kommen Sie, wir gehen zu Josti und trinken eine Tasse Kaffee."

Nur mit Mühe bekamen sie ein Plätzchen. Sie zündeten sich eine Cigarette an und bliesen den feinen Dampf von sich.

Neidisch und traurig sagte der Dichter: „Also Sie arbeiten so viel?"

„Ja," erwiderte Gebhardt, „‚Das Reich der Freude' geht seiner Vollendung entgegen. Ich bin beim dritten Satz. Wenn ich fertig bin, müssen Sie mir einen Text schreiben."

„Ich? ... bedaure — bedaure lebhaft!"

„Sie müssen!"

„Lieber Freund," sagte Liers, „dann werden Sie diese Oper nie komponieren."

„Weshalb denn nicht?"

„Weil ich ... nicht arbeiten kann."

Abraham Gebhardt blickte forschend auf. „Unsinn! ... nicht können! ... raffen Sie sich auf!"

Liers verzog seinen Mund unendlich schmerzhaft. „Ich arbeite," sagte er leise, „ich arbeite unaufhaltsam ... Was habe ich für Phantasien ... was höre ich für Töne!"

„Nun also!"

„In meinen Träumen!"

„Das sind Dummheiten!"

„Ich kann nichts aufschreiben, nicht eine Zeile! Jetzt weniger denn je," sagte er mehr für sich. Aber er sagte es in einem Ton, der den anderen stutzig machte. Er merkte es und lenkte ab. „Wenn wir erst das freie Genußrecht haben — dafür schwärme ich nämlich —, so bin ich geborgen. Der einzig vernünftige Zustand, wenigstens für die Dichter, daß man genießen kann, ohne den Nachweis der Arbeit führen zu müssen."

„Was sind das für Sachen, die sich im ‚Festsaal' abspielen?" fragte Gebhardt unvermittelt.

„Lesen Sie denn das Blatt regelmäßig?"

„Natürlich! Ich freue mich jeden Sonnabend darauf. Was die Kerle leisten, ich bin erstaunt! Man muß seine sieben Gedanken zusammenfassen, wenn man ihnen folgen will. Da ist doch wenigstens Selbständigkeit und eigenes Denken, auch wenn man oft anderer Meinung ist. So ein Bursche wie der Fründel — was der Mensch für eine Feder führt! Woher hat er denn das eigentlich?"

„Diese Leute arbeiten," sagte Liers trocken. „Sie arbeiten ... arbeiten! Übrigens, was Ihre Frage anbelangt: man wühlt gegen

Thomas Truck. Nicht aus Niedertracht, sondern thatsächlich aus Principienreiterei. Sie können es nicht begreifen, daß ein Mensch milde und rein ist. Ich freue mich nur, daß er trotz alledem die Stirn hat. Das ist der einzige, der mir wirklich imponiert."

Der Musiker war sehr nachdenklich geworden.

„Das Wertvollste und Tiefste im ‚Festsaal' ist unbedingt von ihm. Er ist auch derjenige, für den der Name des Blattes nicht bloß Name ist. Alles bei ihm ist selbständig. Auch Form und Stil haben ihr eigenes Gepräge. Das fühlen eben die anderen heraus! Kann sein, daß hinter den Quengeleien eine gewisse Mißgunst steckt! Notabene, ich weiß es nicht. Was geht's mich auch an?"

„Ich finde das erbärmlich! Übrigens was macht er denn?"

„Das weiß eigentlich niemand recht! Man sieht ihn seltener denn je. Allerhand Dinge werden so gemunkelt! Ob etwas Wahres daran ist?" Er zuckte mit den Achseln.

„Ein Frauenzimmer?" fragte Gebhardt interessiert.

„Ja!"

„Hm, hm," machte er.

„Man sollte die Weiber der Reihe nach aufhängen," entgegnete Liers.

Abraham Gebhardt ging auf die Bemerkung nicht ein. „Ich dachte," sagte er langsam und betrachtete dabei aufmerksam seine Fingernägel, „zwischen ihm und der Geigerin, Sie erinnern sich wohl, bestände etwas."

„Es scheint doch nicht so," entgegnete Liers und blinzelte den Musiker prüfend an.

„Sie haben ganz recht," sagte der schlicht und einfach, „mir ist das Mädchen nicht mehr aus dem Kopf gegangen."

Der Dichter schwieg eine Weile. „Ach, mein Lieber," antwortete er, „das ist ein feiner Punkt," und sein müdes, hübsches Gesicht legte sich in Falten.

Was ist das für ein schöner Mensch, dachte Gebhardt im stillen und betrachtete die feingeschnittenen Züge.

Liers klopfte mit einem Geldstück an die Tasse, und ohne jeden Zusammenhang bemerkte er: „Niemand ist mir so verhaßt und unangenehm wie dieser Fründel. Der Mensch ist mir widerwärtig nach jeder Richtung hin."

„Was macht denn Ihre Frau?"

„Sie päppelt mich!" — es zuckte um seine Lippen.

„Adieu!" sagte der Musiker, „Sie haben heute einen schlechten Tag." Das Gespräch begann ihn nervös zu machen. In sein „Reich der Freude" brachte dieser Ton einen Mißklang.

„Adieu!" sagte auch der Dichter.

* * *

Ganz unerwartet erschien eines Tages Katharina Dirckens in Begleitung von Thomas „auf der Bildfläche des Festsaals".

Thomas gab keine Erklärung ab. Aber alle fühlten sofort, daß zwischen beiden eine innere Beziehung vorhanden war.

Katharina benahm sich scheu und mißtrauisch. Sie sprach an dem Abend des ersten Beisammenseins so gut wie nichts. Sie gab auf die Fragen, die man an sie stellte, nur einsilbige Antworten. Es schien, als ob sie jeden in diesem Kreise als ihren Feind ansah.

Thomas bemerkte peinvoll, daß eine fremde, kalte Stimmung sich zwischen ihr und allen anderen aufthat. Er fand, daß man nicht gütig genug gegen sie war, und sah darin eine Geringschätzung gegen seine eigene Person. Was wollen Sie denn von ihr, dachte er zornig, sie betrachten sie ja wie einen Eindringling.

Die Brose blickte beständig stumm und starr auf das fremde Mädchen, als wollte sie es durchbohren.

Katharina fühlte sich unbehaglich. Sie beugte sich zu Thomas. „Was will die eigentlich von mir?" fragte sie leise.

Er blickte zur Brose hinüber.

Die sah traurig und gedrückt aus. Sie blickte zur Seite, erhob sich dann rasch und ging fort.

Thomas und die Dirckens folgten ihr bald.

Unterwegs stieß sie bebend hervor: „Diese Menschen hassen mich alle, ich fühle es ganz deutlich."

„Nein, nein," beruhigte er sie.

Aber sie blieb dabei und ließ es sich nicht ausreden. Und nun gab sie sich einem verbissenen Schweigen hin und hörte kaum auf das, was er zu ihr sprach. Ihre Miene

erhielt etwas Verschlagenes. Hart über ihrer Nasenwurzel bildete sich eine scharfe Falte. Allerhand unruhige Gedanken bewegten sie. Darüber war sie sich klar, daß man sie hier nicht mochte; sie fürchtete sich besonders vor der Brose. Und wieder sagte ihr ein untrügbares Gefühl, daß diese Frauensperson dem Thomás Truck im stillen zugethan war. In einem bösen, häßlichen und triumphierenden Lächeln verzog sie ihren breiten Mund. Sie ging alle der Reihe nach durch. Der einzige, den sie nicht als Widersacher empfand, war Fründel. Ob diese Menschen auf ihn großen Einfluß haben? grübelte sie. Und sie sann darüber nach, wie sie allen Anschlägen vorbeugen könnte; denn davon war sie fest überzeugt, daß von hier aus etwas gegen sie unternommen werden würde. „Mir thut von dem ewigen Nähen die Brust weh," sagte sie endlich. „Zehn Stunden nähe ich so den Tag über — das halte einer aus!"

„Zehn Stunden?" wiederholte er erschreckt ...

Wieder gingen sie stumm durch die Straßen.

„Gieb mir deinen Arm," bat er.

Sie that es und schmiegte sich eng an ihn. Sie fühlte, wie er jedesmal unter ihrer Berührung gleichsam zusammenschrak. Und diese Erkenntnis schuf ihr Freude. Wie Wachs ist er. So weich ... so unverdorben ... Sie, die durch das Leben gegangen und tief in seinem Strom untergetaucht war, kam sich ihm so überlegen vor, als die Stärkere, als die Kräftigere, die nur zuzugreifen brauchte, um von ihm Besitz zu nehmen. Über alles das war sie sich völlig klar. Dennoch hatte sie sich all die Zeit bezwungen. Seine Reinheit flößte ihr unwillkürlich Scheu und Zurückhaltung ein. Es war ihr auch, als ob sie diesen Weg langsam gehen müßte, um an ihr Ziel zu gelangen. Nur ganz unbestimmt und fern sah sie dies Ziel. Sie wagte es nicht, sich an ihr Wünschen zu gewöhnen. Es kam ihr oft geradezu lächerlich und verwegen vor. Dann wieder hatte sie eine wilde Freude, wenn sie dabei an die zu Hause dachte ... die Augen würden sie aufreißen ... aber sie wollte ihnen nur die Zähne zeigen und vor ihnen ausspeien. Ja, das wollte sie. Der ganze Körper wurde ihr siedend heiß. Es brannte ihr unter den Füßen. Ich bin ja verrückt, sagte sie zu sich selbst — wenn er das merkte!

Da nahm er auf einmal ihre Hand: „Du ... du!"

Ihre Pupillen bewegten sich unruhig. Sie glitten von einem Ende zum anderen. Er sah es. Sie schienen ihm einmal verschleiert, dann wieder lag leuchtender Glanz über ihnen wie Tau auf Gräsern.

„Du," sagte er von neuem, „morgen mache ich die letzte Station." Er hielt inne —

Sie aber gab keinen Laut von sich.

In ihm war alles ernteschwer, wie ein im Winde wogendes, volles Ährenfeld ... in ihm war ein so unendliches Verlangen nach Glück ... Er hatte es ihr erst morgen sagen wollen. Aber es schnürte ihn, daß man gegen sie lieblos und hart gewesen war ... Niemand, niemand sollte sie mehr verletzen ... er, er wollte wieder gut machen, was an ihr gesündigt war.

Und nun richtete sie bange und erwartungsvoll die dunklen Augen auf ihn.

Da kam es aus ihm heraus in kurzen, abgehackten Sätzen, stoßweise: ob sie mit ihm zusammengehen ... alles, alles mit ihm teilen wollte ...

Sie begriff ihn nicht. Jetzt, wo es Wahrheit wurde, begriff sie ihn nicht. Sie glaubte das Herz stünde ihr still. Ein tiefes Mißtrauen zog in ihr ein. Das ist alles nicht wahr, sagte sie zu sich selbst, das kann nicht wahr sein. Das ist ein böser, schlechter Traum. Ihr graute vor dem Wachwerden. Sie konnte es nicht zu Ende denken. Sie hatte ihn falsch verstanden, seine Worte anders ausgelegt in ihrem Übermut. So, so war es. Sie schielte verängstet zu ihm hinüber. Aber es lag in ihrem Blicke noch ein anderes: etwas Lauerndes, Katzenhaftes, etwas zum Sprung Bereites. In tiefer Furcht fragte sie kaum hörbar: „Warum quälen Sie mich?"

Da wiederholte er noch einmal alles, was er gesagt hatte.

Und nun begann es vor ihr zu flimmern ... alles ging durcheinander, so daß sie nichts mehr zu scheiden vermochte. Endlich brachte sie mühsam und mit äußerster Anstrengung hervor: „Mich willst du? ... du willst mich wirklich? ... Und nicht bloß so?

... vor aller Welt willst du mich? ... mich? ... mich ...?" Der Kopf drohte ihr zu springen.

„Dich will ich vor aller Welt," sagte er tief und schlicht.

Da legte sie ihre beiden Hände an die Schläfen und fing plötzlich leise zu weinen an. Ihr war es, als müßte sie ihre Augen halten, ihr war es, als müßten in der nächsten Sekunde ihre Augen zu Boden fallen ... ihre Augen, die all das Glück nicht mehr zu sehen vermochten. Sie duckte sich auf einmal zu ihm herab und küßte seine Hände ... ihr Rausch machte sie demütig.

„Nicht doch, nicht doch," wehrte er erschreckt ab.

Als sie wieder in aufrechter Haltung war, sagte sie: „Du ... du ... laß mich jetzt allein!" In ihrem Ton lag ein flehendes Bitten.

Er nickte stumm. Sein Gesicht war ganz blaß. Seine Fingerspitzen klopften. Es hämmerte an seine Schläfen, und er fühlte ein Zucken und Beben im ganzen Körper. Lange blickte er ihr nach, bis sie in dem Dunkel verschwunden war.

Sie jagte nach Hause. Sie war wie im Taumel. Atemlos stürzte sie die Treppen hinauf ... Sie weckte die Wirtin aus dem Schlafe. Die Frau brummte wütend, bis ihre Neugier rege wurde. Sie mußte aufstehen, sich einen Rock überwerfen, die Lampe wurde angezündet, und nun mußten Karten gelegt werden. Ihr ganzes Portemonnaie hatte sie ihr vorher in die Hände geschüttet. Sie saß vornüber gebeugt auf der Tischkante und horchte andächtig auf jedes Wort. Es stimmte alles bis auf das I-Tippelchen! Über sie war das namenlose Glück gekommen. Und noch einmal mußte die Wirtin die schmutzigen Karten vor ihr ausbreiten, und bei dem trüben, flackernden Licht der übelduftenden Lampe versenkte sie sich in ihre Zukunft.

Plötzlich richtete sie sich auf und strich mit einer energischen Bewegung das widerspenstige, schwere Haar zurück. Ihr Gesicht bekam etwas Stählernes. „Wirtin," sagte sie, „nun hat all das Elend ein Ende!"

Die Frau sah sie erstaunt an. Das Mädchen kam ihr so verändert vor. Aber Respekt flößte es ihr ein, unbedingten Respekt.

„Wirtin," begann Katharina von neuem, „ziehen Sie sich an! Ich muß noch ins Freie!"

Die Zimmervermieterin fand nichts mehr merkwürdig. Sie machte liederlich Toilette, zog einen Umhang über die Schultern und setzte einen geschmacklosen Hut mit roten, knalligen Mohnblumen auf.

Ein Wachsstreichholz wurde angezündet, und die Frauen eilten die Stiegen herab. In großen Schritten setzte man sich in Bewegung.

Katharina wollte durchaus in das Café am Belle-Allianceplatz, wo sie am ersten Abend mit Thomas Truck gewesen war.

Erhitzt langte man an. Sie ließen sich erschöpft auf ein schmales, rotes Plüschsofa nieder.

Katharina bestellte Glühwein. Ihre Stimme klang selbstbewußt und herausfordernd.

Sie stießen an und tranken in heißer Gier.

Katharina bestellte immer mehr; sie konnte gar nicht genug bekommen. Sie wurde aufgeregt und lustig, und nun erst kam eine tolle, maßlose Freude über sie. Am liebsten hätte sie zu tanzen begonnen. Der Wein rumorte in ihren Gliedern. Sowie die Gläser leer waren, winkte sie dem Kellner. „So eine Nacht kommt nie mehr wieder," lallte sie weinselig.

Endlich nötigte die Wirtin zum Gehen. Sie konnte sich vor Müdigkeit und Schwere nicht mehr halten.

„Wir nehmen eine Droschke," sagte das Mädchen nervös.

Der Kellner lachte hinter ihnen her, als sie das Café verließen. „Die kann trinken," sagte er zur Büffettmamsell, „Donnerwetter noch 'n mal!"

Als sie schon im Wagen saßen und der Gaul langsam und träge vorwärts humpelte, flüsterte Katharina der Wirtin ins Ohr: „Er ist auch ein Doktor!"

Und bei diesen Worten leuchtete es trübe und geheimnisvoll in ihren Augen auf.

Trotz des übermäßig genossenen Weines lag sie die ganze Nacht wach da und hörte das Schlagen ihres Herzens.

* * *

Am Abend des folgenden Tages teilte Thomas den Freunden mit, daß er sein Examen als praktischer Arzt bestanden habe.

Es war für alle eine völlige Überraschung, die mit warmem Anteil und ehrlichem Respekt aufgenommen wurde. Aber ihre Freude wurde um ein Erkleckliches gedämpft, als sie gleichzeitig erfuhren, daß er bereits in den nächsten Wochen die Katharina Dirckens für immer an sich ketten wollte.

Die Brose machte ein entsetztes Gesicht. Und obwohl sie fühlte, wie sie ihn verletzte, vermochte sie doch nicht, sich Zwang aufzuerlegen.

Eine ätzende, schmerzhafte Bitterkeit ging durch seinen ganzen Körper. Er war abgespannt und erschöpft von dem, was er in diesen Wochen geleistet und innerlich durchlebt hatte. Er sehnte sich nach einem spärlichen Ausruhen, er sehnte sich nach Stille, Güte und Frieden. Und nun kamen diese Menschen, an deren Seite er stritt und litt, und gossen über seine warme Freude eisig kalte Wasserstrahlen. Das war also die ganze Kameradschaftlichkeit, die Treue, mit der man zusammenhielt! Er pfiff darauf. Alles war Trug und Wahn gewesen. Man stand allein ... für sich allein ...

Am meisten grämte ihn das Verhalten der Brose.

Sie mochte ahnen, was in ihm vorging. „Ich weiß," sagte sie und holte schwer Atem, „daß uns diese Stunde vielleicht für immer auseinanderbringt. Ich weiß es — und doch muß ich sprechen." Und während auf ihr strenges, nachdenkliches Gesicht ein bettelnder, hoffnungsloser Ausdruck trat, fuhr sie mühsam fort: „Wenn es noch nicht zu spät ist, so hören Sie dieses eine Mal auf mich. Machen Sie sich los, machen Sie sich um alles in der Welt von dieser Frau los!"

Sie sah, wie sein Gesicht vor Zorn entstellt wurde. Ohne sich dadurch beirren zu lassen, sprach sie weiter: „Ich sehe, Sie rennen in Ihr Unglück, mit sehenden, nein, mit blinden Augen rennen Sie in Ihr Unglück."

„Ja, was ist denn das!" schrie Thomas, und sein ganzer Unwille brach gewaltsam durch. „Was wollen Sie denn eigentlich? Kennen Sie dieses Mädchen?"

„Ich kenne sie genügend, um zu wissen, daß es Ihr Unglück ist," entgegnete die Brose, indem sie zitternd seinen Blick ertrug.

„Sie kennen sie?" fragte er verblüfft.

Die Brose nickte.

„Sie haben hinter mir herspioniert!" Er lachte gellend auf.

Sie schüttelte stumm und traurig den Kopf.

Er begriff diese Frauensperson nicht mehr. „Was können Sie ihr denn zum Vorwurf machen?" schrie er gereizt. „Daß sie unglücklich ist?"

Die Brose biß sich einen Augenblick auf die Unterlippe und richtete sich ein wenig auf. „Ich würde mit ihr Mitleid haben, wenn — wenn sie nicht Ihren Weg gekreuzt hätte." Und hastig, als fürchtete sie, er könnte sie unterbrechen, setzte sie hinzu: „Dieses Mädchen ist verbraucht vom Leben ... sie ... sie ..." krampfhaft suchte sie nach einem passenden Ausdruck, „sie ist fleckig geworden," sagte sie endlich. „Sie wird für Sie eine Last sein," setzte sie klagend und leise hinzu, „die Sie zu Boden schleifen wird. Ich sehe es ... ich sehe es ganz deutlich. Ich dachte an etwas Reines, Edles und Schönes, wenn ich mir die Frau vorstellte, die ..." — sie hielt plötzlich inne, dann schloß sie kaum hörbar: „Ich dachte an ein Mädchen, das wir durch Sie erst kennen lernten."

Sie blickte jäh zur Seite.

Sie wußte, daß sie ihm nichts Schmerzhafteres hatte sagen können, und sie wollte jetzt nicht sehen, was auf seinem Antlitz vorging.

Er brachte keinen Laut hervor. Alles in ihm war wund. Sie hatte ihn an der Stelle getroffen, an der er nicht zu rühren gewagt hatte. In dem Augenblicke glaubte er, daß er sie haßte und verachtete, und wieder sprach er zu sich: Giebt es etwas Schlimmeres als Menschen untereinander? Alles rühren sie in einem auf. Nur in sich selbst fand man einen Anker, nur in seiner Einsamkeit einen Hafen. Alles andere war verlogen von Grund aus. Alles andere?

Eine beklemmende Verzweiflung ergriff ihn ... alles andere? ...

Und noch schlimmer erging es ihm bei Hei[illegible]fins, den er gleichzeitig bat, einer seiner Trauzeugen zu sein.

„Sie wollen mich wohl zum Besten haben?" erwiderte er brüsk, und seine erweiterten, übergroßen Augen, aus denen der Tod leuchtete, funkelten tief auf. „Ich soll mich an Ihrer Riesendummheit mit meiner Person

beteiligen? Nein, mein Lieber, dazu bringen Sie mich nicht! Selbst wenn man ein Übermensch ist, begeht man solche Verbrechen nicht im Angesicht des Todes."

Diese Worte brachten Thomas um den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung. Sein Gesicht wurde bleich, und auf seiner Stirn traten die Adern hervor. Er kaute beständig an seiner Lippe ... Er rang mit sich selbst. Er wollte sprechen, aber die Laute blieben ihm in der Kehle stecken, als ob sie auf unüberwindliche Hemmnisse stießen.

Die anderen bekamen Furcht und atmeten erleichtert auf, als es endlich bei ihm zum Ausbruch kam.

„Seid ihr denn toll geworden?" sagte er ganz heiser, „seid ihr denn toll geworden? Bin ich denn ein Kind, das ihr bevormundet? Wollt ihr freie Menschen mich binden?" Er sah sich hilflos im Kreise um. „Wenn ich nur wüßte, was ihr denkt," brachte er mühsam hervor und klammerte sich an die Lehne eines Stuhles. Ihm war es, als müßte er umfallen. Und als er keine Antwort erhielt, entrang es sich ihm in einem Ton, der fast weinerlich und schluchzend klang: „Traut ihr mir denn nicht die Verantwortung für mein eigenes Handeln zu? Ist das die ganze Achtung, die ihr für mich übrig habt?"

Heinsius sah ihn starr an. „Sie sind im Fieber," sagte er mit trockener Stimme. „Sie wollen sich durchaus eine Suppe einbrocken, die giftig ist!"

Er kam sich in diesem Kreise, wo alles von ihm abfiel, hundertfach verraten und verkauft vor. Ihm wurde auch nicht leichter und froher, als er endlich eine Hilfe bekam, da, wo er sie am wenigsten erwartet hatte.

Der Mechaniker sagte: „Ich finde euch alle unverantwortlich und blödsinnig. Man kann und darf niemanden hindern, in sein Unglück zu gehen! Das ist jedes eigenste Sache! Außerdem sehe ich gar nicht ein, daß ihr recht behalten müßt. Und schließlich," setzte er mystisch hinzu — niemand begriff mehr diese letzten Worte —, „konnte ihm vielleicht kein größeres Glück begegnen als dieses, sein Unglück."

Thomas hatte ihm mit verzweifelter Aufmerksamkeit zugehört. Was meint er mit dem Schluß, fragte er sich. Aber gleich darauf fuhr er langsam mit der Hand über seine schwere Stirn. Er sah sie alle, wie das in seiner Gewohnheit lag, erst eine volle Minute ruhig an, während seine Mundwinkel schlaff und vergrämt wurden.

Er machte mehrere Ansätze zum Sprechen und verschluckte immer wieder die Worte. Auf einmal lächelte er, zog die Brauen ein wenig empor und sagte, Silbe für Silbe betonend: „Habt alle Dank für euren Glückwunsch."

Dann griff er rasch nach seinem Hut und entfernte sich.

Dieses war die Verlobung des Thomas Truck.

* *
*

Es ward eine ganz stille Hochzeit, bei der nur die beiden Trauzeugen, Abraham Gebhardt und der Mechaniker Fründel, zu Gaste waren.

Das bescheidene Mahl war in einem kleinen Restaurant der Friedrichstadt angerichtet.

Der Wirt hatte ein schmales Vereinszimmer hergegeben, in dem ein klappriges Klavier stand.

Der Musiker phantasierte zur Tafelmusik aus „dem Reiche der Freude".

Der Mechaniker goß in die Gläser klaren, goldenen Wein und hielt den folgenden Trinkspruch: „Ich bin," begann er, „bei einer Feier zu Gast, die ich immer und von Grund aus tief gemißbilligt habe. Ich halte es an sich für vermessen, wenn zwei Menschen sich aneinander fesseln. Aber diese Riesendummheit ist so oft gemacht worden, daß sie fast so alt wie die Erbsünde ist. Ich glaube und hoffe, daß hier zwei freie Menschen einen Zwang auf sich nehmen, den sie nur so lange tragen werden, als er ihnen kein Zwang ist. Das höchste Gebot in ihrer Ehe möge die Freiheit sein! Darauf erhebe ich mein Glas und trinke auf Thomas Truck und Frau."

Diese Rede erschien allen ein wenig taktlos, zum mindesten für die Gelegenheit nicht recht passend. Dennoch stieß man an, und der Musiker fügte mit warmer Stimme und guten Augen hinzu: „Auf die Freude, auf die Freude dieses Paares!"

Die Dirckens hielt beständig die Hand von Thomas fest, als fürchtete sie immer noch, er könnte ihr abwendig gemacht werden.

Die ganzen letzten Nächte hatte ihr davor gebangt. Die Wirtin hatte ihr Abend für Abend die Karten legen müssen. Und erst als sie auf dem Standesamt ihren Namen unterzeichnet hatte, war es ihr wirklich eine Gewißheit ...

Man trennte sich sehr schnell.

Die Neuvermählten gingen langsam und erwartungsvoll ihrer Wohnung zu. Es war die alte, armselige Mansarde, in der man nun gemeinsam hausen wollte.

Aber eine Überraschung gab es da noch, als sie eintraten.

Draußen war die Entreethür reich mit Blumen bekränzt, und Thomas' eigenes Zimmer war in einen Garten verwandelt. Auf seinem Schreibtisch aber standen zwei wundervolle Büsten als Hochzeitsgeschenk von den Leuten des Nachtlichts.

„Wer ist denn das?“ fragte die Katharina.

Und Thomas antwortete leise bewegt: „Goethe.“

„Hm,“ machte sie. „Und der da?“

„Sokrates.“

„Sokrates? Wer war denn das?“

„Ein Heiliger,“ entgegnete er sinnend, und noch einmal wiederholte er kaum hörbar: „Ein Heiliger.“

Darauf erwiderte sie kein Wort, und er sah auch nicht, daß ihre Lippen im leisen Spott sich kräuselten.

— — — — — — — — — — — — —

Das Lager des Thomas Truck sollte nach wie vor das Sofa bleiben, während er seiner Frau das Bett überließ, in dem vorher Heinsius seine kranken, welken Glieder ausgestreckt hatte.

In dieser engen, niedrigen Mansarde, wo Sturm, Drang, Leid ihn geschüttelt hatten, hier bei seiner alten, stumpfen Wirtin, die den Herrn Doktor längst nicht mehr begriff, sollte sein Mannesglück wachsen ...

Das war der Inhalt seines bangen Träumens.

* *
*

Draußen vor dem Hause war ein kleines Schild angebracht, auf dem stand: Thomas Truck, prakt. Arzt.

Den Doktor hatte er nicht gemacht. Er haßte den Titel. Außerdem hätte es dazu auch nicht gereicht. Man konnte das Geld besser brauchen.

Sie hatte sich darüber geärgert. „Frau Doktor“ klang so gut.

Er hatte sie nur ausgelacht. „Frau Thomas Truck“ muß klingen, darauf kommt es an!

Seinem Wesen war Eitelkeit im Innersten fremd.

Das Schild hing an dem Hause; aber die Kranken ließen sich nicht blicken. Was mußte das für ein sonderbarer Medikus sein, der im vierten Stock in einem engen Zimmer, das Wohn-, Schlaf-, Eßgemach und Arbeitsraum darstellte, auf Patienten wartete!

Für die Sprechstunde hatte ihm allerdings die Wirtin das „Bettina-Zimmer“ zur Verfügung gestellt.

Er kam mit den Freunden jetzt seltener zusammen. Nun alles vorüber war, fühlte er eine Todesmattigkeit. Er kam sich so zerbrochen, so müde vor. Manchmal fielen ihm die Augen zu mitten bei der Arbeit. Das Leben war so schwer und für ihn jetzt so neu und anders.

Er lebte in Sorge um sie. Ruhe wollte er ihr geben und ein reines Denken. Unter seinen Händen sollte sie neugeboren werden. Freilich war ihm die Ehe etwas, an das er sich langsam und nur schwer gewöhnen konnte. Wenn sie längst schlief und er noch mit offenen Augen dalag, beschlichen ihn Ängste und Zweifel.

Darüber konnte er sich nicht täuschen, daß ihre beiden Naturen ganz anders waren. Und dennoch durfte er ihr nicht zeigen, daß ihre wilde Art ihn abstieß. Alle Probleme lagen für ihn im Geistigen. Er fühlte, daß er sinnenfroh war, und schämte sich dessen nicht. Aber durch sein ganzes Wesen ging ein tiefer Zug nach Meisterung und Veredelung, ein nie zu stillender Drang nach Vergeshöhen.

Hierin begriff sie ihn nicht. Sie verstand überhaupt sein Schaffen nicht. Was sollten denn diese nutzlosen Schreibereien, bei denen er sein ganzes Geld zugesetzt hatte? Sie trugen nichts ein und gefährdeten nur die Existenz. Sie begann an ihm zu bohren. Den ganzen Krempel sollte er fahren lassen.

„Das sind ja alles Hungerleider,“ sagte sie ärgerlich, „von denen mußt du dich los-

machen. Du mußt dich richtig niederlassen, sonst wird es nichts mit einem regelrechten Einkommen."

Er blickte sie groß und verwundert an. Er setzte ihr auseinander, daß das gar nicht seine Absicht sei, daß er nur, um einen letzten Halt zu haben, seine Studien beendet hätte, daß sein ganzes Leben dem freiheitlichen Ideal gelte.

Sie hörte ihm ruhig zu. Als er aber zu Ende war, sagte sie trocken: „Nimm mir's nicht übel, das ist überspannter Unsinn!"

Das Wort traf ihn wie ein Peitschenhieb. Er konnte es lange nicht vergessen.

Er suchte sie mit Güte zu überzeugen. Er versuchte alles Erzieherische beiseite zu lassen. Sie sollte aus sich selbst heraus zu den Dingen und Erkenntnissen kommen, die er ihr wünschte.

Sie rührte sich nicht. Sie murrte nur, daß er nicht auf sie hören wollte.

Er wurde gegen sich selbst widerborstig, wenn sein Mut sinken wollte. Wie konnte er das von ihr verlangen! Und immer wieder trieb er sich an, nachsichtig, nein, nicht nachsichtig, sondern geduldig und verständnisvoll zu sein. Sie mußte wie ein Pflänzchen behandelt werden, das schon dem Eingehen nahe war, und das der Gärtner unermüdlich, auch wenn es zuerst allen seinen Bemühungen trotzt, hegt und pflegt.

Er merkte nicht ihren schlecht verhehlten Ärger.

Anstatt daß sie es endlich auch einmal so gut bekommen hätte wie die anderen, war sie in Armseligkeit und Entbehrung hineingeraten. Die Schuld maß sie seinem Eigensinn bei. Er brauchte nur zu wollen, und es würde anders werden. Sie beschimpfte ihn in ihrem Inneren. Er kam ihr überhaupt so komisch vor. Immer verglich sie ihn mit dem anderen, der sie mit seinen breiten Bauernhänden einfach gerüttelt hatte, wenn sie ihn quälen wollte. Dieser hat ja gar keine Knochen, sagte sie sich voll Hohn. Und manches Mal zerbrach sie sich über sein wunderliches Wesen den Kopf und blinzelte versteckt zu ihm hinüber, um ihn zu ergründen.

Die Leute vom „Festsaal" haßte sie aus ganzem Herzen. Sie war außer sich, wenn Thomas zu den Redaktionssitzungen ging, die seit seiner Verheiratung bei der Brose stattfanden.

Als er eines Abends nach Hause kam, fand er sie nicht.

Er wartete und wartete, um mit ihr das spärliche Abendbrot zu essen.

Er wartete — und sie kam nicht.

Es wurde immer später und später.

Er begann furchtsam zu werden.

Er zündete keine Lampe an und gab sich ganz seinen einsamen Gedanken hin. Es war ihm so schwer zu Mute, das Kämpfen wurde immer härter und dazu all die kläglichen Sorgen um das bißchen Brot. Er selbst konnte ja hungern, ihm machte das nichts. Für ihn gab es anderes, das tiefer herabdrückte — aber die Verantwortlichkeit für sie!

Nur durch die Liers hatte er Praxis. Wo sie konnte, zog sie ihn hinzu. Und nach arbeitssauren Tagen stellten sich dann noch die Nächte ein, die er gemeinsam mit der Hebamme durchwachte.

Meistenteils waren es nur arme Leute, bei denen er sich schämte, auch nur einen Groschen zu verlangen, trotz der Vorwürfe der Liers, die sich doch selbst auf das „Geschäft" nicht verstand.

Stundenlang saß er stumm mit ihr am Bette.

Die Liers stierte traurig vor sich hin und achtete sein Schweigen. Diese dicke Person hätte sich eher die Zunge abgebissen, als daß sie eine Frage an ihn gerichtet hätte.

Einmal sagte er zu ihr aus dumpfem Brüten heraus: „Liers, was ist das für ein Verbrechen, Kinder in die Welt zu setzen! Woher nehmen die Menschen den Mut dazu und das Verantwortungsgefühl!" Und nach einer Weile setzte er hinzu: „Ich begreife es nicht!"

Die Liers verstand die Kunst des Zuhörens. Sie erwiderte nichts ...

Er wußte, daß sein wortkarges und einsilbiges Wesen allen aufgefallen war. Und in dieser Stunde des vereinsamten Grübelns gestand er es sich selbst ein, daß er vor den Freunden sich verschloß.

Er lauschte auf.

Er glaubte Schritte gehört zu haben ... nein, es war Täuschung gewesen ...

Wieder versank er in Grübeln ...

Es klopfte zitterig an seine Thür.

„Herein!“ sagte er.

Die Wirtin blieb mit einer kleinen Lampe am Eingang stehen. „Soll ich Ihnen etwas zum Abend machen, Herr Doktor?“ fragte sie. „Nämlich,“ setzte sie hinzu, „die Frau hat gesagt, sie käme vielleicht später.“

Er hörte kaum hin. „Ich danke,“ antwortete er freundlich.

Wieder wurde es dunkel um ihn. Und in dem Dunkel tauchte ein Bild auf, das ihn peinigte.

Er schrie verwundet auf.

Er warf sich auf das Sofa und wollte schlafen, aber kein Schlaf kam über ihn.

Es wurde tiefe, tiefe Nacht ... Am Ende ist ihr etwas zugestoßen, sagte er sich bebend.

Und plötzlich warf er sich den Mantel um, setzte den Hut auf und stürzte hinunter ...

Vor dem Hause machte er ratlos Halt. Wo sollte er sie denn suchen, wo denn? Das war ja Thorheit! ...

Wenn ihr wirklich etwas zugestoßen war? Nein ... nein ... nein, entgegnete er sich gequält.

Da zuckte er auf einmal empor.

Er sah etwas auf sich zuschreiten ... Eine Gestalt, die hin und her schwankte ... Das konnte sie doch nicht sein?

Er ging mit großen Schritten auf sie zu ... Ein entsetzlicher Geruch drang ihm entgegen ...

Das sind Hallucinationen ... ich halluciniere, sagte er zu sich selbst. Geruchshallucinationen! ...

„Bist du es?“ stammelte er.

Sie hängte sich schwer an seinen Arm. Er mußte sie förmlich vorwärts schleppen. Und dieser furchtbare Geruch verließ ihn nicht mehr.

Sie gab nur lallende Antworten.

Da hörte er auf zu fragen. Er selbst bewegte sich nur mühsam. Er war wie betäubt. Als ob ihn jemand niedergeschlagen und als ob er das Bewußtsein verloren hätte. Er zerrte sie die Treppen hinauf und kam keuchend oben mit ihr an. Die Fenster öffnete er weit.

Er brachte sie zu Bett und stöhnte in sich hinein.

Dann verließ er das Haus und jagte durch die Finsternis.

Und diese ganze Nacht irrte er obdachlos umher ...

Erst als der Morgen graute, trat er zerschlagen den Heimweg an.

* *
*

Von dem Tag an war sein Leben zerstört.

Es geschah nun häufiger, daß sie einfach fortblieb und in dem Zustande heimkehrte.

Allen seinen Vorstellungen setzte sie ein stumpfes Lächeln entgegen.

„Werde du anders, denke an dich und mich, so könnte ich's am Ende versuchen,“ entgegnete sie gelassen.

Und auf seine Frage, wo sie eigentlich steckte, antwortete sie jedesmal: „Bei meiner Wirtin! Ich langweile mich bei dir! Ich muß auch meine Abwechselung haben, schließlich bin ich auch ein Mensch!“

Da gab er es in tiefer Verzweiflung auf, sie zu wandeln.

Er mußte jeden Groschen vor ihr verbergen. Sie durchsuchte seine Taschen und bestahl ihn.

Eines Tages ging er zu ihrer früheren Wirtin.

Er wollte klar sehen. Er wollte jetzt alles wissen.

Die Frau empfing ihn unterwürfig und geziert.

Stockend, schamrot begann er seine Untersuchung.

Die Zimmervermieterin hörte gleichmütig und ohne Erstaunen zu. „Ach,“ sagte sie und legte die Hände auf ihre Knie, „das is 'ne alte Geschichte, die kann das Trinken nich lassen! Die braucht bloß den Alkohol zu riechen — und vorbei ist es mit ihr. Nicht einen Groschen hat das Mädchen gespart.“ Und gleichsam entschuldigend setzte sie hinzu: „Das hat sie noch von ihrem Unglück her. Damals hat sie sich wohl daran gewöhnt.“

„Wie konnte sie dann arbeiten?“ fragte Thomas und wagte nicht, die Person anzusehen.

„Wissen Sie,“ meinte die Wirtin, „so doll wie jetzt hat sie's ja dazumal auch nicht treiben können. Außerdem hat sie 'n paarmal deswegen ihre Stelle verloren. Nu ist sie riesig geschickt und kann was schaffen, wenn

sie nüchtern ist. So eine findet immer wieder Arbeit! Übrigens," schloß sie, „den Montag hat sie jedesmal blau gemacht!"

Thomas wußte genug. Es gab nur noch ein Mittel: sie mußte wieder eine regelrechte Beschäftigung haben, die sie ableitete.

Er kam nach Hause und sagte ihr mit kurzen, trockenen Worten, daß sie sich wieder Arbeit suchen müßte, um zu dem Haushalt beizusteuern.

„Unter keinen Umständen," entgegnete sie, „dazu habe ich mir nicht verheiratet."

Er hörte nur dieses „dazu".

Ein Gefühl des Widerwillens stieg in ihm auf. Er mußte sich umkehren. Er hörte, wie sie kicherte ...

Arbeiten ... arbeiten — und vergessen!

Er suchte nach dem Zarathustra ... er konnte das Buch nicht finden ... gut, ein anderer Band ... aber auch die lagen nicht auf dem alten Platz.

Er durchstöberte jeden Winkel ...

Und auf einmal tauchte ein Verdacht in ihm auf ...

Er drehte sich ruckartig nach ihr um. „Wo sind die Bücher?" fragte er mit gedämpfter, heiserer Stimme. Seine Miene aber hatte etwas so Furchtbares und Drohendes, wie sie es noch nie an ihm gesehen hatte.

Sie wich ängstlich ein paar Schritte zurück.

Er trat ganz dicht auf sie zu. „Wo sind ... die ... Bücher?"

Und während er jeden Laut gleichsam auseinanderzog und dehnte, überlief es ihn selbst eisig. Sie duckte und krümmte sich wie eine Katze, und jetzt kam es ihm auch so vor, als ob sie wirklich das Gesicht einer Katze hätte.

Sie konnte seinen Blick nicht ertragen.

„Ich habe sie ... ich habe sie ... verr— versetzt," stotterte sie leise.

Da erfüllte ihn ein gewaltiger Zorn.

Er hob beide Fäuste empor und wollte auf sie losstürzen, die sich noch mehr buckelte und in sich zusammenzog, angstvoll ihn anstarrend.

Aber in dem Augenblick, wo er sie prügeln und schlagen wollte, ließ er die Arme schlaff sinken.

Er brach auf dem nächsten Stuhle zusammen, legte sein Gesicht in die Hände und schluchzte nur leise.

Sie atmete tief auf.

Dann kreuzte sie die Arme übereinander und blickte gleichgültig zu ihm hinüber.

In dieser Stunde hatte sie den Rest ihrer Achtung vor ihm verloren. Er weinte — anstatt sie zu prügeln.

* *
*

Thomas saß in einem Caféhaus und wollte Zeitungen lesen. Die Buchstaben tanzten vor ihm. Kein Wort konnte er entziffern.

Um Gottes willen, rief eine Stimme in ihm, du mußt klar denken! Du mußt dich zusammennehmen ... nur nicht den Verstand verlieren ... nur nicht sich zerbrechen lassen ...

Aus seiner gekrümmten Haltung richtete er sich gerade auf. Er entnahm seiner Rocktasche einen ärztlichen Kalender und blätterte eine Weile zerstreut in ihm.

Dann schlug er eine unbeschriebene Seite auf, nahm den Bleistift und notierte folgendes:

Darf ein Kranker Kranke behandeln? Wer ist kränker als ich? Ich sehe klar und deutlich, daß mein Lebensglück zerstört ist. Ich begebe mich jeden Anspruchs auf Lebensglück. Ich sarge alle meine Lebenshoffnungen ein. Kann man so leben? Kann man? Ich muß — muß — muß! Ich bin nicht dazu da, um glücklich zu sein.

Thomas Truck.

So, das ist mein Totenschein!

Und mit erloschenen Augen lächelte er elend.

Sein mageres, verzehrtes Gesicht war auf einmal wie in Blut getaucht.

Um Gottes willen ... um Gottes willen! stammelte er hilflos, wenn ich von dieser Frau einen Sohn bekäme!

Und der Gedanke verfolgte ihn bis in die späte Nacht.

Er sah das Schattenbild seiner Frau, wie es von der Decke der Mansarde sich über ihn beugte und ihm höhnische Worte zuflüsterte. Und der Schattenriß hatte ein Gesicht ... ein Gesicht ... ihm schauderte vor diesen Zügen ...

Nein, nein, das war sie nicht ...

Alles war überhaupt nur Einbildung und Wahnvorstellung!

Die Decke lag ruhig da, nichts bewegte sich auf ihr ... aber nein ... da ... da ... und nun wieder ...

Er wimmerte und legte sich auf die andere Seite. Er zog die Decke über den Kopf, um nichts — nichts zu sehen ...

Und da kamen groteske Gestalten auf ihn zugegangen. Was war denn das schon wieder? Was wollten denn die eigentlich? ... ein ganzes Kartenspiel hatte sich aufgethan. Der Coeurkönig kam auf ihn zugeschritten ... die Treffzehn ... das Pikaß ... die Karodame ... Und nun im langen Zuge hinterher all die übrigen Karten.

Feierlich und würdevoll wie bei einem Leichenbegängnis bewegten sie sich.

Eine wahnsinnige Angst packte ihn. Ich bin ja bereits halb verrückt, sagte er zu sich.

Er warf die Kissen von sich, rief plötzlich laut ihren Namen und weckte sie.

Sie sah ihn mit verschlafenen Augen an. Das Licht bewegte sich unruhig in seiner zitternden Hand.

„Du ... du ...“ sagte er demütig und flehentlich, „du mußt anders werden, das ... das darf nicht, das kann nicht das Ende sein!“

Aber sie hörte ihn nicht. Sie lag schon wieder auf der anderen Seite und schlief weiter.

Lange, lange betrachtete er sie ...

Er schlich wieder auf sein Lager.

Aber der Schlaf kam nicht.

Fragwürdige Gestalten zogen an ihm vorbei und raunten ihm unverständliche Laute zu. Die klangen wie Unkenrufe aus der Ferne.

So, sagte er, jetzt werde ich nur an die Tamara denken, und alles wird gut sein! ... Tamara, hilf mir, flüsterte er, und seine Lippen bewegten sich wie im Gebete. Tamara! ... Tamara, wiederholte er, und in ihm tönten Erinnerungen wieder an längst versunkene Zeiten.

Er weinte.

Thomas, schäme dich, schäme dich, Thomas! So nimm dich doch zusammen, großer Junge! Willst du ein Mann sein? ...

Warum habe ich sie geheiratet, so über Hals und Kopf geheiratet?

Er zerbrach sich in dieser Nacht den Kopf darüber. Er wollte sein Handeln von damals in alle Bestandteile auflösen ... Ich habe gedacht, ich könnte aus ihr einen Menschen machen. War es das allein? ... War es nur Mitleid, Güte und Erlöserwahn?

Er vergrub sich tief in die Kissen, drückte die Zähne aufeinander und schloß fest die Augen.

Eine unselige Vorstellung war über ihn gekommen. Es dünkte ihn, als ob „sie“ eine auffallende Ähnlichkeit mit seiner Stiefmutter hätte ... am Ende war es nichts anderes als das, was den Vater ins Elend getrieben hatte ... ich habe das Blut vom Vater, dachte er — und stöhnte.

Tamara, hilf mir!

Und plötzlich stand vor ihm die Bettina mit gefalteten Händen und weinenden Augen. Sie war in Weiß gekleidet, und ihre Augen weinten, wie er nie hatte weinen sehen ...

Ich kann nicht mehr ... ich kann nicht mehr!

Der Körper war ihm wie erstarrt, als ob Leben und Bewegung ihm entflohen wären.

Wenn die Nacht doch erst vorüber wäre ... schrie er in seiner Pein auf.

Was war denn das schon wieder? Er hörte Stimmen ... er sah Gesichter ... Der Angstschweiß drang ihm aus allen Poren.

Es ist ganz klar, raunte er sich zu, ich habe mich nicht mehr in der Gewalt. Ich bin elend ... elend und krank. Thomas, du mußt, mußt dich zusammennehmen!

Er ballte krampfhaft die Hände, die Ängste wurden immer größer.

Er stand wieder auf und zündete wieder das Licht an.

Er leuchtete unter das Bett, ob sich da irgend jemand verborgen habe.

Nein, niemand war da. Das beruhigte ihn nicht.

Er ging unbekleidet, wie er war, zur Thür, öffnete sie und untersuchte genau und sorgfältig den Korridor.

„Ist jemand hier?“ fragte er ganz laut und erschrak vor dem Ton seiner eigenen Stimme.

Er bekam keine Antwort und ging auf den Fußspitzen zurück.

Noch einmal beleuchtete er die Katharina.

Regelmäßig hob und senkte sich ihre Brust. Sie schlief — schlief fest und rührte sich nicht. Er sah sie voll Haß an.

Etwas Entsetzliches durchdrang ihn in dieser nächtlichen Stille und Furcht.

Er begriff auf einmal, wie jemand einem anderen ein Leids anthun konnte. Er begriff es ganz deutlich ... Er begriff, wie ein Mensch den anderen würgen — ihn still und stumm machen konnte ...

So also bin ich! ...

Er löschte das Licht aus und setzte sich vor seinen Tisch.

Die Ellbogen stützte er schwer auf die Platte, und zwischen beide Fäuste that er seinen armen Schädel.

Da wurde es endlich in ihm ruhig. Und als er zerbrochen und zerschlagen wieder sein Lager aufsuchte, überfiel ihn bleierner Schlaf.

* *
*

Obwohl er zu den Freunden kein Wort sprach und sie durch seine kalte und überlegene Ruhe einschüchterte und jede Frage abschnitt, kannten sie doch die Geschichte seiner Ehe.

Fründel sagte im versammelten Kreise: „Da seht ihr, was das für ein Schwächling und Träumer ist. Er besitzt nicht einmal so viel Kraft, um dieses Frauenzimmer sich vom Halse zu schaffen. Ich sollte an seiner Stelle sein!“

Dieses Wort fing die Josefa auf.

Sie hatte in der letzten Zeit alle durch ihr düsteres Wesen verängstet. Man sah es ihr an, daß unaufhaltsam etwas in ihr arbeitete. Sie beteiligte sich an keinem Gespräche mehr, schrak auf, wenn man sie anredete, und verschlang mit ihren Blicken die Ingolf und Fründel.

Aber dieses Wort fing sie gleichsam gierig auf.

„So einer bist du eben,“ sagte sie und brach sofort ab.

Alle sahen sie gespannt an. Aber sie lächelte nur großäugig und fremd.

Und dann blickte sie auf die Ingolf, die unter diesem Lächeln sich krümmte und zitterte.

Noch an dem nämlichen Tage ging die Brose zu Thomas. Sie erzählte ihm in abgehackten Sätzen, was die Freunde gesprochen, und schloß: „Sie müssen — müssen sich trennen, einfach aus Selbsterhaltungstrieb!“

Er hatte sie ruhig ausreden lassen. Dann entgegnete er: „Liebe Brose, ich danke Ihnen! Der Gang mag Ihnen sauer genug geworden sein. Indessen Sie täuschen sich, ich befinde mich durchaus wohl. Sagen Sie das den anderen.“

Und groß und aufrecht stand er vor ihr, elend und verfallen und doch ungebeugt und stolz.

Die Brose beugte sich zu ihm herab und wollte ihn auf die Hand küssen.

Da bekam seine Stimme etwas Rauhes, daß sie zusammenfuhr. „Nur keine Komödie, Brose,“ sagte er, und etwas milder fügte er hinzu: „Wir sind doch Kameraden!“

Wie ein begossener Pudel schlich sie davon.

Als er allein war, überlegte er eine Weile jedes Wort, das sie gesprochen hatte.

Sie wollen mich gegen sie hetzen, dachte er traurig. Nein — niemals. Ich bin und bleibe ihr letzter Halt. Ich esse die Suppe aus, die ich mir eingebrockt habe!

Sein Blick fiel auf die Büste des Sokrates. Da mußte er laut auflachen. Und eine frohe und gesegnete Stimmung kam wie mit einem Schlage über ihn.

Was hat das den geschiert? Hat groß gedacht! Ist groß gestorben! ... ah, was ist das für ein gutes Geschenk gewesen!

Und dann sah er andächtig in das edle, reine Antlitz Goethes.

Er kam sich so erleichtert vor. Was brauchte er kopfhängerisch zu sein! In solcher Gesellschaft!

Er summte sogar eine Melodie vor sich hin.

Und nun suchte er aus der tiefsten Ecke seiner Schreibtischlade die alte Pfeife hervor, die verstaubt und unbenutzt lange da gelegen hatte. Und Tabak war auch noch im Hause. Er stopfte sich die Pfeife und setzte das trockene Kraut in Brand.

Dann paffte er eine Weile vor sich hin.

Plötzlich stand er auf und ging zur Wirtin.

Sie schlug die Hände zusammen. Wie lange hatte ihr Doktor nicht mehr geraucht!

„Könnte ich,“ fragte er ganz lustig, „von nun ab in dem Zimmer schlafen, in dem damals,“ setzte er leiser hinzu, „das Fräulein gewohnt hat?“

„Nu, gewiß,“ entgegnete sie.

„Und könnte ich dort auch arbeiten?“

„Nu, gewiß,“ wiederholte die Frau.

„Topp! abgemacht! Sokrates!“

Die Frau schüttelte den Kopf.

Er setzte sich den Hut auf, und wie ein vergnügter Schuljunge ging es in großen Sätzen die Treppen hinunter.

Ich lasse mich nicht unterkriegen ... ich lasse mich nicht unterkriegen ... Sokrates ... und noch einmal Sokrates!

Von dem Tage an hatten sie getrennte Zimmer, und von dem Tage an speisten sie nicht mehr zusammen — Thomas Truck und seine Frau.

* *
*

Thomas stürzte sich in das Leben und in die Arbeit.

Er wollte sich von dem Leben und von der Arbeit berauschen lassen.

Niemals waren seine Aufsätze im „Festsaal“ freudiger, festlicher und zuversichtlicher gewesen als in diesen Tagen seiner höchsten Not. Niemals hatte er hinreißender, sanftmütiger und edler gesprochen als in dieser Zeit der Heimatlosigkeit und des Elends, wo die gemeine Sorge um den kommenden Tag beständig an ihm zehrte.

Er wollte nicht das Mitleid der anderen. Er wollte trotz allem und allem sein Schicksal sich zurecht klopfen und hämmern. Den Hammer wollte er auf den Amboß schlagen, daß die Funken nur so sprühten. Niemand, niemand sollte ihm dazwischen kommen. Ich bin ich, das war ein Wort des tiefsten Glückes.

Es gab ein Licht in seiner Dunkelheit, das leuchtete tief auf und warf seinen hellen Schein über die Mysterien des Lebens: Nur der ward der höchsten Lust teilhaftig, in dem das tiefste Leid geglüht hatte ...

Es vergingen oft Tage, ehe er seine Frau sah.

Und nun begriff sie ihn vollends nicht mehr.

Aber dann wuchs in ihr der Verdacht, man könnte ihn ihr rauben. Er war nur noch mit den Menschen zusammen, die sie haßte und die auch ihr feindselig gegenüberstanden, ihn gegen sie hetzten und aufwiegelten. Sie gönnten ihn ihr nicht und betrachteten sie als einen Eindringling. Sie wußte es wohl.

Immer stärker wurde ihr Mißtrauen.

Von neuem versuchte sie es, ihn mit leise lockenden Blicken wieder an sich zu ziehen.

Er merkte es nicht einmal.

Da bemächtigte sich ihrer eine dumpfe Angst. Sie hatte sich an dieses arbeitslose Leben gewöhnt und begann in die Breite zu gehen. Die Vorstellung, daß sie noch einmal das alte Joch auf sich nehmen müßte, peinigte sie.

Was habe ich denn eigentlich verbrochen? fragte sie sich oft. Ich kann doch nichts dafür, daß ich so bin!

Wenn aber ihre forschenden Blicke das bleiche Leidensgesicht des Thomas trafen, so wurde sie noch unruhiger, und ein Gefühl der Schuld und Versündigung gegen ihn wollte nicht von ihr weichen. Aber solche Gedanken versuchte sie mit aller Gewalt von sich zu schütteln.

Warum ist er auch so dumm, warum ist er nicht strenger gegen mich?! Damit suchte sie sich selbst reinzuwaschen.

Es kamen jedoch auch Stunden, wo sein Gram sie aufwühlte.

Weshalb habe ich ihn an mich gekettet? fragte sie sich dann. Ich wußte doch, wie ich war. Weshalb? ... Weshalb? ...

Sie wurde gegen ihr eigenes Gewissen wütend. Das ist ja alles Quark! Jeder Mensch will es eben einmal gut haben ...

Und nun zermarterte sie ihr Hirn, was sie jetzt thun müßte, um ihn sich zurückzugewinnen.

Und in dieser Zeit, wo er sie nicht mehr beachtete, empfand sie, wie sehr sie an ihm hing.

Ich werde mir das Trinken abgewöhnen, sagte sie zu sich selbst. Keinen Tropfen werde ich mehr trinken ... Wie wird er die Augen aufreißen!

Und nun nahm sie wirklich den Kampf gegen sich selbst auf.

Aber schon am zweiten Tage kam es mit aller Gewalt über sie. Sie dünkte sich da oben in der Mansarde wie eine Gefangene, ohne Freiheit und Bewegung. Alle ihre Kräfte waren da gleichsam gebunden — sie hielt es nicht aus. Nur einen Schnitt Bier wollte sie trinken .. in der nächsten Destil-

lation … und dann sofort wieder nach Hause!

Wie eine Verdürstende eilte sie davon.

Nach zwei Stunden kehrte sie mit verglasten Augen, taumelnd zurück. Und am anderen Morgen erwachte sie in dumpfer Schwere — in unseligem Zorn.

Sie war doch nicht dazu da, um sich aufzureiben … Er war schuld, nur er. Aber, wenn er etwa glaubte, sie ließe sich so mir nichts dir nichts beiseite schieben und von diesen Affen verdrängen, so sollte er sich gehörig geirrt haben. So dumm war sie nicht. Dazu war sie denn doch schon zu lange durch die hohe Schule des Lebens gegangen. Es war ja ganz klar, alles verschwor sich gegen sie. Schließlich war sie immer die dumme. Niemand meinte es wirklich gut mit ihr. Sie hatte eben Pech, nichts als Pech. Zuerst mit dem anderen, dann mit ihren eigenen Eltern und jetzt mit ihm. Nun, sie wollte sich schon zur Wehr setzen. Sie wollte es ihm besorgen. So leichten Kaufes sollte er mit ihr nicht fertig werden.

Und nun begann sie ihn bei seiner Arbeit zu stören.

Sie drang in sein Zimmer, versuchte ihn zu reizen, zu sticheln und mit allen erdenklichen Mitteln und Kniffen herauszufordern. In ihrer Dumpfheit kam es ihr in den Sinn, sie könnte so wieder Macht über ihn gewinnen.

Und da er jede Pein über sich ergehen ließ, nach außen hart und fest blieb, während er innerlich blutete, geriet sie in eine maßlose Wut.

Nun wollte sie ihm zeigen, wie schlecht sie sein konnte.

Sie stellte sich mitten in sein Zimmer und fing an gemeine Lieder zu singen. Sie wußte ganz genau, daß ihn nichts so sehr verletzen und verwunden konnte.

Jetzt hatte sie ihren Zweck erreicht.

Sein ganzes Gesicht verzerrte sich.

Sie sah es deutlich, wie er zitterte.

Jetzt würde er sie schlagen.

Sie stand da und wartete förmlich darauf; in Sehnsucht wartete sie darauf, daß er sie schlagen würde. Dann würde sie schluchzen und zusammenbrechen — aber alles würde gut sein.

Sie knirschte mit den Zähnen, als nichts von dem geschah und er, die Lippen aufeinander pressend, wortlos sie verließ.

Eine Weile lauerte sie bewegungslos auf seine Rückkehr.

Es blieb jedoch alles still.

Da starrte sie nur in tiefem Gram vor sich hin. Eine Bitterkeit ohnegleichen schnürte ihr das Herz und die Kehle zu. Sie hatte einen Geschmack im Munde, als ob sie giftige Kräuter zu sich genommen hätte.

In der Nacht wartete sie auf ihn. Sie ging nicht in ihr Bett. Sie wartete fiebernd auf ihn.

Als er davongejagt war, hatte er einen Augenblick daran gedacht, vor ihr zu fliehen … weit fort.

Aber in der nächsten Sekunde hatte er nur schmerzhaft gelächelt. Ich kann nicht … ich kann nicht … Ich kann sie nicht am Wege liegen lassen wie einen räudigen Hund …

Es war tief nach Mitternacht, als er die Treppen hinaufstieg.

Er entzündete ein Wachsstreichholz und öffnete behutsam das Schloß.

Auf den Fußspitzen ging er in sein Zimmer.

Ihre Augen leuchteten ihm entgegen.

In dieser Sekunde verlöschte die dürftige Flamme.

„Was willst du denn hier?“ fragte er entsetzt. Und alles um ihn und in ihm ward dunkel.

„Ich will nicht länger allein schlafen! Ich will nicht,“ zischte sie noch einmal dumpf hervor.

Er stöhnte in sich hinein.

Sie hörte es nicht.

Mit unsicherer Hand zündete er die Lampe an. „Geh auf dein Zimmer,“ sagte er. Die Zunge war ihm schwer.

Sie schüttelte nur den Kopf und sah ihn dabei kampfbereit, feindselig und unbeugsam an.

Er raffte sich auf … er durfte nicht unterliegen. „Gut,“ entgegnete er, „thu, was du willst. Aber ich … ich …“ Er griff nach Hut und Mantel.

Mit einem Satze stand sie an der Thür, die sie mit ihrem Rücken deckte. „Ich lasse dich nicht … ich lasse dich nicht!“ Und

als sein Gesicht finster, unveränderlich blieb, schrie sie auf einmal wie eine Unsinnige in wildem Weinkrampfe auf.

Dieses Weinen erfüllte schauerlich die stille Nacht.

Er ging an seinen Tisch und goß aus einer Flasche Brom ein halbes Glas voll. Wieder trat er zu ihr hin. „Trink,“ sagte er, „du bist aufgeregt!“

Sie hielt einen Augenblick inne und blickte ihn mit einem entsetzten Lächeln an. „Du ... du ... du willst mich wohl ver... vergiften?“ stotterte sie.

Er trank das Glas vor ihren Augen aus.

Da fing sie markerschütternd zu lachen an ... sie lachte ... lachte unaufhörlich. Und unmittelbar darauf schlug dies gellende Lachen in verzweifeltes Weinen um. Und dann auf einmal schrie sie kläglich: „Herr, du mein Gott, was ist denn das ... was ist denn das für ein Geruch ...!“ Und ganz furchtsam fügte sie hinzu: „Es riecht ja hier wie nach Toten ...“

Aha! sagte er leise zu sich und suchte ihr das Brom aufzudrängen.

Sie stieß es ihm aus der Hand. Und indem sie die Augen weit aufriß, sagte sie: „Was sind denn das für Stimmen ... was wollen denn diese Menschen von mir? ... Hörst du es denn nicht?“

„Nimm dich zusammen,“ sagte er ernst, während er selbst gewaltsam nach Ruhe rang.

„Pst!“ macht sie, als ob sie lauschte. Wieder begann sie leise zu lachen, dann verzog sie ihr Gesicht von neuem, es wurde zuerst weinerlich, dann furchtsam, bis es schließlich ganz in Schreck und Angst getaucht war. Und nun rief sie mit weißen Lippen: „Ich habe mein linkes Bein verloren, siehst du es denn nicht? .. siehst du es denn nicht?“

Er nahm ihre Hand, die er nicht mehr los ließ, und sah sie voll und streng an. „Du wirst dich jetzt zusammennehmen,“ sagte er rauh, „und wirst auf der Stelle dieses Glas austrinken.“

Sein Blick schüchterte sie ein. Sie ließ sich das Brom hinuntergießen. Jetzt redete er ihr ruhig und gütig zu, sich hinzulegen.

Sie gehorchte, aber sie klammerte ihre Hand fest in die seinige.

Es war ihm, als ob er mit einer Eisenzange gehalten würde ... Endlich schlief sie ein.

Schwerfällig erhob er sich, nachdem er langsam und vorsichtig sich von ihren Fingern befreit hatte.

Sein Blick fiel in den Spiegel.

Unwillkürlich wich er zurück ... Bin ich das? ... Sind das wirklich meine Züge? ... Dieses verfallene Gesicht mit den eingesunkenen, blauumränderten Augen — gehörte es ihm? Wirklich ihm?

Er trat ganz dicht an den Spiegel und betrachtete sich aufmerksam, Zug für Zug.

Ich bin es, sagte er zu sich selbst, während sich über seiner Nasenwurzel eine scharfe Falte bildete.

Noch lange Zeit blieb er mit dem Licht in der Hand vor dem Spiegel stehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Anfälle der Katharina wiederholten sich jetzt fortwährend, des Tags, des Nachts, in kurzen Zwischenräumen.

Thomas mußte beständig bei ihr sein, um ihr zu helfen.

Und nur ganz mühsam und schwer gelang es ihm allmählich durch seinen persönlichen Einfluß und Beruhigungsmittel jeder Art, ihre hysterischen Krämpfe, wenn auch nicht völlig zu unterdrücken, so doch für längere Zeit aufzuhalten.

Sobald sie sich nur einigermaßen wohl fühlte, begann sie wieder zu trinken.

Alle Vorstellungen, daß sie damit systematisch ihre Zustände von neuem auslöste, verhallten.

Sie zuckte die Achseln und sah ihn verschmitzt und hinterlistig an.

Da wurde er klein und mürbe. Da fühlte er, wie er langsam aus der Höhe, in der er sich ein eigenes Schloß mit luftigen Grundpfeilern zurecht gebaumeistert hatte, zurücksank in die dürre, flache Ebene. Und nun begann alles auf ihn einzustürmen.

Die Druckerrechnungen konnten nicht beglichen werden — es fehlte an der Miete — es fehlte am notwendigsten.

Er dachte: Das ist das Ende ... das Ende.

(Fortsetzung folgt.)



Klostermauer vom Garten aus.

Reiseskizzen vom Sinai.

Von

Paul Glaue.

(Nachdruck ist untersagt.)

Als mir und einem theologischen Kollegen der Auftrag zu teil wurde, für ein wissenschaftliches Unternehmen die altberühmte Bibliothek des Sinaiklosters auf ihre griechischen Handschriften hin durchzusehen, entschlossen wir uns freudig zu dieser Reise: ist doch der Sinai für jeden Menschen mit einem heiligen Nimbus umgeben; Juden und Christen aller Zeiten haben ihn als den Berg der Gesetzgebung verehrt, und nächst einer Reise nach dem Heiligen Lande wünschten wir nichts sehnlicher, als den Berg der Zehn Gebote kennen zu lernen.

Die übliche Reiseroute, den Seeweg bis El Tor am Arabischen Busen und von dort den zwei- bis dreitägigen Landweg hinauf zum Kloster, konnten wir wegen der Pestgefahr nicht einschlagen. Wir mußten den längeren und anstrengenderen Weg nehmen und unseren Kamelritt schon am Eingang in den Suezkanal beginnen; am Spätnachmittag erfolgte der Aufbruch. Unser erster Ruhepunkt, den wir nach zweistündigem Ritt erreichten, war Aiûn Musa, Mosesquellen: wie ein liebliches Bild lag diese Oase vor uns, einige hundert Bäume, grün und frisch, der verschiedensten Art, hohe Dattelpalmen, Tamarisken, Akazien, mitten in der Wüste. An einer geschützten Stelle wurde Halt gemacht; um unser schönes, geräumiges Zelt, in das ein Teil der Proviantkisten gestellt war, hatten die Beduinen im Kreise, doch in angemessener Entfernung, ihr Lager aufgeschlagen. Mehrere Feuer wurden angezündet, dazwischen lagen die Kamelsättel, Futtersäcke, auch einige Kamele, die fraßen. An den Feuern setzten sich die Beduinen nieder, ein prachtvoller Anblick! Hell loderte die Flamme empor, weithin Licht verbreitend und Schatten schaffend, ein gespenstisches

Bild inmitten des Dunkels der Nacht; dabei die Söhne der Wüste mit ihren dunkelbraunen Farben, im Lichte glänzend, zumal wenn die hellen, oft ganz weißen Kleider den Kontrast boten, plaudernd und streitend. Da erhebt sich der Schech, um die Abendgebete zu verrichten; schön klingt seine tiefe Stimme in die Stille hinaus; die Eigenart des Gebetes erhöht den Eindruck: ob er den Namen Allahs anruft, bald kniend, bald stehend oder auch die Erde mit der Stirn berührend, ob er die neunundneunzig Attribute seines Gottes, jedes mehrmals, preist, so daß es wie das Aufsagen eines Gedichtes klingt, immer hat man die Empfindung einer naiven, echten Frömmigkeit. Wir hören ihn sprechen:

Das Lob gebühret Allah, dem Herrn der Wesen,
Dem Allerbarmer, dem Allumarmer,
Dem Gerichtstaghalter!
Wir beten zu dir und flehen um Hilfe dich an;
Führe du uns die rechte Bahn,
Die Bahn derer, die dir gefallen,
Die nicht erregten dein Mißfallen,
Doch nicht die Bahn derer, die im Irrtum wallen!
(1. Koransure.)

Scherzreden wurden auch oft bei der Abendsitzung geführt; wie es schien, gaben die Beduinenknaben dazu die Anregung, lustige, dankbare Burschen, stets frisch und fröhlich; mit ihnen hatten wir manchen Spaß, und ab und zu ließen wir ihnen für Hilfeleistungen Zwieback und ein Backfischisch zukommen. Wurde der Lärm einmal zu laut, so geboten wir Ruhe, und alles verstummte sogleich. Inmitten dieser Beduinenschar und ihrer Tiere ruhten wir dann — früher wäre es uns wie ein Traum vorgekommen — und schliefen unter dem freien, sternbesäten, wunderbar klaren Himmel des Südens so gut wie sonst an fremdem Orte.

Die nächsten Tage boten wenig Interessantes: aus einförmigem Wüstenplane erhoben sich nur selten einmal Sandhügel, erst in weiter Ferne kündigten sich höhere Berge an.

Durchschnittlich ritten wir tagsüber elf Stunden; die Hitze war oft recht drückend, das Reiten dagegen gar nicht anstrengend. Sind doch die Bewegungen des Kamels stets gleichmäßig, bei seinen Tritten schaukelt man wohl mit hin und her, von der gefürchteten Seekrankheit haben wir aber nichts gespürt. Das Aufstehen und Hinlegen der Tiere erfolgt nach dem Takte in drei Tempi und ganz behutsam, auf besondere Töne der Beduinen hin; nur der erste Ruck ist etwas stark. Unsere Tiere — es waren nicht die viel leichter gebauten und schnellen Reitkamele, sondern, weil wir ja selbst noch einen Teil des Gepäckes auf ihnen befördern mußten, Lastkamele — trugen einen Sattel, vorn und hinten mit einem mehr als handhohen Knauf abschließend, auf den Mäntel und Decken, die Kameltaschen, mit den Gepäckstücken gefüllt, und unsere Matratzen gelegt wurden. Oben darauf saßen wir dann ganz gut, natürlich ohne Steigbügel, über zwei Meter von der Erde entfernt und hoch genug, daß wir die von ihr ausgestrahlte Hitze nicht mehr spürten. So oft man will, kann man die Stellung wechseln; man sitzt rittlings oder nach Damenart ganz auf der rechten oder linken Seite, zuweilen schlägt man wohl auch ein Bein um den Vorderknauf.

Zu Fuß neben ihren Tieren schritten die Beduinen einher, fast immer in eintöniger Weise vor sich hinsingend. Elastische, schlanke Personen mittlerer Größe, sind sie meistens über dreißig Jahre alt, älter als fünfzig Jahre war nur der Schech; das genaue Alter können selbst die Knaben nicht angeben. Die dunkelbraunen Gesichter rahmt wohl durchgängig ein schwarzer Bart ein. Das Haupt ist kahl geschoren, nur eine Haarlocke muß stehen bleiben, an der Mohammed seinen Jünger dereinst ins Paradies zieht. Ihre Kleidung ist ganz einfach und besteht aus einem Leinenhemde, das durch einen dicken Ledergürtel zusammengehalten wird, dem grauen Tarbusch, auch Fes genannt, und Sandalen; in dem Gurt stecken Patronen, ein großes Messer oder ein Säbel und eine Pfeife; daneben tragen sie noch einen Tabaksbeutel und einige eine Flinte, teils neuerer, teils älterer Konstruktion. Selbstverständlich ist ihre geistige Begabung nicht groß, ihre Gespräche drehen sich um ihren Verdienst beim Reisen, um ihre Kamele, ihre Weiden und ähnliches; daß einer neben dem Arabischen auch Griechisch und, wie mein Führer, etwas Italienisch versteht, ist eine höchst seltene Ausnahme, und dabei stehen sie doch zeitlebens mit griechisch redenden Mönchen in Verkehr.

Am dritten Tage wurde der Horizont belebter, die Sinaiberge, darunter der Djebel Serbâl, wurden deutlicher; unser Weg biegt nach Westen ab, zwischen dem sagenumwobenen Berge des Pharao und dem eigenartigen Djebel Tajibe hindurch eröffnet sich uns die Aussicht auf das Meer. Der Djebel Tajibe bietet einen wundervollen, einzigartigen Anblick, er besteht aus vier übereinander liegenden Schichten, zu unterst goldgelb, dann rot, darauf dunkelschwarz und zu oberst gelb. Nach wenigen Minuten haben wir das Meer erreicht, dort wo Menephtah bei der Verfolgung der Israeliten unterging; ein Bad im Roten Meer erfrischte uns für die Weiterreise.

Und nun geht es in das eigentliche Gebirgsland der Sinai-Halbinsel hinein, wir durchreiten Thäler der verschiedensten Form, bald breit, bald eng, teils mit mehr, teils mit weniger Vegetation; vielfach liegen gewaltige Felsen und Schlacken, Porphyrblöcke in mannigfachen Färbungen am Wege; die steilen Gebirgsabhänge, die das Thal einschließen, zeigen höchst eigenartige Formationen, der Grat der Berge ist ganz spitz, in vielen Schluchten fallen sie ab, wild und zerklüftet; oft sieht man in diesen Granitwänden breite, schwarze Porphyr- und rote Dioritgänge, Klippen und Zacken in seltsamen Formen; nicht selten, wie gigantische Quadersteine aufeinander getürmt, ist der Felswand noch ein Abhang vorgelagert. Die einzelnen Bergrücken ragen so schroff ineinander hinein, daß man zunächst nicht erkennt, wie sich das Thal weiter hindurchschlängeln kann, erst kurz vor der Biegung sieht man die Öffnung. Ja, am Ende des Wadi Budra mußte erst künstlich ein Ausweg geschaffen werden; hier hat man durch die Felsen einen engen Gang gehauen, so daß wir absteigen und zu Fuß hinaufgehen mußten, während die Kamele sicheren Schrittes folgten; von oben genossen wir noch einen schönen Rückblick auf das wilde Budrathal. Nicht lange währte es bis zum Wadi Marâra mit dem gleichnamigen Berge, dessen Bergwerk schon seit den ältesten Zeiten bekannt ist. Bereits die Pharaonen bereicherten sich mit seinen Schätzen, und zwar ließen sie die mühsame Arbeit von Verbrechern und politischen Gefangenen ausführen, wie uns dies auch Ebers in seiner „Uarda“ schildert. Noch heute werden hier Türkise gebrochen; leider war es nicht möglich, Proben davon zu erhalten. Die Beduinen, die jetzt hier arbeiten, kommen und begrüßen die unserigen; sie reichen sich die Hände, legen die rechten Schläfen aneinander, küssen dreimal in die Luft und sagen dabei mehrmals: Salamâk = Friede sei mit dir! Jesaiak = wie geht's dir? Zuweilen sind die Segenswünsche aber viel wortreicher, da hört man dann wohl: Sei willkommen, sei zweimal willkommen, sei gesegnet! Friede sei mit dir! dein Tag sei glücklich! dein Weg sei heilbringend! deine Nacht sei wie Milch!



Marschbereit.

Am Nachmittage erreichten wir das Wadi Mokatteb, das „Thal der Inschriften“; eine seltsame Bezeichnung, wie man denken möchte, die aber darin ihre Erklärung findet, daß man hier die als „sinaitische Inschriften“ bekannten Schriftzeichen sieht, die in nabatäischer, griechischer, koptischer und arabischer Sprache in die Felsen geritzt sind. Für die Geschichte der semitischen Sprachforschung äußerst wichtig, haben sie inhaltlich keine Bedeutung; es sind nur Aufzählungen von Namen, Grüßen und Segenswünschen für andere Reisende, die dieses Weges kamen.

Da tritt jetzt ein mächtiger Berg in unser Gesichtsfeld, der Serbâl. Beim Näherkommen wird er für uns deutlicher sichtbar, zackig, wild, nur von einer Seite mit großer Anstrengung und nicht ohne Führer besteigbar, in sieben Kuppen ragt er zum Himmel empor; ein wunderbarer, bläulicher Schimmer liegt über ihm.

Ob dies der Berg der Gesetzgebung, ist eine Streitfrage, die sich nicht entscheiden läßt, die unser religiöses Interesse auch wenig berührt. Der Sagen giebt es ja zahlreiche in einem Lande, das der Phantasie so weiten Spielraum bietet, und man trifft in diesen Thälern verschiedentlich auf Traditionen, die auf alttestamentlichen Erzählungen beruhen. Die größte bittere Quelle in Aiûn Musa soll Moses durch hineingeworfene Zweige versüßt haben; im Wadi Firân wird ein Block gezeigt, aus dem Moses den Quell geschlagen hat; in der Oase Firân soll die Amalekiterschlacht stattgefunden haben, man zeigt auch den Hügel, auf dem Moses mit erhobenen Armen gebetet hat.


Blick auf den Serbâl.

Fünf Stunden reiten wir schon durch das Wadi Firân; plötzlich, als wir um die Ecke des Bergrückens biegen, liegt, wie aus der Erde gezaubert, vor uns ein Garten mit frischen, grünen Bäumen aller Art — die Oase Firân.

Hier sehen wir die schönsten Palmen und Tarfasträucher, von denen noch heute das Manna, im Arabischen mân genannt, gewonnen wird; hier giebt es auch wieder süßes, fließendes Wasser, das in Rinnsalen von den weiter oberhalb aus dem Boden hervorbrechenden Quellen in alle Teile dieses Wundergartens geleitet wird; hier ist Getreide angebaut, das bereits — es war Ende Mai — geschnitten wurde. Ziegenherden weiden auf grünen Rasenplätzen, Beduinenhütten, fest aus Palmbäumen gefügt, mit Palmblättern gedeckt, stehen an den verschiedensten Teilen der Oase. Dreiviertel Stunden lang reiten wir so unter Palmen und Tarfasträuchern durch diese üppige Fruchtbarkeit. Das ganze Gebiet gehört dem Sinaikloster, das es zur Bebauung an die Beduinen verpachtet hat. Seit alter Zeit hat sich hier reiches Leben abgespielt, geschichtliche Notizen erwähnen schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. Pharan; die Stadt ist einst sogar Bischofssitz gewesen. Christliche Einsiedler haben sich hier früh niedergelassen, noch heute werden Reste einer Kirche und von Häusern gezeigt; mit der Verbreitung des Islams erlosch jedoch allmählich das Anachoretentum.

Da tritt der Bach aus dem dichten Tarfagestrüpp und bildet einen kleinen See; hier halten wir Rast. Die Beduinen kommen mit dem Schech zur Begrüßung, sie bieten uns Kaffee an ohne Zucker, wir erwidern die Höflichkeit durch einige Tassen unseres süßen Kaffees. Man zeigt uns Manna, Datteln, Münzen und anderes; aber die Preise sind noch sehr hoch, und wir haben ja Zeit zu warten; sie werden schon billiger werden.


Serbâl.

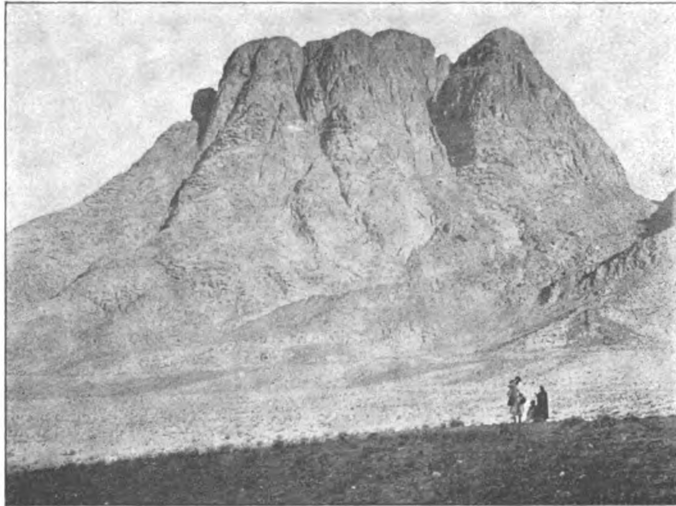
Aus der wunderschönen Oase führt uns der Weg nach anderthalb Stunden in einen

weiten Thalkessel, der rings von hohen Felsen umgeben ist und die Vermutung nahe legt, es sei hier früher ein See gewesen, daher das Wasser und die Fruchtbarkeit; den Granitwänden sind etwa dreißig Meter hohe Erdhügel vorgelagert, Überreste alter Moränen.

Am achten Tage endlich nähern wir uns dem Kloster. Ein steiler Weg führt uns durch Steingeröll bergauf, jetzt wird der Pfad so schmal, daß wir absteigen müssen. Wir schreiten den Kamelen voran durch ein prachtvolles Felsenthal; gewaltige Steinblöcke liegen umher, schroff ragen die Felsen etwa zweihundertfünfzig Meter zu beiden Seiten in die Höhe; im Winter, wenn einmal Regen diesem Gebirgsland geschenkt wird, durchflutet ein reißender Bach die Schlucht. Unsere Straße ist mit großer Mühe von den Mönchen angelegt worden, oft mußten wir von Stein zu Stein springen; langsam, Schritt für Schritt den Weg suchend, folgten uns die Kamele. Im oberen Teil erweitert sich das Thal, leichter schreiten wir vorwärts, die Vegetation beginnt. Nach schöner Wanderung kamen wir in die Ebene er Raha; da werden auch die nackten Bergkegel, die zu den gewaltigsten der Sinaigruppe gehören, sichtbar, besonders fällt der im Hintergrunde auftauchende Ras es Saffâf ins Auge. Nach einer Überlieferung soll dies, ein schluchtenreicher, schwer zu erklimmender Riese, der Berg der Gesetzgebung und die Ebene er Raha der Lagerplatz der Israeliten gewesen sein.

Nach einstündigem Ritt taucht zum erstenmal das festungsartige Kloster inmitten seiner großen Baumgärten auf. Auch in seitlichen Thälern sehen wir stattliche Anpflanzungen, doch vorwärts führt unser Weg; ein arabischer Friedhof mit den üblichen Grabsteinen bleibt seitwärts liegen, mit einem Salem alekum = Friede sei mit euch! ziehen die Beduinen vorüber.

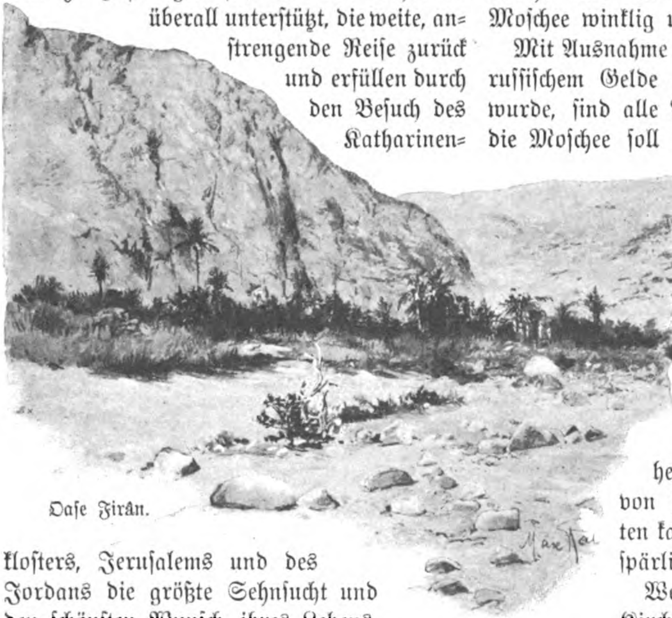
Um dreiviertel neun Uhr morgens betraten wir den äußeren Klosterhof, unsere Empfehlungsschreiben wurden dem Vorsteher (σκευοφύλαξ = Gerätebewahrer genannt) überbracht; der Ökonom bewirtete uns mit allerhand Erfrischungen, alle Mönche begrüßten uns mit größter Freundlichkeit. So schlugen wir denn im oberen Klostergarten unser Zelt auf und begaben uns für drei Monate in den Schutz der heiligen Katharina.



Saffâf, der Berg der Gesetzgebung.

Alle die Sagen anzuführen, die über die Entstehung des Klosters bei Arabern und Griechen im Umlauf sind, ist unmöglich; sie dienen insgesamt nur dem einen Zweck, das Kloster mit möglichst großer Heiligkeit zu schmücken. Man muß die Verbindungen mit Moses, andererseits die mit der heiligen Katharina von Alexandrien in Betracht ziehen; diese beiden weben um das Kloster einen Heiligenschein, so prächtig, wie er wohl keinem anderen zur Verfügung steht. Über die Legende von der heiligen Katharina nur wenige Worte: sie gleicht fast ganz den anderen Märtyrergeschichten. Der Überlieferung nach erregte diese fromme Christin durch ihre Klugheit und Schönheit Aufsehen beim Kaiser Maximian, der um 300 nach Alexandrien kam, wurde aber um ihres Glaubens willen gemartert und bald darauf enthauptet. Engel trugen ihren Leichnam auf den Sinai; das

Kloster bewahrt ihn in kostbaren Sarkophagen auf. Diese unschätzbare Reliquie und die Überlieferungen von Moses, die an diesen Ort geknüpft sind, erklären das große Ansehen, das das Kloster in der griechisch-katholischen Welt genießt. Nirgends mehr aber als in Rußland ist sein Ruf verbreitet, es vergeht kein Jahr, ohne daß russische Pilger auf dem Sinai erscheinen. Größtenteils zu Fuß legen sie, von den Behörden überall unterstützt, die weite, anstrengende Reise zurück und erfüllen durch den Besuch des Katharinenklosters, Jerusalems und des Jordans die größte Sehnsucht und den schönsten Wunsch ihres Lebens.



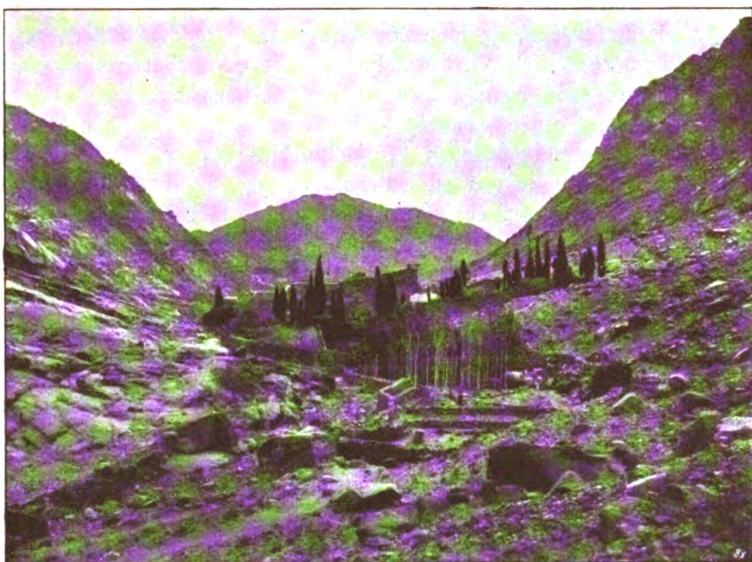
Oase Firân.

Was wissen wir aber Sicheres über die Entstehung des Klosters anzugeben? Nach den geschichtlichen Notizen ist es nicht vor dem sechsten Jahrhundert entstanden; wahrscheinlich hat es Kaiser Justinian gegründet. Ließ er auch nur ein Kastell anlegen, in das sich dann später die Einsiedler von Pharan zurückzogen, Schutz vor den Überfällen räuberischer Araberstämme suchend, so ist damit doch der Ausgangspunkt gegeben. In der Thalsenkung, die der Klosterberg, der Djebel Monija und die zerrissenen Abhänge des Mosesberges bilden, liegt das Kloster 1528 Meter über dem Meeresspiegel; der erste Eindruck, den man von ihm erhält, ist der einer Festung, und deutlich ist es noch zu erkennen, daß die Griechen diese starken Mauern aufgeführt und sie mit Wurfgeschossen verteidigt haben, daß aber auch die Araber sich hier zeitweilig verschanzt hatten. Die Verbindung von Moschee und christlicher Kirche, von Kreuz und Halbmond, erinnert noch heute an diese kampfesreiche Vergangenheit.

Durch niedrige, schwerverpanzerte Thüren und einen finsteren Gang gelangt man in den Klosterhof, der aber nicht wie in römisch-katholischen Klöstern weit und geräumig, mit schönen Gärten geschmückt, sondern durch Nebengebäude, die in der Mitte liegende Kirche und die an ihrer Seite stehende Moschee winklig und verbaut ist.

Mit Ausnahme des Gotteshauses, das mit russischem Gelde erst vor kurzem renoviert wurde, sind alle Anlagen alt und baufällig, die Moschee soll sogar aus diesem Grunde nicht mehr benutzt werden. Die Wohnungen für die Mönche und Pilger befinden sich im ersten Stockwerk, sind klein, nur ein Zimmer tief, dunkel und machen keineswegs Anspruch auf große Sauberkeit. An der Hofseite läuft ringsherum ein Altan, den man von jedem Zimmer aus betreten kann; von hier allein dringt spärliches Licht in die Zelle ein.

Wenden wir uns nun zur Kirche: prächtig ist das Innere geschmückt, wenn es auch nichts besonders Interessantes bietet. Die Ausstattung der dreischiffigen Basilika gleicht vollständig der anderer griechischer Kirchen; die Wände sind über und über mit Heiligenbildern — Heilige genug finden sich ja in ihren Legenden; sind es doch so viele, daß auf jeden Tag des Jahres mehrere kommen —, mit Kerzen und kostbaren Draperien verziert, von der Decke hangen gegen hundert silberne Lampen herab. Von eigenartigem Reiz ist das Gemälde in der Rundung der Apsis, das, in Mosaik ausgeführt, die Verklärung Christi darstellt und dem Gotteshause seinen Namen „Kirche der Verklärung“ giebt. Die Arbeit, ungefähr aus dem siebenten bis achten Jahrhundert stammend, zeigt große Reichhaltigkeit an Figuren und Symbolen; besonders deutlich treten zwei Reliefs auf Goldgrund hervor, die nach der einen Deutung Justinian und seine Gemahlin, die Kai-



Klosterthal.

serin Theodora, nach einer anderen Moses und die heilige Katharina, nach einer dritten Christus und Maria darstellen. Im Chorraum stehen die beiden silbernen Sarkophage der Schutzpatronin des Klosters, die von der Kaiserin Katharina II. und von dankbaren Pilgern aus Rußland gestiftet sind. Von der Kirche aus gelangt man durch ein Vorzimmer in einen kleinen, dunklen Raum mit Marmorwänden und teppichbelegtem Marmorboden, das größte Heiligtum der Mönche, in die „Kapelle des feurigen Busches". Der Eintritt ist aber erst gestattet, nachdem man sich an der Pforte des Schuhwerks entledigt hat, in wörtlicher Befolgung des Befehls Gottes an Moses: „Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land" (Exod. 3, 5). Nur durch



Ansicht des Klosters.

einen schmalen Spalt dringt das Tageslicht ein, nur einmal im Jahre soll ein Sonnenstrahl seinen Weg hineinfinden. Fast ganz schmucklos ist die Kapelle, nur ein Altar steht darin, mit einer wundervoll gearbeiteten Silberplatte bedeckt, zum Messelesen wird er aber nicht benützt.

Außerhalb der Klostermauern, im oberen Garten, liegt die neuerbaute, weiß getünchte Begräbniskapelle, deren Inneres einen merkwürdigen Anblick bietet: dort sind die Gebeine der Mönche aufeinander geschichtet, ähnlich wie man es in den Katakomben Neapels findet; die der Vorsteher sind in kleine Beutel gesammelt und an der Wand aufgehängt. Am Eingange sitzt das vollständige Skelett eines heiligen Stephanus, eines langjährigen Pförtners des Klosters, das russische Frömmigkeit mit seidenem Rock und seidener Mütze bekleidet hat. Auf die Überreste zweier alter Einsiedler, die ihr Leben aneinander gekettet zugebracht haben, und deren Knochen heute noch durch die Fessel verbunden sind, machen die Mönche mit besonderer Ehrfurcht die Fremden aufmerksam.

Noch einer Kapelle muß ich hier gleich Erwähnung thun: halbwegs auf dem Djebel

Musa steht die kleine, sogenannte Marienkapelle, die ihre Entstehung folgender sagenhaften Begebenheit verdankt. Einst wurden die Mönche in allen Räumen des Klosters so von Ungeziefer geplagt, daß sie schließlich den Mut verloren und beschlossen, den schlimmen Eindringlingen zu weichen. Bei ihrer Auswanderung auf den Djebel Musa erschien ihnen jedoch die heilige Jungfrau und versprach, sie von der Plage zu befreien. Beruhigt kehrten darauf die frommen Brüder um, und siehe, das Ungeziefer war verschwunden. Zum Dank für diese Hilfe erbauten sie ihrer Retterin dort, wo sie ihnen erschienen war, eine Kapelle. Von Reisenden, die im Kloster übernachteten, hört man allerdings den Wunsch, es möchte sich das gleiche Wunder heutigestags wiederholen.

Als vor etwa sechzig Jahren Professor Tischendorff das Sinaikloster besuchte, fand er in einem Papierkorb einige Blätter, die ihren Schriftzeichen nach aus dem vierten Jahrhundert stammten, und es gelang ihm, bei weiterem Nachforschen den größten Teil der dazu gehörigen Seiten zu entdecken, ein Fund, der uns eine der ältesten Bibelhandschriften zugänglich machte. Seit jenen Tagen vermutete man in dieser von der Welt so abgelegenen Klosterbibliothek noch bedeutende Schätze: wirklich fanden vor einigen Jahren zwei englische Damen bei der Durchsicht der syrischen Bände eine Handschrift des Neuen Testamentes, die in ihrer Quelle vielleicht bis ins zweite Jahrhundert zurückzudatieren ist. Nun aber, nachdem die nicht unbeträchtliche Bibliothek ordnungsgemäß aufgestellt und katalogisiert ist, wir also über die vorhandenen Schätze unterrichtet sind, sind die Hoffnungen auf neue Funde, die man früher hegte, geschwunden. Sehr schön geschriebene und ausgestattete liturgische Handschriften aus dem neunten und zehnten Jahrhundert etwa, deren Deckel Meisterwerke an Ciselierarbeit sind, bilden jedoch noch immer sehenswerte Schaustücke. Mit Argusaugen wachen aber über den vorhandenen Beständen den Fremden gegenüber die Mönche, denen früher viele Bände, darunter auch jener oben genannte Bibelkodex, gegen geringwertige Bezahlung oder auch unter dem Vorwande, solche Werke dürfte man nicht in der Wüste verkommen und brach liegen lassen, entwendet worden sind. Als Bibliothekar fungierte zur Zeit unserer Reise ein junger Mönch, der nicht sehr viel von seinem Beruf verstand, uns aber stets liebenswürdig und zuvorkommend behandelte; über die Bildungsstufe seiner Genossen ragte auch er nur wenig empor.



Kirche inmitten der Klostergebäude.

Mit diesen Sinaimönchen hat es noch eine eigene Bewandtnis. Ist überhaupt das griechische Mönchtum, so ideal seine Stellung gedacht ist, keineswegs dem abendländisch-römischen an geistiger Bildung gleich, so gilt das Kloster auf dem Sinai, seinen Mön-

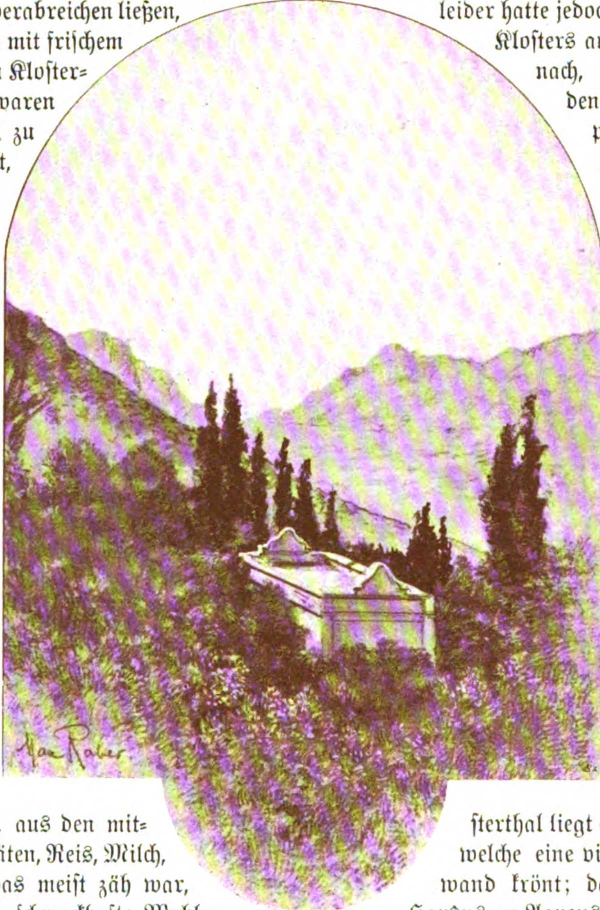
chen nach, als eines der minderwertigsten. Teilweise dient es als Zufluchtsort der weltlichen Gerechtigkeit gegenüber, teils ist es der Strafaufenthalt für mißliebige Priester — mußte doch sogar der Erzbischof Photius von Jerusalem, nachdem er einige Tage Patriarch gewesen war, eine siebenjährige Verbannung auf dem Sinai erdulden, weil er der russisch-orthodoxen Kirche nicht genehm war —, teils zieht man sich dorthin zurück, um Ersparnisse zu machen. Daß bei solcher zusammengewürfelten Gesellschaft von wissenschaftlicher Bildung nicht die Rede sein kann, ist zu verstehen. Eigentümlich erscheint uns auch, daß es in der griechischen Kirche gestattet ist, nur zeitweilig das Mönchsleben auf sich zu nehmen: hat jemand im Kloster genug gespart — auf dem Sinai bekommen die Mönche monatlich fünf Mark, die höheren Beamten entsprechend mehr, und freie Station —, ist es ihm dann etwa noch geglückt, ein oder das andere Manuskript zu „finden“, wie die schöne Umschreibung sagt, so kehrt er in seine Heimat und zu seinem Beruf zurück, verkauft seinen „Fund“ möglichst vorteilhaft und gedenkt seiner Mönchszeit als einer schönen Erinnerung. In den letzten Tagen unserer Anwesenheit wurde die Entdeckung gemacht, es fehle ein Blatt in der berühmten syrischen Handschrift, die uns der Bibliothekar gezeigt hatte. Natürlich lenkte sich der Verdacht sogleich auf uns, wir mußten alle unsere Koffer und Kisten durchsuchen lassen, ohne daß etwas gefunden wurde; ich bin aber überzeugt, wir gelten auch noch heute als die Diebe. Die Klosterbrüder, die tagtäglich in der Bibliothek aus und ein gehen, wurden nicht im geringsten beargwöhnt.


Partie aus dem Klostergarten.

In Bädekers Reisehandbuch findet sich der Satz: „Der Genuß von Fleisch und Wein ist den Mönchen gänzlich untersagt“. Gültigkeit scheinen diese Worte aber nur innerhalb der engen Klostermauern zu haben, nur wenige Brüder enthalten sich wirklich ganz des Fleisches und Weines. Die meisten begaben sich vielmehr von Zeit zu Zeit in den unteren Klostergarten, verzehrten dort am offenen Feuer gebratene Hirsche und erfreuten sich an dem beliebten Dattelschnaps. Welch Vergnügen für uns, die fröhlich-heiteren Stimmen bei solchem Gelage zu vernehmen!

Unter den Mönchen waren mehrere, die uns sehr zugethan waren: zunächst der dicke Koch, ein türkischer Unterthan griechischer Herkunft aus Kreta, der für sein Podagra von uns mit stärkenden Getränken und Medizinen versorgt wurde; er zeigte sich recht erkenntlich und bestahl, um uns seine Liebe

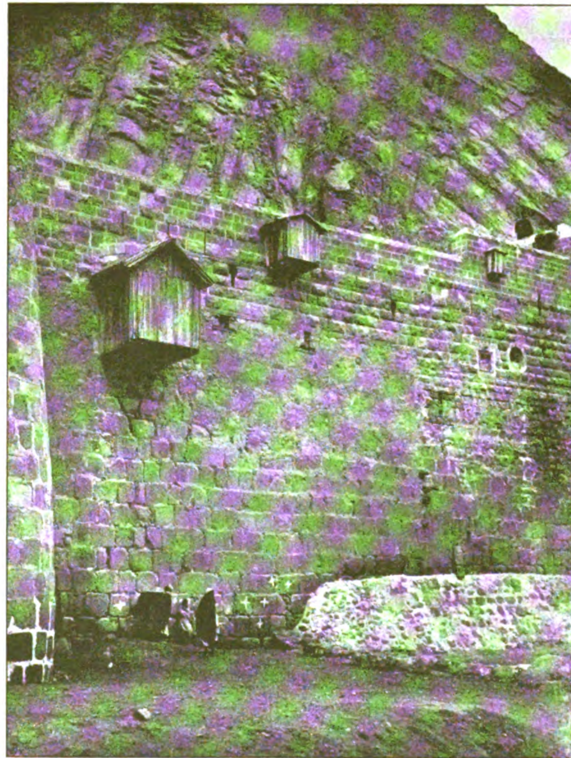
zu erweisen, die Küchenvorräte seines Klosters ohne Gewissensbisse. Nicht anders stand es mit dem Gärtner: für einen Whisky, den wir ihm täglich verabreichen ließen, versorgte er uns mit frischem Gemüse aus dem Klostergarten. Wir waren ihm dafür sehr zu Dank verpflichtet, brachte es uns doch eine angenehme Abwechselung in unsere Mahlzeiten; fünfundsiebzig Tage nur von Konserven zu leben, wäre doch ein bißchen hart gewesen. So aber konnten wir über die Verpflegung nicht allzusehr klagen: unser Dragoman, der auch den Posten des Kochs bekleidete, verstand es trefflich, aus den mitgebrachten Vorräten, Reis, Milch, Büchsenfleisch, das meist zäh war, und Büchsenobst, schmackhafte Mahlzeiten zu bereiten. Ein Festtag war es dann für uns, erhielten wir ab und zu etwas frisches Hirschfleisch von den Beduinen geliefert, die ja gern gegen angemessene Bezahlung auf die Jagd ausgingen. Ausgezeichnete Schützen sind sie alle, selten thun sie einen Fehlschuß, meistens treffen sie das Tier ins Herz. Gewandt und behend im Klettern, sehen sie überdies so scharf, daß sie auf Entfernungen, in denen normale Augen noch gar nichts wahrnehmen, schon ganz genau unterscheiden. Zumeist sind es Schnepfen und Hirsche, die sie als Jagdbeute heimbringen. Eines Abends aber kehrte ein junger Bursche stolz von der Steinbockjagd zurück; nachdem es ihm gelungen, einem starken Panther, der schon vier weidende Kamele getötet hatte, auf die Spur zu kommen, lauerte er ihm auf und erlegte ihn, als er zum Wasser kam. Wie gern hätte ich das schöne Fell zur Erinnerung mitgenommen, leider hatte jedoch der Ökonom des Klosters auch Verlangen danach, und da hieß es denn für den Europäer zurückstehen. Einen recht interessanten Einblick in das Kultusleben der Beduinen zu thun, war uns während unseres Sinai-Aufenthalts auch noch vergönnt. Es traf sich, daß wir einem großen Feste beiwohnen konnten, welches sie ganz in der Nähe des Klosters feierten. Auf der Scheide zwischen der Ebene er Raha und dem Klosterthal liegt eine kleine Anhöhe, welche eine vierkantige Mauerwand krönt; das ist das Grab Harûns = Aarons, der von den Beduinen auch als Heiliger verehrt wird. Hier hatte sich eine große Anzahl von Männern, Frauen und allerliebsten, kleinen, halbnackten Kindern versammelt. Im Schutze einer Felswand wurden Zelte aufgeschlagen, die meisten mit einem Eingang, nur die für die Frauen bestimmten waren vollständig geschlossen. Wir machten uns am Nachmittage unter Führung unseres arabischen Dieners auf, um uns dieses malerische Bild anzusehen, und konnten uns da eine lebhafte Vorstellung von dem einstigen Wander- und Zeltleben der Israeliten machen. Das größte Zelt in der Mitte war das unseres Freundes, des alten Schechs aus der Oase Firân; hier mußten wir eintreten. Alle die stattlichen Männer in ihrer saubersten Kleidung und reich geschmückt, prachtvoll anzusehen



Grabkapelle im Klostergarten.

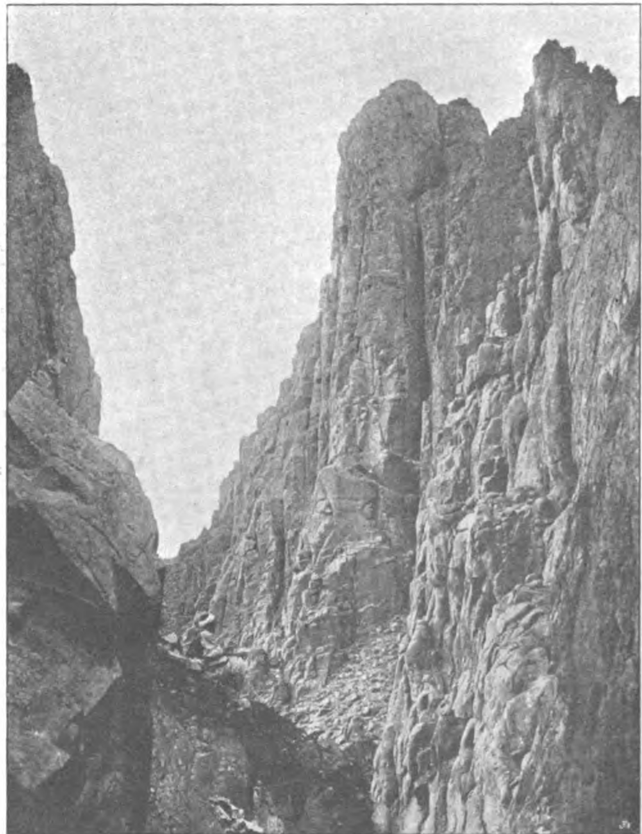
mit ihren kräftigen, lebensvollen Gesichtern, aus denen klarblickende, meist kluge Augen hervorschauten, mit ihren Pfeifen in der Hand, erhoben sich und erwiderten aufs freundlichste unseren Gruß: Neharkum said = Euer Tag sei glücklich! Besonders der alte Schech konnte sich vor Liebenswürdigkeit nicht lassen; wären wir ihm noch mehrmals begegnet, so hätten wir uns sicher mit ihm küssen müssen. Wir wurden natürlich eingeladen, dort zu bleiben, und durften es nicht ablehnen. Sie beeilten sich, einen feinen Teppich hinzulegen, auf dem wir nach echt arabischer Art mit gekreuzten Beinen Platz nahmen; im rechten Winkel zu uns saßen oder knieten die Beduinen in langer Reihe, gleich neben mir der Schech. Die Unterhaltung, die wir führen konnten, war nur spärlich; wenige arabische Phrasen standen uns zu Gebote, einiges verdolmetschte unser Diener. Inzwischen wurde vor dem Zelte auf einer Bratpfanne Kaffee gebrannt, dann zerstampft und ohne Zucker mit Wasser gekocht. Die ersten Tassen bot man uns an, und wir ließen sie uns recht gut schmecken. Auf dem ebenen Wege des Thales wurden uns zu Ehren Wettrennen abgehalten. Auf leichtgebauten Reitkamelen, die mit Schnüren behängt waren, jagten die Beduinen, stramm im Sattel sitzend oder, was mir noch besser gefiel, etwas nach der Seite überhängend, hin und her, allein oder zu zweien und dreien. Ihr schwarzer Mantel flattert im Winde; gestreckten Laufs fliegen die Tiere dahin, jedem Zuruf, jeder Bewegung des Führers folgend. Hier lernte man verstehen, wie die Araber ihre gewaltigen Eroberungen machen konnten: Heere mit solchem Reitermaterial, Mannschaften, die von einem kleinen Brot und etwas Wasser täglich leben können, die ehemals wohl mit der Lanze so sicher getroffen haben, wie sie heute mit dem Gewehr schießen, fanatisch begeistert für ihre Religion kämpfend, die ihnen die Ausrottung der Andersgläubigen, wenigstens Eroberung der Länder derselben und Bekehrung für Allah zur unbedingten Pflicht machte, das waren unbezwingliche Feinde in älterer Zeit.

Am folgenden Tage fand das eigentliche Fest statt. Man versammelte sich an der Ostwand des Klosters, zuerst die Frauen im langen Zuge, alle mit den schönsten Tüchern geschmückt, mit Perlenschnüren und Spangen behängt, tief verschleiert, so daß nur die Augen frei blieben, das Kopftuch oberhalb der Stirn durch ein merkwürdiges Gestell gehalten, eine Art Horn, das mit Haaren umwickelt ist, eine eigenartige, wenig schöne Tracht. Als Zeichen ihrer Festtagsfreude gaben sie ganz sonderbare Laute von sich, einen langgezogenen Gurgelton, den sie mit der Zunge bilden; anscheinend machte es ihnen ein besonderes Vergnügen, so zu gurgeln, wenn sie bei uns vorbeikamen. Dann folgten die Männer und Kinder mit den Kamelen; abseits von den Frauen, in einzelnen Gruppen lagerten sie sich nahe der Eingangsthür. Auch rote Fahnen mit ara-

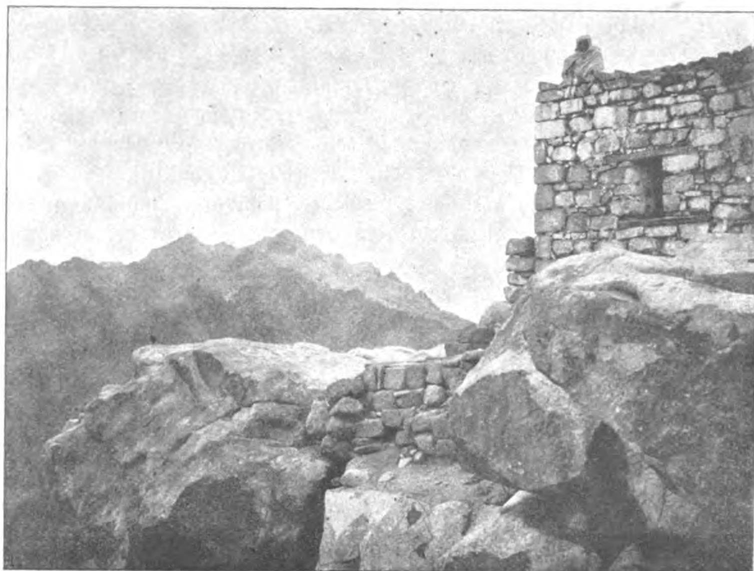


Stelle der Brotausgabe.

bischen Inschriften und grünem Rande führten sie mit sich. Das Kloster, das mehrmals in jeder Woche die Djebelije, d. h. den Beduinenstamm, der die Reisenden zum Kloster geleitet und die Vorräte desselben herbeischafft, mit Brot versorgt, spendete auch an diesem Festtage allen, Männern, Frauen, Kindern, reichlich Nahrung. In großen Taschen wurden die Brote von einem Verschlage des Klostergebäudes aus hinuntergeworfen, und unten verteilten zwei der im besonderen Dienste des Klosters stehenden Araber sie an die Festgenossen, die in vollkommener Ruhe und Ordnung dasaßen. Als jeder seine Gabe bekommen hatte, setzte sich der Zug in Bewegung, wir gingen hinterher, einige Mönche schlossen sich uns an. Kaum hatten wir das enge Klosterthal verlassen, so entwickelte sich der Zug in seiner vollen Größe und Pracht. Jetzt erst kamen alle die kräftigen, braunen Gestalten in ihren malerischen Trachten zur Geltung, das schmucke Weiß leuchtete hervor, bunte Tücher, schwarze Frauenkleider boten eine farbenreiche Abwechselung. Die Kinder liefen hin und her, eine große Anzahl von Männern auf ihren Kamelen galoppierte bald hierhin, bald dorthin. Auf der Südostseite des Aaronhügels wurde ein wenig Halt gemacht, viele kletterten an der Felswand empor und gruppierten sich auf den einzelnen Vorsprüngen; die Frauen kauerten sich nieder, die Männer plauderten, alles war fröhlich und heiter. Dann hieß es plötzlich: Auf zum Kamelschlachten! Wir zogen um den Hügel herum und kamen vor den Platz zu stehen, auf dem die Zelte aufgeschlagen waren, ganz dicht am Fuße des Aaronberges. Hier hatte man in einem Abstand von etwa fünfzig Schritt zwei kleine Steinhaufen aufgeschichtet und zur Seite eines jeden ein arabisches Kreuz als Altar errichtet. Es begann der religiöse Teil der Feier: die Männer stellten sich im Kreise um den einen Steinhaufen auf, der Priester trat in ihre Mitte. Wer einmal tanzende oder heulende Derwische gesehen hat, der wird sich eine Vorstellung davon machen können, wie dieser Mann sich nun in eine Art Ekstase zu versetzen suchte, in der er mit Gott in nähere Verbindung zu treten meinte; durch Zucken aller Glieder, durch unaufhörliches Bewegen der Hände und des Kopfes, Hervorstoßen undeutlicher Laute gerät er außer sich; man mochte ihn für wahnsinnig halten. Jetzt beginnt er zu sprechen: er empfiehlt Allah die Schlachttiere und giebt den Beduinen Verhaltungsmaßregeln, sie sollen das Blut der Kamele erst kalt werden lassen, bevor sie es verwenden, sie sollen ihre Gartenzäune damit bestreichen, das bringe Segen. Dazwischen beten die Männer kurze Gebete, die Frauen kauern in langer Reihe hinter



Schlucht auf dem Wege zum Djebel Musa.


Arabisches Bethaus auf dem Djebel Musa.

ihnen und beteiligen sich an der Handlung durch ein eigenartiges Geschrei.

Wir wohnten also einem richtigen Opferfest bei. Gewiß, der Islam kennt gerade so wenig wie die anderen höheren Religionen in seiner offiziellen Lehre Schlachtopfer, durch die man sich Gott und die Heiligen gnädig stimmen kann. Es giebt da nur religiöse Feiern zu Ehren Gottes oder des Heiligen, den man um Segen bittet, um Segen auch für die Tiere, die man an diesem Festtage als Speise für die Gemeinde schlachtet; aber im letzten Grunde sind das doch für diese weniger gebildeten Stämme Opferfeiern. Lebhaft wurden wir wieder an das Volk Israel erinnert. Wohl hatten die Propheten, Amos und Micha zumal, Gottes Befehle verkündigt: „Ob ihr mir gleich Brandopfer und Speisopfer opfert, so habe ich keinen Gefallen daran, so mag ich auch eure feisten Dankopfer nicht ansehen“ (Amos 5, 22); aber das Volk konnte sich doch nicht von dieser Sitte trennen. Ob nicht auch die Israeliten auf ihrem Zuge aus Ägypten, auf ihren Wanderzügen in Kanaan oft wie diese Beduinen ihr Lager aufgeschlagen, geopfert und gegessen haben?

Der Priester hatte geendigt, man rüstete sich zum Schlachten, bei dessen Einzelheiten ich nicht lange verweilen will. Ruhig, wie zum Aufsitzen, legte sich das Kamel hin, rasch band man ihm die Vorderfüße zusammen, mit dem Halfter wurde der Kopf von mehreren Männern auf die linke Seite gehalten: ein Schnitt, und die Halsschlagader war geöffnet, das Blut spritzte in der Richtung des Altarkreuzes, noch ein Schnitt über dem ersten Wirbel, das Tier war tot, kein Zucken mehr in ihm. Schnell drängten sich die Kinder mit Schalen, meist alten Konservenbüchsen, herzu, um Blut zu bekommen; Eltern bestrichen damit den Ihrigen die Stirn, um ihnen Segen zu verschaffen. Sogleich, nachdem man mit derselben wunderbaren Geschicklichkeit das zweite Tier geschlachtet hatte, begann man die Opfer mit blitzscharfen Messern zu häuten, zu zerlegen und die Fleischstücke zu zerschneiden. Ein gemeinsames, ernstes Gebet machte den Beschluß.

So feierten also die Beduinen den heiligen Aaron; die ganze Nacht blieben sie noch zusammen, dazu tranken sie von Zeit zu Zeit eine Tasse Kaffee, aßen das Kamelfleisch, das am Feuer geröstet wurde, rauchten ihre Pfeifen und plauderten, oder, was ihre Hauptunterhaltung ist, sie rechneten miteinander. Drei Kamele, es war noch kurz vorher eins geopfert worden, standen zur Bezahlung, jedes kostete hundert Franken, — seine Frau kauft sich der Beduine für achtzig Franken! — auf den einzelnen kamen, wie wir hörten, zehn Piaster = zwei Mark. —

Doch unsere Bibliotheksarbeit war schließlich beendet, der Tag unserer Abreise bereits festgesetzt. Da gingen wir denn am Spätnachmittage noch einmal auf den Djebel Musa, um von diesen Bergen Abschied zu nehmen, Abschied wohl für ewige Zeiten. Wir wählten zunächst den ziemlich bequemen, leider nicht ganz vollendeten, breiten Weg,

den Abbas Pascha zu Anfang dieses Jahrhunderts hat anlegen lassen; erst bei der Eliaskapelle begannen wir den steilen Anstieg hinauf zu jener Höhe, wo nach der Tradition Moses die Gesetzestafeln empfing. Friedlich nebeneinander stehen hier oben eine griechische Kapelle und ein arabisches Bethaus, Griechen und Araber zugleich verehren den heiligen Moses. Auf dem flachen Dache der turmlosen „Moschee" lagen wir lange Zeit, von frischem Winde umweht, und betrachteten, wie die Sonne tiefer und tiefer sank, wie sie zuletzt hinter den Bergen verschwand: eine wundervolle Landschaft umgab uns hier, weithin konnten wir die Gebirge der Halbinsel übersehen, deren scharf gezackte Grate aus dem Hochplateau emporragten. Am großartigsten wirkte der nur durch ein Thal von uns getrennte Djebel Katerin mit seinen Spitzen, den höchsten des Sinai. Ernst und stolz lag er da, wild zerklüftet und von dieser Seite unbesteigbar; sein dunkles Gestein gab ihm einen eigentümlich finsteren Charakter, zu dem die tiefen Schluchten gut stimmten. Nur selten sieht man etwas von den Thälern, die von diesen gewaltigen Granitfelswänden eingeschlossen werden, so nah greifen die einzelnen Bergrücken ineinander ein, nur eins, das am östlichen Fuße des Djebel Musa, in dem sich der Weg nach el Tor hinunterzieht, konnten wir ganz überblicken. Als dann die Sonne verschwunden war — leider blieb die prachtvolle Abendfärbung des Nebels wegen aus — dauerte es nicht lange, bis aus den hohen Bergen Arabiens, jenseit des Busens von Akaba, der Mond aufstieg — wir hatten gerade Vollmond — eine blutigrote Scheibe zunächst, die, je mehr der Himmel die dunkle Nachtfärbung annahm, goldgelb und weiterhin silberweiß wurde; nur ganz langsam stieg er höher, immer stärker wurde sein Licht. Wie herrlich klar konnten wir ihn hier sehen, die Gebirge in ihm waren ganz deutlich zu erkennen. Tiefes Schweigen, Friede und Ruhe rings um uns her. Dann aber mußten wir an den Abstieg denken, der erste Teil war recht schwierig und nicht ungefährlich; von Stein zu Stein sprangen wir, meist mit den Händen uns an den Felsen festhaltend, im Falle das Geröll unter unseren Füßen wich. Noch einen Augenblick traten wir auf eine vorspringende Bergspitze und sahen in die furchtbare Tiefe der steil abfallenden Felswand des Djebel Musa hinunter, ein schwindelerregender Absturz. Ganz zauberhaft schön wurde nun die Beleuchtung: das helle Mondlicht fiel auf die Bergwände, zwischen ihnen wogte ein Lichtmeer, klar und deutlich konnte man alles unterscheiden. So hatten wir denn die Pracht dieser herrlichen Gottesnatur zum letztenmal in vollen Zügen genossen; der schönsten Erinnerungen voll kehrten wir heim.



Griechische Kapelle auf dem Djebel Musa.

Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns von den Mönchen; noch lange blickten sie uns nach: wann werden wieder Reisende in diese Einsamkeit kommen? Uns zog es heimwärts, bald waren Suez und Kairo erreicht, ein kurzer Aufenthalt noch in Konstantinopel, und wir waren wieder in der deutschen Heimat.





Briefe der Sophie von La Roche
an den Prinzen Friedrich von Gotha-Altenburg.

Übersetzt und mitgeteilt

von

P. von Ebart.

Beim Ordnen der Briefschaften des Prinzen Friedrich von Sachsen-Gotha-Altenburg (nachmaligen Herzogs Friedrich IV.) habe ich sechzehn an diesen gerichtete Briefe der Schriftstellerin Sophie La Roche gefunden. Sie stammen aus den Jahren 1804 bis 1807; der letzte Brief ist datiert vom 6. Februar 1807 und vielleicht überhaupt der letzte, den die sechsundsiebzigjährige Greisin[1] geschrieben hat.

Prinz Friedrich von Gotha-Altenburg war am 28. November 1774 zu Gotha geboren und zeichnete sich in früher Jugend ebenso durch hervorragende Gaben des Geistes wie durch Schönheit des Körpers aus. Im Jahre 1792 trat er in preußische Dienste, ging 1793 nach Holland und nahm teil an den Kämpfen der Holländer gegen die Franzosen. Am 8. September 1793 wurde er im Gefecht von Kortryck schwer verwundet, focht am 16. Oktober 1793 nochmals gegen die Franzosen bei Wattignies und kehrte 1794 nach Deutschland zurück. Das Jahr 1796 brachte er auf Reisen zu, 1797 begleitete er seinen Bruder August nach Ludwigslust, als dieser seine Gemahlin, Luise Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg, heimführte.

Im Jahre 1803 wurde der Prinz von schwerer Krankheit befallen, aus der sich allmählich ein Kopfleiden entwickelte. Im Tagebuch seines Vaters, des Herzogs Ernst II. von Gotha-Altenburg, heißt es unter dem 12. Juni 1803: „Auch geht morgen, Montags, mein Sohn Friedrich ins Bad nach Wiesbaden. Wollte doch Gott, daß er von seiner häßlichen hysterischen Krankheit, von der er in der Nacht vom 18. auf 19. März zuerst heimgesucht wurde, und die nunmehr zwölf volle Wochen gedauert hat, dort völlig wiederhergestellt würde, und seinen heiligen Segen dazu verleihen! Amen!"

Dies stille Gebet ging zunächst nicht in Erfüllung; erst im Jahre 1810 besserte sich die Gesundheit des Prinzen während eines dreijährigen Aufenthaltes in Italien so merklich, daß er im Jahre 1813, wie es schien, fast ganz hergestellt, nach Gotha zurückkehren konnte. Ende des Jahres 1814 ging der Prinz wieder nach Rom. Hier erfolgte am 20. Dezember 1816 sein Übertritt zur römisch-katholischen Kirche.

Prinz Friedrich stand in regstem Briefwechsel und persönlichem Verkehr mit vielen Berühmtheiten damaliger Zeit. Goethe, der ein gern gesehener Gast am Gothaer Hofe war, dichtete „für des Prinzen hübsche Tenorstimme" die Kantate „Rinaldo". Auch zu Carl Maria von Weber hatte der Prinz Beziehungen.

Wann Prinz Friedrich Sophie La Roche kennen gelernt hat, läßt sich nicht nachweisen. Wahrscheinlich ist es, daß er ihre Bekanntschaft im Jahre 1799 gemacht hat, als sie, auf der Durchreise von Offenbach nach Weimar, in Gotha im Hause des Kriegsrates

[1] Sie starb am 18. Februar 1807.

O. Reichard'[1] Rast machte. Aus dem Konvolut der La Rocheschen Briefe, die ein Ausfluß der Freundschaftstendenz des vorigen Jahrhunderts sind, habe ich einige, die mir interessant genug erschienen, herausgenommen, um sie hier folgen zu lassen.

[Nr. 1, nach Gotha adressiert.]

Offenbach, 2. Januar 1804.

Durchlaucht!

Mein erster Federzug im neuen Jahr soll der Ausdruck meines Bedauerns sein darüber, daß ich zu lange gesäumt, auf einen Brief Eurer Durchlaucht — der voller Gnade und Güte war — zu antworten, aber Kampferpillen, die ich gezwungen wurde zu verschlucken, haben eine Art Pause in meinem Kopfe hervorgebracht. Ich glaube, daß, um ein Übel aufzuhalten, man mich eines großen Gutes beraubt hat, nämlich der Fähigkeit zu schreiben und meine Verehrung und Anhänglichkeit für das Gute und Schöne auszudrücken.

Ich habe mit allen denen, die die Ehre gehabt haben, Eure Durchlaucht zu sehen, dem Himmel für die glückliche Reise gedankt — ich bitte ihn ja stets um das, was er dem besten der Sterblichen schuldig ist, in die heimatliche Luft, in die Nahrung und in den Geist der ärztlichen Ratgeber Segen zu legen.

Wenn die Gefühle eines guten Vaters und die Segenswünsche Tausender von guten Menschen wirksam wären, wie bald könnte man dann ein Tedeum singen für die Herstellung des Prinzen Friedrich. Ach, Durchlaucht, wenn Euer Durchlaucht Gesundheit das wäre, was Ihre Unterwerfung unter die Hand dessen ist, der Sie so prüft — welches Glück für alle die, welche Sie lieben.

Eure Durchlaucht suchen nicht die Zerstreuungen auf, welche die Engländer „overflowing“ des Geistes nennen, sonst hätten Sie sich nicht die Gelegenheit, bei Herrn von Grimm zu speisen, entgehen lassen, wovon wir so viel gehört Ich hoffe aber, daß ich einiges davon erfahren werde, ein Echo gleichsam, und dann werde ich Eurer Durchlaucht alles mitteilen, was gesagt worden ist und was ich in Beziehung auf Sie gedacht, mit dem Zusatz, daß ich wohl weiß, ich bin nichts weiter als eine gute Alte ohne Witz und mit etwas excentrischem Geist ...

Eure Durchlaucht wird nicht weiter zeigen, was die alte weißhaarige Dame, die er Mama nennt, hier schreibt — aber ich bedaure, nicht einige Briefe von einer Schweizer Dame gezeigt zu haben, von welcher Rousseau gesagt hat, „daß sie das Genie eines Leibnitz mit der Feder Voltaires verband“ — diese selbe Bernerin hat mir einmal geschrieben: „Man kann nicht alles sagen mit Tinte, denn was würde das Tintenfaß von mir dazu sagen ... Ich würde sogar mit Herrn von Haake[1] englisch sprechen — der so würdig ist, Ihr Freund zu sein und die Sprache der Briten zu verstehen.“

Freitag werden wir in Offenbach einen bal paré von zweihundert Personen haben vom schönsten. Sie sehen, daß das Jahr mit Glanz beginnt, gerade wie auch bei Ihnen hat sich das vergangene gegen das Ende verdunkelt, denn zweifellos hat der Verlust Herders über einen großen Teil Schatten verbreitet. Die gute Luise sendet ihre Wünsche und ihre Verehrung, ich meinen Segen dem Verdienstvollen und Vielgeliebten

La vieille Roche.

[1] Heinrich Ottokar Reichard war 1774 Direktor des Gothaer Hoftheaters und Bibliothekar, gest. 1828.

[Nr. 2, nach Gotha adressiert.]

22. Februar 1804.

Die alte Mama wollte schweigen, solange die Beredsamkeit[2] in der Nachbarschaft des Prinzen Friedrich bliebe, aber das dauert zu lange und beraubt mich des Glückes, Nachrichten von Ihnen zu erhalten.

Ich bitte jeden Tag, daß sie gut sein mögen, wie ich auch täglich meinen Segen all den Mitteln mitgebe, welche man Sie verschlucken und brauchen läßt. Man läßt mich fürchten, daß die Elektricität und das Galvanisieren Ihre Nerven irritieren könnte, aber die Nähe des Frühlings beruhigt mich durch den Gedanken an die balsamischen Lüfte Italiens, welche Sie atmen werden und die mit den Bädern und der Nahrung sich mit jedem Tropfen Ihres Blutes und Ihrer Säfte vereinigen. Im Monat März blühen schon die Mandelbäume bei den heilkräftigen Quellen; alles, was sich Ihren Blicken darbieten wird, die Blumen und die Ruinen, wird Ihre Seele erfreuen und Sie stärken; mit einem Worte, meine Hoffnungen und Wünsche bauen auf den Himmel und auf die Wunder der italienischen Erde; so sei es mit der einzigen Bedingung, daß der Weg nach dem Lande des Heils bei uns vorüberführe. Denn ich glaube, daß die Dummheiten des Generals Moreau in nichts die Pläne für das Wohl eines deutschen Fürsten hindern werden. Dieser Satz ist, glaube ich, nicht zu schmeichelhaft, und es sei mir erlaubt, im stillen noch manches hinzuzusetzen.

[1] von Haake, Kammerherr des Prinzen.

[2] Bezieht sich auf die Anwesenheit der Frau von Staël in Gotha, am 19. Februar 1804.

Ich weiß, mein Prinz, daß Sie gern von der Gesundheit und dem Wohlergehen der alten Roche hören.

Die Natur, unsere alte gute Mutter, hat mir einen milden und gesunden Winter geschenkt.

Der Tod Herders hat mir weh gethan. Aus verschiedenen Gründen. Auch die Verzögerung der Versammlung der Kommissare, welche die Bezahlung der Rückstände ordnen sollen, auch die Auslassungen deren Gegner thun mir nicht wohl, weil mir schmerzlich klar wird, welcher Unterschied zwischen schönen Versprechungen und gegenteiligem Handeln besteht. Unterdessen bereitet mir der Zufall unerwartete Freude.

Sie werden schon wissen, edler Prinz, daß die Verfasserin der Aufsehen erregenden Delphine[1] zweimal in meiner Hütte[2] war, und daß ich nicht den Mut hatte, mit irgend einer Frage oder einer Bemerkung mich diesem Strome der Beredsamkeit zu nähern, dessen Goldinhalt ich wohl zu würdigen weiß. Aber was ist es auch, sich eine halbe Stunde lang zu sehen und zu sprechen. Überhaupt trennte uns, Madame de Staël und mich, mein hohes Alter und unsere verschiedene Denkungsart — aber etwas Homogeneres zeigte sich für mich in der Seele der Verfasserin von „Valerie".[3]

Diese hielt sich (auf dem Wege nach Riga, wo ihre Mutter erkrankt ist) in Frankfurt auf, wo sie ihre Kreditbriefe erneuern lassen mußte. Dieses ließ sie von ihrem Sohn besorgen und ging zu Herrn Eßlinger; er gab ihr das zu lesen, was ich ihm in meiner ersten Begeisterung nach dem Lesen dieses durch Schönheiten der Moral und des Stils ganz einzigen Werkes gesagt hatte. Frau von Krüdener liest es und sagt: „Wo ist Frau von La Roche?" — „Eine Meile von hier." — „Einerlei, ich will sie noch heute abend sehen und ihr danken für das Glück, welches mir ihr Urteil über ‚Valerie' bereitet hat." Gegen sechs Uhr am 7. Februar kommt ein Wagen vor meine Hütte angefahren, aus dem zwei mir unbekannte Damen steigen, und im Augenblick, da ich frage, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen, öffnet das interessanteste der Wesen die Arme, wirft sich an mein Herz und sagt: „Die Verfasserin von Valerie,[1] die Ihnen danken will für Ihr Urteil und für alles, was Sie seit zwanzig Jahren geschrieben haben." Sie setzte sich an denselben Platz, den Prinz Friedrich von Gotha eingenommen hat; sie sagte mir tausend liebenswürdige Dinge und zog sich in mein Schlafzimmer zurück, um sich von ihrer tiefen Bewegung zu erholen. Sie sagte mir auch noch später: „Die Geschichte von Gustav ist wahr, der Charakter des Grafen ist wahr, ich habe Auszüge aus ihren Briefen gemacht."

Bernard de St. Pierre ist ihr intimer Freund.

Ach, mein Prinz! Ich kenne Madame de Genlis,[2] Madame de Staël, aber unsere Schwedin Krüdener kann vor Gott erscheinen mit „Valerie" in der Hand. Diese Frau ist eine Heilige im protestantischen Sinne und ihre sechzehnjährige Tochter[3] das reizendste Wesen der Welt. Kann ich noch etwas hinzufügen? Nein! sagt die Wahrhaftigkeit und Empfindsamkeit der

Sophie La Roche.


Sophie von La Roche.

[Nr. 3 nach Gotha gerichtet.]

Offenbach, 4. April 1804.

Möchten Euer Durchlaucht überzeugt sein, daß ich ebenso gerührt bin über die Entschuldigungen, welche Sie mir wegen der Verzögerung Ihrer Antworten machen, wie über den Grund, den Sie dafür angeben. Ach, mein Prinz, wie bedaure ich Sie, welche innige Wünsche hege ich für Sie und für Deutschland — es ist keine Phrase, aber eine wahrhafte Empfindung, daß keiner der glücklichen Unterthanen Ihres Durchlauchtigen Vaters vollkommener als ich Ihre Befürchtungen, Ihre Wehmut und die tiefe Ehrfurcht Ihres Herzens für diesen edlen Fürsten und Vater teilen kann.[4] Ach, mein armes Vaterland! In welchem Augen=

[1] „Delphine", Roman von Frau von Staël (1802).

[2] So nannte Sophie von La Roche seit dem Tode ihres Mannes, 21. November 1788, ihr Haus in Offenbach.

[3] Frau von Krüdener, die fromme Freundin des Kaisers Alexander.

[1] Valerie, ou lettres de Gustave de Linar à Erneste de G.

[2] Stephanie de Genlis, französische Schriftstellerin, geb. 1746 in Autun, lebte 1793 in einem Kloster zu Brungarten bei Zürich.

[3] Verheiratet mit dem Kammerherrn von Bergheim, einem Bruder des badischen Ministers.

[4] Bezieht sich auf die Krankheit des Herzogs Ernst II. von Sachsen=Gotha=Altenburg, die die Ursache seines am 20. April 1804 erfolgten Todes war.

blicke droht ihm ein so großer Verlust. Und Sie, guter Prinz Friedrich! wieviel würden Sie entbehren müssen. Ich hoffe, daß Gott es zum Besten fügen wird. Ich segne alle diejenigen, welche in diesen Tagen der Prüfung das Glück haben, Euer Durchlaucht zur Seite stehen und etwas für Sie sein zu können. Man ist recht zu bedauern, wenn man alt wird und so vieles überlebt! Oft habe ich Gott gedankt, daß er mir meinen Verstand und die Kraft meiner Empfindung gewahrt hat, und nun muß ich die letzten Überbleibsel dieser wertvollen Kräfte dazu benutzen, um unsere Verluste und unsere Leiden zu erkennen und zu beweinen. Eure Durchlaucht wird mit Recht und Gerechtigkeit sagen: Was geht Sie das alles an, gute Alte? Ach, der Anblick des Ruhmes und der Würde Deutschlands, die ich so lange Jahre glänzen sah, ist jetzt mit finsteren Schatten bedeckt, und — aber die Vorsehung läßt es zu, die Vorsehung, die von Ihnen einen doppelten Heldenmut erwartet in Ertragung physischer und seelischer Qualen.

Guter, edler Prinz Friedrich, möge sie Ihnen beistehen, diese Vorsehung, die alles für unser Bestes bestimmt, möge sie die Gebete und Segenswünsche, die für Sie und Seine Durchlaucht den Herzog zu ihr aufsteigen, erhören.

Die Ereignisse in unserer Nachbarschaft sind auch recht düster — aber was nützt es, davon zu reden. Wir wollen schweigend anbeten ...

Wie glücklich sind sie in den Augen der alten Roche.

[Nr. 5, nach Gotha adressiert.]

Offenbach, 13. Mai 1804.

Euer Durchlaucht,

tausend und abertausend Dank für den Brief, in welchem Sie mir von dem Plan einer Reise nach Italien sprechen. Dort ist die Luft so wohlthätig und wird es in doppeltem Maße sein durch die Segenswünsche aller braven Menschen und weil der Himmel Ihnen eine Belohnung schuldig ist; auch um der guten alten Roche willen, welche Sie die Gnade haben, Ihre Mama zu nennen. Diese Mama ist fern davon, Sie zu schelten, daß Sie noch nicht das Heiligtum besucht haben, welches Ihr Herr Vater dem Park hinterlassen hat — im Gegenteil, ich bitte Sie inständigst, dasselbe erst bei Ihrer glücklichen Wiederkehr zu besuchen, um auf Ihren Knien Ihre Dankgebete dem Himmel darzubringen, wie auch dem väterlichen Genius, der Sie zweifellos auf Ihren Reisen begleiten wird und Ihre Heilung und Ihr Glück erbitten vom Allerhöchsten, vor dessen Angesicht er jetzt die Belohnung seiner Tugenden, die Entschädigung aller seiner Schmerzen genießt.

Edler Prinz Friedrich! Sie beendigen Ihren Aufenthalt in Gotha durch eine gute That, indem Sie mir den Auftrag Ihrer Frau Schwägerin, der Frau Herzogin,[1] ausrichten, denn niemand könnte dankbarer sein als ich für alles, was Sie mir in ihrem Auftrag mitgeteilt und eigenhändig geschrieben haben, denn die Hand, welche das Gute erzeigt, verdoppelt den Wert desselben. Möchte der Himmel den vortrefflichen Doktor Kappe zu Ihrem Heile erleuchten, möchte die gute Jahreszeit, das schöne Land, vereint mit Mutter Natur — seine Vorschriften für Euer Durchlaucht und für Ihren würdigen Freund von Haake unterstützen.

Die Umstände fügen es, daß ich Sie bitte, sich in Neapel unseres Konradin von Schwaben zu erinnern und sein Los mit dem des unglücklichen Herzogs von Enghien zu vergleichen, welches sehr bedauerliche Folgen für unsere dem Prinzen Condé attachierten armen Emigranten hat, denn man ist gezwungen, sie von hier zu vertreiben. Sein Gouverneur Sarobert wird hoffentlich schon begraben sein, ehe die vierzehn Tage Frist, die man ihnen zur Ordnung ihrer Angelegenheiten bewilligt hat, um sind, denn er stirbt vor Schmerz über das Schicksal des guten Herzogs, den er seit dem sechsten Jahre erzogen hat. — Möchten Sie sich auf dem Boden der alten Römer — gänzlich geheilt durch Luft und Wasser von Pisa, mit Herrn von Haake ergehen und dort mit ihm über die neuesten Nachrichten der Nachahmer der Römer sich unterhalten — vielleicht trifft es sich, daß Sie bei den Ruinen des Grabmals des Augustus Nachrichten über das Schicksal des Generals Moreau lesen — und sagen werden: Augustus war auch ein Italiener, und er sagte: „Soyons amis, Cinna." Aber wie schwätzt die Alte wieder — verzeihen Sie ihr, ich bitte Sie. Ach, wenn ich die geringste Selbstliebe oder weniger Vertrauen zu der Herzensgüte des Prinzen Friedrich hätte, wie würde ich es je wagen, ihm einen französischen Brief zu schreiben! Gnade, Gnade für die gute alte Roche.

P. s. Meine Tochter von Möhn[2] bringt ihre Ehrfurcht und ihre Wünsche dar. Madame de Liesfeld und Herrn von Haake meine gehorsamsten Empfehlungen. Von allem übrigen, was Sie betrifft, spreche ich mit Gott, an den ich auch meine Gebete für den Herzog August Emil von Gotha richte. Ach, wenn es eine Zeichnung des Ruhebettes[3] im geweihten Park gäbe, würde ich um eine Kopie bitten.

---

[1] Karoline Amalie, Tochter des Kurfürsten von Hessen-Kassel, geb. 11. Juli 1771, vermählt am 24. April 1802 mit Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg.

[2] Luise, zweite Tochter der Sophie La Roche, vermählte sich 1779 mit dem Hofrat Möhn.

[3] Bezieht sich auf das Grab des Herzogs Ernst auf der Insel des Parkes zu Gotha.

[Nr. 10, nach Spaa adressiert.]

Offenbach, den 3. Juli 1804.

Der gnädigste Herr, der Prinz Friedrich von Gotha, ist hoffentlich davon überzeugt, daß die liebenswürdige Epistel aus Spaa mit den Gefühlen wärmster Dankbarkeit für die Güte, die ihn auszeichnet, empfangen worden ist und mit dem Interesse, das er allen einflößt, die ihm nahen. Es that mir sehr leid, daß das schlechte Wetter Eure Durchlaucht verhinderte, den Anblick der schönen Ufer des Rheins zu genießen, ja sogar Dero Gesundheit geschädigt hat. Möchten die ländlichen Schönheiten, welche die wohlthätigen Quellen Spaas umgeben, Sie dafür entschädigen durch die Annehmlichkeiten, die ihr Anblick gewährt und die sicher die Wirkungen der heilkräftigen Quellen erhöhen. Möge der Schöpfer dieser Natur Amen dazu sagen. — Mit welchem Gefühl der Freude werden Sie dann die Fortschritte Ihrer Gesundheit nach Gotha melden, und das tausendfach zum Himmel emporsteigende: „Gott sei gelobt — Gott erhalte Prinz Friedrich!“ wird auch in Ihrem Herzen wiederhallen und dazu beitragen, Ihre Gesundheit zu kräftigen.

Die gestrigen Zeitungen von der Überschwemmung in Spaa erschreckten meine Luise und mich im Gedanken an den Schmerz, den das angerichtete Unheil der gefühlvollen Seele des Prinzen Friedrich zugefügt haben muß — ich wünsche, daß das der letzte von außen kommende Schlag sei, der Sie trifft, und doch, edler Prinz, möchte ich wohl, daß Sie sich in diesem Augenblick selbst sagen: Nein, dies soll nicht der letzte sein, im Gegenteil, ich erwarte noch oft Zeichen der Strenge der Naturgesetze zu erleben, ebenso wie ich Beispiele ihrer Güte in den Ländern ausgestreut sehen werde, die ich bereisen will.

Muß ich doch auch die Leiden sehen und ertragen, welche die sterblichen Menschen aus eigenem freiem Willen noch den Leiden der Natur auftürmen; die allmächtige Güte erlaubt es, also will ich schweigend anbeten, denn meine Sorgen können es nicht ändern. Es hat mich sehr befriedigt, zu erfahren, daß Sie Zeuge des Einzuges einer französischen Kaiserin gewesen sind, und ich gefalle mir in dem Gedanken, daß die Kenntnis der Geschichte vergangener Zeiten Ihre Seele vor Überraschungen dieser Art bewahren wird, und in diesem Augenblick fasse ich den festen Vorsatz, dem Herrn von Edelsheim[1] nach Karlsruhe zu schreiben, daß er, da er gerade mit der Einrichtung der Universität Heidelberg beschäftigt ist, dort einen Lehrstuhl für Philosophie der Geschichte gründen möchte und für Diplomatenlehrlinge Unterricht in Bezug auf die Verschiedenheit der National-Charaktere; dies, glaube ich, könnte für die Zukunft sehr nützlich sein. — Verzeihen Sie, mein Prinz, der alten phantastischen Mama diese Irrwege ihrer Feder und seien Sie versichert, daß ich die besten Wünsche für die liebe interessante Dame von Liesfeld hege, die so würdig ist, glücklich zu sein. Von neuem bedaure ich, sie nicht gesehen zu haben, aber ich glaube, daß ich ihr trotzdem schreiben werde. Ich bitte Sie, mein Prinz, daß Sie mit großmütigen Wünschen des Königs von Schweden gedenken möchten, der plötzlich Karlsruhe verlassen hat, da ihm deutlich gemacht wurde, daß der mächtige Nachbar des Landes, Baden, es wünschte und die drei Kronen Schwedens ihn nicht schützen konnten.

Frau von der Leyen ist Ihres Bedauerns würdig, sie war eine vortreffliche Frau und hat vielen Kummer erlebt. Ich war erfreut, daß sie noch die Aufhebung der Sequestration ihres Sohnes erlebt hat, die wohl in Anbetracht der Verdienste seines Oheims, des Erzkanzlers, stattfand; so hat sie noch das Glück einer guten Mutter und einer Schwester genossen. Ihr Sohn erbt den Rückstand an den seiner Mutter zukommenden Zinsen und deren Wittum, nun er wieder in den Besitz seiner Güter tritt ...

Morgen will ich der interessanten und geliebten Gräfin von Monts schreiben. Ich hoffe, daß die heimatliche Luft ihr in jeder Hinsicht wohl thun wird, sie ist leidend und zu bedauern, ungeachtet der Schönheit und Güte; ich liebe sie und hätte gewünscht, daß sie bei mir wohnte.

Nunmehr die Versicherung der Ehrfurcht meiner Tochter und unsere vereinten Wünsche für das Glück des Prinzen Friedrich, von dem mir der Graf Salisch[1] viel erzählt hat. Diese Familie wird gewiß Einfluß im Lande Gotha gewinnen, — denn Madame und sechs Töchter gehen nach Paris wegen der Erziehung der jungen Damen ... Ach, Germania! Eure Durchlaucht und Herr von Haake werden bei der Nachricht lächeln, daß die Frau Mereau-Brentano[2] gestern mit Frau von Altenstein bei mir gespeist hat und daß Clemens Brentano sich in Heidelberg etabliert. Fräulein von Haake befindet sich wohl. Möchte Herr Buttstädt[3] mir sagen lassen, daß die Leiden im Verhältnis zu den wohlthätigen dreiviertel Stunden des guten Kappe abnehmen.

Gott wolle es, wie es wünscht

die alte Roche.

[1] Wilhelm von Edelsheim, badischer Geheimrat.

[1] Gothaischer Oberhofmarschall, 1804 bis 1838.

[2] Frau Mereau-Brentano, die Gattin von Clemens Brentano, geborene Schubart, geschiedene Mereau, geb. am 27. März 1761 in Altenburg, gest. 31. Oktober 1806 in Heidelberg.

[3] Buttstädt, langjähriger Kammerdiener des Prinzen Friedrich von Gotha.

P. s. Der junge Graf von Bassenheim verdient Achtung und alles Interesse, das Eure Durchlaucht für ihn haben.

[Nr. 11, nach Rom adressiert, poste restante.]

Offenbach, November 1804.

Empfangen Sie, guter und würdiger Prinz, selbst in der heiligen Stadt Rom den Segen einer guten Ketzerin — und die Wünsche, daß die Luft, welche die Bildsäule Mark Aurels umweht, auch sympathisch auf Ihre Gesundheit einwirken möge, gleichwie die Erinnerung an die Tugenden dieses besten Fürsten des Altertums auf Ihre Seele und Ihren Charakter einwirken wird. Die Beschreibung Ihrer Reise von Paris bis Marseille beweist mir, daß weder Kunst noch Natur bei Ihren Beobachtungen vernachlässigt werden, dies erfüllt mich mit einem frohen Gefühl der Achtung, deren Bedeutung für mich ist, den wahren Wert der Dinge und der Menschen zu erkennen.

Möchte Herr Sulzer[1] alle Regungen Ihrer Seele zum Wohle Ihrer Gesundheit leiten, was mir sehr gerecht von der Natur selbst scheinen würde, denn Zorn, Sorgen und Furcht gereichen — die Seele durchziehend — zum Schaden und verhindern den gleichmäßigen und wohlthätigen Umlauf des Blutes und der Säfte, hingegen sollten die sanfte Rührung, welche durch die Schönheit der Natur, die Bewunderung alles Erhabenen, die Liebe zu den Tugenden eines Mark Aurel, die innere Befriedigung, daß man das Gute und das Wahre erkannt hat, ebenso heilsam sein, wie das Gegenteil schädlich ist. Gott sieht und versteht, was ich denke, möchte er also die Tugenden Ihres Charakters Ihrer Gesundheit zum Heil gereichen lassen. Also sei es!

Ich verfolge die Reise des Prinzen Friedrich und weiß gern im voraus etwas von dem Wege, den er zieht, und den Orten, an denen er ruht; dann lese ich in guten Beschreibungen, was Sie sehen werden, und bin erfreut, Sie, mein Prinz, in der Mitte von Menschen zu wissen, welche sehen, was sie anschauen. Denn Sie wissen, daß es viele giebt, die da schauen, ohne zu sehen; wozu machen solche Leute dieselbe Reise und wozu nutzt es, Vaucluse sehen, Petrarcas Leben zu lesen, den Menschen, die nicht zu lieben verstehen. — Tausend, tausend Dank, guter, lieber Prinz Friedrich, daß Sie der guten alten Roche gedacht. — Der kleine Olivenzweig, Ihr Geschmack für die Felsen und die ländlichen Schönheiten, für die wilden Blumen und Pflanzen, die hier und da erblühen, sind mir lieb und wert. Möchte dies alles Ihnen ebenso thun, wohl möchte es Ihnen wahre und reine Freuden bereiten. Herder nennt Italien das lehrreichste Theater der Lebensepochen und Weltalter, weil man da unten Ägypter, Griechen, Römer, Indier und Sinesen finde — in Rom von Romulus an bis auf Diocletian das Heidentum — von Constantin bis zu Pius VII. das Christentum verfolgen kann und im fünfzehnten, sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert leben; von allen Denkmale auffinden kann, die von der Natur über die Geschichte hinausführen. Es gehört ein weites Gemüt dazu, alle diese Scenen zu fassen, welche ein Kompendium aller Geschichte scheinen und uns zuletzt mit einer sanften Schwermut überströmen — so weit Herder.

Sie werden in Rom Madame de Staël sehen — das, was mein Geschlecht Erstaunlichstes besitzt an Geist und wahrer Güte. Es ist mir schmerzlich, nicht in der Lage gewesen zu sein, ihr bekannt zu werden. Aber wenn sie mich längere Zeit gesehen hätte, was hätte sie an der guten Alten gefunden? Ich rechne es ihr hoch an, daß sie zweimal nach Offenbach gekommen ist — mein Schicksal war es immer, sie zu verfehlen. So sei es denn!

Wenn mir nur Ihr Wohlwollen bleibt. Ach, wie froh bin ich, Durchlaucht, daß der Name des Prinzen von Gotha nicht auf der Liste der deutschen Fürsten steht, die in Mainz gewesen und zu dieser Stunde in Paris sind. Wie viel lieber ist es mir, Sie angesichts der von den Mauern des Zollthores in Rom eingeschlossenen Säulen zu wissen und zu denken, daß dieselben ein Rest des Antonius-Palastes sind, als wenn Sie jetzt die Kolonnade des Louvre betrachteten, die ich sehr liebe. Sie werden die Peterskirche schauen, während einer unserer guten deutschen protestantischen Fürsten der Kaiserin Josephine einen Rosenkranz aus Lapislazuli dargereicht hat. Möge Prinz Friedrich mir verzeihen, daß ich dies zum mindesten sonderbar und lächerlich finde; sollte Voltaires Geist davon erfahren, so wird es ihn amüsieren! Unser Voltaire-Wieland behauptet: „daß alles, was in der physischen und in der moralischen Welt möglich ist, auch zum Dasein berechtigt ist," also — Ach, könnte ich doch in der Seele Ew. Durchlaucht Ihre Gefühle lesen beim Anblick des Kapitols, der Paläste der römischen Kaiser im Vatikan, im Pantheon, in der Peterskirche — glückliche und abergläubliche Madame de Staël! ...

Unterdessen werden wir anderen zu vollendeten Philosophen oder zu ebenso vollendeten Gläubigen, denn ich kenne keine andere Zuflucht für den Verstand oder für das Gefühl.

Der schwedische Offizier, dessen Elend der Prinz Friedrich gelindert hatte, ist vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Petersburg gestorben vor Schmerz über die Heirat und den Tod seines Onkels, des

---

[1] Friedrich Gabriel Sulzer, Arzt, geb. 10. Oktober 1749, gest. zu Ronneburg 14. Dezember 1830.

Generals Sprezporten (?), der seine einzige Hilfe war. Seine Frau, die in der Hoffnung ist, und sein Kind sind von einer russischen Prinzessin aufgenommen worden, die sie lebenslang versorgen will. Der Prinz von Weilburg hat, noch ehe er nach Paris gegangen ist, begonnen, den unglücklichen Verlassenen ein Viertel der Pensionen auszuzahlen.

Der Prinz von Weimar[1] ist der glücklichste der Gatten. Gebe Gott, daß Frau von Wartensleben-Liesfeld[2] die glücklichste der Frauen sei!

Ich schreibe der liebenswürdigen Gräfin Monts und spreche tausend Gebete für das Wohlsein des vortrefflichen Prinzen Friedrich von Gotha.

Gott segne die Sorgfalt des würdigen Baron von Haake und des Äskulap Sulzer. Dies ist das tägliche Gebet von

Sophie La Roche.

[Nr. 12, Anfang des Jahres 1805 in Offenbach.]

Ich war seit einigen Tagen auf einem Auge blind von einer Gesichtsrose, die sich auf meine rechte Wange geworfen und die mich ebenso belästigte, als sie mich ungeduldig machte, mit meinen Augen nichts anfangen zu können; nun ist es vorüber, und es bleibt mir nur ein großes schwarzes Pflaster auf der Backe, welches ein hübsches Gesicht vielleicht verschönen würde, mir aber ein lächerliches, um nicht zu sagen schauderhaftes Aussehen giebt. Um mein Unglück voll zu machen, ersehe ich aus dem Brief, den der beste aller Prinzen mir aus Nizza sendet, daß derselbe keine Nachrichten von mir erhalten hat, auch nichts über die Werke Petrarcas, welche ich aus Marseille erhielt und welche mir so große Freude verursachten, weil ich Petrarca liebe seit siebenundsechzig Jahren, als ich das Italienische erlernte und mir jemand alle die Zärtlichkeiten, die nur für Laura gedacht waren, widmete. Ich war hocherfreut über die Olivenblätter, die Eurer Durchlaucht Hand eingelegt, aber ich glaube, daß mein Brief, den ich nach Rom adressiert und Herrn von Heyder[3] gegeben, davon spricht und von den Gefühlen der Dankbarkeit, verbunden mit denen der Achtung und Anhänglichkeit.



Friedrich, Prinz von Sachsen-Gotha-Altenburg.

Ich will nicht von den Beunruhigungen sprechen, welche die Zeitungen uns verursachten, die von dem gelben Fieber meldeten, da wir den Prinzen Friedrich auf dem Wege nach Rom wußten. Der Brief aus Nizza hat uns beruhigt, und wir waren hocherfreut, zu denken, daß der beste der Sterblichen unter Orangenbäumen wandelte, während wir unsere Teppiche und wattierten Kleider hervorholten. Welche Erfahrungen und Beobachtungen haben Sie gemacht! Wie viele Kenntnisse erworben über die Allmacht der Natur, die Anwendung der menschlichen Kräfte und Geistesgaben! Ach, edler Prinz, wie süß ist es für mich, festzustellen, daß Ihre Seele — die Art, wie Sie Ihre Intelligenz ausgebildet haben — alle Erschütterungen, denen Ihre Empfindsamkeit ausgesetzt gewesen, überwunden und ausgehalten hat. Die Beschreibung der Galeerensklaven neben der des jungen Mannes, der ins Meer gefallen — die ersteren vertiert durch den Mißbrauch der Macht der Menschen über ihresgleichen —, der zweite in den Armen der Natur aufrecht erhalten durch seine Geistesgegenwart, durch seine Zuversicht auf die Menschlichkeit der Schiffer ... Nicht wahr, alles, was Sie bisher gesehen, sei es in Ihrer Heimat, sei es auf Ihrer Reise zu Lande, erscheint Ihnen wie ein Kinderspiel mit dem verglichen, was Ihnen das Meer und seine Häfen gezeigt haben. Seit dem 6. November zähle ich vierundsiebzig Jahre, und ich gestehe, daß ich mir wünsche, bis zu Ihrer Rückkehr mit einer gesunden Seele zu leben, damit ich dann in meinem Garten niederknien könnte, um Gott und der Natur meinen Dank zu sagen, Sie behütet und Ihnen die Gesundheit wiedergegeben zu haben; Sie an alles zu erinnern und an die Liebe zu Ihrem Vaterlande, in dem Sie so sehr geliebt werden. Gott ist Sie gleichsam den Gebeten der Unterthanen des Hauses Gotha-Altenburg schuldig, wie auch den Wünschen aller derer, die Sie kennen. Sie in Nizza wissend, bin ich erfreut über alles, was Sie erfahren haben, das läßt Sie die Kräfte Ihrer Seele erkennen. Aber über dies alles schreibe ich der guten Gräfin

[1] Erbprinz Karl Friedrich, der sich am 3. August 1804 mit der Großfürstin Maria Paulowna vermählt hatte.

[2] Fräulein von Liesfeld heiratete einen Grafen Gustav von Wartensleben.

[3] Bankier in Frankfurt a. M.

Monts — das Schicksal von Fräulein von Liesfeld preisend, welche ihr Glück pflegen und dem edlen und gefühlvollen Herzen des Prinzen Friedrich solche Befriedigung geben durfte. Eure Durchlaucht werden mir erlauben, Ihnen die Freude meines Herzens mitzuteilen, daß Gott meinem prächtigen Sohn Karl[1] den Baron von Stein zum Departementschef gegeben hat; es ist, als als ob der Genius der Gerechtigkeit den Kenntnissen und verständiger Güte vereinigt wäre. Und dann, daß meine gute Luise Witwe geworden ist. Sie kennen die Strenge der römischen Kirche in Bezug auf die Ehe! Jedesmal, daß ich krank war, zitterte ich bei dem Gedanken, daß ich sterben könnte, indem ich mir sagte: was würde dann dieser Unglückliche thun, den die grausamen Gesetze unterstützten.

Dank der Vorsehung, die mein Herz und das Leben meiner Tochter erleichtert hat! Ich höre nie mehr die Worte — Öl — Oliven — Italien — ohne Gott um doppelten Segen zu bitten für alles, was er an heilenden und wohlthätigen Eigenschaften diesen Ländern geschenkt hat. So sei es. — Die Fürstin-Mutter von Isenburg, meine Luise und alle, die Euer Durchlaucht kennen, vereinigen sich mit mir, um zu wünschen, daß jede Stunde des neuen Jahres Sie der Heilung näher bringen möge, daß die Pflege des edlen Baron Haake, des Dr. Sulzer und jeder Atemzug wohlthätig sei, wie es von der Gottheit erfleht wird für den besten der Söhne und der Sterblichen von der aufrichtigen und anhänglichen alten Mama

Sophie de la Roche.

P. s. Verzeihen Durchlaucht, wenn ich eine ganz kleine Zeichnung von Ihrem Lieblingsweg in Nizza erbitte. — Haben Sie nicht gelächelt über die Nachricht, daß der Prinz, der nach Paris gegangen, um die Krönung zu sehen, am großen Tage von der Gicht befallen und ins Bett verbannt wurde?

[Nr. 13, nach Nizza adressiert.]

Offenbach, den 24. Februar 1805.

Edle, verehrte Durchlaucht, nachdem ich von meinem Arzte die Erlaubnis erhalten, meine Bücher und meine Feder wieder hervorzuholen, benutze ich dieselbe, um dem besten und liebsten der Prinzen zu danken für seine Güte, daß er der alten Mama la Roche geschrieben hat. Ach, hätte Gott Ihnen doch das Glück beschert, daß Sie mir Ihre Genesung melden könnten, wie würde ich dem Himmel danken — tausend und abertausend Bitten steigen

[1] War preußischer Oberbergrat in Schönebeck bei Magdeburg.

noch immer zum Thron des Ewigen auch für den Prinzen Friedrich von Sachsen, allüberall, wo man ihn kennt; möge Gott die Luft, die Arzeneien und die Pflege segnen, daß ein so teures Leben erhalten werde.

Ich sehe die Strahlen der Sonne zwischen den Baumzweigen meines kleinen Gartens, welche den nahen Frühling verkünden, nicht ohne eine Fürbitte zum Himmel zu senden, daß der Schöpfer der Jahreszeiten, der die ganze Natur neu belebt, auch Ihre Kräfte, Ihre Gesundheit neu belebe! Ach, wie teuer würde Nizza Tausenden der redlichsten und liebevollsten Herzen werden, wenn man sagen dürfte, daß seine Lage, die Schönheit und Heilkraft seines Bodens dazu beigetragen hätten, den Prinzen Friedrich von Gotha wiederherzustellen. Haben Sie die Gnade, Durchlaucht, mir doch Ihren Lieblingsweg zeichnen oder auch nur skizzieren zu lassen; senden Sie mir ein Blatt — eines Strauches, in dessen Nähe Sie ausruhen und die herrliche Vegetation betrachten —, dann würde ich Sie bitten, zu denken, daß die Seele von Sophie la Roche Sie umgiebt und Gott anfleht, Sie wiederherzustellen, der Sie durch Ihre Geduld und Ihre Tugenden der Gottheit teuer sein müssen, wie Sie es den Menschen sind, die Sie zu würdigen wissen ...

Ich habe tausend schöne Dinge auszurichten von der Fürstin-Mutter zu Isenburg,[1] welche sehr entzückt ist, daß Eure Durchlaucht sie nicht vergessen hat; es war ihr dies eine angenehme Zerstreuung von all dem Kummer, den sie und ihre ganze Familie bei der Nachricht gehabt haben, daß der Prinz XVII. von Reuß[2] die Hofdame von Wentz[3] heiraten wollte. Dieser Roman hat etwas Originelles und Lächerliches und wäre wert, niedergeschrieben zu werden; wie auch das Säbelduell zwischen dem Grafen Westphal und Moritz Bethmann bei Gelegenheit eines Diners im Hause des letzteren, zu welchem der erstere zu spät kam und, da alle Gäste sich schon zu Tisch gesetzt hatten, wieder fortging. Moritz, der ihn im Kasino anredete: „Ach, mein Freund, warum sind Sie nicht hereingekommen, es war noch genug für Sie da?“ — „Ich bin nicht Ihr Freund,“ antwortete Westphal, „Sie sind ein eingebildeter Mensch, ein dummer Junge.“

Bethmann geht zum Vater Westphal, um sich über diese Insulte zu beklagen, dieser antwortet: „Mein Sohn ist majorenn, ich kann ihm nichts vorschreiben.“ Freunde verwirren die Sache noch

[1] Ernestine, Fürstin von Isenburg-Birstein, geborene Prinzessin Reuß, geb. 20. Januar 1766.

[2] Prinz Reuß, geb. am 25. Mai 1761.

[3] Fräulein von Wentz war die Tochter des Kurtrierschen Generals und Kommandanten der Festung Ehrenbreitenstein.

mehr und amüsieren sich, die beiden zu einem Duell zu nötigen. Die Waffen werden gewählt, die Säbel werden gezogen, und Moritz Bethmann wird am Arm verwundet. Die Satisfaktion ist erlangt, und es folgen Umarmungen!

Wir hoffen, den Prinzen Isenburg bald zu sehen, wenn seine Gicht und die Wunden, die ein umgestoßener kochender Theekessel ihm verursacht hat, es erlauben.

Darmstadt hat seinen Premierminister von Backhausen entlassen, und meine gute Meline wird Ende des Sommers aus Paris heimkehren, Gott weiß, ob es nicht als deutsch-italienisch-französische Karikatur sein wird! Ein harter Schlag für mein Herz. — —

[Nr. 14, nach Geiß en Suisse adressiert.]

Offenbach, den 26. August 1805.

Der gute und edle Prinz Friedrich wird die Verspätung des Dankes und der Antwort der alten Roche verzeihen! Ich habe nicht aufgehört, Gott und die Natur zu bitten, jeden Atemzug, jeden Tropfen Milch zu segnen! Ach, wenn die Eisberge, wenn die reine Luft, die Sie umgiebt, besser wären als die balsamischen Lüfte Nizzas! Dann würde sich meine Liebe für die wahre, einfache Natur verdoppeln, das eine wie das andere scheint mir ohnedies einer ungeschminkten, ungekünstelten Seele entsprechender! — Und dieser Beweis wohlthuenden Mitgefühls würde dem Himmel und der Erde zur Ehre gereichen.

Gott wolle es!

Im übrigen bin ich von allem, was Eure Durchlaucht gesehen haben, ganz entzückt; so viel Schönes und Großes in der Natur und in der Kunst. Tausend Verschiedenheiten des Stoffes der ersteren und ihre Verwendung durch die letztere sind Ihrer Aufmerksamkeit würdig! — Die Formen des menschlichen Körpers, die Verschiedenheit im Denken, Fühlen und in den Leidenschaften ... alles dies wird den Abend meines Alters verschönen im Studierzimmer des geliebten, verehrten Prinzen Friedrich.

Genua, la superba! zu gleicher Zeit erblickt, als Napoleon dort erschien, ist von höchstem Interesse! — Die herrlichen Kirchen und Paläste, von Menschenhand aufgerichtet, Napoleon von der des Schicksals! — Mein Prinz, ich bin gewiß, daß Sie dem Zufall dankbar sind, der Sie diesen in allem außergewöhnlichen Sterblichen sehen und hören ließ, ihn, bei dem uns erst klar wird, was seine Zeitgenossen, was seine Umgebung sind! Ich lese nochmals Schlözers Auszug der Weltgeschichte, und nichts kann mich mehr erstaunen als die Gutmütigkeit der Engländer, welche an die Allmacht des Goldes und an die Ehrlichkeit glauben und seit Jahren nichts ahnen, weder was zur See, noch was zu Lande geschieht!

Die Zerstörung von Venedig und Genua — nach der Unterjochung Hollands — veranlaßt mich, zu glauben, daß die großen Seemächte ins tiefste Meer versenkt werden können! Sie haben die Feste bei Anlaß dieser Ceremonie in Genua gesehen, wohl bekomm es ihnen allen! Schlözer und die Ruinen Roms und diejenigen Ägyptens beweisen, daß das Schicksal es immer geliebt hat, die Formen im großen zu verwandeln, sogar durch Erdbeben. Als wir die ersten Nachrichten aus Neapel gehört, haben wir das gelbe Fieber gesegnet, das Sie verhindert hat, in Italien herumzureisen. „Gott!" riefen alle aus, die Sie kennen und verehren, „wenn der Prinz Friedrich in den Bädern von Neapel gewesen wäre!"

Gott wird ihn erhalten, um die Rückkehr auf die heimische Erde zu erleben. Es freut mich, daß Sie die größte politische Macht gesehen haben, wie auch das Meer und die hohen Berge, wo Sie sich jetzt befinden.[1] Ich möchte wohl wissen, mein Prinz, ob Sie nicht auch beim Überschreiten der Alpen sich gesagt haben: „Das ist ein einziger Zug in Napoleons Geschick, daß er die Macht gehabt hat, sowohl die natürlichen Höhen wie die politischen herabzudrücken." Genf muß viele Erinnerungen **degli tempi passati** wachgerufen haben! Trefflicher Prinz! Könnte ich doch eines Tages meine Hütte in der Nähe Ihres Palastes aufrichten, wenn Gott mir die Gesundheit meines Gemüts erhielte, wie schön wäre es, mit Ihnen das Buch der Erinnerungen der letzten siebzehn Jahre durchzublättern! Sie haben Bonstetten[2] gesehen, mein Prinz, er führte seine Söhne nach Frankreich. War er nicht in Coppet und speiste mit Eurer Durchlaucht bei der Frau, so ausgezeichnet durch Geist, Charakter und Lebensumstände, wie nie eine andere meines Geschlechts es jemals gewesen; denn das Herz der Madame de Staël ist ebenso zartfühlend, wie ihr Geist durchdringend ist. Sie wird immer interessanter und bewundernswerter. Spricht sie die deutsche Sprache? Versteht sie diese Sprache genügend, um das Werk des Herzogs von Gotha, „Ein Jahr in Arkadien",[3] zu lesen, das so reizend ist, wie auch seine staunenerregende Korrespondenz[4] mit Jean Paul? Vor fünfzig Jahren schon sagte

[1] Der Prinz hielt sich damals in Geißberg bei Engelberg auf.

[2] Karl von Bonstetten, Schriftsteller, geb. 3. September 1745 in Bern, gest. am 3. Februar 1832 in Genf.

[3] „Ein Jahr in Arkadien" erschien im Jahre 1805 bei Ettinger in Gotha.

[4] Jean Pauls Freiheitsbüchlein oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm: — und die Abhandlung über die Preßfreiheit. Tübingen bei Cotta, 1805.

mir der gute Wieland: „Alles was möglich ist, muß sein." Ich liebe ihn für diesen Schlüssel, den mir Wieland in die Tasche gesteckt hat, der alles aufschließt, was dem Verstand ein Rätsel scheint.

Ich freue mich, zu hören, daß Sie im Hause Salomon Geßners gewesen sind und seine reizenden Landschaften gesehen haben. Möchte die Ruhe Ihres Geistes und Ihres Körpers im Schoße der Berge Sie wieder herstellen, Ihnen Gutes thun. Ich habe Ihre Spuren bereits auf einer vorzüglichen Karte der Schweiz verfolgt und verfehle nicht, zu wünschen, daß Sie sich aller der Sonnenstrahlen erfreuen mögen, die uns hier am Rhein versagt sind, so daß die Trauben, die in großer Fülle an den Stöcken hängen, dieses Jahr kaum zur Reife gelangen werden. Mademoiselle de Haake war durch Ew. Durchlaucht Gedenken hochbeglückt; sie ist gesund aus Baden heimgekehrt und läßt dem Prinzen Friedrich tausend Dinge vermelden. Sie hat die Freude gehabt, seinen Bruder zu sehen, derselbe ist der Schutzengel des verehrungswürdigen Grafen von Bückeburg. Meine Luise läßt keinen Tag vergehen, ohne für Eure Durchlaucht zu beten. Gott möge sie erhören, denn ihre Gebete sind die aufrichtigsten, sie dankt für die Ehre, die der beste der Prinzen ihr durch sein Erinnern erzeigt — wie ich, die ich ihn segne und wert halte wie mein Franz.[1]

Mit aufrichtiger Freude werde ich Frau von Monts wiedersehen, und wie gern werden wir zusammen vom Prinzen Friedrich sprechen. Ich kümmere mich nicht um die Neuigkeiten von den hiesigen und nachbarlichen Höfen, sie sind nicht allzu erfreulich. Der Kurprinz von Baden soll seinem Großvater entlaufen sein wie derjenige von Württemberg seinem Vater. Aber der Erbprinz von Hessen-Darmstadt hat seinem Vater zu Füßen gelegen und um Gnade gebeten für die neuen Unterthanen in vierzehn Dörfern, die viel, viel zu hart bestraft wurden. Ratisbonne (Regensburg), Wetzlar und das Reichskammergericht, die Kurfürsten von Kassel und der Erzkanzler, beauftragt die armen Bauern zu unterstützen! Ach, mein guter Prinz Friedrich, Gott segne Ihren Geist und Ihr Herz und die Arzeneien, die Ihrem Körper und Ihrer Seele Heilung bringen sollen. Gott befohlen

die alte Sophie La Roche.

[Nr. 15, nach Rom adressiert.]

Offenbach, den 18. April 1806.

Die hochverehrte Prinzessin Gustavine von Stolberg[2] will sich dieses Blättchens annehmen, welches dem besten der Prinzen Dank aussprechen soll für seine Güte und ebenso viele Segenswünsche für sein Wohlsein, von alle denen, die er mit seinem Erinnern beehrt. Ich bin entzückt, Ew. Durchlaucht in Rom zu wissen, da er sich dort der vielen Vergleichspunkte zwischen den Werken der Natur und denen der Menschen, der Verwüstungen der Zeit und derer der Leidenschaften erinnert. Die Erinnerung an Ihre Gefühle und Gedanken wird dereinst den Abend Ihres Lebens verschönen, in viel höherem Grade als die von tausend anderen Ihrer Zeitgenossen.

Ich wünschte, man könnte von einem der sieben Hügel Roms die Kaiserpaläste und den Vatikan betrachten, und möchte, daß der Prinz, nachdem er seine Blicke von einem zum anderen schweifen lassen — mir seine augenblicklichen Eindrücke mitteilen wollte! Aber vor allen Dingen bitte ich ihn, nicht oft ins Pantheon oder in die Peterskirche zu gehen, ich fürchte die innere Luft derselben für ihn und habe mehr Zutrauen zu den Schwefeldünsten des Vesuvs. — Ich bitte um die Gnade eines einzigen Grashälmchens oder einiger Blümchen, auf dem Lieblingswege des Prinzen gepflückt, den ich so oft vor Gott nenne — und dann auch einige Blättchen von den Mauern der Villa Zenobia à Tibur gepflückt, von deren Geschichte Sie einen Auszug in „Melusines Abende"[1] finden werden, die ich diesen Winter beendet habe und die meinen Namen in der deutschen Litteratur in bemerkenswerter Weise einzeichnen werden, da der Nestor des Parnasses, Wieland, der Herausgeber sein wird; er, der vor siebenunddreißig Jahren „Die Sternheim", die erste Tochter meiner Erfindung, in die Welt eingeführt, will denselben Freundschaftsdienst der jüngsten und allerletzten erzeigen.

Diese Auszeichnung ist groß und entschädigt mich, ich gestehe es gern, für viele Pfeile und Dornen. Die Seltenheit des Falles muß die Art entschuldigen, in der ich mich damit brüste. Herr von Haake, dem ich meine Grüße sende, wird wohl meine Empfehlungen an Frau von Humboldt ausrichten wollen und dieselbe bitten, ihm zu helfen, die reizenden Stanzen des Ganganelli, welche er zu Ehren der Schönheit und des Genies schrieb, als er noch Mönch war — auszugraben. Da ich weiß, daß dies ganz ihrer Geschmacksrichtung entspricht, habe ich es gewagt, diese Bitte vorzutragen. Er weiß ja auch, daß ich — aus guten Gründen — ihn achte und segne. Empfangen Sie, gnädigster, lieber Prinz, ein paar Blätter der Bäume, die in meinem Gärtchen blühen! Luise hat sie unter tausend Segenswünschen gepflückt, daß Gott die Hoffnung, Sie wiederzusehen

[1] Franz von La Roche, der Lieblingssohn der Sophie, starb im Alter von dreiundzwanzig Jahren, am 11. September 1791.

[2] Gustavine, Prinzessin von Stolberg-Gedern, geb. 27. August 1757.

[1] „Melusinens Sommer-Abende" von Sophie von La Roche, herausgegeben von C. M. Wieland, Halle 1806.

und Ihnen die Früchte des Gartens anzubieten, erfüllen möge. Leider ist der junge Prinz von Weimar am Zahnfieber gestorben, und seine verzweifelte Mutter ist auch erkrankt, es scheint an demselben Leiden, an dem ihre Schwestern gestorben. Das erfüllt uns mit Schmerz, und doch muß man sich sagen, besser in den Händen der Natur als in denen der Menschen. — Die Prinzessinnen von Isenburg waren sehr dankbar für Ihren Gruß. Der Prinz ist in Paris.

Leben Sie wohl, bleiben Sie immer gewogen, edler Prinz Friedrich,

der alten Roche.

[Nr. 16, nach Gotha adressiert.]

Offenbach, den 6. Februar 1807.

Eure Durchlaucht,

für ewig sei der Augenblick gesegnet, der den Prinzen Friedrich von Gotha in sein Vaterland zurückgeführt hat. — Gott sei gelobt, daß er alles besser vorgefunden, als er hoffen durfte. Möchte das Gefühl der Anbetung, das Sie in allen Herzen gefunden haben werden, mit der Heimatluft vereint, eine wohlthuende Wirkung in Ihnen hervorgerufen und Ihrer Gesundheit wohl gethan haben, die allen Ihren Bekannten so teuer ist. Ihr edles Wohlwollen zeigt sich in vollem Glanze in dem Briefe, durch den die alte Roche beehrt wurde, jede Silbe, die er enthält, ist ein bemerkenswertes Beispiel davon. Auch derjenige, den ich noch aus Wien erhielt und der von der Frau Herzogin von Weimar sprach, hat mich sehr beglückt, indem er mich einem deutschen Fürstenpaare gegenüberstellte, welches dem Vaterlande und der moralischen Welt überhaupt Ehre macht. Gott erhalte sie als ein Pfand dafür, daß das Schicksal sich mit Deutschland aussöhnen wird und durch dasselbe mit ganz Europa. Die Osterzeit wird für mich und für alle die, welche wahres Verdienst zu schätzen wissen, durch das Erscheinen Eurer Durchlaucht die schönste Zeit sein. Meine Hütte wird sehr stolz sein, wenn Sie dort ein paar Tropfen Wasser genießen wollen und uns Ihre Beobachtungen mitteilen über diejenigen Orte und Länder, welche am meisten dazu beigetragen haben, den Geist des Wanderers zu erfreuen und zu befriedigen, das würde alle braven Leute interessieren.

Meine Luise ist voller Dank für das Gedenken Eurer Durchlaucht; Meline,[1] an der die Kaiserin Josephine große Ähnlichkeit mit der Büste der Sappho gefunden hat, wird erst stolz darauf sein, wenn der Prinz von Gotha dasselbe findet.

Meine Enkeltochter Luise Brentano ist mit einem Herrn Jordis verheiratet, nun in Frankfurt, aber lange Zeit in Kassel. Aber die Tante hat die Bibel wohl studiert in der Zeit, da man alle schrecklichen Begebenheiten in der Offenbarung und in den Propheten voraussagt und geschildert fand.

Fräulein von Haake, deren stets sich gleich bleibende Güte immer meine Montage verschönt, war auch sehr gerührt über die Worte des Andenkens Ew. Durchlaucht, und die Fürstin-Mutter strahlte. Baron von Haake thut wohl daran, sich derer anzunehmen, die weniger glücklich sind als er, ich freue mich der Gewißheit seines ausgezeichneten Loses, immer dem Prinzen Friedrich von Gotha zur Seite zu sein und so zu sehen und zu erkennen, was die Welt Hervorragendes hat in Bezug auf Verstand und Geschmack. Welch würdige Beschäftigung für das Gedächtnis, sich alles das zurückzurufen, die Spaziergänge im Park zu Gotha!

Möchte Eure Durchlaucht, cosi dolce memorie, lange Zeit genießen, noch weit über mein Alter hinaus, und die Zeit, da Gerechtigkeit und Menschlichkeit herrscht — wiederkehren sehen! Möchte ich noch die Erfüllung aller treuen Wünsche erleben, welche Eurer Durchlaucht Unterthanen für dero Gesundheit aussprechen. Mir scheint, als ob die Handschrift, die Bildung der Buchstaben eine Besserung der Gesundheit anzeigten, wofür der Himmel gepriesen sei — ich wollte es Frau von der Recke und ihren Begleitern nicht glauben, aber nun glaube ich meinen eigenen Augen und den Freudenthränen, die ich vergieße.

Möchte ich Eure Durchlaucht ebenso gesund sehen als gut und edel, indem Sie die Fortdauer Ihrer Güte versprechen

der alten Roche.

[1] Meline von Guaita, geb. Brentano-La Roche, 1788 bis 1861.





Hohe Jagd.

Novelle

von

Johannes Johannsen.

Die Baronesse Gosche von Ringstedt öffnete in höchsteigener Person die Thür ihres Hauses und komplimentierte ihren Besuch hinaus.

„Ich bedauere das fatale Vorkommnis ganz unendlich, meine verehrte Frau Landrat,“ sagte sie liebenswürdiger, als es sonst ihre Art war, „und auch meine Nichte ist untröstlich, das kann ich Sie versichern.“

Die Landrätin seufzte: „Der Simson war ein einziges Tier, einen solchen Kater bekomme ich im Leben nicht wieder, denken Sie nur, er war dreimal prämiiert. Aber jetzt ist er tot, niemand kann mehr etwas daran ändern, und ich will und ich werde vergessen.“

Nachdem sie diesen letzten Worten mit ungewöhnlicher Energie Ausdruck gegeben hatte, winkte sie noch einmal versöhnlich mit der behandschuhten Rechten und segelte darauf nach links die Dorfstraße hinab.

Man war im Dezember, draußen war es kalt. Infolgedessen zog Baronesse Gosche bald genug den Kopf zurück, verschloß sorgsam die Thür und gelangte durch drei kleine Wohnzimmer in die geräumige Eßstube. Auf dem großen, mit einer Gummidecke belegten Speisetisch befanden sich zwischen Putzlappen und Patronenhülsen ein Pulverhorn, Ölfläschen und ähnliche schöne Dinge, während die untröstliche Nichte bei der Thiessen am Fenster stand und sich eifrig damit abmühte, den Lauf einer Flinte blank zu reiben. Die Baronesse schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich hoffte dich bei einer vernünftigen weiblichen Handarbeit zu finden, Kathrin,“ rief sie ärgerlich, „aber jetzt stehst du wieder hier und reinigst Gewehre wie ein Ritterfräulein aus dem zwölften Jahrhundert!“

„Feuerwaffen gab's im zwölften Jahrhundert bestimmt noch nicht,“ warf die Thiessen ein, „und daß die Ritterfräulein sich besonders mit dem Waffenputzen beschäftigt haben sollen, ist mindestens zweifelhaft.“

„Thiessen,“ sagte die Baronesse, „Sie sind eine Schulmeisterstochter, und das Schulmeistern steckt Ihnen im Geblüt. Es ist ja wahr, Sie wissen mancherlei, hauptsächlich wenn Sie kurz vorher etwas über einen Gegenstand gelesen haben, aber mich brauchen Sie nicht zu belehren, ich bin zu alt

dazu. Und du, unseliges Kind," wandte sie sich von neuem an ihre Nichte, „du läßt mir das Spielen mit den Schießgewehren bleiben. Wenn du mir nicht sogleich den Kram aus den Augen bringst, wahrhaftig, ich schließe alles ein."

„Aber Tante," sagte Kathrin, ohne ihre Thätigkeit zu unterbrechen, „Papas Waffen dürfen doch nicht verrosten, das Putzen mußt du mir erlauben, aus Pietät schon."

„Meinetwegen," gab Gosche klein bei, „damit ist es dann aber auch genug, sonst schießt du dir ja wohl noch einmal einen Finger ab, und von einer Partie ist dann überhaupt nicht mehr die Rede. Wer möchte wohl eine Frau mit neun Fingern, das ist ja niemand zuzumuten. Nein, das Schießen hört auf, Unglück hast du, weiß Gott, schon genug damit angerichtet. Die Landrätin war außer sich, und wer will es ihr verdenken; sag bloß, Mädchen, warum hast du eigentlich den Simson totgeschossen?"

Kathrin zog die Oberlippe hoch, was ihrem allerliebsten Gesichtchen einen drollig-trotzigen Ausdruck gab. „Ich kann Katzen nicht ausstehen," gestand sie ohne Umschweife, „sie sind mir ein Greuel, dieser Simson nun vollends, denn er raubte mir den Schlaf, und wer läßt sich das auf die Dauer gefallen. Neulich nachts schrie er einmal wieder so laut, daß ich erwachte. Ich stand wütend auf, öffnete ganz leise das Fenster, und richtig, da ritt das schwarze Untier auf dem First unseres Waschhauses. Na, da nahm ich die Büchse und knallte das Vieh herunter, wer kann es mir verdenken? Hätte ich gewußt, daß es der Landrätin Simson war, der mir allnächtlich dieses Ärgernis bereitete, vielleicht würde ich ihn geschont haben, aber, auf Ehre, ich hatte keine Ahnung, denn Kater ist Kater, und eine Visitenkarte hatte er nicht bei sich."

„Kathrin," sagt die Thiessen, „wenn Sie nun doch so schrecklich gern knallen mögen, weshalb schießen Sie uns denn nicht einmal einen Hasen, den könnt ich prächtig brauchen in der Küche."

Das junge Mädchen zuckt die Achseln: „Haben Sie schon mal einen Hasen auf einem Dach gesehen?" fragt sie zurück.

„Allerdings nicht, bloß Spatzen und allenfalls Katzen."

„Nun also, aus diesem Grunde schwärme ich eben für die ‚Hohe Jagd'." Kathrin lacht über ihren Witz, aber es klingt nicht froh, eher traurig, als ob sie lieber weinen möchte.

Die Baronesse hüstelt leicht. „Wir Ringstedts sind alle ein bißchen grob," sagt sie in einem Tone, als wenn grob sein ein Verdienst wäre, „aber der da drüben, der ist es zu sehr. Mir deucht auch, du bist auf dem besten Wege, ein Original zu werden, Kathrin, äußerlich siehst du der Pogwisch bereits ein bißchen ähnlich, von Charakter artest du hoffentlich anders."

Das Fräulein warf einen prüfenden Blick auf „die Pogwisch", deren Konterfei in einem riesigen, windschiefen Ebenholzrahmen rechts vom Büffett hing. Dieses Porträt war das älteste noch vorhandene Bildnis einer Dame aus dem Hause Ringstedt, und deshalb hielt Gosche große Stücke darauf. Zu sehen war von der Pogwisch nun gerade nicht sehr viel. Eine rissige, schwarzbraune Fläche, in deren Mitte sich ein schmutzig ockerfarbenes Ornament befand, dessen Form gewissermaßen an die französischen Lilien erinnerte. Es war aber nicht etwa irgend welch heraldisches Zeichen, sondern es stellte die Backenknochen und das Nasenbein der Pogwisch dar, wenn man genau zusah, so konnte man's auch erkennen.

„Es ist ein Jugendbildnis," erklärte die Baronesse, „sie wurde als Braut gemalt, aber sie war erst sechzehn Jahre alt."

Kathrin lacht, dieses Mal herzlich und ungezwungen. „Wenn ich jetzt so aussehe, dann kann ich in meinem Alter gut werden."

Gosche hört nicht darauf. „Wie der alte Grobian da drüben sich gesuchst haben mag, als er das Bild nicht vorfand," sagt sie nicht ohne Genugthuung, „ich hab's aus der Saalwand ausheben lassen, und nehmen kann er mir's nicht, es ist mir endgültig zugesprochen."

„Ach ja," bestätigt Kathrin wehmütig, „das ist es, aber Ringstede haben sie uns genommen."

„Das kommt bloß von den preußischen Gerichten her," ruft die Baronesse wütend, „so wahr ich hier stehe, es ist gegen alle Gerechtigkeit. Dein Großvater, Kathrin, war ein Halbbruder von der Ranzentowitz, und

deren Vetter — nein, es war eine Cousine —"

Kathrin macht eine abwehrende Bewegung. „Liebe Tante, rege dich nicht auf, die jüngere Linie allein war erbberechtigt, die ältere nicht, infolgedessen hat auch Onkel Weinhold Ringstede bekommen und wir nicht. Mit Fug und Recht, wie ich glaube."

„Wir sind Uradel," eifert die Thiessen.

„Das will ich meinen," sagt Gosche, mit dem Knöchel ihres Zeigefingers auf die Tischplatte klopfend, „sie nicht, sie sind seiner Zeit bloß adoptiert. Adoptieren ist überhaupt Unsinn — und sie hatten eine Bürgerliche in der Familie, 1743 — aber was nützen alle Beweise, die preußischen Gerichte —"

„Wir müssen uns zu trösten suchen, es ist jetzt nichts mehr dabei zu machen."

„Gar nichts," klagt Gosche, „an die letzte Instanz hab ich appelliert. Solch ein Undank von dem Alten, zwanzig Jahre hindurch verwaltete ich ihm das Schloß mit aller Sorgfalt und Uneigennützigkeit, und als er dann mit seinem Herrn Sohn hineinziehen will, da jagt er uns hinaus."

„Er hat uns doch das Witwenhaus hier zurechtgebaut, liebe Tante, das müssen wir immerhin anerkennen, nötig hatte er das nicht."

„Alles Spekulation, er denkt, wir machen's hier nicht lange. Das Haus ist feucht, ist ungesund, Pilze wachsen in den Zimmern."

„Und die Öfen ziehen nicht, und die Küche ist im Keller, wie gräßlich unbequem," ergänzt die Thiessen.

„Schließlich müssen wir ihm doch noch dankbar sein, Tante Gosche. Er hat uns doch auch ein Jahresgeld ausgesetzt, trotzdem er dir infolge deines ewigen Prozessierens unmöglich grün sein konnte."

„Soll ich mir vielleicht Hab und Gut nehmen lassen, ohne das äußerste versucht zu haben; fällt mir nicht ein! Und was das Jahresgeld anbetrifft, ich weiß nicht, was du dir einbildest, verhungern lassen kann er uns doch nicht, das würden ja wohl selbst die preußischen Gerichte nicht leiden. Letzten Sonntag sitze ich in der Loge und bete still für mich mein Vaterunser, wer kommt herein — der Alte, sieht sich prüfend um und geht dann wieder hinaus. Was meint ihr, was er that, er kletterte auf den Orgelboden hinauf, und da stand er während der ganzen Predigt mitten zwischen den Dorfjungen. Glaubt er vielleicht, ich räume seinetwegen meinen angestammten Platz, überlaß ihm die Loge und setze mich im Schiff auf die Bank vor der Kanzel? O nein, da irrt er, ich bin Uradel. Der Erbprinz hat meine Erbprinzessin geheiratet, weil meine Erbprinzessin eigentlich hätte Erbprinz sein sollen, das hatte Takt, aber das da drüben, das hat von Takt nicht die Spur."

„Nicht die Bohne," grollt die Thiessen, „aber auch nicht so viel."

Kathrins Antlitz nimmt einen unendlich hochmütigen Ausdruck an, sie stampft sogar ein wenig mit dem Fuß. „Jetzt bringen Sie die Sache auch noch aufs Tapet, das ist mir wirklich zu arg."

„Laß Thiessen nur reden, mein Tochter," sagt die Baronesse gemütlich, „Thiessen hat einen hellen Kopf und das Herz auf dem rechten Fleck, kann dir gar nicht schaden, wenn du ab und zu mal Thiessens Meinung zu hören bekommst."

Die Flinte ist inzwischen blankgeputzt. „Meinetwegen mögt ihr dieses Thema jetzt erörtern, solange ihr Lust habt," ruft Kathrin ärgerlich, „ich geh auf den See! Das Eis ist prachtvoll, spiegelglatt, Punkt drei zu Tisch seht ihr mich wieder." Damit nimmt sie das Gewehr und klettert die schmale, steile Treppe in ihre Stube hinauf, von wo man sie ein weniges später wieder mit den klirrenden Schlittschuhen herabkommen hört.

* *
*

Obgleich fast kein Wind zu spüren war, so war es doch bitterlich kalt. Die Wege waren hart und fest gefroren, und auf den Rasenflächen, wie auf dem Gezweig der Bäume und Sträucher lag der Reif, den die Sonne noch nicht fortgetaut hatte. Um die untergelegten Rosen herum waren Erdschollen verstreut, schroff und zackig wie wilde kleine Felsen, und auf einer der Rabatten gewahrte Kathrin noch ein Stiefmütterchen, das verstört und halb erfroren in den unwirtlichen Wintertag hineinblickte. Der Garten, der zum Witwenhaus gehörte, war nur von geringem Umfang und der Anlage nach

neu. Früher war hier ein verwahrlostes Gelände gewesen, fast dicht gewachsen von Thee- und Schneebeersträuchern, von Tigerlilien und Päonien und all den anderen lieben altmodischen Staudenblumen. Hübsch war es gewesen, sicherlich, aber Gosche hatte dennoch alle die Pflanzen herausreißen lassen, was ihr schließlich niemand verdenken konnte. Die neuen Anlagen waren jetzt noch ziemlich kahl, trotzdem das Vorhandene thunlichst benutzt war, mit der Zeit würde aber auch dieser Garten hübsch werden, dafür sorgte schon der See, der ihn an der Südseite begrenzte. Im Herbst schlugen seine Wellen ans Land, klatschend und zornig, im Sommer raunten und sangen sie leise, und heut sagten sie gar nichts, gefesselt und schweigend schliefen sie lautlos unter dem blitzenden Schilde, das der Winter über sie gebreitet hatte. Der See war nicht groß, er war nur etwa eine halbe Stunde breit und hatte kaum zwei Stunden im Umfang. Rechts und links erstreckten sich Ackerfelder, regelmäßig von Furchen durchzogen, in denen sich weißer Reif in geraden Linien von dem eintönigen Grauschwarz der ebenen Fläche abhob. Vor sich in der Ferne sah Kathrin das hohe rote Ziegeldach von Ringstede, die zackige Turmkrone schien sehnsüchtig zu ihr herüberzublicken, und die alten Bäume nickten und grüßten. Kathrin hatte in wenigen Minuten die Schlittschuh unter den Füßen, und einen Augenblick später schon flog sie in gewundenen Linien über die glitzernde Fläche dahin. Das Eis war vortrefflich, nur nach dem Dorfe zu, wo die Wellen sich wohl ganz besonders unwillig hatten in Bande schlagen lassen, befand sich eine unebene Strecke. Die Wangen des jungen Mädchens glühten, ihre Augen blitzten, und Ringstede lockte und winkte. Kathrin konnte nicht anders, sie fuhr hinüber, und bald glitt sie langsam vorbei an dem Paradiese ihrer Kindheit. Nachdem Kathrins Eltern früh gestorben waren, hatte Tante Gosche die kleine Waise in ihre Obhut zu sich nach Ringstede genommen. Um den Besitz dieses Gutes führte die Tante einen wahnsinnigen Prozeß nach dem anderen mit Onkel Weinhold, gehört hatte es ihr niemals, aber Kathrin glaubte es, so fest fast wie die Tante selber. Dann endlich war der letzte Richterspruch gefällt, alles Fürchten und Hoffen war zu Ende, Ringstede blieb ihnen ewig verloren. Einige Jahre waren sie ja noch dort wohnen geblieben, bis dann Vetter Klaus den Dienst quittierte und an Stelle seines Vaters die Bewirtschaftung in die Hand nahm. Der alte Oberst begleitete natürlich seinen einzigen Sohn, und sie mußten fort ins Witwenhaus. Was aber Gosche auch sagen mochte, schlecht war Onkel Weinhold nicht gegen sie gewesen, wenn er auch ihr, Kathrin, das Lebensglück geraubt hatte. In solch trübe Erinnerungen versunken, war sie bis an die letzten Ausläufer des Parkes gelangt, als sie jäh aus ihrem Sinnen auffuhr. Sie hörte hinter sich her einen Läufer kommen, das pfeifende Geräusch der über das Eis dahinsausenden Stahlschuhe drang bereits so deutlich an ihr Ohr, daß an Flucht nicht zu denken war. Im nächsten Augenblick befand sich denn auch der Erbe und künftige Besitzer von Ringstede an ihrer Seite.

„Morgen, Kathrin," rief der junge Baron heiter, „wie geht's denn, prächtiges Eiswetter, was?"

„O ja," meinte sie kurz, „das Eis ist gut."

„Ich fürchte nur, wir werden bald Schnee bekommen."

Sie warf einen prüfenden Blick gen Himmel. „Möglich, die Luft ist dick."

„Gieb mir die Hand, Kathrin," bat der Leutnant, „wir wollen zusammen, das geht viel besser."

„Nein," sagte sie fast rauh, „laß mich, ich mag lieber allein," und damit begann sie zu holländern in weiten, korrekten Bogen.

„Hm, vor drei Jahren, in Berlin, bist du ganz gern mit mir gefahren. Weißt du noch bei der Rousseau-Insel, wie sie dich da angestarrt haben, und hätten sie dich erst als Kunstläuferin bewundern dürfen, da würden sie Augen gemacht haben. Ach, Kathrin, war ich damals verliebt in dich, beinahe ebensosehr wie heute!"

Sie stand urplötzlich still, so daß er ein ganzes Stück an ihr vorbeischoß. „Klaus," rief sie ernsthaft, „wenn du willst, daß wir hier gemeinsam auf dem See Schlittschuh laufen sollen, so sprich mir nicht mehr von Liebe."

„Bon," sagte der Leutnant, „abgemacht." Darauf reichte sie ihm die Hände, und in der nächsten Minute flogen sie, ein vereintes Paar, über die blitzende Fläche dahin.

* * *

Ungefähr zur selben Zeit, während sich draußen auf dem See diese sensationelle Begebenheit abspielte, trat die Thiessen, ein blaugrün kariertes Cape über den Arm, in den kleinen Salon der Baronin. Sie warf den Umhang achtlos auf einen Stuhl, schritt hastig auf den Schreibtisch zu und begann unter den dort aufgestellten Sachen zu kramen.

„Thiessen," schalt Baronin Gosche, die mit einer Point-lace-Näherei am Fenster saß, „wollen Sie wohl gleich Ihre Finger von meinen Heiligtümern lassen, ich liebe es durchaus nicht, wenn Sie überall herumstöbern."

Die Thiessen ließ sich nicht im geringsten stören, sie schob gleichmütig ein Schubfach zu, öffnete einen verblichenen Maroquinkasten und entnahm ihm einen zierlichen alten Operngucker.

„Was wollen Sie bloß damit, Thiessen?" fragte die Baronesse erstaunt; „aber geben Sie mir das Ding doch mal her, ich möcht's mal sehen. Wirklich, ein schönes Opernglas, ich hab's noch von meiner Prinzessin bekommen, das Gestell ist ganz aus Perlmutter zusammengesetzt, und das Monogramm hier vorn ist einmal mit Brillanten ausgelegt gewesen. Schändlich, während des verfluchten Prozesses sind alle meine Juwelen aus den Schmuckstücken herausgefallen; na, was liegt schließlich daran, geärgert hat er sich doch."

„Ja," bestätigt die Thiessen, „geärgert hat er sich," damit nimmt sie den Umhang und legt ihn ohne weiteres der Baronesse um die Schultern. „Kommen Sie doch mal mit in den Garten, Baronesse, ich möchte Ihnen dort etwas zeigen."

„Sie sind einfach wunderlich geworden, Thiessen," schilt die Baronin, „was kann draußen groß zu sehen sein: Schnee, Eis und kahle Bäume, dafür hab ich gar kein Interesse." Sie legt aber doch die Nadel und den Spitzenkram beiseite und läßt sich ins Freie führen.

„Es muß mächtig gefroren haben letzte Nacht," sagt sie, als sie mit der Thiessen auf den steinharten Wegen dahinschreitet, „eigentlich früh im Jahr, Mitte Dezember. Wenn Sie mich zum besten haben, Thiessen, und ich nichts Ordentliches zu sehen bekomme, so sollen Sie etwas erleben. Wohin soll die Reise nur gehen, ich bin wirklich gespannt."

„Nach dem See zu," erklärt die Thiessen.

„Mein Gott, Sie wollen wohl schlittern? Arme Person, ich fürchte, sie ist verdreht geworden."

Hart am Gestade des Sees, wo man den besten Überblick hat und die Bank aufgestellt ist, da bleibt die Thiessen stehen. „So," sagt sie, den Operngucker richtend, „hier ist es gut, besser können wir's nicht haben. Halten Sie das Glas auf den Turm, Baronin, jetzt auf den See herunter, ein klein bißchen rechts, so — Sehen Sie etwas?"

Baronesse Gosche nickt, sie blickt eine ganze Weile lächelnd und interessiert auf das gegenüberliegende Ufer, dann giebt sie mit einem Seufzer das Glas zurück.

„Nun?" fragt die Thiessen.

„Was denn?"

„Na — —!"

„Thiessen," sagt die Baronin kopfschüttelnd, „Sie sind eine Gans, Sie sind viel dümmer, als ich meinte. Der Alte da drüben existiert nicht für uns, er hat keine Visite gemacht, weil er ein Hasenfuß ist, trotz seines Oberstseins und seiner Grobheit. Der Junge aber, der gefällt mir, der hat Besuch gemacht und ist ein Gentleman, ein frischer, netter Kerl. Warum in aller Welt sollte Kathrin nicht mit einem Kavalier Schlittschuh laufen, wenn sie dazu aufgefordert wird; zu heiraten braucht sie ihn doch deshalb nicht. Die Kathrin ist stolz, mehr vielleicht, als wir alle zusammen, und wenn der Alte da nicht Pater peccavi sagt und in der Karosse kommt, den Brautwerber zu machen, so können Sie warten, Thiessen, länger als Ihr Lebensfaden anhält. Der da auf Ringstede mag nun sein, wie er will, ein Ringstedt ist er ja schließlich doch, und das, Thiessen, das ist eine halsstarrige Art."

* * *

Der graue Wintertag ist nach einer kurzen Dämmerung in einen finsteren Abend übergegangen. Es schneit. Die Damen im Witwenhaus haben eben den Thee genommen, der nach ländlicher Sitte schon um acht Uhr gereicht wird, sie sitzen jetzt beieinander in der Baronin kleinem Salon und plaudern von Weihnachten. Gosche seufzt, die Thiessen seufzt, und Kathrin seufzt auch. Ach, Weihnachten! Die Baronesse leidet wohl am meisten unter den veränderten Verhältnissen, denn abgesehen von ihren persönlichen Ansprüchen liebt sie den Prunk und die Repräsentation, und welch ein Unterschied zwischen damals und heute. Im vorigen Jahre wurde noch in einem der ausgeräumten Säle des Schlosses beschert. Zwischen zwei riesigen Lichterbäumen haben die Gabentische gestanden, und die Schulkinder sind unter Führung des Lehrers gekommen, schüchtern, lächelnd, mit großen erwartungsvollen Augen. „Stille Nacht, heilige Nacht!" Die Kinder sangen, der Pastor hat begleitet, darauf wurden sie an die Gabentische geführt. Ein Wispern erst nur, ein Raunen, dann ein unterdrückter Jauchzer, ein verhaltenes Lachen, dem sich hier und da schon ein Laut ureigenster Natürlichkeit beigesellt. „Kiek blots, watt'n Appeln!" — „Mien Popp hett'n rode Kleed!"

Kathrin wird umringt von den Kleinen, denen sie das Spielzeug zeigt, die Pfefferkuchenmänner und die Fibeln. Die Thiessen hilft den Mädchen ihre Kleider bewundern, und die Baronesse hält's mit den Buben. Bald ist alle Scheu verschwunden, man kann sein eigen Wort nicht verstehen vor den Ausbrüchen jubelnder Freude. Um neun, viel zu früh für die meisten, hält der Pastor seine Ansprache, und dann kommen sie alle gelaufen, dem Alter nach, der Baronesse die Hand zu schütteln. „Viel Dank auch, gnädigste Baronesse, viel Dank auch," und damit ist der offizielle Teil des Festes zu Ende. So war es früher gewesen, Jahre hindurch, jetzt aber ist das Einkommen beschränkter geworden und die Räume sind es auch.

„Wir dürfen nur die allernötigsten nehmen dieses Mal," sagt Gosche resigniert, „Lahmanns, die Webersleute und vor allem die Feddersens. Du könntest einmal die Liste aufstellen, Kathrin, denn Versehen dürfen nicht vorkommen. Der da drüben wird es natürlich großartig machen, damit sie uns um so eher vergessen."

Die Baronesse streicht mechanisch die Tischdecke glatt und versinkt in Schweigen.

Auch Kathrin hält es für angemessen, auf die letzte Bemerkung der Tante nicht weiter einzugehen, und so herrscht denn eine Weile die tiefste Stille, bis die Thiessen plötzlich ganz laut ausruft: „Was wird denn aber jetzt aus dem Hasen?"

Baronesse Gosche fährt aus ihrem trübseligen Sinnen erschreckt auf, gönnt der Tischdecke ihren Frieden und fragt ebenfalls: „Ja, was wird aus dem Hasen, Kathrin, was wird nur aus des Sanitätsrats Hasen? Bekommen muß er einen, das steht fest."

Aber Kathrin schüttelt melancholisch den Kopf. „Nein," sagt sie bestimmt, „der gute, alte Sanitätsrat muß sich dieses Mal ohne meinen Festbraten behelfen."

„Das ist nicht möglich," ruft die Thiessen, „fünf Jahre hindurch haben Sie dem alten Herrn an jedem Weihnachtsabend einen Hasen verehrt, und jetzt wollen Sie damit aufhören. Sie würden ihm das Fest verderben, er denkt, Sie haben ihn vergessen."

„Kathrin zuckt die Achseln: „Ich darf ja nicht schießen."

„Ich nehme mein Verbot von heute mittag zurück," erklärt Gosche eifrig, „keine Regel ohne Ausnahme."

„Wir haben aber keine Jagd mehr, liebe Tante."

„So müssen Sie einen Hasen kaufen, Fräulein Kathrin, im Grunde ist es doch dasselbe."

„Nein, nein, Thiessen, das geht nicht, kaufen kann sich ja der Sanitätsrat auch selbst einen, nur ein eigenhändig von mir erlegter Lampe hat Wert für ihn."

„Du könntest nach Orlewitzhof hinübergehen," rät Baronesse Gosche, „der Orlewitzer wird es nicht übelnehmen, wenn du seinen Hasenbestand um ein Exemplar verringerst."

„O nein," beharrt Kathrin, „auch das thue ich nicht, es muß durchaus ein Ringsteder Hase sein, und da das nicht möglich ist, so wird der gute Sanitätsrat in diesem Jahr verzichten müssen. Ich kann ihm nicht helfen."

„Du bist ein eigensinniges Ding, Kathrin," schilt die Baronesse, „wenn du deinen Starrkopf aufsetzt, ist mit dir nichts anzufangen. Mach, daß du hinauskommst, Thiessen und ich wollen dich gar nicht länger hier dulden, wir müssen auch an die Arbeit."

Kathrin steht auf. „Ja, ja, ich habe ja selbst noch zu thun, damit ich fertig werde, es ist ganz gut, daß ihr mich fortschickt."

Als sie dann die Thür öffnet, ruft ihr die Baronesse noch einmal nach: „Vergiß mir nicht die Liste, Kathrin, wenn's möglich ist, schreib sie heute abend."

Kathrin verspricht es. „Gewiß," sagt sie, „ich will mich sogleich daran machen, einmal muß es ja doch sein."

Die Baronesse nimmt ihre ewige Point-lace-Näherei in die Hand, aus der irgend eine Weihnachtsgabe für Kathrin entstehen soll, und die Thiessen beginnt eifrig Fransen an einen Teppich zu knüpfen. Die Holzscheite im Ofen knistern, und draußen schneit es — die richtige Weihnachtsstimmung.

Indessen geht Kathrin in einem der anderen Zimmer gehorsam an die ihr aufgetragene Beschäftigung. Sie sucht einen Foliobogen hervor, holt Tinte und Feder und beginnt die Liste der zu Beschenkenden aufzustellen. In früheren Jahren war das eine ganze Arbeit, die Umsicht und Zeit erforderte, jetzt, Kathrin zählt nach, jetzt sind es gerade zwölf Personen, die paar Alten nicht eingerechnet. Sie seufzt, schiebt den Stuhl zurück und tritt an die Gartenthür. Wie dunkel es draußen zu sein scheint, es schneit. Kathrin legt die Stirn an die Scheibe und blickt hinaus, allmählich beginnt sie die Bäume und Sträucher, die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden, gleichmäßig rieselt der Schnee in weichen, weißen Flocken. Morgen wird eine gute Hasenjagd sein, ob sie am Ende doch nach Orlewitz hinübergeht? Der alte Sanitätsrat ist langjähriger Hausarzt bei den Ringstedts und zugleich ein treuer Freund der Familie, der von Kathrin ganz besonders, es wäre traurig, wenn er keinen Hasen bekommen sollte. Und plötzlich durchzuckt sie ein Gedanke, eine Tollheit, die sie zuerst fast erschreckt, und die gleich darauf beinahe etwas Berauschendes für sie hat. Wenn sie jetzt ihre Flinte nähme und die Schlittschuhe und über den See hinüberliefe nach Ringstede, da könnte sie vielleicht noch heute abend einen Hasen erlegen. Die Sache beginnt ihr immer reizvoller zu erscheinen: ein gewilderter Lampe, der würde dem alten Herrn sicherlich einen ganz besonderen Spaß machen. Aussichtslos ist die Sache nicht. Im vorigen Jahre waren die Hasen oft genug bei dem Ringsteder Kohl zu Gaste, weshalb sollten sie diese Gewohnheit jetzt aufgegeben haben, und gefährlich, — gefährlich ist es schließlich auch nicht. Natürlich vorsichtig muß sie sein, zuerst muß sie sich überzeugen, daß auch niemand in der Nähe ist. Den Schuß wird man ja wohl hören, aber die Baulichkeiten sind eine ganze Strecke vom Küchengarten entfernt, ehe jemand hinzukommt, ist sie längst auf dem Eise, und da mag sie verfolgen wer will. Die Lust blitzt Kathrin in den Augen, sie will es, wahrhaftig, sie thut es. Lautlos holt sie die Flinte und die Schlittschuhe, steckt Patronen zu sich, und nachdem sie dann noch die Jacke angezogen und die Mütze aufgestülpt hat, ist sie reisefertig, das Abenteuer kann beginnen. Leise, leise schleicht sie auf den Fußspitzen über den Korridor, zum Glück wird sie von der Dienerschaft nicht bemerkt, und auch Nero, der braun- und weißgefleckte Jagdhund, tritt, ohne anzuschlagen, nur schmeichelnd an sie heran. Ob sie Nero mitnimmt? Nein, nein, das geht nicht. „Bleib Nero, bleib drinnen, hörst du wohl."

Hoch aufatmend und fröhlich in sich hineinkichernd, steht sie draußen. Wie es schneit, welch ein Gewimmel von weißen Flocken! Wenn der Schnee sie nur nicht hindern wird, die Schlittschuhe zu benutzen. Jetzt läßt sie es aber darauf ankommen, jetzt soll es versucht werden. Kathrin durchschreitet eilig den Garten, befestigt die Stahlschuhe, und schon ist sie auf dem Eise. Wie wundervoll es ist so am Abend, wie totenstill, auch kein Laut ist vernehmbar, kein Ton, nur das leise Knarren ihres Fußzeugs. Als sie Ringstede näher kommt, wird sie doch ängstlich; ist es vielleicht unrecht, dem Alten da drüben einen Hasen wegzuknallen? Sie muß lachen, die Sünde wird ihr Herz nicht belasten, sie hätte ja nur Klaus um seine Begleitung bitten können, der würde mit Freuden eingewilligt haben. Jetzt ist Kathrin

am Ziel, nun soll sie ihre Geistesgegenwart beweisen, zeigen, daß sie ein Soldatenkind ist. Weit hat sie nicht zu gehen, denn der Küchengarten stößt fast direkt an den See, nur nach rechts darf sie sich nicht wenden. Dort in den Kronen der alten Silberpappeln haben die Krähen meist ihr Nachtquartier aufgeschlagen, und wehe, wenn sie die schwarzen Unglücksvögel weckt, da fliehen auch die Hasen von dannen. Kathrin löst die Schlittschuhe von den Füßen, legt sie behutsam ans Ufer an einen Platz, den sie leicht wieder zu finden meint, und klettert ans Land, vorsichtig, Schritt für Schritt. Bei dem leisesten Rascheln eines Blattes, bei dem geringfügigsten Knacken eines Astes fährt sie erschrocken zusammen, aber Kathrin hat Glück, die Krähen regen sich nicht. Jetzt gelangt sie auf einen ebenen Pfad, dort ist es weniger gefährlich; unhörbar schleicht sie an dem Johannisbeerzaun entlang, und dann bleibt sie stehen, sie ist zur Stelle. Von hier aus kann sie das Kohlfeld überblicken; wenn jetzt keine Hasen dort sind oder nicht innerhalb einer Stunde welche kommen, dann ist alle aufgewandte Mühe und Aufregung umsonst, und Kathrin muß die unausbleiblichen Vorwürfe der Tante und die Lamentationen der Thiessen für nichts und wieder nichts über sich ergehen lassen. Wenn man sich an das Dämmerlicht gewöhnt hat, ist es so dunkel eigentlich nicht. Überall, wo sich die großen Kohlblätter nicht gerade zu einem unentwirrbaren Dickicht vereinen, leuchtet der weiß beschneite Grund deutlich zwischen den Stauden hervor. Kathrin steht regungslos still; den Finger am Hahn späht sie vor sich hin in das Weite, ganz Auge und Ohr — für Hasen. Sie muß eine ganze Zeit warten, schon ist sie nahe daran, die Hoffnung aufzugeben und den Heimweg anzutreten, da bemerkt sie an einer der Kohlstauden ein Beben. Seltsam, die straußfederartigen Blätter bewegen sich, und ist doch von Wind nichts zu spüren.

Kathrin hält den Atem an; was ist das, was mag es sein, wenn es kein Hase ist. Sie strengt die Augen bis aufs äußerste an; in ihr zuckt es vor Aufregung und Jagdlust, und jetzt, jetzt wird die Staude kräftig geschüttelt, erst nach rechts, dann nach links. Kathrin bemerkt deutlich genug einen kleinen zierlichen Kopf, einen lang emporgereckten Körper; sie sieht vier Ohren auf und nieder klappen. Seit wann hat denn ein Lampe vier Löffel? Herr Gott, wenn sie eine Doublette machen könnte!

Der Atem steht ihr fast still, aber Ruhe, ruhig Blut vor allem. Sie legt die Flinte an die Wange und richtet langsam und vorsichtig das Korn. In der nächsten Sekunde kracht der Schuß so laut und gellend, daß Kathrin selber zusammenschrickt. Ein Brausen erhebt sich in den Pappelbäumen, ein Sausen wie ein plötzlicher Wirbelwind; das sind die Krähen, die sich haben beschleichen lassen. Ruhig Blut, Kathrin, ruhig Blut! Aber was ist das, da jagt ja ein Hase davon in wilder Flucht, in langen, weiten Sätzen; nun, es waren zwei dort, und einer ist auf dem Platze geblieben. Kathrin bahnt sich einen Weg durch das Kohlgestrüpp. Sie rennt auf den Punkt zu, den sie fest im Auge hält, sie beugt sich suchend und spähend hinab, und richtig, da liegt der arme, verendete Lampe, der Weihnachtsbraten für den Herrn Sanitätsrat. Wird das ein Spaß werden! Kathrin stößt einen lauten Juchzer aus, sie hält den Hasen hoch in die Luft und betrachtet ihn stolz von allen Seiten. „Ein großes Vieh," jubelt sie, „ein kapitaler Braten!"

Da wird plötzlich ihre den Büchsenlauf umspannende Linke von einer rauhen, riesigen Faust gepackt, und eine grobe Stimme ruft mitten in ihren Weidmannsjubel hinein: „Sieh so, nu heff ick di doch mal beluert, du bist dat also, de hier Abend för Abend herumballert."

Kathrin durchfährt ein mächtiger Schrecken, ihr ganzer Mut, ihre Jägerfreude sind verschwunden. Ja, ja, ein Wilddieb muß auch noch auf andere Dinge achtgeben als auf das Jagdgetier. Sie läßt kraftlos den Hasen sinken und wendet sich um.

Neben ihr steht ein breitschulteriger, mittelgroßer Mensch in Arbeiterkleidung, der seinerseits kaum weniger erstaunt zu sein scheint als sie selber.

„'n Fruensminsch," murmelt er vor sich hin, „würkli und warafti 'n Fruensminsch."

„Wer sind Sie," fragt Kathrin, mühsam ihre Angst bemeisternd, „ich kenne Sie ja gar nicht, was wollen Sie von mir?"

„Ick bin de niee Peerknecht, ick bin erst to November intreen," erwidert der Mann, „und," fügt er mit diabolischem Lachen hinzu, „ick will Se fastnehmen."

„Wollen Sie mich wohl augenblicklich loslassen, was fällt Ihnen denn ein —" Dann überlegt sie noch, ob es klug ist, ihm zu sagen, wen er vor sich hat.

Der Mensch lacht wieder, kurz, gurgelnd und, wie es Kathrin scheint, auch höhnisch. „Ick war mi wahren," ruft er, „darum heff ick hier nich jeden Abend achter'n Tun seten, dat ick Se nun lopen lat. De gnädige Herr is fürchterlich fühnsch op Se, wiel Se hier immerlos rum knallern dohn, und recht hett he, wer mag dat woll hemmen. Ja, nu helpt dat nich, nu möt Se mit nah de Herr Baron."

„Es ist aber ganz gewiß das erste Mal, daß ich hier bin."

„Dat kann jeder sengen."

Kathrin schaudert. „Mann," sagt sie, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen: ich kaufe Ihnen den Hasen ab für einen Thaler, und einen weiteren Thaler erhalten Sie persönlich für Ihre Bemühungen, dann ist uns allen geholfen."

Der Knecht kraut sich unentschlossen den Kopf. „Nee," meint er darauf entschieden, „dat geiht doch nich, dat's gegen mien Instrukschon. Nu man hüh!" Darauf faßt er sie noch fester und zerrt sie hinter sich her.

„Nein," ruft Kathrin, „über den Wirtschaftshof folge ich Ihnen nicht, ich will so wenig als möglich gesehen werden. Wir wollen lieber den Taxusgang wählen und dann durch den Garten, das ist auch ebenso nah."

Der Mann pfeift. „Nu kiek mal ener an," sagt er beleidigend, „mi wöllt Se vörlegen, Se heft hier tum erstenmal schaten, und Se kennt hier Weg und Steg. Wenn Se dat awer lewer is, mientwegen gern."

Der Knecht strebt vorwärts, und Kathrin muß hinterdrein, sie mag nun wollen oder nicht. Was wird nur Onkel Weinhold sagen, der doch als Grobian bekannt ist, wenn er sie in diesem Aufzug sieht. Und sie, Kathrin, ist noch genötigt, den alten Herrn, der ihr so viel Herzleid zugefügt hat, um Verzeihung zu bitten, das ist entsetzlich. Nein, sie thut es aber nicht.

„Mann," ruft sie, „hören Sie doch mal, ich habe es mir überlegt, ich will nicht weiter mit Ihnen gehen. Wenn Sie mich laufen lassen, dann lege ich noch einen Thaler zu."

„Nee, nee, dar ward nix ut, dat geiht nich, dat kunn över mien Steed gahn. Aber wenn Se dat lewer is, denn will ick Se ock woll nah de Lüdstuf bringen, dar kann de Vogt dat mit Se afmaken, und denn krigt de Herr Se gar nich to sehen."

„Nein," stöhnt Kathrin entsetzt, „in die Leutestube geh ich auf keinen Fall, dann noch hundertmal lieber zum alten Obersten."

* * *

Die Wohnräume des Ringsteder Schlosses sind allerdings mit den kleinen, niedrigen Zimmern des Witwenhauses nicht in Vergleich zu bringen. Um diesen Eindruck zu gewinnen, braucht man nur die sogenannte Arbeitsstube des Obersten zu betreten. Wie prächtig ist der kunstvoll geschnitzte Holzplafond und wie behaglich die hohe Täfelung an den Wänden. Der dazwischen liegende Raum ist schlicht geweißt und in gleichmäßigen Abständen mit Ölbildern geschmückt. Alle diese vielfach stark nachgedunkelten Porträts stellen Angehörige des Hauses Ringstedt dar, die meistens in diesem Schlosse lebten und wirkten, teilweise unter seinem Dache geboren und gestorben sind. Vor dem mächtigen, aus Sandsteinquadern aufgeführten Kamin sitzt der jetzige Herr und Besitzer des Gutes, der Oberst Weinhold von Ringstedt, und stochert mit einer Eisenstange zwischen den glühenden Kohlen umher.

„Klaus!" ruft der alte Herr, ohne sich umzusehen oder seine nützliche Thätigkeit zu unterbrechen.

„Ja, Vater."

„Was treibst du dahinten eigentlich so lange?"

„Ich zünde mir eben eine Cigarre an, ich stehe sogleich zu Diensten."

„Sehr menschenfreundlich von dir. Merkwürdig, daß du immer herumrennst und nie zu haben bist, wenn man ein Wort mit dir reden will."

„Was wünschst du denn, Vater?"

„Ja, nun hab ich's natürlich vergessen, was wollte ich doch gleich sagen? Ach so,

von Weihnachten wollte ich mit dir sprechen, das steht ja nun auch wieder mal vor der Thür."

„Gewiß, acht Tage sind's noch bis zum heiligen Abend."

„Stimmt, hab ich auch so ausgerechnet, und da möcht ich mal deine Meinung hören, wie das nun mit der Bescherung zu halten ist. Das alte Gestell da drüben, meine liebe Cousine Gosche, hat ja jedes Jahr einen gewaltigen Sums davon gemacht, und da muß man sich wohl auch etwas merken lassen, wenn man nicht ganz in Verruf kommen will."

„Ich habe bereits mit der Pastorin gesprochen, Vater, die wird das Nötige für die Mädchen aussuchen, für die Jungen kaufe ich ein, und für das Materielle, weißt du, den Glanz und den Schimmer, wird Mamsell Sorge tragen. Sie hat schon Erkundigungen darüber eingezogen, wie es früher gemacht ist. Ich denke nämlich, wir lassen es thunlichst beim alten."

„Einverstanden, mein Junge," sagt der Oberst, „ganz meine Ansicht. Wie viel Köpfe sind's denn eigentlich?"

„Zweiunddreißig Schulkinder, Vater, neunzehn Knaben und dreizehn Mädchen."

„Zweiunddreißig! Sacre Dieu, das ist ja eine nette Bande, und dann das Gethue und das Gedanke. Schauderhaft! Na, ich will froh sein, wenn die wieder zum Hause hinaus sind."

„Es ist ja nur einmal im Jahre," begütigt der Leutnant.

„Hast recht," sagt der Alte, „und 'ne schöne Sache ist's schließlich doch." Damit stochert er wieder zwischen den Kohlen umher, daß die Funken nur so stieben.

„Du, Klaus!"

„Ja, Vater."

„Rück mal 'n bißchen dichter ran, Junge, damit ich dich sehen kann. Eigentlich wäre es doch viel netter, Klaus, wenn man selbst so jemand hätte, dem man eine Freude machen könnte."

„Ich verstehe dich nicht ganz, Vater."

„Nicht? Na, du bist sonst doch nicht auf den Kopf gefallen, aber denn muß ich mich eben deutlicher ausdrücken. Ich meine, es würde hübscher sein, wenn man den Christbaum den eigenen Kindern anzünden könnte oder meinetwegen den Enkelkindern."

„Ach, Vater!"

„Höre mal, Klaus, du bist jetzt dreißig Jahre geworden, da wird es Zeit, daß du endlich heiratest, dieses ewige Junggesellenleben taugt nicht für dich. Lache nicht, mein Sohn, es ist mir bitter Ernst damit, ich habe sogar schon auf eine ein Auge geworfen. Da ist die kleine Orlewitz, das ist 'n nettes Mädel, gute Familie, Geld hat sie auch, was willst du mehr?"

„Unsinn, Vater," protestiert der Leutnant, „die ist mir denn doch zu klein und zu dick."

„Hm, eine Venus soll es sein, für meinen Geschmack just nicht nötig, da muß ich dann allerdings mit anderen Vorschlägen kommen."

„Bemühe dich nicht, Vater," wehrt der junge Baron lächelnd, „ich weiß schon ganz genau, wen ich heiraten will."

„Den Donner auch, und das erfahre ich erst jetzt so en passant? Einerlei, mir soll's lieb sein. Von Familie, wie ich hoffe."

„Ich denke doch — Uradel."

„Das läßt sich hören. Hat sie Geld?"

„Kann ich nicht behaupten, Vater."

„Schlimm, sehr schlimm," klagt der Oberst, „aber da wir jetzt Ringstede haben, mag's hingehen. Nun nenne aber auch den Namen, Junge."

„Wenn du es wünschest, gern. Es ist die Baronesse Kathrin von Ringstedt, du kennst sie schon."

Der alte Oberst läßt den Haken im Kamin stecken und macht mit dem Stuhl eine halbe Wendung nach rechts. „Kathrin," ruft er ganz bestürzt, „Kathrin von Ringstedt, das ist ja reizend! Dann seid ihr ja wohl auch schon handelseinig, wenn man fragen darf?"

„Nicht so ganz, Vater."

„Will das alte Gestell da drüben etwa nicht?"

„Ich habe Tante Gosche noch nicht um ihre Einwilligung gebeten, Vater, und ich mag auch nicht davon reden, bevor du nicht mit ihr im Frieden lebst."

„Frieden ist gut," höhnt der Oberst, „da mußt du dich an deine Tante wenden, mein lieber Sohn, aber ich fürchte, du kommst an die falsche Adresse. Die da drüben ist ein Streithammel, ein Zankteufel, die prozessiert noch mit dem Tod, wenn er sie holen will."

„Aber Vater, ist es denn so schlimm, daß sie alles versuchte, um Ringstede für sich zu gewinnen?“

„Dummheit ist immer schlimm,“ meint der alte Baron sarkastisch, „das hat erst Ruhe, wenn Hab und Gut aufprozessiert ist, jetzt kann ich sie ernähren. Na, ich thu's gern. Vor zwanzig Jahren hat sie mir nämlich mal einen Korb gegeben, und dafür bin ich ihr zu Dank verpflichtet mein Leben lang. Aber sag mal, Junge, wenn es denn doch durchaus und absolut die Kathrin sein soll, weshalb machst du nicht Ernst, warum erklärst du dich ihr nicht?“

„Ist ja geschehen, Vater, längst schon, aber sie wies mich ab.“

„Was,“ fährt der Oberst auf, „sie will nicht! Die ist wohl nicht recht gescheut, die hat wohl den Teufel im Leibe genau wie ihr wertes Fräulein Tante. Bist du nicht gerade und stattlich gewachsen, bist du nicht ein famoser Kerl, erbst du nicht mal Ringstede; um eine Prinzessin kannst du freien, Junge.“

„Ach, Vater,“ wendet der Leutnant ein, „ich glaube kaum, daß meine Person ihr zuwider ist, die Sache hat einen anderen Haken, geradeaus gesagt, es handelt sich um dich.“

„Um mich,“ wiederholt der Oberst ganz bestürzt, „sie hat wohl Angst vor mir, hat mich als Wüterich geschildert, als Tyrann, das Gestell da drüben.“

„Beruhige dich nur, Vater, ich will es dir erklären. Vor drei Jahren kam Tante Gosche doch mit der Kathrin nach Berlin, die sollte dort irgend etwas lernen, singen glaube ich.“

„Erinnere mich, weiter.“

„Eines Abends bist du nun bei der Doberitz zum Whistspielen gewesen, und da hast du erst von der Ankunft unserer Damen gehört. Die Doberitz hat dir die Neuigkeit brühwarm beigebracht, sie erzählte dir auch, daß sie Kathrin und Tante Gosche in der Oper getroffen habe.“

„Und?“

„Darauf sollst du spöttisch gelacht und erwidert haben: ‚Na, denn kann die Hohe Jagd beginnen, sauve, qui peut.‘“

Der alte Oberst nickt mit dem Kopf. „Möglich,“ bestätigt er, „daß etwas Derartiges vorgefallen ist. Ich war der Ansicht, die streitbare Jungfrau von hundert Semestern würde mich jetzt einen Tag um den anderen überfallen, um doch noch einen Vergleich zu erzwingen. Angenehm war mir die Aussicht nicht, das versichere ich dich.“

„Ein unüberlegtes Wort ist schnell gesprochen, Vater, ich glaube gern, daß du dabei an Tante Gosche dachtest, der du begreiflicherweise nicht die zärtlichsten Gefühle entgegenbringen konntest. Die Doberitz aber meinte, du zieltest auf mich und Kathrin, Vater, und das war eine böse Geschichte, denn sie behielt ihre Weisheit nach Weiberart nicht für sich, sondern sorgte dafür, daß sie unter die Leute kam.“

„Plappermaul das!“ knurrte der Alte.

„Ein wenig hart, aber kaum zu viel gesagt. Einerlei, dein Ausspruch kam leider auch wieder Kathrin zu Ohren, und die ist eine echte starrköpfige Ringstedt, Vater, und viel zu stolz, um einen Mann zu heiraten, von dem die Welt behauptet, daß sie Jagd auf ihn gemacht hat.“

„So, also deshalb will sie dich nicht?“

„Nein, Vater.“

„Querköpfige Person, genau wie die Alte, ganz dieselbe Sorte.“

„Meinst du nicht auch, lieber Vater, daß du Kathrin eine kleine Revanche schuldig bist. Es war entschieden Grund genug vorhanden, deine Bemerkung falsch zu deuten, und wenn du meinem Lebensglück nicht im Wege stehen willst, so mußt du wieder gut machen und —“

Der Oberst zog die Brauen hoch: „Nun?“ fragte er grimmig.

„Abbitte leisten, Vater.“

Der alte Mann sprang heftig auf, bezwang sich, ließ sich wieder nieder, machte mit dem Stuhl eine halbe Drehung nach dem Kamin zu und begann von neuem mit der inzwischen rot erglühten Eisenstange in den Kohlen zu stochern.

„Um einen geringeren Preis thut es das Mädchen nicht?“ fragte er nach einer schwülen Pause.

„Kaum, Vater.“

„Und eine andere heiratest du nicht?“

„Nein, Vater.“

„Dann schicke die Kathrin herüber, dann will ich mal versuchen, ein vernünftiges Wort mit ihr zu reden.“

„Sie wird nicht wollen, Vater, sie wird verlangen, daß du zu ihr kommst.“

„Was,“ brüllte der Oberst, „ich nach drüben, ich vor den Augen des alten Gestells da Abbitte leisten um nichts und wieder nichts! Was denkst du eigentlich von mir, ich bin ein alter Oberst, der nie um Pardon gebeten hat, und ich sollte vor diesen uradeligen Frauenzimmern zu Kreuze kriechen, fällt mir doch im Traum nicht ein.“

Leutnant Klaus seufzte und blickte nicht ohne Besorgnis auf den Alten, dessen Gesicht fast so rot war wie die Kohlen, unter denen er wütete.

In diesem selben Augenblicke ward von draußen laut und kräftig an die Thür gepocht, und der junge Baron ging hin, um zu öffnen. Eine fatale Störung, die er sich möglichst bald vom Halse schaffen mußte.

„Was wollen Sie denn noch, Jens-Christoph,“ fragte er erstaunt, die breitschulterige Gestalt des Knechtes musternd, „ist mit den Pferden etwas los?“

„Nee, Herr Baron,“ stotterte der Mann verlegen, seine Mütze zwischen den Händen drehend, „ick wull de Herr blots seggen, dat ick de Wilddeev fungen heff. Und wenn de Herr Baron em glieks afurdeelen wull, denn kann 't angahn, ick heff em mitbrocht.“

„Führen Sie den Menschen nach der Leutestube, Jens-Christoph, und rufen Sie den Vogt, damit die Personalien aufgenommen werden, ich habe jetzt keine Zeit, mich mit der Sache zu befassen.“

„Ja, Herr Baron, he will man nich, he will absoluts nich nah de Lüdkamer.“

„Nein,“ rief Kathrin, sich energisch aus dem dunklen Flur hervordrängend, „das ist mir zu arg, so lasse ich mich nicht behandeln!“

Der Leutnant trat unwillkürlich einen Schritt zurück, konnte er denn seinen Augen trauen? War das nicht Kathrin, die da beschneit, mit geröteten Wangen und schief gerutschtem Mützchen vor ihm stand? Ja, sie war es wirklich, und Wunder über Wunder, in der einen Hand hielt sie eine Flinte, in der anderen einen blutenden Hasen.

Einen Augenblick war Klaus ganz starr vor Überraschung, dann sagte er heiter: „Aber Kathrin, wie in aller Welt kommst du hierher zu nachtschlafener Zeit?“

„Du hast gut lachen,“ klagte sie schmollend, „mir ist eher zum Weinen zu Mute,“ und dabei warf sie einen furchtsamen Blick auf den Obersten, der seinen Sessel wieder einmal umgedreht hatte. Der alte Herr machte aber auch in der That mit seinem wirren, weißen Haar, die Rechte mit der rotglühenden Schürstange bewaffnet, nicht eben einen vertrauenerweckenden Eindruck.

„Onkel Weinhold,“ sagte Kathrin, mutig auf den alten Eisenfresser zutretend, „was du da eben gehört hast, das ist die volle Wahrheit. Ich wollte dem Sanitätsrat so gern auch dieses Mal, wie in jedem Jahr, einen Ringsteder Hasen zu Weihnachten schenken, und darum bin ich herübergelaufen, habe im Kohlgarten einem Lampe aufgelauert und — ihn niedergeknallt. Gar nicht besser bin ich als ein richtiger Wilddieb, und wenn ihr mich nach Fug und Recht bestrafen wollt, so kann ich's nicht ändern. Hier stehe ich, jetzt macht mit mir, was euch gut deucht.“

Der Oberst war aufgestanden, und man sah ihm sein Alter so weniger an als im Sitzen, denn er hielt sich noch stramm und gerad für seine Jahre. „Du bist also die Kathrin von Ringstedt?“ fragte er forschend.

„Ja,“ erwiderte sie trotzig.

„Bist ein keckes Mädel, das muß ich sagen. Hast auch der Landrätin Simson tot geschossen, übrigens ein abscheuliches Vieh und darum ein sympathischer Streich, mag ich leiden! Wilddiebe darf man aber so ohne weiteres nicht laufen lassen, ich kann dir nicht helfen, Strafe muß sein. Na, wir wollen's gelinde machen. Gieb deinem alten Onkel einen Kuß, Kathrin von Ringstedt, damit mag's gut sein.“

Sie zuckte unwillkürlich zusammen, aber der Alte kehrte sich gar nicht daran, er küßte sie herzhaft auf die roten Lippen.

„Hm,“ machte er dann schmunzelnd, „deine Küsse schmecken süß, besser als die deiner Fräulein Tante, das kannst du ihr bestellen, wenn du Lust hast. Du bist ein hübsches Ding, Kathrin, und es ist mir leid, daß du gerade auf mich deinen Haß geworfen hast, denn Grund hast du nicht dazu. Das Wort von — na, von der Hohen Jagd nämlich, was ich vor Jahren bei der Doberitz unüberlegt gesprochen haben soll, das war gar

nicht auf dich gemünzt, Kathrin, dies schwöre ich dir bei meiner Edelmannsehre, sondern ich meinte das — das —“ der Oberst seufzte und blickte hilfesuchend zu seinem Sohne hinüber.

„Alte Fräulein,“ ergänzte Klaus lächelnd.

„Richtig,“ wiederholte der Oberst erleichtert, „— alte Fräulein damit. Wenn ich nun gegen Gosche ein bißchen Mißtrauen hegte, so dürfte das wohl zu entschuldigen sein, denn ihr ewiges Prozessieren, mein Gott, das hatte mich fuchsteufelswild gemacht. Ich habe ja nun aber eben gehört, daß du den dummen Schnack auf dich bezogen und dir viel unnötigen Kummer deswegen gemacht hast, und darum bitte ich dich hiermit um Verzeihung, Kathrin. Jetzt reiche mir die Hand, mein Kind, auf gute Freundschaft in Zukunft. So,“ sagte er, als sie ihre schlanken Finger herzhaft in seine Rechte legte, „nun ist es besiegelt und soll Friede herrschen zwischen uns in Ewigkeit, und an die Vergangenheit wollen wir nicht weiter denken. Da ich nun aber einmal beim Bitten bin, mein liebes Kind, so will ich auch nur gleich abmachen, was ich sonst noch auf dem Herzen habe. Wir wollen uns aber dabei setzen, Kathrin, denn das lange Stehen ist kein Vergnügen. Also kurz bevor du hier hereinschneitest wie eine richtige, weiße Schneeflocke, da hatten der Klaus und ich gerade von Weihnachten gesprochen, ohne viel Aufregung und Vorfreude, wie das so bei alten Leuten zu sein pflegt. Ja, ja,“ rief er, als Kathrin dem Leutnant einen schelmischen Blick zuwarf, „sieh ihn dir nur an, deinen Vetter Klaus, der ist nun auch schon über dreißig und wird mit jedem Jahr zwölf Monate älter. Freuden haben wir ja auch vom lieben Christfest nicht zu erwarten, weil wir gar so gesetzt sind und so vernünftig, und da habe ich mir gesagt, das müßte anders sein, auf die Dauer kann das so nicht fortgehen. Da muß ein junges, fröhliches Blut ins Haus, in dem das Leben noch pulsiert und das ab und zu seine helle frische Stimme ertönen läßt, damit ihr wieder aufwacht und womöglich selbst noch ein bißchen wieder jung werdet. Und darum möchte ich dich recht herzlich bitten, meine liebe Kathrin, doch meinen Sohn Klaus heiraten zu wollen, er hat mir nämlich eben anvertraut, daß du ihm einzig die richtige Person zu sein scheinst, die für ihn als Ehegemahl passend ist, und, offen gestanden, dieser Ansicht bin ich auch.“

Das junge Mädchen war rot geworden wie eine Rose, und durch ihre schlanke Gestalt flog ein Beben.

„Kathrin,“ sagte der Leutnant, schnell an sie herantretend, „du weißt ja längst, daß ich dich liebe. Sprich, willst du mein treues Weib werden, willst du versuchen, wieder Heiterkeit und Freude auf Ringstede zu erwecken?“

Da lehnte sie ihren zierlichen Kopf an seine Brust und sprach klar und vernehmlich: „Wenn Onkel Weinhold es wirklich wünscht, ja, Klaus, dann will ich es gern.“

„Bravo!“ rief der Oberst mit Donnerstimme, „das ist ein Wort, das mag ich hören, da hätten wir ja mit einemmal die lang ersehnte Verlobung.“

Dann drückte er auf die am Kamin stehende Glocke und begann heftig zu klingeln.

„Champagner,“ donnerte er dem hereinfliegenden Diener entgegen, „Veuve Cliquot, das beste, was wir haben.“

Kathrin machte sich erschreckt aus den Armen ihres Verlobten frei: „Nein, nein,“ sagte sie hastig, „Onkel Weinhold, was denkst du nur? Ich muß ja nach Hause, vielleicht sind sie gar schon in Sorge um mich.“

„Wir bringen dich heim,“ rief Klaus, „und Vater geht auch mit.“

„Kalt ist es gar nicht,“ erklärte Kathrin, „und über den See ist es kaum eine halbe Stunde.“

„Über den See,“ wiederholte der Oberst entsetzt, „Kinder, wollt ihr mich denn absolut gleich tot haben? Sehen möcht ich aber doch wohl, was das — das alte —“

„Fräulein,“ half der Leutnant aus.

„Ganz recht — das Fräulein für Augen macht über diese Wandlung der Dinge. Wißt ihr was, wir nehmen den Schlitten, es hat ja fast den ganzen Tag geschneit, da wird die Bahn wohl genügen. Schellengerassel und Peitschenknall, das schickt sich für eine Brautfahrt am besten.“

* * *

Im Witwenhaus herrschte unterdessen große Aufregung.

„Liebe Thiessen,“ bat die Baronin, als die kleine, bronzene Standuhr ihre pflicht=

schuldigen zehn Schläge gethan hatte, „rufen Sie doch Kathrin, es ist Zeit, daß wir schlafen gehen."

Das dienstbereite Faktotum verschwand, und Baronesse Gosche packte umständlich ihre Näherei in ein Spankörbchen. Sie war gerade dabei, nachzurechnen, wie viele Stunden sie noch bis zur Vollendung der Arbeit brauchen werde, als die Thiessen eilfertig zurückkam.

„Baronesse," rief sie ganz bestürzt, „Fräulein Kathrin ist nicht mehr im blauen Zimmer."

„Dann wird sie eben schon ins Bett gegangen sein. Sonderbar ist es allerdings, daß sie nicht ‚Gute Nacht' gewünscht hat, das pflegt sie doch sonst immer zu thun. Kommen Sie, Thiessen, wir wollen uns überzeugen."

Aber das Schlafzimmer war leer und im ganzen Hause keine Spur von Kathrin zu finden."

„Es ist dumm, sich aufzuregen," sagte die Baronesse ärgerlich, „gestohlen kann die Kathrin nicht sein und entführt auch nicht, jedenfalls ist es mir unbegreiflich, wo sie geblieben sein mag."

Plötzlich kam ihr ein Einfall.

„Thiessen!" rief sie ganz laut, „wir sprachen doch vorhin über des Sanitätsrats Hasen, sollte Kathrin etwa —? Mitten in der Nacht, es ist kaum zu glauben, aber toll genug dazu ist sie. Wir wollen doch nachsehen, ob das Gewehr noch an der Wand hängt, kommen Sie."

Die Flinte war in der That verschwunden, und Baronesse Gosche wußte jetzt, wo sie Kathrin zu suchen hatte.

„Wenn ihr nur nichts zugestoßen ist," jammerte die Thiessen, „allein in der Nacht, ich bin recht besorgt, Baronesse."

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Thiessen, und machen Sie mir nicht auch noch angst. Eine halbe Stunde wollen wir noch warten, wenn die Kathrin dann nicht zurück ist, so müssen wir Leute ausschicken, sie zu suchen. Ich bin gar nicht so leicht besorgt, aber ein Mädchen mit einer Flinte in dieser Dunkelheit allein draußen, das geht mir denn doch auch über die Hutschnur."

Die beiden alten Damen wanderten unstet im Hause hin und her. Schließlich setzten sie sich erregt und angstvoll auf eine Treppenstufe im Korridor und sahen zu, wie der Zeiger an der Wanduhr von Minute zu Minute weiter rückte.

„Thiessen!" rief Baronesse Gosche plötzlich, „hören Sie nicht etwas?"

„Ja," erwiderte die Thiessen horchend, „das sind Schellen, das ist ein Schlitten, der näher kommt. Baronesse, jetzt hält er vor unserer Hausthür. Mein Gott, mein Gott, was mag mit Kathrin nur geschehen sein!"

Gosche sprang auf, öffnete hastig die Thür und prallte erschrocken zurück — vor sich sah sie den Alten von drüben.

„Schönen guten Abend, meine liebe Cousine," sagte der Oberst gemütlich, „ich störe doch nicht? Mir fiel vorhin ein, daß ich dir eigentlich immer noch einen Besuch schuldig sei, und da dachte ich, es ist wohl am besten, du bringst das gleich in Ordnung. Im Grunde ist es für so etwas wohl schon ein bißchen spät heute, aber auf dem Lande nimmt man es ja mit dem Ceremoniell nicht so genau."

Nun glaubte der Alte, die Baronesse würde zornig werden, aber darin täuschte er sich sehr. Auf dem Schlitten hinter ihm winkte nämlich das Brautpaar, und ein Blick auf den Hasen, den Klaus triumphierend in die Höhe hielt, orientierte sie völlig. Sie wußte alles, ohne daß man ihr etwas gesagt hatte.

„Treten Sie näher, lieber Vetter," bat sie höflich, „es ist ja noch immer besser, spät als gar nicht kommen."

Der Alte ließ sich nicht nötigen, er schlug den Schnee von der Mütze und hängte den Paletot, jede Hilfe ablehnend, an einen Kleiderständer.

Im Zimmer drinnen gab es dann natürlich ein großes Aufklären, Verwundern, Küssen und Herzen. Der alte Oberst lachte am lautesten, und Wein bekam er auch.

Später trennten sich dann die Paare, die Alten saßen allein im Salon, weil Gosche sich mit dem Vetter aussprechen wollte, und die Jungen hatten im blauen Zimmer Platz genommen.

„Warum sollten wir uns denn nicht vertragen können, lieber Vetter," sagte die Baronesse, „ich erinnere mich noch an eine Zeit, wo wir sehr gut miteinander harmo-

nierten. Ja, Sie wollten mich sogar einmal heiraten, und ich glaube fast, ich habe Ihnen einen Korb gegeben. Aber Sie dürfen mir das nicht nachtragen, lieber Vetter, ich wußte nicht, was ich that, ich war zu jung damals."

„Zweiunddreißig," konstatierte der Oberst trocken.

„So, hm, zweiunddreißig, das haben Sie ja gut behalten, Vetter."

„Ja, ja," meinte der Oberst, „so etwas vergißt sich nicht. Diesen Korb hab ich Ihnen mein Leben lang hoch anzurechnen, denn sehen Sie mal, im Grunde geschah's ja doch um Geld und Gut."

„Sie sind ein Grobian, Vetter!" rief die Baronesse entrüstet, „Sie haben nicht die Spur von Takt."

„Deucht mir auch," sagte die Thiessen mit Überzeugung. Sie stand nämlich auf der Thürschwelle zwischen den Zimmern und machte die dame d'honneur für beide Paare.

„Thiessen," tadelte Baronesse Gosche streng, „Sie müssen nicht immer dazwischen sprechen, wenn ich mich mit meinem Vetter unterhalte."

Thiessen ging kopfschüttelnd in die andere Stube hinüber, wo die Jungen, auf einer Ottomane sitzend, halblaut miteinander flüsterten.

Wovon sie aber sprachen, das kann niemand verraten als höchstens Thiessen, die von da ab am Nebentische stehen blieb und Tassen wusch — zwei Stunden lang.

Doch der längste Tag vergeht und der längste Abend auch. Schließlich war es die Baronesse, die zum Aufbruch mahnte. „Für heute gute Nacht, meine Herren," sagte sie kurz und bündig, „morgen ist auch noch ein Tag, da sehen wir uns wieder."

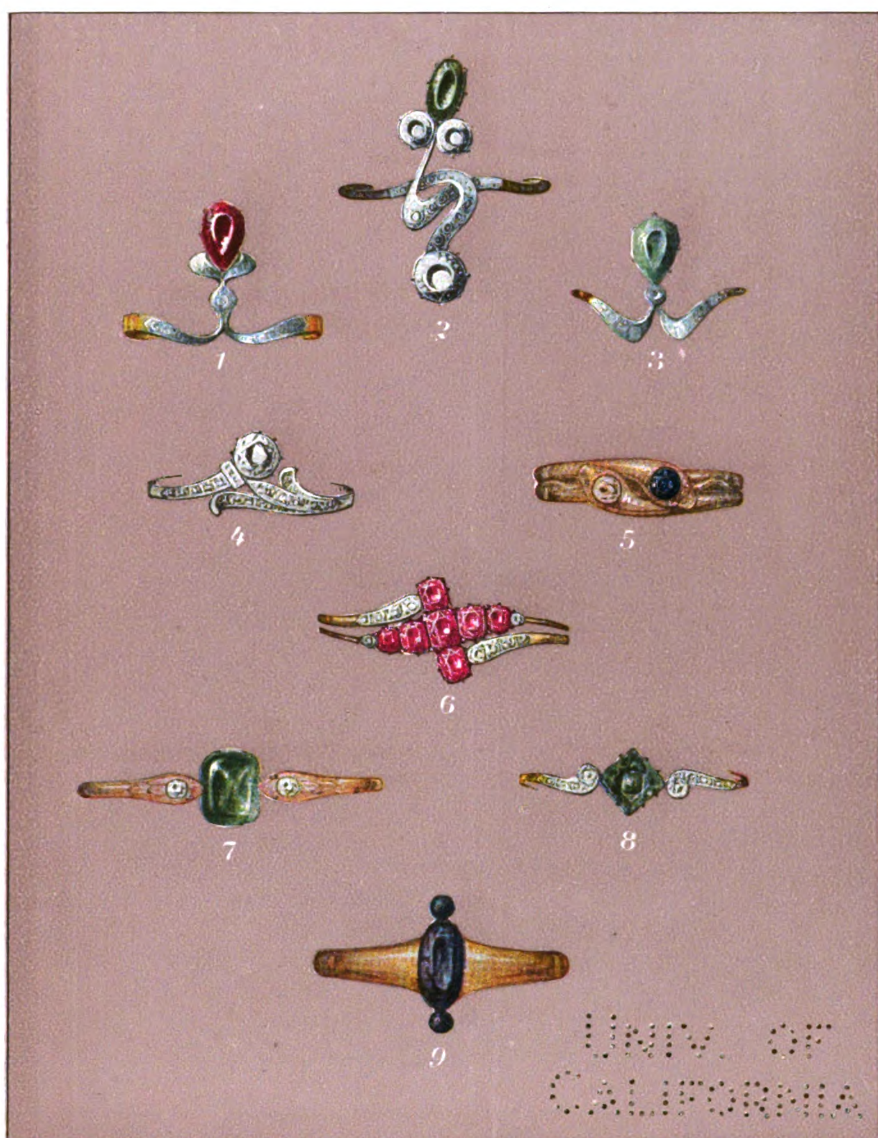
Eine weitere Viertelstunde später, als Gosche sich bereits in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, hörte sie die Thiessen noch mit klirrendem Schlüsselbund über den Flur gehen.

Da öffnete sie noch einmal die Thür und rief halblaut durch die Spalte hindurch: „Thiessen, hören Sie mal!"

„Ja, Baronesse."

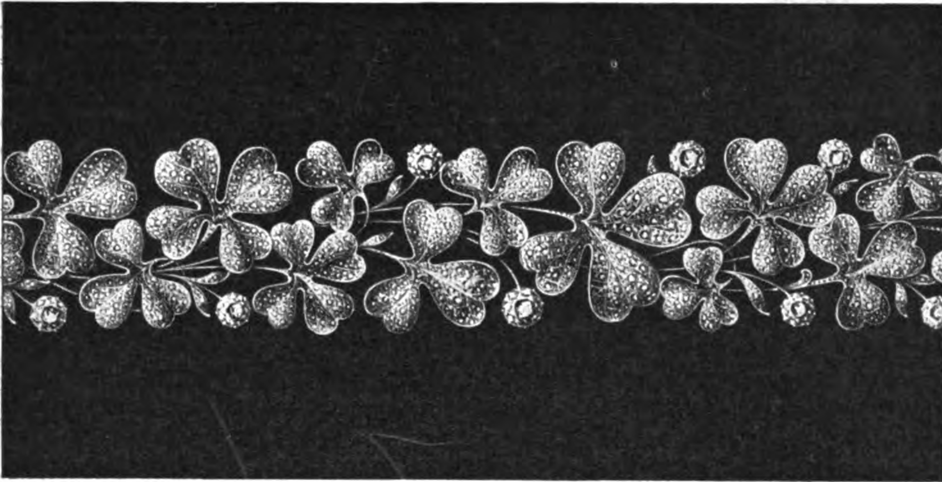
„Sie sind eine eminent gescheute Person, Thiessen, viel klüger, als ich dachte, Sie haben das ja wohl alles vorher gewußt. Na, Gott sei Dank, Ringstede und die Ringstedts sind gerettet; aber der Alte — ist das ein Grobian!"





Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Ostwald: Moderne deutsche Goldschmiedekunst.

Gebrüder Friedländer, Berlin: 1 2 3 moderne Ringe; 4 8 Ringe mit Renaissancemotiven; 6 Juwelenring aus der Mitte der neunziger Jahre; 5 7 Schlangenringe; 9 glatter Juwelenring.



Gebrüder Friedländer, Berlin: Halsschmuck aus Brillanten.

Moderne deutsche Goldschmiedekunst.

Von
Hans Ostwald.

Wie in fast allen anderen Kunstgewerben, zeigt sich auch in der Kunst, die sich mit dem Schmuck beschäftigt, ein Wandern nach neuen Zielen. Secessionistisch werden die dargebotenen Neuheiten genannt. Wohl ist die neue Richtung eine Absonderung, ein Abweichen vom Alten; aber wer ihr Werden genau verfolgte, konnte deutlich erkennen, von welchen Wegen diese neuen Ziele zum erstenmal erschaut wurden.

Es ist noch nicht lange her, da fand man im Schaufenster des Goldschmiedes wohl alle Stile, nur nicht unseren, nur nicht seinen Stil. Ein förmliches Leipziger Allerlei von Stilen, von Linien, Formen und Flächen schwirrte einem vor den Augen. Während die Möbelfabrikation schon einige Jahre Vertrauen in die eigene Schöpferkraft zeigte, sich den modernen Bedürfnissen und Empfindungen nutzbar zu machen wußte, während manche anderen Künste, die dem täglichen Bedarf dienten, wie die Herstellung der Tapeten, der schmiedeeisernen Gitter und der Stoffe, schon geraume Zeit mit den Ideen von heute lebten und schafften, kleidete sich die Goldschmiedekunst immer noch in die alten Gewänder. Dabei gestattet ihr kostbares Material doch eher als jedes andere eine künstlerische Behandlung, eine Behandlung, die meist allein die Schöpferin von Neuem ist. Von den vielen Künstlern, die sich der sogenannten angewandten Kunst widmeten, versuchten nur wenige, einen modernen Schmuck zu erzeugen. Und diese Wenigen konnten nicht sofort einen durchschlagenden Erfolg erzielen.

Das hatte viele Gründe.

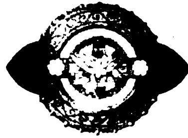
In keinem anderen Gewerbe ist eine derartige schwierige und vielseitige Technik vorhanden, eine Technik, die der Präcisionsmechanik gleichkommt.

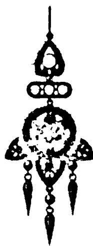
Dann aber sollte so ein Schmuckstück nicht nur schmücken oder für sich, als kostbare Arbeit in ebensolchem Metall und Gestein, wirken. In den meisten Kreisen mußte man den Wert der Brillanten nach ihrer Größe und den Wert des Goldes nach seiner Schwere schätzen können. Die bloße Freude am eigentlichen Wert des Schmuckes, an der feinen Arbeit, dem besonderen, künstlerischen

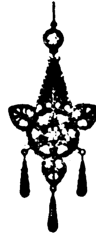
Reiz und dem persönlichen Ton, den er dem Träger bietet — die genügte nicht. Ein klein wenig Protzerei auf die Karatmenge der Edelsteine und Perlen und „kräftige, solide" Goldarbeit herrschten in vielen Kreisen, die wirklich etwas für Schmuck aufwenden konnten. Der Schmuck sollte eben die Verhältnisse seines Trägers darstellen, wie es noch häufig Sitte bei den Orientalen ist.

Nur wenige, meist aus dem mehr gelehrten, mit Geschmackstraditionen erzogenen Mittelstande, die nicht vom Aufschwung des Reiches in die Region der Reichen gehoben worden waren oder sich trotzdem ihres Geschmackes an dem mehr Wesentlichen als Darstellerischen nicht entäußert hatten, verlangten wenigstens Stil. Und wenn dieses Verlangen nach Stil, nach dem sich jedes Selbstgefühls entäußernden Nachahmen der alten Vorbilder, das etwas rührend Hilfloses an sich hat, auch nicht direkt fördernd war — es förderte wenigstens ein Wichtiges: die Erhaltung der Technik. Der Naturalismus, der neben all den Stilen gepflegt wurde, war auch für diese Kreise berechnet. In ihm zeigte sich schon die Unzufriedenheit mit der alten Schablone. Er diente, wie so häufig, als Durchgang zu dem Neuen, als Wegweiser und Verjünger, der den alten Motiven neue hinzufügt, aus denen dann ein frischer, der Zeit und den Zuständen entsprechender Stil gewonnen werden konnte.

Noch eins war schuld neben all dem: die jetzige Produktionsweise. Sie schloß die Mitarbeit der Künstler an dieser feinsten der Handfertigkeiten gänzlich aus. Erst vor ungefähr drei Jahren ist ein Kompromiß zwischen dieser Produktionsweise und den Künstlern geschlossen worden. Männer wie Hermann Hirzel, Gradl, Peter Behrens entwerfen jetzt Muster, die in größeren Fabriken hergestellt werden. Diesen Künstlern müssen natürlich die Entwürfe höher bewertet werden als etwa den Zeichnern, deren jede größere Werkstatt einen beschäftigt. Wo nun die mindere Kostbarkeit des Materials eine Einzelherstellung des Musters nicht lohnt, schreitet man zur Vervielfältigung, die auch sonst durchaus üblich ist. Wird dabei ein wenig auf den individuellen Reiz der verwendeten Steine oder sonstige Hauptzüge des Schmuckstückes geachtet, so kann auch dabei noch ein besonderer Gegenstand geliefert werden. Durch die Vervielfältigung vermindern sich die Herstellungskosten bedeutend. Und wenn auch der Entwurf das Hundertfache als früher kostete — schließlich kann doch mancher mit Geschmack Begabte einen eigenartigen

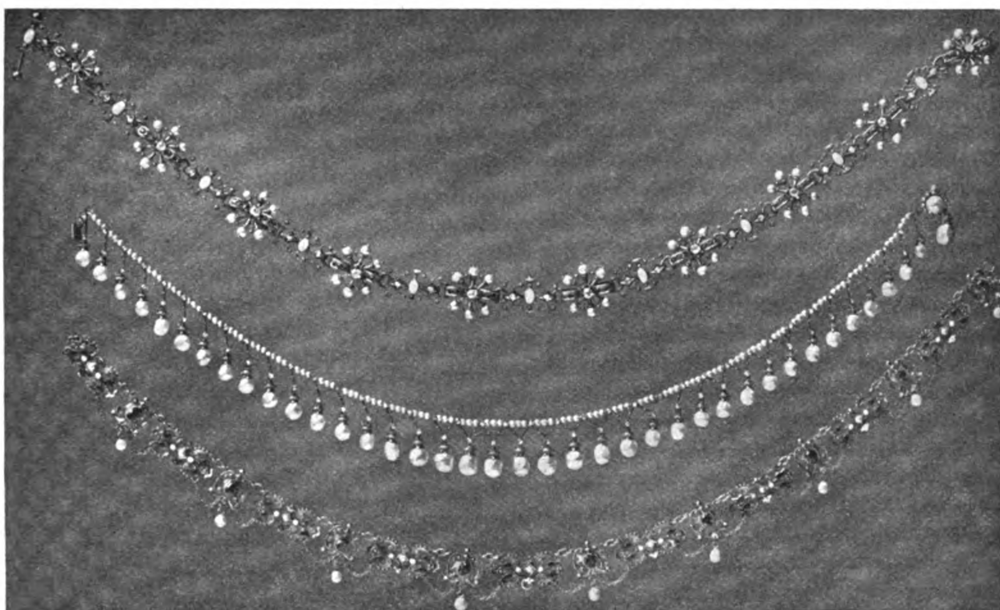








Hugo Schaper, Berlin: Schmuck aus den sechziger und siebziger Jahren.



Hugo Schaper, Berlin: Halsschmuck aus dem Jahre 1882;
der untere bestes Renaissancemuster, Mattgold mit Kaprubin, Zwischenteile aus Altsilber mit Perlen und Emaille.

Schmuck tragen. Das ganze Elend lag bisher fast nur daran, daß die Fabrikanten die geistige Arbeit, den Geschmack des Entwerfenden zu gering achteten und zu schlecht bewerteten. Einzelne haben das eingesehen; ihnen wird der Vorteil nicht ausbleiben. Aber auch den Künstlern erschien die Arbeit im Kleingewerbe lange Zeit so reizlos, daß sie erst jetzt gerade wieder Einfluß zu erringen beginnen.

Und doch standen die Künstler dem Goldschmied dereinst so nahe! Jeder kennt ja aus Goethes Werken die Selbstbiographie des Florentiners Benvenuto Cellini, des Zeitgenossen der großen Renaissancekünstler. Als Goldschmied begann er seine Laufbahn, die ihn auf die Höhe der plastischen Künste leitete. Immer aber schuf er noch köstliche Prunkgeräte und edles Geschmeide im Auftrage italischer Großen, des Königs von Frankreich und des Papstes.

Auch viele deutsche Künstler beschäftigten sich damals mit dem Schmuck. Dürer arbeitete seinen reichen Jagdpokal, und Holbein d. J. bereicherte die Formen durch Anhänger und anderen Frauenschmuck um eine Anzahl von Motiven. Die großen Maler und Bildner gehörten oft der Goldschmiedezunft an; denn diese umfaßte in manchen Kreisen und Städten alle Künste.

Doch jene Zeiten, wo ein reicher Fürst oder Kaufmann einen Goldschmied mit Aufträgen überhäufte, ihn an seinen Hof zog, ihn nach seinem Kopfe arbeiten ließ — jene Zeiten gingen unter in der wirtschaftlichen Entwickelung. Damals mußte jeder Goldschmied, der auf Bedeutung rechnen wollte, selbst eine allgemeine Kenntnis seines Gewerbes besitzen, mußte in allen Zweigen bewandert sein und sie auch selbst ausüben können. Das war die Zeit der Universellen, Allumfassenden. Heute ist die Zeit der Specialisten, der Virtuosen in einem Fach, in einem Kunstgriff; heute geht jedermann in ein Goldwarengeschäft nnd kauft sich seinen Schmuck aus dem fertigen Lager. Ebenso selten, wie heute sich jemand ein Haus für seine Zwecke, für seine Persönlichkeit bauen läßt, ebenso selten bestellt er sich ein Schmuckstück, das zu seiner Größe, zu seiner Kleidung oder seinem Teint stimmt. Das fertige Lager bietet ihm ja alles preiswerter.

Aber diese großen Lager, die zu einem derartigen Kauf notwendig sind, hängen natürlich mit der fabrikmäßigen Anfertigung von Schmucksachen eng zusammen. Jetzt haben oft an einem einzigen Schmuckstück folgende Gewerbe gearbeitet: der Zeichner, der Modelleur, der Kunstgießer, der Cise-



Rothmüller, München: Mantelschließe.

Hände des Zeichners gelegt. Sein Können und sein Geschmack entscheiden.

Die meisten Zeichner gehen aus der Hanauer Goldschmiede-Akademie hervor. Im Jahre 1779 wurde zur Hebung der dortigen Goldschmiedekunst eine Anstalt errichtet, aus der sich später, unter preußischer Leitung, eine königliche Zeichenakademie entwickelte. Erst im Jahre 1889 ward diese ihrer ursprünglichen Bedeutung zurückgegeben. Sie erlangte nun einen ziemlichen Einfluß auf die Entwickelung des modernen Schmuckes. Ihre Schüler sind fast sämtlich Goldschmiede, die von tüchtigen Professoren und Künstlern wie Prof. Wiese, Jassoy, Osterdinger und Andorf ausgebildet werden. Die Fachschulen in Pforzheim, Schwäbisch-Gmünd und Berlin können mit Hanau nicht konkurrieren. In manchen Fortbildungsschulen wird das Fachzeichnen überhaupt nur von seminaristisch ausgebildeten Lehrern geübt, was böse Folgen hat, da diese meistens eine unpraktische Zeichentechnik befolgen und keine Fachkenntnis besitzen.

Nirgends aber ist vielleicht eine Fachkenntnis notwendiger als beim Unterricht für Goldschmiede. Die Arbeit des Goldschmiedes ist, wie bereits gesagt, eine außerordentlich komplizierte. Die billigen Massenartikel werden allerdings fast nur mit der Maschine hergestellt. Nur weniger Handgriffe bedarf es bei diesen Sachen, um sie tragfähig zu machen. Wie in allen anderen Betrieben hat auch in der Goldschmiedekunst die Maschine manches umgeändert. Weniger die in der Goldschmiedewerkstatt unentbehrliche Chemie; die ist nur wenig vervollkomm-

leur, der Graveur, der Emailleur, der Fasser (Steineinsetzer) und der eigentliche Goldschmied, den man in Fachkreisen häufig Monteur nennt. Schließlich ist der Gegenstand noch durch die Hände der Poliererin und des Mattfärbers gegangen.

Alle diese Gewerbe zerfallen, mit Ausnahme des Polierens und des Mattfärbens, nochmals in Sonderbetriebe, die es wohl ermöglichen, daß ein Arbeiter ein bestimmtes Stück tadellos und sehr schnell herstellt, die aber dem Arbeiter durch das ewige eintönige Wiederholen der einen Sache jeden selbständigen Formensinn und jede Schöpferkraft rauben.

Die meisten Specialbetriebe weist die eigentliche Goldschmiederei auf: Kettenmacher, Broschearbeiter, Knopfmacher, Rotgoldarbeiter (diese fertigen nur polierte Sachen), Mattgoldarbeiter, Ring-, Medaillon- und Armbandarbeiter und so fort. Auch diese Betriebe zerfallen in eine ganze Menge Einzelhandfertigkeiten, so daß ein Arbeiter oft nur ganz wenige Handgriffe zu beherrschen braucht, um „Goldschmied“ zu sein. Die ganze Kunst ist in die



Prof. Mayer, Karlsruhe: Anhänger mit Uhr.

net worden. Sie brauchte das auch nicht, da sie den Bedürfnissen des Goldschmiedes durchaus genügt.

Wie schwer aber trotz aller Maschinen die Goldschmiederei ist, wollen wir an dem einfachsten aller Schmuckstücke, an dem glatten Ehereif erklären. Dieser wird ja meistens heute noch auf Bestellung, nach genauem Maß und auf Wunsch geformt, gearbeitet. Alle anderen Ringe, die man fertig kauft, hat der Händler, fast ohne Ausnahme, aus der Fabrik bezogen.

Rothmüller, München: Oxydierter Silberschmuck.

Früher wurde jeder Ring, nicht nur der Trauring, geschlagen oder vielmehr geschmiedet. Und zwar in einem sogenannten Seckenzug, einem Stück Eisen, das verschiedene Vertiefungen, Rillen, hat, die von einer Seite bis zur anderen reichen. Sie sind schmal oder breiter, tief oder flacher, wie der Ring eben gestaltet werden soll. Der Seckenzug wird in einen Schraubstock gespannt, das längliche, drahtähnliche Metallstück auf eine Rille gelegt und dann mit einem an der Schlagseite abgerundeten Hammer so lange drauf geschlagen, bis die eine Seite eine gleichmäßig-rundliche Form angenommen hat. Diese Art des Arbeitens verschwindet mehr und mehr. Nur bei Trauringen aus Feingold, das ganz ohne jeden Zusatz fremden, minderwertigen Metalles ist, wird sie noch manchmal angewandt. Und auch diese werden vor der weiteren Bearbeitung meist durch ein Locheisen gezogen, dessen Löcher die Form der Durchschnittsfläche eines Ringes haben. Jedes Loch ist um ein Geringes enger als das andere. Der Ringdraht kann dadurch in jeder beliebigen Stärke hergestellt werden. Gezogene Ringe brauchen nun nicht so sehr zu befeilt werden wie geschmiedete. Bei ihnen



Rothmüller, München: Oxydierter Silberschmuck.

ist demnach der Abgang an Metall nicht so groß. Dagegen gehört zu gewalzten Ringen, die auch häufig sind, schon wieder ein größeres Metallstück, da sich ein Grad abpreßt. Aus diesem Grunde werden feingoldene Ringe nicht gern gewalzt. Aber es ist gebräuchlich geworden, geringere Goldlegierungen, aus denen Trauringe hergestellt werden sollen, zu walzen. Das geschieht besonders in den größeren Ringfabriken. Doch auch die meisten kleineren Geschäfte arbeiten mit einer Trauringwalze, da sich ihre Anschaffung lohnt. Sie ist fast stets mit einer Blechwalze verbunden. Von den beiden, acht bis fünfzehn Centimeter breiten Stahlcylindern der Walze ist der eine ganz glatt, der zweite nur bis zur Hälfte. In die andere Hälfte sind ähnliche Rillen gefeilt oder gedreht, wie der Seckenzug sie hat. Durch die beiden Walzen wird das Metallstück gequetscht, die etwas auseinanderstehenden Walzen werden nach und nach zusammengeschraubt und das Metall immer wieder mit Hilfe der Kammräder und der Kurbel durchgedrückt. Hat es die eine Rille passiert, dann folgen die nächsten, konisch verlaufenden, bis es die beabsichtigte Stärke aufweist. Nun wird das dem Gewicht und der Weite des Ringes entsprechende Drahtstück abgeschnitten, die Schnittfläche mit einem kleinen Hammer glatt gehämmert, befeilt und mit der Schienenzange, einer Zange, deren eine Backe innen flach, deren zweite innen erhaben gewölbt ist, ringförmig gebogen. Der rohe Ring wird mit dünnem Eisendraht zu-



Rothmüller, München: Oxydierter Silberschmuck.



Rothmüller, München: Oxydierter Silberschmuck.

sammengebunden, da er sich sonst beim Löten, wie jedes erhitzte Metall, auseinanderziehen, dehnen würde. Die Fuge wird mit Borax, Borax wird in einer ganz schwachen Schwefelsäurelösung abgekocht, das überschüssige Lot abgefeilt und dem Ringe auf einem Ring-



Hugo Schaper, Berlin:
Kameebrosche aus dem Jahre 1882.



Hugo Schaper, Berlin:
Kameebrosche nach der Spätrenaissance.

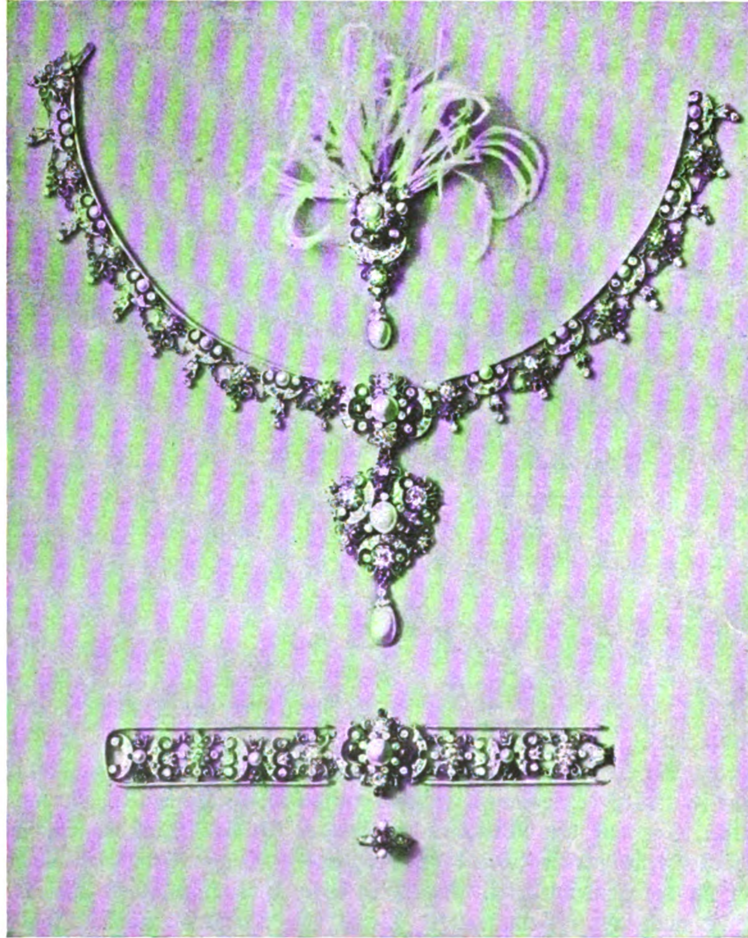
den der Goldschmied mit Wasser auf einem rauhen Napf angerieben hat, leicht bestrichen. Dieser Borax verhütet das Oxydieren beim Glühen und erleichtert die Verbindung des Lotes mit dem Metall. Ein kleines, dünngewalztes, feingeschnittenes Lot, minderwertiges Gold, das durch größeren Zinnzusatz leicht fließt, kommt auf die Fuge. Der so vorbereitete Ring wird auf eine gesäuberte Holzkohle gelegt. Mit einem vorn im Winkel gebogenen Lötrohr, das der Goldschmied in den Mund nimmt, bläst er die Flamme auf ihn. Die Holzkohle läßt die auf sie strahlende Hitze nicht durch, sondern wirft sie von unten auf den Ring zurück, der nun in gleichmäßigem Feuer glüht. Wenn er weißglühend wird, schmilzt das Lot und füllt die Fuge. Die beiden Enden des benutzten Drahtes sind verschwunden. Der Ring ist ein vollkommener Kreis ohne Unterbrechung. Der zu Glas geschmolzene ringel, einem konisch verlaufenden, runden Stahlstück von etwa fünfzig Centimeter Länge, mit einem Holz- oder Hornhammer die richtige Weite und die tadellose innere Rundung gegeben. Diese weichen Hammer benutzt man nur zum Schlagen des weichen, reineren Goldes. Hierauf wird der Ring mit einer feinen, einem Schleifpapier ähnlichen Feile, einer Speckfeile, geglättet und mit zartem Schmirgelpapier ein wenig geschliffen. Nochmals kommt er sodann auf die Holzkohle, wird dunkelrotglühend erhitzt und in reiner Salzsäure abgelöscht. Nachdem er rasch in Wasser abgespült, glättet man ihn mit einem Polierstahl, bis er den bestechenden Glanz des fertigen Ringes erhält.

So viele Manipulationen erfordert das einfachste Produkt des Goldschmiedes!

Vielleicht giebt diese Schilderung eine Ahnung von der Mühe, welche ein kostbareres Schmuckstück verlangt. Ist doch das

Schmelzen noch nicht einmal hinzugerechnet worden!

Zur Zeit existieren drei Arten von Goldschmiedewerkstätten. Da sind zunächst die großen Fabriken zu Hanau, Pforzheim und Schwäbisch-Gmünd, in denen oft fünfzig bis hundert Menschen beschäftigt werden. An den Fenstern der Arbeitssäle finden wir große Werkbretter aufgestellt, die mit fünf Ausbuchtungen versehen sind. Ein Fell, das unter den Ausschnitt genagelt ist, fängt Feilstaub und die kostbaren Steinchen auf. In jeder Ausbuchtung kann ein Arbeiter sitzen. Auf dem Arm des Werkbretts zu seiner Rechten liegt sein Werkzeug. Auf dem Brett stehen und liegen zerstreut: Blechkasten zur Aufbewahrung der Arbeit, des Metalles und des Feilstaubes, Näpfe mit Boraxstückchen, Holzkohlen oder Asbeststücke zum Löten, Wasserflaschen, kleine Flacheisen zum Geraderichten oder Hartschmieden des Metalles, ferner Ölnäpfchen, sowie in der Mitte die Gaslampe und mehrere kleine Gasflammenständer zum Löten, die durch Gummischläuche mit dem Gasrohr verbunden sind. Im hinteren Teil der Werkstatt stehen kleine Blech- oder Drahtwalzen. Neben den Walzen ein kleiner Amboß auf einem etwa einen Meter hohen Holzklotz. Dabei ein Ständer für größere Hämmer und grobes Werkzeug. Bei einem Schraubstock liegen Zieheisen mit den verschiedensten Lochsystemen. Ein kleiner Gasofen, eine sogenannte Kapelle oder Esse, dient zum Glühen oder Löten größerer Sachen. Er ist über einem eisernen Blasebalg errichtet, der sein Sockel ist und mit dem Fuße getreten wird. In einem anderen Raum sind die großen Maschinen in Gang, die den Betrieb im eigentlichen Sinne zur modernen Fabrik stempeln. Eine Ziehbank ist z. B. zur Erzeugung großer Drahtmengen bestimmt. Für die Bedienung dieser Maschine ist gewöhnlich ein Maschinist angestellt. Außer ihm arbeitet meistens noch ein Presser im selben Raum. In Fabriken, die besonders viel gepreßten Schmuck herstellen, findet man wohl auch mehr Presser. Jeder steht an seiner Stanze und preßt die Schmuckstücke gleich zu Hunderten. Die erzielte Form braucht nur noch ausgeschnitten und mit einem Boden einer Rückseite, sowie mit



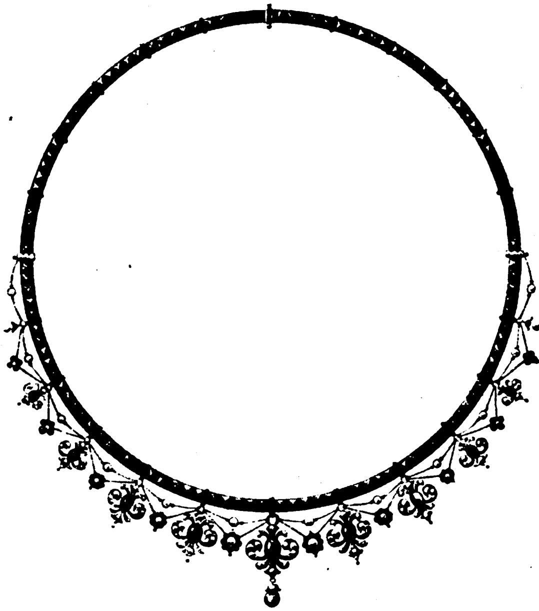
Hugo Schaper, Berlin: Weißjuwelen im Renaissancestil.

Haken, Scharnier und Nadel oder Öse versehen zu werden, dann ein wenig graviert, ein Steinchen hinein, poliert — die Vorstecknadel, das Medaillon ist fertig.

Das alles wird schneller gemacht, als man sich das vorstellt.

Die Einrichtung der Fabriken weist überall große Ähnlichkeiten auf. Nur die, in denen billigerer Gold-, Silber- und Doubléschmuck gefertigt werden, haben etwas mehr Stanzen als die besseren Werkstätten.

Eine Haupteinrichtung der Fabriken und größeren Werkstätten ist die Polierstube. Nachdem ein Schmuckstück befeilt und mit dem scharfgeschliffenen Dreikantschaber geschabt worden ist, bis kein Feilstrich mehr zu sehen, geht der Arbeiter in das Comptoir des Werkführers zum Abliefern. Der Werkführer wägt das Stück genau, bis auf ein Zehntel Gramm; dann schickt er es den Poliererinnen. Die Einrichtung der Polierstube gleicht der Werkstatt. Anstatt der Walzen sind elektrisch betriebene Drehbänke aufgestellt. Die auf den Maschinen rotierenden Bürsten erledigen die Arbeit bedeutend schneller als die Handschleiferei. Diese wird allerdings auch noch oft angewandt. Sie ist bei feineren Stücken gar nicht zu entbehren.

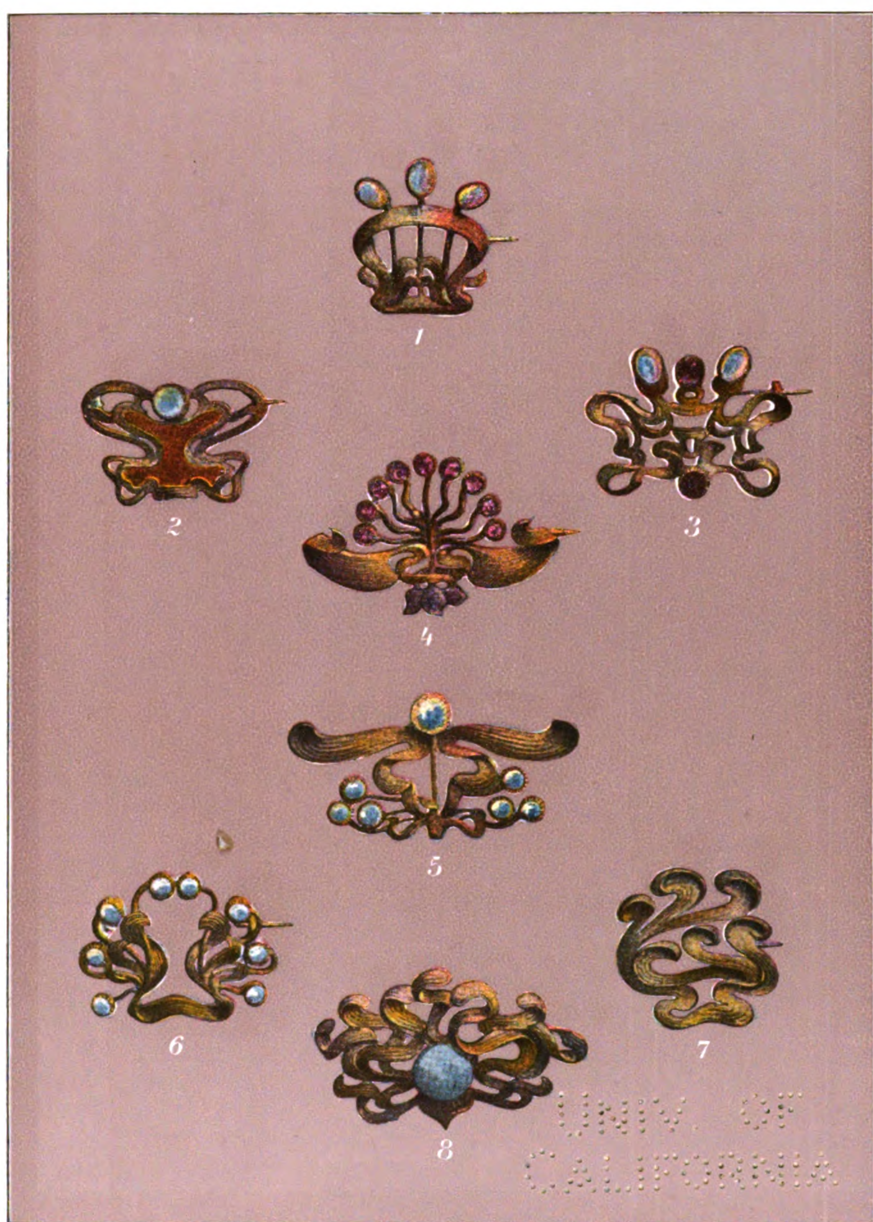


Schmierle, Pforzheim: Halsschmuck um das Jahr 1890.

Die rasend rasch sich drehende Bürste oder Filzscheibe würde die zarte Zeichnung, die scharfen Kanten und genauen Flächen rücksichtslos zerstören. Der ganze Vorgang des Schleifens und Polierens vollzieht sich folgendermaßen: Das Stück wird erst mit Schleifstein, einer Art weichen Schiefers, oder feinem Schmirgelpapier vorgeschliffen. Mit Öl angerührter Tripel, der auf Leder- oder Filzfeilen und Bürsten geschmiert wird, bringt durch derbes Reiben auf dem Gold eine feine Glätte hervor. Feinere Teile werden mit gespitzten Buchsbaumhölzchen oder Zwirnsfäden ausgeschliffen. Der Tripel wird in heißem Salmiak- oder Seifenwasser abgewaschen und das Schmuckstück mit Pariser Rot, das mit Spiritus angefeuchtet, nachpoliert. Die Glätte verwandelt sich so in blinkenden Glanz.

Nachdem der Schmuck in Seifenwasser und danach in Spiritus abgespült und in warmen Sägespänen getrocknet worden, ist er zum Steineinsetzen fertig. Das besorgt der Fasser, der ebenso wie der Graveur mit Sticheln, feinen, an der Spitze scharf geschliffenen, polierten Stahlstäbchen, arbeitet. Er bedarf eines noch schärferen, genaueren Auges als der Goldschmied, da er die fast unsichtbaren Körner und Spitzchen über die Steine drücken und verschmieden muß. Oft sieht man den Fasser, kaum in der Mitte der Zwanzig, schon mit der Brille über dem Kittstock, einem Holz, auf dessen oberen Enden Schellack den Schmuck hält. Und noch eine Weile später hockt er, die Hornlupe ins Auge geklemmt, über einem Stück, das so manche schöne Augen erfreuen wird, ihm aber das Sehlicht raubt. Seine Hand, die so sicher sein muß wie die eines Operateurs, fängt an, leise zu zittern.

In Hanau a. M., unweit von Frankfurt, ist die Technik der Goldschmiedekunst am weitesten ausgebildet. Die dort thätigen, nahezu zweitausend Goldschmiede haben fast alle die Akademie besucht. Trotzdem hat Hanau nicht den modernen Stil geschaffen. Akademieluft



O. M. Werner, Berlin: Broschen, ausgeführt von J. H. Werner; 2 Brosche mit Emailleschild unter Opal.

scheint nun einmal nicht geeignet, die Entwickelung um ein nennenswertes Stück vorwärts zu bringen. Unstreitig stellt Hanau aber mit Berlin und München die besten Arbeiter. Sie fertigen den feinsten Schmuck und auch gute, tüchtige Mittelware.


P. Hahn: Pontifikalring, Geschenk Kaiser Wilhelms II. an Papst Leo XIII. aus dem Jahre 1893.

Ein sehr gangbarer Artikel sind die Weißjuwelen, Edelsteine, die in Feinsilber mit dünner Goldunterlage gefaßt werden. Das geschieht besonders mit Brillanten, schön geschliffenen Diamanten. Durch das Weiß des polierten Silbers strahlen sie heller und reiner. Ganz dünnes Gold wird unter das Feinsilber gelötet, wenn es in roher Form aus dem dicken Blech geschnitten ist. Bekanntlich lassen sich feingoldene Trauringe, wenn sie nicht gar zu dick sind, zusammendrücken. Feinsilber ist fast ebenso weich. Die zierlichen Blumen und Ornamente der Weißjuwelen würden sich also beim geringsten Stoß oder Druck verbiegen, hätten sie keine Unterlage.

Das Ganze verlangt eine ungewöhnliche Sauberkeit und eine peinliche Genauigkeit. Merkwürdig ist bei der strengen, aufmerksamen Arbeit, daß diese Strenge den Goldschmieden selten in den Charakter übergeht. Ohne daß ihnen damit ein Vorwurf gemacht werden soll — merkwürdig bleibt es aber doch, daß die meisten von ihnen das sind, was man leichte Gesellen nennt. Vielleicht müssen sie das sich nach außen um so lauter austoben lassen, was sie bei ihrer stillen Thätigkeit unterdrücken. Sie haben alle mehr oder weniger, sobald sie eben in besseren Werkstätten arbeiten, so einen kleinen Stich ins Künstlerische, persönlich Eitle und Leichtsinnige.


Hugo Schaper, Berlin: Rokokohalsschmuck.

Unter den Liedern Goethes malt eins den Goldschmiedgesellen in etwas geziertem Volksliedton: wie er von der Werkstatt nach dem Lädchen seines Mädchens blickt und die Drähtchen zu Ringen pocht. — Ist solch ein Ring für Käthchen? — Sie greift nach dem Rädchen — Ich weiß wohl, was sie spinnen will: Es hofft das liebe Mädchen.


Hugo Schaper, Berlin: Armband mit Lotosblumen.

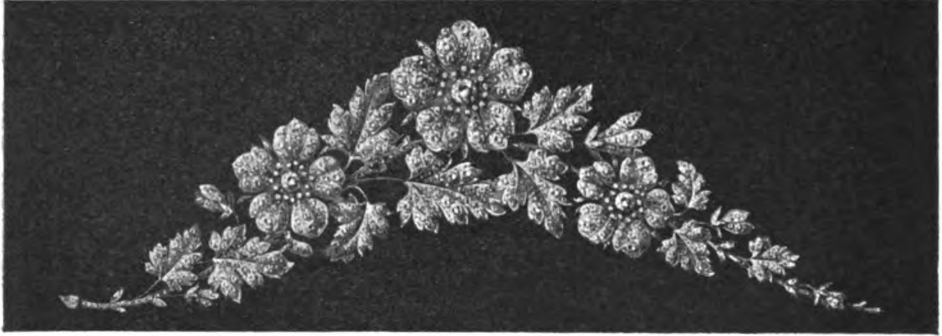
Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk ich mir das Wädchen.
Das Strumpfband denk ich auch wohl mit,
Ich schenkt's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinste Fädchen.
O, wär ich doch an seinem Platz,
Wie küßt ich mir das Mädchen!

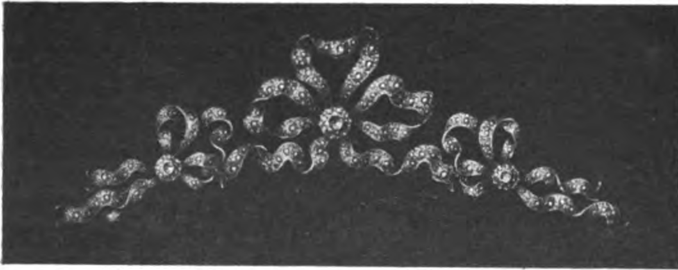
Auch in anderen Volksliedern spielt der Goldschmied eine spaßige Rolle.

Ihrem großen Ahn Benvenuto Cellini geben auch die heutigen Goldschmiede nicht viel nach in loser Fröhlichkeit. Manch heiteren, übermütigen Streich wissen auch sie noch auszusinnen, wenn sie es auch gerade nicht so arg treiben wie er, der einst einen jungen Bekannten in Frauenkleider steckte und einen Kreis seiner Kunstgenossen damit aufzog, besonders einen Bildhauer Michel Agnolo (wahrscheinlich Michel Angelo Buonarotti). Die köstliche naive Beschreibung dieses Scherzes findet man im fünften Kapitel des ersten Buches von Goethes „Benvenuto Cellini"

Aber so durchtrieben sind natürlich nicht alle. Und manchem ist die Genauigkeit seines Berufs zur zweiten Natur geworden, in Fleisch und Blut übergegangen. Mit welchem künstlerischen Pflichtgefühl manch einer arbeitet, das hat z. B. E. T. A. Hoffmann in seinem „Fräulein von Scuderi“ verewigt. „Innig vertraut mit der Natur der Edelsteine,“ so hat er hier René Cardillac, einen Goldschmied des siebzehnten Jahrhunderts, gefeiert, „wußte er sie auf eine Art zu behandeln und zu fassen, daß der Schmuck, der erst für unscheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkstatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, welcher, so gering er war, mit der Arbeit in keinem Verhältnis zu stehen schien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in seiner Werkstatt hämmern, und oft, war die Arbeit nahezu vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Fassung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem zu beginnen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meisterstück, das den Besteller in Erstaunen setzte.“ —



Gebrüder Friedländer, Berlin: Diadem aus Brillanten, Apfelblüten.



Gebrüder Friedländer Berlin: Diadem aus Brillanten.

Eine große Sorgfalt beansprucht allein das Legieren des Metalles. Zu den mattgelb gefärbten Schmuckstücken gehört z. B. ein Mindestgehalt von 585 Teilen Gold auf 1000 Metallteile, nach der alten, noch meist in der Sprache angewandten Fachberechnung gleich 14 Karat (Feingold hatte 24 Karat). Da sich das vierzehnkarätige Gold in allen Farben von Weißgelb bis Dunkelrot durch verschiedene Mischung mit Silber oder Kupfer herstellen läßt, weich genug zum Verarbeiten und hart genug zur Haltbarkeit ist, kommt es am häufigsten zur Verwendung. Zu billigerer, polierter Ware wird das achtkarätige, manchmal auch das sechskarätige verwendet. Acht Karat bedeuten 333 Teile Feingold in 1000 Metallteilen. Zu den Granatwaren wird noch schlechteres Gold verarbeitet. Bessere Juwelen werden oft in dem weicheren achtzehnkarätigen Gold gefaßt, das 750 Goldteile in 1000 Metallteilen enthält.

* *
*

Es gab eine Zeit, da mußte jedes Ölgemälde in breitem, pratschigem Goldrahmen stecken, der protzig leuchtete. Selbst die kleinsten, zartesten und empfindlichsten Interieurs

oder Miniaturen konnten nicht ohne die gewaltigen Goldleisten zur Schau gebracht werden. Bei den meisten Bildern jener Zeit war wohl ein solcher Rahmen angebracht. Lichte Töne, Farbenspiele feinster Phantasie konnten nicht verdorben werden. Es war ja die Zeit der Nicht-Maler, der „braunen Schatten-Herren“. Heute ließe sich kein einziger Maler jene Barbarei gefallen, daß ihm seine innersten Empfindungen, die er der Leinwand anvertraut, so schnöde mißhandelt würden. Er sieht darauf, daß der Rahmen — Rahmen bleibt. Ein Rahmen aber darf nur heben, nie erdrücken und ablenken.

Dieser gesteigerte Geschmack, der sich beim Einrahmen der Bilder ausspricht, er sollte auch beim Schmuck mehr zur Geltung kommen, mehr als bisher. So ein bißchen Oxyd auf Gold kann wirklich dem Schmuckstück ganz persönliche Reize geben. Auch die Goldschmiede färben ihre Arbeiten nicht mehr in dem althergebrachten Buttergelb: welche reizvollen weichen Töne erzielt z. B. Werner auf seinen Broschen!

Das vielgebrauchte à jour bedeutet, daß der Stein auch von unten zu sehen, daß er einen nach hinten spitz zulaufenden Körper hat, der zu Tage tritt. Auf diese Weise werden die meisten Steine gefaßt. Durch den heute üblichen französischen Schliff, der den Steinen eine Unzahl feiner Facetten giebt, schillern sie so lebhaft, daß sie keiner Folie mehr bedürfen. Nur Rosen, Brillanten ohne Unterkörper erhalten oft weiße Zinnfolie. Sie wird in die hinten geschlossene Fassung eingelegt und ersetzt den fehlenden Unterkörper. Auch Opale, besonders die sehr milchigen ungarischen Steine, werden nicht à jour gefaßt. In ihre Fassung drückt der Goldschmied grüne und rote, ganz kurze Seidenfäden kreuzweis übereinander. Diese leuchten dann durch den Stein und geben ihm lebhaft durcheinander schillernde Regenbogenfarben.

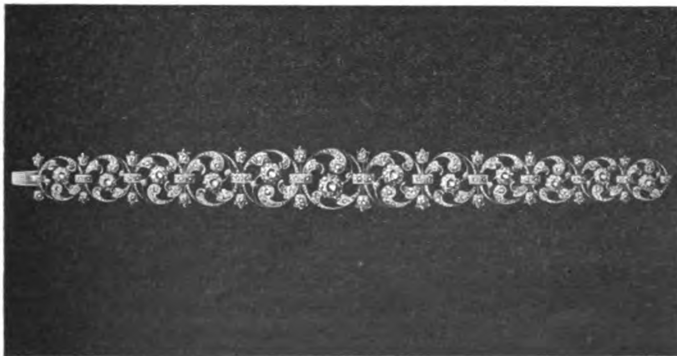
Früher wurden alle Steine, selbst Brillanten, nicht à jour, sondern in Abdeckkasten gefaßt. Heute wird diese Fassung nur noch angewendet, wenn ein kleiner Stein größer erscheinen soll. Die schräg nach unten sich verbreiternden Metallflächen lassen den Stein in einiger Entfernung scheinbar so schillern, als sei die Fassung ein Teil vom Stein. Am gesamten Schmuck der Renaissance sind diese Abdeckkasten zu sehen. Zu der prunkliebenden Menschheit jener Zeit paßte das gut. Waren ja auch die Kleider jener Jahrhunderte malerisch und voll üppigster Farbenzusammenstellungen. Unsere Augen sind dessen schon lange entwöhnt. Wer von unseren Männern darf heute in Brokat, in Purpursammet, in saphirblauem oder smaragdgrünem Wams gehen, die Beine in topasgelbem Tuch?



Gebrüder Friedländer, Berlin: Festes Armband aus Brillanten.

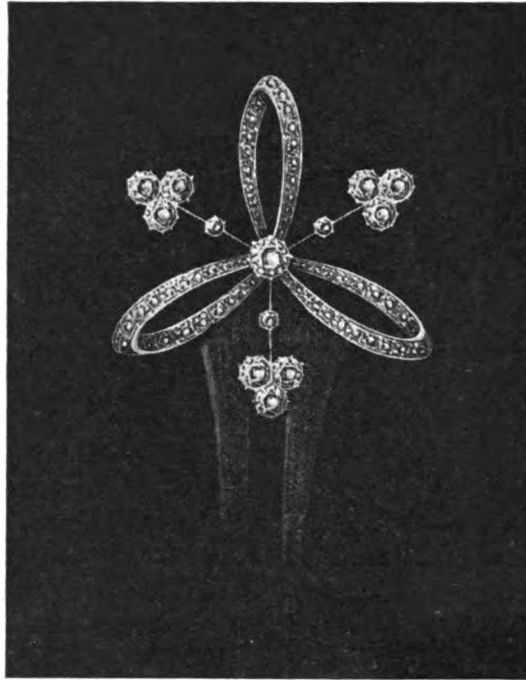
Ähnliche Tendenzen haben es erzielt, daß viele Menschen heute um Edelsteine kein Metall mehr sehen wollen. Und sei es die schönste, kunstvollste Arbeit — es ist eben Metall. Und Metall ist ja nicht so teuer, so wertvoll wie ein Diamant!

Nur ganz feine Spitzen dürfen die Steine halten. In den großen Juwelengeschäften



Gebrüder Friedländer, Berlin: Loses Armband aus Brillanten.

finden wir daher meist Schmuckstücke aus einigen umfangreichen Steinen ohne Kunst und Geschmack zusammengestellt. Wie vor einigen Jahrzehnten die breiten Blechbänder, Medaillons und Anhänger getragen wurden, die um einen kleinen Stein glatte Flächen von mehreren Centimetern zeigten, also eine üble Metallprotzerei darstellten, so jetzt diese „Klamotten“, wie sie der Goldschmied für sich nennt. Ein richtiges Edelsteinprotzentum hat sich entwickelt, das sich mit seinen Steinsammlungen brüstet und durchaus nicht auf feine Arbeit sieht. Das Material ist hier wahrlich nicht organisch verarbeitet. Wenn es hoch kommt, zeigen diese Schmuckstücke hinten feinere Muster, Dessins. Auf einem Raum von weniger als einem halben Quadratcentimeter müssen oft sechzehn oder gar vierundzwanzig und noch mehr feine Löcher mit einem in einer Bohrrolle steckenden Bohrer erzeugt werden; mit Sägen, Sticheln und feinen Feilen, die vorn spitz zulaufen und hinten nicht stärker als eine Stricknadel sind, wird das Muster dann ausgearbeitet.



Gebrüder Friedländer, Berlin: Haarpfeil aus Brillanten

Trotz der Kunstfertigkeit, die bei einem besseren Stück durchaus nötig ist, stellen sich die Preise für den Schmuck verhältnismäßig nicht hoch. Die Arbeit ist heute weit intensiver und hastiger als in früheren Zeiten. Die Hilfsmittel erleichtern die Arbeit und verbilligen daher den Schmuck; sie erlauben auch, daß der Schmuck nicht mehr das Gewicht zu haben braucht, das er einst hatte. Auch die Löhne halten sich, trotzdem so ein Stück oft mehrere Tausende, meistens aber Hunderte kostet, in bescheidenen Grenzen. Die besten Arbeiter verdienen in den Großstädten etwas mehr als dreißig, ausnahmsweise auch vierzig Mark in der Woche. In den Fabrikstädten aber werden die Preise für die kunstvolle Arbeit sehr gedrückt. Während in Hanau nur Eingesessene ihr Handwerk ordentlich erlernen, kommen in die großen Pforzheimer Fabriken die überschüssigen Kräfte der umwohnenden zahlreichen Landbevölkerung. Bevor diese sich vollkommen dem Stadtleben eingefügt haben, drücken sie die Löhne. Da Pforzheim zehnmal so viel Arbeiter wie Hanau beschäftigt, nahezu zwanzigtausend, so haben seine Preise Einfluß auf die Goldschmiede in ganz Deutschland.

Die vielen Fournitourenfabriken, in denen Ringschienen, Chatons, Hohlkugeln, Scharnierstücke, Dessinchatons, Galerien — das sind lange Metallstreifen, die wie ein aufgeschnittener, flach gedrückter Chaton aussehen, von denen Fassungen in jeder Größe abgeschnitten werden können — und in neuester Zeit sogar Karmoisierungen und noch mehr Artikel gestanzt werden, verringern auch die Preise. Seit einigen Jahren sind manche Artikel im Kleinverkauf um nahezu die Hälfte gefallen.

Der in letzter Zeit aufgekommene billige Goldschmuck mit Silberboden, der, aus dünnem Goldblech gepreßt, durch einen starken Silberboden haltbar wird, hat besonders den Preissturz gefördert.

Auch der große Nachwuchs an Lehrlingen verbilligt manches und vermindert die Löhne. Mögen sich gar zu viel Jünglinge zu dem interessanten Handwerk drängen, in dem

ebensoviele mit ihren Hoffnungen scheitern wie in der bildenden Kunst — mancher kommt trotz ernstem Wollen nie über die Anfangsgründe hinaus, wird nie ein Könner —, oder mögen die kleinen Ladeninhaber nicht alle gewissenhaft genug sein: fast jeder kleine Geschäftsbesitzer hält mindestens einen bis zwei Lehrlinge. Nachdem er ihnen die nötigsten, ersten Griffe beigebracht, müssen sie alle seine Reparaturen machen. Derartig arbeitet leider die größte Zahl der kleinen offenen Geschäfte. Deren Werkstatt ist der Gegensatz zu den Fabriken. In ihnen wird wohl jeder Gegenstand einzeln behandelt, aber eines der Hauptwerkzeuge ist Lötkolben und Zinnlot — als Allheilmittel gegen Bruch und Schaden. Der Lehrling lernt zwar in diesen Werkstätten alle Specialbetriebe der Goldschmiedekunst, aber nur so viel von jedem, wie zu einer Reparatur gehört. Ein besseres Stück, an dem er seine Fähigkeiten üben und ausbilden könnte, bekommt er nicht in die Hände.

Trotzdem haben talentvolle junge Leute in solchen Werkstätten oft mehr Anregung zu künstlerischer Ausübung ihres Berufes bekommen als in den großen Fabriken. Wenn der Lehrmeister nur sonst gewissenhaft war!

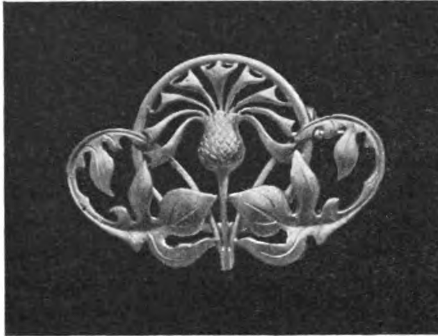
Die für die Technik und die künstlerische Ausführung wichtigsten Goldschmiedewerkstätten bilden die dritte Art. Der Goldschmied nennt sie Arbeitsbuden. Kein Mensch erfährt den Namen des Künstlers, der in solchen Werkstätten einen Schmuck gearbeitet hat. Die großen Geschäfte, die besseren und besten Schmuck führen, sind, mit ganz verschwindenden Ausnahmen, in den Händen von Kaufleuten. Diese haben aber meist einige Monate als Volontär in einer Werkstatt gelernt, so daß sie wenigstens das für den Verkauf Notwendige von der Technik wissen — womit sie allerdings auch oft die Werkstattbesitzer und Goldschmiede zur Verzweiflung treiben.

Zu den, ach zu seltenen Ausnahmen größerer Geschäftsinhaber, die gleichzeitig auch Fachleute im ernstesten Sinne sind, muß der Berliner Hofgoldschmied Hugo Schaper gerechnet werden. Er gehört durch seinen ausgezeichneten Geschmack und seine reich entwickelte Gabe, seinen Schmuck selbst zu zeichnen, sowie durch den Mut, originell zu sein, während die anderen sich an die Mode ihrer Musterzeichner halten mußten, seit dreißig Jahren zu denen, die die Mode machten. Der Werdegang seines Geschäftes war denn auch ein ganz eigenartiger. Schaper brachte wenig mehr als seine vorzüglichen Fähigkeiten mit; da ihm aber neben den künstlerischen Talenten auch die geschäftlichen nicht ganz versagt waren, konnte er sein Unternehmen auf jene Höhe bringen, wo nur noch wenige andere Geschäfte stehen.


Gebrüder Friedländer, Berlin: Halsschmuck mit zwei Solitären.

Außer ihm kamen bis vor kurzer Zeit besonders Hanau und München bei der Ent-

wickelung der Schmuckmode in Betracht. Hanau vor allem durch die besseren und teuersten Waren, die es anfertigt. Ein mit Edelsteinen besetzter Schmuck erlaubt eben



H. R. C. Hirzel, Berlin: Brosche (gesetzlich geschützt).

durch seinen hohen Preis eine sorgfältigere Herstellung.

Hanau hatte schon lange eine gewisse Bedeutung in der Goldschmiedekunst. Aber man hatte auch dort, wie fast in ganz Deutschland, die hervorragende Technik und den überragenden Geschmack in und nach dem Dreißigjährigen Kriege verloren. Hanau hatte ja durch die begeisterte Beteiligung seines Fürsten, des Landgrafen von Hessen, an den Kriegsereignissen, sowie durch die Belagerungen durch die katholische Partei besonders viel in den schrecklichen dreißig Jahren zu ertragen. Die kommende Rokokozeit verdarb die Technik noch mehr. Das Rokoko gestattete in seinen verschwommenen Formen eine schädliche Leichtfertigkeit. Nur in einem gewissen Genre erreichte man eine gewisse Vervollkommnung: in den Tabaksdosen. Das Schnupfen war ja in jenen geistreichelnden Tagen selbst in den Salons der elegantesten Weltdame gestattet. Es bildete wohl ebenso ein Anregungsmittel wie heute die Cigarre oder Cigarette — und deren Austausch. Sonst aber sah es recht traurig aus, wenigstens in Deutschland, trotz des Luxus und der überquellenden Üppigkeit jener Zeit. Dinglinger in Dresden, der Goldschmied Augusts des Starken, war wohl der einzige seines Faches von Rang und Wichtigkeit.

Erst die strengen, knappen Formen des Empire erforderten und begünstigten wieder eine klarere Arbeit. Der Empirestil ging in der zweiten Hälfte, angeregt von klassicierenden Richtungen der Dichtkunst und den neu aufgenommenen Ausgrabungen der klassischen Kunstwerke, besonders von England aus, nach Frankreich. Die Franzosen ahmten mit einer auffallenden Sucht, als Rückschlag auf die ausschweifende Phantastik des Rokoko, die Formen des römischen Kaiserreiches nach. In diesen erholten sie sich von der übermäßigen Formenausgabe der voraufgegangenen Stile. Bald jedoch genügten ihnen die nackten, durchaus nicht zahlreichen Formen des Empire nicht mehr. Sie verzierten sie mit Gewinden und Blumen, führten zuletzt auch einige Renaissancelinien ein, so daß wir mit dem zweiten Kaiserreich auch eine zweite, verdorbene Auflage des Empire bekamen. Sie paßte mit ihrer Überladenheit und Gesuchtheit ganz zum Charakter jener Jahre. In Deutschland hatte man, wie in so manchen Dingen, nichts Besseres gewußt, als Frankreich zu folgen. Einen eigenen Geschmack wagte man nicht zu haben. Neben dem Empire wurde ein entartetes Rokoko gepflegt, dessen Flächen, die wohl viel Anmut aufweisen können, zu widerlich breiten Wulsten verzerrt wurden. Manch altes Familienstück mag noch jene entsetzlichen Gebilde zeigen.

Neben all diesem ward auch ein kleinlicher Naturalismus gepflegt — wie in allen Zeiten, die sich keinen Stil bilden können, denen die Kräfte zum Meistern jener Motive fehlen, die uns die Wirklichkeit aufdrängt. Dabei sind die Motive meist viel großzügiger und stilistischer als ihre Verwertung.



H. R. C. Hirzel, Berlin: Gürtelschnalle, ausgeführt von Louis Werner (gesetzlich geschützt).

Daß es so wie bisher nicht weiter gehen könne, diese Erkenntnis haben wir dem Wer-

den eines gewaltigen neuen Wesens zu danken: dem neuen Deutschen Reich. Der Wiederaufbau Deutschlands brachte uns Selbständigkeitsgefühl und lebhafte Erinnerung an seine alte Größe. Die Größe der Renaissance aber war am lebendigsten im Volke. Und den Formenschatz der Renaissance machte vor allen anderen Hugo Schaper wieder nutzbar. Er selbst hatte in seiner Lehrzeit jene Sachen gearbeitet, wie sie uns die vier Empirestücke auf Seite 798 darstellen. Eine breite Brosche mit griechisch-römischem Palmettenmuster, flach, die schwarze Emaille eingelassen in das Metall, die breiten Flächen nur mit kleinen Schnörkelmustern aus rundem Draht belebt; in der Mitte eine kleine Perle. Die beiden Gehänge daneben sind so recht bezeichnend für den damaligen Geschmack. Sie haben die Größe einer Brosche — sind aber Ohrringe! Dieselben Motive wie bei der Brosche zeigen sich auch bei ihnen verwendet, nur in anderer Anordnung. Immer wieder die Palmette und der sogenannte laufende Hund als Zwischenmuster. Das breite Armband paßt durchaus dazu. Hier erscheinen die Palmetten als Gold auf schwarzem Grunde.

Und das erregte vor dreißig und vierzig Jahren die höchste Bewunderung. Die meisten der damaligen Arbeiten konnten eine solche Verzierung gar nicht einmal aufweisen. Man denke sich dieselben Stücke, aber ohne Palmetten, ohne Belötung und Schnörkel, so daß nur die nackten inneren Formen übrigbleiben — da hat man, was unseren Eltern und Großeltern gut genug schien, sich damit zu schmücken.

Der Klassicismus hatte alle anderen Formen, alle volkstümlichen Linien vollständig verdrängt. Die pietistische, katholisierende Romantik hatte ebenfalls hier viel gesündigt. Kaum daß man jene allzu schlichten Flächen mit Korallen oder Gemmen zu schmücken wagte. Wollte man vornehm sein, so mußte man aber auf jeden Fall bei den wenigen römisch-griechischen Linien bleiben. Und doch wollten diese gar nicht auf die moderne Kleidung der modernen Menschen passen. Was der Tunika entsprach, konnte auf einer Taille nur aussehen wie ein Cylinder auf dem

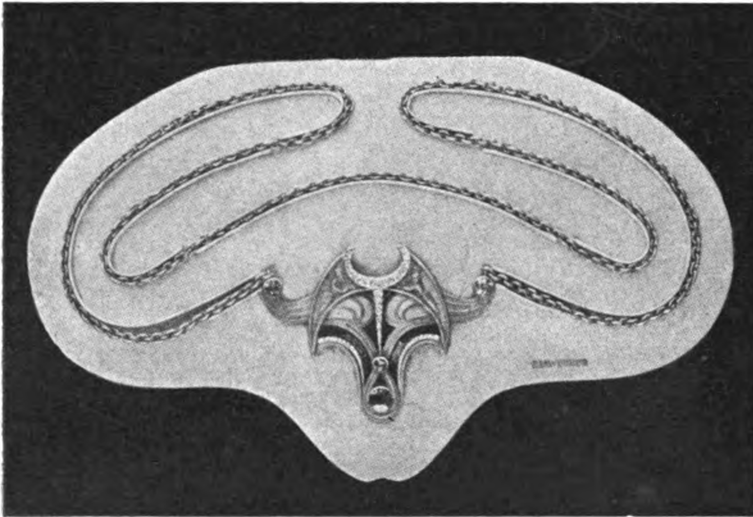


H. R. C. Hirzel, Berlin: Broschen aus Mattgold mit Mosaiken, ausgeführt von L. Werner (gesetzlich geschützt).

Kopfe eines Wilden. Aber diese Mode war ein Überleiter zu der ihr verwandten Renaissance. Die Renaissance war ja einst durch sie erzeugt. Nichts lag näher, als daß man sich nach den Formen des späten Mittelalters umschaute, als das Empire zu veralten anfing und jenes neue Gebilde sich erfüllt hatte: das neue Deutsche Reich. Neben der Wertanhäufung der Gründerjahre erwuchs, bevorzugt durch den eintretenden, überraschenden Reichtum, auch wieder die Freude an der innigen, künstlerischen Durch-

führung des Schmuckes. Und wenn auch leider, wie bereits gesagt, viele nur einen Schatz zusammenrafften, der nach außen prunkte und protzte, der aber in den heutigen Zeiten unerwarteten Gewinnes und unerwarteten plötzlichen Verlustes eben vor allen anderen bevorzugt wurde — und nicht mit Unrecht —, die überfließenden Mittel, Truhen und Kassetten reizten doch zur Verfeinerung, zu diskreter Ausschmückung des Daseins.

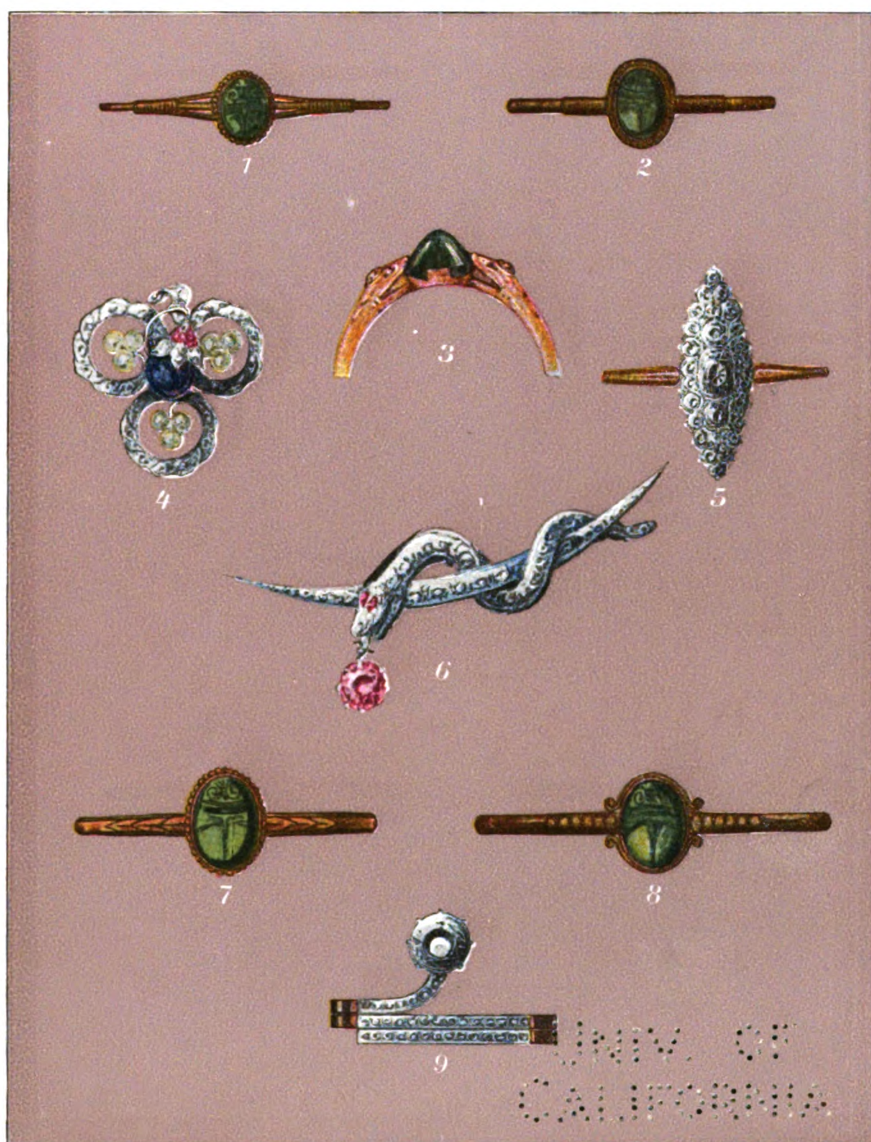
Und da niemals aus einem Schmetterlingsei gleich wieder ein Schmetterling aufersteht, sondern alles seinen Lauf, seine Entwickelung haben muß, so konnten die Goldschmiede nicht gleich den neuen Stil entdecken, den Stil, der die Tage der Eisenkonstruktionen, der Entdeckungen und einander überstürzenden Erkenntnisse geschildert hätte.



O. M. Werner: Halsschmuck mit Edelsteinen und Emaille, ausgeführt von J. H. Werner, Berlin.

Welche Bereicherung bot entgegen dem Gewesenen die Belebung der Renaissance! Ein Beispiel mag das zeigen: das Renaissance-Collier von Hugo Schaper aus dem Jahre 1882. Welch eine Fülle der Farben, Linien und der Technik! Die erhabenen Zwischenteile mit den dunklen ovalen Almandinen, einem granatähnlichen Stein, in Mattgold gehalten, die den Stein umgebenden Schnörkel aus flachgewalztem Schraubendraht; Perlen als Tropfen, der andere Teil aus mehreren Stücken zusammengesetzt, die flachen Rollköpfe mit den Kügelchen gegossen. Dieser Guß wird so ähnlich wie der Guß der Bronzestatuen vollzogen, nur muß der Formsand feiner sein, alle Kernstücke, Gußkerne und Köpfe sorgfältiger angelegt werden. Die Rollköpfe sind Silber, altgrau und oxydiert. Die über ihnen liegenden Blättchen und Blüten sind aus Emaillesilber gestanzt, die Blättchen mit grünem, die Blüten mit vergißmeinnichtblauem Fluß gefüllt. In den Vierecken sind halbe Perlen gefaßt. Polierte Goldkügelchen halten die beiden Teile aufeinander. Die in der Hand gearbeiteten matten Stücke und die bunten Stücke sind durch Goldkettchen verbunden. Bis man diesen Farbenreichtum erlangt hatte, war eine mühevolle Arbeit zu thun gewesen. Wenige erreichten die malerische Wirkung wie jenes zarte Schmuckstück Schapers. Damals durchlebten wir keine farbenfreudigen Jahre. Schaper hatte allerdings nicht die Mißerfolge, wie etwa Böcklin. Im Schmuck duldete man schon eher Farbe, ja, verlangte sie sogar, während man sie im Gemälde verdammte.

Lange blieb die Renaissance maßgebend, wenigstens in jenem Schmuck, bei dem man auf Goldschmiedearbeit und auf nichts weiter sah. Einen überreichen Formenschatz hatten uns die Arbeiten der alten Meister hinterlassen. Nicht an den Sammlungen der Museen, der Privaten, der Kirchen und den Schätzen der weltlichen Großen allein konnte man lernen. Deren Besitzer waren ja auch häufig dem Zuge der Zeit gefolgt und hatten die Kleinodien in modische Fassung bringen lassen; aber außer den Entwürfen der Flötner, de Brij, Birkenhultz und des ele-



1 2 7 8 Skarabéringe von Gebrüder Friedländer; 3 Schlangenring mit Smaragd, Seitenansicht, von Gebrüder Friedländer; 4 Brosche nach Schaperschem Motiv; 5 Marquisring von Gebrüder Friedländer; 6 Haarpfeil, Berliner Schule; 9 moderner Ring von Gebrüder Friedländer, Berlin.

ganten, üppigen Jamnitzer war auch das Skizzenbuch Hans Holbeins erhalten worden — im Britischen Museum. Er hatte darin eine ganze Reihe von Schmucksachen für Heinrich VIII. von England entworfen, welche dieser seinen zahlreichen Frauen und Freundinnen verehrte. Diese anmutigen Federstriche voll nie versiegendem schöpferischem Reichtum entbehrten aber des Hauptreizes der Renaissance: der Farbe. Da war es ein nicht zu unterschätzendes Glück, daß jene Zeit von Eitelkeit nicht frei war, daß sich jedermann für würdig genug hielt, sich im Bilde der Nachwelt zu erhalten. Und bei der tadellosen, minutiösen Malerei der Renaissance wurden auch die Farbenreize des Schmuckes für eine Ewigkeit auf den Porträts festgehalten. Das wertvollste Ergebnis jener Anregungen ist ein zartes Renaissance-Collier von Schaper, dessen zierliche Ranken in feinsten Farbenflüssen sich um den Opal in der Mitte winden, zwischen den Blättchen und Blumen, Stilen und Arabesken noch Perlen und Brillanten und Rubine durchaus organisch verteilt — oder, wenn man will, ist das Muster organisch um die Juwelen gelegt. Denn der Goldschmied arbeitet oft nach vorhandenen Mittelpunkten. Mit dem zunehmenden Reichtum an kostbarem Gestein leistet er es sich aber immer häufiger, die Steine erst später aus seinem Schatz auszuwählen. Er hat ihn nach und nach von den großen Juwelenhändlern erworben und kann nun beim Auswählen seine Kunst zeigen. Das richtige Zusammenstellen der Steine ist eine seiner wichtigsten Thätigkeiten. Im Stahlschrank seines Comptoirs steht ein unscheinbarer Kasten. Dessen Inhalt aber ist nicht gar so unscheinbar. In schmalen, briefartig zusammengefalteten schwarzen Papieren liegen dort Hunderttausende tot. Tot nur als Kapital. Denn wenn die Papiere geöffnet werden, erwacht strahlendes Leben. Hier funkelnde Brillanten, dort ernste, dunkle, satte Saphire in Stahlblau, Smaragde in leuchtendem Grün, Rubine in munterstem Rot, Aquamarine wie erstarrte Tropfen Meerwasser, Opale, deren Farbenschichten durcheinander schillern, Topase wie gefangene goldene Sonnenstrahlen, Türkise, die einem Stück des südlichen blauen Himmels gleichen, Chrysolythe, düstergrün wie Moos aus finsteren Waldschluchten, Perlen in allen Größen, in allen


O. M. Werner, Berlin: Gürtelschnalle, ausgeführt von J. H. Werner.


Gebrüder Friedländer, Berlin: Mittelstück einer Perlenhalsschnur.

Formen; runde, wie eine gedrehte Kugel, längliche, wie eine fallende Thräne und unregelmäßige, verschrobene, die der Juwelier ihrer Form wegen Barockperlen nennt. Aber nicht nur alle Formen weisen die Perlen auf, auch fast in allen Farbentönen findet man sie. Weiß, wie Hagelkörner, rötlich, wie mit Wein durchtränkt, grau oder schwarz, wie wenn sie trauerten, bläulich und gefleckt — dem Goldschmied, der es zu verwerten weiß, ein wunderbares Material!

Aber nicht jeder weiß es zu solchen koloristischen Wirkungen auszubeuten, wie es in dem Renaissance-Collier geschehen. Das übertrifft fast die venetianischen und deutschen Arbeiten der besten Meister vor dem Dreißigjährigen Kriege.

Wie dürftig in der Farbe erscheinen dagegen die Mantelschließe des Münchener Rothmüller und der Anhänger mit der Uhr von Professor Mayer in Karlsruhe. Die Mantelschließe scheint in der Form sich den Holbeinschen Entwürfen anzupassen, ist aber auch beeinflußt von den weichen Flächen der Italiener. Der Anhänger aber ist der mit Motiven überladenen, doch immerhin zart und stimmungsvoll durchgearbeiteten späten französischen Renaissance verwandt. Das reiche Detail, die Fruchtgehänge, Masken und Engel deuten darauf hin. Die Herstellung der beiden Stücke ist dieselbe: sie sind nach einem Wachsmodell in Formsand gegossen; die Gußnaht ist mit der Feile fortgenommen, und Ösen sind angelötet. Darauf sind sie in aufgelöster Schwefelleber oxydiert und der schwarze Oxyd etwas abgebürstet, so daß sie altgrau aussehen. Einzelne Teile sind vielleicht ein wenig vergoldet. Doch scheint es nicht so. Es wurde verschmäht, Steine dazu zu verwerten.

Hier ist der Gegensatz zum Juwelenprotzentum am strengsten zu sehen. Daß aber Extreme in alle Dinge nur Verderben bringen, haben wir auch hier zu bedauern. Man wollte nur künstlerisch, nur mit der Arbeit wirken — und wurde einseitig und dürftig. Derartiges wird uns bei den eigentlichen Modernen auch begegnen. Es bleibt keiner Zeit, keinem Streben erspart.

Rothmüller hat überdies auch Besseres geliefert. Seine vier Broschen sind nicht ganz ohne Farbenspiele, ohne koloristische Annehmlichkeiten. Die obere Brosche mit dem Engel besteht zum Teil aus gegossenem Altsilber. Die Blumen jedoch sind aus Rotgold geschnitten und mit Rosen, Brillantsplittern besetzt, die gleich glitzernden Tautropfen wirken. Die linke Brosche zeigt bunte Steine in Abdeckkasten. Die koloristischen Reize der Steine wirken sehr fein auf dem Grau. Die rechte Brosche mit den tändelnden Köpfchen ist eintönig mattgrau gehaltenes Rokoko. Renaissanceformen hat man dem unteren Stück gegeben, das durch keine besonderen Farbenzusammenstellungen glänzt. Die gesamten Arbeiten sind fast nur im Guß gewonnen.



Gebr. Friedländer, Berlin: Anhänger; Libelle mit Rubin, Smaragd, Brillanten und Emaille.

Schaper arbeitete oft ähnliche Stücke; er wußte ihnen aber meist mehr Reize mitzugeben. So schaffte er ein kleines Gehänge mit einem Engelsköpfchen. Es ist zum größten Teile Handarbeit. Nur das Köpfchen ist gegossen. Die ihn umfassende Herzform biegt der Goldschmied aus Messerdraht, einem Draht, der oben scharf, unten breit ist. Die darüber fallenden Rollköpfchen sind aus Blech geschnitten und gebogen. Steinchen und Perlen heben die Zartheit des mattgoldenen Stückes, wie es häufig zu Einsegnungen jungen Mädchen geschenkt wird.

Auch die beiden Kameebroschen sind Handarbeit. Die Köpfe sind aus Achat geschnit-

ten, dessen dunkle Schicht als Grund benutzt wurde. Man sieht an ihnen deutlich, wie die Renaissance ein Kind des klassischen Altertums ist. Ihre Fassungen stammen aus dem Jahre 1882. Dem Stein mit der Frau am nächsten ist ein Kordeldraht, der, aus zwei glatten Drähten geschlungen, einem zierlichen Seil ähnelt. Kugeldraht, aus dem sich Rollköpfe entwickeln, umgiebt den Kordel. Rubine und Perlen vereinen sich mit dem Mattgold zu einem Rahmen, der die Kamee außerordentlich hebt. Der Manneskopf ist ähnlich gefaßt. Beide Broschen erinnern so recht an die kräftige, naive Lebensfreude des Jahrhunderts nach Luther.

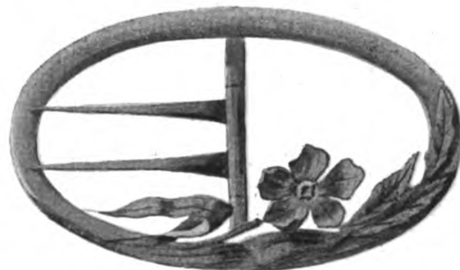


Gebr. Friedländer, Berlin: Anhänger; Orchidee mit Rubinen und Brillanten.

In der Luft der Jahre von 1870 bis 1895 lag es, daß man die Renaissanceformen auch für den Juwelenschmuck ausnutzte. Die Renaissance kannte allerdings die übermäßige Benutzung der Juwelen noch nicht. Sie konnte sie noch nicht kennen. Die großen Steinlager in den neuentdeckten Erdteilen und neuerworbenen Kolonien waren nur zum allerkleinsten Teil erschlossen. Die Goldschmiede mußten sich mit der farbigen Emaille und den wenigen flachgeschliffenen, etwa zehn Facetten zählenden Steinen behelfen. Mit dem zunehmenden Reichtum wollte man auch die merkwürdigen Eigenschaften des Diamanten steigern, ja, sie eigentlich erst zu Tage fördern, was der alte Schliff, der sich von der Urform des Diamanten fast gar nicht entfernte, nicht konnte. Kardinal Mazarin, der feine, diplomatische Erzieher Ludwigs XIV., soll die berühmten holländischen Steinschleifer, zu denen auch ein Spinoza gehörte, angeregt haben, den Diamanten neue Reize durch Verdoppelung der Facetten zu entlocken. So kamen die Schleifer bald zu dem Brillantschliff, der vierundfünfzig, bei großen Steinen sogar siebzig Facetten kennt. Der Kardinal war ein großer Liebhaber von Juwelen. Es stimmt das auch zu dem Erziehungsprodukt, das er in dem „Sonnenkönig“ hinterließ. Dessen Schmuck zeigte ganz die Gespreiztheit seiner Majestät, der eben ein Kind seiner Zeit, des theatralischen Barock war.

Die Garnitur von Schaper, ganz in Juwelen ausgeführt, verrät trotz ihrer Renaissanceschnörkel deutlich den eigentlichen Charakter jenes Stiles. Besonders der Haarpfeil mit den Reiherfedern. Es ist jene Weißjuwelenarbeit, die eigentlich eine Technik der neueren Zeit ist. Trotzdem die Löcher für die Steine nach hinten so vergrößert sind, daß nur schmale Goldlinien stehen blieben, die dem Schmuck Anmut und Zierlichkeit geben sollen, ist die Absicht doch nicht erreicht. Die flachen Renaissanceschnörkel sind eben doch zu breit, als daß sie, mit Brillanten ausgefüllt, nicht ungeschickt und unvornehm wirken müßten. Beim Haarpfeil kommt hinzu, daß er als Mittelpunkt mit einer Karmoisierung versehen ist, die doch immer etwas Kompaktes an sich hat. Die anderen Gegenstände sind weit glücklicher nur mit Perlen, die von einzelnen Brillanten gehalten werden, in der Mitte geschmückt. Die Maiblumen zwischen den Schnörkeln bestehen aus Gold, in das Rubine hineingefaßt sind. Während das Muster bei den meisten Stücken etwas Gesuchtes, Unabgeschlossenes hat, kommt es im Armband zu schöner, harmonischer Wirkung.

Wir sehen hier die Erfolge, die erzielt werden, wenn ein alter abgestorbener Stil



Ernst Schönfeld, Hanau a. M.: Gürtelschnalle aus Matt- und Grüngold.

mit der neuen Technik belebt werden soll. Sie sind nicht die Erfolge, die man wünschen muß. Und die neue Technik hat ja schließlich gar keine Berechtigung, wenn man ihr nicht Formen und Aufgaben geben kann,

die ihr entsprechen. Man erreicht sonst jenen Eindruck von Ungeschicklichkeit, Unfähigkeit und Armut, von Mängeln also, die man vielleicht gar nicht besitzt.

Denselben Eindruck macht der Entwurf eines Halsbandes von G. Schnierle aus Pforzheim. Er ist in seiner Zusammenstellung und Verwendung von Motiven mustergültig für alle Arbeiten, die in den letzten Jahrzehnten aus den Fabrikstädten geliefert wurden. Der Entwurf selbst stammt aus dem Jahre 1889 und ist preisgekrönt: echte Fabrikware, ohne jede persönliche Nuance — Schnörkel und Rosetten.


Hugo Schaper, Berlin: Moderne Brosche.

Da man sich inzwischen daran gewöhnt hatte, seine Motive nur der Vergangenheit zu entlehnen und jeden Blick in die Natur und ihre dekorativen Werkstätten verschmähte, jedem Geschmack aber die gewichtige Renaissance und das prahlerische Barock nicht zusagten, folgte man der früheren Entwickelung und benutzte die bizarren Linien des Rokoko so nebenher. Manche Vorliebe für ungebundene, unregelmäßige, weiche und gefällige Linien konnte das Rokoko befriedigen. Die vielen, in unendlicher Abwechselung durcheinander, ineinander laufenden Linien und Flächen, geschmückt mit anmutigen, kleinen naturalistischen Blumen, machten Gefälligkeit zur Regel. Die geschweiften, reich bewegten Formen vertrugen aber nicht die grellen Farben und die prunkhaften Steine der vorhergehenden Epochen. Zartere Farbenspiele wurden nötig.


Hugo Schaper, Berlin: Moderne Brosche.

Ein kleines Schapersches Rokokogehänge ist ein Beispiel, welche ausgezeichneten Schmuckstücke heute aus dem Stil Ludwigs XV. gebildet werden konnten. Wie zierlich wirkt das feine Gitter in dem Mittelstück, das einen zartgrünen Smaragd trägt! Die dunklen Streifen der beiden Muscheln sind mit moosgrüner Emaille überzogen. Zwischen den Streifen glitzern kleine Brillanten. Dazu hier und da Perlen oder Brillanten — das Ganze in Mattgold — ausgewählte Wirkungen, besonders durch das Grün des Steins und der Emaille. Oft wird bei Rokoko das Gitter mit emaillierten Platten unterlegt, was dann einen feinen, farbigen Grund ergiebt.

Wie gut Rokoko geeignet ist, große Flächen aufzulösen, kann man deutlich an dem Pontifikalringe sehen, welchen Kaiser Wilhelm II. dem Papst im Jahre 1892 übersandte. Der Reichsadler, das Papstwappen und die Initialen des Geschenkgebers umgeben einen großen Brillanten, einen Solitär. Die sonst unvermeidlichen Flächen werden durch das Rokoko zerteilt.

* * *

Nun hatte man drei Stile durchgearbeitet und sich ihrer bemächtigt. Man konnte es nicht unterlassen, auch die anderen auszunutzen. Romanische, gotische Formen wurden verwertet. Die Brosche mit den drei Perlentressen, den Brillantkränzen und dem Saphirkabuchon, die einem Schaperschen Motiv nachgebildet ist, war eines jener häufig zu findenden Muster. Sie waren meist ganz umgebildet. Aber für den Eingeweihten war die Anlehnung an die Stile des Mittelalters genau zu erkennen.

Auch das Empire wurde nochmals geplündert. Schaper wußte es glänzend zu verjüngen. Ein Collier mit rosa Topasen und Aquamarinen ist ein Beispiel, wie er es verstand, die steifen Linien luftiger zu machen und ihnen Koloristik beizumischen. Die rosa Topase umzog er mit schwarzem Emaillekranz. Die Schnörkel und Flächen überrankte er mit Blättchen und Blumen in Rosengold, Grüngold und weißlichem Platin. Dazu das lichte Graugrün des Aquamarin, das Schneeweiß der Per-

len und das gefärbte Gelbgold des Musters. Viele, die in dem gleichzeitig auftauchenden Naturalismus vergebens Stil suchten, fan=den ihn hier.

Sie fanden ihn auch in dem Schmuck, dessen Linien der ägyptisch=assyrischen Kunst, den Grabkammern und Tempeln der Pharaonen und Babylonier ent=lehnt worden waren. Das Scha=persche Armband mit den Lo=tosblumen, der heiligen Blume der Nillandbewohner, ist den Anregungen zu danken, die uns die geöffneten Kammern der Pyramiden Jahrtausende aufbe=wahrt hatten. Es ist erst kürzlich vollendet worden — ein ganz mas=sives Stück und nur für eine hoch=gewachsene, starke Frau geeignet. Der glatte Mittelstein ist ein schöner Sma=ragd, so fehlerfrei und von so sat=tem Grün, wie er selten gefunden wird. Mehrere funkelnde Brillan=ten steigern seinen Schimmer. Es ist in altgelbem, dunklem Gold ge=halten — ein Geschmeide aus Königsgrüf=ten, Heldenschmuck aus der Völkerwanderung, aus Nibelungenzeiten scheint es zu sein.


Hugo Schaper, Berlin: Anhängerbrosche aus neuerer Zeit.

Die gute Juwelenarbeit war unterdessen ähnliche Wege gegangen wie die bessere Gold=arbeit. Das große Dia=dem im Empiregeschmack mit den zierlichen Pal=metten, aus deren größ=ter die kleineren sich entwickeln, ist ein Bei=spiel, mit welcher Sorg=falt die Technik den alten Vergangenheits=linien angepaßt wurde. Das ganze Stück ist nur aus Feinsilber ge=schnitten und vollstän=dig mit Brillanten besetzt, weiß in weiß. Ein prächtiges Funkeln — wie gefangene Strah=len und Lichtbündel, aber ohne jeden male=rischen Glanz. Durchaus jene Juwelenarbeit, die neben den Steinen kein Metall dulden will, die überhaupt darauf ausgeht, zu wir=ken, als sei gar kein Metall, keine Arbeit nötig, die Pretiosen in den schönen, lustigen Linien zu halten.


Hugo Schaper, Berlin: Diadem aus neuerer Zeit.

Das Beste dieser Art liefert außer den nur an Geschäfte verkaufenden Werkstätten von Zettel, sowie Nachtigall in Berlin und Kräuter in Hanau die große Firma Gebrüder Friedländer in Berlin, Unter den Linden, aus deren Werkstatt auch das Diadem stammt. Die Firma arbeitet viel, besonders aber ihre Specialität, den reinen Juwelenschmuck, für Börsenleute und mehr derartige Größen der Großstadt, die mit plötz=lichen, übervollen Gewinnen und unerwarteten, überraschen=den Verlusten zu rechnen haben. Auch viele Fürstlichkeiten und Patricierhäuser, die auf Pracht geben, zählt Friedländer zu seinen Kunden. Schaper hat dagegen mehr für die geschmackvolle Intelligenz des Westens zu schaffen, die einen stilvollen, künstlerischen Schmuck der Pracht des Reichtums vorzieht.

Das Diadem in naturalistischer Manier mit drei Apfelblüten ist ebenfalls in Friedländers Werk=statt entstanden. Es schildert so ganz die Unfähigkeit der achtziger und der ersten neun=ziger Jahre, ein Naturmotiv zu meistern, aus ihm die dekorativen Linien zu destillie=ren und zu einer Harmonie zu binden. Ir=gend eine künstlerische Idee liegt diesem Mu=ster nicht zu Grunde, dessen Verwandten wir heute noch allzu oft in den Schaufenstern be=gegnen.

Das Halsband mit den regellos zusammen=gestellten Kleeblättern ist auch ein Erzeugnis jener Tage. Überhaupt — das Kleeblatt! Es war eine Zeitlang die Universalvorlage für allen möglichen Schmuck. Kaum, daß da=neben das Stiefmütterchen zur Geltung kommen konnte, das in Schwarzsilber, Gold und vor allem in möglichst naturgetreuer Emaille überall getragen wurde.

In diesen Jahren kamen auch die Schleifen=muster auf. Das Diadem mit den drei Schlei=fen ist so ein Stück. Peinlich genau sollte

der Eindruck hervorgerufen werden, als sei die Schleife wirklich aus knüpfbarem Material gebunden. Man ging dabei durchaus über das Erlaubte hinaus und gab dem Dinge eine übernatürliche Bewegung. Da diese gegebene Form starr und fest selbst im stärksten Sturm blieb, war leicht ihre Unnatürlichkeit zu erkennen. Ruhige, größere Linien hätten mehr erreicht, hätten sich besser dem Material angepaßt. Gerade der Versuch, rein natürlich zu scheinen, verursachte überhaupt viel Mühe bei der Ausführung der Entwürfe. Die allzu heftige Bewegung entsprach dem weichen Material, dem Feinsilber, durchaus nicht. Die Erhöhungen und Vertiefungen mußten mit Punzen und Bleiklötzen herausgetrieben werden. Dabei wurde manches bereits zugeschnittene Stück zerdrückt, oder es zog sich durch die gewaltige Spannung an einzelnen Stellen zu dünn. Wo mit dem Treiben nichts zu erreichen war, wurde mit Feile und Stichel nachgeholfen.

Den Schleifenmustern gleich waren, als Stilerscheinung, die Schnallen, Lawn-Tennis-Schläger, Fahrräder, Sporen und was sich sonst noch an Attrappen erfinnen ließ. Als Kennzeichen, als Vereins- oder Berufsabzeichen sehr schön. Als Schmuck für ein junges Mädchen im Festkleid oder für den Theater- und Konzertbesuch aber durchaus am falschen Platze. Überbleibsel jener Zeit sind noch die Mondsicheln und Sterne, die gar nicht aus den Schaufenstern verschwinden wollen. In ihrer Verwendung lag schon eher ein poetischer Gedanke. Aber man blieb bei den Anfängen stehen. Anstatt einmal zum Himmel hinaufzuschauen und all die wunderbaren Wolkengebilde zu betrachten, die Stern und Stern verbinden oder verschleiern, über den Mond wie fabelhafte Schlangen sich ringeln oder als zartes Gewebe wie Spitzen von ihm herunterzuhangen scheinen, umgab man die Mondsicheln mit Erdenerzeugnissen, mit Blumenranken und Blättern! Man wollte um jeden Preis natürlich sein, und wurde auch hier widernatürlich. Wohl ist es dem Künstler erlaubt, Dinge zusammenzufesseln, die sonst nicht verbunden sind; aber die Fessel muß dann so erscheinen, daß beides ganz organisch wie eins wirkt. Das etwa ist in jener Mondsichel mit der Schlange getroffen. Ihre einfach bewegte Linie schmiegt sich dem Mondstreif an. Durch den Rubin ist Farbe hineingebracht. Er stellt einen Stern dar; die Schlange züngelt nach ihm.

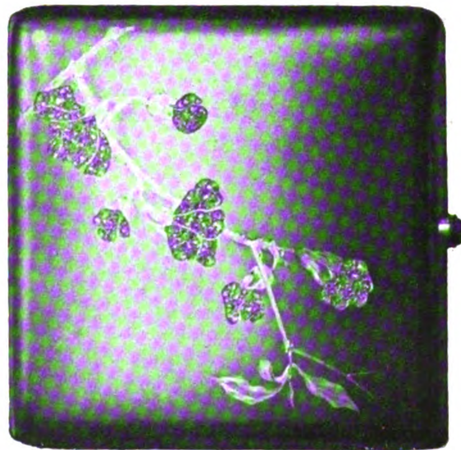


Louis Kuppenheim, Pforzheim: Handspiegel, Emaillebild von Prof. Christiansen, Darmstadt.

Neben all dieser Stillosigkeit versuchte man auch die Linien der Renaissance so aufzulösen, daß sie einen modernen Eindruck machten, wenn sie für Juwelen verwendet wurden. Das feste Armband mit den drei großen Steinen und den beiden sich ineinander schlingenden Schnörkeln ist ein Stück, aus dem sich die unendlichen Variationen der Broschen, Ringe und Armbänder jener Zeit, die alle ähnliche Linien aufwiesen, leicht bilden ließen. Auch das längere, konisch nach beiden Seiten verlaufende Band giebt solche Motive. Die einzelnen Teile sind durch verdeckte Scharnierstücke oder Ösen miteinander verbunden. Es ist beweglich und kann flach liegen, schmiegt sich aber, wenn es angelegt wird, der Form des Armes besser an als jenes fest Gefügte.

Für Juwelenliebhaber mit strengerem, einfacherem Formensinn wurden jene Arbeiten hergestellt, von denen wir den Haarpfeil

mit den drei Treff und den drei spitzen Ösen, sowie das schmale Band, an das zwei Solitärs gebunden sind, bringen. Beide Stücke erinnern an die knappen Linien des Empire und an die der Nachzopfzeit, der Biedermeierjahre, wo das Empire in die allergrößte Schmucklosigkeit entartete, zugleich aber, wohl unbewußt, die modernen Tendenzen an manchen Geräten zur Geltung brachte. Wer noch Urväter-Hausrat auf dem Boden oder in der Rumpelkammer hat, wird mit Erstaunen bemerken, daß manches dieser Sachen von einem jener Künstler entworfen sein könnte, die heute „angewandte Kunst" predigen. Der Stuhl war vor siebzig bis achtzig Jahren wirklich nur Stuhl, der Tisch nur Tisch u. s. w., ohne jede Schnitzerei, ohne aufgeklebte Schnörkel und Masken. Und doch wirkte er, allein durch die Linie seiner inneren Architektur, den Schwung der Füße und die genauen Größenverhältnisse zueinander. Dazu war er so eingerichtet, daß man möglichst bequem auf ihm sitzen konnte. Irgend welche inneren organischen Fehler konnten durch kein Ornament verdeckt werden. Jede Linie, jede Fläche mußte dafür genau berechnet, auf Strichbreite abgemessen werden.



Louis Kuppenheim, Pforzheim: Cigarettenetui mit Irismotiv.

Die beiden zuletzt genannten Schmuckstücke beanspruchen auch jene wohlüberlegte, pretiöse Arbeit. Wie sorgfältig muß der Haarpfeil beim Zusammenlöten behandelt werden! Stück für Stück wird aneinander gebunden oder auf die Holzkohle mit kleinen Drahtstiften geklammert. Manche Stücke setzt der Goldschmied so auf einer Wachstafel zusammen, daß sie dem fertigen Stück ähneln. Dann gießt er flüssigen Gips darüber. Ist der erhärtet, nimmt ihn der Goldschmied von dem Wachs. Die Blumen, Schnörkel und Fassungen sind im Gips in der ihnen zugedachten Lage. Mit der Rückseite schauen sie aus der Masse heraus. Mit Borax dort bestrichen, wo sie einander berühren, Lot dort hingelegt, unter der Flamme genügend erhitzt, der Gips nach dem Erkalten abgestoßen — der Schmuck in seiner späteren Form ist roh beisammen. Kleinere Teile werden nach und nach angesetzt. Runde Sachen, wie Armreifen und Ringe, werden auf gebogene Eisenbleche festgebunden. Dieses Zusammenlöten ist mit das Schwierigste an der ganzen Arbeit. Es kann auch meist nur nacheinander, Stück für Stück geschehen, mühselig und allmählich.

Jedem Geschmack war nun eigentlich etwas geboten. Da war Schaper mit seinen vielen Stilen, da waren die Süddeutschen und die Naturalisten, sowie jene, die Stil, wenn auch alten, in die Juwelenarbeit zu bringen suchten; trotzdem aber gab es immer noch viele Unzufriedene. Aller Sehnsucht war noch lange nicht erfüllt.

Da lagen plötzlich, es war im Jahre 1897, in einem Schaufenster der Berliner Friedrichstraße neue Schmucksachen; es war das Schaufenster des Goldwarenhändlers Louis Werner, unweit der Leipzigerstraße. Gegen alle Gewohnheit war auch der Name des Künstlers genannt, der die Broschen entworfen hatte. Es schienen wieder einmal naturalistische Erzeugnisse zu sein. Ein näheres Betrachten aber ließ erkennen, daß Hermann Hirzel, ihr Zeichner, seinen Blattarrangements ein persönliches Stilgepräge gab. Wohl hatte auch er, wie die Franzosen, angeregt durch japanische Motive, seine Muster nur aus Naturstudien gewonnen. Sein Verdienst aber war und wurde es immer mehr, daß er nicht, wie manche Franzosen, ganz und gar bei der Sucht nach Originellem in zukunftslosen Naturalismus verfiel. Die Traditionen, die zu gleicher Zeit in importiertem englischen Schmuck ihre Gefährlichkeit bewiesen, hinderten ihn glücklicherweise

nicht. Er wußte dem Eichblatt, dem Butterblumenblatt und dem Pfeilblatt, sowie manchen anderen Pflanzenmustern, die schon oft oder gar nicht verwendet waren, ganz charakteristische Linien zu entlocken und mit ihnen kleine anspruchslose Schmuckstücke zu bilden, die in sich abgeschlossen wirkten. Das Persönliche in ihnen erregte, trotz mancher Mängel, Gefallen. Aber es wäre verkehrt, ihre Mängel zu übersehen. Denn sie hatten Mängel. Broschen aus Pfeilblättern, Eichblättern und aufstrebenden Butterblumenblättern wurden durch die nach oben stechenden Zacken den Kleidern der Trägerinnen gefährlich. Diesen Fehler teilten sie allerdings mit den meisten anderen Schmuckstücken. Aber sie hatten noch andere Mängel. Sie verzichteten auf jede Hebung durch kostbares Gestein. Jeder Farbenreiz war ihnen fremd. Sie wollten allein durch die einfachen und doch so graziösen Linien leicht gewellter Blätter, der Ranken oder vollen Dolden wirken, die Hirzel in einfachem Mattgold herstellen ließ.


Louis Kuppenheim, Pforzheim: Lorgnon mit Dornröschen-Motiv, getriebenes Altgold.

Diese allzu peinlich und puritanisch betonte Einfachheit sollte die erste Anregung, das erste Samenkorn sein, das reiche Ernte trug. Es begann eine Reinigung von dem schwülstigen Stilüberfluß der Vergangenheit. Der Geschmack wurde geläutert. An den Aufgaben der Schlichtheit und der strengen Sachlichkeit lernte man neue Selbstzucht, besann sich auf seine Eigenheit. Man gewann den Takt wieder. Und nun wollte man mit diesen neuerworbenen Eigenschaften die Aufgaben einer üppigeren Schmuckkunst aufnehmen.

Hirzel war auch hier einer von denen, die den Auszug vom zeichnerischen ins koloristische Land führten. Vorher hatte er die störenden Zacken seiner Entwürfe beseitigt; zuerst nicht ganz organisch, wie das Blatt beweist, das ein Ring aus rundem Draht umschließt, aber in der länglichen Brosche, aus deren Blättern eine Art Kornblumen aufstrebt, hatte er sein Ziel erreicht. Die Umschließung entwickelt sich durchaus organisch. Das Muster entspricht dem Charakter des Motives.

Inzwischen hatte er auch den Reiz seines Schmuckes durch einige lebhafte Emailletöne gehoben, mit der er hier einen Blumenkelch, dort ein Blütenblatt überzog. Die Einfachheit war überwunden, sie wich einer Freude an reicher bedachtem Schmuck. Schon im Jahre 1898 verzichtete Hirzel dann auf die Pflanzenmotive und brachte Muster, die besonders durch ihre Flächenbehandlung auffielen. Als Grundstücke nahm er Mosaik. Nicht jene Mosaik, die in allen Badeorten und auf allen Messen und Jahrmärkten feilgeboten wird und die mit ihren roh gefügten weiß-blauen Blumensträußchen jeden besseren, gesteigerten und auch manchen naiven Geschmack abstößt. Die italienische Schmuckmosaik ist ja durch die berüchtigten venetianischen Massenfabrikanten ganz heruntergekommen, während von den köstlich getönten Florentiner Mosaiken mit ihren breiteren, großlinigen Flächen und ihren so sauber gepaßten, fast unsichtbaren Fugen heute kaum noch ein Stück zu finden ist. Hirzel erschien es nicht zu schwer, die Mosaik zu reformieren. Er entwarf neue Muster, jene, die wir in den fünf Mosaikbroschen sehen. Sie scheinen nach alten, ägyptisch-assyrischen Vorbildern geschaffen. Aber unser Auge hat sich so sehr an die Renaissancelinien, an die Akanthusblätter gewöhnt, daß wir unser ureigenes für urfremdes halten. Wir sind in der Heimat nicht mehr heimisch.

Kennten wir die alten Muster unserer Urväter, die


Louis Kuppenheim, Pforzheim: Lorgnon mit Perlschalen.

sie benutzten, ehe sie mit römisch-orientalischer Kultur überschwemmt wurden, dächten wir immer daran, daß sie die Probleme der sie umgebenden Natur ihrem eigenen Wesen gemäß in ihren Mythen und Religionen zu prächtigen Kunstgebilden ineinander schlangen — wir würden in den Hirzelschen Linien unser Wesen zum erstenmal mit Erkenntnis und Selbstbewußtsein ausgedrückt finden. Im Gegensatz zu allen anderen Stilen ist der Hirzelsche durchaus national. Wie deutsch ist nicht die über die Mosaik der mittleren Brosche sich schlingende Ranke! Und wie deutsch die Mosaiken selbst. Blumen voller Anmut, aus denen meist kräftige, dekorative Staubfäden hervorwachsen. Die einzelnen Steinchen sind mit größter Sauberkeit geschliffen und fein in Kitt zusammengefügt. Die Wahl der Farben ist sehr gelungen.

Leider kann der Druck nur die Linie, nicht aber die Koloristik wiedergeben. So ist auch auf der bunten Tafel, auf welcher acht Broschen des ganz vortrefflichen O. M. Werner dargestellt sind, nur ein geringer Bruchteil von all der Farbenschönheit zu erblicken, die den Originalen eigen. Entzückende, raffinierte Reize hat die Berliner Firma J. H. Werner, die diesen Schmuck feilhält und in eigener Werkstatt fertigt, durch feinfühlige Abtönungen der Goldfarbe erreicht. Ihr Ziel ist, malerisch, bildlich mit diesem Allermodernsten des modernen Schmuckes zu wirken. Er soll sich der mehr oder weniger malerischen Erscheinung der sich mit ihm Schmückenden einfügen oder sie heben. Damit dieses erreicht werde, wird der Schmuck einer besonders verzwickten Farbprozedur unterzogen. Diese Tönung des sonst so leicht indianermäßig wirkenden Metalles, die auf unseren Abbildungen einigermaßen getroffen ist, während der Reiz der Edelsteine nur geahnt werden kann, ist ein Geheimverfahren der Firma.



Louis Kuppenheim, Pforzheim: Jaspisvase mit Kastanien in antikem Goldton.

Bei dieser darf das Gold auf keiner Stelle zu dünn geklopft oder gefeilt werden. Bevor die einzelnen Teile zusammengelötet werden, müssen sie von jedem Riß, von jeder Unebenheit befreit sein. Auch die Fugen müssen genau schließen. Nach dem Löten wird das etwa vorbeigeflossene oder überstehende Lot verputzt, damit es keine blanken, porösen Stellen giebt, wenn das Gold in die Farbe kommt.

Die Farbe ist ein Bad aus Kochsalz, zwei Teile, Salpetersäure, vier Teile, und Salzsäure, drei Teile. Das beim Mischen unter Dampfentwickelung entstehende Chlor nimmt Kupfer und Silber, die Zusätze zum Gold, an. Die Schmuckstücke werden etwa fünf Minuten in dieses Gemisch gesteckt. Wenn der Schmuck in der ersten Farbe das gelbe, mattglänzende Schimmern noch nicht angenommen, wird er noch einmal in das Bad gethan. Das Chlor frißt auf der Oberfläche Silber und Kupfer heraus, eine feine Haut Feingold zeigt sich in reinster Farbe; ein wenig Bürsten auf der Drehbank mit einer Messinghaarbürste vollendet die Tönung.

Bekanntlich wird Feingold nur zu Trauringen oder, ausnahmsweise, zu Fassungen spröder, sehr teurer Steine wie Rubin und Smaragd verwendet. Daher müssen die anderen Mattgoldwaren sämtlich dem geschilderten Färbeprozeß unterworfen werden. Aber es gehört dazu ein Goldgehalt von mindestens 585 Teilen auf 1000 Metallteile.

Werner verwendet zu seinen Arbeiten nur besseres Gold, 750 Teile auf das Tausend. Die Tönung des ersten Stückes wurde vielleicht, wie manchmal, durch Zufall erreicht. Die helle Mattfärbung war mißglückt. Der Färber war unglücklich darüber, und der Geschäftsbesitzer — geriet außer sich vor Freude über die neuen Reize, die er erblickte. Das war die Entdeckung. Es ist aber

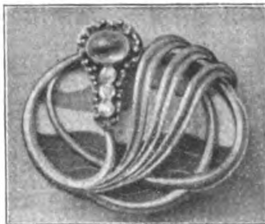
auch möglich, daß die Farbe erfunden wurde. Durch eifriges Nachdenken, angeregt von Werner selbst, mag der Färber der Firma nach Probieren seiner sämtlichen



Th. Fahrner, Pforzheim: Brosche mit Karmoisierung.

Mittel zu dem entzückenden Resultat gekommen sein.

Was aber dem Schmuck von Werner den höchsten Reiz verleiht, ist die taktvolle Verwertung der Edelsteine. Er wußte ihnen nach der bloß zeichnerischen oder rein bildnerischen Periode, die Hirzel so vorzüglich vertritt und die auf jeden Edelstein verzichtete, wieder zum Siege zu verhelfen. Aber er bringt sie nicht, wie in den Zeiten des Tiefstandes, als Anhäufung teurer Mineralien. Sie müssen sich dem Organismus des Schmuckes eingliedern. Mit ihrem Flackerglanz hangen sie aus metallenen Blumen gleich Staubfäden. Wie glitzernde Glühwürmchen, die über den dunklen Goldgrund laufen, erscheinen sie bei dem anderen Stück. Auch die Emaille mußte, neben und mit den Steinen und der Zartheit der Zeichnung, dem Neuartigen dienen. Der undurchsichtige Schmelz mit seinen schimmernden Reflexen fügte sich am besten dem beabsichtigten Farbenaccord ein. In der Brosche mit dem



Th. Fahrner, Pforzheim: Brosche mit Emailgrund.

Opal und dem darunter schwebenden Emailleschild kommt das am schönsten heraus. Hier ist auch die Absicht, daß die Linien und Flächen von dem Stein ausgehen, sich aus seiner besonderen Form entwickeln, am besten gelöst. Das Metall ist diesmal wirklich nur eine erweiterte Fassung.

Es war eine That, daß der Sohn des Besitzers der Firma J. H. Werner, der junge O. M. Werner, sich entschlossen von dem alten Stilgötzen abwandte und daß die Firma, ohne Rücksicht auf den fraglichen Erfolg, ihm die kostspieligen Mittel zur Verfügung stellte. Nirgends war die eigenartig geschlängelte Linie der Modernen angebrachter als bei der Luxuskunst, bei dem weichen Edelmetall, das auf dehnbaren, vielfach gebogenen Flächen am besten seinen ihm innewohnenden Farbenreichtum bieten kann. Und wie der Künstler zielbewußt und eigenartig die selbständig gewählte Richtung weiter verfolgt, sie zur Höhe führt, davon sind die Broschen, die Gürtelschnalle und der Halsschmuck hervorragende Zeugnisse.

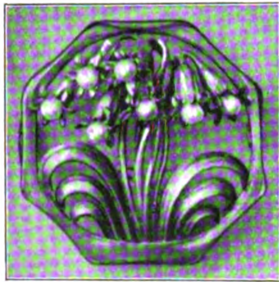


Th. Fahrner, Pforzheim: Brosche mit Relief.

Besonders dem Halsschmuck hat er alles, was ihm eigen, mitgegeben. Die feine, berechnete Zusammenstellung der Materialien, die elegante Zeichnung, die aparte, plastisch und malerisch zugleich wirkende Durchführung und die Benutzung der allerneuesten Technik. Die feinen schmalen Brillantstreifen sind z. B. in Weißjuwelenart gefaßt und doch keine Überladenheit! Alles nur geschmackvollster, nie übertriebener Reichtum. Und wie passend ist die aufsteigende Linie für einen Halsschmuck gewählt, die sich der aus der Brust hervorwachsenden Linie des Frauenhalses anschmiegt. Nur solche Arbeiten vermögen den verkommenen Geschmack zu läutern, das Publikum zur Schätzung der Kunstform zu erziehen. Und das ist sehr, sehr wünschenswert ...

Daß auch Werner rein germanisch ist, wird niemand leugnen, der an volkstümlichen Verzierungen und Ziergeräten des

frühesten Mittelalters die Motive jener noch nicht ganz verbildeten Zeit betrachtet hat. Nicht orientalisch sind Werners Motive, aber uns befremdet es, daß er es wagt, einmal



Th. Fahrner, Pforzheim: Brosche mit Glockenblumen.

nicht griechisch, römisch oder italienisch zu fühlen und zu denken, daß er nicht mehr auf dem Kirchhof der Vergangenheit den Schatzgräber spielt, daß er eben einer der Unseren, der Kinder der Jahrhundertwende ist und den Stil des zwanzigsten Jahrhunderts vorbereitet und mit reicher Erfindungsgabe ausgestaltet. Er wußte zu überzeugen, daß solche edlen und reifen Gebilde der Phantasie nur in dem vorzüglichsten Werkstoff ihre gelungene Darstellung finden. Und welchen Reichtum der Motive er besitzt, das lassen die gegebenen Proben nur ahnen. Es sind nur wenige. Hunderte, fast Tausende füllen sein Skizzenbuch. Und viele ausgeführte Skizzen beweisen, daß er recht hat mit seinen Skizzen, daß er individueller und künstlerischer ist als viele derer, die mit ihm wetteifern.

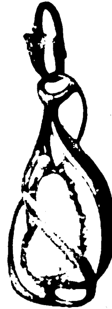
Diese Arbeiten lehren uns verstehen, warum Cardillac seinen Schmuck, seine Werke nicht fortgeben wollte, wie E. T. A. Hoffmann es schildert: „Unter tausend Vorwänden hielt er den Besteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Bestellers weichen und den Schmuck herausgeben, so konnte er sich aller Zeichen des tiefsten Verdrusses, ja einer inneren Wut, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tausende an Wert bei der Kostbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit, abliefern müssen, so war er im stande, wie unsinnig umherzulaufen, sich, seine Arbeit, alles um sich her verwünschend. Aber sowie einer hinter ihm herrannte und laut schrie: ‚René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen schönen Halsschmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen ꝛc.‘, dann stand er plötzlich still, blitzte den an mit seinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: ‚Was habt Ihr denn?‘ Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und spricht: ‚Hier sind Juwelen, viel Sonderliches ist es nicht, gemeines Zeug, doch unter euren Händen —‘ Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel wert sind, hält sie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: ‚Hoho — gemeines Zeug? — mit nichten! — hübsche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, so will ich noch ein paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln sollen wie die liebe Sonne selbst.‘“

Werner ist nicht der einzige, der Überraschendes und Wertvolles leistet. Andere Goldschmiede gehen neben ihm. Unter ihnen sind auch wieder die Gebrüder Friedländer, von denen das Mittelstück einer Perlenhalsschnur in Juwelen stammt. Hier sehen wir, wie die moderne Linie geradezu eine Luxuslinie ist. Sie eignet sich für den Luxusschmuck ausgezeichnet. Welch eine geschlossene, des tieferen Sinnes nicht entbehrende Form bildet die Gürtelschnalle, deren Brillantblätter durch einige lichtgrüne Smaragde gehoben sind. Bei den anderen Stücken, der Libelle und der Orchidee,



Th. Fahrner, Pforzheim:
Brosche aus Stahl mit Brillanten.

kommt die Wirkung der Juwelen nicht genügend heraus, da sie nur nach Zeichnungen wiedergegeben werden konnten. Wie feinsinnig entwickelt sich die Brillantlinie aus den Staubfäden, die aus der in dunkelroten Rubinen gedachten Orchidee hervorwachsen! Die Libelle weist ein ähnliches Motiv auf. Die Brillantlinien wachsen als riesenhaft entwickelte Fühlfäden aus dem Kopfe des Insektes, dessen Flügel zartblau-lila emailliert sind, während der Körper aus einem gewölbten Rubin, der Schwanz aber aus grünen Smaragden und die Füße aus mattem Gold bestehen. Der Farbenreiz ist schon in der Zeichnung, die alle Töne nur angedeutet enthält, zu erkennen. Der fertige Schmuck muß blenden mit seiner fein abgestimmten Pracht.


Th. Fahrner, Pforzheim: Anhänger mit Perlschale.

Wir sehen überall die koloristische Neigung eindringen und siegen, jene Neigung, die Hugo Schaper schon so lange, immer auf einsamem Posten, gepflegt hat. Er ist aber durchaus nicht mit der Verwertung des modernen Stils im hintersten Treffen geblieben. Ist Werner, zwar ein weniges von dem Belgier van der Velde beeinflußt, individueller und urwüchsiger, so ist Schaper der Abgeklärtere. Keiner giebt dem anderen nach. Beide wissen sie die moderne dekorative Linie, die aus intimster Beobachtung aller uns umgebenden Naturwerkstätten hervorgegangen, ihrem Werkstoff gemäß zu verwerten. Aber Schaper erkämpft seine koloristischen Eroberungen nicht nur mit künstlicher Färbung des Goldes. Er verarbeitet von vornherein Metall, das die Tönung in sich trägt, durch seine Eigenfarbe wirkt. Die dekorativ entwickelten Blätter seiner modernen Broschen bestehen z. B. aus Grüngold, die Fassungen aus blassem Gelbgold; da die Perlen ebenfalls leichte Tönungen aufweisen, ist die Gesamtwirkung eine ausgewählt vollendete. Der Vorzug ist aber außerdem, daß sich die Farbe nie abtragen kann. Sie liegt eben im Metall.

Auch Nippesgläser verarbeitet Schaper in dieser Art. Drei Tiffanygläser hat er, ihrem Wesen entsprechend, mit Ranken umwunden. Die beiden hohen Vasen mehr naturalistisch, die niedrige Vase mehr stilisiert. Bei der einen hohen Vase erscheinen die Blumen, als seien sie aus rundlichen Steinen gebildet. Sie sind aber um kleine Buckel des Glases gearbeitet, die so äußerst geschickt verwertet und dem Rankenwerk organisch eingerückt sind.

An anderem Schmuck zeigt Schaper neben dem modernen Stil seine ausgesprochene Eigentümlichkeit. Er stattet ihn mit blaßgrünem, indischem Saphir, Brillanten, Perlen und Topasen aus, die das blasse letzte Abendsonnenrot des erbleichenden Himmels enthalten.

Mit diesen gelungenen Zusammenstellungen hat Schaper seit Jahrzehnten gegen die hergebrachten, alltäglichen Fassungen gekämpft, die nur Brillanten mit Perlen oder Rubinen, Smaragden und Saphiren zeigten. Endlich begreifen ihn die anderen. Endlich sehen sie die Vorteile ein, die solche Zusammenstellungen bieten. Werner hat da viel von Schaper gelernt. Ohne daß er ihn bloß nachahmt, verwendet auch er jene Steine, die alle Zwischenstufen der Hauptfarben haben.

Aber nicht allein die Künstler-Goldschmiede treten freudig in die Reihe. Auch in den Fabriken revoltiert das Moderne. Wie wenig es aber dort verstanden wird, wie es wieder zur alten Geschmacklosigkeit verzerrt wird, das beweisen gewisse Arbeiten aus Hanau. Sie sind ein Beweis, daß nur künstlerischer Takt befähigt ist, die Tendenzen der Modernen zu erkennen. Wie häßlich kleinlich ist in der Brosche mit den zwei Blättern und zwei Blümchen ein Hirzelsches Motiv vergewaltigt worden. Der sie entworfen, wußte nicht, daß aus gegebenen Motiven die diesen Motiven charakteristischen, wesentlichen Linien und Formen zu einem Ganzen entwickelt werden müssen. Wie unangenehm stört der alte Notbehelf mit der Schleife, die nur da ist, um dem Ding den Schein der Abgeschlossenheit zu geben. Die Schnalle ist schon mit mehr Geschick entworfen. Die Blätter schmiegen sich wenigstens der Form an, wenn sie auch nicht organisch verwertet sind. Man sieht nicht die Notwendigkeit ihres Vorhandenseins ein. Notwendig wären sie erst,

wenn sie selbst die Schnalle bildeten, wenn sie die beiden großen Spitzen überflüssig machten. Ohne sie dürfte die Schnalle, in bloßer nackter Form, unvergleichlich eleganter aussehen. Der Anhänger mit Rubin, Perlen und Brillanten ist nicht besser im Stil, aber durch Verwendung von Grüngold und gefärbtem Gold etwas getönt. Die beiden Fächerketten zeigen wenigstens Stil, wenn auch veralteten, verbrauchten und abgegriffenen. Sie sind mit heller Emaille ausgelegt. Eine Entwickelung zum besseren läßt die Hutnadel vorausahnen. Blatt und Ranke grüngold, die kleinen Erdbeerfrüchte mattgelb. Hier ist wenigstens der Notbehelf mit unpassenden Schleifen vermieden worden und ein schüchterner Ansatz zu dekorativer Linie zu finden. Das läßt hoffen, daß auch die Werkstattzeichner in Zukunft mehr im Sinne einer wirklichen Schmuckkunst thätig sein werden.

Nicht alle werden Gutes bringen. Wie stets die große Menge eine Sache entweiht, wenn sie sich diese zu eigen macht, wie sie stets eine Idee mißversteht und verzerrt, so auch wird die Idee des modernen Kunstgewerbes mißverstanden und gemißbraucht werden. Aber wir brauchen darum nicht zu verzweifeln. Stets erscheint eine Reihe von Einsichtigen und Kennern, die das Neue fördern und auf die Höhen geleiten. Mehr dürfen wir nie verlangen.

Nur finden wir diese nicht in Hanau. In Pforzheim und Schwäbisch-Gmünd, die bisher wegen ihres Fabrikschmuckes berüchtigt waren, fiel das Samenkorn der neuen Erkenntnisse und Gedanken auf fruchtbarsten Boden. Eine Ahnung von der Ernte, die dort aufwächst und reift, geben die Erzeugnisse der drei Firmen Holbein u. Bindhart in Schwäbisch-Gmünd, Theodor Fahrner, sowie Louis Kuppenheim in Pforzheim.

Die Blume in einer Brosche von Holbein u. Bindhart ist sehr bewegt. Und doch fällt sie nicht aus ihrem Rahmen, sondern belebt ihn nur. Eine zweite Brosche mit ovalem Stein erinnert etwas zu sehr an van der Veldesche Linien. Es muß aber zugestanden werden, daß sich das Motiv der Brosche elegant und charakteristisch aus der Form des Steines loslöst, daß es ihm gelungen angepaßt ist. Die Sachen dürften gegossen und leicht grau oder goldig getönt sein. Sie sind, in Berechnung des weichen empfindlichen Materials, so gut innerlich verbunden, daß sie große Haltbarkeit zusichern. Trotzdem sind sie nicht massig, sondern luftig verbunden; nicht durch verdeckte Hilfsmittel, ganz allein durch ihre ihnen eigene Architektur. Die Firma leistet in solchen Gegenständen und getriebenen, kräftigen Gebrauch-Nippes, wie Schmuckkassetten, Stockgriffen und Schreibtischfiguren, Vorzügliches.



Th. Fahrner, Pforzheim: Halsschmuck mit Perlschalen.

Reicher und vielseitiger in der Verwendung von Stoffen und Motiven ist Louis Kuppenheim. Zu einem kleinen medaillonartigen Spiegel verwendet er Perlschalen. Perlschalen bestehen aus derselben Masse wie andere Perlen. Aber während die ganz geschlossenen Perlen durch Fremdkörper entstehen, die in den Körper der Perlmuschel dringen, bilden sich Perlschalen, wenn Sandkörner oder Ähnliches in die Muschel geraten und an den Wänden haften bleiben. Das Tier fühlt sich belästigt und läßt eine Masse darüber fließen, die erhärtet. Nun stört der entstandene Buckel, und das Tier läßt immer wieder die Masse darüber fließen, die dann zu-

letzt die Perlschale bildet. Nach anderen Ansichten sind die Perlschalen nur Auswüchse der Perlmutterschale, die einen vollständig perlartigen Glanz haben.

Kuppenheim hat sie ausgezeichnet zu benutzen verstanden. Lorgnons, Gürtelschnallen, Damenschirmgriffe, Flacons, Medaillons und kleine Spiegel zum Anhängen hat er aus ihnen gebildet, zu jeder Perlschale eine neue, ihrem Wesen entsprechende Zeichnung. Deren bewegte Linien fließen rhythmisch aus den Formen der verwendeten Schalen. Einige taktvoll eingestreute Edelsteine erhöhen die Wirkung der Stücke, die meist in dunklem Gold gehalten sind.

Auch die Fassung des Spiegels ist den Linien des Emaillebildes entsprechend durchaus charakteristisch. Hier und da erscheint eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Rokoko. Aber es ist nur die zarte Bewegung, die uns zu dieser Ansicht verleitet. Das Bild der Rückseite, die wir wiedergeben, ist nach einer flachen Zeichnung des Professors Hans Christiansen und von stimmungsvollem Farbenklang. Die Umrahmung besteht aus getriebenem Silber.

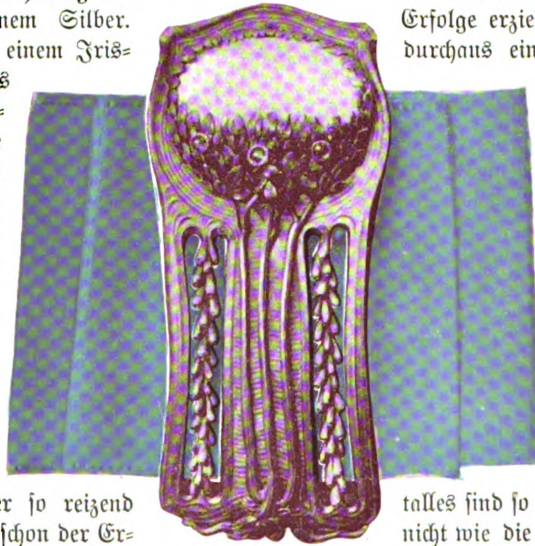
Das Etui ist mit einem Irismotiv überzogen, das aus der Fläche herausgetrieben. Die Blütenblätter sind mit Rubinen ausgefaßt und das Ganze in getöntem Gold gehalten, was in der Verbindung mit der Blumenranke äußerst geschmackvoll wirkt. Das Stück erinnert sehr stark an japanische Kunstwerke, ist aber so reizend ausgeführt, daß es schon der Erwähnung wert erscheint. Mit ähnlichen, mehr stilisierten Motiven schmückt Kuppenheim seine zahllosen Arbeiten: Feuerzeuge, Bleistifte, Kämme — allerlei Gebrauchsgegenstände.

Das Lorgnon weist ganz entgegengesetzte Formen auf. Es ist weicher und voller. Eine Federvorrichtung läßt das Brillengestell durch einen kleinen Druck hervorspringen. Das Motiv ist unserem lieben Märchen vom Dornröschen entlehnt; der Kopf, die Rosen und die beides stilvoll umrankenden Dornenzweige sind aus Altgold getrieben. Einige Steine verfeinern die Farbe.

Ein ganz modernes Motiv ist zu der Steinvase verwendet: Kastanienblätter und Früchte in antik Gold wachsen über deutschen dunkelgrünen Jaspis. Dieser Jaspis ist überdies ein sehr harter Stein, der nur mit größter Vorsicht und Anstrengung gebohrt und geschliffen werden kann. Die getriebenen Blätter heben sich recht kräftig von der fünfzehn Centimeter hohen Steinmasse ab.

Der Pforzheimer Theodor Fahrner ist fast noch reicher an Motiven, weiß seinem Material noch mehr Muster und Effekte zu entlocken. Er schafft auch mehr eigentlichen Schmuck. Sein künstlerischer Beirat ist J. M. Gradl in München.

Originell ist aus dem Haar des kleinen Kopfes bei einem Ring die Ringschiene gebunden. Es ist nicht die alte honigsüße, die nur durch „Nettigkeit“ ihre Erfolge erzielte. Der Ring hat durchaus einen dekorativen poetischen Sinn. Sehr luftig und zart erscheint ein zweiter Ring mit dem Brillanten und dem Rubin. Die Form weicht energisch von den alten Ringmustern ab und ist auch durchaus praktisch, haltbar, und die Durchbrechungen des Metalles sind so angeordnet, daß sie nicht wie die alten unästhetischen Schmutzfänger der ehemaligen Ringe erscheinen.



Th. Fahrner, Pforzheim: Gürtelschnalle mit großer Perlschale.

Welche Vielseitigkeit die moderne Linie dem Fingerring bescheren kann, bewies Friedländer. Bei seinen modernen Ringen kommt der Hauptstein entschieden mehr zur Geltung als bei den bisher üblichen. Allerdings ist das Ideal, ein geschlossenes Schmuckstück, nicht ganz erreicht.

Der Stein steht zu isoliert. Aber er wirkt. Seine Linie, seine Farbe werden nicht von dem kleinlichen Nebenwerk beeinträchtigt wie bei den Ringen mit Renaissancemotiven und den Juwelenringen aus den neunziger Jahren. Der klassischen Ringformen mit den Schlangenköpfen und den Skarabeen wird man auch überdrüssig. Die Marquisringe mit ihrer prahlerischen Eleganz, mit ihrer Häufung von Brillanten in schöner Linie sagen ebenfalls nicht mehr zu. Der glatte Juwelenring der Gebrüder Friedländer genügt auch nicht allen Ansprüchen. Als bloße praktische, zweckmäßige Fingerumschließung ist er das beste. Aber seine Linie ist eben nur Konstruktion. Sie stammt von den gerade nicht schönen Siegelringen und von den amerikanischen Mustern. Aber schließlich soll so ein Stück außer der nackten Konstruktion auch eine Idee, eine berauschende Linie, einen fesselnden, sprühenden Farbenfleck bilden. Dazu ist dieser Ring zu ruhig, zu nüchtern. Die modernen Ringe Friedländers und Fahrners erregen wirklich mehr Gefallen. In ihnen begegnet uns wieder Reichtum an Linie und Farbe.


Th. Fahrner, Pforzheim: Krawattennadel.

Wie reichhaltig Fahrner auch in Broschenmustern ist, beweisen seine fünf Broschen. Die erste eine vollständige Blume: Wurzelwerk, Blätter und Blüte. Als Blütenkrone eine schillernde, aus dem Kelch wachsende Karmoisierung: ein Rubin mit Brillantenkranz. Eine Eigenheit von ihm ist die Brosche mit bewegtem, verschiedenfarbigem Emaillegrund, über den sich Blätter ringeln, die dem Stiel einer Wasserpflanze zu entwachsen scheinen. Neben ihnen entblüht dem Stiel eine Blume aus drei Brillanten und einem Saphirkabuchon. Das Ganze ist wie eine Stimmung an einem stillen Weiher — weich, mit schwermütigem Fall der Linien. Auch die konventionell und allzu süß gewordenen Bild- oder Reliefbroschen veredelt Fahrner. Welch ein bedeutungsvolles, interessantes Mittelstück ist die lesende Frau! Geistvoll und nicht alltäglich im Motiv, ebensowenig wie die zarte Ausführung. Die zierliche Linie, die das Relief umrahmt, die beiden glatt gefaßten Steine mit den Blättchen verfeinern das Schmuckstück.

Zahlreiche andere Motive sind von Fahrner neu belebt und vertieft worden. So die achteckige Brosche mit den Glockenblumen, aus denen Perlen fallen. Fast alles wirkt wie ein intim beobachtetes, mit eigenem dekorativem Sinn ausgestattetes Stück Natur. Fahrner geht in der Tönung, in der Verwendung der ganzen Farbenpalette noch weiter als die anderen. Wo es ihm stilwidrig erscheint, nimmt er kein Gold, sondern verarbeitet auch unedles Metall: so ist die Brosche mit den drei Rollköpfen aus Stahl. Dessen dunkelblauer Schimmer wirkt in diesem Falle weit natürlicher und künstlerischer, als Gold wirken könnte, er stimmt mehr zu den glatten Linien; die Brillanten schillern höchst merkwürdig aus dem dunklen Metall.

So mutig und selbstbewußt zeigt sich Fahrner auch in dem kleinen Anhänger, wo er quer über die Perlschale das Blatt biegt — wahrscheinlich, um einen Fehler der Perlschale zu verdecken. Das Stück hat etwas Lebendiges. Ebensoviel Leben atmet aus der Gürtelschnalle. Eine ganze Pflanze: Wurzel — Stamm — in der Blätterkrone als Blüte eine Perlschale von seltener Schönheit. Einzelne Steinchen blinken als Tautropfen heraus aus dem Blattgewirr. Auch eine moderne Kravattennadel lieferte Fahrner. Aus dem Ring, der die gebundene Schluppe zusammenhält, taucht eine Nixe auf. Die Perle trägt sie nicht nach konven-

tioneller Art auf dem Kopf, sondern sie hält sie wie einen Fund, über den sie erfreut ist, in der Hand. So bekam die Sache Sinn und Lebenswirklichkeit. Auch das Halsband mit den Perlschalen, die teils zwischen der Kette, teils im Mittelgehänge sitzen, wirkt neu. Der zarte Blumenkranz mit seinem lebhaften Liniengewirr hebt sich deutlich von den ruhigen Linien des Gehänges ab. Durch die meist mit Guß gewonnene Vervielfältigung stellt sich der Preis für diesen Schmuck sogar unverhältnismäßig billig.

Die Überzeugung, daß diesmal auch die Fabriken mustergültige, ja des individuellen Tones nicht entbehrende Schmucksachen liefern in allerreichster Auswahl, muß jeden erfreuen, der ein wenig Sinn für diese künstlerische Arbeit hat. Besonders wenn er weiß, daß dieser Schmuck durch Kauf vom Publikum anerkannt wird. Die genannten Werkstätten sind nämlich mit ihren Erfolgen, die sie auf der letzten Pariser Weltausstellung errungen haben, recht zufrieden und wollen, selbst auf die Gefahr mancher Enttäuschung hin, tapfer bei dem einmal erhobenen Banner bleiben ...

Aber wir, die wir endlich, endlich so reich mit dem lange Erwarteten und Erhofften beschert sind, wir wollen nun im Vollgenuß des Neuen nicht uns über die Alten erheben. Sie waren notwendig. Wir mußten durch den einen malerisch sehen lernen, der zweite brachte uns Takt und Geschmack sowie Würdigung jedes kleinsten und größeren Dinges bei, der dritte überschüttete uns mit Motiven oder diente zum Wegweiser nach solchen. Wir erkennen überall die Entwickelung, sehen, daß der eine aus dem anderen wächst, daß sie alle persönlich, durchaus eigenartig schaffen und doch keiner ohne den anderen denkbar ist.

Eines ist gewiß: die moderne Linie eignet sich wie keine zweite für das Edelmetall und für den Schmuck. Sie ist mit ihrer Verschlängelung, die eine Geschlossenheit verlangt, auch praktischer als jede andere. Spitzen und Kanten, die so sehr stören, duldet sie nicht. Und daß auch die großen und besseren Werkstätten sie so erfolgreich kultivieren, läßt darauf schließen, daß der jetzt errungene, mannigfaltige Stil endlich der Stil ist, der lange vergebens gesucht war, nun aber, da er gefunden, die Entwickelungsformen für die Zukunft in sich trägt.



Gebrüder Friedländer, Berlin: Diadem aus Brillanten im Empiregeschmack.



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Ostwald: Moderne deutsche Goldschmiedekunst.

Ernst Schönfeld, Hanau a. M.: 1 5 Fächerketten mit Emaille; 2 Brosche aus Grün- und Mattgold; 3 Anhänger; 4 Hutnadel.



Aus den Tagen der Not und der Erhebung.

Von

Gottlob Egelhaaf.

Die Jahre zwischen 1806 und 1815 werden immer eine der ergreifendsten Epochen unserer nationalen Geschichte sein. Tiefste Demütigung und furchtlose Erhebung, zerschmetternde Niederlagen und glorreiche Siege liegen hier eng benachbart zusammen, und das Schillersche Wort von der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, vollzieht sich zweimal vor dem im tiefsten Herzen erbebenden Zuschauer ungeheurer Geschicke — an dem altersmorsch gewordenen Staate Friedrichs des Großen wie an der Militärdespotie des gewaltigen Korsen. So viele Quellen auch schon über diese inhaltsreiche Zeit erschlossen worden sind — immer noch bleiben Lücken genug offen, Fragen genug übrig, und so kann man es nur mit Genugthuung und Freude begrüßen, daß auch in allerletzter Zeit wieder zwei bedeutsame Veröffentlichungen erfolgt sind, welche unsere Kenntnis von jener Zeit der Drangsal und der Befreiung bereichern. Das eine Werk ist der von Archivrat Paul Bailleu in Berlin — als Band 75 der Publikationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven — herausgegebene Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit dem Kaiser Alexander I. (Leipzig, S. Hirzel). Das zweite stammt von Albert Pick aus Landsberg a. d. W. und bringt unter dem Titel „Aus der Zeit der Not, 1806 bis 1815“ (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn) eine große Anzahl von zum Teil bedeutsamen Schriftstücken aus dem brieflichen Nachlaß des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau, die bis jetzt noch nicht veröffentlicht waren, und fügt noch einzelnes aus dem königlichen Staatsarchiv in Berlin hinzu. Bailleu hat den Briefen, die er meistens zum erstenmal der Öffentlichkeit übergiebt, eine vorzüglich orientierende Einleitung und zahlreiche Anmerkungen beigegeben; Pick fügt seine Papiere in den Rahmen einer fortlaufenden Erzählung der Hauptereignisse ein, so daß der Leser zugleich eine Geschichte der Jahre 1806 bis 1815 in großen Umrissen erhält und fortwährend in den Zusammenhang der Dinge hineingestellt wird, zu deren weiterer Beleuchtung das gräflich Gneisenausche Familienarchiv auf Schloß Sommerschenburg seine seit einigen Jahren wohl geordneten Schätze eröffnet hat.

Der Reiz des — in französischer Sprache verfaßten — Briefwechsels zwischen dem preußischen Königspaar und dem russischen Kaiser liegt vor allem darin, daß wir nunmehr die ganze Innigkeit der Zuneigung erkennen, welche die drei erlauchten Personen verband. Die Höfe von St. Petersburg und Berlin sind einander zuerst nahe gekommen durch die Heirat, welche König Friedrich II. und sein Bruder Prinz Heinrich 1776 zwischen dem Großfürsten Paul, dem Sohne Peters III. und Katharinas II., und ihrer Verwandten, der württembergischen Prinzessin Sophie Dorothee, gestiftet haben. Diese Prinzessin, die 1796 als Maria Feodorowna mit ihrem Gemahl den Thron bestieg, hing an dem Hohenzollernhaus mit einer Wärme, welche bis an ihren Tod Bestand hatte, und sie übertrug dieses Gefühl auf ihren Sohn Alexander I., welcher nach dem gräßlichen

Ende seines Vaters am 23. März 1801 — noch nicht vierundzwanzigjährig! — die Zügel der Regierung ergriff. Im Juni 1802 kam Alexander nach Memel, um das preußische Königspaar zu besuchen, und die Tage, die man hier zusammen verlebte, besiegelten für immer das Band innigster Freundschaft, das von nun an die Monarchen und ihre Familien verbinden sollte. Zahllos sind in den Schreiben, die Bailleu mitteilt, die Versicherungen, daß Friedrich Wilhelm vor dem Zaren kein Geheimnis hat, daß er ihm sein ganzes Herz ausschüttet, daß er nichts sehnlicher wünscht, als mit ihm über alles, Großes und Kleines, übereinzustimmen; und ebenso lebhaft beteuert der gefühlvoll bis zur Schwärmerei angelegte Zar, daß seine Zuneigung und Freundschaft für den König erst mit seinem Leben enden werde, daß sie unerschütterlich und über alle Zufälle der Politik erhaben ist, daß er nichts mehr begehrt, als dem König davon Beweise zu geben.

Mag man auch vieles an diesen Äußerungen auf Rechnung des Zeitgeschmackes und höfischer Sitte setzen, manches auch auf die bei der Abfassung beschäftigten Sekretäre zurückführen — es bleibt doch ein gut Teil echten Gefühls übrig. Nicht immer aber wird es beiden Fürsten leicht gemacht, diese Empfindungen zu behaupten und thatsächlich zur Geltung zu bringen; es giebt vielmehr Augenblicke, wo die Politik beider Reiche Wege einschlägt, die auch die persönlichen Beziehungen zu bedrohen scheinen. Im Jahre 1805 schickte sich Rußland an, den Ubergriffen Napoleons Halt zu gebieten; es wollte dies im Bunde mit Österreich und England ausführen. Aber Alexander war überzeugt, daß zum Gelingen des großen Unternehmens die Mitwirkung Preußens durchaus geboten sei, daß das Los Europas „in den Händen des Königs liege“. Wenn zu den 300 000 Österreichern und den 200 000 Russen noch 200 000 Preußen hinzuträten, würde Napoleon es gar nicht auf einen Waffengang ankommen lassen, sondern froh sein, einen für ihn nur noch allzu vorteilhaften Frieden zu erhalten. Als aber Friedrich Wilhelm sich nicht bewegen läßt, über Maßnahmen zum Schutz der Neutralität Norddeutschlands hinauszugehen, wie er den ihm angesonnenen Durchmarsch russischer Truppen durch seine Staaten rundweg ablehnt, da scheint es einen Augenblick, als ob der Zar im Unmut, daß sein nächster Freund nicht sein Kampfgenosse werden will, den Einflüsterungen des Polen Czartoryski und seiner Gesinnungsgenossen Gehör schenken und Preußen niederschlagen wolle, um so die Bahn nach Paris freizulegen. Dieser Zusammenstoß wäre aber so ungeheuerlich gewesen, daß er vermieden worden ist und vermieden werden mußte. Preußen, durch die Verletzung seiner Ansbachischen Lande durch das Heer Bernadottes schwer gereizt, schloß sich sogar an Rußland an, und beide haben 1806 und 1807 gemeinsam gegen Napoleon gefochten. Gerade hieraus aber entwickelte sich eine neue Schwierigkeit. Bei Friedland geschlagen, jeder Hoffnung auf Veränderung des Waffenglückes entsagend, schloß Alexander mit Napoleon am 7. Juli den Frieden von Tilsit, und hier ließ er sich von den durch Preußen abgetretenen polnischen Gebieten den etwa 26 000 Quadratkilometer großen Kreis Bialystock zuteilen, vergrößerte also sein Reich durch ein Stück Land, das seinem Verbündeten gehört hatte. Wir wissen aus den Denkwürdigkeiten des Generals Thiébault, daß selbst die französische Generalität sich über das Ärmliche der russischen Politik aufhielt, die einen „Landfetzen“ an sich raffte, „damit nicht gesagt werden könne, Rußland habe je eine Gelegenheit, sich zu vergrößern, versäumt, und wäre es auch nur um einen Flohsprung.“

Friedrich Wilhelm aber tröstete sich wohl damit, daß Bialystock keinesfalls bei Preußen verblieben wäre, sondern anderenfalls zu dem Herzogtum Warschau geschlagen worden wäre, an dessen Spitze Napoleon den neuen König von Sachsen setzte, und bewahrte dem Zaren auch jetzt sein volles Vertrauen; er begnügte sich, die bisherigen preußischen Beamten in Bialystock der Rücksicht des neuen Herrschers zu empfehlen, gab aber Befehl, die Auslieferung des Landstrichs an Rußland zu vollziehen.

Bei diesem Verhalten war der Eindruck beherrschend, daß der Zar gewissermaßen vor der Macht des Schicksals gewichen sei, ohne sich innerlich dem Sieger zu unterwerfen, und daß er thun werde, was er könne, um Preu-

ßens Los zu erleichtern. Das ist auch eingetroffen, und gerade die nun beginnende anscheinend enge Freundschaft Alexanders mit Napoleon enthielt für Preußen in der That diese Bürgschaft, daß es nicht durch einen neuen Tatzenhieb des Löwen, der sein Gebiet zum Teil über den Frieden hinaus festhielt, völlig vernichtet werde. Das Interesse Rußlands wie seine Ehre machten es zum Beschützer Preußens, und Napoleon mußte ernst mit Alexander rechnen, solange er Spanien nicht geknechtet und Österreich nicht völlig matt gesetzt hatte. Die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen den Verbündeten von 1806 trat hell ins Licht, als Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin im Januar 1809 drei Wochen lang in St. Petersburg zu Gaste war und der Zar, dessen Mutter und Gemahlin die preußischen Verwandten mit Aufmerksamkeiten aller Art überschütteten. Die Folge war freilich, daß Österreich, als es 1809 in dem schönsten Krieg, den es jemals geführt hat, Napoleons Joch abzuschütteln suchte, allein blieb; in den ernstesten Worten hat Alexander am 7. Mai 1809 dem König Friedrich Wilhelm abgeraten, sich in ein Abenteuer zu stürzen, das seinen Untergang zur Folge haben müßte: er hat das höchste Wesen zum Zeugen angerufen, daß kein Interesse als das der Rettung Preußens seinen Rat bestimme, und sich wegen seiner Pflichten gegen sein Volk für außer Standes erklärt, das 1807 angenommene System des Einvernehmens mit Frankreich zu verlassen.

Aber zwei Jahre nachher, zu Anfang 1811, war dieses System völlig bankerott; Napoleon faßte die Notwendigkeit ins Auge, den letzten noch aufrecht stehenden Staat auf dem Festland zu unterjochen, um England völlig zu vereinzeln und so endlich zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Auf dem Weg von Paris nach Moskau aber lag Berlin, und für Friedrich Wilhelm III. erwuchs daraus die peinvollste Lage, in die er jemals geraten ist. Er hatte sich zu entscheiden, ob er mit Rußland gehen wollte, obwohl er dann voraussichtlich die ganze Wucht des französischen Angriffs auszuhalten hatte, ehe ein Kosak an der Grenze anlangte; oder ob er seine Truppen dem Zwingherrn der Welt, dem Todfeind Preußens, zur Verfügung stellen sollte, damit der Monarch erdrückt werde, der allein noch dem Korsen Schranken zog, an dem des Königs Herz mit so inniger Empfindung hing.

An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, daß das Pick'sche Werk gerade für die furchtbare Krisis des Jahres 1811 einige kostbare Schriftstücke darbietet. Wie man weiß, waren die Männer der Reform und der patriotischen Erhebung, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Boyen, für Krieg gegen Frankreich, von dem sie voraussagten, daß es niemals sich ehrlich mit Preußen aussöhnen, sondern es — selbst wenn der König jetzt Heerfolge leistete — nach dem Sieg über Rußland mit aller Sicherheit vernichten werde. Eine Denkschrift des Kammergerichtsrats (späteren Justizministers) Eichhorn, die Pick in Sommerschenburg gefunden hat und ausführlicher mitteilt, spricht diesen Gedanken mit lapidarer Wucht aus: „Keine Freundschaftserklärung, keine Allianz, keine Subsidien [an Frankreich entrichtet] können Napoleon Sicherheit [vor uns] gewähren. Wir sind zu groß, und zu jeder anderen Zeit streben wir wieder nach Selbständigkeit; wir haben unsere Eigentümlichkeit [durch die Reformen seit 1807] noch vermehrt, und darum stehen wir in Opposition mit seinem ganzen System [das keine an ihrer Eigentümlichkeit festhaltenden Völker duldet]. Er wird Freundschaftserklärung, Allianz, Subsidien allmählich hinnehmen, nicht als wenn er uns traute und, weil er Sicherheit hätte, sich begnügte; er läßt sich nur viel *geben*, um den Rest desto leichter zu *nehmen*."

Der König konnte sich selbst die Wahrheit dieser Beobachtung nicht verhehlen, und wir lesen bei Bailleu darüber manchen Beleg; Kaiser Alexander hat ihm am 1. März 1812, als alles entschieden war, vorhergesagt, daß der Triumph Frankreichs die völlige Knechtung der preußischen Monarchie zur Folge haben und vielleicht die Staaten des Königs, wie das Beispiel des (1810 in Frankreich einverleibten) Holland zeige, in irgend einen Plan politischer Veränderung einbezogen werden würden. Aber von Anfang an überwiegt doch bei Friedrich Wilhelm die schwere Sorge, daß, wenn nicht alle drei festländischen Großmächte gegen Napoleon zusammenhalten, dieser wieder obsiegen werde; daß

wahrscheinlich Preußen, das unter den Griffen des Kaisers lag, in dessen Oderfestungen französische Besatzungen standen, niedergeworfen sein würde, ehe die russischen Heere heran seien, um ihm zu helfen; und diese Besorgnis war um so dringender, als Alexander durchaus es von sich wies, die Feindseligkeiten zu beginnen und so Preußen rechtzeitig zu beschützen.

So hat sich der König schließlich dafür entschieden, mit Frankreich zu gehen, und er gab sich dabei der Hoffnung hin, daß er durch diesen Anschluß doch vielleicht Napoleons Gunst gewinnen und seinen Staat vor gewaltsamer Einziehung sichern könne. Eine Stelle eines bei Pick mitgeteilten Gutachtens, das den Staatsrat Krause zum Verfasser hat, ist für die Beurteilung des Königs von wesentlichem Interesse. Sie lautet: „Die Volksmasse sieht nur Verderben in dem Krieg mit Frankreich, indem sie nach dem Erfolg urteilt. Die mächtigste Koalition gegen Napoleon erlag im Jahre 1805, Preußens prachtvolles und mutiges Heer in Verbindung mit Rußland 1806 und Österreichs großes Heer in Verbindung mit zahllosen Milizen im Jahre 1809.“ Diese Stelle zeigt, daß das Zögern des Königs, mit Frankreich zu brechen, unter anderem auch aus der Erwägung entsprang, daß der Krieg zur Zeit nicht volkstümlich sein werde, daß der mächtige Hebel der Siegeshoffnung nicht vorhanden sei; und wenn man den König unentschlossen und furchtsam schilt, so muß man wenigstens zugeben, daß er nur die allgemeine Stimmung seines Volkes teilte. Die kühnen Männer, welche Preußen neu gestaltet haben, waren freilich anderer Meinung; sie wollten unbedingt mit Napoleon schlagen; aber auch sie waren doch mehr zur Erkenntnis gelangt, daß Preußen gar keine Wahl habe, als daß sie mit Sicherheit auf den Sieg gerechnet hätten. Meinecke hat im Leben Boyens nachgewiesen, daß sogar noch 1813 sie die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen ansahen, daß aller Heldenmut vergeblich sein und nur eines mit Sicherheit erreichbar sein werde: ein Untergang mit Ehren. In dieser schweren Verantwortung hat Friedrich Wilhelm sich am 24. Februar 1812 für den Anschluß an Napoleon entschieden, der wenigstens nicht sofortige Vernichtung brachte, und Alexander schrieb traurig: „Wir sind also Feinde, Sire! Ew. Majestät kann sich alles sagen, was ich bei diesem grausamen Gedanken empfinden muß. Und doch ist er eine furchtbare, aber positive Gewißheit! Der so zweifelhafte Erfolg des Kampfes, der nun beginnen wird, muß noch fraglicher werden seit der Verbindung Ew. Majestät mit Frankreich, und mit Rußlands Niederlage wird das Los Europas entschieden sein ... Ich kann nur die Macht der Verhältnisse beklagen und, indem ich meine Hoffnung auf die göttliche Gerechtigkeit setze, mit Festigkeit und Ausdauer meine Pflichten erfüllen. Seien Sie überzeugt, Sire, daß meine Freundschaft für Sie nur mit dem Leben endigen wird. Ich bin, Sire, Ew. Majestät guter Bruder und Freund — ich wage nicht mehr zu sagen Verbündeter — Alexander.“

Auf dieses Schreiben antwortete Friedrich Wilhelm am 31. März mit der Beteuerung, daß der entscheidende Schritt ihm nur durch die äußerste Not abgepreßt worden sei, um dem nahen Untergang auszuweichen, mit dem er, von allen Seiten durch die Franzosen umstellt, von Rußland nicht durch eine kühne Offensive geschützt, sich bedroht gesehen habe; und er fügte die ebenso freimütige als zutreffende Erinnerung an Tilsit hinzu, wo einst Alexander — gerade wie er jetzt — lieber in grausame Verhältnisse sich gefügt als den wenn auch ruhmvollen Untergang erwählt habe. „Welche Wendung auch die Dinge nehmen mögen, meine unwandelbare Anhänglichkeit an die Person Ew. Majestät wird nichts von ihrer Lebhaftigkeit verlieren. Wenn der Krieg ausbricht, so werden wir uns nicht mehr Übles zufügen, als unabweisbar notwendig ist; wir werden uns immer erinnern, daß wir zusammengehören (que nous sommes unis), daß wir eines Tags wieder Verbündete werden müssen, und obschon wir einer unwiderstehlichen Zwangslage weichen, werden wir die Freiheit und Aufrichtigkeit unserer Gefühle bewahren. Ja, Sire, seien Sie der meinigen versichert; sie werden für Sie unter allen Umständen dieselben bleiben, indem ich mir einen Ruhm daraus mache, für das Leben, Sire, Ew. Kais. Majestät guter Bruder, Freund und Verbündeter nach Herz und Seele zu sein.“

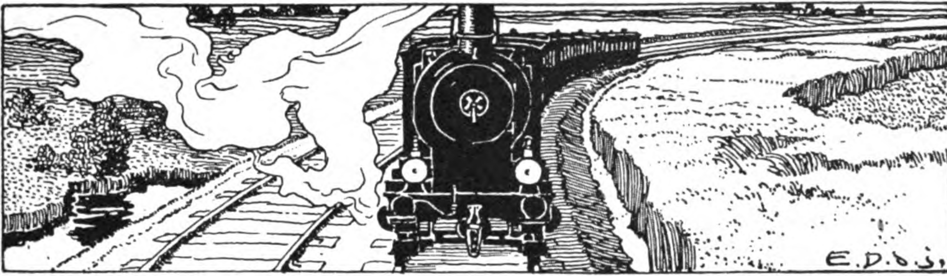
Was der König angedeutet hatte, sollte sich bald genug erfüllen. Der Briefwechsel beider Monarchen ward vom 31. März an auf nicht ganz sieben Monate unterbrochen; aber am 29. Oktober, elf Tage nachdem Napoleon das eroberte und dann verbrannte Moskau wieder hatte räumen müssen, um jenen so oft beschriebenen grauenhaften und verderblichen Rückzug aus Rußland anzutreten, schrieb Alexander ein Briefchen von fünf Zeilen, dessen Überbringer Oberst Boyen sein sollte. Wie wir von Meinecke wissen, war dieser auf Reisen befindliche Offizier, den Alexander in St. Petersburg zweimal hatte zu sich kommen lassen, beauftragt, dem König von Preußen zu sagen: entweder — oder! Entweder schlage er sich jetzt auf russische Seite, und dann werde der Zar sich nur befriedigt erklären, wenn Preußen in seinen alten Glanz und seine alte Macht hergestellt sei; anderenfalls müsse er Preußen als Feind behandeln und die Verantwortung hierfür von sich ablehnen. Nicht ohne Grund hebt Bailleu hervor, daß es doch ein Entschluß von hoher politischer und sittlicher Bedeutung bleibt, daß Kaiser Alexander in diesem Augenblick die Verständigung mit Preußen suchte, wenn auch, wie bekannt, nicht ohne Hintergedanken, so doch mit dem ausgesprochenen und festgehaltenen Endziel der Wiederherstellung Preußens in seinen früheren Machtzustand. Über die Schlachtfelder von Groß-Görschen, Bautzen, Dresden, Leipzig hinweg, durch die Wirrnisse des Wiener Kongresses haben Rußland und Preußen ihre gemeinsame Bahn verfolgt, und man kann sagen, daß die Zeit ihres engen Zusammenschlusses, obwohl dieser 1879 unterbrochen worden ist, doch noch von Bedeutung ist selbst für die Politik der Gegenwart. Der „Draht von Berlin nach St. Petersburg", wie Fürst Bismarck sich ausdrückte, ist nie ganz abgerissen oder doch, wenn das je einmal geschah, schleunig wiederangeknüpft worden, und beide Staaten haben von dieser Politik gleichen Nutzen gehabt.

Wir können diese Betrachtung nicht schließen, ohne noch auf eine Seite des Bailleuschen Buches einzugehen: auf die Beiträge, die es zur schärferen Beleuchtung eines der edelsten Frauenbilder der Geschichte liefert: der Königin Luise. Der Briefwechsel mit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna und der Kaiserin Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von Baden, beginnt mit einem Schreiben aus Memel vom 28. Januar 1807 und schließt mit einem aus Potsdam, das vom 21. Mai 1810 datiert, also zwei Monate vor dem Tod Luisens verfaßt ist. Wie man aus diesen Daten schon erschließen kann, ist der Grundton der Briefe ein schwermütiger: die Königin trägt Leid um das gedemütigte Vaterland, sie blickt mit düsterem Gemüt in die Zukunft ihrer Kinder, und am Ende bricht sie unter körperlichem und geistigem Druck zusammen. Ein Lichtblick sind die im Januar 1809 in St. Petersburg verbrachten Wochen, wo sich die beiden Familien so innig nahe kamen; die Königin kann sich in ihren Briefen nicht genug thun mit Ausdrücken des Dankes für alle ihr und ihrem Gemahl, „dem guten Rex", erwiesene Güte und Liebe, und sie bezeugt einmal „der göttlichen Kaiserin Elisabeth", wie preußische Offiziere sich ausdrückten, daß, als in Strelna Abschied genommen ward, der Gedanke, in all ihr Elend zurückkehren zu müssen, wie eine eiserne Last auf sie gefallen sei. Sie macht sich einmal Vorwürfe, daß es ihrer Natur zuwider ist, ihre Gefühle zu offenbaren, weil das aussieht, als mache man damit Parade; aber darüber wissen die Menschen, die sie liebt, nicht, wie sehr sie auf sie rechnen können, und so sollte sie wohl anders sein und mehr aus sich herausgehen. Aber die Briefe selbst zeigen, daß Luise schriftlich sich offen und ohne Rückhalt aussprach; bei mehreren ist die Bitte angefügt, daß die Empfängerinnen sie verbrennen sollen, und den Brief, worin sie am 12. April 1809 ihrer Sorge um das Geschick Österreichs und Europas Ausdruck verleiht, wagt sie selbst dem zuverlässigsten Feldjäger nicht ohne Zittern anzuvertrauen. Im tiefsten Schmerz erhebt sie, die im allgemeinen so bescheiden ist, sich doch zum Gefühl ihres inneren Wertes; denn den allein kann ihr Napoleon nicht rauben, selbst wenn er sie mit Mann und Kindern noch ins Elend jagt und seine Drohung wahr macht: „in kurzem wird meine Dynastie die älteste auf allen Thronen sein." In allem Leid aber läßt sie das Vertrauen auf Gottes Erbarmen sich nicht entreißen. „Die Tugend-

haften," schreibt sie einmal in deutschen Worten an die Kaiserin-Mutter, „hat Gott lieb; deshalb ließ er mich Ihre treue Seele kennen, finden, lieben." Der Kaiserin Elisabeth sendet sie am 23. Februar 1809 ein kleines Kreuz zum Zeichen, daß hienieden jeder sein Kreuz trägt und daß man es in gegenwärtiger Zeit offen tragen muß. „Für mich persönlich," bekennt sie am 15. April 1809, „habe ich alle meine Wünsche und Hoffnungen Gott anheimgestellt und seinen Beschlüssen mich unterworfen, ohne Murren, mit einem echt christlichen Herzen, da ich gewiß bin, daß alles, was er thut, für die Menschen wohl gethan ist." Und ein andermal: „Ich stehe in Gottes Hand, es fällt kein Haar von meinem Haupt; er weiß es. Ich spreche: nicht, wie ich will, sondern wie du willst! Des Herrn Name sei gelobt auf ewig."

So hält sie stand, auf Menschen nicht bauend — selbst der Sieg von Aspern erweckt ihr, und mit welchem Recht! keine Hoffnung — aber überzeugt, daß eine höhere Weisheit und Liebe alles leitet. Der letzte Brief an die Kaiserin Elisabeth, vom 21. Mai 1810, aus Potsdam geschrieben, giebt noch von dem Lichtblick Kunde, den der Gang der Dinge in Spanien Luise bereitete. „Das Messer, das von neuem gezückt war, um uns den Garaus zu machen, hat eine andere Richtung erhalten; da die Angelegenheiten in Spanien schlecht gehen, werden wir für jetzt geschont; seine Wut kann sich dorthin entladen. Er schickt 100000 Mann nach jenem Land, und alle Truppen, die rings um uns eine drohende Haltung angenommen hatten, sind abgezogen — Gott sei Dank. Sie können sich keinen Begriff von den Gefahren machen, in denen wir soeben geschwebt haben." Um dieselbe Zeit ward sie durch den Besuch ihrer Tante Oranien und der Prinzessin von Braunschweig erquickt; sie „trottete mit ihnen von Süd nach Nord, um ihnen alle Schönheiten Potsdams zu zeigen." Aber sie gesteht auch, daß der Besuch und seine Verpflichtungen sie sehr angriffen; „ich bin abgemattet" — ihre Kraft sank nach dem Grabe. Am 19. Juli 1810 ist sie hingegangen, ohne die Wege der göttlichen Weisheit entschleiert zu sehen; aber ihre Zuversicht ist nicht getäuscht worden. Das durch Leiden geprüfte und geläuterte Preußen erhob sich drei Jahre nach ihrem Tode, und ihr zweiter Sohn stellte als sieggekrönter Greis das Reich der Deutschen wieder her.





Entstehung und Entwickelung des Eisenbahnwesens.

Von
Karl Schambach.

Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein
Und trüg er mich in fremde Länder,
Mir sollt er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein!

So quillt es in der Scene mit seinem Famulus aus der Brust des Faust hervor, den es hinausdrängt aus der Enge seines wurmbenagten, staubbedeckten Bücherhaufs in die freie, weite Welt zu „neuem jungem Leben“. Es war der Ausdruck Goethes für die dem Menschen innewohnende Sehnsucht in eine unbestimmte Ferne, für das unstillbare Immervorwärtstrachten, das schon der alten griechischen, ewig ihr Recht behaltenden Sage von Ikaros und Dädalos zu Grunde liegt.

Dem verflossenen Jahrhundert ist es beschieden gewesen, der Menschheit einen solchen Zaubermantel zu schaffen. Eisern ist der Mantel; eisern die Flügel, auf denen er sich hebt; das geflügelte Rad sein Symbol, nicht nur als Zeichen der atemlosen Hast, mit der er die Welt durcheilt, sondern zugleich als Sinnbild des schwungvollen Schaffensdranges und freudigen Vorwärtsstrebens.

Ich will hier nicht versuchen, die „Poesie des Dampfes“ zu verherrlichen, wie es seiner Zeit zum Trost für die verlorene Postwagenpoesie Anastasius Grün gethan hat. Über solche gefühlsselige Romantik sind wir glücklicherweise hinaus. Selbst dem berühmten Eisenbahnschriftsteller Max Maria v. Weber,* dem Sohne des Komponisten Karl Maria, möchte ich nur teilweise folgen. Wenn dieser „die Poesie der Schiene“ schildert, rückt er uns zwar der eminent praktischen Bedeutung der Schiene schon näher, er sucht sie nur des nüchternen Gewandes zu entkleiden und versteht es, auch untergeordneteren technischen Arbeiten den tiefen Hintergrund des gesamten Kulturlebens zu geben. Immerhin verbleibt auch er noch mehr auf dem Gebiete der Belletristik, ja man darf ihn als Schöpfer eines eigenen belletristischen Zweiges, der technischen Novelle bezeichnen. Meiner Aufgabe glaube ich vielmehr nur dadurch gerecht zu werden, wenn ich mich bemühe, den Siegeslauf des Dampfrosses mit dem wissenschaftlichen Auge des Volkswirts zu begleiten und einen Überblick zu geben über die Entstehung, die allgemeine kulturelle Bedeutung, die Entwickelung und den Stand des Eisenbahnwesens, verbunden mit einigen Streiflichtern auf schwebende Tagesfragen des Verkehrslebens.

Mit einem Ausspruch Bismarcks möchte ich beginnen. Bei einem Fackelzug, der ihm im Jahre 1890 von Eisenbahnbeamten gebracht wurde, sagte er: „Es sind in unserer Zeit zwei Pole, um welche sich die materielle Entwickelung bewegt, Kohle und Eisen. Die Verschmelzung und Zusammenwirkung dieser beiden Elemente ermöglicht das Eisenbahnwesen. Erst durch dieses Beförderungsmittel ist die ganze moderne Entwickelung bewirkt worden, und so sind die Eisenbahnen, ihre Leiter und Beamten die eigentlichen Träger der Kultur.“

* Außer den Schriften Max Maria von Webers sind für diesen Aufsatz benutzt Schriften des Preußischen Eisenbahn-Archivs, verschiedene Veröffentlichungen der Vereinszeitung deutscher Eisenbahnverwaltungen u. a.

In diesen wenigen Worten trifft der große Realist sofort den Kernpunkt. Wohl kannte man zur leichteren Bewegung größerer Massen schon länger die Spurbahn, anfänglich mit Holz-, dann mit Eisenschienen. Wohl existierte andererseits durch Watt schon die stehende Dampfmaschine. Allein erst von dem Augenblicke an, wo es gelang, die Triebkraft des Dampfes mit der eisernen Schiene durch die Lokomotive in Verbindung zu bringen, ist uns in der Eisenbahn der staunenswerte Kulturfaktor erwachsen, der heute die Welt beherrscht. England ist seine Wiege, ein ehemaliger einfacher Maschinenwärter, Georg Stephenson, der Erfinder der Lokomotive.

Man braucht dies England nicht zu allzu hohem Verdienste anzurechnen, es war das naturgemäße Ergebnis der geographischen Lage und Natur des Landes und des dadurch bedingten Nationalcharakters. Ebenso darf man sich die Sache nicht etwa so vorstellen, als wenn die Lokomotive wie ein deus ex machina aus dem Kopfe Stephensons entsprungen wäre; er hat nur auf den Errungenschaften seiner Vorgänger, und zwar so begünstigt vom Glücke weitergebaut, daß man in seinem Lebenslauf und Erfolg die geschichtsleitende Hand der Vorsehung zu erkennen glaubt, die ihn zu ihrem Werkzeug erwählt.

Der Gedanke des Dampfwagens ist so alt wie der der Dampfmaschine. Alle Versuche aber waren ein Mißerfolg, so daß noch im Jahre 1819 eine wissenschaftliche englische Zeitung die ganze Idee als absurd verspottete. Da erkannte John Pease, der Begründer der ersten, dem öffentlichen Verkehr bestimmten Bahn, Stockton-Darlington, in dem ehemaligen Maschinenarbeiter Stephenson, der sich mit Wanduhrreparaturen und Schuhflicken die Mittel erworben hatte, um Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, und nun schon eine Fabrik besaß, den genialen Techniker. Er überließ ihm die Schöpfung der ganzen Bahn in allen Teilen, und Stephenson brachte es wirklich so weit, daß er im Jahre 1825 einen Güterzug von achtunddreißig Wagen mit zwölf englischen Meilen Geschwindigkeit in der Stunde laufen ließ und mit einem Wagen, ähnlich denen der Menageriebesitzer, den ersten primitiven Versuch einer Personenbeförderung auf Eisenbahnen machte. Damals lief das Scherzwort um: „Gott hat John Pease, John Pease aber Georg Stephenson geschaffen."

Als kurz darauf die Liverpool-Manchester Bahn geplant wurde, schlug Stephenson eine Bill vor, die die Fahrgeschwindigkeit der zu verwendenden Maschinen auf zwanzig englische Meilen in der Stunde normieren sollte. Seine Anträge stießen auf den gewaltigsten Widerstand. Es wurde behauptet, die Luft würde vergiftet werden, die Vögel würden tot herabfallen, die Kühe die Milch verlieren, die Pferdezucht verkommen, das Wild aussterben, das Getreide verderben. Die wissenschaftlichen Ingenieure machten ohne Ausnahme Front und verlangten Erläuterung, bis Stephenson schließlich, der Rede nicht mächtig, vor dem versammelten Parlament, einem Luther vergleichbar, in den Ruf ausbrach: „Ich kann es nicht sagen, ich werde es machen."

Die Bill ging zuletzt mit einer Stimme Mehrheit durch. Bei dem danach erfolgten Preisausschreiben blieb Stephenson in dem berühmten Wettrennen vom 6. Oktober 1829 mit der von ihm gebauten Maschine „Rakete" Sieger. Während ein Frachtwagen drei Kilometer in der Stunde, ein Fußgänger fünf, ein Pferd im Trabe acht, im Galopp vierzehn bis achtzehn zurücklegte, nahm die „Rakete" bereits fünfundzwanzig Kilometer in der Stunde. Mit der Eröffnung der Liverpool-Manchester Bahn, am 14. Juni 1830, auf welcher die Stephensonsche Maschine zur Anwendung gelangte, ward die heutige Eisenbahn geboren. M. M. von Weber knüpft an diese Entstehungsgeschichte die zutreffende Betrachtung: „Man denke, welchen Einfluß die Abwesenheit oder Gedankenträumerei nur eines einzigen Parlamentsmitgliedes in jenem entscheidenden Momente auf den Verlauf der ganzen modernen Civilisation hätte üben können."

Fast merkwürdiger noch möchte ich das zweite nennen: das bedeutendste, bis dahin noch fehlende Moment für die Schnelligkeit und konzentrierte Leistungsfähigkeit der Maschinen: der vielröhrige Kessel, durch dessen Röhren man das Feuer cirkulieren läßt, ist nicht der Gedanke von Stephenson selbst ge-

wesen, sondern eines Laien, eines Sekretärs der Liverpool-Manchester Bahn.

Seit 1830, welcher kulturelle Umschwung! „Wenn dereinst von der Warte einer fernen Zukunft aus das neunzehnte Jahrhundert nach seinen besonderen Merkmalen gekennzeichnet werden soll, wird nichts klarer die Herrschaft aussprechen, die der Menschengeist über Kraft und Stoff gewonnen hat, als die Entwickelung des Eisenbahnwesens."

Am einschneidendsten tritt der Einfluß der Eisenbahnen auf dem wirtschaftlichen Gebiete hervor, hier wiederum naturgemäß noch mehr auf dem Gebiete des Handels als dem der Produktion, da ja, theoretisch betrachtet, der Verkehr an sich keine Güter erzeugt, sondern sie nur verteilt, also erst in zweiter Linie der erzeugenden Arbeit zu gute kommt.

Die erzeugende Kraft übt die Eisenbahn am meisten in neuen, der Kultur erst zu erschließenden Ländern, wo die Verkehrselemente durch sie erst geschaffen werden. Sie entbindet aber nicht minder, wie es der Nationalökonom Knies ausgedrückt hat, latenten Verkehr auch innerhalb der Kulturländer. Insbesondere die Erweiterung der Absatzgebiete hat eine außerordentliche Ausdehnung der produktiven Thätigkeit und die Vervollkommnung und Verbilligung des Verkehrs eine große, produktiven Zwecken dienende Kapitals- und Arbeitsersparnis zur Folge gehabt. Mit Hilfe der Eisenbahnen wird es den einzelnen Ländern möglich, sich auf das ihnen am meisten zusagende Produktionsfeld zu werfen. Güter, deren innerer Wert vorher nicht gekannt war oder die einen längeren Transport nicht vertrugen, wurden transportfähig. Die Erzeugnisse fremder Länder werden unentbehrliches Nahrungs- und Genußmittel und Gegenstand des Massenverbrauchs; an die Erzeugnisse eines kleinen Landes ist man hinsichtlich der Ernährung nicht mehr gebunden. Vor allem: durch Ausdehnung auf das Gebiet der Rohprodukte hat die Weltwirtschaft einen gewaltigen Umfang, namentlich die Industrie durch bequemen, wohlfeilen Bezug der Rohstoffe und leichten Absatz der Fabrikate einen ungeahnten Aufschwung erreicht. Jeder Wirtschaftszweig wird direkt oder indirekt von der Eisenbahn beeinflußt:

Die im rauhen starren Norden,
Die in üppig warmen Zonen,
Es vertauschen ihre Schätze
Brüdern gleich die Nationen.

Dabei wirkt die Eisenbahn zugleich preisregulierend. Durch den leichten Ausgleich von Bedarfs- und Vorratsmengen auf größte Entfernungen, mit anderen Worten durch den steten Ausgleich von Angebot und Nachfrage werden die Warenpreise gleichmäßiger. Auch tritt eine gewisse Ausgleichung des Arbeitslohnes dadurch hinzu, daß der Arbeiter nicht mehr an seinen ursprünglichen Wohnort gebunden ist und sich die für ihn günstigste Arbeitsgelegenheit leichter suchen kann.

Dagegen darf als große wirtschaftliche Schattenseite des modernen Verkehrs nicht verschwiegen werden die Neigung und Kraft zu centralisieren. Wie eine Eisenbahnstrecke schon von vornherein eine Menge kleiner Existenzen lahmzulegen pflegt, wie ferner schon in den Tarifen überall eine Begünstigung der Großen liegt, die z. B. von billigen Wagenladungen den Hauptnutzen ziehen, so wird durch die Eisenbahnen das Entstehen von Großunternehmungen ganz vorzugsweise gefördert, und noch mehr als auf dem Gebiete der Gewerbe und der Industrie wird das Volksvermögen auf dem Gebiete des Handels dem Einfluß des Großkapitals und der Börse unterworfen.

Werfen wir weiter einen Blick auf die gesellschaftlichen Wirkungen, so treten uns besonders hier eine Reihe von Nachteilen sehr deutlich entgegen. Zunächst der „Zug vom Lande", die Untergrabung der Bodenständigkeit. In der Hoffnung, sich die Lage zu verbessern, zieht sich, unterstützt durch Erleichterung der Übersiedelung, alles nach den Großstädten, unbekümmert um das dort drohende mannigfache Elend. Rechnet man in Deutschland hinzu die hunderttausend Sachsengänger, sechzigtausend Geschäftsreisende und, wie man veranschlägt, vierzigtausend Hausierer, so erhält man eine Vorstellung von der Mobilisierung unserer Bevölkerung. Und nicht nur mobilisiert wird diese durch die Eisenbahnen, sie wird auch demokratisiert. Ernst August von Hannover, der keine Eisenbahn in seinem Lande dulden wollte, weil sonst jeder Schuster und Schneider so rasch

reisen könne wie er, hatte ein richtiges Vorgefühl für die gleichmachende Einwirkung der Eisenbahnen, die allen Ständen zu dienen, bei der ebenso alle Stände der Ordnung des Betriebes sich unterschiedslos zu unterwerfen haben. Außerdem tritt durch sie die Gefahr des Kollektivismus stärker in Erscheinung, indem sich die Arbeiter jetzt zu Verbänden leichter vereinigen können.

Ein nicht zu unterschätzender fernerer Nachteil ist die Zunahme der nervösen Hast und Überreizung. Die Schnelligkeit, mit der einst Stephensons „Rakete" fuhr, ist jetzt ungefähr die der sogenannten „Laura" hinter dem Ettersberg bei Weimar. Um nur eines der Kuriosa anzuführen, brauchte Goethe von München bis Verona auf seiner italienischen Reise 1786 neun Tage, „obwohl die Postillone fuhren, daß einem Sehen und Hören verging", der Schnellzug jetzt nur neun Stunden. Die höchste Fahrgeschwindigkeit ist bei uns bereits auf achtzig Kilometer in der Stunde normiert, für den Blitzzug Berlin-Köln die Steigerung auf neunzig Kilometer schon in Vorbereitung, und damit sind wir noch lange nicht am Ende.

Schließlich sei hingewiesen auf das übertriebene Reisen. Nach neuerer Statistik fährt in Großbritannien jeder Einwohner einmal in fünfzehn Tagen, in Deutschland in dreißig, in Frankreich in vierzig u. s. w. Die Folge des Zuvielreisens ist Verführung zur Oberflächlichkeit, Frühreife, Halbwissen, Mangel an Wertschätzung für die heimischen Einrichtungen.

Alle diese socialen Schäden werden nun andererseits wieder aufgewogen einmal durch die Verbesserung der Lebenshaltung, Wohnungsverhältnisse u. s. w., namentlich in den unteren Klassen, sodann und vor allem aber durch die Einwirkung auf die Volksbildung. Denn die Eisenbahnen sind in Wahrheit die Pioniere des geistigen Fortschrittes geworden.

In den breitesten Volksschichten ist der Wissensdurst geweckt, das geistige Gesichtsfeld erweitert. Indem wir das Hundertfache erleben und sehen, was unsere Großväter gesehen haben, fallen Vorurteile; heimische Mängel machen sich durch Vergleich mit Fremdem fühlbar. Daneben gewinnt der Wille; wir handeln entschlossener, weil wir intensiver leben, genießen und arbeiten. Es wächst die Tugend der Präcision. Die Eisenbahnen sind eine neue, großartige Volksschule.

Dazu kommt die Umgestaltung aller Faktoren, die das öffentliche Leben beherrschen. Erst durch die Eisenbahnen konnte die Post zu ihrer jetzigen Organisation und ihren enormen Leistungen gelangen, die Presse ihren maßgebenden Einfluß auf das gesamte Volksleben gewinnen: das ganze Vereinsleben, Versammlungen von Berufsgenossen, wirtschaftliche, wissenschaftliche, politische Kongresse wurden durch die Eisenbahnen erst möglich.

Und welche Förderung erfuhren durch sie nicht die Wissenschaften! Nicht etwa bloß die Naturwissenschaften. Auch für die Rechtswissenschaft z. B. hat sich ebenso ein ungeheures neues Feld eröffnet, und kaum wird ein Wissenszweig zu nennen sein, der nicht an dem Gewinn durch die Eisenbahnen teilgenommen hat. Denn sie vermitteln nicht nur den so wichtigen Austausch von Nachrichten, den persönlichen Verkehr und den Bücherversand, sie ermöglichen auch den Besuch der Brennpunkte des geistigen Lebens und erleichtern die Beschaffung des wissenschaftlichen Arbeitsmaterials; einerseits wird letzteres aus der ganzen Welt in die Stube des Gelehrten zusammengezogen, andererseits eilt der Forscher hinaus an die Stätten des Geschehenen. Selbst der Einfluß der Eisenbahnen auf die Kunst läßt sich unmittelbar erkennen; sie geben Künstlern und Kunstfreunden die Möglichkeit, die Stätten von Kunstdenkmälern, Sammlungen, Ausstellungen, Aufführungen von Tonwerken u. s. w. zu besuchen, und tragen dazu bei, die Kunst zu einem Gemeingut zu machen..

In staatlicher und politischer Beziehung möchte ich als Vorzug der Eisenbahnen hervorheben, daß sie der Regierung die einheitliche Verwaltung erleichtern, die einzelnen Landesteile in innigeren Kontakt bringen und dadurch das Bewußtsein nationaler und staatlicher Zusammengehörigkeit stärken. Der deutsch-ungarische Dichter Karl Beck besang schon im Jahre 1838 die Eisenbahnaktien als „Wechsel, ausgestellt auf Deutschlands Einheit" und die Schienen als „Hochzeitsbänder". Ferner erhöhen die Eisenbahnen die Einnahmen des Staates und führen zu

Ersparnissen im Staatshaushalt durch die den Eisenbahnen für öffentliche Zwecke auferlegten Verpflichtungen.

Die größte Rolle aber spielen sie auf dem Gebiete der Landesverteidigung, so daß schon Moltke sie höher als Festungen schätzte. Durch ihre außerordentliche Bedeutung für Aufmarsch und Angriff, für Vereinigung der Macht an bedrohten Punkten, für Bewegungen hinter der Front, für Transport von Proviant und Munition, Ersatz an Mannschaften und Pferden, Rückbeförderung von Kranken, Verwundeten und Gefangenen sind sie nicht nur eine strategische Waffe ersten Ranges, sondern bewirken andererseits auch eine wesentliche Verkürzung der Kriege und damit einen der größten Fortschritte der menschlichen Kultur.

Die Bedeutung der Eisenbahnen beschränkt sich jedoch nicht bloß auf den Einzelstaat, sie greift ein in die ganze Staatenwelt und zieht einesteils gewisse Verkehrsverschiebungen der Einzelländer nach sich, anderenteils ein Näherrücken derselben.

In ersterer Beziehung ist es von Interesse zu beobachten, wie sich einst England als reines Küstenland eines großen Verkehrsvorsprunges erfreute und sich durch seine Eisenbahnen noch schärfer in sich zusammenfaßte, so daß das ganze Land wie ein großer, dicht mit Geleisen belegter Bahnhof erschien. Den Nachteil ihrer geographischen Lage haben die Binnenländer durch die Eisenbahnen verbessert, und so ist das Binnenland bis zu einem gewissen Punkt in Küstenland verwandelt. Je mehr dabei Eisenbahnanschlüsse an die Nachbarländer möglich sind, die im Landverkehr die Rolle spielen wie im Seeverkehr die Häfen, desto enger ist die Verknüpfung des betreffenden Landes mit dem Gesamtkörper. Deutschland ist gerade das eigentliche Land der Mitte, wo die meisten Verkehrswege sich kreuzen. Das Deutsche Reich hat zweiundsiebzig solcher Anschlüsse, Österreich-Ungarn nur sechsundvierzig, Frankreich siebenunddreißig und so fort.

Daß andererseits die Nationen durch die Eisenbahnen sich immer näher rücken, liegt in der Natur des Verkehrs, den die Landesgrenzen nicht mehr aufhalten können. Hier helfen nicht bloß einzelne Handels- und Eisenbahnverträge nach, sondern kaum ist ein internationales, das Berner, Transportübereinkommen geschlossen, so hat im vorigen Jahr ein russischer Generalmajor, von Wendrich, aus dem russischen Verkehrsministerium schon wieder einen Vortrag zu Gunsten eines Welt-Eisenbahnverbandes gehalten, der einen internationalen Typus von Güter- und Personenwagen zu schaffen habe. Man sieht klar, daß wir uns erst im Anfang noch weiteren Zusammenschlusses befinden.

Alles dies zusammengenommen, kann man sich der hohen, kulturellen Bedeutung der Eisenbahnen nicht verschließen. Wohl sind zur Zeit viel Übelstände daran geknüpft. Nachdem wir in der Technik des Verkehrs rascher vorwärts gekommen sind als in unseren gesellschaftlichen Einrichtungen und sittlichen Anschauungen, wird es Aufgabe der Zukunft sein, die gegenwärtigen Schäden durch entgegenwirkende Organisationen und geläuterte Sitten und Anschauungen wieder zu beseitigen. Allein daß diese Zeit wirklich kommen und die Eisenbahn uneingeschränkt und ihrem eigentlichen Wesen nach nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck, als Diener des Gesamtwohls der Gesellschaft und eines der vornehmsten Werkzeuge für die Civilisation der Menschheit wirken werde, dürfen wir mit Zuversicht hoffen, und ich glaube, diesen Teil meiner Ausführungen nicht besser schließen zu können als mit den Worten eines Werkes über die österreichisch-ungarischen Eisenbahnen, welches die österreichische Staatsbahnverwaltung aus Anlaß des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph herausgegeben hat: „Wir nennen unser Zeitalter stolz ein prometheisches. Seien wir darum eingedenk, was die erhabene Göttin des Lichts Prometheus zurief: Groß beginnt ihr Titanen. Aber leiten zu dem ewig Wahren, ewig Schönen ist der Götter Werk; die laßt gewähren."

* *
*

Bezüglich der Entwickelung des Eisenbahnwesens haben wir uns vor allem von dem Vorurteil des Unkundigen zu trennen, dem eine Eisenbahn und eine Lokomotive wie die andere erscheint.

Watt bezeichnete die Eisenbahnkarte eines Landes als das Porträt seiner Wohlfahrt,

und in der That bilden die Eisenbahnkarten die ausdrucksvollsten physiognomischen Züge, welche die Civilisation in das Bildnis eines Landes einzeichnet. Die Verteilung und Anordnung der Eisenbahnlinien über die Fläche des Landes spiegelt die politische und wirtschaftliche Struktur, der Lauf und die Bewegung der Eisenbahnlinien die physikalische Struktur des Landes wieder. Ebenso zeigen die Eisenbahnen in der Anordnung ihrer Anlagen, der Konstruktion ihrer Bauten, sowie des ganzen Betriebsapparates und der Methode der Leitung allenthalben die speziellen örtlichen Einwirkungen. Die Eisenbahn ist, wie sich ein englischer Schriftsteller ausdrückt, „das eiserne Haustier der Menschheit.“

Nehmen wir England. Dem ungeheuren Reichtum des Landes, einem Handel und einer Industrie ohnegleichen, der Vielheit seiner Häfen, den unerschöpflichen Schätzen seines Bodens, vornehmlich aber dem rastlos energischen Erwerbssinn, dem Geist der freien Bethätigung, dem erfindenden Genie seiner Bevölkerung entspricht die innere Physiognomie des englischen Eisenbahnwesens. Die äußere ist ihm gegeben durch den nur mit wenig gebirgigen Gegenden wechselnden Hügelcharakter des Landes, durch sein Klima, durch die enormen Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit.

Mit langen, geraden Linien, schlanken Krümmungen, schwerem, solidem Bau liegen die englischen Bahnen tief im Terrain. Die zu bewegenden Gütermassen sind gewaltig, die Transportstrecken, da die meisten Güter möglichst rasch dem Meere zueilen, kurz; im Vordergrunde steht die Schnelligkeit. Die Güterzüge sind klein, aber zahlreich und wenig langsamer als Personenzüge. Es giebt Eilzüge für Baumwolle, Kohlen, Erze. Noch prägnanter tritt der hohe Wert der Zeit im Personenverkehr hervor, dessen Tendenz die Schnelligkeit bis zum Extrem ist. Um den enormen Personenverkehr zu bewältigen: grandiose Hallen auf den großen Hauptstationen; dagegen auf den Zwischenstationen nichts von Komfort, nur was der Dienst erfordert, die Kleinheit der Anlage ausgeglichen durch mechanische Hilfsmittel. Die rasche Aufeinanderfolge der Züge ist durch ein sinnreiches Signalsystem gesichert: bei Dunkelheit vor Einfahrt in große Stationen zahlreiche, rasch wechselnde farbige Lichter wie buntes Leuchtkugelspiel, bei Trübungen der Atmosphäre Knallsignale wie lebhaftes Geschützfeuer. Dabei der ganze Betrieb ohne das nervenzerstörende Geräusch wie bei uns. Nichts von Glockenläuten, Horn-, Pfeifsignalen, Zurufen, Kommandos. Selten auf Stationen mit Hunderten von Zügen nur ein leichtes Handzeichen des Zugleiters. Der Engländer ist stolz auf die Schulung des selbstdenkenden Publikums wie auf das Verständnis des seit Menschenaltern mit den Anstalten verwachsenen Personals, das kaum einer Instruktion bedarf. Nur durch dieses Zusammeneingelebtsein, möchte man sagen, ist auch die Form der Gepäckbeförderung durchzuführen, die bekanntlich ohne Wägung, ohne Schein und Quittung vor sich geht. Dem Gesamtcharakter des Landes entsprechend, befinden sich die englischen Eisenbahnen lediglich in Privathand. Nominell giebt es vierhundertfünfzig bis fünfhundert selbständige Eisenbahngesellschaften, in Wirklichkeit haben sich wenige große Gesellschaften des Ganzen bemächtigt. Gegen deren Ringe ist in den letzten Jahren viel geeifert worden; man forderte Verstaatlichung. Aber die Tradition ist der Einmischung des Staates abhold und gegen die Macht der großen Gesellschaften, von denen hundertfünfzig Direktoren und Aufsichtsräte in den Parlamenten sitzen, nicht mehr aufzukommen.

Kaum mehr als dreißig Kilometer über den Kanal, und wir haben auf dem Kontinent ein völlig verändertes Gesicht des Eisenbahnwesens vor uns. Hier tritt in den Großstaaten vor allem das politisch-militärische Element in das Verkehrsleben ein.

In Frankreich gruppiert sich, wie das gesamte geistige, merkantile und administrative Leben, so auch das Eisenbahnnetz centralistisch um Paris, das sechs getrennte Hauptlinien mit getrenntem Verkehrsbereich entsendet. Für alle sechs Gesellschaften denkt nur die Generalinspektion des ponts et chaussées et des Mines in Paris, wo auch das gesamte Personal geschult wird, ein bewunderungswürdiger, jedoch zum Schema erstarrter Mechanismus. Da der Staat in den sechs großen Gesellschaften eine, jede Konkurrenz unterbindende, Monopolwirtschaft großgezogen hat,

wollte Freycinet im Jahre 1884 dieser falschen Eisenbahnpolitik Einhalt thun, er verstaatlichte eine Anzahl kleiner, notleidender Bahnen, und weil die großen Gesellschaften weniger ertragsfähige Strecken nicht in Angriff nehmen, stellte er einen Plan für die auszubauenden Linien auf. Allein letzterer hätte in wenigen Jahren sechseinhalb Milliarden Franken erfordert, so daß die Neubauten doch wieder den sechs Gesellschaften unter finanzieller Beteiligung des Staates übertragen werden mußten. So hat der Staat schließlich unglaubliche Summen an die sechs Gesellschaften als Zuschüsse gewährt und muß jährlich hundertfünfzig Millionen Franken Zinsen der Eisenbahnschuld von den Steuerzahlern aufbringen, während sich in Preußen nicht nur die ganze Eisenbahnschuld verzinst, sondern im Jahre 1898 über zweihundert Millionen Mark Überschüsse in den allgemeinen Staatssäckel flossen.

In Österreich erbat um 1834 Rothschild ein Privileg für eine Bahn Wien-Brünn. Obwohl Brünner Fabrikanten die Bahn für eine Narrheit erklärten, da die Diligence immer leer verkehre, ebenso Grillparzer spottete:

> Eisenbahn, Anlehn und Jesuiten
> Sind unbestritten
> Die Wege, die wahren,
> Zum Teufel zu fahren —

erteilte Kaiser Ferdinand das Privileg, indem er meinte: „Geben wir's ihm, lang kann sich so etwas doch nicht halten." Weitere Bahnkomplexe gelangten sodann in die Hand großer französischer Gesellschaften. Österreich hatte zwei große Probleme zu lösen und hat sie gelöst: hohe, seine Provinzen scheidende Bergketten — Alpen und Karpaten — zu durchbrechen und Massentransporte auf große Entfernungen zu bewältigen. Seine Technik ist vortrefflich, der Verwaltung aber fehlen die kräftig straffen Formen, für die die heterogenen Nationalitäten wenig geeignet sind. Seit 1880 ist man nach dem Vorgang Preußens mehr zum Staatsbahnsystem übergegangen.

Italiens Eisenbahnen sind, mit einigen Verbindungen über die Apenninen, am Meere hingeführt, so daß die Massengüter das Meer aufsuchen und nur die kleine Menge schneller Güter und der Personenverkehr der Eisenbahn zufällt. Seit Herstellung der Einheit Italiens hat der dortige Eisenbahnbau einen großen Aufschwung genommen. Der Staat ist der Eigentümer der Hauptlinien, hat sie aber an drei große Gesellschaften, die Mittelmeer-, adriatische und sicilische Betriebsgesellschaft verpachtet. Einer der Gründe der Verwirrung im italienischen Staatshaushalt ist die Überschreitung der in den Kreditgesetzen für Eisenbahnbauten vorgesehenen Summen um etwa zweihundert Millionen Lire.

Rußlands Eisenbahnwesen zeigt die Ungeheuerlichkeit der Raumverhältnisse und die Einflüsse absoluter Regierungsgewalt. Bis zum Jahre 1880 herrschte das Privatbahnsystem. Da aber neun Zehntel des ganzen Anlagekapitals von der Regierung beschafft waren, ging man auch hier zum Staatsbahnsystem über; jetzt sind etwa zwei Drittel Staatsbahnen.

Und nun zu Deutschland! Unter schwierigsten Verhältnissen hat Deutschland das Eisenbahnwesen empfangen und ausgebildet. Es herrschte tiefste wirtschaftliche Depression und staatliche Zerstückelung, als die ersten Eisenbahnlinien eröffnet wurden. Ein armseliges Wasser- und Straßennetz genügte den Bedürfnissen einer kleinen Industrie, eines fast nur auf einige Seeplätze beschränkten Handels. Dabei fehlte es an geschulten technischen Fachleuten, und ebenso unreif für das Eisenbahnwesen waren die administrativen Organe. Ein Jahrzehnt nach Eröffnung der Stockton-Darlington-Bahn dauerte es, ehe die neue Erfindung in Deutschland Fuß faßte. Wohl wendete König Ludwig von Bayern ihr bald seine Begeisterung zu, unterstützt von dem geistreichen Oberbaurat von Bauder, der 1827 eine Mainlinie plante. Der Braunschweiger von Amsberg richtete seinen Plan auf eine hanseatische Linie, der schwärmerische List sogar auf ein einheitliches deutsches Eisenbahnnetz. Indes die Vorurteile waren noch zu groß. Unter anderem gab das bayerische Obermedicinalkollegium ein Gutachten ab, daß der Fahrbetrieb mit Dampfwagen im Interesse der öffentlichen Gesundheit zu untersagen sei; die schnelle Bewegung erzeuge unfehlbar eine Gehirnkrankheit bei den Passagieren, die eine besondere Art des delirium furiosum darstelle; der bloße Anblick eines rasch dahin-

fahrenden Dampfwagens könne dieselbe Gehirnkrankheit nach sich ziehen, der Bahnkörper müsse zu beiden Seiten mit einem mindestens fünf Fuß hohen Bretterzaun umgeben werden.

Erst 1835 setzten Nürnberger Bürger einen ersten Versuch mit der kleinen Eisenbahn Nürnberg-Fürth durch, und dieser gelang vortrefflich. Die zweite, der Energie Lists und einiger Leipziger Kaufleute zu dankende Linie war die im Jahre 1837 eröffnete Leipzig-Dresdener Bahn, bei der freilich vorsichtige Ärzte noch vor dem Tunnel warnten, da ältliche Leute bei dem plötzlichen Luftwechsel leicht der Schlag rühren könne. Erst an dritter Stelle erschien man in Preußen auf dem Felde mit der am 29. Oktober 1838 eröffneten Berlin-Potsdamer Bahn, und zwar nach vielen Kämpfen. Denn so sehr auch der Kronprinz, der nachmalige Friedrich Wilhelm IV., der Neuzeit huldigte und obwohl er geäußert haben soll: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf," war sein Vater, der König, doch viel zu alt, um sich für eine Erfindung zu erwärmen, welche die Freude seiner letzten Jahre, den Chausseebau, zu stören drohte. Er betrachtete auch das schnelle Reisen als natürliches Vorrecht der Fürsten und der Aristokratie, und es erschien ihm nicht anständig, mit seinen Berlinern zusammen in demselben Zuge nach Potsdam zu fahren. Außerdem wurde er in seiner Abneigung durch höchste Staatsbeamte bestärkt. Sein Generalpostmeister von Nagler erklärte, die Leute sollten ihr Geld lieber gleich zum Fenster hinauswerfen, statt es zu solchem Schwindel herzugeben, und ebenso soll der geniale Oberbaudirektor Beuth zu einem höheren Techniker, Neuhaus, der zur Information über Eisenbahnen nach England reisen wollte, gesagt haben: „Lieber Neuhaus, ich habe Sie bisher für einen vernünftigen Menschen gehalten, aber ich fange an, daran zu zweifeln." Es war daher für den Kronprinzen keine leichte Sache, die Genehmigung durch das Ministerium trotzdem durchzusetzen.

Daß das deutsche Eisenbahnwesen sich dann gleichwohl so rasch und gesund entwickelt hat, gereicht uns zu hohem Ruhm. Die Zersplitterung hat zwar manche unrichtig gewählte Linien aufschießen lassen, uns aber andererseits vor zu großer Centralisation bewahrt und wurde paralysiert durch die einheitlichen Bestrebungen der deutschen Eisenbahn-Verbände, insbesondere des sogenannten Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen, die zu den glänzendsten Erscheinungen des gesamten Eisenbahnwesens gehören.

Glänzend in seiner Logik und Organisationsbegabung aber hat sich auch hier der preußische Staat bewährt. Noch nicht einen Monat nach Eröffnung der Berlin-Potsdamer Bahn, wo alles noch neu war, erließ er, fast prophetisch, klar und bestimmt, sein Eisenbahngesetz vom 3. November 1838. Er ordnete darin alle berührten Verhältnisse — Konzession, Finanzierung, Enteignung, Aufsicht über Bau, Betrieb und Beförderungspreise, Ankaufsrecht u. s. w. — in so richtig vorausschauender Weise, daß dieses Gesetz noch heute zum großen Teil die rechtliche Grundlage des preußischen Eisenbahnwesens bildet.

Der charakteristische Zug des deutschen Eisenbahnwesens ist im Gegensatz zu englischer Initiative die wohlgeordnete Disciplin. Das an weite Ideen und rasche Bewegung wenig gewöhnte deutsche Volk verlangte förmlich die staatliche Bevormundung, so daß die Signatur unseres Eisenbahnwesens das Regulativ und die Kontrolle ist. Mit Zunahme des militärischen Einflusses hat sich ein soldatischer Typus auch in das Eisenbahnwesen immer mehr übertragen; der mindere Wohlstand aber erzog dabei zu weiser Ökonomie in Anlagen und Betrieb.

Was die Gestaltung der deutschen Eisenbahnen anlangt, so herrschte von vornherein in den Mittelstaaten das Staatsbahnsystem vor, in Preußen dagegen, das noch nicht die finanzielle Kraft dazu besaß und erst seit 1866 staatlicherseits mehr als Bauunternehmer auftrat, das Privatbahnsystem. Daß die Macht der dadurch erwachsenen großen Privatbahnen seit Ende der siebziger Jahre gebrochen wurde, ist das Werk unseres Bismarck, und ich stimmme Professor Schmoller zu, der die Bismarcksche Eisenbahnpolitik vom Standpunkte der Volkswirtschaft die größte That des vorigen Jahrhunderts nennt. Mit am kräftigsten unterstützt hat ihn bei der Verstaatlichung neben den Nationalliberalen die konservative Partei, deren

Urteil besonders treffend und bündig dahin zusammengefaßt wurde: „So wenig die Verdienste der Privatbahnen zu verkennen sind, so sind sie wegen der mangelnden Einheit zwischen den finanziellen Interessen der zahlreichen Privatgesellschaften und wegen des von ihrem Wesen als Erwerbsunternehmungen unzertrennlichen Strebens nach möglichst hohem Dividendengewinn doch nicht in der Lage, den Nutzen der Eisenbahnen für die Allgemeinheit in dem Maße zu fördern wie eine einheitlich geleitete, nur die allgemeinen Landesinteressen in Betracht ziehende Staatsverwaltung. Unbestritten suchen sie sich nur die rentablen Linien aus, der Staat kann aber der Pflicht, die wirtschaftlich schwächeren Gebiete an das Eisenbahnnetz anzuschließen, nur gerecht werden, wenn er im stande ist, die Ausfälle der schlechteren Linien durch die Erträgnisse der günstigen zu decken. Ebenso auf dem Gebiete des Tarifwesens. Die Tarifpolitik der Privatbahnen bringt es mit sich, Tarifermäßigungen im allgemeinen nur da eintreten zu lassen, wo sie sich einen Gewinn versprechen. Konkurrenz nötigt zu einem Tarifkampf. Ist aber das Ziel erreicht, so tritt die Vereinbarung über die Teilung des Verkehrs und die Höhe der Tarife ein. Als im Jahre 1875 größere Einheit im Gütertarifschema angestrebt wurde, waren die Privatbahnen dazu nur durch das Zugeständnis einer zwanzigprozentigen Erhöhung der Tarife zu gewinnen. Die Verstaatlichung gewährt größere Einheitlichkeit, Gleichmäßigkeit und Stetigkeit der Tarife. Die Einheitlichkeit der Staatsverwaltung beseitigt auch die Übergangsformalitäten und Kontrollen, beschleunigt dadurch den Verkehr und ermöglicht eine außerordentlich erhöhte Ausnutzung der Betriebsmittel“ u. s. w.

Mit welchem Erfolg Bismarck die Verstaatlichung in Preußen durch Maybach durchgeführt hat, ist bekannt. Innerhalb der preußischen Machtsphäre giebt es nur noch fünf Privathauptbahnen: Ostpreußische Südbahn, Marienburg-Mlawka, Breslau-Warschau, Lübeck-Büchen, Dortmund-Gronau. Sogar die Nebenbahnen nimmt Preußen, soweit es irgend kann, jetzt gern selbst in die Hand und überläßt der Privatthätigkeit möglichst nur die sogenannten Kleinbahnen; von mächtigeren Nebenbahnen sind nur etwa drei zu nennen: die Altdamm-Kolberger, Stargard-Küstriner und Halberstadt-Blankenburger Eisenbahngesellschaft.

Die Mittelstaaten sind Preußen gefolgt. In Bayern steht der Übergang der einzigen größeren Privatbahn, der Pfälzischen, nahe bevor; Sachsen läßt nicht einmal private Nebenbahnen mehr zu; Württemberg hat bisher fast nur Staatsbahnen gehabt und wird neuerdings allein durch seine schlechten Eisenbahnfinanzen dazu genötigt, das Entstehen privater Nebenbahnen nicht ganz von der Hand zu weisen. Nur in Baden werden letztere noch begünstigt.

Obwohl sonach die Frage, ob Privat- oder Staatsbahnen, bei uns zu Gunsten der letzteren entschieden ist — das Straßenbahnwesen wird sich nach meiner Überzeugung für große Städte später ebenfalls nach und nach zu Gunsten des städtischen Eigentums entwickeln —, wollen Gegenagitationen immer noch nicht verstummen. Mit Unrecht. Das Privatbahnsystem mag, weil es nach praktischen Grundsätzen beweglicher, sparsamer und wirtschaftlicher zu arbeiten vermag, da vorzuziehen sein, wo einer Staatsverwaltung nicht die geeigneten Kräfte zu Gebote stehen würden, wie z. B. in Italien. Wo aber, wie in Deutschland, die Staatsverwaltung so vorzüglich und ein ehrliches, tüchtiges zuverlässiges Beamtenpersonal zur Seite ist, wird die staatliche Leitung den öffentlichen Aufgaben unbedingt mehr gerecht.

Auch die Klage, es geschehe nicht genug für Tarifermäßigungen, halte ich für übertrieben. Preußen geht systematisch und schrittweise vorwärts, ohne sich drängen zu lassen. Allerdings ist zuletzt zu viel von den Eisenbahnüberschüssen in den allgemeinen Staatssäckel geflossen, allein auch in dieser Beziehung vollzieht sich mehr und mehr die Umkehr zu dem Grundsatze, den Staatsbahnen so viel zu belassen, als zur Verbesserung und Verbilligung des Verkehrs im Allgemeininteresse zweckmäßig oder notwendig erscheint.

Das einzige Bedenken, welches einen gegen die gewaltige Ausdehnung unseres Staatsbahnnetzes hier und da beschleicht, ist das Schicksal des letzteren im Falle eines unglücklichen Krieges. Die elsaß-lothringischen Bahnen waren Privateigentum und haben uns

einen wesentlichen Teil der Kriegsentschädigung gekostet. Unser Staatseigentum würde der Sieger einfach konfiszieren können.

Betreffs der Einheitlichkeit unseres Eisenbahnwesens stellt die Reichsverfassung die Verwaltung der deutschen Eisenbahnen als eines einheitlichen Netzes als direktes Ziel hin, und als vermittelndes Reichsorgan wurde das Reichs-Eisenbahnamt geschaffen. Die Einheit ist auch erreicht hinsichtlich des Eisenbahnrechts, der Normen für den Bau, der Betriebs-, Verkehrs-, Signalordnung u. s. w., und ein vornehmlicher Träger der Einheit in diesen Richtungen ist nach wie vor der deutsche Eisenbahnverein. Gerade in einem der wesentlichsten Punkte, in der Einheit der Eisenbahn- und Tarifpolitik, aber sind wir trotz aller Energie des eisernen Reichskanzlers auf halbem Wege stehen geblieben, und man hat sich kaum gescheut, das Reichseisenbahnamt als eine gewisse Totgeburt zu bezeichnen, die mehr oder weniger über einen kostspieligen, zu sehr mit Vielschreiberei, Briefträgerei und Statistik ausgefüllten Verwaltungsapparat sich nicht recht habe emporheben können.

Bismarcks Bestrebungen bewegten sich in vier Etappen. Zunächst suchte er im Jahre 1875 dem Reichs-Eisenbahnamt wirkliches Leben durch ein Reichs-Eisenbahngesetz einzuhauchen; es scheiterte von vornherein an dem Widerspruch der Mittelstaaten, — ich entsinne mich aus den damaligen mündlichen Verhandlungen namentlich noch der starren Haltung eines der Vertreter, obwohl auch hohe militärische Forderungen nicht gerade dazu beitragen mochten, eine gute Stimmung zu fördern. Darauf drehte Bismarck die Lanze um und entwickelte die Notwendigkeit der Vereinigung der Staatsbahnen in der Hand des Reiches; als er auch damit nicht durchdrang, trat er mit dem dritten Gedanken hervor, vorerst den Erwerb durch das Reich auf die preußischen Staatsbahnen zu beschränken, und schließlich inscenierte er, als selbst dies nicht glückte, die Eisenbahnverstaatlichung in Preußen, um Preußen zu einer wirklichen Eisenbahnvormacht zu erheben. Die Folge hiervon ist nun zwar gewesen, daß die Mittelstaaten sich nur noch partikularistisch fester in Staatsbahnen zusammenschlossen, sogar Mecklenburg-Schwerin zur Verstaatlichung seiner sämtlichen Bahnen im Lande schritt. Allein der gewaltige Arm der preußischen Eisenbahn-Verwaltung, verstärkt durch das elsaß-lothringische Netz, umklammert immer mehr die Verwaltungen der übrigen Staaten und übt auf sie einen wachsenden Druck aus.

Viel Aufsehen macht ein von Preußen vor etwa drei bis vier Jahren betretener neuer Weg, die preußisch-hessische Betriebsgemeinschaft. Preußen hat mit dem Großherzogtum Hessen einen Vertrag abgeschlossen, wonach die beiderseitigen Staatsbahnen für gemeinschaftliche Rechnung verwaltet werden, Hessen einige Mitwirkung bei der Verwaltung, Preußen aber in Wirklichkeit den durchschlagenden Einfluß hat und das Verlockende für Hessen in finanziellen Vorteilen besteht, die Hessen bereits nächst Verzinsung seiner Eisenbahnschuld einen Jahresüberschuß von zweieinhalb Millionen Mark eingebracht haben. Alles äußerst geschickt, so daß der Abgeordnete von Tiedemann im preußischen Abgeordnetenhause ganz offen erklärte, damit sei das Recept gefunden, um auch an die anderen Staaten heranzukommen, und da die Gemeinschaft in der That rentabler betreibt als Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden u. s. w., so hat man es auch in der Presse an schüchternen Versuchen, den Fühler weiter auszustrecken, schon nicht fehlen lassen. Nun haben zwar die Minister der Mittelstaaten in den Kammern im vorigen Jahre eine solche Betriebsgemeinschaft noch weit weggeworfen; im Gegensatz zu Herrn von Mittnacht, der allenfalls ein Reichs-Eisenbahngesetz für gangbar erachtet, hat Herr von Crailsheim in der bayerischen Kammer selbst diesen Gedanken bekämpft. Allein die Frage weiterer Einigung ist doch in allen Kammern wieder auf der Tagesordnung; im württembergischen Abgeordnetenhause hat Freiherr von Wöllwarth die Betriebsgemeinschaft direkt beantragt, in der ersten württembergischen Kammer Erbprinz Hohenlohe-Langenburg und Fürst zu Löwenstein-Wertheim nur die Wahl zwischen Betriebsgemeinschaft und Reichs-Eisenbahngesetz lassen mögen, und vor nicht langer Zeit durchlief die Blätter von neuem die Nachricht von einer sich anbahnenden preußisch-sächsischen Betriebsgemeinschaft. Den deutlichsten Wink aber,

daß das zähe Preußen seine Einheitspolitik weiter verfolgt, konnte man offiziösen Auslassungen entnehmen, in denen es hieß: „Jedenfalls ist es das Verdienst der preußischen Staatsverwaltung, durch die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft den Weg gezeigt zu haben, auf dem lediglich durch vertragliche Vereinbarungen ein Zusammenschluß der Staatsbahnen zu einer mächtigen Einheit möglich ist. Niemand vermag vorauszusehen, ob es gerade dieser Weg ist, auf dem weitere Zusammenschlüsse folgen werden. Aber der Stein rollt, und in Süddeutschland sind es offenbar die wirtschaftlichen Bedingungen der Bevölkerung, die die weitere treibende Kraft bilden. Täuscht uns nicht alles, so wird der Einheitsgedanke auch auf diesem Gebiete noch weitere Erfolge haben."

Neuere Auslassungen ergänzen dies dahin, daß Preußen nur die Initiative der anderen deutschen Staaten zu solcher Gemeinschaft erwarten, erstere aber nicht selbst ergreifen will, und wie vorher nach Süddeutschland, so sah man jüngst ein Avis nach Sachsen gehen, in dem dargelegt wurde, es werde sich immer mehr herausstellen, daß das Gebiet des Königreichs Sachsen trotz der Blüte seiner Industrie und Landwirtschaft nicht groß genug sei, um ein so dichtes Netz von Eisenbahnen wirtschaftlich allein tragen zu können. —

Auf das außereuropäische Eisenbahnwesen näher einzugehen, fehlt mir hier der Raum. Am markantesten und interessantesten ist das nordamerikanische. Im direktesten Gegensatz zu der eher philiströsen Penibilität des deutschen ist die dortige Maxime kühnes Wagen. Man schafft eine flüchtige, wohlfeile Anlage und überläßt die Nachbesserung dem Bedürfnis. Lincoln erklärte ausdrücklich: „Wir haben die Wahl, entweder solid und wenig oder leicht, schnell und viel zu bauen. Im ersten Fall sparen wir jährlich eine Anzahl Menschenleben, im letzten gewinnt die Union schnell an Größe und Wohlfahrt. Ich beklage die Opfer als Mensch, als Präsident der Union muß ich raten, sie zu opfern." Noch leichtfertiger geht man in Gründung und Finanzierung zu Werke. Einer Konzession bedarf es nicht. Ob die zu bauende Bahn nützlich oder notwendig, das Aktienkapital ausreichend und gesichert ist, darum hat sich die Regierung nicht zu kümmern. Einzahlungen auf die Aktien pflegen nicht oder nur in Mindestbeträgen geleistet zu werden. Die Aktien sind meist nur eine Zugabe, die die Gründer unter sich verteilen oder an Personen oder Körperschaften, um ihnen Interesse für die Bahn abzugewinnen, verschenken — letzteres namentlich an Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften, wenn es darauf ankommt, Begünstigungen, z. B. Landschenkungen der Regierung für den Bau zu erlangen. Für den Bau selbst müssen andere Mittel durch Obligationen — Bonds — beschafft und, da ein zu verpfändendes Objekt noch nicht vorhanden, hohe Zinsen gewährt oder die Bonds bedeutend unter pari ausgegeben werden. Gewöhnlich reicht die erste Serie Bonds nicht, man giebt noch weitere Serien aus. Gerade die größten amerikanischen Bahnen gehören zu den denkbar verworrensten Unternehmungen. Die meisten treiben noch andere kaufmännische oder industrielle Geschäfte — Bergbau, Schiffahrt, Getreidekommissionsgeschäfte und dergleichen, lassen ferner noch andere Transportgesellschaften — Schlafwagen-, Wagenvermietungs-, Expreß-Gesellschaften — auf ihrer Bahn zu und haben umfangreiche Bahnhofs-, Hafenanlagen und dergleichen mit anderen Gesellschaften gemeinschaftlich, so daß jeder Überblick verloren geht. Zur Zeit des letzten großen Eisenbahnkrachs veranschlagte man etwa zwei Drittel des statistischen Anlagekapitals als Schwindel. Die Union hat drei solche Eisenbahnkrisen durchgemacht, die erste 1873, die zweite 1883, die dritte und bedeutendste 1893. In den Jahren 1876 bis 1886 sind dreihundertdreiundsiebzig Bahnen mit einem Anlagekapital von mehr als zwei Milliarden Dollars unter den Hammer gekommen. 1893 stellten die größten Bahnen — über 36000 Meilen — ihre Zahlungen ein; obwohl seitdem die Zahl der Schwindelbauten sich gemindert hat — 1897 wurden nur 1864 Meilen neugebaut gegen 13000 im Jahre 1887 —, waren am 1. Januar 1898 doch noch hundertundzweidreißig Eisenbahn-Gesellschaften bankerott.

Mit dem Verkehrswesen steht es nicht besser. Die Tarife sind ungleich, unklar und unsicher; Handel, Gewerbe, Landwirtschaft

sind der Willkür und einem wüsten Konkurrenzkampf preisgegeben. Seit 1889 giebt es zwar Normaleinheitssätze, die öffentlichen Tarife werden aber umgangen. Zudem leiden die Eisenbahnen selbst an höchst unbequemen Schmarotzern, einmal an einem sehr ausgedehnten Unfug des Freifahrwesens und dann an den sogenannten Skalpiergeschäften, das sind Agenten, die, unter Verleitung des Eisenbahnpersonals zu Unredlichkeiten, unerlaubten Fahrkartenhandel treiben. Ein amerikanischer Schriftsteller bezifferte in den achtziger Jahren den so entstehenden Jahresverlust der amerikanischen Bahnen auf sechzehn Millionen Dollars. Das Bundesverkehrsamt richtet gegen all diese „Unstatter" nichts aus.

In jüngster Zeit haben sich im nordamerikanischen Eisenbahnwesen gewisse Umwälzungen vollzogen. Im ganzen Gebiete zwischen der atlantischen Küste und Chicago herrschen jetzt im vollen Einvernehmen nur noch die Vanderbilts und die Pennsylvania-Gesellschaft, ein Rothschildsches Syndikat steht im Begriff, alle diejenigen Bahnen anzukaufen, die nicht die Fortsetzung der beiden Systeme sind. So lange es noch eine Konkurrenz gab, war man wenigstens einigermaßen gegen Ausbeutungen geschützt; jetzt ist man gegenüber den großen Bahnmagnaten vollends wehrlos. Die Union verfügt etwa über 300000 Kilometer Eisenbahnen, das Sechsfache von Deutschland.

Ich durcheile nun das übrige Amerika mit etwa 100000 Kilometer Bahnen, Asien mit etwa 56000, Australien mit etwa 24000 und das am meisten zurückgebliebene Afrika mit etwa 17000 Kilometer und erwähne von den im Bau begriffenen Bahnen nur die gewaltige Unternehmung der sibirischen Bahn.

Die sibirische Bahn, zum Teil schon im Betrieb, soll 1902 fertig sein und ungefähr zwei Milliarden Mark kosten. Sie hat eine Länge von über 7500 Kilometern. Man bekommt davon einen gewissen Begriff, wenn man hört, daß es von Petersburg über Berlin, Paris bis Lissabon 4800 Kilometer sind, dagegen von Petersburg über Moskau bis nach Wladiwostok, dem Ende der sibirischen Bahn, 10300 Kilometer. Der Schwerpunkt liegt im militärischen und politischen Wert. Im Personenverkehr wird ein erheblicher Umschwung entstehen, da der Weg durch Sibirien viermal billiger und sechsmal schneller als zur See sein wird. Dagegen wird die sibirische Bahn im Güterverkehr, bei den außerordentlichen Entfernungen, gegen den Seeweg kaum konkurrenzfähig werden; auch das anfängliche Schreckgespenst einer etwaigen Konkurrenz sibirischer Produkte betrachtet man schon jetzt als eine müßige Drohung.

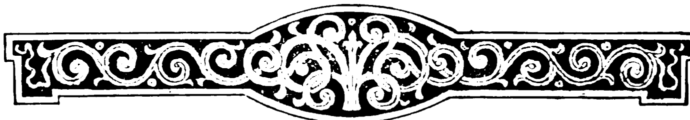
Was schließlich große außereuropäische Projekte betrifft, so schwebt als größtes, das für uns außer den Kolonialbahnen von Wichtigkeit, die Fortsetzung der anatolischen Bahn bis Bagdad als deutsche Unternehmung. Die Bagdadbahn würde eine ungeheure internationale Bedeutung haben. Sie geht durch ein Gebiet, in dem die Wiege der Menschheit gestanden hat, das von den zwei mächtigen Strömen Euphrat und Tigris durchschnitten wird, ein Gebiet, das bei geeigneter Kolonisation und Kultur dazu geschaffen erscheint, wie vor Jahrtausenden, die Kornkammer für viele Millionen zu sein. Sie erschließt den Persischen Meerbusen dem internationalen Handel, verbindet die mitteleuropäischen Länder mit ihrer reichen Industrie auf dem bequemsten und kürzesten Wege mit Indien, erschließt der europäischen Industrie den kleinasiatischen Markt und wird als neuer Träger der modernen Kultur in uralte, von der fortschreitenden Zeit vergessene Lande eine wahrhaft weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen. Leider sind aber die bisher viel versprechenden Verhandlungen mit der Türkei infolge der politischen und finanziellen Wirren im Augenblick ins Stocken geraten, auch scheint namentlich Rußland in den Wettkampf eintreten zu wollen. Kommt aber vermöge der Energie des Dr. von Siemens, des ersten Direktors der Deutschen Bank und hervorragenden Reichstagsmitgliedes, die Bagdadbahn durch deutsches Kapital und unter deutscher Leitung wirklich zur Ausführung, so wäre der Herrn von Siemens vom Kaiser verliehene Adel schon um deswillen wohlverdient.

Die Gesamtlänge der bestehenden Eisenbahnen auf der ganzen Erde betrug Anfang vorigen Jahres über 750000 Kilometer, das Doppelte der mittleren Entfernung der Erde vom Mond, über das Achtzehnfache des

Erdumfanges am Äquator. Von den 750000 Kilometern entfallen 250000 auf Europa. Das dichteste Eisenbahnnetz hat Belgien, dann folgen Sachsen, Baden, Elsaß-Lothringen u. s. w. Das größte Anlagekapital ist in die englischen, vielfach drei- und viergleisigen Bahnen investiert. Die Verzinsung hat in den letzten Jahren sich am meisten in Deutschland gehoben (die preußisch-hessischen Staatsbahnen zwischen sieben und acht Prozent, im ersten Semester des laufenden Jahres schon fünfzig Millionen Mehreinnahme).

Sollen wir diesem Gesamtbild von heute einen Ausblick in die Zukunft hinzufügen, so kann es nur der sein, daß die Eisenbahnen einesteils immer entferntere Länder erschließen, anderenteils in den Kulturländern in den verschiedensten Formen in die feinsten Adern des Verkehrs, in das letzte Dorf, das kleinste Gut, auf den höchsten Berg wie in die Eingeweide der Erde sich weiter verzweigen werden. Die Wasserstraßen werden neben ihnen erstarken. „Wenn dagegen bisher der Dampf der unzertrennliche Gefährte der Eisenbahn war, so wird dieser nicht mehr ganz jugendfrische Geselle mit dem rauchgeschwärzten Antlitz einen großen Teil seines Machtgebietes seiner jüngeren sauberen Schwester, der Elektricität, abtreten müssen." Dieser Ausspruch scheint sich jetzt fast schon zu verwirklichen. Schon jetzt bemächtigt sich die Elektricität ausschließlich des städtischen Verkehrs, ebenso des Fernverkehrs da, wo dieser ähnliche Einrichtungen gestattet — kurze Züge, zahlreiche Motorwagen, kurze Zeitfolge. Vorläufig geht zwar das Urteil der Techniker dahin, daß im allgemeinen zur Bewältigung des Verkehrs von Vollbahnen der Dampf geeigneter, auch noch mancher Vervollkommnung fähig bleiben werde. Allein die Elektricität schreitet zielbewußt vorwärts. Schon hat die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft in Berlin eine elektrische Lokomotive für Vollbahnbetrieb jüngst in Paris ausgestellt. Ebenso scheinen die derzeitigen, durch die Firma Siemens ausgeführten Versuche der preußischen Staatsbahnverwaltung für elektrischen Vollbahnbetrieb auf der Wanseebahn nicht ohne Erfolg. Von der neuerlich gebildeten „Deutschen Studiengesellschaft für elektrischen Schnellverkehr" ist als diesjährige Preis(Beuth)aufgabe sogar die Verbindung zweier volkreicher Städte durch eine zweigleisige Bahn mit 200 Kilometer Stundengeschwindigkeit gestellt, d. h. eine Entfernung fast so groß wie von Eisenach bis Frankfurt (= 211 Kilometer) soll in einer Stunde zurückgelegt werden. Wir können also leicht vor weiteren technischen Wundern stehen.

Das kühne Unterfangen freilich, mittels eines neuen Zaubermantels, des Luftschiffes, sogar den Himmel zu stürmen, ist bisher dem Schicksal des Ikaros begegnet. Daß eine wirkliche Lösung so bald gelingen werde, ich wage es trotz aller neuen Hoffnungen, insbesondere der letzten großartigen Versuche des Grafen Zeppelin, nicht zu glauben. „Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt. Auf diesem Wege wird die Menschheit auch im begonnenen Jahrhundert weiter wandeln."





Zur Ästhetik des Konzertprogramms.

Von
Alfred Wenzel.

Wo es sich nicht gerade um die Aufführung größerer Musikwerke handelt (Oratorien, Messen u. s. w.), die den Raum eines ganzen Abends ausfüllen, pflegen dem Publikum meistens eine Reihe kleinerer Musikstücke dargeboten zu werden, die einen sehr verschiedenen Charakter haben. Seltener begnügt man sich dabei mit den Werken eines Komponisten, noch seltener berücksichtigt man eine bestimmte chronologische Ordnung. Die Mehrzahl der ausübenden Künstler, die Solostücke oder andere Kammermusikwerke zur Aufführung bringen, pflegen bei der Wahl des Konzertprogramms sich im allgemeinen von zwei Grundsätzen leiten zu lassen: einmal die eigene Leistungsfähigkeit im günstigsten Lichte zu zeigen und ferner dem Zeitgeschmack des Publikums möglichst Rechnung zu tragen. Schließlich ordnen sich beide Gesichtspunkte dem Wunsche unter, dem Publikum nach jeder Richtung hin zu gefallen und, wenn es geht, Furore zu machen. Daß hierbei nicht selten Kompromisse nötig sind, die Individualität des Künstlers sich den Neigungen des Publikums oder die Neigungen des Publikums sich der Individualität des Künstlers unterordnen müssen, ist klar. Klar ist aber auch, daß hier für die Wahl des Konzertprogramms im Grunde rein ästhetische Gesichtspunkte überhaupt nicht ausschlaggebend gewesen sind, sondern in erster Linie persönliche Interessen und konventionelle Geschmacksrichtungen. Da jedoch derartige Bestrebungen mit idealen ästhetischen Forderungen durchaus nicht notwendig in Widerspruch zu treten brauchen, so liegt an sich auch kein Grund vor, sie zu tadeln. Zum Glück kann man sagen: Je größer ein Künstler ist, um so weniger hat er nötig, in dem Streben nach Popularität sich sein Programm von dem Geschmacke des großen Publikums diktieren zu lassen. Es wäre traurig mit der Musik und im Grunde mit jeder Kunst bestellt, wenn sie da, wo sie in vollendeter Form uns entgegentritt, nicht schließlich alles zu sich emporzöge, alle Herzen mit der Ahnung ihrer Schönheit erfüllte und aus dem Kampfe mit den Traditionen und den Verirrungen des Zeitgeschmackes nicht schließlich doch als Siegerin hervorginge. Der feste Glaube an diese triumphierende Macht der echten Kunst rechtfertigt es im letzten Grunde allein, daß man ihr zugleich eine pädagogische Aufgabe zuschreibt. Erst wenn man diese Mission der Musik ausdrücklich anerkennt, gewinnt die Frage einen Sinn: Wie muß ein Konzertprogramm beschaffen sein, wenn es idealen ästhetischen Bedürfnissen genügen soll? Denn die herrschenden Geschmacksrichtungen der großen Masse können bei der Beantwortung dieser Frage nicht mehr als Maßstab dienen. Sie wechseln à la mode, sind teilweise von Zufälligkeiten abhängig und entspringen nicht selten aus Motiven, die mit wirklich ästhetischen Interessen sehr wenig zu thun haben.

Wir alle sind Menschen von beschränkter Genußfähigkeit. An gewisse Schranken, die in der allgemein-menschlichen Natur begründet liegen, ist auch die Aufnahmefähigkeit gebunden, die wir einem Kunstwerk entgegenbringen. Die Kunst ist die Schöpferin einer neuen Welt. Sie ist die Trösterin, die uns von der Schwere des Erdendaseins erlöst. Sie ist ein Tempel, in dem wir voll Andacht niederknien, um einer Gottheit ins Antlitz zu schauen. Aber auch diese Welt, dieser Tempel kann zu einem Gefängnis werden, sobald der produktiven Konzentrationsfähigkeit, die jedes künstlerische Genießen verlangt, mehr zugemutet wird, als sie von Natur leisten kann. Da es sich hier um allgemeine in der Natur des Menschen gelegene psychophysische Bedingungen handelt, an die das ästhetische Genießen notwendig gebunden ist, so wird von vornherein zu erwarten sein, daß sie sozusagen nicht bloß extensiv, sondern auch intensiv die Beschaffenheit des Dargebotenen bestimmen. In ersterer Hinsicht ergiebt sich sofort die Forderung: Ein Programm darf niemals so ausgedehnt sein, daß die Genußfähigkeit jedes normal veranlagten Menschen notwendig erlahmen muß. In letzterer Hinsicht ergiebt sich die Forderung, daß auch innerhalb des Programms für diejenige Abwechselung gesorgt sein muß, die ebenfalls jede Ermüdung des Interesses unter normalen Umständen ausschließt. Es ist klar, daß beide Forderungen in sehr engem Zusammenhange stehen. Wo uns Musikstücke dargeboten werden, die an unsere produktive geistige Mitarbeit nur verhältnismäßig geringe Anforderungen stellen — sie können trotzdem in ihrer Art vollendet sein —, da werden wir ohne Zweifel quantitativ mehr in uns aufnehmen können als da, wo es sich um Kunstschöpfungen handelt, deren Verständnis gar nicht denkbar ist ohne die höchste Anspannung des Geistes und die tiefsten Gemütserschütterungen. In gewisser Weise ausgleichend kann hier jedoch die Abwechselung von Stücken wirken, die auf Grund ihres verschiedenen Charakters den Umfang der Aufnahmefähigkeit bedeutend erweitern. Wie man sieht, handelt es sich hier noch keineswegs um ästhetische Gesichtspunkte, sondern, wenn man will, um notwendige Konzessionen an die menschliche Schwäche. Gerade im Punkte der Masse des Dargebotenen wird jedoch heute, wie ich glaube, viel gesündigt. Ein großes Publikum hat freilich weite Ohren; aber erstaunlich bleibt es doch, welch ein umfangreiches Konzertmenü von diesen nimmersatten Ohren geduldig „heruntergehört" wird. Darin dürfte für den Kundigen ein Beweis liegen, daß die große Mehrheit heute noch weit entfernt ist, „höhere Musik" wirklich zu verstehen und zu genießen. Wo solch ein Verständnis fehlt, kann natürlich von einer Anspannung geistiger Kräfte und demgemäß von einer Ermüdung dieser Kräfte überhaupt nicht die Rede sein. An ihre Stelle tritt die nackte Langeweile. Wie lange ein normal veranlagter Konzertphilister sich zu langweilen im stande ist, bis er einschläft oder stirbt, weiß ich nicht. Falls aber die geistige Anspannung des Musikkundigen mit der Langenweile des Musikunkundigen behufs Prüfung ihrer beiderseitigen Ausdauer sich in einen Konkurrenzkampf einließe, so vermute ich, daß aus diesem edlen Wettstreit die Langeweile stets als Siegerin hervorgehen würde.

Je höher eine Kunst steht, um so mehr erfordert die Hingabe an sie die schöpferische Bethätigung der geistigen Vollkraft des Menschen. Frisch an Geist und an Sinnen muß der Hörer erst recht da sein, wo es sich darum handelt, einer ihm bisher unbekannten Tonschöpfung mit liebevollem Verständnis entgegenzutreten. Ist das Interesse infolge der vorangegangenen Eindrücke abgestumpft, so liegt die Gefahr sehr nahe, daß er sich ein ganz falsches Urteil bildet. Besonders der Musikkritiker von Beruf kommt hier nicht selten in eine wahrhaft kritische Lage. Seiner idealen Bestimmung nach hat er zusammen mit dem ausübenden Künstler die Pflicht, ein Dolmetscher des Schönen zu sein und ein Behüter des Allerheiligsten im Tempel der Kunst — in vielen Fällen liegt es jedoch weit näher, ihn mit einem Gefangenen zu vergleichen, der im Tempel der Polyhymnia zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt ist. Wer da meint, daß es ja jedem frei stünde, den Konzertsaal zu verlassen, falls er aus irgend welchen Gründen ein Musikstück nicht zu hören wünscht, übersieht, daß die Durchführung dieser Absicht nicht selten schwierig und nur mit Opfern

zu erkaufen ist. Sehr oft ist ein Verlassen des Konzertsaales, ohne andere zu stören, unmöglich. Wie häufig aber kommt es vor, daß gerade die letzten Nummern des Programms die interessantesten sind, oder daß Piecen, auf die man gern verzichten würde, mit anderen abwechseln, auf die man unter keinen Umständen verzichten will. Ein Kommen und Gehen lediglich zu dem Zwecke, ganz seiner momentanen Stimmung und seiner individuellen Geschmacksneigung zu folgen, würde, selbst wenn es praktisch durchführbar wäre, schließlich selbst nur dazu beitragen, das Interesse von den künstlerischen Darbietungen abzulenken, und damit den künstlerischen Genuß noch problematischer machen. Sobald aber das Programm Stücke aufweist, die dem Konzertbesucher unbekannt sind, macht sich die Forderung: erst hören, dann urteilen! von vornherein geltend.

Man pflegt gewöhnlich zu tadeln, daß unsere modernen Konzertprogramme stillos seien. Eine gewisse Einheit des Stiles, so sagt man, müsse auch hier unbedingt gewahrt bleiben. Was aber unter dieser „Einheit des Stiles“ zu verstehen sei, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Der eine will, daß ein Programm, welches Kompositionen klassischer Meister anzeigt, nicht auch mit „leichterer Ware“ durchsetzt sei, andere wünschen, daß überhaupt nur Kompositionen eines Komponisten an einem Abend zur Aufführung gelangen, wieder andere, daß auch da, wo verschiedene Kompositionen verschiedener Komponisten dargeboten werden, eine gewisse chronologische Reihenfolge innegehalten werde oder, wo dieser im Grunde doch wohl mehr didaktische Zweck hinwegfällt, unter allen Umständen eine gewisse Einheit der Stimmung gewahrt bleibe und daß sich nach diesem Gesichtspunkte die Auswahl der Stücke richte. Vorwegnehmen möchte ich sogleich, daß gegen die Berechtigung sogenannter „historischer Konzerte“ wohl niemand, dem es wirklich daran liegt, daß unser Volk zu einem tieferen musikalischen Verständnis und zu einer umfassenderen musikalischen Bildung erzogen wird, etwas einzuwenden haben wird. Die schönen Abende, an denen uns Amalie Joachim in der Berliner „Philharmonie“ mit dem Entwicklungsleben des deutschen Liedes bekannt machte, werden allen, die diese Sängerin gehört haben, gewiß in dankbarer Erinnerung bleiben. In gewissem Sinne kann man dieser Gattung von Konzerten aber auch diejenigen Aufführungen zurechnen, die sich lediglich auf die Werke eines Komponisten beschränken. Auch ihr gutes Recht steht unbestritten da. Im Grunde bezieht sich das Problem, welches wir hier behandeln, überhaupt nicht auf die in diesen Konzertgattungen zur Geltung kommenden Tendenzen. Es bezieht sich in erster Linie auf die Frage: Nach welchen ästhetischen Normen hat sich die Bestimmung der Reihenfolge der Programmnummern zu richten? Dabei kann man einen bestimmten Inhalt des Programms im einzelnen als gegeben voraussetzen oder auch nicht. In jedem Falle aber können für die Wahl des Inhaltes eines Konzertprogramms auch noch anderweitige, rein praktische Gesichtspunkte ausschlaggebend sein, Gesichtspunkte, die ihre selbständige Berechtigung haben, hier aber zweckmäßigerweise außer Erörterung gestellt werden müssen.

Darüber kann kein Zweifel sein: Ein Streit über die ästhetisch befriedigende Zusammenstellung eines Konzertprogramms würde überhaupt niemals entstanden sein, wenn nicht die Praxis des Kunstlebens gezeigt hätte, daß gewisse derartige Zusammenstellungen in der That geradezu beleidigend und geschmackverletzend wirken. Hier muß es gestattet sein, zunächst an eigene persönliche Erfahrungen anzuknüpfen, wobei es jedem überlassen bleibt, diese durch eigene gleichgerichtete Erfahrungen zu ergänzen, vielleicht aber auch durch eigene abweichende Erfahrungen zu ersetzen. Wie ein nur einigermaßen musikalischer Mensch es über sich gewinnen kann, in direktem Anschluß an die Koriolan-Ouverture oder eine Symphonie von Beethoven das sogenannte Intermezzo aus der Cavalleria rusticana von Mascagni zu hören, ohne sich in seinem musikalischen Gewissen aufs tiefste verletzt zu fühlen, ist mir unbegreiflich. Und wer hätte wohl Lust, nach dem Genusse eines oder mehrerer Meisterquartette von Mozart, Beethoven oder Schubert sich noch ein Trio von Reissiger vorspielen zu lassen oder eine ungarische Rhapsodie von Liszt? Sollte es wirklich nur eine Caprice von mir sein, daß es mir

entschieden widerstrebt, nachdem ich mich an der liebenswürdigen, sonnigen Grazie der Musik zur „Alceste“ von Gluck erfreut habe, nunmehr gleichsam als Dessert noch die Symphonie funèbre von Hektor Berlioz zu genießen? Obschon ich die Tänze von Johann Strauß aufrichtig liebe und jedesmal eine Art von bacchantischem Entzücken mich ergreift, wenn ich sie höre, so scheint mir doch derjenige ein schlechter Wirt zu sein, der seinen Gästen diesen musikalischen Feuerwein kredenzt, nachdem die letzten Klänge eines Suitensatzes von Sebastian Bach oder das Requiem von Mozart soeben verklungen. Geradezu mit Schaudern denke ich an einige Liederkompositionen zu italienischen Texten von Franz Liszt, trotzdem sie mit vollendeter Bravour vorgetragen wurden und großen Beifall fanden. Denn außer diesen Kompositionen wurden einige der ergreifendsten Lieder von Franz Schubert zu Gehör gebracht, und noch niemals ist mir das aufgeblasene manierierte Pathos eines Liszt so widerwärtig vorgekommen wie damals.* Das Leipziger Gewandhaus brachte kürzlich das Violinkonzert in E-Dur von Sebastian Bach (mit Isaye als Solisten) und die Tannhäuser-Ouverture von Richard Wagner. Nach meinem Empfinden gehören diese Werke überhaupt nicht in den Rahmen eines Konzertprogramms, denn beide können in einer derartigen Zusammenstellung nur verlieren.

Man könnte sagen: das alles sind Exklamationen eines rein subjektiven Empfindens, Äußerungen persönlicher Sympathien und Antipathien, die sachlich nichts beweisen. Ganz ungerechtfertigt ist dieser Einwand nicht. Aber es kommt für meine Zwecke hier gar nicht darauf an, ob diese oder jene persönliche Vorliebe oder Abneigung sachlich begründet ist oder nicht. Die Hauptsache ist, daß sich solche Vorliebe und Abneigung überhaupt sehr nachdrücklich geltend macht und daß uns die Reihenfolge, in der Musikstücke zu Gehör gebracht werden, durchaus nicht gleichgültig ist. Diese Thatsache muß, weil sie allgemeingültig ist, allgemeingültige Gründe haben. Allgemeingültig sind diese Gründe nur dann, wenn sie trotz des Bestehens widerstreitender Geschmacksrichtungen auf bestimmte Gesetzmäßigkeiten der ästhetischen Anschauung hinweisen, die unbedingt erfüllt sein müssen, falls ein ästhetisches Genießen zu stande kommen soll. Der Willkür subjektiver Wertschätzungen sind diese Gründe allerdings entrückt; aber das schließt nicht aus, daß sie solcher Willkür zugleich einen weiten Spielraum lassen. Wird damit in aller Kunst und besonders in der Musik der Subjektivität ein gewisses Recht zu selbstherrlicher Entfaltung zugestanden, so kann das mit der Auffassung, die gerade in der freien schöpferischen Bethätigung des innersten, persönlichsten Lebens das Wesen aller künstlerischen Produktion und alles künstlerischen Nachempfindens sieht, nur im innigsten Einklang stehen. Aus dem Gesagten geht aber zugleich hervor, daß man von allgemein ästhetischen Betrachtungen nicht mehr wird verlangen dürfen, als sie ihrer Natur nach leisten können. Niemand wird sich einbilden dürfen, daß die Ästhetik im stande wäre, den Geschmack zu erzeugen oder auch bloß ein bereits vorhandenes Geschmäckchen zu meistern. Wer Mascagni höher schätzt als Bach oder Beethoven und durch Liszts bramarbasierende Manier in einen Zustand höchster Ekstase versetzt wird, braucht von keiner Doktrin der Welt zu fürchten, daß sie ihm seinen ehrlichen Glauben raube. Denn Geschmack ist Takt, das heißt Instinkt, und alle Regeln, die dem Geschmack ein bestimmtes Verhalten vorschreiben, setzen in Wahrheit bereits die instinktive Bethätigung des Geschmackes voraus, in der das, was die Regel in abstrakter, begrifflicher Form und daher mittelbar zum Ausdruck bringt, bereits unmittelbar, das heißt in konkreter Form enthalten ist. Im Reiche des Geschmackes sind wir alle Souveräne von Gottes Gnaden. Allerdings soll es auch hier Duodezfürsten geben und Könige, die ein ganzes Weltreich verwalten. Aber es dürfte unter Umständen das Zeichen keines guten Geschmackes sein, sie diesen Unterschied merken zu lassen.

So viel ist klar: ein Programm, welches Werke ersten Ranges mit Werken ver-

* Liszt in irgend welcher Hinsicht musikalische Bedeutung absprechen zu wollen, liegt mir gänzlich fern. Die obigen Bemerkungen sind ganz und gar als persönliche Auffassungen zu nehmen. Von einer Begründung dieser Auffassungen muß hier natürlich Abstand genommen werden.

einigt, die gar keinen oder nur einen sehr geringen Kunstwert haben, ist ohne weiteres gerichtet. Für unser subjektives Empfinden erscheint es aber auch unter Umständen unzulässig, Werke zusammenzustellen, über deren hohen absoluten Kunstwert kein Zweifel aufkommen kann. Ich habe bereits erwähnt, daß ich ein aufrichtiger Freund Straußscher Walzermusik bin; aber der hohe Wert dieser Musik erlitte sofort einen merklichen Abbruch, sobald ihr der Geist einer Bachschen Suite oder das Requiem von Mozart gleichsam als Folie untergelegt würde. Auch das Umgekehrte scheint mir nicht ausgeschlossen, so daß man wohl allgemein sagen darf: das Geistvollste wird geistlos, sobald es an einem Platze erscheint, wo es nicht hingehört, das heißt zur Ohnmacht verurteilt ist. Absurd wäre jedoch die Annahme, daß das Wertlose jemals dadurch Wert erhalten könnte, weil es auf der Folie des Wertvollen erscheint. Es ist das Stigma der Afterkunst, daß sie das, was hoch über ihr steht, in ihre Sphären hinunterzieht, falls es der Berührung mit ihr sich nicht entwinden kann; aber selbst dem Höchsten in der Kunst kommt nicht die Macht zu, ein Niedriges und Gemeines zu adeln, das in seinem Glanze sich sonnen will.

Es sind also zwar verschiedene Gesichtspunkte, ob ein Programm verwerflich ist, weil es Kunst und Afterkunst durcheinander mengt, oder deswegen, weil es Werke von unzweifelhaftem Kunstwerte zusammenbringt, die aus besonderen ästhetischen Gründen sich zu einer solchen Zusammenstellung nicht eignen, aber beide Gesichtspunkte weisen auf die nämliche Thatsache hin: auf die Thatsache, daß beim Hören von Musikstücken sich bestimmte, mehr oder weniger bleibende Stimmungs- und Gemütsdispositionen erzeugen, welche die Wertschätzung der späteren Eindrücke beeinflussen und die Empfänglichkeit für bestimmte nachfolgende Eindrücke erhöhen, für andere schwächen. Nur so wird es erklärlich, daß oftmals die Individualität des einen Stückes die des anderen erdrückt oder erstickt und damit die Freiheit der ästhetischen Anschauung aufhebt. Denn wo anders kommt die Individualität einer Tonschöpfung zu lebendiger Entfaltung als eben in unserem eigenen Inneren, unserem subjektiven Gemüts- und Stimmungsleben?

Die Aufgabe der Musik ist es, Gefühle, Stimmungen und Gemütsbewegungen, die einen allgemein-menschlich bedeutungsvollen geistigen Gehalt einschließen, zur Darstellung zu bringen. Der Hörer hat die Aufgabe, diesen geistigen Gehalt im eigenen Inneren selbstthätig nachzuerzeugen. Auf dieser Fähigkeit beruht das, was man musikalisches Verständnis nennt. Damit es zu solchem Verständnis kommt, ist selbstverständlich die klare Auffassung der harmonisch-rhythmischen Form, in der jedes Tonbild sinnlich sich darstellt, erste Bedingung. Hand in Hand damit aber muß die Beseelung dieser Form gehen, das heißt die Phantasiethätigkeit, die schöpferisch nacherzeugt und in einen freien selbsterworbenen Gemütsbesitz verwandelt, was im Geiste des schaffenden Künstlers lebendig und zunächst als äußerer sinnlicher Eindruck gegeben war. Sind einmal bestimmte Gefühls- und Stimmungsdispositionen gegeben, so werden auch von ihnen aus direkt oder indirekt die Willensakte mitbestimmt, die in die ästhetische Anschauung bei der Auffassung des neuen Eindruckes eingehen. In erster Linie entscheidend für die Richtung dieser Willensakte können natürlich nur die in der Apperception des neuen Eindrucks gelegenen Motive selbst sein. Denn nur da, wo dieses wirklich der Fall ist, kann es zu einer klaren Auffassung der harmonisch-rhythmischen Formen kommen, die selbst wieder die Voraussetzung einer ästhetischen Beseelung der letzteren ist. Es scheint nun, daß überall, wo die Aufeinanderfolge zweier Musikstücke unser ästhetisches Gefühl nicht befriedigt, sich das hier dargelegte Verhältnis umkehrt. Übermäßigen Einfluß gewinnen allein die Nachwirkungen des ersten Eindrucks — das braucht uns jedoch durchaus nicht zum klaren Bewußtsein zu kommen — genug, daß in den Tiefen der Seele Stimmungen wirksam bleiben, die gleichsam wie ein Schleier sich über das Bild des zweiten Eindrucks legen, so daß wir diesem von vornherein unfrei gegenüberstehen. Auch an den neuen Eindruck knüpft sich eine besondere Stimmung; aber diese Stimmung findet in unserem Innern keine Resonanz; sie gleicht einer Welle, die eine fremde außer uns lie-

gende Macht an unsere Seele spült; sie ist kein Hebel, sondern eine Hemmung der freien Entfaltung unserer inneren wertbildenden Kräfte, weil wir jede Hingabe an sie wie einen Abfall von uns selbst empfinden müssen, eine Untreue oder einen Verrat an dem, was uns soeben noch das liebste war, ein Herabsinken von den Höhen unseres Menschentums auf eine Stufe, wo das Leben wieder in seiner banalen Alltäglichkeit erscheint und nicht mehr von unseren eigensten, subjektiven Stimmungen souverän getragen wird.

Analogien hierzu bietet das gewöhnliche Leben in reichem Maße. Wer von seiner Geliebten kommt und Herz und Kopf voll hat von den beseligenden Gefühlen einer erwiderten Liebe, wird kaum in der richtigen Verfassung sein, dem gelehrten Vortrage eines Redners zuzuhören, und wer soeben in der Kirche seine Andacht gehalten hat, kann sich in einem Kreise fröhlicher Zecher unmöglich heimisch fühlen. Unter Umständen stellt auch ein Konzertprogramm an uns die Zumutung, eine ähnliche Doppelrolle auf uns zu nehmen wie hier.

Es ist aber nunmehr Zeit, einem Irrtum vorzubeugen. Leicht könnte man auf den Gedanken kommen, daß die Ungereimtheiten, die aus jener Zumutung erwachsen, ausschließlich auf Rechnung des Kontrastes zu setzen seien, der da, wo die Aufeinanderfolge zweier Musikstücke unser ästhetisches Gefühl verletzt, ja in der That niemals fehlt. Dennoch wäre nichts irriger als eine solche Annahme. Wo es sich um unsere subjektiven Gemütszustände handelt, unsere Gefühle, Affekte, Stimmungen, da ist der Kontrast das eigentliche Lebenselement. Alle unsere Gefühle, Affekte, Stimmungen bewegen sich in Kontrasten. Die Musik ist, wie schon gesagt wurde, die Darstellerin dieser subjektiven Gemütsbewegungen, soweit ihnen zugleich ein allgemein-menschlich bedeutungsvoller Gehalt zukommt. Rhythmus und Harmonie sind die Ausdrucksformen, deren sie sich zum Zwecke dieser Darstellung bedient. Kontrast aber ist hier nahezu alles. Er dringt hinein bis in die kleinsten Accente der rhythmischen Bewegung, er durchflutet alle Elemente des harmonischen Zusammenklanges, der Modulation und der thematischen Entfaltung. Der Kontrast ist das eigentliche fundamentale Stilgesetz in der Musik. Natürlich kann es sich nicht um zufällige, sondern nur um notwendige, das heißt von bestimmter, innerer logischer Gesetzmäßigkeit getragene Kontraste handeln. Wie sollte auch wohl auf andere Weise in dem Kontraste zugleich ein allgemein-menschlich bedeutungsvoller geistiger Gehalt zum Ausdruck kommen? Ohne solchen Gehalt hätte der Kontrast überhaupt keine ästhetische Bedeutung. Erst dieser geistige Gehalt ist es, der die Kunst, die mehr sein will als die platte Nachbeterin einer außer ihr gelegenen Wirklichkeit, zur Kunst macht.

Wir sagen, eine Kunst hat Stil, sobald wir deutlich fühlen, daß sich Form und Inhalt des Kunstwerkes zu einem lebendigen Ganzen zusammenschließen, so daß es wie eine Schöpfung der organischen Natur vor uns hintritt, die das unabänderliche Gesetz ihres Werdens und Wirkens nur in sich selbst trägt. In der allgemeinsten Bedeutung des Wortes bezeichnet Stil nichts anderes als die völlige Angemessenheit von Kunstform und Inhalt. Mit dem Ausdruck „Stillosigkeit" dagegen verbinden wir die Vorstellung der Laune, des Eigensinns, der Willkür oder der Haltlosigkeit und Zerfahrenheit. Die Eigenart des Stils eines Komponisten wird natürlich immer erst aus dem Vergleich seiner Werke untereinander und mit den Werken anderer Komponisten klar erkannt werden können: es wird sich deutlich bemerkbar machen, daß eine gewisse Art in der Handhabung der technischen Form, die Anwendung eigenartiger musikalischer Ausdrucksformen, bestimmte rhythmische Accente und gewisse konsonierende oder dissonierende Accordfolgen und Modulationsformen immer wiederkehren. So sehen wir schließlich, daß den Werken eines jeden Komponisten ein gewisser character indelebilis eingeprägt ist, der es leicht macht, sie von den Werken anderer Komponisten zu unterscheiden. Aber alle jene Eigentümlichkeiten werden nur dann mit Recht als die Merkmale eines wirklichen Stiles gelten können, wenn sie selbst zugleich die Merkmale eines allgemein menschlich-bedeutungsvollen Gehaltes aufweisen. Fehlt dieses Moment, so sinken sie zu einer bloßen Manier herab, und was dort als Ausdruck einer im Wesen des

Kunstwerkes begründeten notwendigen Gesetzmäßigkeit erscheint, muß hier als eine bloße Marotte, als ein Spiel der Laune und des Zufalls erscheinen.

Stil und Stimmungsgehalt sind aufs engste aneinander gebunden. Dennoch wird man dem Stil ein gewisses Recht auf eine selbständige Bedeutung nicht absprechen können. Denn Kunstwerke, die einen sehr verschiedenen Stimmungsgehalt haben, können sehr wohl ein und derselben Stilgattung angehören, während umgekehrt mit dem Wechsel des Stils zugleich auch eine Änderung des Stimmungsgehaltes regelmäßig Hand in Hand geht. Daß innerhalb eines Kunstwerkes eine gewisse Stileinheit stets gewahrt bleiben müsse, ist ein allgemeines ästhetisches Grundgesetz, das jedoch für die freie Entfaltung der künstlerischen Individualität einen unendlichen Spielraum offen läßt. Der Kontrast der Stimmung schließt die Einheit des Stils nicht aus; aber die Einheit des Stils ist eine Forderung, die selbst wieder an die Einheit der ästhetischen Anschauung aufs engste gebunden ist. Daß auch in den Künsten der zeitlichen Folge, zu denen in erster Linie die Musik gehört, die Zusammenfassung zeitlich aufeinander folgender Eindrücke zur Einheit einer Anschauung nötig ist, um zu einem ästhetischen Eindruck zu gelangen, wird niemand bestreiten können. Wenn man nicht stillschweigend voraussetzte, daß die Eindrücke, die sich an die Auffassung eines oder mehrerer Musikstücke knüpfen, in Wechselbeziehung zueinander träten und sich schließlich zu einheitlichen inneren Erlebnissen gestalteten, so hätte es auch wohl kaum einen Sinn, von Stil oder Stillosigkeit eines Konzertprogrammes zu sprechen. Was man jedoch „Stil des Konzertprogramms“ nennt, kann unmöglich einen Verzicht auf Kontrastwirkungen bedeuten. Denn es ist nicht der Kontrast der wechselnden Eindrücke als solcher, den wir als eine Hemmung der spontanen einheitlichen Entfaltung unseres Gemütslebens empfinden, sondern vielmehr die besondere Beschaffenheit der kontrastierenden Inhalte selbst. Der Kontrast als solcher in der Aufeinanderfolge zweier Musikstücke kann ebensowohl dazu beitragen, ihre Individualität, wie sie sich in unserer inneren Auffassung darstellt, wechselseitig zu heben als zu vernichten. Wo das letztere der Fall ist, sind dann aber auch zugleich die Bedingungen der ästhetischen Anschauung oder, was dasselbe bedeutet, die Bedingungen des ästhetischen Genusses selbst vernichtet, und ein Programm, das uns zumutet, derartige Eindrücke in uns zu verarbeiten, werden wir mit Recht stillos nennen.

In aller Kunst liegt die Bedeutung des Kontrastes darin, daß ihm die Aufgabe zufällt, bestimmte Teilinhalte der Anschauung auf Grund ihrer Wechselwirkung zueinander zu größerer Klarheit und Plastik herauszuarbeiten. Zu dieser Wirkung kann es aber nur deshalb kommen, weil sich in den bildenden Künsten an die räumliche Ordnung und Gliederung der Gestalten, in der Musik an den zeitlichen Wechsel der Tonempfindungen Gemütsbewegungen knüpfen, die sich ihrerseits in kontrastierenden Gegensätzen kontinuierlich entfalten. Indem die Auffassung des Kontrastes der sinnlichen Eindrücke regelmäßig von den Impulsen dieser Gemütsbewegungen bestimmt wird und stets zugleich sich an der Hand eines einzigen Apperceptionsaktes, d. h. in der Form einer einheitlichen Phantasieanschauung vollzieht, wird der Kontrast gewissermaßen zu einem Symbol des inneren Lebens selbst. Voraussetzung ist allerdings, daß sich an die Auffassung der Teilinhalte des Kontrastes und der Zusammenfassung dieser Teilinhalte zur Anschauung eines lebendigen harmonisch gegliederten Ganzen zugleich besondere Wertbestimmungen knüpfen, die ebenfalls in der Form bestimmter Gemütserlebnisse (Gefühle, Stimmungen, Affekte) uns unmittelbar zum Bewußtsein kommen.

Erst diese Wertbestimmungen, in denen das zum Ausdruck kommt, was vorhin der allgemein menschlich bedeutungsvolle, geistige Gehalt des Kontrastes genannt wurde, geben der zunächst rein *sinnlichen* Kontrastwirkung zugleich einen *ästhetischen* Charakter. Verhält es sich so, dann wird man aber auch sagen können, daß, je größer der Gegensatz der sinnlichen Eindrücke ist, welche in das ästhetische Kontrasterlebnis eingehen, um so größer auch der ästhetische Reiz sein muß, der sich mit der Gesamtauffassung der kontrastierenden Wirkungen verbindet. Denn gerade die Kraft jenes Gegensatzes bewirkt

es, daß unser Gemütsleben bis in die Tiefen erschüttert und eine Totalität geistiger Kräfte in Bewegung gesetzt wird, die wir als um so bedeutungsvoller empfinden müssen, je mehr sie eine Einigung der verschiedensten, sonst meist zersplitterten seelischen Triebkräfte und einen Zusammenschluß der ganzen Persönlichkeit bedeutet. Jede Individualitätsentfaltung eines Tonwerkes ist ebensowohl als Ganzes wie in ihren Teilen immer zugleich Kontrastentfaltung.

Es stehen sich also zwei Forderungen gegenüber: die Aufeinanderfolge der Musikstücke einerseits nach dem Princip des größtmöglichen Kontrastes und andererseits nach dem Princip der größtmöglichen Individualitätsentfaltung zu bestimmen. Die Bedeutung beider Principien liegt darin, daß sie sich wechselseitig ergänzen. Wenn die freie Entfaltung der Individualität eines Tonwerkes erst da voll und ganz zum Ausdruck kommt, wo sie als Teilinhalt eines Kontrastes erscheint, so ergiebt sich die Forderung, bei der Auswahl der Musikstücke den Kontrast in den Dienst dieser freien Individualitätsentfaltung zu stellen, ganz von selbst. Ich gebe zu, daß, wenn uns bestimmte Kontrastgegensätze ästhetisch im höchsten Maße befriedigen, andere ästhetisch im höchsten Maße mißfallen, hierbei im Grunde ein unsagbares Etwas im Spiele ist. Wir werden es mit der Sonde des Denkers vielleicht niemals erreichen. Auch ist mir die Tautologie, die darin liegt, daß man jene Befriedigung auf die freie Entfaltung der Individualität, jenes Mißfallen auf die Zerstörung der Individualität des Kunstwerkes zurückführt, keineswegs entgangen. In jedem Falle dürfte es jedoch besser sein, auf Grund eines ehrlichen ignoramus sich der Schwierigkeiten einer Aufgabe und des Unzureichenden, das in ihrer Erkenntnis liegt, bewußt zu bleiben, als ein Wissen zu prätendieren, das praktisch keinen Schritt weiter führt, der Erkenntnis der Sache selbst aber nur schadet. Denn ein Wissen, das sich selbst genügt, aber an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleibt, hat jedes Interesse verloren, zu erforschen, was unter ihr liegt.

Es ist vom ästhetischen Standpunkte an sich ganz und gar nicht ausgeschlossen, daß ein Konzertprogramm die allergrößten Gegensätze in sich vereinigt und zwar nicht bloß Gegensätze des Stimmungsgehaltes, sondern auch Gegensätze des Stiles — den absoluten Kunstwert der Werke natürlich vorausgesetzt. Oder sollten wir etwa ein Programm deswegen „stillos" nennen, weil es im Hinblick auf die Auswahl der Nummern und der Bestimmung ihrer Reihenfolge mit dem Princip der Stileinheit bricht? Wer diese Frage mit Ja beantwortet, müßte jedes Programm, das Werke verschiedener Komponisten in sich vereinigt, grundsätzlich verwerfen. Denn die Thatsache, daß im allgemeinen die Werke jedes Komponisten einer besonderen Stilgattung angehören, wird man doch schwerlich bestreiten. Ist das Gesagte richtig, so werden wir im Gegenteil gerade in dem Kontrast der Stilgegensätze unter Umständen ein vortreffliches Mittel an der Hand haben, den geistigen Gehalt einer Tonschöpfung im Geiste des Hörers zu lebendigster Wirkung zu bringen. Also: warum sollten z. B. ein von tiefinnerlicher religiöser Inbrunst durchglühtes Werk von Seb. Bach und die im übersprudelnden Frohsinn süßer Liebeständeleien daherhüpfenden Walzerrhythmen eines Joh. Strauß sich nicht unmittelbar ablösen? Das Princip des Kontrastes schließt diese Folge an sich nicht aus. Im Gegenteil! Aber das Princip der freien Individualitätsentfaltung verbietet sie, d. h. der geistige Gehalt dieser Tonschöpfungen verbietet sie, der auf eine Welt gänzlich verschiedenen Fühlens und Denkens hinweist und sich selbst vernichten müßte, falls dieses Fühlen und Denken wirklich zu seinem Rechte kommen soll. Was psychologisch unmöglich ist, kann ästhetisch nicht geboten sein. Es liegt jedoch in der ästhetischen Inkonvenienz des Zusammengehens jener Eindrücke weit mehr als eine psychologische oder auch bloß rein intellektuelle Ungereimtheit. Der tiefere Grund dieser Inkonvenienz wird vielmehr in ethischen Wertbestimmungen zu suchen sein, die, wie sich bei näherer Untersuchung wohl herausstellen dürfte, bei keiner ästhetischen Wertschätzung fehlen. Ein Gefühlsleben, das in unmittelbarer Folge die nämlichen Kontraste aufweist, wie sie in den erwähnten Tonwerken zum Ausdruck kommen, müßte uns notwendig charakterlos erscheinen. In dieser Weise wird die Stillosigkeit des Kon-

zertprogrammes zugleich zu einer ethischen Charakterlosigkeit. Charakterlos zu sein, kann natürlich niemand gezwungen werden. Lehnt sich unser Gefühl also gewissermaßen aus ethischem Instinkt dagegen auf, derartige disparate Eindrücke innerlich zu verarbeiten, so bedeutet das hier nichts anderes als die Aufhebung der Bedingungen des ästhetischen Genießens selbst; es bedeutet eine Hemmung der produktiven geistigen Kräfte, die fast einer stofflichen Verwickelung mit der Sache gleichkommt und es unmöglich macht, dem Gegenstande mit der vollen Freiheit der ästhetischen Anschauung gegenüberzutreten. Von Anfang an kommt also dieser ethische Instinkt nur als ein Element des ästhetischen Geschmackes selbst zur Geltung; er besteht nicht etwa neben oder außer der ästhetischen Anschauung, sondern ist ein Teil ihrer selbst, ein Teil, der allerdings unter Umständen zu einer aus ihrem Inneren herauswachsenden, sie selbst in ihrer Freiheit bedrohenden Macht werden kann. Vielleicht würden wir von ihm überhaupt nichts wissen, wenn nicht derartige Wirkungen sich gelegentlich deutlich bemerkbar machten. So aber sehen wir, daß gerade er es ist, der dem ästhetischen Fühlen nicht selten einen besonderen Charakter verleiht. Nach dem Mehr oder Weniger von Ethos, das im ästhetischen Fühlen lebendig ist, bestimmen wir den Feingehalt des ästhetischen Geschmackes.

Hiermit dürfte die Stelle, wo das secretum illud, jenes „gewisse Etwas", von dem oben die Rede war, zu suchen ist, etwas näher umschrieben sein. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß die Aufdeckung dieses in alle ästhetische Phantasieanschauung eingehenden ethischen Elementes nur in dem Hinweis auf einen äußerst komplizierten Vorgang besteht, dessen Bedeutung für das ästhetische Fühlen im allgemeinen und das musikalische Verständnis im besonderen des Problematischen mehr als genug übrig läßt. Wir werden überhaupt von dem, was die Ästhetik mit den ihr gegenwärtig zu Gebote stehenden Hilfsmitteln zu leisten im stande ist, nicht bescheiden genug denken können.

Die Frage, unter welchen besonderen Umständen uns ein Kontrast als charakterlos im ethischen Sinne erscheint und eben deshalb zugleich unser ästhetisches Gefühl verletzt, dürfte sich allgemeingültig schwerlich beantworten lassen. Die letzte Zuflucht bleibt hier das ästhetische Feingefühl, d. h. der Appell an den Geschmack, und er ist es im Grunde allein, der auch praktisch aus allen Schwierigkeiten hinaushilft. Die psychologische Betrachtung lehrt, daß die extremsten Stimmungsgegensätze kontinuierlich ineinander übergehen. Wo uns bei der Aufeinanderfolge von Musikstücken dieser Übergang ethisch oder ästhetisch nicht begründet erscheint, werden wir entweder auf eine derartige Zusammenstellung überhaupt verzichten müssen, oder es wird dem richtigen Geschmack überlassen bleiben, durch richtige Wahl von Zwischengliedern jenem Mangel abzuhelfen. Im Grunde wird hier nur bestätigt, was aus den vorangegangenen Erörterungen sich von selbst ergiebt: die Forderung der Stileinheit des Konzertprogramms fällt mit der Forderung, daß die Auswahl der Stücke und die Bestimmung ihrer Reihenfolge innerlich motiviert sein müsse, vollkommen zusammen.

Allgemein verpflichtende Rezepte für die praktische Durchführung dieser Forderung wird niemand verlangen dürfen. „Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen," sagt Goethe, „darum scheint es eine Thorheit, sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darum bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu gute kommt."





Litterarische Rundschau.

Richter und Dichter. Ein Lebensausweis von Ernst Wichert. (Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler.)

In den letzten Decennien sind eine Reihe von Selbstbiographien erschienen, und kürzlich hat die Verlagshandlung von Schuster u. Loeffler in Berlin eine Serie von „Zeitgenössischen Selbstbiographien“ unternommen, deren zweiter Band Aufzeichnungen unter dem Titel „Richter und Dichter“, ein Lebensausweis von Ernst Wichert, brachte. Ganz im allgemeinen genommen sind solche Selbstschilderungen schon dadurch sehr wertvoll, daß sie das rein statistische Material am vollständigsten und richtigsten geben können; jeder Autor, jeder Künstler, jeder Staatsmann ist in der Lage, die eigenen Erlebnisse, die Daten seines Entwickelungsganges und Schaffens besser als jeder andere sicherzustellen. Die notwendige Ergänzung des Abschlusses bleibt dann allerdings offen. Dann aber geben solche Bekenntnisse dem Leser auch ein Bild des betreffenden Charakters von großer Unmittelbarkeit und lassen überall das innere Wesen des Schildernden und zugleich Geschilderten durchblicken.

Bei Ernst Wichert zeigt sich dies innere Wesen von herzgewinnender Anspruchslosigkeit. Der Dichter und Richter, der nun bald seinen siebzigsten Geburtstag begeht, und der den deutschen Litteraturfreunden eine große Reihe dramatischer und epischer Werke von teilweise glänzenden, immer aber achtungswerten Erfolgen dargebracht hat, tritt uns in seinen Memoiren so ohne jede Prätension und mit einer schlichten Bescheidenheit entgegen, daß sein Buch schon deshalb allgemeine Sympathie hervorrufen muß.

Ernst Wichert ist am 11. März 1831 in dem preußisch-litauischen Städtchen Insterburg geboren. Als er drei Jahre alt war, wurde sein Vater als Stadtgerichtsrat nach Königsberg versetzt. Mancherlei Erinnerungen aus den frühen Jugendjahren geben farbenfrische Bilder, wie sie nur ein echter Poet darbieten kann. So die Erzählung von der Beteiligung bei einer Turnfahrt, die der elfjährige Schüler mitmachen durfte, und an deren Schlusse es heißt: „Die in Danzig und Marienburg gewonnenen Eindrücke, allerdings wiederholt aufgefrischt, wirkten noch stark nach, als ich vierzig Jahre später meinen Roman ‚Heinrich von Plauen‘ schrieb.“ Königsberg und Ostpreußen blieb für das geistige Leben des Dichters die eigentliche Heimat, so daß man ihn später, nachdem er als dramatischer Autor große Erfolge errungen hatte, vorzugsweise als den „Königsberger Lustspieldichter“ bezeichnete. Das war in der Zeit, als Wichert durch sein Stück „Ein Narr des Glücks“ und bald darauf noch mehr durch „Ein Schritt vom Wege“ in ganz Deutschland bekannt und beliebt geworden war. Dingelstedt und später Laube verstanden es zu ihrer Zeit bekanntlich, das Wiener Burgtheater immer wieder durch irgend einen epochemachenden Vorfall an den allervordersten Posten zu stellen. Nicht das Personal, nicht die musterhaften Vorstellungen genügten dazu; es mußte irgend etwas ganz Besonderes sein, das aller Augen nach „der Burg“ lenkte. Was heute kaum mehr besonders auffällt, setzte damals als etwas Neues alle beteiligten Kreise in Bewegung. Als Dingelstedt zum erstenmal aus ganz Deutschland die talentvollsten Anfänger mit den gefeiertsten älteren Darstellern in München zu „Mustervorstellungen“ vereinigte, schuf er eine Anzahl Berühmtheiten — oder er stellte sie in das rechte Licht — so die Seebach, Dawison u. a. In Wien erließ er 1868 ein Lustspiel-Preisausschreiben. Den ersten Preis erhielt Schaufferts „Schach dem Könige“; den zweiten Wicherts „Narr des Glücks“, aber das letztere Stück trug eigentlich den Hauptpreis davon, da es den Zug über die meisten deutschen Bühnen machte und Wicherts Namen als berufenen Lustspieldichter feststellte. Sehr günstig für seine poetische Laufbahn war dann der Umstand, daß sein zweites größeres Lustspiel „Ein Schritt vom Wege“ noch lebhafteren Anklang fand und ihm die Herzen der Theaterliebhaber und — der dankbaren Rollen wegen — auch der Darsteller gewann. Von nun an gehörte er zu denjenigen dramatischen Dichtern, die lange Jahre hindurch die Erwartung wach erhalten und von Zeit zu Zeit durch einzelne Werke alle diese Erwartungen glänzend befriedigen. Nicht nur im Lustspiel, auch im ernsten Drama und besonders auch im historischen Schauspiel zeichnete er sich aus, und man

darf nur an „Aus eignem Recht“ erinnern, um das Gesagte bestätigt zu sehen. Allerdings sind inzwischen die sogenannten modernen Gesichtspunkte auf der Bühne stark hervorgetreten. In der „Fabrik zu Niederbronn“ hat Wichert die sociale Frage der Arbeiter zum Motiv gewählt. Probleme, wie sie Ibsen, Hauptmann oder auch Sudermann behandeln — die psychologische Zergliederung absonderlicher Einzelerscheinungen oder die Versenkung in interessante pathologische Rätselfragen — liegen weniger in Wicherts Poetennatur, und er teilt darin das Schicksal der meisten seiner Altersgenossen. Aber das löscht sein Verdienst nicht aus, und der Lorbeer, den ihm „seine Zeit“ geflochten, behält für alle Zeiten seinen Wert. Er hat in liebenswürdigster Weise sein Publikum erheitert und gefesselt, lebensvolle Gestalten aus der Wirklichkeit hingestellt, wie man sie im Leben trifft und gern hat, er hat uns oft und herzlich lachen gemacht, und dafür verdient er den wärmsten und innerlich wohlthuenden Dank.



Aber nicht nur als Bühnendichter hat Wichert die deutsche Litteratur bereichert, sondern auch in hervorragender Weise als Romanschriftsteller, und zwar nach zwei Richtungen: durch seine großen historischen und seine socialen Romane. In Bezug auf die ersteren hat ihn Rudolf Gottschall in seiner Litteraturgeschichte den Walter Scott Ostpreußens genannt, eine Bezeichnung, die Wicherts Eigentümlichkeit sehr treffend charakterisiert, denn er kennt die Natur Ostpreußens in Landschaft und Menschenart ganz genau und weiß seine Beobachtungen in etwas behäbiger, aber immer fesselnder und überzeugender Weise darzubieten. Das umfangreichste dieser Werke ist „Der Große Kurfürst in Preußen“; es umfaßt drei Abteilungen, die fünf Bände füllen. Auch „Heinrich von Plauen“ ist besonders zu nennen. Überall frappiert hier das genaue Eindringen in den historischen Geist gerade dieser Vorgänge bei den ganz bestimmten Ortsverhältnissen. Aber nicht nur in entlegene Zeiten weiß er uns zu geleiten und genau dort zu orientieren, auch aus der Gegenwart bietet Wichert sociale Bilder von packender und naturwahrer Art. Die Leser der Monatshefte sind unserem Dichter wiederholt auf diesem Gebiete begegnet.

Zu den Zierden unserer belletristischen Beiträge zählen ganz besonders mehrere der litauischen Novellen von Wichert. Hier steht er auf seiner recht eigenen Domäne. „Endrik Kraupatis“, „Für tot erklärt“ sind Proben von einer Kraft der realistischen Charakterschilderung, wie sie überhaupt selten ist, und dabei durchweht alle diese Erzeugnisse dichterischer Phantasie ein gesunder Hauch kernfester Sittlichkeit und ungetrübter Manneskraft.

Das Verzeichnis sämtlicher Produktionen Wicherts weist eine reiche Zahl großer und kleiner Arbeiten auf. Man erstaunt über den enormen Fleiß des Dichters und blickt einigermaßen mit Besorgnis auf die zweite Richtung seiner Thätigkeit, die die Bezeichnung des Richters angiebt. Aber auch hier, bei seiner eigentlichen Berufsthätigkeit, finden wir ihn als ganzen Mann. Als vor beinahe zehn Jahren sein sechzigster Geburtstag in Berlin durch ein Bankett von seinen schriftstellerischen Kollegen gefeiert wurde, fanden sich bei dieser Festlichkeit auch mehrere seiner juristischen Berufsgenossen ein. Und da wurde es laut verkündet, daß er ein ebenso hervorragender mustergültiger Richter wie Dichter sei. Sein vorliegender Lebensausweis giebt auch hierfür die besten Belege. Im Jahre 1860 war er Kreisrichter zu Präkuls an der russischen Grenze geworden. Dort hatte er Gelegenheit, den litauischen Volksstamm in seinen Eigentümlichkeiten zu studieren, und gerade diesem Stamm, dessen Art und Sitte verdrängt zu werden droht, hat er ein prächtiges litterarisches Denkmal gesetzt. Von 1863 war Wichert Stadtrichter in Königsberg, später daselbst Obergerichtsrat, bis er 1888 Kammergerichtsrat zu Berlin wurde. Seit einigen Jahren wurde er mit dem Charakter als Geheimer Justizrat in den Ruhestand versetzt. Wenn infolgedessen nun auch der Richter seine öffentliche Wirksamkeit eingestellt hat, der Dichter ist nach wie vor mit Eifer und Erfolg thätig. Wie sehr Wichert in den litterarischen Kreisen geschätzt wird, beweist der Umstand, daß er wiederholt zum Vorsitzenden des Vereins „Berliner Presse“ gewählt wurde.

Am Schlusse seines Memoirenwerkes giebt Wichert eine Rückschau, in welcher er die allgemeinen Gesichtspunkte desselben in kurzen Stri-

chen darlegt. Auch hier wieder zeigt er sich als ehrlicher, schlichter und offenherziger Mann. Seine Ansichten über die Veränderungen auf den verschiedensten Lebensgebieten, in der Kunst, in der Politik und den socialen Verhältnissen, sind überall durchtränkt von wohlwollender, dabei sehr maßvoller, allerdings an den ihm lieb gewordenen Zuständen mit Beharrlichkeit hängender Auffassung der öffentlichen Dinge. Möglich, daß die Entwickelung mancher Keime des allgemeinen Lebens sich anders gestaltet, als seine Meinung ist, möglich auch, daß er hier und da Besorgnisse hegt, die der Liebe für das Gewohnte und der Antipathie gegen kühne Neuerungen entspringen; jedenfalls zeigt er sich stets im Lichte des charakterfesten, unermüdlich arbeitenden und mit Recht hochgeachteten Dichters und Richters. G.

Die Geschichtswissenschaft hat sich in letzter Zeit mancherlei einschneidende Reformen und Revolutionen gefallen lassen müssen. Die militärisch-politische Geschichtschreibung ist nicht bloß ihrer Alleinherrschaft, sondern sogar ihrer Suprematie beraubt worden, und die stetig wachsenden geographischen, socialen, volkswirtschaftlichen und künstlerischen Interessen unserer Gegenwart haben dicht neben ihrem ehrwürdigen Throne andere aufgerichtet, die ihre Jugend durch gesteigerte Intensität der Arbeit und erhöhte Energie des Gedankenausdrucks wett zu machen suchen. Ich erinnere an die Lamprechtsche Geschichte und ihre zahlreichen Nachfolger, die die Historie im wesentlichen auf die Wirtschaftsgeschichte zu begründen suchten. Neuerdings ist daneben ein anderer Gesichtspunkt der historischen Betrachtungsweise geltend gemacht worden: der geographisch-ethnographische, und der reiche, gediegene Apparat, mit dem der erste Vertreter dieser Historie, die neue auf dieser Grundlage aufgebaute **Weltgeschichte** von Hans Helmolt (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut), von vornherein vor die Öffentlichkeit trat, hat dafür gesorgt, daß sie überall, auch da, wo man ihr wenig holde Gesinnungen entgegentrug, Beachtung und Aufsehen erregte. Über Grundsätze und Tendenzen des Unternehmens haben wir gleich beim Erscheinen des ersten Bandes einen Fachmann ausführlichen kritischen Bericht erstatten lassen; es bleibt uns also hier nur übrig, von Zeit zu Zeit auf die neu erschienenen Bände hinzuweisen. Nach dem ersten, der außer der allgemeinen Einleitung und der Vorgeschichte Amerika und den Stillen Ocean behandelte, und dem vierten Bande, der sich den Randländern des Mittelmeeres widmete, ist jetzt der siebente Band erschienen, der den ersten Teil von „Westeuropa" bringt (Preis des Bandes geb. in Hlbfzbd. 10 Mk.). Er schildert zunächst die wirtschaftliche Ausdehnung Westeuropas, wendet sich dann, etwas gar zu flüchtig, wie uns scheinen will, im zweiten Kapitel den Zeitaltern der Renaissance, der Reformation und der Gegenreformation zu und stellt an dritter Stelle die Entstehung der Großmächte dar. Der achte Band soll die Fortsetzung dazu ebenfalls in zwei größeren Kapiteln (Revolution, Cäsarismus und Reaktion; Verfassungs- und Nationalstaat) bringen. Vorher aber erschien es notwendig, der Geschichte der christlichen Religion und Kirche und der socialen, in der Hauptsache dem neunzehnten Jahrhundert angehörigen Entwickelung gerecht zu werden. Die Geschichte des Christentums seit Luther ist demselben Kirchenhistoriker Prof. Wilh. Walther anvertraut worden, der zum vierten Bande die Anfänge des Christentums und seine östliche Entfaltung, zum sechsten dessen westliche Entfaltung (die Kurie als mitteleuropäische Macht, namentlich in ihrem Verhältnis zum alten deutschen Kaisertum) beigesteuert hat. Man muß die Heranziehung dieses Mitarbeiters auch nach der neuen Probe seiner Leistungen als außerordentlich glücklich bezeichnen. Sein Gebiet gehört zu den schwierigsten; aber er hat es nichtsdestoweniger verstanden, die von ihm bearbeiteten Abschnitte zu den klarsten und durchsichtigsten zu gestalten, wenn vielleicht auch die Darstellung zuweilen etwas nüchtern anmutet. Neu in einer „Weltgeschichte" tritt uns der umfangreiche Abschnitt über die „sociale Frage" entgegen. Sein Bearbeiter, Prof. Georg Adler, hat sich bemüht, ihn möglichst voraussetzungslos abzufassen, ihn aber als bedeutsames Ingredienz einer Universalhistorie zu behandeln und ihn infolge dessen in Verbindung mit den äußeren geschichtlichen Ereignissen darzustellen. Auch der neue Band hat reichen und auserlesenen Illustrationsschmuck erhalten; nur die Bildnisse wären nach unserer Meinung besser einzeln in den Text eingefügt als auf Tafeln im Quadrat zusammengestellt worden.

Der **Urgeschichte der Kultur** gilt ein weiteres Verlagsunternehmen des Bibliographischen Instituts (Leipzig und Wien), von dem uns die erste Lieferung zugegangen ist. Es soll in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. erscheinen und in einem der bekannten stattlichen Halblederbände der Firma gebunden zu 17 Mk. zu beziehen sein. Die Ausstattung des Werkes wird nach der vorliegenden Probe hinter der der besten und berühmtesten Erscheinungen des Verlages nicht zurückbleiben. Der Fülle und Mannigfaltigkeit des Materials wird die korrekte, künstlerische Wiedergabe der Illustrationen entsprechen. Doch ist dafür Sorge getragen, daß der Bilderschmuck nicht etwa den Text erdrückt, sondern ihm in jeder Beziehung dienstbar bleibt. Als Verfasser des Werkes nennt sich Dr. Heinrich Schurtz, der Leiter des Ethnographischen Museums in Bremen, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die moderne Tendenz und Methode der entwickelungsgeschichtlichen Darstellung mit einer schlichten und all-

gemeinverständlichen Form zu vereinigen. Ein echtes Haus- und Familienbuch also soll das Werk werden, ein gediegenes Lehr- und Lesebuch. Es führt den Leser bis auf die Uranfänge alles dessen zurück, was wir als Ganzes mit dem Namen „Kultur“ bezeichnen, auf die Anfänge der Wirtschaft ebensowohl wie auf die der Gesellschaft, auf die der materiellen und der geistigen Kultur. Das alles aber wird betrachtet von dem Gesichtspunkt der lebendigen Gegenwart; von ihr aus sollen wir die Keime und Fortschritte der Kultur würdigen und verstehen lernen. Die ersten Abschnitte, soweit sie sich in der Eröffnungslieferung verfolgen lassen, erwecken für alle diese Versprechungen des Programms die besten Hoffnungen. Der Verfasser verfügt über eine kräftige, eindringliche und bilderreiche Sprache, die sich einprägt, vor allem aber versteht er es in hervorragendem Maße, seine in den einleitenden Abschnitten naturgemäß öfters notwendigen abstrakten Ausführungen, die den schwierigsten Problemen der Forschung nicht aus dem Wege gehen, durch lebendige Beispiele zu erläutern und zu veranschaulichen. Nach alle dem darf man von dem Werke das Beste erwarten.

Daß neben den Ansprüchen des gebildeten deutschen Hauses, insbesondere aber aller gelehrten Berufe, nach wie vor das Bedürfnis herrschen wird, eine volkstümlich gehaltene, allgemein verständliche und dabei doch anziehend geschriebene Weltgeschichte zur Hand zu haben, ist ohne weiteres zu verstehen. Und für diese Zwecke stellt sich ein alter, lieber Bekannter aus unseren Jugendtagen ein: **Beckers Weltgeschichte.** Die „Union“ (Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig) giebt sie lieferungsweise in vierter Auflage seit kurzem neu heraus. Der warme Ton der Darstellung, die leicht zu übersehende Anordnung des Stoffes, vor allem aber die echte Vaterlandsliebe, die das Werk beseelt, haben ihr viele Freunde erworben. Diese Vorzüge sind auch in der neuen Ausgabe ungeschmälert erhalten worden, dazu aber sind die Bearbeiter Prof. Dr. J. Miller und Prof. Dr. K. H. Grotz mit gutem Erfolge bemüht gewesen, die geschichtliche Darstellung mit den Ergebnissen der neueren und neuesten Forschung in Einklang zu setzen und sie bis auf die jüngste Zeit fortzuführen. Neben den Illustrationen ist auch das Kartenmaterial einer durchgreifenden Prüfung und Verbesserung unterworfen worden. Das Ganze soll in 66 acht- bis vierzehntägigen Lieferungen zu je 40 Pfennig zum Abschluß gebracht werden.

Eine namentlich in den Kreisen der reiferen Jugend äußerst willkommene Ergänzung zu jeder deutschen Geschichte stellt sich in Gestalt eines prächtig ausgestatteten starken Bandes ein, der **Deutsches Werden und Walten in Wort und Lied** feiert (Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt vorm. R. Schultz u. Comp.; Preis 10 Mk.). Unter dem Ludwig Häusserschen Motto: „Uns Deutschen thut es besonders not, beides in lebendiger Erinnerung zu halten: die Tage der Schmach und der ruhmreichen Erhebung“ hat Major J. Scheibert, bekannt als Verfasser einer ansehnlichen Reihe von vaterländischen Geschichtswerken, hier eine mit viel Geschick und Geschmack ausgewählte Sammlung meist umfassenderer Citate gegeben, die den besten deutschnationalen Büchern unserer Dichter, Denker und Gelehrten entnommen sind. Gedichte wechseln mit Prosastücken, das Ganze aber zeigt sich so angeordnet und abgewogen, daß kriegerische Ereignisse und stille, geistige Entwickelung gleichmäßig zu ihrem Rechte kommen. So durchleben wir auf den Blättern dieses Werkes in der That den ganzen Werdegang unseres Volkes; besondere Kapitel sind den Kaisern, Kanzlern, Feldherren u. s. w. gewidmet. Zur Weckung und Pflege des vaterländischen Geistes in unserer heranwachsenden Jugend erscheint das Werk nach alledem wie geschaffen. —

Romanentum und Germanenwelt in ihren ersten Berührungen miteinander schildert uns auf Grund eigener, durchweg selbständiger Forschungen ein Italiener, Prof. G. Marina, dem in E. Müller-Röder ein guter deutscher Übersetzer erstanden ist (Jena, Hermann Costenoble; autorisierte deutsche Ausgabe nach der vierten Auflage; Preis 8 Mk.). Der erste Teil befaßt sich ausschließlich mit der Betrachtung und Erläuterung der „Germania“ des Tacitus, wobei deutsche Altertumskunde und Philologie viele wertvolle Bereicherungen erfahren, während der zweite Teil („Beziehungen zwischen der römischen und der germanischen Welt und die sich daraus ergebenden Wechselwirkungen“) die wichtigsten auf den Gegenstand bezüglichen Fragen methodisch behandelt und aufzuklären sucht. Besonders interessant ist der Vergleich ausgefallen, den der Verfasser zwischen dem germanischen Volksgeist und dem romanischen anstellt; auch der Kampf zwischen der römischen und der germanischen Welt findet eine durch ausgedehntes Quellenstudium sehr belebte und vertiefte Darstellung.

In zusammenfassender, äußerst gewissenhafter und objektiv-ruhiger Weise behandelt Joseph Hansen im zwölften Bande der von der Redaktion der „Historischen Zeitschrift“ herausgegebenen „Historischen Bibliothek“ (München und Leipzig, R. Oldenbourg) **Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung.** Es kommt dem Verfasser nicht sowohl auf Entdeckung und Verwertung neuer Thatsachen an, als vielmehr auf den historischen Nachweis, auf welchem Wege und durch welche Umstände es möglich wurde, daß im Schoße der tausendjährigen christlichen Kultur eine so wahnsinnige Verirrung von Geist und Gemüt weit mehr noch als das ungebildete Volk die Autoritäten in Kirche und Schule erfaßt und Jahrhunderte hindurch gefesselt hat. Denn der Begriff des Hexenwesens ist keineswegs aus der Volksphantasie entsprossen, sondern wissenschaftlich, wenn auch in teilweiser Anlehnung an Volksvorstellungen, konstruiert und fest umschrieben worden. Er ist in seinen Elementen durch die systematische Theologie der mittelalterlichen Kirche

entwickelt, strafrechtlich in der Gesetzgebung von Kirche und Staat fixiert, schließlich auf dem Wege des kirchlichen und weltlichen Strafprozesses, und zwar zuerst durch die Ketzerinquisition, zusammengefaßt worden. Die Untersuchung hat also den Nachdruck auf die mittelalterliche Epoche und die Entstehung der ihr eigentümlichen besonderen Geistesverfassung gelegt, die Haltung der scholastischen Wissenschaft und die allmähliche Entwickelung des kanonischen und des weltlichen Rechtes im Hinblick auf die der Hexenverfolgung zu Grunde liegenden dämonistischen Verfolgungen ermittelt und die nachweisbaren Zaubereiprozesse vor geistlichen wie weltlichen Foren in ihrer zeitlichen Folge bis zu ihrer Ausbreitung als Massenverfolgung kritisch betrachtet. Der Verfasser, der bereits früher eindringend über den Malleus maleficarum gearbeitet hatte, ist dabei über Deutschland weit hinausgegangen und hat, so bescheiden er sich giebt, mancherlei neue Gesichtspunkte aufgedeckt. Zu nichte gemacht hat den ganzen abscheulichen Wahn nach des Verfassers Überzeugung erst das Eindringen der modernen, auf die Naturwissenschaften gestützten Weltanschauung. —

Erweiterungen des politischen Horizonts haben gewöhnlich auch ein Wachstum der historischen Erkenntnisse früherer Zeiten zur Folge. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre es uns schwerlich eingefallen, bei der Darstellung des ersten napoleonischen Ringens das Schwergewicht auf die See anstatt auf das Festland zu legen. Heute ist für diese Betrachtungsweise auch bei uns vorgebaut, und unsere maritimen Fortschritte sichern ihr von vornherein eine starke Beachtung. Zum erstenmale für weitere Kreise ist dieser zeitgemäße Gesichtspunkt aufgestellt worden in dem von Dr. J. v. Pflugk-Hartung herausgegebenen, mit zeitgenössischen Abbildungen (Bildnissen, Schlachtenbildern, Gefechtsskizzen, Uniformen, Zeichnungen u. v. a.) reich ausgestatteten Werke über **Napoleon I.: Revolution und Kaiserreich** (Berlin, J. M. Spaeth; Preis in Orig.-Prachtband Mk. 8,50). In die Bearbeitung haben sich mehrere Kräfte geteilt. Die Kindheit Napoleons bis zu dessen Eintritt in die Pariser Kriegsschule hat der Herausgeber selbst behandelt, das Emporkommen, die ersten kriegerischen Erfolge, überhaupt die militärische Seite des Konsuls hat der als Militärschriftsteller vorteilhaft bekannte Oberst Keim geliefert, während die innere Politik während dieser Zeit der bayerische Geschichtsprofessor Graf Du Moulin-Eckart behandelt. Für die Kriege von 1805 bis 1807 ward in Oberst von Lettow-Vorbeck, dem Verfasser der Geschichte des napoleonischen Krieges gegen Preußen, eine der berufensten Autoritäten gewonnen, die sich auch hier durch die energische Art ihrer Auffassung wie ihres Ausdrucks hervorthut. Eingehend und mit sorgfältiger Kritik schildert sodann General von Bardeleben die Schlachten des Krieges von 1809, während dem Kapitän Stengel die Aufgabe zugefallen ist, den Seekrieg mit England in der neuen, bereits angedeuteten Auffassung zu bearbeiten. Für wissenschaftliche Zuverlässigkeit und Gründlichkeit aller dieser Einzeldarstellungen bürgt der Name des Herausgebers, der jedem, wie man aus dem Vorwort wohl entnehmen darf, die Benutzung der neuesten, noch nicht erschlossenen Geschichtsquellen von Spanien bis Ajaccio, Innsbruck und Wien ermöglicht hat. Auch das wertvolle Illustrationsmaterial scheint hauptsächlich seinen Bemühungen in den betreffenden Archiven, Münzkabinetten, Kunst- und Kupferstichsammlungen zu danken zu sein. Nahe an anderthalbhundert berühmte Zeitgenossen Napoleons sind nach authentischen Bildnissen dargestellt; Napoleon selbst tritt uns mehr als zwanzigmal aus seinen verschiedenen Lebensaltern entgegen. Den schönsten Schmuck aber bilden die Reproduktionen von Schlachtengemälden, an denen die französische Historienmalerei ja so reich ist. Ein zweiter Band soll in gleich gründlicher Weise und mit entsprechendem Illustrationsmaterial die späteren Herrschaftsjahre Napoleons und seinen Niedergang schildern.

Mit dem intimen Napoleon macht uns ein Band seiner **Briefe an Josephine und Briefe Josephinens an Hortense** bekannt, den der geschäftige Napoleonforscher Oskar Marschall von Bieberstein veröffentlicht. (Mit Illustrationen und Faksimile; Preis geh. 5 Mk., geb. 6 Mk. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther.) Die Briefe befanden sich ursprünglich im Besitz der Königin Hortense und sollten schon 1825 veröffentlicht werden, erschienen jedoch erst 1833 unter der Regierung Ludwig Philipps. In ihrer zwanglosen Natürlichkeit, hastig, in fieberhafter Eile zum großen Teil auf den Schlachtfeldern hingekritzelt, wirken diese documents humains einer überragenden Persönlichkeit um so eindringlicher. Nirgends kommt die Leidenschaft und Lebhaftigkeit der Empfindung Napoleons so stark und ungedämpft von fremden Rücksichten zum Ausdruck wie hier. Die Briefsammlung setzt zu Anfang des Italienischen Feldzuges 1796 ein und endet im Herbst 1813. Die angefügten Briefe Josephinens an Hortense beginnen mitten im Toben der Revolution und enden mit dem 31. März 1814. Auch General Beauharnais, der bekanntlich als Opfer der Guillotine fiel, ist mit zwei interessanten Briefen vertreten; in dem letzten nimmt er Abschied von Josephine und der Welt. —

Vorwiegend aus den Schätzen des Kgl. bayerischen Geh. Staatsarchivs zu München und des Kgl. preußischen Staatsarchivs zu Marburg hat Dr. Arthur Kleinschmidt, Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg, eine Geschichte der bayrisch-hessischen Beziehungen während der Jahre 1799 bis 1816 geschöpft (**Bayern und Hessen.** Berlin, Johannes Räde). Begebenheiten aus der Zerfallzeit des alten Reiches, in erster Linie aber das von Napoleon auf deutscher Erde geschaffene französische Filialreich Westfalen und das Großherzogtum Hessen-Darmstadt in ihren Beziehungen zu Bayern sind der Gegenstand dieser historischen Forschungen, zu denen der Verfasser der „Geschichte des Königreichs

Westfalen" wohl einen besonderen Beruf hatte. Ein kleiner Anhang bespricht fünf in die geschilderte Zeit hineinfallende Episoden aus der hessischen Geschichte. Für unsere Leser, die Professor Kleinschmidt als dem Verfasser geschichtlicher Charakterbilder in den „Monatsheften" oft begegnet sind, wird dieser empfehlende Hinweis genügen, um ihn auch in seinem neuen selbständigen Werke aufzusuchen.

Einen häßlichen Flecken aus der hessischen Geschichte sucht eine Broschüre von Karl Preser zu tilgen, die sich mit dem **Soldatenhandel in Hessen** beschäftigt (Marburg, N. G. Elwert). Die hier versuchte Rettung gilt hauptsächlich der Person des Landgrafen Friedrich II. von Hessen, und sie bezweckt nicht mehr und nicht weniger als „die Vernichtung des Wahns, in dem gütigen, für seine Unterthanen väterlich sorgenden Fürsten einen Tyrannen zu erblicken". Daß über die bekannte Angelegenheit von der gefestigten Höhe unserer heutigen nationalen Anschauung dann und wann gar zu unhistorisch streng geurteilt worden, sei zugegeben; man weiß ja aus der revidierten Jugendgeschichte Schillers, daß auch der Herzog Karl von Württemberg, der Vielverkannte und -geschmähte, seinen Zöglingen nach den Begriffen seiner Zeit ein „Vater" sein wollte und vielleicht auch war. Aber für diesmal scheint uns der wohlmeinende Verfasser denn doch weit über das Ziel hinauszuschießen und des Guten zu viel zu thun, zumal da seine aufgeregte Darstellung mit der für jede geschichtliche Arbeit gebotenen Ruhe sich nur schlecht verträgt.

Alle Freunde unserer immer mehr im Verschwinden begriffenen malerischen Volkstrachten werden es mit Freuden begrüßen, daß nun auch ein **Hessisches Trachtenbuch** im Erscheinen begriffen ist (Marburg, N. G. Elwert; Folio). Die in Marburg bestehende Historische Kommission für Hessen und Waldeck, die mit hoher Unterstützung eine Anzahl größerer Werke über die Geschichte beider Länder bearbeiten läßt, hat es für geboten erachtet, den gegenwärtigen Zustand der hessischen, zunächst in der Umgegend von Marburg noch erhaltenen Volkstrachten einer genauen Beschreibung zu unterziehen und dieser eine größere Anzahl nach der Natur aufgenommener, in Farbendruck vervielfältigter Aquarelle beizufügen. Der mit der Bearbeitung des Textes betraute Professor Ferdinand Justi giebt der Beschreibung dadurch einen besonderen wissenschaftlichen Wert, daß er zum erstenmale die einzelnen Bestandteile der ländlichen Tracht zeitlich zu bestimmen und ihr Vorkommen in der älteren Litteratur nachzuweisen sucht. Die uns nur vorliegende erste Lieferung (acht Tafeln in Farbendruck, viereinhalb Bogen Text; Preis 6 Mk.) bringt Trachten aus Eisenhausen, Selbach, Elnhausen, Bottenhorn, Wommelshausen, Kaldern, Steinperf, Mornshausen. Einzelne Blätter muten in der Haltung der dargestellten Modelle etwas steif und leblos an; dafür aber sind die Farbenabstufungen in der Tracht nach den Vorlagen Prof. Justis äußerst sorgsam und genau wiedergegeben.

Wie Hessen sind auch andere deutsche Landschaften in der historischen Litteratur mit Einzeldarstellungen vertreten. So erscheint im Verlage von Rosenbaum u. Hart (Berlin) eine **Badische Landtagsgeschichte** von Prof. Leonhard Müller. Dem ersten Bande, der die gesamte Vorgeschichte des modernen badischen Staates behandelt und darauf eine Charakteristik der Anfänge des landständischen Lebens im Jahre 1819 aufgebaut hatte, ist inzwischen der zweite Band gefolgt (mit den Bildnissen der Abgeordneten von Itzstein und Duttlinger; geh. Mk. 4,50, eleg. geb. 6 Mk.). Er hat die politische Geschichte von 1820 bis 1825, insbesondere die Landtagssessionen von 1820 und 1822/23 zum Gegenstande und läßt demnach die Erscheinung Liebensteins in den Vordergrund treten. „Er," heißt es im Vorwort, „die Zierde der Volksvertretung von 1819, giebt das in der Geschichte Badens und Deutschlands seltene Beispiel eines echt konstitutionellen Staatsmannes. Daß die weise Seherstimme dieses weder ‚die oben' noch ‚die unten' scheuenden Mannes in ihrer Zeit ungehört verhallte, bedeutete nichts Gutes für Fürst und Volk, Regierung und Volksvertretung, Verfassung und Fortschritt, die er alle mit gleicher Liebe umfaßte." Mit großer Wärme, Lebendigkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit hat sich der Verfasser seiner Aufgabe gewidmet. Ein dritter Band soll die Landtagsgeschichte der Jahre 1825, 1828 und — den Höhepunkt des landständischen badischen Lebens — das Jahr 1831 behandeln.

Von weit stärkerem allgemeinem Interesse für unsere neuere deutsche Staatsentwickelungsgeschichte sind die Mitteilungen aus der hannoverschen Vergangenheit, die wir in dem Lebensbild von **Johann Carl Bertram Stüve** verarbeitet finden. Gustav Stüve hat es nach Briefen und persönlichen Erinnerungen herausgegeben (2 Bände. I. Band 1798 bis 1848, mit Porträt; II. Band 1848 bis 1872. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung). Des hannoverschen Staatsmannes Wirksamkeit mit ihren leitenden Motiven liegt im allgemeinen offen vor Augen: namentlich in den Druckschriften, die er von Zeit zu Zeit herauszugeben liebte; zudem hat Frensdorff im Jahrgang 1872/73 der „Preußischen Jahrbücher" seine Biographie entworfen. Die vorliegende Darstellung aber gründet sich vornehmlich auf den bisher nur mangelhaft benutzten Briefwechsel und den handschriftlichen Nachlaß, der umfangreiche memoirenhafte Aufzeichnungen enthält. „Der Fortschritt seiner eigenen Entwickelung" hat Stüve immer sehr lebhaft interessiert. Außerdem konnte der reichhaltige Briefwechsel mit Stüves Jugendfreund Frommann ausgebeutet werden, der die Jahre 1818 bis 1872 umschließt. Stüves Briefe allein füllen fünfundvierzig fingerdicke Konvoluten und enthalten eine vollständige, eigenhändig geschriebene Geschichte seines Lebens: Persönliches und Allgemeines, Menschliches und Politisches, die täglichen Sorgen und Hoffnungen, Ergebnisse der wechselnden Studien, geschichtliche Betrachtungen, Urteile über

Zeitereignisse, über Personen und Bücher — genug, der ganze geistige Inhalt des Stüveschen Lebens hat hier einen Niederschlag hinterlassen. Wesentlich aus diesen Quellen schöpft der Herausgeber seine inhaltsreiche Schilderung der Jugendjahre, der Universitätsstudien, der Advokatur, der ständischen Thätigkeit, der ersten politischen Studien und Erfolge, der Rückkehr nach Osnabrück, der administrativen und politischen Thätigkeit in den Jahren 1834 bis 1837, des Kampfes um das Staatsgrundgesetz und der Beschränkung auf kommunale Thätigkeit, was den Inhalt des ersten Bandes ausmacht. Der zweite (1848 bis 1872) beschäftigt sich mit den ersten Reformen des Märzministeriums, mit dem Verhältnis zu Frankfurt, mit den Grundrechten, dem Dreikönigsbündnis, mit den Ministerien Münchhausen und von Schele, mit Stüves Wiedereintritt in die Stadtverwaltung, dem zweiten Verfassungsumsturz, mit Stüves Rücktritt vom politischen Leben und seinen letzten Lebensjahren. Im Anhang interessiert besonders die Aufzeichnung über das Verhältnis der Märzminister zum König Ernst August und die Gründe ihres Abgangs. Das Werk besitzt Frische und Lebendigkeit genug und ist so reich an zeitgeschichtlichem Inhalt, daß sich von seiner Lektüre auch die Laienwelt reichlichen Genuß versprechen darf. F. D.

Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Von Gustav Schmoller. Erster, größerer Teil. Erste bis dritte Auflage. (Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot, 1900.) — Der Name des Verfassers bürgt schon im voraus für die Gediegenheit und Eigenart dieses Werkes, das bestimmt ist, auf lange Zeit hin als Führer für die Gebildeten der Nation zu dienen auf den so vielfach verschlungenen Wegen, die zur Erkenntnis volkswirtschaftlicher Erscheinungen führen. Gustav Schmoller, der Führer unserer modernen historischen Nationalökonomen, ist nach Anlage und Studien Historiker, Nationalökonom und Philosoph, und ihm danken wir auch die Schöpfung des „Vereins für Socialpolitik", der seit fast einem Menschenalter durch Specialforschung auf seinem Arbeitsgebiete die Anschauungen unserer politischen Parteien und unserer volkswirtschaftlichen Interessenkreise durch objektive Beobachtung und Erforschung der Thatsachen auf eine gute Mittellinie zu führen verstanden hat. Der Verfasser giebt in dem Grundriß in einer gewissen Vollständigkeit das, was er in seinen Vorlesungen über allgemeine Volkswirtschaftslehre seinen Hörern zu bieten pflegt. Er ist in seinem ernsten Streben nach Klarheit in den allgemeinen Fragen der Volkswirtschaftslehre so glücklich gewesen, daß wir in dem Versuche, „die Bruchstücke seines Wissens unter dem Gesichtspunkte seiner geschlossenen Weltanschauung zu einem Ganzen zu vereinigen", mit wohlthuender Freude die Einwirkung dieser realistischen und doch so vornehmen Weltanschauung spüren. Die insbesondere für die Geisteswissenschaften hinsichtlich ihrer Methode und ihres Ziels von großen Schwierigkeiten umgebene entwickelungsgeschichtliche Betrachtung des großen Gebietes der Volkswirtschaft trägt uns hier ein Forscher vor, der in erster Linie am Werke war, als es galt, durch „gelehrte specialisierte Forscherarbeit die Wissenschaft der Nationalökonomie den übrigen Wissenschaften ebenbürtig zu machen." Er betont das Recht solcher Zusammenfassung heute neben der empirischen Detailarbeit, und wir verfolgen gleichsam das Hervorwachsen seiner Weltanschauung, wie sie die historischen Studien des Autors zeitigen mußten. In einem einleitenden Kapitel entwickelt Schmoller den Begriff der Volkswirtschaft, untersucht ihre psychischen, sittlichen und rechtlichen Grundlagen wie die der Gesellschaft überhaupt und erörtert auf Grund der Litteraturgeschichte der Volkswirtschaftslehre deren Methoden und ihre Ausreifung zur Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert. Land, Leute und Technik als Massenerscheinungen und Elemente der Volkswirtschaft werden dann im ersten Buche behandelt, während das zweite Buch die gesellschaftliche Verfassung der Volkswirtschaft in ihren Organen untersucht und zu deren Hauptursachen in selbständiger Forschung vorzudringen strebt.

Aus der Fülle des Gebotenen mögen einige besonders wichtige und wertvolle Gedankenreihen, wie sie der Forscher gefunden, hier kurz entwickelt werden, soweit sie Kernpunkte des Systems darstellen und eine neue Beleuchtung psychischer Erscheinungen enthalten. Der Begriff der Volkswirtschaft setzt sich nach Schmoller aus zwei Elementen zusammen, aus dem Begriff des Wirtschaftens, einer auf Bedürfnisbefriedigung gerichteten zweckmäßigen Thätigkeit, und der Form dieser Thätigkeit, insofern sie innerhalb eines „kleineren oder größeren Kreises zusammengehöriger Personen stattfindet, welche durch irgendwelche psychische, sittliche und rechtliche Bande mit- und teilweise auch füreinander oder für andere wirtschaften." Die staatliche Organisation ist die der modernen Volkswirtschaft entsprechende Form. „Die Volkswirtschaft ist ein halb natürlich-technisches, halb geistig-sociales System von Kräften, die zunächst unabhängig vom Staat ihr Dasein haben, verkümmern oder sich entwickeln, die aber bei aller höheren und komplizierten Gestaltung doch von Recht und Staat feste Schranken gesetzt erhalten, nur in Übereinstimmung mit diesen Mächten ihre vollendete Form empfangen, in steter Wechselwirkung mit ihnen bald die bestimmenden, bald die bestimmten sind." Hieraus ergeben sich die in Schmollers Darstellung herrschenden Gedankenreihen. Die Entstehung des Systems von Kräften wird erklärt, seine Zwecke werden aufgezeigt und die Mittel erörtert, wo-

durch die Zwecke erreicht werden. Sodann weist er die in der Volkswirtschaft vornehmlich auftretenden psychischen Eigenschaften der Menschen nach, ferner die Entwickelung der Volkswirtschaft in bestimmten Formen mittels der teils vom Menschen beherrschten und nutzbar gemachten, teils ihn beherrschenden Naturkräfte. Drei elementare Veranlassungen für den Zusammenschluß der Menschen werden aufgestellt: Geschlechtsverbindung und Blutsgemeinschaft, Friedens- und Kriegsgemeinschaft, Siedelungs- und Wirtschaftsgemeinschaft; darüber erheben sich höhere Zwecke, die Gruppen bilden, wie Gottesdienst, Erziehung, Kunst, Gesundheitspflege, die zum Teil nebeneinander bestehen, zum Teil einander widerstreben. Die Fähigkeit der Verständigung der Menschen untereinander erwarb ihnen stärkere Gemeingefühle und das bewußte Streben, gemeinsame, fern liegende Zwecke zu verfolgen. Durch die Sprache entsteht erst das gesellschaftliche Leben der Menschen, sie ist „die symbolische Kapitalisierung der geistigen Arbeit eines Volkes." Die Schrift bewahrt das gemeinsam Erarbeitete über lange Zeiträume. Schmoller würdigt die Schrift in ihrer Entwickelung bis zur Gegenwart mit Rücksicht auf die geistige Entwickelung und analysiert psychologisch das Wesen und die Bedeutung einer echten, gesunden Öffentlichkeit im modernen Leben. Die sich in ihren Formen wandelnden „Wegweiser für das Handeln", die Gefühle, scheiden sich in Bedürfnisse, von den primitivsten nach Nahrung, Kleidung, Schutz vor Feinden an bis zu den verfeinerten des Kulturmenschen, und in Triebe. Diese letzteren sieht Schmoller nicht als unveränderlich an, auch sie entwickeln sich. Neben den Selbsterhaltungs- und Geschlechtstrieb setzt er, abweichend von der älteren Psychologie, den Thätigkeits-, Anerkennungs- und Rivalitätstrieb und kritisiert die Theorie eines besonderen Erwerbstriebes; dieser erscheint ihm als spätes Ergebnis der höher entwickelten Selbsterhaltungs- und Thätigkeitstriebe und des individuellen Egoismus und wird erst auf einer bestimmten wirtschaftlichen Kulturstufe erzeugt. „Es hat Jahrtausende wirtschaftlichen Handelns gegeben ohne ihn. Auch wo er heute ausgebildet ist, erhält er seine Färbung bei den Einzelnen durch eine verschiedene Verbindung mit anderen Gefühlen und Trieben."

Über Bedürfnisse und Triebe erhebt sich die Sitte, entstanden aus der Beobachtung gleicher Formen des Handelns, und Recht, das, aus der Sitte erwachsen, sich später von ihr geschieden hat. Die große Bedeutung der Sitte im volkswirtschaftlichen Leben hat ihren Grund darin, daß die Sitte im Gemeinschaftsbewußtsein der Menschen wurzelt. Die Volkswirtschaft sucht Schmoller im Gegensatz zur klassischen Nationalökonomie und zum Socialismus als ein System aufeinander wirkender natürlicher und sittlicher Kräfte zugleich zu erklären. Hier rühren wir an die Anschauung, die allem Streben moderner Wissenschaft und somit der Volkswirtschaftslehre in ihrer mustergültig organisierten Arbeit heute zu Grunde liegt. Nicht ein „Sollen" will sie lehren, sie will zu unumstößlichen Wahrheiten über den Zusammenhang der Dinge gelangen, ein vollständiges Bild von der Volkswirtschaft nach Raum und Zeit, nach Maß und historischer Folge will sie entwerfen — ein gewaltiges Streben! Die Gesetze des wirtschaftlichen Geschehens dürfen nicht als solche im Sinne der Naturwissenschaft erfaßt werden, sie stellen sich nur als Formeln über „regelmäßig und typisch sich wiederholende Erscheinungsreihen" dar, und so nur sind das Bevölkerungsgesetz, Lohngesetz, Preisgesetz, Gesetz der Grundrente zu verstehen. Dem Bedürfnisse nach einheitlicher Erfassung des Geschehens wird die je nach dem Charakter des Einzelforschers verschiedene, ausdeutende reflektierende Auffassung entgegenkommen müssen, doch muß ein Einfluß solcher Ausdeutung auf die Ablenkung der wissenschaftlichen Erkenntnis in eine bestimmte Richtung vermieden werden. In den zwei bisher erschienenen Büchern sind nun die leitenden Ideen anschaulich ausgeführt. Ihr überreicher Inhalt kann hier nur skizziert werden. Die Volkswirtschaft wird in ihrer Abhängigkeit von den äußeren Naturverhältnissen behandelt, ihre Träger, die Rassen und Völker, die natürliche Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, sowie die Entwickelung der Technik in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung. Hinsichtlich der Lösung des Bevölkerungsproblems für uns Deutsche tritt Schmoller einmal für Kolonien ein und erhofft von einer richtig geleiteten Socialreform eine Hebung der niederen Klassen und deren Annahme der Sitten des Mittelstandes in Bezug auf Ehe und Kinder. Das zweite Buch führt uns die gesellschaftliche Verfassung der Volkswirtschaft vor. Von der Familienwirtschaft, der Siedelungs- und Wohnweise der gesellschaftlichen Gruppen in Stadt und Land leitet uns des Autors kundige Hand, die dieses Gebiet der wirtschaftlichen Erscheinungen durch eigene Forschungen aufs neue fruchtbar gemacht hat, zur Wirtschaft der Gebietskörperschaften, von Staat und Gemeinde. Schmoller erörtert die Arbeitsteilung, giebt über das Wesen des Eigentums und die Grundzüge seiner Verteilung wie über die Klassenbildung eine lichtvolle Darstellung, um mit einem Kapitel über die Unternehmung, d. h. die Entwickelung der Geschäfts- und Betriebsformen abzuschließen. Zwei weitere Bücher werden dem Prozeß des Güterumlaufs und der Einkommensverteilung gewidmet sein, sowie die entwickelungsgeschichtlichen Gesamtresultate enthalten. — Wir können als Deutsche auf den Besitz eines solchen Werkes stolz sein, in dem sich Charakter und Geist so innig verbunden zeigen! G. St.

Haeckel und seine Gegner. Von Dr. Rudolf Steiner. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) Diese Broschüre ist das erste Heft einer Sammlung allgemeinverständlicher Schriften, die der inzwischen verstorbene Dr. L. Jacobowski unter dem Titel „Freie Warte" in zwangloser Reihenfolge erscheinen zu lassen beabsichtigte. Alle wichtigen Zeit- und Kulturfragen sollen darin besprochen und durch einfache, klare Darstellung den breiteren Volksschichten nahe gebracht werden. Dr. Steiner eröffnet die Sammlung mit der oben erwähnten Betrachtung Haeckels, in Bezug auf seine Stellung in der modernen Naturphilosophie, die in ihm einen ihrer bedeutendsten Vertreter sieht. In kurzen Zügen entwirft der Verfasser ein Bild der Darwinschen Theorien, an welche Haeckel mit seiner Lehre anknüpft, geht, fortschreitend, sodann auf diese selbst und schließlich auf die am meisten in Betracht kommenden Widerlegungen über, welche die Haeckelsche Weltauffassung in maßgebenden Kreisen gefunden hat. Somit erhält der Leser in gedrängter Form einen Überblick über eine Reihe der brennendsten naturwissenschaftlichen Fragen unserer Zeit und vermag, an der Hand der Steinerschen Darlegungen, sich mühelos ein eigenes Urteil zu bilden.

Von ähnlichem Gesichtspunkte aus wie die vorgenannte litterarische Gründung ist auch die bereits seit längerer Zeit bestehende „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" zu betrachten, die — von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff begründet — nunmehr von Rudolf Virchow allein herausgegeben wird. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. [vorm. J. F. Richter], 1900.) Heft 333 bringt eine eingehende und liebevolle Würdigung des ausgezeichneten Forschers **Moritz Lazarus,** des Mitbegründers der Völkerpsychologie, welche uns zugleich die Kenntnis seiner Weltanschauung übermittelt und durch Auszüge aus den Werken des greisen Philosophen erläuternd belebt wird. Verfasser des interessanten Schriftchens ist Prof. Dr. Th. Achelis in Bremen.

Über das künstlerische Princip im Unterricht spricht Dr. Albert Fischer in seiner unlängst erschienenen gleichnamigen Broschüre. (Groß-Lichterfelde, Verlag von Bruno Gebel.) Anknüpfend an die Lehrpläne von 1892, strebt Fischer eine weitere Reform des Schulwesens an, das er noch mehr, als es bisher geschehen ist, vom Althergebrachten lösen und sozusagen künstlerisch beleben möchte. Sein pädagogisches Glaubensbekenntnis bekundet sich am besten in folgenden Sätzen: „Der Lehrer ist als solcher kein wissenschaftlicher Forscher, sondern ein Künstler, der die fertigen Ergebnisse in rechter Weise zu reproduzieren versteht. Die Pädagogik ist thatsächlich eine Kunst, sie ist gleichsam ein plastisches Schaffen. Der Lehrer muß es verstehen, klare, abgerundete und anschauliche Bilder hinzustellen. Wer das nicht kann, wer am Teil festsitzt, ohne das Ganze dabei im Auge zu haben, wird nie mit rechtem Erfolge unterrichten. Er gleicht dem Bildhauer, der mit Liebe und Fleiß an einem Arme herummeißelt (?), nachher das andere überstürzt und eine wertlose und lächerliche Figur schafft. ‚Immer strebe zum Ganzen!' Das kann man in der Pädagogik nicht genug betonen." Leider lassen häufige Wiederholungen und ein Übermaß von Citaten den Kern der Sache nicht ohne weiteres erkennen; man wird also gut thun, das demnächst erscheinende größere Werk des Verfassers über die nämliche Frage abzuwarten, bevor man ein endgültiges Urteil fällt.

Von aktuellem Interesse ist eine mehr als zweihundert Seiten umfassende Abhandlung von Hermann L. Strack, Dr. theol. et phil., ao. Professor der Theologie an der Universität zu Berlin: **Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit.** Mit besonderer Berücksichtigung der „Volksmedizin" und des „Jüdischen Blutritus". (Achte Auflage. Neubearbeitung der Schrift „Der Blutaberglaube". München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.) Der Inhalt des Buches richtet sich vornehmlich gegen die vielfach verbreitete Annahme der jüdischen Ritualmorde. Um sie zu entkräften, greift der Verfasser weit zurück bis ins Altertum, in dem Ärzte und Kurpfuscher sich bereits des Menschen- und Tierblutes zu Heilzwecken bedienten, bevor noch eine Scheidung der Völker in Juden und Christen stattgefunden hatte. Er weist ferner nach, wie diese Gepflogenheit in der Medizin sich jahrhundertelang erhalten hat und noch heute in vereinzelten Fällen als eine Frucht des Aberglaubens zu finden ist, und wendet sich dann dem Endzweck seines Werkes zu, indem er, anknüpfend an das jüdische Religionsgesetz, in scharfen Worten sich gegen die oben erwähnte Beschuldigung wendet. Eine reiche Litteratur ist von dem bekannten Forscher auf dem Gebiet des Alten Testamentes herangezogen worden, um seine Beweisführung zu stützen. M. D.

* * *

Von Eduard von Hartmanns **Geschichte der Metaphysik** (Verlag von Herm. Haacke, Leipzig), die bereits kurz in diesen Blättern angezeigt wurde, ist nunmehr der zweite (letzte) Band erschienen. Er behandelt Kant und seine Schule, sowie den Pantheismus, Theismus und Atheismus des neunzehnten Jahrhunderts. Wie schon aus dieser Haupteinteilung ersichtlich, rückt Hartmann das von ihm zu durchforschende Gebiet in die nächste Nähe der Religionsphilosophie, und nicht ohne Grund, da religiöse und metaphysische Überzeugungen eng miteinander verwandt sind. Indessen auf diese Weise treten andere Beziehungen zurück, und es zeigt sich hier wie an der Geschichte jeder philosophischen Disciplin, daß die Abgrenzung gegen die übrigen Disciplinen alle derartigen Versuche außerordentlich erschwert. Wenn man dies Buch Hartmanns mit seiner Geschichte der neueren Ästhetik vergleicht, so erhält man den Eindruck, als wolle er nach und nach durch historische Behandlung aller Teile der Philosophie die unvermeidlichen

Schwächen der Teildarstellungen ausgleichen. Zwei Umstände würden ihn dabei unterstützen. Hartmann hat, wie es scheint, alles Wesentliche, was er aus eigener Gedankenarbeit heraus zu sagen hatte, bereits ausgesprochen; andererseits ist ihm durch sein System ein fester Standpunkt gegeben, von dem aus er geschichtliche Thatsachen anordnen und beurteilen kann. Das bedeutet nun freilich, daß wir es in dem vorliegenden Buch im Grunde genommen mit einer Auseinandersetzung zwischen Hartmanns System und anderen metaphysischen Systemen zu thun haben, daß wir die Kräfte, welche die Geschichte der Philosophie treiben, manchmal gar nicht kennen lernen, sondern dafür wunderlich konstruierte Beziehungen in den Kauf nehmen müssen, die weder historisch nachweisbar noch logisch annehmbar sind — es sei denn für jemand, der ganz auf Hartmanns Boden steht. Hierin ist ferner Hartmanns Neigung begründet, jede philosophische Richtung mittels einer Verknüpfung schematischer Ausdrücke zu kennzeichnen: so spricht er z. B. von einem pluralistischen antilogisch-realdialektischen Individualismus. In der Chemie sind solche Wortungeheuer ganz am Platze, in der Metaphysik jedoch, wo die Bedeutung der Kunstwörter schwankt — man vergleiche, was Hartmann in dieser Hinsicht über Wundt bemerkt — und wo die innerlichsten persönlichen Entscheidungen eine Rolle spielen, wird eine äußerliche Kombination starrer Begriffe schwerlich ausreichen. Desgleichen finden wir ungenügend die formelhaften Hinweise auf Vorgänger, mit denen die Darstellung jedes Denkers eingeleitet wird. Dagegen bewundern wir aufrichtig die Sachkenntnis, die Hartmann in jahrzehntelanger Beschäftigung mit den verschiedenen Systemen sich erworben und schon früher in Einzeldarstellungen bewährt hat. Er gehört zu den wenigen, die mit vollster Energie in die Gedanken eines Schelling oder Hegel eingedrungen sind: wie vortrefflich ist daher, was er nebenbei über die Lektüre der Hegelschen Schriften und über den mit Kants Philosophie getriebenen akademischen Mißbrauch sagt. Wahrhaft glänzend ist die Zergliederung der Schellingschen Metaphysik, während Herbarts Philosophie vielleicht unterschätzt, diejenige Günthers zu ausführlich behandelt wird. Sehr richtig hebt Hartmann mehrfach hervor, welchen Schaden es in der Metaphysik gestiftet hat, daß man die „Wahrscheinlichkeit“ gar nicht oder nicht genügend beachtete. Und so ließe sich noch vieles Ausgezeichnete an dem imponierenden Werke rühmen.

Von der Metaphysik des neunzehnten Jahrhunderts wenden wir uns rückwärts zum Vater der ganzen europäischen Metaphysik, zu **Plato**, der in Wilhelm Windelband einen neuen Biographen gefunden hat (Frommanns Klassiker der Philosophie IX: Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff]). Windelband versteht es meisterhaft, den Anknüpfungspunkt zu finden, der die Besonderheit unseres gegenwärtigen Fühlens und Denkens mit einer früheren Bewußtseinslage verbindet: in diesem Falle beginnt er mit dem Hinweis, daß in Plato das Kulturideal der Menschheit, ihr Leben durch ihre Wissenschaft zu gestalten, vorbildlich für alle Zeiten verkörpert sei. Seine Darstellung gipfelt in der Ideenlehre, die er vor unseren Augen in wirklich überzeugender Weise entwickelt, bedient sich aber sonst nicht überall des entwickelungsgeschichtlichen Verfahrens, das Plato gegenüber vielleicht zweckmäßig gewesen wäre.

In der gleichen Sammlung ist (im zehnten Band) **Schopenhauers Persönlichkeit, Lehre und Glaube** von Johannes Volkelt geschildert worden. Das Buch erscheint uns als die beste zusammenfassende Darstellung Schopenhauers, die wir in deutscher Sprache besitzen. Es ist vortrefflich gegliedert, aus Anteilnahme an dem Menschen und seinen Problemen entstanden, sachlich gefüllt mit erklärenden und berichtigenden Einsichten. Volkelt hat im höchsten Sinne des Wortes diesen Philosophen sich angeeignet; für sein Verhältnis zu ihm gilt, was Schopenhauer einmal von jedem geistigen Erwerb des Selbstdenkers sagt: er sehe aus „wie ein schönes Gemälde, das lebendig hervortritt, mit richtigem Licht und Schatten, gehaltenem Ton, vollkommener Harmonie der Farben; hingegen gleicht der geistige Erwerb des bloßen Gelehrten einer großen Palette voll bunter Farben, allenfalls systematisch geordnet, aber ohne Harmonie, Zusammenhang und Bedeutung.“

Aus der unerschöpflichen Kantlitteratur seien zwei Werke hier angemerkt. Ludwig Goldschmidt, ein Mathematiker, hat **Mellins Randnoten zur Kritik der reinen Vernunft** (1794) neu herausgegeben und mit einer umfassenden Begleitschrift zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft versehen. (Gotha, E. F. Thienemann.) Ob wirklich nach dem Erscheinen von Vaihingers Kant-Kommentar eine Neuauflage jenes vortrefflichen Erklärungsbuches aus dem achtzehnten Jahrhundert notwendig war? Goldschmidt glaubt es, da er sich in die Vorstellung hineingelebt hat, daß Mellins Verständnis der Kantischen Vernunftkritik noch nicht wieder erreicht sei und wir streben müßten, es zurückzugewinnen. Denn Kant habe mit seinen kritischen Überlegungen eine ein für allemal gültige und auch heute nicht anzugreifende Grundlage geschaffen; er könne außerdem nur auf eine einzige Weise verstanden werden. Goldschmidts eigener Versuch, die Kantischen Gedanken uns näher zu bringen, ist teilweise vortrefflich gelungen, leider jedoch durch polemische Auseinandersetzungen etwas beeinträchtigt.

Ebenso überzeugt wie Goldschmidt von der Richtigkeit der Kantischen Erkenntnistheorie ist Ernst Marcus, Amtsrichter in Essen, von der Wahrheit der Kantischen Ethik. Sein Buch (bei Herm. Haacke in Leipzig verlegt) betitelt sich: **Die exakte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion und die Konstruktion der Welt aus den Elementen des Kant**, eine Erhebung der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft zum Range der Naturwissenschaft. Es würde

zu weit führen, wollten wir uns hier auf Anspruch und Grundsatz des Verfassers einlassen. Wir empfehlen, zuerst den zweiten Teil zu lesen, der wie die Kritik der praktischen Vernunft angeordnet ist und manches zu ihrem anschaulichen Verständnis beiträgt. Der erste Teil enthält begriffliche Erörterungen über Empfindungen (Differenztheorie der Empfindung), über Regeln, deren Voraussicht unser Handeln und Denken lenkt, über das sittliche Bewußtsein, das auf der Triebkraft der Universalregel beruht, und dergleichen mehr. Die Ergebnisse dieser oft schwierigen Erörterungen sollen mit den Ergebnissen Kants zusammenfallen.

Zur systematischen Philosophie gehören, trotz den gelegentlichen und dann stets verdienstlichen historischen Exkursen, Julius Bergmanns **Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie** (Marburg i. H., N. G. Elwerts Verlag). Diese Untersuchungen entspringen nicht dem in der philosophischen Litteratur der Gegenwart überwuchernden Bedürfnis nach Lehrbüchern. Eine wirkliche Forschung wird uns hier geboten, keine übersichtliche Darstellung der Lehren anderer. Bergmann knüpft gern an die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und an Fichte an. Die Abhandlung über Glaube und Gewißheit ist durch die Beziehungen zu Religion und Wissenschaft von allgemeinem Interesse, der Aufsatz über den Satz des zureichenden Grundes ein Meisterstück der Gedankenentwickelung. In dem Versuch über den Begriff des Daseins und das Ich-Bewußtsein wird sein zwischen Dasein und Denknotwendigkeit einerseits, zwischen Dasein und Wahrnehmungsexistenz andererseits unterschieden. In eine jetzt lebhaft verhandelte Streitfrage greift Bergmann ein mit seiner Untersuchung über Seele und Leib; in die Ethik geht die Abhandlung über die Anforderungen des Willens an sich selbst; auch die Naturphilosophie wird in anderen Essays berührt und zwar mit solchem Erfolg, daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, der Verfasser möchte sich dieses vernachlässigten Gebietes weiterhin annehmen.

Große und verdiente Beachtung hat das Buch von Paul Natorp gefunden: **Socialpädagogik.** Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff].) Von Plato und Kant ausgehend, angenähert an Pestalozzi und weit sich entfernend von Herbart stellt Natorp als Ideal ein Gemeinleben auf, das in wirtschaftlich-rechtlicher Gemeinsamkeit nicht aufgeht, sondern auf ihrer Grundlage das ganze geistige Dasein des Menschen umspannt. Die Gemeinschaft — in ihrer Vollendung ein so unendliches Ideal wie die ewige Wahrheit — soll die individuelle Sittlichkeit zur Vollkommenheit bringen; wie das im einzelnen der Fall sein kann, zeigt der Verfasser durch Ausführungen über Verhältnisse der Gegenwart, die ebenso mutig wie fesselnd sind. Diese Erörterungen über Haus, Schule und Selbsterziehung können unseren Lesern nicht dringend genug empfohlen werden. Etwas anders steht es mit der philosophischen Grundlegung. Uns kommt es so vor, als ob in ihnen der psychologische Zusammenhang nicht immer gewahrt bliebe, als ob hier und da schablonenmäßige Begriffe gebildet würden und als ob die Anknüpfung an Kant nicht durchweg von Nutzen sei. Doch hat eine solche persönliche Auffassung keinen Einfluß auf die Bewertung des ganzen Werkes, das an dieser Stelle zwar nicht analysiert, wohl aber aufs wärmste empfohlen werden kann.

Schließlich sind zu erwähnen Max Dreßlers **Vorlesungen über Psychologie** (Heidelberg, Carl Winters Verlag). Sie gehören in die Reihe der Vorträge, mit denen man in Karlsruhe beabsichtigte, „der Frauenwelt geistige Anregung und die Gelegenheit zur Vertiefung ihres allgemeinen Wissens zu bieten“. Aus dieser Zweckbestimmung erklären sich die vielfachen Citate aus Dichtwerken und entschuldigen wir die etwas übertriebene Verherrlichung der Liebe und der weiblichen Eigenart. Der Verfasser, ein Arzt, will seine Psychologie auf den Boden einer allgemeinen Weltanschauung gründen: er entscheidet sich dahin, die Welt als Erscheinung, die Einzelseele als Teil des Geistes aufzufassen. Er will ferner die Ergebnisse der Psychologie auf das Leben anwenden und spricht daher gern von Dingen, wie sie früher z. B. Fortlage behandelte: Temperament, Alters- und Geschlechtsunterschied u. s. f. Nicht überall sind die neuesten Errungenschaften der exakten Psychologie verwertet, aber überall wird in wissenschaftlichem Geist und in ebenso klarer wie anmutiger Sprache geredet. Das Buch entspricht also durchaus seinem Zweck. M. D.

Die religiöse Seite in dem Charakterbilde Bismarcks ist in den Gedächtnisreden und -Artikeln, die ihm sonst so zahlreich gewidmet worden sind, bisher immer nur oberflächlich gestreift worden. Darin liegt nun nicht bloß eine geschichtliche Fälschung, sondern auch eine Nichtachtung der Bismarckschen Selbstbekenntnisse, die so reich sind an tiefernsten Bemerkungen über seine religiösen Empfindungen und Ansichten. Moriz Busch hat zwar in seinem Buche „Unser Reichskanzler“ ein Kapitel mit der Überschrift „Sein Verhältnis zu den göttlichen Dingen“, gar zu deutlich aber spürt man gerade hier, wie wenig inneres Verständnis dieser sonst treu ergebene Geist für diese Provinz der Bismarckschen Persönlichkeit hatte. So ist es denn von vornherein als ein Verdienst zu bezeichnen, daß D. Otto Baumgarten in einer besonderen kleinen Schrift **Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche** behandelt, und zwar zumeist nach den eigenen Äußerungen des Kanzlers, wie sie sich in seinen Briefen, in seinen politischen Reden,

in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ und sonstigen Äußerungen gesammelt finden (Tübingen, J. C. B. Mohr; Mk. 1,60). Dabei ist nicht vergessen worden, daß Bismarck am wenigsten auf religiösem und kirchlichem Gebiet stets derselbe gewesen ist, sondern vermöge seines „Gehorsams gegen die Wirklichkeit“ und ihre wechselnden Erfahrungen äußerlich und innerlich andere Stellung nahm zu den Fragen, die ein für allemal zu lösen er sich nie anmaßte. Der Verfasser verfolgt bei dieser Zusammenstellung weder die Tendenz, seinen Helden für die eigene Auffassung in Anspruch zu nehmen, noch überhaupt ihn einzuordnen in irgend eine kirchliche oder theologische Kategorie; er wünscht nur, daß die Nation sich dankbar bewußt würde des Schatzes an religiöser Kraft und kirchlicher Nüchternheit, den ihr ihr größter Staatsmann in seinem Leben und seinen Schriften vermacht hat. Mit anerkennenswerter Sachlichkeit hat er dieses Programm in vier Kapiteln („Die religiöse und kirchliche Entwickelung Bismarcks“ — „Bismarcks Religion“ — „Bismarcks Stellung zur evangelischen Kirche“ — „Bismarcks Kampf mit der Papstkirche“) zu erfüllen gewußt; er hat recht, wenn er zum Schluß sagt, der Gesamteindruck werde doch wohl übereinstimmend der sein: größer als die Genialität des Verstandes, der politischen Berechnung in Bismarck war die Genialität des reichen Gemüts, des starken Willens. „Der Reichtum, die Gewalt des inneren Lebens und des bauenden Strebens, die Charakterstärke dieser sittlichen Persönlichkeit, die in ihren vielseitigen Interessen nie die Einheit des dienenden Willens verlor — das ist das Große und Überwältigende dieser Erscheinung.“ Und auch der andere Ausspruch bestätigt sich: „Bismarck war gewiß kein Kirchenchrist, manches konnte man vom Standpunkte einer evangelischen Gemeinde aus an ihm vermissen; aber daß seine innere Stellung zu Gott ein Stück seines Wesens war, durfte niemand übersehen.“ F. D.

* *
*

An ein weitverbreitetes Hausbuch im besten Sinne des Wortes wollen wir von neuem erinnern: an Prof. Dr. Lassar-Cohns **Chemie im täglichen Leben** (Hamburg, Leopold Voß; Preis geb. 4 Mk.). Die hier vereinigten gemeinverständlichen, durch Abbildungen erläuterten Vorträge, jetzt schon in vierter Auflage erschienen, gehen wirklich von den Wissensbedürfnissen des täglichen Lebens aus und verstehen es, dank einer meisterhaft klaren und anregenden Darstellungsweise, den Leser gleichsam thätig teilnehmen zu lassen am Wirken und Sichverhalten der verschiedensten chemischen Substanzen und Zusammensetzungen. Wie entsteht das Gas? Woraus gewinnt man Dynamit? Wie sind die Vorgänge bei der Photographie? Worin besteht das Wesen der Röntgenstrahlen? — das nur ein paar Fragen aus der Fülle derer, die in diesem Buche ihre Beantwortung und Erklärung finden. Und außerdem — es ist das eben ein Lob, dessen Seltenheit seinen Wert erhöht — sei dankbar hervorgehoben, daß ein Mann der exakten Wissenschaft es nicht verschmäht, seinen Ausführungen das Gewand künstlerischer Form zu geben, einer Form, die zu eigenem Denken gleichsam spielend erzieht. Ein Inhaltsverzeichnis macht den handlichen, gefällig ausgestatteten Band auch als Nachschlagebuch für den Augenblick brauchbar. —l.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.



Moderne Hand-Kameras.

I.

Die Anwendung der Photographie ist längst nicht mehr auf die Ateliers der Fachphotographen beschränkt. Die schöne Lichtkunst ist zum Gemeingut der Menschen geworden, und schon erscheint die Zeit nicht mehr ferne, wo ein photographischer Apparat zu den notwendigen Utensilien des Wanderers und des Reisenden gehören wird. Bereits jetzt sieht man überall die kleinen unscheinbaren Kästen, denen die geheimnisvolle Kraft innewohnt, mit Blitzesschnelle jeden Vorgang, jede noch so flüchtige Erscheinung zu erfassen und unvergänglich im Bilde festzulegen. Der große Reiz dieser naturwahren Momentbilder führt der Photographie immer neue Scharen von Verehrern zu.

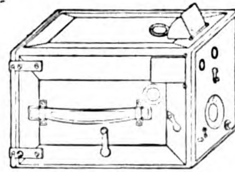


Abb. 1.

Für den Neuling ist es nicht leicht, unter den gebotenen Hilfsmitteln das richtige zu wählen, da die Zahl der verschiedenen Handkamerakonstruktionen eine außerordentlich große ist. Wir wollen daher in großen Zügen die hauptsächlichsten Handkameratypen beschreiben.

Eine Handkamera soll möglichst kompendiös, leicht transportierbar und zugleich schnell und sicher zu handhaben sein. Dies Ziel ist auf verschiedenen Wegen angestrebt worden, und hieraus haben sich die verschiedenen Kameratypen ergeben. Man kann demgemäß die Handkameras in vier große Klassen einteilen: Magazin-Kameras, Klapp-Kameras, Spiegel-Reflex-Kameras und Film-Kameras, von denen jede Gruppe ihre Eigenart und ihre besonderen Vorzüge hat.

Beschäftigen wir uns zuerst mit der Magazin-Kamera (s. Abb. 1). Diese Konstruktion enthält ein Plattenmagazin, welches ein Dutzend oder mehr Platten aufnimmt, die durch einen Wechselmechanismus nacheinander in die Einstellebene vor das Objektiv gebracht werden. Man wechselt unmittelbar nach der Aufnahme und braucht alsdann nur den Momentverschluß auszulösen, um ein neues Bild auf der Platte zu fixieren.

Gute Magazin-Kameras werden fabriziert von H. Ernemann, Dresden, Herbst & Firl, Görlitz, Hüttig, Dresden, Dr. Krügener, Frankfurt a. M., Langer & Co., Wien, Loukota, Prag, G. Meyer & Co., Zürich, Soennecken & Co., München, Emil Wünsche, Reick-Dresden und können durch jede photographische Handlung bezogen werden.

Alle diese Apparate werden von den Fabrikanten mit Vorliebe mit dem Goerz'schen Doppel-Anastigmaten ausgestattet, einem vorzüglichen Universalobjektiv, gleich leistungsfähig für Momentaufnahmen, Porträts, Gruppen, Landschaften oder Interieurs. Wegen seiner großen Lichtstärke, sowie der vorzüglichen Rand- und Tiefenschärfe ist der Doppel-Anastigmat für Handkamera-Aufnahmen ganz besonders gut geeignet. Bei den hohen Anforderungen, welche an die Leistungsfähigkeit der Handkamera gestellt werden, ist eine erstklassige Optik Vorbedingung des Erfolges.

Wir werden auf den Doppel-Anastigmaten später noch zurückkommen. Denjenigen, welche sich eingehender über die Eigenschaften dieses Objektivs orientieren wollen, sei die ausführliche, reich illustrierte Beschreibung empfohlen, welche von der Optischen Anstalt C. P. Goerz in Berlin-Friedenau 28 kostenlos versandt wird.

(Fortsetzung folgt.)



Bis zum 31. Januar gingen nachfolgende neu erschienene Werke ꝛc. ꝛc. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig nur die Titel und behalten uns eine etwaige Besprechung nach genauer Auswahl für später vor.

Berendt, M.: Schiller — Wagner. Ein Jahrhundert der Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas. Preis geh. M. 3.50, geb. 5 M. Berlin, Alexander Duncker.

Berg, Leo: Das sexuelle Problem in Kunst und Leben. Stark vermehrte 5. Auflage. Preis M. 1.50. Berlin, Hermann Walther.

Deussen, Paul: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Doflein, Franz: Von den Antillen zum fernen Westen. Reiseskizzen eines Naturforschers. Preis geh. 5 M., geb. M. 6.50. Jena, Gustav Fischer.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Erste Abtheilung, Lfrg. 77. Dritte Abtheilung, Lfrg. 51/53. Preis der Lfrg. 3 M. Breslau, Eduardt Trewendt.

Faust. Der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Fünfte Auflage. Neudruck der zweiten umgearbeiteten und vermehrten Auflage. Preis geb. 4 M. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhdlg.

Geijerstam, Gustaf af: Auf der letzten Schäre. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Francis Maro. Preis geh. 50 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

George, Stefan: Der Teppich des Lebens und Die Lieder von Traum und Tod. Mit einem Vorspiel. Zweite Ausgabe. Berlin, Georg Bondi.

Gerstenbergk, Jenny von: Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf. In Briefen und persönlichen Erinnerungen. Preis 2 M. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf.

Hebbels, Friedrich, sämmtliche Werke in zwölf Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Emil Kuh. Neu herausgegeben von Hermann Krumm. Leipzig, Max Hesse's Verlag.

Hebbel, Friedr.: Sämmtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. Erster Band: Dramen I. (1841 bis 1847.) Preis des Bandes geh. M. 2.50, geb. M. 3.50. Berlin, B. Behr's Verlag.

Herrmann, Max: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Entstehungs- und Bühnengeschichte. Preis 8 M. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg.

Kellen, T.: Wie werde ich ein guter Kaufmann? Praktische Anleitung für den jungen Kaufmann, um selbstthätig auf dem kürzesten Wege in seinem Berufe vorwärts zu kommen. Nach den Musterbeispielen berühmter Kaufleute aus alter und neuer Zeit. Lebensbilder aus der Geschichte des Handels und der Gewerbe. Preis M. 2.75. Leipzig, Verlag der Handels-Akademie.

Klein, Herm. J.: Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung nach dem Standpunkte der astronomischen Wissenschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Dritte völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels". Preis geh. 10 M. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.

Lessenthin, Berthold: Das Riesengebirge im Winter. Herausgegeben im Einverständniß mit dem deutschen und dem österreichischen Riesengebirgsverein. Preis 4 M. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Michael, Erich: Die Pfarrer von Grünhain. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Preis M. 1.50. Leipzig, Adolf Baum.

Mosse's Zeitungs-Katalog 1901. 34. Auflage. Berlin, Rudolf Mosse.

Ottmann, Victor: Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Nebst Casanovas Tragikomödie des Polemoskop. Stuttgart, Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen.

Pederzani-Weber, J.: Der Weiberfeind. Eine Erzählung aus dem Thüringer Wald. Preis 2 M. Leipzig, Bernhard Franke.

Pfungst, Arthur: Laskaris. Eine Dichtung. Vierte Auflage (Volksausgabe). Preis geh. M. 2.40, geb. M. 3.60. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhdlg.

Reuter, Gabriele: Ellen von der Weiden. Ein Tagebuch. Dritte Auflage. Preis geh. M. 3.50, geb. M. 4.50. Berlin, S. Fischer.

Saenger, Sam.: John Ruskin. Sein Leben und Lebenswerk. Ein Essay. Preis geh. 4 M. Straßburg, J. H. Heitz.

Schurtz, Heinrich: Urgeschichte der Kultur. Preis geb. 17 M. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Seidels, Heinrich, erzählende Schriften. Lfrg. 47/53. Preis der Lfrg. 40 Pf. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf.

Sponsel, Jean Louis: Kabinettstücke der Meißner Porzellan-Manufaktur von Johann Joachim Kändler. Preis geh. 30 M., geb. M. 32.50. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Stöber Fritz: Dämmerstrahlen. Ein Dichtbuch. Preis geh. 3 M., geb. M. 4.25. Berlin, Hermann Walther.

Weber, Emil: Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene. Preis geh. 3 M. Göttingen, Franz Wunder.

Weber, Emil: Neue Märchen für die Jugend. Preis 75 Pf. Göttingen, Franz Wunder.

Wildenow, Eugen: Theodor Körners Grabstätte. Bestattung des Dichters in Wöbbelin, Geschichte seines Grabes und die Feiern an seinem Begräbnisplatze. Preis 1 M. Dresden, C. Heinrich.

Zacher, Alb.: Römische Augenblicksbilder. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Zauner, Adolf: Romanische Sprachwissenschaft. Preis 80 Pf. Nr. 128 der Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg.

Zernin, Gebhard: August von Goeben, Königlich preußischer General der Infanterie. Eine Auswahl seiner Briefe mit einem einleitenden Lebensbilde. Preis geh. 6 M., geb. 7 M. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.

Zitelmann, Katharina: Unter egyptischer Sonne. Roman aus der Gegenwart. Preis 3 M. Berlin, Carl Duncker's Verlag.



Bis zum 31. Januar gingen nachfolgende neu erschienene Werke &c. &c. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig nur die Titel und behalten uns eine etwaige Besprechung nach genauer Auswahl für später vor.

Berendt, M.: Schiller — Wagner. Ein Jahrhundert der Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas. Preis geh. M. 3.50, geb. 5 M. Berlin, Alexander Duncker.

Berg, Leo: Das sexuelle Problem in Kunst und Leben. Stark vermehrte 5. Auflage. Preis M. 1.50. Berlin, Hermann Walther.

Deussen, Paul: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Doflein, Franz: Von den Antillen zum fernen Westen. Reiseskizzen eines Naturforschers. Preis geh. 5 M., geb. M. 6.50. Jena, Gustav Fischer.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Erste Abtheilung, Lfrg. 77. Dritte Abtheilung, Lfrg. 51/53. Preis der Lfrg. 3 M. Breslau, Eduardt Trewendt.

Faust. Der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Fünfte Auflage. Neudruck der zweiten umgearbeiteten und vermehrten Auflage. Preis geb. 4 M. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhdlg.

Geijerstam, Gustaf af: Auf der letzten Schäre. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Francis Maro. Preis geh. 50 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

George, Stefan: Der Teppich des Lebens und Die Lieder von Traum und Tod. Mit einem Vorspiel. Zweite Ausgabe. Berlin, Georg Bondi.

Gerstenbergk, Jenny von: Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf. In Briefen und persönlichen Erinnerungen. Preis 2 M. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf.

Hebbels, Friedrich, sämmtliche Werke in zwölf Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Emil Kuh. Neu herausgegeben von Hermann Krumm. Leipzig, Max Hesse's Verlag.

Hebbel, Friedr.: Sämmtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. Erster Band: Dramen I. (1841 bis 1847.) Preis des Bandes geh. M. 2.50, geb. M. 3.50. Berlin, B. Behr's Verlag.

Herrmann, Max: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Entstehungs- und Bühnengeschichte. Preis 8 M. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg.

Kellen, T.: Wie werde ich ein guter Kaufmann? Praktische Anleitung für den jungen Kaufmann, um selbstthätig auf dem kürzesten Wege in seinem Berufe vorwärts zu kommen. Nach den Musterbeispielen berühmter Kaufleute aus alter und neuer Zeit. Lebensbilder aus der Geschichte des Handels und der Gewerbe. Preis M. 2.75. Leipzig, Verlag der Handels-Akademie.

Klein, Herm. J.: Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung nach dem Standpunkte der astronomischen Wissenschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Dritte völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels". Preis geh. 10 M. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.

Lessenthin, Berthold: Das Riesengebirge im Winter. Herausgegeben im Einverständniß mit dem deutschen und dem österreichischen Riesengebirgsverein. Preis 4 M. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Michael, Erich: Die Pfarrer von Grünhain. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Preis M. 1.50. Leipzig, Adolf Baum.

Mosse's Zeitungs-Katalog 1901. 34. Auflage. Berlin, Rudolf Mosse.

Ottmann, Victor: Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Nebst Casanovas Tragikomödie des Polemoskop. Stuttgart, Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen.

Pederzani-Weber, J.: Der Weiberfeind. Eine Erzählung aus dem Thüringer Wald. Preis 2 M. Leipzig, Bernhard Franke.

Pfungst, Arthur: Laskaris. Eine Dichtung. Vierte Auflage (Volksausgabe). Preis geh. M. 2.40, geb. M. 3.60. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhdlg.

Reuter, Gabriele: Ellen von der Weiden. Ein Tagebuch. Dritte Auflage. Preis geh. M. 3.50, geb. M. 4.50. Berlin, S. Fischer.

Saenger, Sam.: John Ruskin. Sein Leben und Lebenswerk. Ein Essay. Preis geh. 4 M. Straßburg, J. H. Heitz.

Schurtz, Heinrich: Urgeschichte der Kultur. Preis geb. 17 M. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Seidels, Heinrich, erzählende Schriften. Lfrg. 47/53. Preis der Lfrg. 40 Pf. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf.

Sponsel, Jean Louis: Kabinettstücke der Meißner Porzellan-Manufaktur von Johann Joachim Kändler. Preis geh. 30 M., geb. M. 32.50. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Stöber Fritz: Dämmerstrahlen. Ein Dichtbuch. Preis geh. 3 M., geb. M. 4.25. Berlin, Hermann Walther.

Weber, Emil: Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene. Preis geh. 3 M. Göttingen, Franz Wunder.

Weber, Emil: Neue Märchen für die Jugend. Preis 75 Pf. Göttingen, Franz Wunder.

Wildenow, Eugen: Theodor Körners Grabstätte. Bestattung des Dichters in Wöbbelin, Geschichte seines Grabes und die Feiern an seinem Begräbnisplatze. Preis 1 M. Dresden, C. Heinrich.

Zacher, Alb.: Römische Augenblicksbilder. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Zauner, Adolf: Romanische Sprachwissenschaft. Preis 80 Pf. Nr. 128 der Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg.

Zernin, Gebhard: August von Goeben, Königlich preußischer General der Infanterie. Eine Auswahl seiner Briefe mit einem einleitenden Lebensbilde. Preis geh. 6 M., geb. 7 M. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.

Zitelmann, Katharina: Unter egyptischer Sonne. Roman aus der Gegenwart. Preis 3 M. Berlin, Carl Duncker's Verlag.



